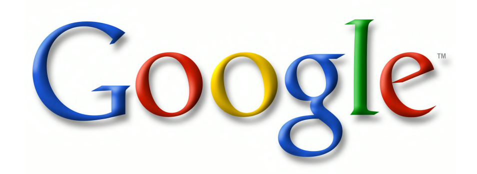
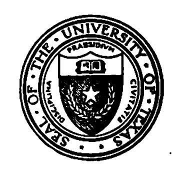





SEAL OF THE UNIVERSITY OF TEXAS
DISCIPLINA PRAESIDIUM CIVITATIS

Der Türmer

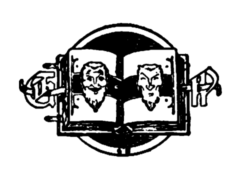
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Fünfter Jahrgang * Band II.

(April bis September 1903.)



Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

Stimmen des In- und Auslandes.

Offene Halle.

Türmers Tagebuch.

Hausmusik.

Briefe.

Photogravüren und Illustrationen.

Notenbeilagen.



E. Burnand pinx. Photogravure Bruckmann

T

DIE APOSTEL PETRUS UND JOHANNES, ZUM GRABE DES HERRN EILEND

Nach einem Kohledruck der Firma Braun, Clement & Cie. Paris-Dornach (Els.) und New-York



V. Jahrg. April 1903. Heft 7.

Kaiser und Bekenner.

Von

J. E. Frhrn. von Grotthuß.

Es würde mehr Zeit als geistigen Aufwand kosten, den bündigen Nachweis zu führen, daß es schlechterdings kein Gebiet menschlichen Könnens und Wissens gibt, auf dem nicht schon Kaiser Wilhelm dem Zweiten die Palme vollendeter Meisterschaft oder mindestens „geniale Befähigung" zugesprochen worden wäre. Daß ein solcher Universalmensch und Wundermann diese Welt der Mängel nie beglückt hat oder beglücken wird, scheint dem überschwenglichen deutschen Huldigungsbedürfnis nicht über die Schwelle des Bewußtseins zu treten.

Auch an den von den Parteien so brünstig umworbenen „Religionsbrief" des Kaisers an den Admiral Hollmann über „Babel und Bibel" ist man vielfach mit Voraussetzungen herangegangen, die man bei weniger Ekstase ruhig zu Hause gelassen hätte. Dem unbefangenen Beurteiler brachte er auch nicht die geringste Überraschung. Der Brief bietet — um es kurz vorweg zu sagen — nichts anderes, als was man füglich von ihm erwarten durfte und mußte. Seine Bedeutung liegt auch weniger auf religiösem, als auf politischem, insbesondere kirchenpolitischem Gebiete.

Konnte man etwa erwarten, daß der Summus episcopus der preußischen Landeskirche die Grundlagen dieser Kirche verleugnen werde? Oder durfte man auf der anderen Seite annehmen, das Oberhaupt des Deutschen Reiches, der Herrscher über Anhänger der verschiedensten Bekenntnisse — verschieden auch innerhalb der evangelischen Kirche selbst — werde sich auf die Wünsche und Bestrebungen einer kleinen Minderheit festlegen? Beides war von vornherein ausgeschlossen, und wenn jetzt gleichwohl die Parteien das Bekenntnis des Kaisers für sich in Anspruch nehmen, so läßt sich aus dem Schreiben selbst eine Berechtigung hiefür weder für die eine noch für die andere herleiten.

Es ist nicht nur der Bekenner, es ist vorwiegend auch der Kaiser, der gesprochen hat und sprechen mußte. Das kann und soll den Wert und die Aufrichtigkeit des Bekenntnisses, das er vor allem Volke freudig abgelegt hat, nicht im mindesten verkümmern. Aber der Kaiser betont ja selbst in seinem Briefe, wo er den „guten", „vortrefflichen Professor" väterlich zurechtweist, daß es nicht genügt, das Rechte zu tun, sondern daß es auch am rechten Ort und in der rechten Weise geschehen müsse.

Der Brief ist, politisch betrachtet, ein erfreuliches Zeugnis hohenzollernscher Erbweisheit. Er hält sich ebenso fern von Unduldsamkeit gegen das Neue, wie von Übereilung. Das Neue soll sich in Freiheit auswirken, soweit es berechtigt ist, aber zur weiteren Geltung im Volksleben erst gelangen, wenn es ausgereift ist und die Spreu sich vom Weizen gesondert hat. Das sind Grundsätze, denen man nur freudig beistimmen, und von denen man nur wünschen kann, daß sie auch auf anderem, sozialem und politischem Gebiete unter der Führung des Kaisers betätigt würden.

Viel Unreifes und Unfertiges schwemmt die Tagesströmung an die Ufer unserer öffentlichen Meinung, wo es von Unmündigen begierig aufgerafft und um seiner bloßen glänzenden Neuheit willen als lauteres Gold der „Wahrheit" und „Wissenschaft" angestaunt wird. Der so ernste uud verantwortungsvolle Begriff „Wissenschaft" ist in unseren Tagen zur Scheidemünze abgegriffen, mit der um sich zu werfen, jeder oberflächliche Zeitungsleser ein Recht zu haben glaubt. Und wie wenig von all der „Wissenschaft" beruht auf wirklichem Wissen und nicht auf mühsam gestützten Vermutungen, deren künstliches Gerüst jeden Tag zusammenbrechen kann, wenn wieder einmal aus dem unendlichen Reiche des Unerforschten und Unerforschlichen irgend ein winziger Papierfetzen, ein behauener Stein, ein dürftiger Knochenrest oder irgend eine neue Naturerscheinung zutage gefördert wird. Ja, was wissen wir denn überhaupt? Alles wahre Wissen ist transzendental, liegt außerhalb der natürlichen Grenzen unserer Vernunft. Was wir unser Wissen nennen, ist Erfahrung und Beobachtung der Erscheinungen, nicht Erkenntnis der Dinge.

Auch mancher von Prof. Delitzsch im zweiten Vortrage über Babel und Bibel mit großer Sicherheit vorgeführten Entdeckung wird vielleicht nur ein kurzes Leben beschieden sein. Seine „Feststellungen" dürfen, soweit sie Neues

bringen, als Möglichkeiten, vielleicht als Wahrscheinlichkeiten gelten, entbehren aber zum großen Teile der zwingenden Notwendigkeit. Dazu ist das Material viel zu dürftig. Es kann so sein, wie der geschätzte Gelehrte ausführt, es muß aber nicht so sein. Auch solche Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten haben zweifellos ihren Wert für die wissenschaftliche Forschung, indem sie ihr Wege weisen, auf denen sie vielleicht die Wahrheit findet. Aber zum Hebel umstürzender Menschheitsideen und zur Grundlage neuer Weltanschauungen sind sie gewiß nicht geeignet. So ist denn des Kaisers bedächtige Mahnung, die Erörterung solcher neuer Thesen zunächst auf den Kreis der Fachgenossen zu beschränken, an sich nicht unbegründet. In die breite Öffentlichkeit getragen, dazu von der Autorität der „Wissenschaft" gedeckt, können unausgegorene Theoreme nur Verwirrung stiften und die Gemüter in Überzeugungen wankend machen, in denen sie bisher Glück und Frieden fanden, und die vielleicht in ihrer Art doch noch fester gegründet waren, als die vermeintlichen neuen Wahrheiten. In Wirklichkeit hat ja des Kaisers Brief das Gegenteil seiner Mahnung erzielt, insofern die Frage nun erst recht die weiteste Öffentlichkeit beschäftigt. Aber auch das hat sein Gutes, denn es ist dem Volke heilsam, wenn sein Blick von den nüchternen Alltagsinteressen abgelenkt und zu höheren Dingen emporgerichtet wird. Daß es aber wieder das deutsche Volkstum ist, das mit solcher Wärme in die Bewegung über die höchsten Fragen der Menschheit eintritt, und daß es gerade der deutsche Kaiser ist, der sich sozusagen an die Spitze dieser Bewegung stellt, kann deutsche Herzen nur höher schlagen lassen. Hier hat sich der Kaiser mit seinem Volke im innersten Heiligtum der Volksseele gefunden, hier verstehen sie einander im Tiefsten. Denn es war immer deutsche Art, den höchsten Fragen nachzusinnen und die höchsten Kämpfe auszukämpfen, indes die andern ihren Geschäften nachgingen. Es hat uns das manche schweren Opfer an äußeren Gütern gekostet, und doch wären wir ohne das nicht, was wir sind —: Deutsche. Denn „deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun", und welche Sache könnte mehr um ihrer selbst willen getan werden, als die Sache der Wahrheit und der höchsten Menschheitsideale?

Das große Interesse an den Delitzschschen Vorträgen erklärt sich, abgesehen vom Hervortreten des Kaisers, weniger durch das Neue, das sie etwa ans Licht gefördert haben, als durch alte Zweiflerfragen, die durch sie wieder in Fluß gebracht worden sind. Und da trifft die Sonde des Gelehrten manchen empfindlichen, wunden Punkt, den man in gewissen Kreisen nicht gern berührt sieht.

„Offenbarung!" — sagt Prof. Delitzsch. „Es läßt sich kaum eine größere Verirrung des Menschengeistes denken als die, daß man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Überreste des althebräischen Schrifttums in ihrer Gesamtheit jahrhundertelang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionsbuch hielt, obwohl sich darunter Schriften wie das Buch Hiob, welches mit Worten, die stellenweise an Blasphemie (? D. T.) grenzen, überhaupt

die Existenz eines gerechten Gottes bezweifelt, sowie recht weltliche Schriftstücke wie zum Beispiel Hochzeitsgesänge (das sogenannte Hohelied Salomonis) befinden. In dem hübschen Minnelied Ps. 45 lesen wir Vers 11 ff.: ‚Höre, Tochter, und siehe, und neige dein Ohr und vergiß dein Volk und dein Vaterhaus, und gelüstet's den König nach deiner Schönheit, denn er ist dein Herr, dann fall vor ihm nieder.‘ Es läßt sich denken, was herauskommen mußte, wenn Bücher und Stellen wie diese theologisch, ja messianisch ausgelegt werden (vgl. Hebräerbrief 1, 8 f.).“

Und an einer anderen Stelle:

„Man bedenke: der allmächtige Gott, ‚der Allumfasser, der Allerhalter‘, der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligsten Willen, Jahve, ‚der Fels, dessen Tun vollkommen‘ (5. Mose 32, 4), behaut mit seinen eignen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den eignen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote — da wirft Mose im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zerbricht sie in tausend Stücke. Und dieser Gott schreibt zum zweitenmal andere Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung, und Moses hält es nicht der Mühe für wert, seinem Volk und damit der Menschheit wortgetreu mitzuteilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben. Wir Gelehrten machen es jedem von uns zu schwerem Vorwurf, wenn er die Inschrift eines beliebigen Menschen, etwa eines Hirten, der an einem Felsen der Sinaihalbinsel seinen Namen verewigt hat, auch nur in einem Schriftzeichen ungenau oder gar falsch wiedergibt, und Moses, als er vor dem Übergang über den Jordan die zehn Gebote seinem Volke abermals einschärft, ändert nicht allein einzelne Wörter, stellt Wörter und Sätze um und dergleichen mehr, sondern ersetzt sogar eine lange Stelle durch eine andere, obwohl er auch diese ausdrücklich als Gottes Wortlaut entsprechend hervorhebt. Und so wissen wir bis heute nicht, ob Gott den Sabbattag zu heiligen befohlen habe in Erinnerung an seine eigene Ruhe nach dem Sechstagewerk der Schöpfung (2. Mo. 20, 11, vgl. 31, 17) oder in Erinnerung an die nimmer ruhende Zwangsarbeit des Volkes während seines Aufenthalts in Ägypten (5. Mo. 5, 14 f.). Und die nämliche Nachlässigkeit bezüglich Gottes heiligstem Vermächtnis an die Menschen ist auch sonst zu beklagen. Wir suchen noch heute den Berg in der Gebirgsgruppe der Sinaihalbinsel, der zu allem, was erzählt ist, paßt, und während wir über unendlich gleichgültigere Dinge, wie z. B. die Ringe und Stangen des Kastens, der den zwei Tafeln zur Aufbewahrung diente, eingehendst unterrichtet werden, erfahren wir über die äußere Beschaffenheit der Tafeln selbst, außer daß sie auf beiden Seiten beschrieben waren, rein gar nichts.“

So rückt Prof. Delitzsch noch mit mancherlei schwerem Geschütz gegen das Alte Testament als göttliche Offenbarung, und gegen den Gottesbegriff des Volkes Israel, als des einzig auserwählten Gottesvolkes, ins Feld. „Besonders

unklug gehandelt" scheint es ihm, „wenn etliche Heißsporne das sittliche Niveau Israels, auch das der vorexilischen Zeit, als hoch erhaben über dem der Babylonier hinstellen. Gewiß! die Kriegführung der Babylonier-Assyrer war eine grausame, mitunter barbarische. Aber auch die Eroberung Kanaans durch die hebräischen Stämme war von einem Strom unschuldig vergossenen Blutes begleitet: der Einnahme ‚der fremden großen und schönen Städte, der mit allem Gut gefüllten Häuser, der Brunnen, Weinberge, Ölpflanzungen' (5. Mos. 6, 10 f.) ging das ‚Bannen' von Hunderten von Ortschaften jenseits und diesseits des Jordan voraus, das heißt: die schonungslose Niedermetzelung aller Bewohner, auch der Frauen und kleinen und kleinsten Kinder. Was aber Recht und Gerechtigkeit in Staat und Volk betrifft, so lassen die fortgesetzten Strafreden der Propheten Israels und Judas wider die Bedrückung der Armen, Witwen und Waisen, im Verein mit Erzählungen wie jener vom Weinberge Nabots (1. Kön. 21) in eine schwere Korruption der Könige wie des Volkes blicken ..."

Jahve sei zwar „der alleinig wahre (bezw. höchste) Gott, aber er ist zugleich der Gott einzig und ausschließlich Israels; Israel ist sein auserwähltes Volk und sein Erbteil, alle andern Völker sind Gojim oder Heiden, von Jahve selbst der Gottlosigkeit und dem Götzendienst preisgegeben. Das ist eine mit unserm geläuterten Gottesbewußtsein schlechterdings unvereinbare Lehre ..."

Furchtbar sei Jahves Befehl (5. Mos. 7, 2), „die sieben großen und starken Völker, welche Israel in Kanaan vorfinden werde, wegen ihrer Gottlosigkeit erbarmungslos auszurotten, wie es denn im Vers 16 heißt: ‚Und du sollst fressen alle die Völker, welche Jahve, dein Gott, dir gibt; nicht soll dein Auge Schonung mit ihnen haben.' Diesen national-partikularistischen Monotheismus, welcher naturgemäß in Abschnitten wie der Weltschöpfungserzählung nicht hervortreten kann, aber sonst unleugbar das ganze Alte Testament durchzieht vom Sinai an: ‚Ich bin Jahve, dein Gott' bis zu Deuterojesaias ‚Tröstet, tröstet mein Volk' und Zacharias Prophetenwort (8, 23): ‚So spricht Jahve Zebaoth: In jenen Tagen geschieht's, daß zehn Männer aus allen Zungen der Völker (Gojim) sich festklammern werden an den Rockzipfel eines jüdischen Mannes, bittend: laßt uns mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch!', diesen Monotheismus, welcher, wie zum Beispiel noch Paulus (Eph. 2, 11 f.) annimmt, alle übrigen Völker der Erde Jahrtausende hindurch ‚ohne Hoffnung' sein ließ und ‚ohne Gott in der Welt', hält es schwer, für ‚offenbart' zu halten von dem heiligen und gerechten Gott! Und doch sind wir alle von Jugend auf von diesem Dogma des ‚alleinigen Bürgerrechtes Israels' (Eph. 2, 11) dermaßen hypnotisiert, daß wir die Geschichte der alten Welt unter einem ganz schiefen Gesichtswinkel betrachten und uns auch jetzt noch gern mit der Rolle des ‚geistlichen Israel' begnügen, dabei der gewaltigen historischen Umwälzung vergessend, welche sich in der mit

Johannes dem Täufer und Jesu Predigt anhebenden neutestamentlichen Zeit vollzog, jenes dramatischen Kampfes zwischen Judentum, Judenchristen- und Heidenchristentum, bis Petrus ausrufen konnte (Apostelgesch. 10, 34 f.): 'Ich fasse in Wahrheit, daß Gott nicht auf die Person siehet, sondern wer in irgend einer Nation ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt, der ist ihm angenehm', damit die Scheidewand zerreißend zwischen orientalisch-israelitischer und christlich-philosophischer Weltanschauung.

„Ich für meine Person lebe des Glaubens, daß das althebräische Schrifttum, auch wenn es seinen Charakter als 'offenbarter' oder von 'offenbartem' Geist durchwehter Schriften verliert, dennoch seine hohe Bedeutung immer behaupten wird, insonderheit als ein einzigartiges Denkmal eines großen, bis in unsere Zeit hineinragenden religionsgeschichtlichen Prozesses. Die erhabenen Stellen in den Propheten und Psalmen, erfüllt von lebendigem Gottvertrauen und von Sehnsucht nach dem Frieden in Gott, werden auch trotz der partikularistischen Umgrenzung ihres Wortlautes und Wortsinnes, welche ohnehin in unseren Bibelübersetzungen großenteils verwischt ist, allezeit ein lebendiges Echo in unserm Herzen finden. Ja, Worte wie jene des Propheten Micha (6, 6—8): 'Womit soll ich treten vor Jahve, mich beugen vor dem Gott droben? Soll ich vor ihn treten mit Brandopfern, mit einjährigen Kälbern? Hat Jahve Gefallen an Tausenden von Widdern, zahllosen Bächen von Öl? Soll ich meinen Erstgeborenen geben als Sühne, meine Leibesfrucht als Buße meines Lebens? Er tut dir hiermit kund, Mensch, was frommt, und was Jahve von dir fordert: nichts als Recht zu üben und Liebe zu pflegen und demütig zu wandeln vor deinem Gott!' — solche auf sittliche Betätigung der Religion dringende Worte (die sich übrigens auch im babylonischen Schrifttum finden) sind noch heute allen religiös Denkenden aus der Seele gesprochen.

„Aber andererseits laßt uns nicht blind festhalten an veralteten, wissenschaftlich überwundenen Dogmen, etwa gar aus Angst, es möchte hierdurch unser Gottesglaube und wahrhafte Religiosität Schaden leiden! Bedenken wir, daß alles Irdische in lebendigem Fluß ist, Stillstehen gleichbedeutend mit Tod. Schauen wir hin auf die gewaltig pulsierende Kraft, mit welcher die deutsche Reformation große Nationen der Erde auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlichen Fortschritts erfüllt! Aber auch die Reformation ist nur eine Etappe auf dem Wege zu dem uns von Gott und in Gott gesteckten Ziele der Wahrheit. Ihm streben wir nach in Demut, aber mit allen Mitteln der freien Forschung der Wissenschaft, freudig uns bekennend zu der von hoher Warte mit Adlerblick geschauten und hochgemut aller Welt kundgegebenen Losung der Weiterbildung der Religion."

Man muß sich doch diesen Wortlaut vor Augen halten, um gerecht zu sein und dem Prof. Delitzsch nicht Absichten und Behauptungen unterzuschieben, wie etwa, daß er das ganze Alte Testament oder gar die „Bibel" in Bausch

und Bogen verwerfen wolle. Man wird auch, ohne sich deshalb alle Folgerungen Delitzschs zu eigen zu machen, zugeben müssen, daß seine Geschosse manche brüchige Stelle treffen. Es hilft nun einmal nicht: der Gottesbegriff und die daraus fließende Sittlichkeit der alten Juden sind in ganz wesentlichen, ja entscheidenden Grundsätzen nicht nur nicht die unsrigen, sondern diesen auch direkt entgegengesetzt. Und alle Versuche, diese Gegensätze zwischen einer national und egoistisch beschränkten Gottesverehrung und der reinen Anschauung und Ewigkeitslehre Jesu künstlich aufzulösen oder zu verschmelzen, können nur auf Kosten der höheren und höchsten Religion, also des christlichen Glaubens und der christlichen Sittlichkeit unternommen werden. Das müssen wir wohl im Auge behalten; die Gefahr, die aus solchen Versuchen unzähligen, ehrlich ringenden Seelen erwächst, ist größer, als man glauben mag. Persönlich muß ich aufrichtig gestehen: ich könnte mich nicht zum Christentum bekennen, wenn ich mir jenes Gegensatzes nicht bewußt wäre, wenn ich nicht tief innerlich fühlte und wüßte, daß die Gottesanschauung und Lehre Jesu so unendlich hoch und erhaben über dem Durchschnitt des Alten Testamentes steht, daß man sich versucht fühlen könnte, sie in einer Reihe der wichtigsten Seelenfragen als von diesem Durchschnitt wesensverschieden, nicht nur stufenweise verschieden, zu bezeichnen. Deshalb brauchen die ehrwürdigen Bücher nichts an ihrer verdienten Hoheit und Würde einzubüßen, und für den kindischen Spott unreifer und oberflächlicher Geister sind sie in alle Ewigkeit zu schade. Wo ihre Gipfel am höchsten ragen, an ihren schönsten und erhabensten Stellen, da tauchen auch sie in das unendliche Blau des Himmels, da glänzen auch sie im Firnenlicht ewiger Weisheit und Wahrheit. Und dann sind auch sie — Offenbarung. Christus aber ist überall Offenbarung und Gipfel, Weg und Wahrheit, frei von Irrtum und Sünde. Seine „Religion" ist vollkommen und läßt sich daher auch nicht „weiter bilden". Die mit dem professoralen „Adlerblick" gewürdigte Losung der „Weiterbildung" der „Religion" ist somit zum mindesten eine recht unglückliche, weil mißverständliche und — vom christlichen Standpunkte aus jedenfalls — logisch unhaltbare.

Wohl sind Altes und Neues Testament an einem Baume gewachsen, an dem uralten Baume ewiger göttlicher Offenbarung, die zu allen Zeiten und in allen Welten und Wesen des Alls gewirkt hat und wirkt und ganz gewiß nicht allein bei den alten Juden. Wir brauchen noch keinem verschwommenen Pantheismus zu huldigen und die wahrhaftige und lebendige Persönlichkeit Gottes in einen Weltennebel aufzulösen, wenn wir auch das Wirken Gottes nicht auf unsere kleine Erde und deren mühselige Bewohner oder gar auf einen einzelnen Menschenstamm beschränken. Wohl ist Christus gekommen, zu erfüllen, nicht aufzulösen, aber diese Erfüllung bedeutet doch eben den Abschluß einer weltgeschichtlichen Epoche und den Beginn einer neuen. Niemand füllt neuen Wein in alte Schläuche —: der das tadelte, hat es doch gewiß selbst nicht getan. Er hat auch nicht versucht, den dürren, abgestorbenen Ästen des alten

Baumes neue Blätter, Blüten und Früchte zu entlocken, sondern er hat die verdorrten mit scharfer Axt abgehauen, damit aus dem alten Baume neues Leben sprieße. Und wahrlich: wenn es in der Bergpredigt Vers um Vers lautet: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wird — — ich aber sage euch“, so ist uns, als hörten wir Schlag auf Schlag die blitzende Axt erklingen und die dürren Zweige niederrauschen und sähen herrliche neue wachsen, triefend von Blüten und Früchten göttlichen Segens und ewigen Lebens.

Wie steht nun der Kaiser zu dieser Frage? Auch er hat sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die alten Maßstäbe für das Alte Testament heute doch nicht mehr ausreichen. „Es versteht sich für mich von selbst,“ schreibt er, „daß das Alte Testament eine große Anzahl von Abschnitten enthält, welche rein menschlich historischer Natur sind und nicht ‚Gottes geoffenbartes Wort‘. Es sind rein historische Schilderungen von Vorgängen aller Art, welche sich in dem Leben des Volkes Israel auf politischem, religiösem, sittlichem und geistigem Gebiet des Volkes vollziehen.“ Und weiter unten: „. . . auch daß dadurch viel vom Nimbus des auserwählten Volks verloren geht, schadet nichts“.

Es schadet wirklich nichts! Vielmehr schaden die wohlgemeinten, aber aussichtslosen Versuche, zu retten, was nicht zu retten ist, und, um die Wagschalen beider Testamente ins Gleichgewicht zu bringen, das Neue künstlich mit Ballast aus dem Alten zu beschweren. Das Schifflein Jesu kann diese irdischen Gewichte nicht mit sich führen — es „bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich“! Nur unbeschwert von allem menschlichen Ballast kann es durch den reinen Äther ins blaue Licht seliger Fernen segeln. So wollen wir denn das Alte Testament als die noch erdgebundene Steige erkennen und — würdigen, von der aus wir den Aufstieg in Jesu erderlösendes Schifflein unternehmen. Vorstufe Jesu zu sein — bedarf es noch höheren Ruhmes?

Vielleicht hat der Professor darin recht, daß die religiöse und sittliche Kultur anderer Völker, also sagen wir ruhig der Babylonier, der des alten Israel zu Zeiten gleichwertig oder gar überlegen war. Aber auch dann kann es doch kein bloßer Zufall gewesen sein, daß die Menschheit sich seit bald 2000 Jahren am Alten Testament, statt etwa am Gesetzbuche Hammurabis, religiös erzogen und „weiter gebildet“ hat. Es muß also doch wohl in den Ratschlüssen der göttlichen Weisheit gelegen haben, daß der Menschheit gerade die „Offenbarung“ des Volkes Israel zu ihrer religiösen Erziehung überliefert wurde und nicht das Gesetzbuch des großen, weisen und gerechten Hammurabi, der übrigens den Mund voller nimmt, als er vor Gott und Menschen verantworten könnte. Wenn nun aber dieser Ratschluß der göttlichen Weisheit unserer menschlichen Erkenntnis unerforschlich bleiben sollte, so können Christen auch das ruhig hinnehmen, ohne darum an der Weisheit des göttlichen Ratschlusses irre zu werden.

Ich meine, wir brauchen uns auch über die „verschiedenen Arten der Offenbarung“ die Köpfe nicht ganz zu zerbrechen. Was uns zu fördern da gegeben, läuft im Grunde doch nur auf Wort- und Formelkram hinaus,

der mehr verwirrend und beschränkend, als klärend und den Gesichtskreis erweiternd wirkt. Die Offenbarung des in Ewigkeit allgegenwärtigen, allwissenden und allmächtigen Gottes ist ein so ungeheurer, erschütternder Gedanke, daß wir ihn nur im Ganzen nehmen oder verwerfen können. Sehr — kühn erscheint es, der göttlichen Offenbarung irgendwelche Grenzen zu stecken oder sie sauber in verschiedene Kästen einzupacken, innerhalb deren sie sich dann etwa wie Elektrisiermaschinen zu entladen hat. Unser Herrgott kann solchem Beginnen nur mit dem gütigen Lächeln göttlichen Humors zuschauen, wie der liebe Vater dem Spiele seiner lieben Kinder, das sie so ernst und wichtig nehmen, und das, ach, so harmlos ist! Wo immer Gott uns vergönnt, in seine Offenbarung einen Blick zu tun: im Buch der Geschichte, oder dem noch gewaltigeren und herrlicheren der Natur, in dem nicht minder wunderbaren und rätselvollen unseres eigenen Gemütes, vor allem aber in der einzig-einzigen Gestalt seines göttlichen Sohnes, unseres Herrn und Heilandes —: überall da wollen wir solch begnadetes Schauen in Demut und Dankbarkeit empfangen, im übrigen aber mit Goethe „das Unerforschliche ruhig verehren".



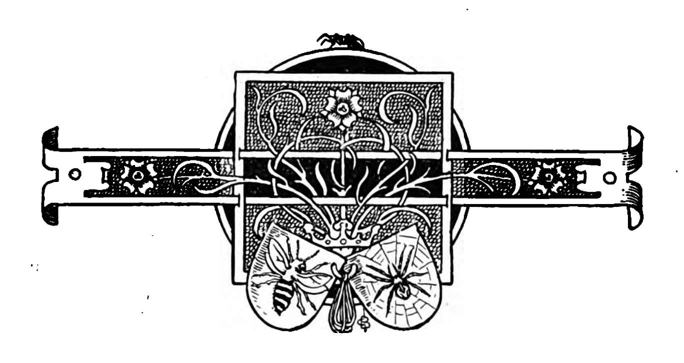
Golgatha.

Von

Erwin Schmidhuber.

Zwei Geier flogen,
die federlosen Hälse vorgereckt,
der Stadt zu,
gesellten sich dort
zu vielen anderen
und kreischten mit ihnen:
„Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!"
Zu Tausenden
hockten sie den Berg hinan.
Das Rascheln der schmutzigen Gefieder
erfüllte die Luft,
die flackernde Gier der Augen
die Nacht;
denn es war plötzlich
finster geworden.
„Vater!" — kam es vom Marterpfahle.
Die Stimme erstickte in dem Gekrächze,
das sich erhob.
„Vater!" — —
Sie sprangen
und schlugen mit den Flügeln
wie kämpfende Hähne.
„Vater! vergib ihnen!"
überschrie es im Todeskrampfe
den Tumult — — —





Son Altesse.

Novelle von Herman Bang.

Der dänische Naturalismus hat sich schneller und glücklicher entwickelt, als der deutsche. Das kommt daher, daß er erstens der Volksart von vornherein mehr entsprach, dann aber in viel höherem Maße in der literarischen Überlieferung wurzelte. Man verrannte sich weder in Theorieen, noch ahmte man die Fremde nach. Vielmehr gab man von Anfang an im Grunde Heimatkunst. Gewiß, diese war zunächst pessimistisch gefärbt und bevorzugte die Armeleutgeschichte. Aber sehr schnell, zum guten Teil auf das Beispiel Jens Peter Jacobsens hin, entwickelte sich die realistische Milieuschilderung zu einer feinen Stimmungskunst, die zwar mit kleinen, aber doch nicht mit unsympathischen Mitteln arbeitete. Wenn irgendwo, so trifft es für die dänische Literatur zu, daß der Naturalismus nicht Weltanschauung, sondern Stillehre ist. In der künstlerischen Stilistik liegt denn auch das Beste der Kunst Herman Bangs (geb. 1857), von dem wir heute unsern Lesern eine Arbeit vermitteln. Der gewandte Journalist, als der Bang zunächst bekannt geworden, verrät sich hier wohl zumeist in der leicht satirischen Tönung der ersten Hälfte der Erzählung. Aber — wir brauchen es für den aufmerksamen Leser kaum hervorzuheben — diese Satire ist nicht Selbstzweck, auch nicht von der demokratischen Absicht einer Verspottung der Verhältnisse an einem kleinen Hofe eingegeben. Sie ist nur ein Stimmungsmittel mehr, und zwar das charakteristische, in dem die Erklärung für die seelische Entwicklung der Hauptperson unserer Geschichte liegt. D. Red.

* * *

1.

Ihre Hoheit räusperte sich, lächelte noch einmal gnädig und versenkte die Nase in ihr Kamelienbukett.

Das Geburtstagkomitee verneigte sich wie auf Kommando und bewegte sich rückwärts knixend zur Tür hinaus.

„Puh — das macht heiß!“ sagte Frau Hofapotheker. Sie war rot wie ein kupferner Kessel, infolge der Gemütsbewegung und des strammen Korsetts.

Die Geheimrätin schwebte noch ein letztes Mal, wie ein Licht vor einer Türspalte, an der Spitze des Zuges dahin.

„Mon amie," sagte die Staatsrätin zur Geheimrätin, während sie im Vorzimmer ihre Galoschen überzogen, — „diese Person . . ."

„Hoheit hat ihren Willen bekommen," sagte die Geheimrätin und sah verächtlich über die Achsel nach der Frau Hofapotheker herüber — sie wandte eben den Rücken und knöpfte drüben im Winkel ein paar Knöpfe an ihrer Taille zu — — die Geheimrätin sah aus, als werde sie von einem unangenehmen Geruch belästigt.

Man ging die Treppen hinab. Frau Hofapotheker reichte dem Portier einen Taler. Dem Lakaien hatte sie ein Zehnmarkstück gegeben. Das Geburtstagskomitee trabte mit geschürzten Röcken und Galoschen an den Füßen durch die Allee in die Stadt zurück. Frau Hofapotheker, die den Beschluß bildete, pustete und keuchte.

„Ja," sagte sie, — „das muß man sagen, man hatte etwas für sein Geld!" — Sie hatte das ganze Bukett bezahlt.

Die Röcke der Geheimrätin flogen entrüstet in die Höhe, so daß man den Teil des Beines zu sehen bekam, wo die Anatomie sich eine Wade vorstellt. — — —

Ihre Hoheit blieb einige Augenblicke stehen. Dann ließ sie mit einer müden, abgespannten Bewegung das Bukett sinken. Als sie sich umwandte, begegnete ihr Auge dem der Hofdame, und Ihre Hoheit lächelte aufs neue. (Der Anblick gewisser Gegenstände zauberte stets ein gnädiges Lächeln auf die Lippen Ihrer Hoheit, ein Lächeln, das sich nur auf den Mund beschränkte und die Augen matt und grau ließ.) Dann entließ sie die Hofdame mit einer Handbewegung.

Prinzessin Maria Karolina ging allein durch ihre Gemächer.

Es war eine lange Zimmerreihe. Alle Türen standen offen, weiße Vorhänge hingen vor den Fenstern, und die Luft in den halbdunklen Räumen war schwer wie in einem Museum.

Mitten in ihren Prachtgemächern blieb Prinzessin Maria Korolina stehen und sah sich um.

Die Staatsmöbel standen, in weiße Überzüge gehüllt, in steifen Reihen an den Wänden. Rundum auf Konsolen und Tischen prangten große, halbverstaubte Prachtvasen, und alte kostbare Standuhren, die nicht mehr gingen, sondern still und leblos dastanden. Von oben herab lächelten steife Rokokodamen in roten Gewändern aus blauen Wolken.

Sogar im Halbdunkel machte die Pracht einen welken, verfallenen Eindruck. Die goldenen Leisten, die die Wandfelder begrenzten, waren

verblaßt und gesprungen. Fleckig und blind hingen die großen Spiegel in ihren Rahmen à la Louis quinze.

Prinzeß Maria Karolina trat vor einen der Spiegel; sie hatte noch nie bemerkt, daß er aus drei Teilen zusammengestückt war. Sie betrachtete ihn lange; das herzogliche Wappen prangte in allen Ecken; es war ein Hochzeitsgeschenk von den Beamten der Residenz an eine ihres Geschlechts; sie wurde aufmerksam auf das Bild, das er zurückgab: Man sah durch die offenen Türen die Säle entlang. Drei Kronleuchter hingen, von Laken umhüllt, in der Reihe, wie schlaffe, halbleere Ballons unter der Decke.

Auf der Konsole stand eine Sèvres-Vase. Die Seite, die dem Spiegel zugewandt war, zeigte eine Niete.

Im nächsten Saal hing ein halbes Dutzend von Prinzeß Maria Karolinas Vorfahren, den regierenden Herzögen. Zuweilen Sonntags bat der Kastellan des Schlosses Ihre Hoheit um die besondere Erlaubnis, den Besuchern die Bilder zeigen zu dürfen. Es waren meist Bauern oder Schulkinder, die von ihrem Lehrer angeführt wurden. Sie schlichen ehrerbietig durch die Säle und wagten nicht laut zu sprechen, sondern flüsterten ganz leise, sperrten die Augen auf und stießen sich in die Seiten. Und mit frommer Scheu betrachteten sie die Bilder ihrer Landesväter und nannten die Namen mit einer eigenen Betonung, etwa wie die der Heiligen in ihren Gebeten.

Prinzeß Maria Karolina trat in den Saal und betrachtete ihre Ahnen. Sie waren in Hoftracht gemalt, in stolzer Haltung, die Hand am juwelenbesetzten Degengriff. Neben einigen von ihnen lag eine Krone auf rotem Sammetkissen. Ein anderer hielt in der ausgestreckten Hand eine Pergamentrolle — wie einen Kommandostab.

Prinzeß Maria Karolina zog einen Vorhang in die Höhe und betrachtete die Bilder lange mit großer Aufmerksamkeit. Sie waren vor kurzen renoviert, und die grellen Farben glänzten. Deutlich konnte sie die Gesichter unterscheiden.

Sie hatten alle denselben Ausdruck; mit leerer Parademiene standen sie steif und leblos in ihrem Prunke da.

Ihre Hoheit seufzte. Es waren keine Meister, die ihre Vorfahren gemalt hatten.

Als Ihre Hoheit in ihr eigenes Gemach trat, riß sie hastig das Fenster auf, als sehne sie sich nach Luft. Weich und warm schlug ihr die sonnige Frühlingsluft entgegen. Sie setzte sich, stützte den Kopf in ihre Hand und sah hinaus in den Park.

Nach langem Regenwetter war plötzlich der Frühling angebrochen. Ein feiner, grüner Schleier breitete sich über Busch und Strauch, und die Knospen der Bäume waren nahe daran aufzuspringen. Man spürte schon den ersten, zarten Duft der Kastanien und den frischen Geruch der warmen, schwarzen Gartenerde.

Ihre Hoheit meinte die Erde noch nie so jung und so schön gesehen zu haben. Der Himmel war so klar und wolkenlos. Maria Karolina kam es vor, als strahle alles — die Büsche und der junge, grüne Rasen, die Bäume und der Horizont ...

Die Sperlinge zwitscherten in den Ulmen. Und wenn man tief atmete, spürte man den würzigen Duft der wilden Johannisbeeren.

Prinzeß Maria Karolina schloß die Augen, als wäre sie geblendet; und ohne daß sie es wußte, stürzten nervöse Tränen aus ihren Augen und liefen ihr über die Backen.

Sie fühlte beim Anblick des Lichts und Lebens in der Natur ein gewisses Unbehagen, das fast einem physischen Schmerz gleichkam. Es war, als ob der Frühling da draußen sie plötzlich überwältigte. Beinah schwindlig sah sie durch ihre Tränen die flimmernde Luft — und die blauen Linien der fernen Höhen wogten vor ihren Augen.

Die Prinzessin erhob sich und schloß das Fenster. Sie zog die langen Vorhänge zu und setzte sich in das Innere des halbdunklen Zimmers. Sie wußte selbst nicht, warum sie weinte. Sonst pflegte Ihre Hoheit nur Sonntags in der Kirche zu weinen.

Sie wiegte sich unruhig hin und her und sah immer ein und dasselbe Bild vor ihrem inneren Auge — sie wußte selbst nicht, woher es kam. Es war gewiß schon über ein Jahr her, daß sie auch nur mit einem Gedanken an ihren Onkel, Prinz Otto Georg, gedacht hatte — Jahr und Tag! Und nun sah sie ihn vor sich, als sei es erst gestern gewesen, wo sie, ein neugieriges Kind, auf den Zehenspitzen hinter seinem Stuhle stehend, in Onkel Otto Georgs Feuer gestarrt hatte.

Onkel Otto Georg legte die Holzscheite im Ofen zurecht; und dann schlug er vorsichtig Feuer mit dem kleinen Feuerzeug, und zündete die Späne unter den Holzstücken an. Die Flammen leckten und züngelten. Der Onkel starrte mit seinen matten, halberloschenen Augen hinein, das Kinn in beide Hände vergraben.

Maria Karolina wagte den Onkel nicht anzureden. Stumm kniete sie neben seinem Stuhl und starrte auf das Feuer im Ofen. Zuweilen bemerkte der stille Prinz plötzlich, daß das Kind auf den

Knieen neben ihm lag, und Maria Karolina fühlte Onkel Otto Georgs weiche Hände leise über ihr Haar gleiten. Es war ein sonderlich weiches, zartes Gleiten hin und her, — — lange Zeit! Mitunter schlief Maria Karolina, den Kopf auf die Stuhllehne des Onkels gestützt, darüber ein — mitunter fing sie an zu weinen.

Onkel Otto Georg nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, und mit seiner sonderbar müden Stimme, die nur einen Ton zu haben schien, sagte er:

„Oui — mon enfant ... mon pauvre enfant!“

Er streichelte ihr Haar mit seinen weichen Händen und sah sie mit seinen toten Augen an, und murmelte wie geistesabwesend: „Oui — mon enfant ... mon pauvre enfant.“

Onkel Otto Georg erhob sich lautlos, schüttelte langsam den schönen Kopf mit dem weichen, blonden Bart und schlich mit fast unhörbaren Schritten in das nächste Zimmer. Und vorsichtig — ängstlich, wie ein Verbrecher, der ertappt zu werden fürchtet, steckte er mit seinem kleinen Feuerzeug Feuer im Ofen an, und starrte mit seinen großen, verglasten Augen in die Flammen ...

Im Sommer war Onkel Otto Georg den ganzen Tag im Garten bei seinen Blumen. Seine Rosen liebte er über alles! Er nahm sie zärtlich in die hohle Hand — stundenlang konnte er lächelnd auf sie herabsehen — —

Maria Karolina kam mit ihrer Gouvernante vorbei ... Onkel Otto Georg merkte es nicht. Er stand mit gebeugtem Kopf bei seinen Rosen und lächelte — — lächelte — —

Die Gouvernante verstummte dann einen Augenblick, verbeugte sich dreimal ehrfurchtsvoll, obgleich der Prinz ihnen den Rücken zuwandte, und machte einen kleinen Bogen, um ihn nicht zu stören — Mademoiselle Leterrier war etwas bange vor Onkel Otto Georg — und Maria Karolina schlich still vorbei ... Sie gingen auf die Terrasse — —

Mlle. Leterrier gab Maria Karolina oft Stunden auf der Terrasse. Man sah von da oben die ganze Residenz mit ihren Schornsteinen und roten Dächern und den Kirchtürmen, den Fluß mit den beiden Brücken, und die rote Kaserne, das größte Gebäude in der ganzen Stadt.

Das Panorama erleichterte den Unterricht für Mlle. Leterrier. Es gab so viele Anknüpfungspunkte.

Die Bäume und Häuser und die roten Dächer und der Rauch, der aus den Schornsteinen stieg und die blaue Luft durchzog, und die

kleinen Wölkchen am Himmel, und die Lindenblüten, und die Blumen zwischen den Stämmen, und die von grünem Moos überwucherten Baumstümpfe, und die Vögel, die in den Büschen sangen, und die Mücken, die umherschwirrten — — an alles knüpfte Mlle. Leterrier ihre Belehrungen.

Anknüpfungspunkte für Belehrungen! Darauf beruhte Mlle. Leterriers Lehrmethode. Sie knüpfte an das wirkliche Leben an. Auf der Terrasse schwelgte Mlle. Leterrier in Anknüpfungspunkten.

Ein Sperling ließ sich von seinem Zweige auf die Erde niedergleiten und wälzte sich im Staube der Terrasse.

Mlle. Leterrier blieb stehen und betrachtete den Sperling, wie eins der sieben Weltwunder: „Ah — le petit oiseau — comme il est beau, le petit oiseau . . .“

Mlle. Leterrier hätte gar zu gerne gewußt, was es eigentlich für ein „petit oiseau“ wäre . . .

Maria Karolina stand mit gesenktem Kopfe da — sie sah herzlich gleichgültig auf das piepende Weltwunder herab.

„Ah — es ist ja ein Sperling . . . Ew. Hoheit wissen doch (Ihre Hoheit wußte alles) . . . ein Sperling!“

Mlle. Leterrier vertiefte sich sofort in die Naturgeschichte. Sie endete mit der Anekdote von Apelles und den Vögeln. Ihre Belehrungen waren immer reich an Anekdoten.

„Ew. Hoheit,“ sagte Mlle. Leterrier, wenn Maria Karolina vor Ihrer Hoheit der Herzogin eine Fabel von Lafontaine aufgesagt und die Herzogin in ihrem schleppenden Französisch ihre Zufriedenheit ausgedrückt hatte: „Ew. Hoheit, die Kunst des Unterrichtens beruht auf der Kunst, das Interesse zu wecken.“

Mlle. Leterrier wandte bei feierlichen Gelegenheiten Schlagworte an, die sie für Zitate von Jean-Jacques Rousseau ausgab. —

Mlle. Leterrier und Maria Karolina gingen die Terrasse entlang. Mlle. Leterrier war jetzt bei der Botanik. Sie sprach von der Bildung der Blätter.

„Ew. Hoheit wissen, daß die Zellen — — —“

Mlle. Leterrier verlor sich in das, was Ihre Hoheit von Zellen wußte.

Maria Karolina ging stille an der Seite der Gouvernante. Sie sagte selten etwas anderes als „Ja“ oder „Nein“. Auch diese Worte sagte sie ohne jegliche Lebhaftigkeit. Ihre Hoheit verriet weder durch Wort noch durch Miene, wie viel oder wie wenig sie von Zellen wußte.

Einmal trat sie bis an den Rand der Terrasse vor. Eine schrille Glocke hatte von unten herauf geläutet. Sie verkündete die Freistunde im Waisenhaus der Herzogin.

Wenn Maria Karolina sich ein wenig über das Geländer beugte, konnte sie auf den Spielplatz des Waisenhauses heruntersehen. Die Kleinen tummelten sich da unten in ihren Leinenkitteln; sie lachten, tollten und spielten „Greifen". Es klang wie lauter Jubel.

Maria Karolina beugte sich weit über das Geländer.

Mlle. Leterrier fand einen neuen Anknüpfungspunkt. Müde und abgespannt verließ Maria Karolina das Geländer und folgte der Gouvernante.

Dort unten sangen sie. Maria Karolina kannte das Lied.

Es war das Spiel, wo sie einen großen Kreis bildeten, und eine stand mitten im Kreise und breitete ihre Schürze aus und kniete nieder, und dann kniete eine zweite nieder, und dann tanzten die beiden miteinander, und die andern im Kreise um sie her und hielten sich bei den Händen. Die hellen Kinderstimmen sangen dazu ein fröhliches Lied.

„Ew. Hoheit wollten etwas fragen?" sagte Mlle. Leterrier, die noch mitten in der Botanik war. Mlle. Leterrier sagte oft: „Ew. Hoheit wollten fragen . . ."

Es war eine Redensart.

Maria Karolina wollte nie etwas fragen. Mlle. Leterrier fragte an ihrer Stelle. Es interessierte sie alles so schrecklich wenig. Artig und höflich ging sie mit ihrem ewigen Ja und Nein, mit ihrem merkwürdig grauen, alten Gesichtchen und ihren matten Augen neben der Gouvernante her.

Mlle. Leterrier bekam verkehrte Antworten. Sie wurde ärgerlich.

„Ew. Hoheit haben keinen rechten Sinn für die Natur," sagte sie.

Sie sangen wieder da unten — — wie sie sangen! . . .

Ja, jetzt konnte sie sogar die Worte verstehen:

„Eia popeia, was raschelt im Stroh?
Das sind die Hule-Hule-Gänschen, die haben kein' Schuh,
Der Schuster hat Leder, kein Leisten dazu . . ."

Mlle. Leterrier hatte einen Ameisenhaufen entdeckt. In einem Nu war Mlle. Leterrier in Sanssouci. Es war eine alte Gewohnheit von Mlle. Leterrier, sich mit Sanssouci zu beschäftigen. Ihr früherer Zögling hatte dem Hause Hohenzollern angehört. Mlle. Leterrier hatte ihren Unterricht um Friedrich den Großen gruppiert.

Jetzt hatte die Gewohnheit sich bei ihr eingebürgert — Mlle.

Leterrier kam von jedem beliebigen Anknüpfungspunkt unrettbar auf Sanssouci zurück.

Es war eine alte Gewohnheit. Aber Mlle. Leterrier besaß Geistesgegenwart: die Herzogin stammte aus dem Hause Österreich — mit schneller Wendung ging sie auf Schönbrunn über und schloß mit Maria Theresia.

Wenn Mlle Leterrier bei Maria Theresia angelangt war, machte sie eine Pause. Schweigend gingen Gouvernante und Schülerin nebeneinander weiter.

Die Freistunde der Waisenkinder war um. Die Glocke rief zur Arbeit, und der fröhliche Lärm erstarb in einem summenden Ton.

Mlle. Leterrier und Maria Karolina hatten das Ende der Terrasse erreicht. Das Weisenhaus lag zu ihren Füßen. Maria Karolina sah zwei kleine erschrockene Nachzügler über den Hof und zur Tür hinein laufen. Oben aus der Schulstube hörte man die Stimme der Lehrerin und der im Chor buchstabierenden Kinder durch die geöffneten Fenster . . .

Maria Karolina stand vorgebeugt und lauschend da.

„Ew. Hoheit müssen sich grade halten," — Maria Karolina zückte zusammen und richtete sich auf — „Ew. Hoheit halten sich sehr schlecht — Ew. Hoheit werden den Gradehalter wieder tragen müssen."

Von Zeit zu Zeit wurde Maria Karolina für ein paar Monate in einen eisernen Panzer gesteckt, um eine gute Haltung zu bekommen.

Mlle. Leterrier war müde. Sie setzten sich auf eine Bank unter den Bäumen.

Die kleinsten Mädchen aus dem Waisenhaus kamen vorbei. Sie gingen mit der Hausmutter, eine lange Reihe, in ihren gelben Kitteln, fröhlich schnatternd, wie eine Schar junger Enten; — weiße Kopftücher fest um die kleinen, roten Gesichter gebunden.

Maria Karolina sah sie kommen, zwei und zwei, Hand in Hand, lachend und schwatzend. Wenn sie an der Bank vorbeikamen, wurden sie stille und grüßten mit kleinen, gravitätischen Knixen, strichen ihre Röcke glatt und starrten mit großen, runden Augen auf Maria Karolina.

Und ein paar von den kleinsten fielen beim Knixen und lagen weinend auf der Erde, stolperten wieder in die Höhe und knixten noch einmal, während ihnen die Tränen über die Backen liefen . . .

Maria Karolina saß verlegen, errötend auf ihrer Bank, und nickte und dankte.

Die kleinen Mädchen waren vorbei. Die summenden Stimmen verhallten in der Allee, — fast klang es wie ein fernes Singen.

Mlle. Leterrier sah auf die Uhr. Es war Zeit zu gehen. Ihre Hoheit sollte Tanz- und Anstandsunterricht nehmen.

Maria Karolina erhob sich und folgte der Gouvernante. Im Rosengarten wandelte Prinz Otto Georg mitten im grellen Sonnenschein zwischen seinen Rosen. Maria Karolina und Mlle. Leterrier gingen stumm an ihm vorüber. Die Tanzstunde fand im kleinen Ballsaal statt. Ihre Hoheit die Herzogin überwachte selbst Prinzeß Maria Karolinas Tanz- und Anstandsunterricht. Der alte Lehrer war ein früherer Ballettmeister, mit kunstgemäßen Verbeugungen und hohen Vatermördern.

Prinzeß Maria Karolina tanzte mit drei Stühlen Quadrille. Der Ballettmeister spielte auf einer schrillen Violine die Begleitung. Ihre Hoheit die Herzogin war außer sich. Prinzeß Maria Karolina besaß auch nicht die Spur von Grazie.

„Vorwärts ... rückwärts ... eins, zwei, drei ... Kompliment ... man muß seinen Herrn ansehen ... nach der anderen Seite, bitte ... links steht der Tänzer ..." Prinzeß Maria Karolina irrte verzweifelt zwischen ihren drei Stühlen umher, völlig ratlos! ... Der Ballettmeister spielte und schlug den Takt mit seinem ganzen Körper ...

„Eins, zwei, drei, Ew. Hoheit ... der Herr rechts ... das rote Band ... der Herr rechts ... (rote und blaue Bänder um die Stühle unterstützten das schwache Fassungsvermögen der Prinzessin) ... eins, zwei, drei, Kompliment ..."

Der Ballettmeister sprang wie der Harlekin in einer Pantomime, wobei er unaufhörlich geigte.

„Gut so ... eins, zwei, drei, der Herr links ..."

Maria Karolina verneigte sich wieder vor den roten Bändern.

„Nein, nein, ... eins, zwei, drei ... der Herr links ..."

„Das Handgelenk!" rief Ihre Hoheit die Herzogin plötzlich, „Herr Pestalozzi, achten Sie doch auf die Haltung des Handgelenks! Und das Kompliment ... es ist unmöglich!"

Ihre Hoheit die Herzogin trat auf die Prinzessin zu:

„Noch einmal von vorne anfangen."

Prinzeß Maria Karolina verneigte sich noch einmal mit krummem Rücken.

„Aber diese Haltung ... dieser Rücken! Noch einmal ..."

Ihre Hoheit kommandierte mit.

Mit starren, gläsernen Augen verneigte sich Prinzeß Maria Karolina vor ihren drei Stühlen.

„Ein schreckliches Kompliment — schrecklich!“ Ihre Hoheit war vollständig ratlos: die Prinzessin krümmte ihren Rücken wie ein Lastträger.

Herr Pestalozzi fährt sich mit einem alten Schminklappen übers Gesicht, — große Schweißtropfen perlen auf seiner Stirn.

Ihre Hoheit Prinzeß Maria Karolina sieht starr zu Boden.

Wenn Mlle. Leterrier sich eine Bemerkung erlauben darf — Mlle. Leterrier sitzt mit einer Häkelarbeit in einer Ecke des Saales — Mlle. Leterrier häkelt immer Zwischensätze für ihren persönlichen Gebrauch — — so möchte sie daran erinnern, daß Prinzeß Ernestine, ihr früherer Zögling, im Bett festgebunden wurde, so daß sie sich nicht rühren konnte ... man zwang sie also gewissermaßen gerade auf dem Rücken zu liegen ... es hatte wunderbar geholfen bei Ihrer Hoheit Prinzeß Ernestine ... besonders auf die Arme mußte man achten ...

Ihre Hoheit die Herzogin fand dies Mittel etwas stark ... Prinzeß Maria Karolina sollte einstweilen versuchen, ein paar Stunden täglich mit einem Lineal unter beiden Armen zu gehen. Ihre Hoheit die Herzogin hatte es selbst als Kind tun müssen.

Der Ballettmeister fing wieder an zu spielen.

Prinzeß Maria Karolina tanzte Walzer mit einem roten Taburett.

Ihre Hoheit die Herzogin erhob sich nun zum gehen. Sie mußte zu ihrer Malstunde. Ihre Hoheit die Herzogin malte. Es war immer etwas Rundes, Weißes auf blauem Grunde. Ihre Hoheit schenkte diese weiß und blauen Kunstwerke an Bazare zu wohltätigen Zwecken. Im Verzeichnis der eingegangenen Gaben stand dann regelmäßig zu lesen: „Ihre Hoheit die Herzogin ein Bild: Wasserrosen auf stillem See.“

Alle Wohnzimmer der Residenz besaßen bereits ein solches Gemälde. —

Außerdem war Ihre Hoheit die Herzogin hungrig. Ihre Hoheit die Herzogin nahm regelmäßig alle zwei Stunden eine kleine Mahlzeit zu sich.

Prinzeß Maria Karolina verbeugte sich vor ihrer Mama. — —

Die Tage vergingen, der eine wie der andere. Ihre Hoheit nahm Stunden und Ihre Hoheit hatte frei und ging mit Mademoiselle spazieren. Ihre Hoheit war schrecklich linkisch und hatte große, rote Hände.

Während der Konversationsstunden trug ihre Hoheit das Lineal unter den Armen.

Nach der Tafel fuhr Ihre Hoheit die Herzogin aus. Prinzeß Maria Karolina saß auf dem Rücksitz und nickte dem Volke zu.

Sie fuhren immer denselben Weg, durch die Hauptstraße der Residenz nach dem italienischen Schloß.

Die Hofdame unterhielt Ihre Hoheit die Herzogin. Die Hofdame kannte jeden Menschen, dem sie begegneten.

Im italienischen Schloß trank die Herzogin Schokolade. Dann kehrte man wieder heim.

Prinzeß Maria Karolina war sehr müde, wenn sie abends ins Bett kam, und Mlle. Leterrier die Handschuhe um das Handgelenk ihrer großen, roten Hände festgebunden hatte. — — —

Mlle. Leterrier war immer etwas angegriffen von der Sommerhitze. Sie nickte regelmäßig ein wenig ein, wenn sie — via Sanssouci — bei cette illustre impératrice angelangt war. Maria Karolina rückte ein wenig auf der Bank zur Seite, um sie nicht zu wecken. Es war Maria Karolinas beste Zeit, wenn Mlle. Leterrier ein wenig eingenickt war.

Es war so still — nicht ein Laut im ganzen Garten. Träumend lagen die grünen Bäume des Parkes, Schloß und Mädchen im Sonnenschein da.

Eine Biene kam summend in den Schatten der Terrasse und surrte gleich wieder fort in die helle Sonne.

Wie herrlich und friedlich war es hier zu sitzen, fast als wäre sie ganz allein.

Sie warf zuweilen einen flüchtigen Blick auf Mlle. Leterrier, in der Angst, daß irgend ein Geräusch sie wecken könnte. Die Waisenkinder kamen vorbei und knixten. — Drüben auf der Terrasse — Ihre Hoheit die Herzogin hatte ihnen an höchstihrem Namenstage hier einen Spielplatz mit Schaukel, Wippe und Sprungbrett geschenkt — lachten und lärmten sie.

Mlle. Leterrier schlief ruhig weiter.

Leise erhob sich Maria Karolina von der Bank und schlich nach der Terrasse. Wenn die Kinder lauter schrieen, erschrak sie und wandte sich um.

Hinter einem Baum verborgen sah Maria Karolina ihrem Spiele zu.

Zwei und zwei standen sie in einer langen Reihe und kehrten ihr den Rücken zu . . . Ja, — sie spielten „Witwe" . . .

Maria Karolina kannte alle ihre Spiele: „Mönch" und „dritten abschlagen" und „Prinzessin im Bauer".

Wie sie liefen — rund um die Schaukel herum . . . lachend,

jauchzend, schreiend: „Aber so greif sie ... greif sie doch ..." — Ah, die dicke Martha war die Witwe ...

Nebenan tobten die Allerkleinsten. Sie spielten Versteck, stellten sich mit den Gesichtern gegen die Bäume und schrieen, wenn sie gefunden wurden, und liefen weg, stolperten und fielen, daß man die runden, roten Beinchen unter den kurzen Röcken leuchten sah.

Die Älteren waren jetzt müde. Sie setzten sich in einer langen Reihe auf die Bänke, faßten sich um den Leib und wiegten sich hin und her. Einige fingen an zu singen.

Bald sangen alle, während sie sich im Takt dazu wiegten.

Die Kleinen fielen ein und sangen mit gellen, hohen Stimmen den ersten Vers mit. Ein kleines blondlockiges Mädchen war gefallen und saß weinend auf der Erde. Staubige Tränen liefen ihr beim Singen über die Backen.

Maria Karolina ging still zu ihrer Gouvernante zurück.

— — Eines Tages waren die ganz kleinen Mädchen alleine draußen.

Sie wollten die Spiele der Großen spielen und konnten sich nicht damit zurechtfinden, und darüber gerieten sie in Streit und Zank wie kleine Kampfhähne, und wurden trotzig und uneins ...

Maria Karolina trat aus ihrem Versteck hervor.

Sie beugte sich über ein kleines Ding, das sich weinend die Augen rieb. „Soll ich helfen?" fragte sie.

Die Kleine sah auf und starrte sie verwundert an. Dann riß sie sich los und lief davon ... Die anderen Kinder sahen Maria Karolina und fingen an, ihre Schürzen zu glätten und zu knixen, — dann stießen sie sich in die Seiten und zogen sich bescheiden in der Richtung der Bäume zurück.

Maria Karolina stand allein mitten auf dem Platz. Sie war ganz rot geworden.

„Wollt ihr nicht spielen?" fragte sie und trat etwas vor.

Die Kinder antworteten nicht. Sie drängten sich zusammen und steckten ihre Finger in den Mund. Einige fuhren fort zu knixen.

„Sollen wir nicht spielen?" wiederholte Maria Karolina leiser, mit unsicherer Stimme.

Keine Antwort, nur leises, unverständliches Gemurmel.

„Wir wollen einmal ‚Mönch' spielen," sagte Maria Karolina entschlossen, und trat noch einmal vor.

„Kommt jetzt!"

Sie nahm ein kleines Mädchen bei der Hand. „Du sollst mich anfassen," sagte sie.

Die Kleine sträubte sich und fing an zu weinen. Sie floh zu den anderen, die in einem dichtgedrängten Klumpen verlegen schnüffelnd dastanden ... die rechte Stimmung wollte noch nicht aufkommen.

„Aber wir wollten doch ‚Mönch' spielen," sagte Maria Karolina.

Sie faßte eine andere beim Arm; das Kind schrie, als ob man ihr das Messer an die Kehle setzte.

Maria Karolina ließ sie los. Noch einen Blick warf sie auf den verlegen schnüffelnden Klumpen — dann wandte sie sich um und ging.

Mlle. Leterrier wachte auf. Man kehrte ins Schloß zurück.

Aber Signor Pestalozzi wußte nicht, was plötzlich während der Tanzstunde mit Ihrer Hoheit vorging. Ihre Hoheit verfiel mitten in der Quadrille, zwischen den drei Stühlen, in krampfhaftes Schluchzen, und das Weinen wollte gar kein Ende nehmen.

Maria Karolina preßte die Lippen aufeinander und tanzte nach den Klängen von Signor Pestalozzis Violine, während die Tränen ihr unaufhaltsam über die Backen liefen.

Aber am Abend, als Mlle. Leterrier ihr die Handschuhe um die Handgelenke festgebunden hatte und hinausgegangen war, und die Tür sich hinter ihr schloß, und ihr Schritt im fernen Korridor verhallte, stand Maria Karolina noch einmal auf, kniete neben ihrem Bette nieder, reckte die Arme gen Himmel und weinte — weinte — weinte. — —

Den Kopf in die Kissen vergraben weinte und betete sie. Maria Karolina wußte selbst nicht, warum sie sich so grenzenlos, so wahnsinnig unglücklich fühlte ...

Damals war Maria Karolina vielleicht vierzehn Jahre alt. — — —

Ihre Hoheit die Herzogin wählte zwei Freundinnen für Maria Karolina.

Es waren ein paar Geheimratstöchter mit rötlichem Haar und Sommersprossen, die sich bis auf den Hals erstreckten.

Sie saßen nur auf den Kanten der Stühle, hatten immer feuchte Hände, sagten nur Ja und Nein und fraßen wie die Raben bei allen Mahlzeiten.

Abends wurde unter Aufsicht von Mlle. Leterrier laut vorgelesen. Es waren Bücher aus der Sammlung „pour les jeunes filles". Sie mußten abwechselnd vorlesen. Die beiden Sommersprossigen verstanden kein Wort. Wenn die Reihe an sie kam, lasen sie drauf los, bis die Sommersprossen glühten.

Keiner verstand eine Silbe.

Mademoiselle häkelte an ihren Zwischensätzen und sagte: „Sehr hübsch!" wenn sie eine Pause machten, um Atem zu schöpfen.

Wenn sie Karten spielten, ließen die Freundinnen Ihre Hoheit immer gewinnen und bekamen dann hinterher Näschereien geschenkt.

Maria Karolina behandelte sie mit einer gewissen zerstreuten Freundlichkeit. Am meisten interessierte es sie zu beobachten, wie viel in ihre Taschen ging, sie schienen ihr geradezu unergründlich zu sein.

— — So ging die Zeit dahin.

In den Ferien kam der Erbprinz von der Kadettenanstalt nach Hause.

Seine Hoheit Erbprinz Ernst Georg war ein langer Strick, der Maria Karolina bei der Tafel so in den Arm kniff, daß sie grün und blau wurde. Sonntags saß er hinter ihr in der Kirche, und stieß sie während der Predigt oft heimlich in den Rücken. Maria Karolina wäre für ihn durchs Feuer gegangen.

Sie liebte ihn blind. Dabei war sie ihm gegenüber so steif, als habe sie eine Elle verschluckt, und sprach fast nur in einem beleidigten Tone mit ihm.

Erbprinz Ernst Georg pflegte sie damit zu necken, daß er sie plötzlich überfiel und stürmisch küßte. Dann wurde sie blutrot und war den Tränen nah. Aber nachher setzte sie sich in einen sicheren Winkel und folgte ihm bewundernd mit den Blicken.

„Mund zu!" rief Ernst Georg. Maria Karolina hatte die Gewohnheit, mit offenem Munde dazusitzen, wenn sie irgend etwas oder irgend jemand anstaunte.

Maria Karolina war sehr linkisch und konnte sich nicht recht mit ihren langen Armen und roten Handgelenken abfinden. Sie baumelten lose an ihr herunter.

„Die Arme, Ew. Hoheit, — die Arme!" mahnte Mlle. Leterrier.

Und Ihre Hoheit fuhr zusammen und bewegte krampfhaft die Arme mit den spitzen Ellenbogen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina wies einen geradezu betrübenden Mangel an Grazie auf. — — — —

— — Ihre Hoheit vollendete jetzt ihr sechzehntes Lebensjahr.

Sie erhielt einen eigenen Hofstaat. Er bestand aus einer Hofdame, Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein. Das war ein würdiger Name für den herzoglichen Staatskalender. Er wurde dreimal darin aufgeführt: Hofstaat Ihrer Hoheit der Herzogin: Kom-

tesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, erste Ehrendame. Hofstaat Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina: Ehrendame Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, Hofdame. Hofstaat zur Verfügung für fremde Fürstlichkeiten: Ehrendame Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein, Hofdame Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina.

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein war etwas verwachsen, und kleidete sich vorzugsweise in Gelblichweiß. Selbst wenn sie ein ganz neues Kleid trug, sah es aus, als wäre es nur aufgearbeitet.

Sie hielt sich stramm an Prinzeß Maria Karolina und sagte immer: „Ew. Hoheit meinen — —".

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein wußte immer, was Ihre Hoheit meinte.

Prinzeß Maria Karolinas mangelnde Reize waren immer und ewig in dasselbe unabänderliche Hellrot gehüllt. Gleichgültig, fast stumpfsinnig ließ sie alles über sich ergehen. — — —

Ihre Hoheit die Herzogin wollte sie zerstreuen. Prinzeß Maria Karolina bekam Stunden in Aquarellmalerei.

„Ihre Hoheit leidet an der Bleichsucht," sagte der Leibarzt. „Ihre Hoheit braucht Bewegung."

Die Reitstunden wurden demzufolge verdoppelt. Maria Karolina hatte einen Freund. Das war ihr Pferd. Wenn sie auf ihren Ritten draußen im Walde vom Pferd gestiegen war, um ein wenig umherzugehen, konnte sie eine Viertelstunde nach der andern neben ihrem Ajax stehen bleiben und ihre langen Arme um seinen Hals schlingen. Sie sprach kein Wort mit ihm, gab ihm keine zärtlichen Namen und liebkoste ihn nicht. Sie stand nur still und unbeweglich neben dem Tier und lehnte ihren Kopf an seinen glänzenden Hals, lange, lange! Und war sie dann ins Schloß zurückgekehrt, und der Lakai führte Ajax fort, so blieb sie stehen und sah ihm nach, bis er in der Stalltür verschwunden war.

Onkel Otto Georg sah sie jetzt seltner. Er war in den letzten Jahren recht kränklich geworden. Meist saß er in stilles Nachdenken versunken da. Er sprach nie, sondern stieß nur mitunter wunderbare, unartikulierte Laute hervor, die wie ferne Eulenrufe klangen. Im Sommer kam er zuweilen noch einmal in seinen Rosengarten. Maria Karolina begleitete ihn dann und stützte seine schwankenden Schritte. Er wanderte planlos zwischen den Büschen und Sträuchern umher und murmelte leise, unverständliche Worte vor sich hin . . .

2.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hatte nun schon lange bei Hofe repräsentiert.

Jedes Jahr fanden dieselben Feste statt. Am Neujahrstag ein Ball, wo Seine Hoheit der Herzog Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina zur Polonaise führte. Zu den Quadrillen befahl Ihre Hoheit die Prinzessin immer dieselben Offiziere.

Dann folgten die drei großen Staatsdiners im Winter, und das kleine intime Hoffest am Geburtstag Ihrer Hoheit mit Feuerwerk und ihrem Namenszug, dem gekrönten M. K. in Grün und Gelb, den Landesfarben. Und die sechs kleinen Sonnabends-Teegesellschaften in den Privatgemächern Ihrer Hoheit, wo die zwölf Offiziere der Garnison mit den jungen Damen aus der Hofgesellschaft tanzten und Signor Pestalozzis Quadrillen einübten, die am Geburtstag Sr. Hoheit des Herzogs in Kostüm getanzt werden sollten.

Dann der jährliche Bazar im „Bürgerverein", wo Ihre Hoheit mit einem Bukett am Fuß der Rathaustreppe empfangen, und dann vom Vorsitzenden des Komitees durch den Saal geschleppt wurde (Ihre Hoheit konnte nie mit den Komitee-Mitgliedern des Bürgervereins Schritt halten) und auf einer gelb und grünen Tribüne — in den Landesfarben gehalten — Platz nehmen mußte, während der Hofschauspieler Herr von Pöllnitz die „Glocke" deklamierte.

Herr von Pöllnitz war der einzige im Saal, der nicht ganz sicher in der Glocke war. Er sprach mit vielem Pathos und erhob sich beim Ende jeder Strophe auf die Fußspitzen.

Herr von Pöllnitz füllte die Lücken in seinem Gedächtnis mit einigen langgestreckten Tönen aus, die fern rollendem Donner glichen, und schwenkte den rechten Arm wie den Flügel einer Windmühle.

Wenn Herr von Pöllnitz fertig war — es dauerte jedes Jahr länger, bis Herr von Pöllnitz mit der Glocke fertig war — sagte Ihre Hoheit: „Es hat mich sehr gefreut . . ."

Sie wollte mehr sagen, es fiel ihr aber nichts ein. Ihre Arme waren ihr im Wege — Ihre Hoheit war immer bemüht, ihre Arme zu verbergen, wenn sie etwas sagen mußte, — und noch einmal wiederholte sie:

„Es hat mich gefreut — es hat mich, wie gewöhnlich, sehr gefreut . . ."

Herr von Pöllnitz verbeugte sich und pustete wie ein Walfisch. Jahr für Jahr wurde der Vortrag der Glocke angreifender für Herrn von Pöllnitz wegen der zunehmenden Gedächtnisschwäche.

Nach jedem Bazar hoffte Herr von Pöllnitz Ritter des Hausordens zu werden. Herr von Pöllnitz besaß die Medaille für Kunst: Se. Hoheit der Herzog hatte sie ihm zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum verliehen. Herr von Pöllnitz hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit den Romeo gespielt.

Ihre Hoheit ging durch den Saal und kaufte in jeder Bude etwas.

Bei der Frau des Oberbürgermeisters kaufte sie Pfefferkuchen. Die Frau Oberbürgermeisterin hatte sie selbst gebacken.

„Ich esse Ihre Pfefferkuchen mit großem Vergnügen," sagte Ihre Hoheit.

Ihre Hoheit aß die Pfefferkuchen der Oberbürgermeisterin jedes Jahr mit großem Vergnügen. Alle Hausfrauen der Residenz borgten sich das Rezept zu den „Prinzeß-Pfefferkuchen".

Wenn Ihre Hoheit mit den Buden fertig war, kamen die Sehenswürdigkeiten an die Reihe. Zunächst die Menagerie. Ein junger Oberlehrer vom Gymnasium führte ein dressiertes Schwein vor. Es sagte „üff — üff", wenn er es in der Magengegend kitzelte.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina lachte dann, bis Komtesse von Hartenstein husten mußte.

Komtesse Theodora Anna Amalia von Hartenstein begriff überhaupt nicht, daß Ihre Hoheit zuweilen — „und bei den merkwürdigsten Gelegenheiten, meine Beste," sagte sie zu Mlle. Leterrier, die in einem Schloßflügel auf dem Altenteil saß — „sich solche Anfälle von Lustigkeit gestatten könne, daß sie vor Lachen beinah umkäme — umkäme, meine Beste!"

„Ah, Sie wissen ja," fügte Fräulein von Hartenstein hinzu, „es ist wahrhaft betrübend — Ihre Hoheit besitzt auch nicht die Spur von Anmut ... und wenn sie lacht ..."

Fräulein von Hartenstein wollte ihren Schmerz lieber nicht in Worte fassen.

Hofdame Komtesse von Hartenstein lachte nie anders als ganz diskret hinter ihrem Taschentuch.

„Es hat nun einmal nicht jeder l'air du trône," sagt Mlle. Leterrier. Sie ist, gelinde gesprochen, nicht damit zufrieden, hier ohne jeglichen Rang kaltgestellt zu sein.

Aber Fräulein von Hartenstein schlägt die Augen gen Himmel:

„Man tut ja am besten, über hochgestellte Persönlichkeiten zu schweigen," sagt sie.

— — Ihre Hoheit hatte den ganzen Bazar besehen. An der Ausgangstür hielt der Oberbürgermeister eine Rede.

Der ganze Körper des Herrn Oberbürgermeisters war in unaufhörlicher Bewegung, wenn er redete.

Wenn die Rede zu Ende war, blieb Ihre Hoheit einen Augenblick stehen und besann sich, was sie wohl sagen könne. Dann sagte sie: „Ich danke Ihnen . . . es hat mich gefreut . . .“ und ging, während noch alle standen und warteten, daß sie noch etwas mehr sagen würde.

Aber Ihrer Hoheit standen die Worte nun einmal nicht zu Gebote. — — — —

Zuweilen kam es auch vor, daß Ihre Hoheit einmal einen Nagel in eine Schützenfahne schlug oder einen Grundstein legte.

Sonst verging ein Tag wie der andere. Es gab keine Veränderung. Immer und immer dasselbe.

Mitunter, wenn Ihre Hoheit auf der Terrasse spazierte und über das langgestreckte, graue Schloß hinsah, das so trostlos und öde dalag, mit seinen vielen, kleinen Fensterscheiben und den alten Kanonen, die schwer und rostig vor der hohen Treppe standen, — und auf die Schildwache, den einen Mann, der rastlos auf und nieder ging, — fühlte Ihre Hoheit eine Art von Beklemmung, als ob der ganze, alte, graue Kasten sich wie ein Mühlstein auf ihre Brust legte.

Von der Seite warf sie einen Blick auf Komtesse von Hartenstein, die zierlich wie eine Tänzerin neben ihr einherstolzierte. Und Ihre Hoheit beschleunigte unwillkürlich den eigenen Schritt.

Aber Komtesse von Hartenstein ließ sich nicht aus dem Tritt bringen.

Und nach dem Spaziergange kehrte Prinzessin Maria Karolina wieder zu ihren Wasserfarben oder ihrer Stickerei zurück. Komtesse von Hartenstein las aus der Revue des deux mondes vor.

Abends saß Ihre Hoheit in ihrer Loge im Hoftheater. Junge Anfänger und ausgediente Heldenväter leierten Schillersche Verse ab.

Ihre Hoheit hörte die Stimmen wie aus weiter Ferne oder in halbem Schlaf. Ihre Hoheit berührte mitunter ihre Nasenspitze mit dem Fächer. Die Nasenflügel bewegten sich, wenn Ihre Hoheit ein Gähnen unterdrückte.

So verging die Zeit, ein Tag wie der andere.

Und plötzlich bemerkte Ihre Hoheit eines Tages zu ihrer Überraschung, daß die Felder und Wiesen am Flußufer grünten und die Büsche am Wege große Knospen ansetzten.

„Ist es denn wirklich schon Frühling?" fragte sie.

„Es sind nur mehr vierzehn Tage bis zum hohen Geburtstag Seiner Hoheit des Herzogs," sagte Fräulein von Hartenstein.

„Ja, das ist ja wahr," sagte Ihre Hoheit. Träumend ruhte ihr Blick auf den grünen Wiesen.

3.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war heiratsfähig.

Mehrere Jahre kamen verschiedene Gesandtschaften besuchsweise an den Hof. Drei, vier Prinzen erschienen in eigener Person.

Maria Karolina wurde bei der Tafel von der fremden Hoheit zu Tisch geführt. Sie saßen beide verlegen und steif zwischen den diskreten Exzellenzen des Hofstaates und sagten halblaut mit möglichst angeregter Miene die gleichgültigsten Dinge.

Aber plötzlich verstummten sie dann und wußten nichts mehr zu sagen, sondern saßen nur lächelnd nebeneinander da, wie Leute, die miteinander sprechen wollen, denen aber nichts einfällt.

Die Damen und Herren des beiderseitigen Gefolges blieben in ihren flüsternden Gesprächen stecken, und wie die Hoheiten saßen sie lächelnd und schweigend da, drehten Messer und Gabeln zwischen den Fingern und sahen sich an.

Seine Hoheit räusperte sich mehrmals laut. Die jungen Hoheiten blieben in derselben Stellung wie zwei lächelnde Wachsfiguren sitzen.

„— Der Mund — — wenn sie nur den Mund schließen wollte!" Komtesse von Hartenstein war so nervös, als handle es sich bei den Heiratsplänen um ihre eigene Person.

Nach der Tafel trank man den Kaffee im gelben Saal. Der Herzog setzte sich an den Spieltisch, und die Damen und Herren des Gefolges verteilten sich in die Ecken. Komtesse von Hartenstein zog eine Nadel durch ein Stück Kanevas und bildete sich ein, daß sie stickte.

Maria Karolina wurde sehr lebhaft. Sie sprach in einem fort, sie ließ die Exzellenzen Kurth und Quaade gar nicht wieder los.

Es war eine Frage über Forstwesen, die Ihre Hoheit interessierte ... Ihre Hoheit hatte nicht recht verstanden ...

Die beiden Exzellenzen standen unter dem Kronleuchter und traten verlegen von einem Fuß auf den andern. Ihre Hoheit hörte kein Wort von dem, was sie sagten, aber sie fuhr fort zu fragen, sprach sehr laut und bewegte hastig den ausgespannten Fächer.

Die fremde Durchlaucht strich ihren Schnurrbart und betrachtete ihre Stiefel.

„Wie ich Ihnen sage, teure Exzellenz ..."

Exellenz von Quaade stand wie auf Kohlen: er war der letzte. Exzellenz von Kurth hatte sich in einer Pause mit drei ehrerbietigen Verbeugungen zurückgezogen.

Exzellenz von Quaade entschloß sich kurz: mitten in einem Satz brach er ab und trat zurück. „Gewiß, Ew. Hoheit," sagte er, „ganz gewiß."

Um die beiden jungen Fürstlichkeiten dehnte sich jetzt ein großer leerer Raum.

Sie nahmen an einem Tische Platz und besahen einige Zeichnungen.

Für den nächsten Vormittag war ein Ausflug geplant. Die Herrschaften frühstückten im Bergschloß, und nachher ging man im Walde spazieren.

Das Gefolge blieb zurück. Die beiden jungen Hoheiten waren allein. Maria Karolina umklammerte krampfhaft den Stil ihres Sonnenschirms und stieß ab und zu beim Gehen einige atemlose Worte hervor. Die fremde Durchlaucht zog mit ihrem Spazierstock lange Furchen durch den weichen Sand.

Zuletzt gingen sie schweigend nebeneinander her. Die fremde Durchlaucht warf von der Seite einen Blick auf Prinzessin Maria Karolina. Sie hatte kein schönes Profil.

Plötzlich sahen sie bei einer Wendung der Allee Komtesse von Hartenstein in der Ferne auftauchen. S. Durchlaucht beugte sich hastig über einen Baumstumpf und stieß seinen Stock in das weiche, morsche Holz: „Wahrhaftig — Ameisen — eine Unmenge von Ameisen im Baumstumpf!"

„Ja ..." Ihre Hoheit glaubte wirklich auch, daß eine ganze Ameisenkolonie sich im Baumstumpf häuslich eingerichtet habe .... „Was für merkwürdige Tiere Ameisen doch sind!"

Beide blieben stehen und sahen sich den Baumstumpf näher an. Ihre Hoheit fing an zu lachen. Eine von Mlle. Leterriers Anekdoten war ihr plötzlich eingefallen. Eine aus Sanssouci.

Sie erzählte sie. Die fremde Durchlaucht lachte und erzählte von seinem früheren Hauslehrer. Jetzt war er Professor des Altpersischen.

Beide lachten über das Wort „altpersisch".

„Und dabei hatte er einen ganz schiefen Mund," sagte Seine Durchlaucht.

Die jungen Hoheiten lachten noch immer, als sie mit Komtesse von Hartenstein zusammentrafen.

— „Wie zwei Kinder — meine Beste," sagte Komtesse von Hartenstein zu Mlle. Leterrier, „sie lachten wie die Kinder, als ich sie überraschte ..."

Am nächsten Tage reiste die fremde Durchlaucht wieder ab.

Wenn Ihre Hoheit sich enttäuscht fühlte, ließ sie jedenfalls niemanden unter ihrer Enttäuschung leiden. Sie wurde nun wieder im kleineren Speisesaal von Sr. Hoheit dem Herzog zu Tisch geführt, und nach der Tafel arbeitete sie — während Komtesse von Hartenstein vorlas — an ihrem perlengestickten Ofenschirm für den Bazar im Bürgerverein.

Ihre Hoheit saß gebückt unter der Lampe und reihte silberne Perlen auf die feine Nadel. Das Licht fiel hell auf ihr rotes Handgelenk und das nach oben gewandte Gesicht.

Die Backenknochen Ihrer Hoheit traten in dieser Beleuchtung ungewöhnlich stark hervor. Ihre Hoheit fing an etwas spitz zu werden.

Eines Abends, als der Erbprinz zum Besuch gekommen war, sagte er plötzlich — (er hatte sie lange nachdenklich betrachtet, wie sie mager und anmutslos im Lampenschein vor ihm saß): „Maria Karolina, glaubst du, daß es dich *kleidet*, so da zu sitzen und Perlen aufzuziehen?"

Er hatte es plötzlich und unvermittelt gesagt. Maria Karolina erschrak.

„Dich müßten wir mal nach Eisenstein schicken," sagte der Erbprinz, und drehte sich auf den Hacken um.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina beugte sich tiefer über ihre Arbeit. Kurz darauf sammelte sie still ihre Perlen zusammen und packte langsam ihre Stickerei in ein Papier.

Ihre Hoheit zog sich ein wenig früher als sonst zurück; sie habe Kopfweh, sagte sie, — sie sah auch blaß aus.

Mit ihrem Arbeitsbeutel in der Hand trat sie an des Herzogs Spieltisch. Er spielte mit dem Erbprinzen.

Se. Hoheit der Herzog küßte sie, zwischen zwei Stichen, auf die Stirn.

„Gute Nacht, mein Kind," sagte er.

„Gute Nacht."

Der Erbprinz sah zu seiner Schwester auf. Sie war so bleich.

„Wie kümmerlich du aussiehst, Mietze," sagte er — das war sein Kosename für sie seit jeher — liebkosend strich er ihr mit der Hand über die Stirn. „Gute Nacht, du armes Kleines."

Ihre Hoheit war sehr nervös. Ein paar Tränen fielen auf den perlengestickten Ofenschirm für den Bürgerverein, wie sie hastig durch den Saal ging.

Am nächsten Morgen hatte Ihre Hoheit rote Augen, als sie mit ihrem Bruder, dem Erbprinzen, ausritt.

Sie waren auf ihre Weise gute Freunde. Er neckte sie, und sie war etwas scheu und oft kurz angebunden.

Aber zuweilen, wenn er sie nach der Tafel mit einem herzlichen: „Wohl bekomm's, Mietze!" auf die Wange küßte, warf sie sich plötzlich krampfhaft zitternd in seine Arme, und er sah ihr verdutzt nach, wenn sie dann langsam davonging, still den Kaffee einschenkte und ihn Sr. Hoheit dem Herzog brachte.

„Na" — der Erbprinz reckte und streckte die schönen Glieder in der knappen Husarenuniform — „zu verwundern war es gerade nicht —". Noch immer ruhte sein Blick auf der Schwester, wie sie neben Komtesse von Hartenstein stand und Kaffee einschenkte.

„Na, man kann nicht gerade behaupten, daß es ein heiteres Leben für sie ist!"

Se. Hoheit der Erbprinz blieb nie länger als drei Tage auf einmal in der Residenz. Sein Regiment stand in Potsdam.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina mußte wieder alleine ausreiten. Langsam ließ sie den neuen Ajax auf dem Waldwege dahingehen. Der alte Ajax war erschossen, er war allmählich steif geworden und konnte auch nicht mehr recht sehen. So hatte der Erbprinz ihn erschossen, und Maria Karolina ließ das gute alte Tier am Saum einer Lichtung im Walde unter einer Eiche begraben. Es war ihr Lieblingsplatz im ganzen Walde. Sie kannte jeden Fußsteig und jeden Aussichtspunkt. Sie verlebte hier ihre glücklichsten Stunden.

Die Kinder des Holzvogts spielten am Waldrand. Ihre Hoheit hielt sehr viel von Kindern. Sie stieg vom Pferde und setzte sich neben die Kinder ins Gras und ließ sie auf ihrem Knie reiten, und sie jubelten und lachten und zogen sich ihren hohen Reithut über die Ohren . . .

Maria Karolina verstand es am besten, mit Kindern zu sprechen. Sie meinte es ja von Herzen gut mit allen Menschen, aber sie wußte nie recht, was sie ihnen sagen sollte.

Sie sprachen auch so oft über Dinge, von denen sie gar nichts wußte.

Und sie verstand sie dann nicht und blieb ihnen fremd, lächelte nur und wurde verlegen und linkisch ...

Mit Kindern war es anders. Mit denen plauderte und lachte sie. Halbe Stunden konnte sie in ihrer Mitte zubringen — sie kletterten über sie weg, über ihre Brust und ihren Magen, und ihr Reitkleid schmückten sie mit Waldblumen, — und das kleinste ritt auf ihrer Schulter. Der Reitknecht wartete unterdessen ehrerbietig zwischen den Bäumen, steif wie eine Schildwache neben seinem Pferde.

Wenn Ihre Hoheit heimritt, hielt sie an der Waldmühle still, und des Müllers Tochter Anna Liese brachte ihr ein Glas Milch.

Die alte Müllersfrau mit dem runden rotwangigen Gesicht trat in die Tür und verneigte sich, und Ihre Hoheit trank die Milch.

„Na, wann soll's denn losgehen?" fragte Ihre Hoheit.

„Ach," und die Müllerin knixte, „das hat noch gute Weile, Ew. Hoheit."

„Sie wissen, ich gebe die Aussteuer," sagte Ihre Hoheit und trank noch einmal.

Anna Liese nahm das Glas und knixte.

„Prosit, Ew. Hoheit."

„Ja, Gott segne Ew. Hoheit den Trunk," sagte die Alte und knixte ebenfalls.

„Danke. Adieu!" — Ihre Hoheit ritt davon — — das Mühlrad klapperte durch die Waldesstille. In den Wipfeln der Bäume saßen ein paar Vögel und sangen. Ihre Hoheit hielt Ajax an und lauschte: ein Specht hämmerte an einem nahen Stamm.

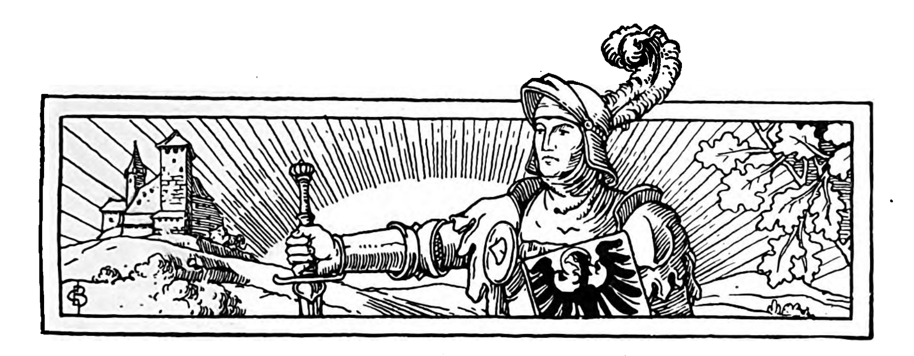
Am Ende des Weges sah man die Parkpforte mit ihren beiden zerbrochenen Vasen.

Schritt für Schritt ritt Ihre Hoheit heim. — —

Der Erbprinz sollte in den Orient reisen. Seine Hoheit der Herzog verkaufte seine Pferde, um zu sparen. Maria Karolina ging in lauter umgearbeiteten Kleidern. Es waren die Galaroben der Tanten aus Wien.

(Fortsetzung folgt.)





Der Runenberg.

Von

Ludwig Tieck.

(31. Mai 1773 — 28. April 1853.)

Ein junger Jäger saß im innersten Gebirge nachdenkend bei einem Vogelherde, indem das Rauschen der Gewässer und des Waldes in der Einsamkeit tönte. Er bedachte sein Schicksal, wie er so jung sei und Vater und Mutter, die wohlbekannte Heimat und alle Befreundeten seines Dorfes verlassen hatte, um eine fremde Umgebung zu suchen, um sich aus dem Kreise der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen, und er blickte mit einer Art von Verwunderung auf, daß er sich nun in diesem Tale in dieser Beschäftigung wiederfand. Große Wolken zogen durch den Himmel und verloren sich hinter den Bergen, Vögel sangen aus den Gebüschen, und ein Widerschall antwortete ihnen. Er stieg langsam den Berg hinunter und setzte sich an den Rand eines Baches nieder, der über vorragendes Gestein schäumend murmelte. Er hörte auf die wechselnde Melodie des Wassers, und es schien, als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er mußte sich innig betrüben, daß er ihre Reden nicht verstehen konnte. Wieder sah er dann umher, und ihm dünkte, er sei froh und glücklich; so faßte er wieder neuen Mut und sang mit lauter Stimme einen Jägergesang.

„Froh und lustig zwischen Steinen
Geht der Jüngling auf die Jagd,
Seine Beute muß erscheinen
In den grünlebend'gen Hainen,
Sucht' er auch bis in die Nacht.

Seine treuen Hunde bellen
Durch die schöne Einsamkeit,
Durch den Wald die Hörner gellen,
Daß die Herzen mutig schwellen:
O du schöne Jägerzeit!

Seine Heimat sind die Klüfte,
Alle Bäume grüßen ihn,
Rauschen strenge Herbsteslüfte,
Find't er Hirsch und Reh, die Schlüfte
Muß er jauchzend dann umziehn.

Laß dem Landmann seine Mühen
Und dem Schiffer nur sein Meer,
Keiner sieht in Morgens Frühen
So Auroras Augen glühen,
Hängt der Tau am Grase schwer,

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,
Und Diana lacht ihn an;
Einst das schönste Bild entbrennet,
Die er seine Liebste nennet;
O beglückter Jägersmann!"

Während dieses Gesanges war die Sonne tiefer gesunken, und breite Schatten fielen durch das ganze Tal. Eine kühlende Dämmerung schlich über den Boden weg, und nur noch die Wipfel der Bäume, wie die runden Bergspitzen waren vom Schein des Abends vergoldet. Christians Gemüt ward immer trübseliger, er mochte nicht nach seinem Vogelherde zurückkehren, und dennoch mochte er nicht bleiben; es dünkte ihm so einsam, und er sehnte sich nach Menschen. Jetzt wünschte er sich die alten Bücher, die er sonst bei seinem Vater gesehn und die er niemals lesen mögen, so oft ihn auch der Vater dazu angetrieben hatte; es fielen ihm die Szenen seiner Kindheit ein, die Spiele mit der Jugend des Dorfes, seine Bekanntschaften unter den Kindern, die Schule, die ihm so drückend gewesen war, und er sehnte sich in alle diese Umgebungen zurück, die er freiwillig verlassen hatte, um sein Glück in unbekannten Gegenden, in Bergen, unter fremden Menschen, in einer neuen Beschäftigung zu finden. Indem es finstrer wurde und der Bach lauter rauschte, als das Geflügel der Nacht seine irre Wanderung mit umschweifendem Fluge begann, saß er noch immer mißvergnügt und in sich versunken; er hätte weinen mögen, und er war durchaus unentschlossen, was er tun und vornehmen solle. Gedankenlos zog er eine hervorragende Wurzel aus der Erde, und plötzlich hörte er erschreckend ein dumpfes Winseln im Boden, das sich unterirdisch in klagenden Tönen fortzog und erst in der Ferne wehmütig verscholl. Der Ton durchdrang sein innerstes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermutet die Wunde berührt habe, an der der sterbende Leichnam der Natur in Schmerzen verscheiden wolle. Er sprang auf und wollte entfliehen, denn er hatte wohl ehemals von der seltsamen Alrunenwurzel gehört, die beim Ausreißen so herzdurchschneidende Klagetöne von sich gebe, daß der Mensch von ihrem Gewinsel wahnsinnig werden müsse. Indem er fortgehen wollte, stand ein fremder Mann hinter ihm, welcher ihn freundlich ansah und fragte, wohin er wolle. Christian hatte sich

Gesellschaft gewünscht, und doch erschrak er von neuem vor dieser freundlichen Gegenwart. „Wohin so eilig?" fragte der Fremde noch einmal. Der junge Jäger suchte sich zu sammeln und erzählte, wie ihm plötzlich die Einsamkeit so schrecklich vorgekommen sei, daß er sich habe retten wollen, der Abend sei so dunkel, die grünen Schatten des Waldes so traurig, der Bach spreche in lauter Klagen, die Wolken des Himmels zögen seine Sehnsucht jenseit den Bergen hinüber. „Ihr seid noch jung," sagte der Fremde, „und könnt wohl die Strenge der Einsamkeit noch nicht ertragen, ich will Euch begleiten, denn Ihr findet doch kein Haus oder Dorf im Umkreis einer Meile; wir mögen unterwegs etwas sprechen und uns erzählen, so verliert Ihr die trüben Gedanken; in einer Stunde kommt der Mond hinter den Bergen hervor, sein Licht wird dann wohl auch Eure Seele lichter machen."

Sie gingen fort, und der Fremde dünkte dem Jünglinge bald ein alter Bekannter zu sein. „Wie seid Ihr in dieses Gebirge gekommen," fragte jener, „Ihr seid hier, Eurer Sprache nach, nicht einheimisch." — „Ach, darüber", sagte der Jüngling, „ließe sich viel sagen, und doch ist es wieder keiner Rede, keiner Erzählung wert; es hat mich wie mit fremder Gewalt aus dem Kreise meiner Eltern und Verwandten hinweggenommen, mein Geist war seiner selbst nicht mächtig; wie ein Vogel, der in einem Netz gefangen ist und sich vergeblich sträubt, so verstrickt war meine Seele in seltsamen Vorstellungen und Wünschen. Wir wohnten weit von hier in einer Ebene, in der man rund umher keinen Berg, kaum eine Anhöhe erblickte; wenige Bäume schmückten den grünen Plan, aber Wiesen, fruchtbare Kornfelder und Gärten zogen sich hin, soweit das Auge reichen konnte; ein großer Fluß glänzte wie ein mächtiger Geist an den Wiesen und Feldern vorbei. Mein Vater war Gärtner im Schloß und hatte vor, mich ebenfalls zu seiner Beschäftigung zu erziehen; er liebte die Pflanzen und Blumen über alles und konnte sich tagelang unermüdet mit ihrer Wartung und Pflege abgeben. Ja, er ging so weit, daß er behauptete, er könne fast mit ihnen sprechen; er lerne von ihrem Wachstum und Gedeihen, sowie von der verschiedenen Gestalt und Farbe ihrer Blätter. Mir war die Gartenarbeit zuwider, um so mehr, als mein Vater mir zuredete oder gar mit Drohungen mich zu zwingen versuchte. Ich wollte Fischer werden und machte den Versuch, allein das Leben auf dem Wasser stand mir auch nicht an; ich wurde dann zu einem Handelsmann in die Stadt gegeben und kam auch von ihm bald in das väterliche Haus zurück. Auf einmal hörte ich meinen Vater von Gebirgen erzählen, die er in der Jugend bereiset hatte, von den unterirdischen Bergwerken und ihren Arbeitern, von Jägern und ihrer Beschäftigung, und plötzlich erwachte in mir der bestimmteste Trieb, das Gefühl, daß ich nun die für mich bestimmte Lebensweise gefunden habe. Tag und Nacht sann ich und stellte mir die hohen Berge, Klüfte und Tannenwälder vor; meine Einbildung erschuf sich ungeheure Felsen, ich hörte in Gedanken das Getöse der Jagd, die Hörner und das Geschrei der Hunde und des Wildes; alle meine Träume waren damit angefüllt,

und darüber hatte ich nun weder Rast noch Ruhe mehr. Die Ebene, das Schloß, der kleine, beschränkte Garten meines Vaters mit den geordneten Blumenbeeten, die enge Wohnung, der weite Himmel, der sich ringsum so traurig ausdehnte und keine Höhe, keinen erhabenen Berg umarmte, alles ward mir noch betrübter und verhaßter. Es schien mir, als wenn alle Menschen um mich her in der bejammernswürdigsten Unwissenheit lebten, und daß alle ebenso denken und empfinden würden wie ich, wenn ihnen dieses Gefühl ihres Elendes nur einziges Mal in ihrer Seele aufginge. So trieb ich mich um, bis ich an einem Morgen den Entschluß faßte, das Haus meiner Eltern auf immer zu verlassen. Ich hatte in einem Buche Nachrichten vom nächsten großen Gebirge gefunden, Abbildungen einiger Gegenden, und darnach richtete ich meinen Weg ein. Es war im ersten Frühlinge, und ich fühlte mich durchaus froh und leicht. Ich eilte, um nur recht bald das Ebene zu verlassen, und an einem Abende sah ich in der Ferne die dunkeln Umrisse des Gebirges vor mir liegen. Ich konnte in der Herberge kaum schlafen, so ungeduldig war ich, die Gegend zu betreten, die ich für meine Heimat ansah; mit dem Frühesten war ich munter und wieder auf der Reise. Nachmittags befand ich mich schon unter den vielgeliebten Bergen, und wie ein Trunkener ging ich, stand dann eine Weile, schaute rückwärts und berauschte mich in allen mir fremden und doch so wohlbekannten Gegenständen. Bald verlor ich die Ebene hinter mir aus dem Gesichte, die Waldströme rauschten mir entgegen, Buchen und Eichen brausten mit bewegtem Laube von steilen Abhängen herunter; mein Weg führte mich an schwindlichten Abgründen vorüber, blaue Berge standen groß und ehrwürdig im Hintergrunde. Eine neue Welt war mir aufgeschlossen, ich wurde nicht müde. So kam ich nach einigen Tagen, indem ich einen großen Teil des Gebirges durchstreift hatte, zu einem alten Förster, der mich auf mein inständiges Bitten zu sich nahm, um mich in der Kunst der Jägerei zu unterrichten. Jetzt bin ich seit drei Monaten in seinen Diensten. Ich nahm von der Gegend, in der ich meinen Aufenthalt hatte, wie von einem Königreiche Besitz; ich lernte jede Klippe, jede Schluft des Gebirges kennen, ich war in meiner Beschäftigung, wenn wir am frühen Morgen nach dem Gebirge zogen, wenn wir Bäume im Forste fällten, wenn ich mein Auge und meine Büchse übte und die treuen Gefährten, die Hunde, zu ihren Geschicklichkeiten abrichtete, überaus glücklich. Jetzt sitze ich seit acht Tagen hier oben auf dem Vogelherde, im einsamsten Gebirge, und am Abend wurde mir heut so traurig zu Sinne wie noch niemals in meinem Leben, ich kam mir so verloren, so ganz unglücklich vor, und noch kann ich mich nicht von dieser trüben Stimmung erholen."

Der fremde Mann hatte aufmerksam zugehört, indem beide durch einen dunklen Gang des Waldes gewandert waren. Jetzt traten sie ins Freie, und das Licht des Mondes, der oben mit seinen Hörnern über der Bergspitze stand, begrüßte sie freundlich: in unkenntlichen Formen und vielen gesonderten Massen, die der bleiche Schimmer wieder rätselhaft vereinigte, lag das gespaltene Gebirge

vor ihnen, im Hintergrunde ein steiler Berg, auf welchem uralte verwitterte Ruinen schauerlich im weißen Lichte sich zeigten. „Unser Weg trennt sich hier," sagte der Fremde, „ich gehe in diese Tiefe hinunter, dort bei jenem alten Schacht ist meine Wohnung: die Erze sind meine Nachbarn, die Berggewässer erzählen mir Wunderdinge in der Nacht, dahin kannst du mir doch nicht folgen. Aber siehe dort den Runenberg mit seinem schroffen Mauerwerke, wie schön und anlockend das alte Gestein zu uns herblickt! Bist du niemals dorten gewesen?" — „Niemals," sagte der junge Christian; „ich hörte einmal meinen alten Förster wundersame Dinge von diesem Berge erzählen, die ich, töricht genug, wieder vergessen habe; aber ich erinnere mich, daß mir an jenem Abend grauenhaft zumute war. Ich möchte wohl einmal die Höhe besteigen, denn die Lichter sind dort am schönsten, das Gras muß dorten recht grün sein, die Welt umher recht seltsam, auch mag sich's wohl treffen, daß man noch manch Wunder aus der alten Zeit da oben fände."

„Es kann fast nicht fehlen," sagte jener; „wer nur zu suchen versteht, wessen Herz recht innerlich hingezogen wird, der findet uralte Freunde dort und Herrlichkeiten, alles, was er am eifrigsten wünscht." — Mit diesen Worten stieg der Fremde schnell hinunter, ohne seinem Gefährten lebewohl zu sagen, bald war er im Dickicht des Gebüsches verschwunden, und kurz nachher verhallte auch der Tritt seiner Füße. Der junge Jäger war nicht verwundert, er verdoppelte nur seine Schritte nach dem Runenberge zu, alles winkte ihm dorthin, die Sterne schienen dorthin zu leuchten, der Mond wies mit einer hellen Straße nach den Trümmern, lichte Wolken zogen hinauf, und aus der Tiefe redeten ihm Gewässer und rauschende Wälder zu und sprachen ihm Mut ein. Seine Schritte waren wie geflügelt, sein Herz klopfte, er fühlte eine so große Freudigkeit in seinem Innern, daß sie zu einer Angst emporwuchs. — Er kam in Gegenden, in denen er nie gewesen war, die Felsen wurden steiler, das Grün verlor sich, die kahlen Wände riefen ihn wie mit zürnenden Stimmen an, und ein einsam klagender Wind jagte ihn vor sich her. So eilte er ohne Stillstand fort und kam spät nach Mitternacht auf einen schmalen Fußsteig, der hart an einem Abgrunde hinlief. Er achtete nicht auf die Tiefe, die unter ihm gähnte und ihn zu verschlingen drohte, so sehr spornten ihn irre Vorstellungen und unverständliche Wünsche. Jetzt zog ihn der gefährliche Weg neben eine hohe Mauer hin, die sich in den Wolken zu verlieren schien; der Steig ward mit jedem Schritte schmaler, und der Jüngling mußte sich an vorragenden Steinen festhalten, um nicht hinunterzustürzen. Endlich konnte er nicht weiter, der Pfad endigte unter einem Fenster, er mußte still stehen und wußte jetzt nicht, ob er umkehren, ob er bleiben solle. Plötzlich sah er ein Licht, das sich hinter dem alten Gemäuer zu bewegen schien. Er sah dem Scheine nach und entdeckte, daß er in einen alten, geräumigen Saal blicken konnte, der wunderlich verziert von mancherlei Gesteinen und Kristallen in vielfältigen Schimmern funkelte, die sich geheimnisvoll von dem wandelnden Lichte durcheinander bewegten,

welches eine große weibliche Gestalt trug, die sinnend im Gemache auf und nieder ging. Sie schien nicht den Sterblichen anzugehören, so groß, so mächtig waren ihre Glieder, so streng ihr Gesicht, aber doch dünkte dem entzückten Jünglinge, daß er noch niemals solche Schönheit gesehn oder geahnt habe. Er zitterte und wünschte doch heimlich, daß sie zum Fenster treten und ihn wahrnehmen möchte. Endlich stand sie still, setzte das Licht auf einen kristallenen Tisch nieder, schaute in die Höhe und sang mit durchdringlicher Stimme:

„Wo die Alten weilen,
Daß sie nicht erscheinen?
Die Kristallen weinen,
Von demantnen Säulen
Fließen Tränenquellen,
Töne klingen drein;
In den klaren, hellen,
Schön durchsicht'gen Wellen
Bildet sich der Schein,
Der die Seelen ziehet,
Dem das Herz erglühet.
Kommt, ihr Geister alle,
Zu der goldnen Halle,
Hebt aus tiefen Dunkeln
Häupter, welche funkeln!
Macht der Herzen und der Geister,
Die so durstig sind im Sehnen,
Mit den leuchtend schönen Tränen
Allgewaltig euch zum Meister!"

Als sie geendigt hatte, fing sie an, sich zu entkleiden und ihre Gewänder in einen kostbaren Wandschrank zu legen. Erst nahm sie einen goldenen Schleier vom Haupte, und ein langes, schwarzes Haar floß in geringelter Fülle bis über die Hüften hinab; dann löste sie das Gewand des Busens, und der Jüngling vergaß sich und die Welt im Anschauen der überirdischen Schönheit. Er wagte kaum zu atmen, als sie nach und nach alle Hüllen löste; nackt schritt sie endlich im Saale auf und nieder, und ihre schweren, schwebenden Locken bildeten um sie her ein dunkel wogendes Meer, aus dem wie Marmor die glänzenden Formen des reinen Leibes abwechselnd hervorstrahlten. Nach geraumer Zeit näherte sie sich einem andern goldenen Schranke, nahm eine Tafel heraus, die von vielen eingelegten Steinen, Rubinen, Diamanten und allen Juwelen glänzte, und betrachtete sie lange prüfend. Die Tafel schien eine wunderliche, unverständliche Figur mit ihren unterschiedlichen Farben und Linien zu bilden; zuweilen war, nachdem der Schimmer ihm entgegenspiegelte, der Jüngling schmerzhaft geblendet, dann wieder besänftigten grün und blau spielende Scheine sein Auge: er aber stand, die Gegenstände mit seinen Blicken verschlingend und zugleich tief in sich selbst versunken. In seinem Innern hatte

sich ein Abgrund von Gestalten und Wohllaut, von Sehnsucht und Wollust aufgetan, Scharen von geflügelten Tönen und wehmütigen und freudigen Melodieen zogen durch sein Gemüt, das bis auf den Grund bewegt war: er sah eine Welt von Schmerz und Hoffnung in sich aufgehen, mächtige Wunderfelsen von Vertrauen und trotzender Zuversicht, große Wasserströme, wie voll Wehmut fließend. Er kannte sich nicht wieder und erschrak, als die Schöne das Fenster öffnete, ihm die magische steinerne Tafel reichte und die wenigen Worte sprach: „Nimm dieses zu meinem Angedenken!" Er faßte die Tafel und fühlte die Figur, die unsichtbar sogleich in sein Inneres überging, und das Licht und die nächtige Schönheit und der seltsame Saal waren verschwunden. Wie eine dunkele Nacht mit Wolkenvorhängen fiel es in sein Inneres hinein, er suchte nach seinen vorigen Gefühlen, nach jener Begeisterung und unbegreiflichen Liebe, er beschaute die kostbare Tafel, in welcher sich der untersinkende Mond schwach und bläulich spiegelte.

Noch hielt er die Tafel fest in seinen Händen gepreßt, als der Morgen graute und er erschöpft, schwindelnd und halb schlafend die steile Höhe hinunterstürzte. —

Die Sonne schien dem betäubten Schläfer auf sein Gesicht, der sich erwachend auf einem anmutigen Hügel wiederfand. Er sah umher und erblickte weit hinter sich und kaum noch kennbar am äußersten Horizont die Trümmer des Runenberges: er suchte nach jener Tafel und fand sie nirgend. Erstaunt und verwirrt wollte er sich sammeln und seine Erinnerungen anknüpfen, aber sein Gedächtnis war wie mit einem wüsten Nebel angefüllt, in welchem sich formlose Gestalten wild und unkenntlich durcheinander bewegten. Sein ganzes voriges Leben lag wie in einer tiefen Ferne hinter ihm; das Seltsamste und und das Gewöhnliche war so ineinander vermischt, daß er es unmöglich sondern konnte. Nach langem Streite mit sich selbst glaubte er endlich, ein Traum oder ein plötzlicher Wahnsinn habe ihn in dieser Nacht befallen, nur begriff er immer nicht, wie er sich so weit in eine fremde, entlegene Gegend habe verirren können.

Noch fast schlaftrunken stieg er den Hügel hinab und geriet auf einen gebahnten Weg, der ihn vom Gebirge hinunter in das flache Land führte. Alles war ihm fremd, er glaubte anfangs, er würde in seine Heimat gelangen, aber er sah eine ganz verschiedene Gegend und vermutete endlich, daß er sich jenseits der südlichen Grenze des Gebirges befinden müsse, welches er im Frühling von Norden her betreten hatte. Gegen Mittag stand er über einem Dorfe, aus dessen Hütten ein friedlicher Rauch in die Höhe stieg, Kinder spielten auf einem grünen Platze, festtäglich geputzt, und aus der kleinen Kirche erscholl der Orgelklang und das Singen der Gemeine. Alles ergriff ihn mit unbeschreiblich süßer Wehmut, alles rührte ihn so herzlich, daß er weinen mußte. Die engen Gärten, die kleinen Hütten mit ihren rauchenden Schornsteinen, die gerade abgeteilten Kornfelder erinnerten ihn an die Bedürftigkeit des armen

Menschengeschlechts, an seine Abhängigkeit vom freundlichen Erdboden, dessen Milde es sich vertrauen muß; dabei erfüllte der Gesang und der Ton der Orgel sein Herz mit einer nie gefühlten Frömmigkeit. Seine Empfindungen und Wünsche der Nacht erschienen ihm ruchlos und frevelhaft, er wollte sich wieder kindlich, bedürftig und demütig an die Menschen wie an seine Brüder schließen und sich von den gottlosen Gefühlen und Vorsätzen entfernen. Reizend und anlockend dünkte ihm die Ebene mit dem kleinen Fluß, der sich in mannigfaltigen Krümmungen um Wiesen und Gärten schmiegte; mit Furcht gedachte er an seinen Aufenthalt in dem einsamen Gebirge und zwischen den wüsten Steinen, er sehnte sich, in diesem friedlichen Dorfe wohnen zu dürfen, und trat mit diesen Empfindungen in die menschenerfüllte Kirche.

Der Gesang war eben beendigt, und der Priester hatte seine Predigt begonnen: von den Wohltaten Gottes in der Ernte: wie seine Güte alles speiset und sättiget, was lebt, wie wunderbar im Getreide für die Erhaltung des Menschengeschlechtes gesorgt sei, wie die Liebe Gottes sich unaufhörlich im Brote mitteilte, und der andächtige Christ so ein unvergängliches Abendmahl gerührt feiern könne. Die Gemeine war erbaut, des Jägers Blicke ruhten auf dem frommen Redner und bemerkten dicht neben der Kanzel ein junges Mädchen, das vor allen andern der Andacht und Aufmerksamkeit hingegeben schien. Sie war schlank und blond, ihr blaues Auge glänzte von der durchdringendsten Sanftheit, ihr Antlitz war wie durchsichtig und in den zartesten Farben blühend. Der fremde Jüngling hatte sich und sein Herz noch niemals so empfunden, so voll Liebe und so beruhigt, so den stillsten und erquickendsten Gefühlen hingegeben. Er beugte sich weinend, als der Priester endlich den Segen sprach, er fühlte sich bei den heiligen Worten wie von einer unsichtbaren Gewalt durchdrungen und das Schattenbild der Nacht in die tiefste Entfernung wie ein Gespenst hinabgerückt. Er verließ die Kirche, verweilte unter einer großen Linde und dankte Gott in einem inbrünstigen Gebet, daß er ihn ohne sein Verdienst wieder aus den Netzen des bösen Geistes befreit habe.

Das Dorf feierte an diesem Tage das Erntefest, und alle Menschen waren fröhlich gestimmt; die geputzten Kinder freuten sich auf die Tänze und Kuchen, die jungen Burschen richteten auf dem Platze im Dorfe, der von jungen Bäumen umgeben war, alles zu ihrer herbstlichen Festlichkeit ein, die Musikanten saßen und probierten ihre Instrumente. Christian ging noch einmal in das Feld hinaus, um sein Gemüt zu sammeln und seinen Betrachtungen nachzuhängen, dann kam er in das Dorf zurück, als sich schon alles zur Fröhlichkeit und zur Begehung des Festes vereiniget hatte. Auch die blonde Elisabeth war mit ihren Eltern zugegen, und der Fremde mischte sich in den frohen Haufen. Elisabeth tanzte, und er hatte unterdes bald mit dem Vater ein Gespräch angesponnen, der ein Pachter war und einer der reichsten Leute im Dorfe. Ihm schien die Jugend und das Gespräch des fremden Gastes zu gefallen, und so wurden sie in kurzer Zeit dahin einig, daß Christian als Gärtner bei ihm

einziehen solle. Dieser konnte es unternehmen, denn er hoffte, daß ihm nun die Kenntnisse und Beschäftigungen zustatten kommen würden, die er in seiner Heimat so sehr verachtet hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für ihn. Er zog bei dem Pachter ein und ward zu dessen Familie gerechnet; mit seinem Stande veränderte er auch seine Tracht. Er war so gut, so dienstfertig und immer freundlich, er stand seiner Arbeit so fleißig vor, daß ihm bald alle im Hause, vorzüglich aber die Tochter, gewogen wurden. So oft er sie am Sonntage zur Kirche gehen sah, hielt er ihr einen schönen Blumenstrauß in Bereitschaft, für den sie ihm mit errötender Freundlichkeit dankte; er vermißte sie, wenn er sie an einem Tage nicht sah, dann erzählte sie ihm am Abend Märchen und lustige Geschichten. Sie wurden sich immer notwendiger, und die Alten, welche es bemerkten, schienen nichts dagegen zu haben, denn Christian war der fleißigste und schönste Bursche im Dorfe; sie selbst hatten vom ersten Augenblick einen Zug der Liebe und Freundschaft zu ihm gefühlt. Nach einem halben Jahre war Elisabeth seine Gattin. Es war wieder Frühling, die Schwalben und die Vögel des Gesanges kamen in das Land, der Garten stand in seinem schönsten Schmucke, die Hochzeit wurde mit aller Fröhlichkeit gefeiert, Braut und Bräutigam schienen trunken von ihrem Glücke. Am Abend spät, als sie in die Kammer gingen, sagte der junge Gatte zu seiner Geliebten: „Nein, nicht jenes Bild bist du, welches mich einst im Traum entzückte und das ich niemals ganz vergessen kann, aber doch bin ich glücklich in deiner Nähe und selig in deinen Armen.“

Wie vergnügt war die Familie, als sie nach einem Jahre durch eine kleine Tochter vermehrt wurde, welche man Leonora nannte. Christian wurde zwar zuweilen etwas ernster, indem er das Kind betrachtete, aber doch kam seine jugendliche Heiterkeit immer wieder zurück. Er gedachte kaum noch seiner vorigen Lebensweise, denn er fühlte sich ganz einheimisch und befriedigt. Nach einigen Monaten fielen ihm aber seine Eltern in die Gedanken, und wie sehr sich besonders sein Vater über sein ruhiges Glück, über seinen Stand als Gärtner und Landmann freuen würde; es ängstigte ihn, daß er Vater und Mutter seit so langer Zeit ganz hatte vergessen können, sein einziges Kind erinnerte ihn, welche Freude die Kinder den Eltern sind, und so beschloß er dann endlich, sich auf die Reise zu machen und seine Heimat wieder zu besuchen.

Ungern verließ er seine Gattin; alle wünschten ihm Glück, und er machte sich in der schönen Jahreszeit zu Fuß auf den Weg. Er fühlte schon nach wenigen Stunden, wie ihn das Scheiden peinige, zum erstenmal empfand er in seinem Leben die Schmerzen der Trennung; die fremden Gegenstände erschienen ihm fast wild, ihm war, als sei er in einer feindseligen Einsamkeit verloren. Da kam ihm der Gedanke, daß seine Jugend vorüber sei, daß er eine Heimat gefunden, der er angehöre, in die sein Herz Wurzel geschlagen habe; er wollte fast den verlornen Leichtsinn der vorigen Jahre beklagen, und es war ihm äußerst trübselig zumute, als er für die Nacht auf einem Dorfe

in dem Wirtshause einkehren mußte. Er begriff nicht, warum er sich von seiner freundlichen Gattin und den erworbenen Eltern entfernt habe, und verdrießlich und murrend machte er sich am Morgen auf den Weg, um seine Reise fortzusetzen.

Seine Angst nahm zu, indem er sich dem Gebirge näherte, die fernen Ruinen wurden schon sichtbar und traten nach und nach kenntlicher hervor, viele Bergspitzen hoben sich abgerundet aus dem blauen Nebel. Sein Schritt wurde zaghaft, er blieb oft stehen und verwunderte sich über seine Furcht, über die Schauer, die ihm mit jedem Schritte gedrängter nahe kamen. „Ich kenne dich, Wahnsinn, wohl", rief er aus, „und dein gefährliches Locken, aber ich will dir männlich widerstehn! Elisabeth ist kein schnöder Traum; ich weiß, daß sie jetzt an mich denkt, daß sie auf mich wartet und liebevoll die Stunden meiner Abwesenheit zählt. Sehe ich nicht schon Wälder wie schwarze Haare vor mir? Schauen nicht aus dem Bache die blitzenden Augen nach mir her? Schreiten die großen Glieder nicht aus den Bergen auf mich zu?" — Mit diesen Worten wollte er sich, um auszuruhen, unter einen Baum niederwerfen, als er im Schatten desselben einen alten Mann sitzen sah, der mit der größten Aufmerksamkeit eine Blume betrachtete, sie bald gegen die Sonne hielt, bald wieder mit seiner Hand beschattete, ihre Blätter zählte und überhaupt sich bemühte, sie seinem Gedächtnis genau einzuprägen. Als er näher ging, erschien ihm die Gestalt so bekannt, und bald blieb ihm kein Zweifel übrig, daß der Alte mit der Blume sein Vater sei. Er stürzte ihm mit dem Ausdruck der heftigsten Freude in die Arme; jener war vergnügt, aber nicht überrascht, ihn so plötzlich wiederzusehen. „Kömmst du mir schon entgegen, mein Sohn?" sagte der Alte, „ich wußte, daß ich dich bald finden würde, aber ich glaubte nicht, daß mir schon am heutigen Tage die Freude widerfahren sollte." — „Woher wußtet Ihr, Vater, daß Ihr mich antreffen würdet?" — „An dieser Blume," sprach der alte Gärtner; „seit ich lebe, habe ich mir gewünscht, sie einmal sehen zu können, aber niemals ist es mir so gut geworden, weil sie sehr selten ist und nur in Gebirgen wächst: ich machte mich auf, dich zu suchen, weil deine Mutter gestorben ist und mir zu Hause die Einsamkeit zu drückend und trübselig war. Ich wußte nicht, wohin ich meinen Weg richten sollte, endlich wanderte ich durch das Gebirge, so traurig mir auch die Reise vorkam; ich suchte beiher nach der Blume, konnte sie aber nirgends entdecken, und nun finde ich sie ganz unvermutet hier, wo schon die schöne Ebene sich ausstreckt; daraus wußte ich, daß ich dich bald finden mußte, und sieh, wie die liebe Blume mir geweissagt hat!" Sie umarmten sich wieder, und Christian beweinte seine Mutter; der Alte aber faßte seine Hand und sagte: „Laß uns gehen, daß wir die Schatten des Gebirges bald aus den Augen verlieren, mir ist immer noch weh ums Herz von den steilen, wilden Gestalten, von dem gräßlichen Geklüft, von den schluchzenden Wasserbächen; laß uns das gute, fromme, ebene Land besuchen."

Sie wanderten zurück, und Christian ward wieder froher. Er erzählte seinem Vater von seinem neuen Glücke, von seinem Kinde und seiner Heimat; sein Gespräch machte ihn selbst wie trunken, und er fühlte im Reden erst recht, wie nichts mehr zu seiner Zufriedenheit ermangle. So kamen sie unter Erzählungen, traurigen und fröhlichen, in dem Dorfe an. Alle waren über die frühe Beendigung der Reise vergnügt, am meisten Elisabeth. Der alte Vater zog zu ihnen und gab sein kleines Vermögen in ihre Wirtschaft; sie bildeten den zufriedensten und einträchtigsten Kreis von Menschen. Der Acker gedieh, der Viehstand mehrte sich, Christians Haus wurde in wenigen Jahren eins der ansehnlichsten im Orte; auch sah er sich bald als den Vater von mehreren Kindern.

Fünf Jahre waren auf diese Weise verflossen, als ein Fremder auf seiner Reise in ihrem Dorfe einkehrte und in Christians Hause, weil es die ansehnlichste Wohnung war, seinen Aufenthalt nahm. Er war ein freundlicher, gesprächiger Mann, der vieles von seinen Reisen erzählte, der mit den Kindern spielte und ihnen Geschenke machte, und dem in kurzem alle gewogen waren. Es gefiel ihm so wohl in der Gegend, daß er sich einige Tage hier aufhalten wollte; aber aus den Tagen wurden Wochen und endlich Monate. Keiner wunderte sich über die Verzögerung, denn alle hatten sich schon daran gewöhnt, ihn mit zur Familie zu zählen. Christian saß nur oft nachdenklich; denn es kam ihm vor, als kenne er den Reisenden schon von ehemals, und doch konnte er sich keiner Gelegenheit erinnern, bei welcher er ihn gesehen haben möchte. Nach dreien Monaten nahm der Fremde endlich Abschied und sagte: „Lieben Freunde, ein wunderbares Schicksal und seltsame Erwartungen treiben mich in das nächste Gebirge hinein, ein zaubervolles Bild, dem ich nicht widerstehen kann, lockt mich; ich verlasse euch jetzt, und ich weiß nicht, ob ich wieder zu euch zurückkommen werde; ich habe eine Summe Geldes bei mir, die in euren Händen sicherer ist als in den meinigen, und deshalb bitte ich euch, sie zu verwahren: komme ich in Jahresfrist nicht zurück, so behaltet sie und nehmet sie als einen Dank für eure mir bewiesene Freundschaft an.“

So reiste der Fremde ab, und Christian nahm das Geld in Verwahrung. Er verschloß es sorgfältig und sah aus übertriebener Ängstlichkeit zuweilen wieder nach, zählte es über, ob nichts daran fehle, und machte sich viel damit zu tun. „Diese Summe könnte uns recht glücklich machen“, sagte er einmal zu seinem Vater, „wenn der Fremde nicht zurückkommen sollte, für uns und unsre Kinder wäre auf immer gesorgt.“ — „Laß das Gold,“ sagte der Alte, „darinne liegt das Glück nicht, uns hat bisher noch, gottlob! nichts gemangelt, und entschlage dich überhaupt dieser Gedanken.“

Oft stand Christian in der Nacht auf, um die Knechte zur Arbeit zu wecken und selbst nach allem zu sehen; der Vater war besorgt, daß er durch übertriebenen Fleiß seiner Jugend und Gesundheit schaden möchte; daher machte er sich in einer Nacht auf, um ihn zu ermahnen, seine übertriebene Tätigkeit

einzuschränken, als er ihn zu seinem Erstaunen bei einer kleinen Lampe am Tische sitzend fand, indem er wieder mit der größten Emsigkeit die Goldstücke zählte. „Mein Sohn,“ sagte der Alte mit Schmerzen, „soll es dahin mit dir kommen? Ist dieses verfluchte Metall nur zu unserm Unglück unter dieses Dach gebracht? Besinne dich, mein Lieber; so muß dir der böse Feind Blut und Leben verzehren.“ — „Ja,“ sagte Christian, „ich verstehe mich selber nicht mehr, weder bei Tage noch in der Nacht läßt es mir Ruhe; seht, wie es mich jetzt wieder anblickt, daß mir der rote Glanz tief in mein Herz hineingeht! Horcht, wie es klingt, dies güldene Blut! Das ruft mich, wenn ich schlafe, ich höre es, wenn Musik tönt, wenn der Wind bläst, wenn Leute auf der Gasse sprechen; scheint die Sonne, so sehe ich nur diese gelben Augen, wie es mir zublinzelt und mir heimlich ein Liebeswort ins Ohr sagen will: so muß ich mich wohl nächtlicherweise aufmachen, um nur seinem Liebesdrang genugzutun, und dann fühle ich es innerlich jauchzen und frohlocken, wenn ich es mit meinen Fingern berühre, es wird vor Freuden immer röter und herrlicher; schaut nur selbst die Glut der Entzückung an!“ — Der Greis nahm schaudernd und weinend den Sohn in seine Arme, betete und sprach dann: „Christel, du mußt dich wieder zum Worte Gottes wenden, du mußt fleißiger und andächtiger in die Kirche gehen, sonst wirst du verschmachten und im traurigsten Elende dich verzehren.“

Das Geld wurde wieder weggeschlossen, Christian versprach sich zu ändern und in sich zu gehn, und der Alte ward beruhigt. Schon war ein Jahr und mehr vergangen, und man hatte von dem Fremden noch nichts wieder in Erfahrung bringen können; der Alte gab nun endlich den Bitten seines Sohnes nach, und das zurückgelassene Geld wurde in Ländereien und auf andere Weise angelegt. Im Dorfe wurde bald von dem Reichtum des jungen Pachters gesprochen, und Christian schien außerordentlich zufrieden und vergnügt, so daß der Vater sich glücklich pries, ihn so wohl und heiter zu sehen: alle Furcht war jetzt in seiner Seele verschwunden. Wie sehr mußte er daher erstaunen, als ihn an einem Abend Elisabeth beiseite nahm und unter Tränen erzählte, wie sie ihren Mann nicht mehr verstehe, er spreche so irre, vorzüglich des Nachts, er träume schwer, gehe oft im Schlafe lange in der Stube herum, ohne es zu wissen, und erzähle wunderbare Dinge, vor denen sie oft schaudern müsse. Am schrecklichsten sei ihr seine Lustigkeit am Tage, denn sein Lachen sei so wild und frech, sein Blick irre und fremd. Der Vater erschrak, und die betrübte Gattin fuhr fort: „Immer spricht er von dem Fremden und behauptet, daß er ihn schon sonst gekannt habe, denn dieser fremde Mann sei eigentlich ein wunderschönes Weib; auch will er gar nicht mehr auf das Feld hinausgehn oder im Garten arbeiten, denn er sagt, er höre ein unterirdisches fürchterliches Ächzen, sowie er nur eine Wurzel ausziehe; er fährt zusammen und scheint sich vor allen Pflanzen und Kräutern wie vor Gespenstern zu entsetzen.“ — „Allgütiger Gott!“ rief der Vater aus, „ist der fürchterliche Hunger in ihn schon so fest hineingewachsen, daß es dahin hat kommen können? So ist sein verzaubertes

Herz nicht menschlich mehr, sondern von kaltem Metall; wer keine Blume mehr liebt, dem ist alle Liebe und Gottesfurcht verloren."

Am folgenden Tage ging der Vater mit dem Sohne spazieren und sagte ihm manches wieder, was er von Elisabeth gehört hatte; er ermahnte ihn zur Frömmigkeit, und daß er seinen Geist heiligen Betrachtungen widmen solle. Christian sagte: „Gern, Vater; auch ist mir oft ganz wohl, und es gelingt mir alles gut; ich kann auf lange Zeit, auf Jahre, die wahre Gestalt meines Innern vergessen und gleichsam ein fremdes Leben mit Leichtigkeit führen: dann geht aber plötzlich wie ein neuer Mond das regierende Gestirn, welches ich selber bin, in meinem Herzen auf und besiegt die fremde Macht. Ich könnte ganz froh sein, aber einmal, in einer seltsamen Nacht, ist mir durch die Hand ein geheimnisvolles Zeichen tief in mein Gemüt hineingeprägt; oft schläft und ruht die magische Figur, ich meine, sie ist vergangen, aber dann quillt sie wie ein Gift plötzlich wieder hervor und wegt sich in allen Linien. Dann kann ich sie nur denken und fühlen, und alles umher ist verwandelt oder vielmehr von dieser Gestaltung verschlungen worden. Wie der Wahnsinnige beim Anblick des Wassers sich entsetzt und das empfangene Gift noch giftiger in ihm wird, so geschieht es mir bei allen eckigen Figuren, bei jeder Linie, bei jedem Strahl, alles will dann die inwohnende Gestalt entbinden und zur Geburt befördern, und mein Geist und Körper fühlt die Angst; wie sie das Gemüt durch ein Gefühl von außen empfing, so will es sie dann wieder quälend und ringend zum äußern Gefühl hinausarbeiten, um ihrer los und ruhig zu werden."

„Ein unglückliches Gestirn war es," sprach der Alte, „das dich von uns hinwegzog; du warst für ein stilles Leben geboren, dein Sinn neigte sich zur Ruhe und zu den Pflanzen, da führte dich deine Ungeduld hinweg in die Gesellschaft der verwilderten Steine; die Felsen, die zerrissenen Klippen mit ihren schroffen Gestalten haben dein Gemüt zerrüttet und den verwüstenden Hunger nach dem Metall in dich gepflanzt. Immer hättest du dich vor dem Anblick des Gebirges hüten und bewahren müssen, und so dachte ich dich auch zu erziehen, aber es hat nicht sein sollen. Deine Demut, deine Ruhe, dein kindlicher Sinn ist von Trotz, Wildheit und Übermut verschüttet."

„Nein," sagte der Sohn, „ich erinnere mich ganz deutlich, daß mir eine Pflanze zuerst das Unglück der ganzen Erde bekannt gemacht hat, seitdem verstehe ich erst die Seufzer und Klagen, die allenthalben in der ganzen Natur vernehmbar sind, wenn man nur darauf hören will; in den Pflanzen, Kräutern, Blumen und Bäumen regt und bewegt sich schmerzhaft nur eine große Wunde, sie sind der Leichnam vormaliger herrlicher Steinwelten, sie bieten unserm Auge die schrecklichste Verwesung dar. Jetzt verstehe ich es wohl, daß es dies war, was mir jene Wurzel mit ihrem tiefgeholten Ächzen sagen wollte, sie vergaß sich in ihrem Schmerze und verriet mir alles. Darum sind alle grünen Gewächse so erzürnt auf mich und stehn mir nach dem Leben; sie wollen jene geliebte Figur in meinem Herzen auslöschen und in jedem Frühlinge mit ihrer verzerrten

Leichenmiene meine Seele gewinnen. Unerlaubt und tückisch ist es, wie sie dich, alter Mann, hintergangen haben, denn von deiner Seele haben sie gänzlich Besitz genommen. Frage nur die Steine, du wirst erstaunen, wenn du sie reden hörst."

Der Vater sah ihn lange an und konnte ihm nichts mehr antworten. Sie gingen schweigend zurück nach Hause, und der Alte mußte sich jetzt ebenfalls vor der Lustigkeit seines Sohnes entsetzen, denn sie dünkte ihm ganz fremdartig, und als wenn ein andres Wesen aus ihm, wie aus einer Maschine, unbeholfen und ungeschickt herausspiele.

Das Erntefest sollte wieder gefeiert werden, die Gemeine ging in die Kirche, und auch Elisabeth zog sich mit den Kindern an, um dem Gottesdienste beizuwohnen; ihr Mann machte auch Anstalten, sie zu begleiten, aber noch vor der Kirchentür kehrte er um und ging tiefsinnend vor das Dorf hinaus. Er setzte sich auf die Anhöhe und sah wieder die rauchenden Dächer unter sich, er hörte den Gesang und Orgelton von der Kirche her, geputzte Kinder tanzten und spielten auf dem grünen Rasen. „Wie habe ich mein Leben in einem Traume verloren!" sagte er zu sich selbst; „Jahre sind verflossen, daß ich von hier hinunterstieg, unter die Kinder hinein; die damals hier spielten, sind heute dort ernsthaft in der Kirche; ich trat auch in das Gebäude, aber heut ist Elisabeth nicht mehr ein blühendes kindliches Mädchen, ihre Jugend ist vorüber, ich kann nicht mit der Sehnsucht wie damals den Blick ihrer Augen aufsuchen: so habe ich mutwillig ein hohes, ewiges Glück aus der Acht gelassen, um ein vergängliches und zeitliches zu gewinnen."

Er ging sehnsuchtsvoll nach dem benachbarten Walde und vertiefte sich in seine dichtesten Schatten. Eine schauerliche Stille umgab ihn, keine Luft rührte sich in den Blättern. Indem sah er einen Mann von ferne auf sich zukommen, den er für den Fremden erkannte; er erschrak, und sein erster Gedanke war, jener würde sein Geld von ihm zurückfordern. Als die Gestalt etwas näher kam, sah er, wie sehr er sich geirrt hatte, denn die Umrisse, welche er wahrzunehmen gewähnt, zerbrachen wie in sich selber; ein altes Weib von der äußersten Häßlichkeit kam auf ihn zu, sie war in schmutzige Lumpen gekleidet, ein zerrissenes Tuch hielt einige greise Haare zusammen, sie hinkte an einer Krücke. Mit fürchterlicher Stimme redete sie Christian an und fragte nach seinem Namen und Stande; er antwortete ihr umständlich und fragte darauf: „Aber wer bist du?" — „Man nennt mich das Waldweib," sagte jene, „und jedes Kind weiß von mir zu erzählen; hast du mich niemals gekannt?" Mit den letzten Worten wandte sie sich um, und Christian glaubte zwischen den Bäumen den goldenen Schleier, den hohen Gang, den mächtigen Bau der Glieder wiederzuerkennen. Er wollte ihr nacheilen, aber seine Augen fanden sie nicht mehr.

Indem zog etwas Glänzendes seine Blicke in das grüne Gras nieder. Er hob es auf und sahe die magische Tafel mit den farbigen Edelgesteinen,

mit der seltsamen Figur wieder, die er vor so manchem Jahr verloren hatte. Die Gestalt und die bunten Lichter drückten mit der plötzlichsten Gewalt auf alle seine Sinne. Er faßte sie recht fest an, um sich zu überzeugen, daß er sie wieder in seinen Händen halte, und eilte dann damit nach dem Dorfe zurück. Der Vater begegnete ihm. „Seht," rief er ihm zu, „das, wovon ich Euch so oft erzählt habe, was ich nur im Traum zu sehen glaubte, ist jetzt gewiß und wahrhaftig mein." Der Alte betrachtete die Tafel lange und sagte: „Mein Sohn, mir schaudert recht im Herzen, wenn ich die Lineamente dieser Steine betrachte und ahnend den Sinn dieser Wortfügung errate; sieh her, wie kalt sie funkeln, welche grausame Blicke sie von sich geben, blutdürstig, wie das rote Auge des Tigers. Wirf diese Schrift weg, die dich kalt und grausam macht, die dein Herz versteinern muß:

Sieh die zarten Blüten keimen,
Wie sie aus sich selbst erwachen
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihre höchste Wonne.

An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmut;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demut.

Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süßem Leide.

Dann ergießen sie die Düfte,
Ihre Geister, mit Entzücken,
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquicken.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: ‚Ich fühle,
Was das Schönste sei, wonach ich ziele,
Wehmut, Sehnsucht und der Liebe Schmerzen.'"

„Wunderbare, unermeßliche Schätze", antwortete der Sohn, „muß es noch in den Tiefen der Erde geben. Wer diese ergründen, heben und an sich reißen könnte! Wer die Erde so wie eine geliebte Braut an sich zu drücken vermöchte, daß sie ihm in Angst und Liebe gern ihr Kostbarstes gönnte! Das

Waldweib hat mich gerufen, ich gehe sie zu suchen. Hier nebenan ist ein alter, verfallener Schacht, schon vor Jahrhunderten von einem Bergmanne aufgegraben; vielleicht, daß ich sie dort finde!“

Er eilte fort. Vergeblich strebte der Alte, ihn zurückzuhalten, jener war seinen Blicken bald entschwunden. Nach einigen Stunden, nach vieler Anstrengung gelangte der Vater an den alten Schacht; er sah die Fußstapfen im Sande am Eingange eingedrückt und kehrte weinend um, in der Überzeugung, daß sein Sohn im Wahnsinne hineingegangen und in alte gesammelte Wässer und Untiefen versunken sei.

Seitdem war er unaufhörlich betrübt und in Tränen. Das ganze Dorf trauerte um den jungen Pachter, Elisabeth war untröstlich, die Kinder jammerten laut. Nach einem halben Jahre war der alte Vater gestorben, Elisabeths Eltern folgten ihm bald nach, und sie mußte die große Wirtschaft allein verwalten. Die angehäuften Geschäfte entfernten sie etwas von ihrem Kummer, die Erziehung der Kinder, die Bewirtschaftung des Gutes ließen ihr für Sorge und Gram keine Zeit übrig. So entschloß sie sich nach zwei Jahren zu einer neuen Heirat, sie gab ihre Hand einem jungen, heitern Manne, der sie von Jugend auf geliebt hatte. Aber bald gewann alles im Hause eine andre Gestalt. Das Vieh starb, Knechte und Mägde waren untreu, Scheuren mit Früchten wurden vom Feuer verzehrt, Leute in der Stadt, bei welchen Summen standen, entwichen mit dem Gelde. Bald sah sich der Wirt genötigt, einige Äcker und Wiesen zu verkaufen; aber ein Mißwachs und teures Jahr brachten ihn nur in neue Verlegenheit. Es schien nicht anders, als wenn das so wunderbar erworbene Geld auf allen Wegen eine schleunige Flucht suchte. Indessen mehrten sich die Kinder, und Elisabeth sowohl als ihr Mann wurden in der Verzweiflung unachtsam und saumselig; er suchte sich zu zerstreuen und trank häufigen und starken Wein, der ihn verdrießlich und jähzornig machte, so daß oft Elisabeth mit heißen Zähren ihr Elend beweinte. Sobald ihr Glück wich, zogen sich auch die Freunde im Dorfe von ihnen zurück, so daß sie sich nach einigen Jahren ganz verlassen sahn und sich nur mit Mühe von einer Woche zur andern hinüber fristeten.

Es waren ihnen nur wenige Schafe und eine Kuh übriggeblieben, welche Elisabeth oft selber mit den Kindern hütete. So saß sie einst mit ihrer Arbeit auf dem Anger, Leonore zu ihrer Seite und ein säugendes Kind an der Brust, als sie von ferne herauf eine wunderbare Gestalt kommen sahen. Es war ein Mann in einem ganz zerrissenen Rocke, barfüßig, sein Gesicht schwarzbraun von der Sonne verbraunt, von einem langen, struppigen Bart noch mehr entstellt; er trug keine Bedeckung auf dem Kopfe, hatte aber von grünem Laube einen Kranz durch sein Haar geflochten, welcher sein wildes Ansehn noch seltsamer und unbegreiflicher machte. Auf dem Rücken trug er in einem fest geschnürten Sack eine schwere Ladung, im Gehen stützte er sich auf eine junge Fichte.

Als er näher kam, setzte er seine Last nieder und holte schwer Atem. Er bot der Frau guten Tag, die sich vor seinem Anblick entsetzte, das Mädchen

schmiegte sich an ihre Mutter. Als er ein wenig geruht hatte, sagte er: „Nun komme ich von einer sehr beschwerlichen Wanderschaft aus dem rauhesten Gebirge auf Erden, aber ich habe dafür auch endlich die kostbarsten Schätze mitgebracht, die die Einbildung nur denken oder das Herz sich wünschen kann. Seht hier und erstaunt!" — Er öffnete hierauf seinen Sack und schüttelte ihn aus; dieser war voller Kiesel, unter denen große Stücke Quarz nebst andern Steinen lagen. „Es ist nur," fuhr er fort, „daß diese Juwelen noch nicht poliert und geschliffen sind, darum fehlt es ihnen noch an Auge und Blick; das äußerliche Feuer mit seinem Glanze ist noch zu sehr in ihren inwendigen Herzen begraben, aber man muß es nur herausschlagen, daß sie sich fürchten, daß keine Verstellung ihnen mehr nützt, so sieht man wohl, wes Geistes Kind sie sind." — Er nahm mit diesen Worten einen harten Stein und schlug ihn heftig gegen einen andern, so daß die roten Funken heraussprangen. „Habt ihr den Glanz gesehen?" rief er aus; „so sind sie ganz Feuer und Licht, sie erhellen das Dunkel mit ihrem Lachen, aber noch tun sie es nicht freiwillig." — Er packte hierauf alles wieder sorgfältig in seinen Sack, welchen er fest zusammenschnürte. „Ich kenne dich recht gut," sagte er dann wehmütig, „du bist Elisabeth." — Die Frau erschrak. „Wie ist dir doch mein Name bekannt?" fragte sie mit ahnendem Zittern. — „Ach, lieber Gott!" sagte der Unglückselige, „ich bin ja der Christian, der einst als Jäger zu euch kam; kennst du mich denn nicht mehr?"

Sie wußte nicht, was sie im Erschrecken und tiefsten Mitleiden sagen sollte. Er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Elisabeth rief aus: „O Gott! mein Mann kommt!"

„Sei ruhig," sagte er, „ich bin dir so gut wie gestorben; dort im Walde wartet schon meine Schöne, die Gewaltige, auf mich, die mit dem goldenen Schleier geschmückt ist. Dieses ist mein liebstes Kind, Leonore. Komm her, mein teures, liebes Herz, und gib mir auch einen Kuß, nur einen einzigen, daß ich einmal wieder deinen Mund auf meinen Lippen fühle; dann will ich euch verlassen."

Leonore weinte; sie schmiegte sich an ihre Mutter, die in Schluchzen und Tränen sie halb zum Wandrer lenkte, halb zog sie dieser zu sich, nahm sie in die Arme und drückte sie an seine Brust. — Dann ging er still fort, und im Walde sahen sie ihn mit dem entsetzlichen Waldweibe sprechen.

„Was ist euch?" fragte der Mann, als er Mutter und Tochter blaß und in Tränen aufgelöst fand. Keiner wollte ihm Antwort geben.

Der Unglückliche ward aber seitdem nicht wieder gesehen.





Eine neue Geschichte Friedrichs des Großen.

In den letzten Jahrzehnten ist eine fast unübersehbare Fülle des wichtigsten Materials zur Geschichte Friedrichs des Großen, zum Teil Quellen ersten Ranges, wie die politische Korrespondenz des Königs, ans Licht getreten, bedeutende Staatsschriften, urkundliche Mitteilungen über seine Kirchen- und Handelspolitik, seine kolonisatorische Tätigkeit, sowie die innere Verwaltung, die Justizpflege und das Finanzwesen sind veröffentlicht worden. Auch die Kriege des Königs und die Heeresverhältnisse zu seiner Zeit sind vielfach behandelt; so hat namentlich Theodor v. Bernhardi den König in einem vortrefflichen, umfangreichen Werke als Feldherrn gewürdigt. Dieser Reichtum an neuen Veröffentlichungen mußte geradezu dazu reizen, eine neue Geschichte des großen Königs zu schreiben, so schwierig andererseits die Bewältigung des gewaltigen Stoffes diese Aufgabe machte. Es ist ein Glück, daß der Berufenste es auf sich genommen hat, sie zu lösen. Reinhold Koser hat, nachdem er uns zuerst die Schilderung Friedrichs als Kronprinzen gegeben, die Geschichte des Königs bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges dargestellt; sein Werk, das auf der umfassendsten Quellenforschung beruht, überall scharfes Eindringen in die politischen Verhältnisse offenbart und des Königs Persönlichkeit voll würdigt, dazu vorzüglich geschrieben ist, wird, wenn es vollendet ist, eine Zierde der deutschen Geschichtsliteratur bilden; leider wird der Abschluß wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Seit einigen Jahren hat ferner die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabes eine neue Bearbeitung der Kriege Friedrichs des Großen unternommen, die auch auf die Politik des Königs eingeht und die einzelnen Schlachten in vorzüglicher, auch für den Laien höchst lehrreicher Weise behandelt. Es gehörte einiger Mut dazu, ehe diese beiden grundlegenden Werke zum Abschluß gebracht sind, eine neue Darstellung des Lebens und der Regierung des Königs zu wagen. Hermann von Petersdorff hat ihn gehabt und unlängst ein reichillustriertes Werk unter dem Titel: „Friedrich der Große, ein Bild seines Lebens und seiner Zeit" herausgegeben (Berlin, A. Hofmann & Co., geb. 16 Mk.). Durch die zahlreichen Illustrationen und das Fehlen aller auf die Quellen hin-

weisenden Anmerkungen charakterisiert sich Petersdorffs Buch als für den weiteren Kreis der Gebildeten bestimmt. Der Verfasser, der sich bereits durch einige Arbeiten über die Geschichte des Hohenzollernhauses bekannt gemacht, hat es aber, das erkennt der Kundige bald, an fleißiger Forschung nicht fehlen lassen und die neueren Arbeiten und Veröffentlichungen wohl benutzt, namentlich die Korrespondenz des Königs verwertet und ausgebeutet; er bekundet überall ein selbständiges Urteil und behandelt die politischen Verhältnisse mit Einsicht und Verständnis. Man kann wohl sagen, daß eine so verständnisvolle Würdigung der Realpolitik Friedrichs des Großen, wie sie auch hier unternommen wird, erst seit der Ära Bismarcks, des großen Meisters der Realpolitik unserer Zeit, möglich geworden ist. Der Verfasser übt auch Kritik an manchen altüberlieferten Erzählungen und weist sie auf Grund eigener und der Forschung anderer als Sagen nach, so z. B. den Müller von Sanssouci mit seiner Berufung auf das Kammergericht. Daß er dem Könige Friedrich Wilhelm I. gerecht wird, war zu erwarten; der König hat nie daran gedacht, über seinen Sohn das Todesurteil zu sprechen. Es ist dem Verfasser im ganzen gelungen, den gewaltigen Stoff in einem verhältnismäßig doch nicht allzu umfangreichen Bande zu bewältigen und zusammenzufassen und eine alles Wesentliche berücksichtigende Darstellung des Lebens, der Kämpfe und der Regierung Friedrichs des Großen zu geben. Petersdorff ist von lebhafter Bewunderung und warmer Begeisterung für den Heldenkönig erfüllt und es gelingt ihm, etwas davon auch dem Leser mitzuteilen. Von den einzelnen Abschnitten des Buches heben wir als besonders gelungen und ansprechend die Schilderung der Jahre 1746—1756 hervor, die Petersdorff als augusteische bezeichnet. Sehr gut sind auch die Verhältnisse, welche zur ersten Teilung Polens führten, und Friedrichs Anteil an ihr entwickelt und dargelegt. Gewiß war die Wiedererwerbung dieser einst durch Verrat und Eroberung verloren gegangenen echt deutschen Lande historisch und auch sittlich gerechtfertigt. Wenn aber der Verfasser es als den von Friedrich verfolgten *sittlichen* Zweck bezeichnet, dadurch das „staatliche Gemeinwesen, das er vertrat, um ein wesentliches lebensfähiger und unabhängiger zu gestalten“, so können wir ihm da nicht beistimmen; dieser Grundsatz würde jede Eroberungspolitik rechtfertigen und zu den bedenklichsten Konsequenzen führen. Sehr gut und lehrreich ist auch das innere Walten Friedrichs nach dem Siebenjährigen Kriege, seine unermüdliche, unverdrossene Arbeit an dem Wiederaufbau des Staates und seine Wirtschaftspolitik dargestellt. Vergleicht man Petersdorffs Schilderung der letzten Regierungsjahre des großen Königs mit Prutz' grau in grau malender Darstellung, so sieht man recht, wie einseitig diese ist; trotz allen Fehlgriffen und Härten im einzelnen erscheint Friedrich bei Petersdorff doch bis zuletzt als der zwar strenge, aber stets fürsorgende Vater seines Volkes. Weniger gelungen ist Petersdorffs Versuch, die Einführung der Regie und die Anstellung der französischen Beamten in Preußen zu rechtfertigen. Wie trotz des Königs eifrigen Bemühungen die Lage des preußischen Staates beim Tode Friedrichs doch eine recht gefährdete war, ersieht man recht deutlich aus Petersdorffs Ausführungen.

Auszusetzen haben wir an Petersdorffs Darstellung, daß die Schattenseiten der Persönlichkeit und der Regierungsweise Friedrichs des Großen zu wenig hervorgehoben und betont werden, im einzelnen weist der Verfasser allerdings auf sie hin. Wir vermissen überhaupt eine zusammenfassende Charakteristik des

Königs am Schlusse des Werkes, in der auch die schneidende Schärfe, der herb sarkastische Zug in seinem Wesen, der auch die Freunde nicht schonte, hervorzuheben gewesen wäre; es wird sich bei ihm ein gewisser Mangel an Gemüt, der im Alter immer stärker hervortrat, nicht bestreiten lassen. Gerade bei einer so großen Persönlichkeit, wie Friedrich es ist, dürfen die menschlichen Schwächen nicht verschwiegen oder übergangen werden. Die Darstellung des Verfassers ist klar und übersichtlich, die Sprache einfach und schlicht, nur bisweilen allzusehr an das Alltägliche streifend. Druck und Ausstattung sind vorzüglich und die Illustrationen, 277 an der Zahl, sind zum größten Teil wohlgelungen und dienen wirklich zur Veranschaulichung des Textes. Doch hätten manche von ihnen wie die Watteauschen Bilder und z. B. die Porträts von Möllendorff, Lessing, Muzell und andern ohne Schaden fortbleiben können; dagegen hätten wir gern die Stiche: Ziethens letzter Abschied vom Könige und Friedrich mit seinen Windspielen auf der Terrasse von Sanssouci gehabt. Sehr dankenswert ist die Beigabe einer nicht geringen Anzahl faksimilierter Schriftstücke Friedrichs. Schmerzlich vermißt wird ein Register, das bei einem Buche wie dieses, das nicht bloß zu flüchtiger Lektüre, sondern zu wiederholtem Lesen und zum Nachschlagen bestimmt ist, durchaus nicht fehlen sollte. Alles in allem genommen ist Petersdorffs Buch eine achtungswerte Leistung und wohl dazu geeignet, das Bild der großen Persönlichkeit Friedrichs, wie es durch die neuere Geschichtsforschung von Entstellungen gereinigt und vielfach in helleres Licht gestellt dasteht, allen Gebildeten lebendig vor Augen zu stellen und ihn als den Mann klar erkennen zu lassen, der das Werk begonnen, das Bismarck vollendet hat. **H. D.**



Esther, Grillparzers Fragment, ergänzt von Dr. Rudolf Krauß. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. Brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.80.

Unsere deutsche dramatische Literatur weist drei Torsos auf, deren gewaltige Kraft und herrliche Schönheit es uns doppelt bitter empfinden lassen, daß der Tod den Dichter an der Vollendung seines Meisterwerkes hinderte, oder daß der Künstler, aus irgend einem Grunde Verzicht leistend, die Feder selber aus der Hand legte. Schillers großzügiger „Demetrius“, Kleists ungeheuer gewaltiger „Robert Guiscard“ sind die beiden ersten dieser Dramenfragmente; Franz Grillparzers liebliche, berauschend schöne „Esther“ ist das dritte. Es ist natürlich, daß gerade der außerordentlich große künstlerische Wert dieser Fragmente den steten Wunsch nach dem Ganzen wachhält. Bei Kleists „Guiscard“ ist das weniger der Fall, weil der erste Akt in sich geschlossen ist. Schillers „Demetrius“ hat viele gelockt, aber noch ist es keinem gelungen, die vielen Fäden, die der Dichter aufgenommen, auch glücklich zu Ende zu spinnen.

Größere Aussicht bietet Grillparzers „Esther“. Erstens weil der Stoff an sich eine feste Gestalt hat; zweitens, weil das Problem einheitlicher und einfacher ist; drittens, weil Grillparzer selber den Weg weist, den man zu gehen hat. Und zwar einmal durch eigene Aussagen über „Esther“, dann aber, und das ist bei der Unzuverlässigkeit jener Andeutungen das wichtigere, durch sein Gesamtschaffen.

Durch Grillparzers gesamte Dramatik geht als charakteristische Eigentümlichkeit, daß er im letzten Ziele nicht das Recht der Leidenschaft, des Herzens, sondern das Recht des Gesetzes verkündet. Auch hier in der „Esther" ertönen schon in der zweiten Szene die bedeutsamen Worte: „Man sprach hier viel von Nutzen und von Vorteil. Nur eines ward noch nicht erwähnt: das Recht."

Und es ist sicher, sein eigenes Wort bestätigt es übrigens, daß es in des Dichters Absicht lag, die Verstoßung der rechtmäßigen Königin Vasthi und die Erhebung Esthers an ihre Stelle sowohl an dem König Ahasveros, wie an Esther zu sühnen. Vielleicht liegt es an dem Zwiespalt, in den bei Grillparzer der Kopf, der so des Rechtes Recht wollte, mit dem Herzen geriet, welches die Liebe des Königs und der schönen Jüdin so glühend empfunden, daß Grillparzer das Werk nicht zu Ende führte. Er mochte die Blume nicht mit derselben Hand brechen, mit der er sie so liebevoll gepflegt hatte. An dieser Schwierigkeit sind auch die früheren Fortsetzungsversuche gescheitert.

Dagegen scheint mir Rudolf Krauß, der bekannte Stuttgarter Literarhistoriker, gerade darin eine sehr glückliche Hand gehabt zu haben, daß er zwar das Kommen der Sühne wohl andeutet, es aber gewissermaßen hinter das Drama in die Zukunft rückt. Wir fühlen genau, wie Esther selbst, daß das Liebesglück, das sie und den König eint, nicht bestehen, wenigstens nicht ohne Trübung bleiben wird. Wie schon einmal das Mißtrauen des Königs hervorgebrochen ist (S. 85) und eine kurze Trennung hervorgerufen hat, so wird es in Zukunft noch oft geschehen. Darum ist es auch durchaus notwendig, daß Mardochai, entgegen dem biblischen Bericht, Hamans Nachfolger zu werden sich weigert. Der König darf keinen wahren Freund besitzen. Er und Esther stehen auf der Höhe allein. Und sie werden beide aneinander leiden. Esther an dem stets neu erwachenden Mißtrauen des Gatten, der König an der Reue und dem Schmerz darüber, daß ihm „niemals das Vertrauen wiederkehrt, das Vasthi ihm gestohlen" (S. 85). Daß aber Esther dieses Leid, das sie kommen sieht, ruhig auf sich nimmt, daß sie so „nach ihrer Art ihre Schuld sühnen will" (S. 109), verleiht ihr zum Zauber der Schönheit den eines stillen, echt weiblichen Heldentums.

So sei denn diese auch in der Sprache des Vorbilds würdige Fortsetzung „Esthers" der glücklicherweise stets wachsenden Grillparzer-Gemeinde aufs beste empfohlen. **St.**





Was uns not tut.

(Evangelische Kirche.)

Nirgend gilt große Fachgelehrsamkeit weniger als auf dem Gebiete der Religion. Schriftgelehrte und Theologen haben ohne Frage wahrer Frömmigkeit oft mehr geschadet als genützt, während von Ungelehrten und „Laien“ — ich gebrauche den wenig passenden Ausdruck lediglich als kürzere Bezeichnung für Nichttheologen — zuzeiten Segensströme ausgegangen sind. Daher ist mir jedes Wort eines ernsten Laien über Fragen des Glaubens von höchstem Werte. Ich nehme solche Ausführungen in die Hand mit der Hoffnung, aus dem Schulgezänk, das bei unserm deutschen gelehrten Betrieb mit dem aufrichtigen Suchen nach Wahrheit fast unlöslich verquickt ist, zu einer ursprünglichen und dadurch erfrischenden Äußerung frommen Lebens zu kommen. Freilich geht es dabei ohne Enttäuschungen nicht ab, und Wolfgang Kirchbach mit seinem Buche: „Was lehrte Jesus?“ (Berlin, Dümmler 1902, 6,00 Mk.) hat mir eine solche bereitet. Kirchbach tritt allerdings nicht als Laie auf, er begnügt sich nicht, den Reflex wiederzugeben, den das Jesusbild auf seine Seele macht, sondern er erhebt den Anspruch, als Fachgelehrter mitzuarbeiten und uns erst zum rechten Verständnis Jesu zu führen. Der Weg, den Kirchbach dabei einschlägt, ist einfach, aber nicht nachahmenswert. Er selbst ist Pantheist und projiziert nun ohne weiteres seine Weltanschauung in Jesu Worte, oder auch in Sprüche, die er für Jesu Worte hält, hinein. Aus Johanneischen Worten liest er als Lehre Jesu heraus: Von Gott weiß man nichts (Joh. 1, 18!!); der Mensch muß emporgehoben werden (Joh. 3, 14!); der Urgrund (Vater) ist in mir und ich bin in ihm (Joh. 14, 11). Die Gedanken über Unsterblichkeit, das jüngste Gericht, das Jenseits überhaupt, die Persönlichkeit Gottes werden ebenso wie die Wundererzählungen als Mißverständnisse von bildlichen Jesusworten durch Umdeutungen aus Jesu Lehre und Leben entfernt, und der pantheistische Jesus ist fertig. — Es wäre ein unfruchtbares Beginnen, eine Auseinandersetzung im einzelnen mit solch einer geschlossenen Anschauung zu versuchen. Kirchbach teilt die dem Pan-

theismus von Spinozas Zeit her eigentümliche Neigung, die historische Wirklichkeit von Fleisch und Blut in frei schwebende Gedankenprozesse aufzulösen. Ich kann ihm gegenüber nur den Leser bitten, die Evangelien durchzusehen, ob er nicht den Eindruck empfängt, daß Jesu Stärke gerade in dem Fehlen aller Abstraktionen, in der persönlichen Beziehung zu einem persönlichen Gott gelegen habe. Alle geistreichen Einzelbemerkungen, all der große Fleiß, mit dem Kirchbach zusammengetragen hat, was irgendwie seine Ansicht zu stützen schien, können den grundlegenden Mangel seines Buches nicht ausgleichen: ihm fehlt jene tiefe Achtung vor der historischen Wirklichkeit, welche die höchste Pflicht des ernsten Forschers ist.

Somit könnte ich sein Buch beiseite legen, doch hat es eine Reihe anderer Gedanken in mir wachgerufen. Schon sein erstes Erscheinen ist ein Zeichen der Zeit; es beweist, wie bedeutend die Persönlichkeit Jesu heute auf denkende und sehnende Herzen einwirkt. Ein jeder möchte ihn für sich in Beschlag nehmen. Ein jeder hofft für seine Anschauungen mehr Jünger zu gewinnen, wenn er den Mann von Golgatha auf seiner Seite stehen hat. — Noch ein anderes kommt dazu. Das Buch ist nicht übermäßig freundlich aufgenommen. Die Kritik hat zum Teil sehr scharf auf das Dilettantenhafte und Willkürliche in ihm hingewiesen und seine überkühne Geschichtskonstruktion getadelt. Nichtsdestoweniger hat das gar nicht einfach geschriebene Werk in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt. Das ist für den Beobachter der Volksseele in ihren feineren Regungen eine nachdenkenswerte Tatsache. Kommt es daher, daß die Sicherheit des Tons und die Wärme einzelner ethischer Partieen den Leser über die Unfruchtbarkeit der sonstigen Aufstellungen hinwegtäuschen? Oder ist es ein Zeichen, daß die materialistische Strömung im Volksleben allmählich einer pantheistischen, also immerhin religiöseren, zu weichen beginnt? Können wir daraus schließen, daß das Interesse an christlichen Fragen dauernd wächst, oder sollen wir in dem buchhändlerischen Erfolg der Schrift ein Zeichen sehen, wie ungeheuer tief das Mißtrauen gegen uns Theologen ist, daß man lieber von einem „Laien" ganz dilettantenhafte Ausführungen hinnimmt, als sich einem Theologen als Führer auf diesen Gebieten anvertraut? Vielleicht ist's auch von allem etwas, das den Erfolg des Buches bewirkte. Eine Mahnung ist es sicher für uns alle: *mehr Sinn für geschichtliche Wirklichkeit tut uns not.*

* * *

Auch von seinen Feinden kann man lernen, und Herr *Johann Johannsen* wird es nicht nur nicht übel nehmen, sondern sogar entschieden fordern, daß er mit seiner Schrift „*Gegen die Konfessionen*" (Münchener polit. Schriften I, Fr. Stein, 1902) unter die Feinde nicht nur der Konfessionen, sondern auch des Christentums gerechnet werde. Er schreibt eine Kampfschrift gegen den Katholiken Ehrhard und den Protestanten Harnack, aber im Grunde ist sein Zweck ein Aufruf an den deutschen Liberalismus, der mit offenem Bekennermut den Kampf wider Kirche und Christentum aufnehmen soll. „Was ich will, ist, daß die Leute den Konfessionen den Rücken wenden und das Gesicht der Wahrheit zuwenden; daß sie fern von Rom und Wittenberg leben, nahe aber der Pflicht!" Aus dem Buche spricht ganz jener alte, radikale Vulgär-Liberalismus, den man fast ausgestorben glaubte. Herr Johannsen steht etwa wie die Karl Vogt- und L. Büchner-Schwärmer der 60er und 70er Jahre. „Fragt man nach dem *Woher* und *Wohin des Menschen*, so kenne ich (Johannsen) nur *eine* Antwort, die an

der Hand der Wissenschaft gegeben wird. Sie lautet in schlichten Worten: Auf der erkaltenden Erde, die sich einst von der Sonne loslöste, bildeten sich aus einfacheren Wesen zusammengesetztere, schließlich wir, die Menschen. Unser inneres geistiges Leben ist gebunden an den lebendigen, leiblichen Organismus und vergeht mit diesem." Man sieht, Herrn J. plagen keine Skrupel noch Zweifel, und Probleme der Geisteswelt, an deren Lösung andere mit Herzblut arbeiten, machen ihm kein Kopfzerbrechen. Das wäre ja seine Sache, etwas anderes aber ist es, wenn er kommt und alle Menschen, denen die Dinge nicht so einfach liegen, denen die Welt noch immer voller Rätsel ist, seine Überlegenheit fühlen läßt. Wer heute einen andern Standpunkt hat, wer noch an einen lebendigen Gott glaubt und gar zu ihm betet, wer die naive Meinung hat, daß durch die moderne Kultur das Christentum nicht ohne weiteres abgeschafft ist, wer gar den Bedingungen nachforscht, unter denen der christliche Geist mit dieser Kultur neue Verbindungen eingehen kann, der ist — nicht nur ein in seiner Dummheit irrendes Wesen, sondern in den allermeisten Fällen ein Lügner, der sich und andern absichtlich blauen Dunst vormacht. So habe z. B. Harnack „die Kunst des ‚Nachempfindens' dazu ausgebildet, wissenden Geistes an der Lüge festzuhalten". Demgegenüber tritt Herr J. als Vorkämpfer einer Gemeinschaft der „ehrlichen Leute" auf.

Nun möchte ich dem Verfasser trotz seiner heftigen Feindschaft gegen alles Christentum, oder besser gesagt gerade deswegen, nicht unrecht tun. Manche von den bittern Pillen, die er uns zu schlucken gibt, wo er kirchliche Schäden schildert, hat einen Wahrheitskern in sich. Auch hat er recht, wenn er den Mangel an Bekennermut, die Halbheit und Lauheit weiter Kreise mit scharfen Hieben geißelt: „Es handelt sich darum, die Erschlaffung des Wahrheitssinnes zu überwinden, die Virtuosität in der Anpassung an die Lüge abzulegen und sich auf das eigene Gewissen zu besinnen!" Selbst so viel will ich bedingungsweise zugestehen, daß er seine Gegner geschickt gewählt hat. Es steckt in den beiden von ihm bekämpften Gelehrten, wie man sagen kann, ohne ihnen unrecht zu tun, ein Hauch erasmischen Geistes. Aber all das zugegeben, ich kann mir nicht helfen, in Herrn Johannsen und seiner Kampfesart steckt — er möge mir den Ausdruck nicht verübeln, liebt er doch selbst ein kräftiges Wort — ein gut Stück fanatischer Beschränktheit. Weil ihm selbst nur wirklich ist, was er mit den fünf Sinnen greifen kann, meint er, es müsse andern ebenso gehen. Er hat kein Verständnis für die Relativität und geschichtliche Bedingtheit aller rein intellektuellen Wahrheitserkenntnis und vor allem keine Ahnung von dem Sehnen des Menschenherzens nach einer „Überwelt", nach Gott. Das sind ihm alles Torheiten, die sich mit der Höhe moderner Kultur und Wissenschaft nicht vertragen. So ist ihm jeder, dem die Welt des Geistes eine Realität ist, ein Dummkopf oder ein Heuchler, mindestens ein Mensch mit gebrochenem Wahrheitssinn.

Ausführungen, wie die von Johannsen, zeigen immer wieder, wie wenig Verständnis in weiten Kreisen für die Tiefen des menschlichen Seelenlebens vorhanden ist, wie dringend uns Vertiefung auf diesem Gebiete not tut. Der Wendung zur Religion, die zu den vornehmsten Zügen der Gegenwart gehört, steht Johannsen mit völliger Verständnislosigkeit gegenüber. Vielleicht schaut er einmal in einer stillen Stunde in Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion", um etwas gerechter über seine Gegner denken zu lernen. Vielleicht!?

* * *

Wer in den letzten Wochen Zeitungen zur Hand nahm, konnte sicher sein, fast in jeder Nummer auf irgend eine Bemerkung über Bibel und Babel zu stoßen, so sehr beschäftigte diese Streitfrage die öffentliche Meinung, zumal seit der Veröffentlichung des Kaiser-Briefes an Admiral von Hollmann in den „Grenzboten". Über die sachliche Seite der Frage hat das Märzheft des „Türmers" eingehend berichtet, es bleibt nur noch übrig, auf die Bedeutung einzugehen, die dieser Streit für die allgemeine kirchliche und geistige Lage hat.

Auf die Entwicklung der evangelischen Kirche hat einen nicht zu unterschätzenden Einfluß der König von Preußen. Er besetzt durch seinen Kultusminister die theologischen Professuren an den Universitäten, in deren Hand die wissenschaftliche Erziehung der zukünftigen Diener der Kirche liegt, und ebenso die wichtigeren kirchenregimentlichen Ämter in den preußischen Landeskirchen. Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß die kirchlichen Parteien mit starkem Interesse Äußerungen des Kaisers verfolgen, aus denen auf seine Stellungnahme geschlossen werden kann. Im ganzen hat die preußische Kirchenpolitik in den letzten zehn Jahren eine leise Verschiebung von der kirchlichen Rechten, der früher herrschenden, von Kögel begründeten „Positiven Union" zur Mittelpartei erfahren. Sie zeigt sich dabei im ganzen versöhnlich und versucht die Gegensätze nach Möglichkeit auszugleichen, selbst ausgesprochenen Anhängern der „modernen Theologie" gegenüber, die allerdings von kirchenregimentlichen Ämtern fast ganz ausgeschlossen sind, dafür aber die Fakultäten überwiegend beherrschen. In letzter Zeit war es aber mehrfach aufgefallen, daß der Kaiser Berührungen mit Harnack gesucht hatte, der in gewissem Sinne als Führer der modernen Theologie gelten kann. Sofort wurden daraus, wie es Art oder besser Unart unserer Tageszeitungen ist, die weitgehendsten Schlüsse gezogen. Meiner Meinung nach mit Unrecht, denn wir sollten es dem Kaiser hoch anrechnen, daß er Fühlung mit den geistig bedeutenden Männern der Nation ohne Unterschied der Partei sucht, und Wilhelm II. hat oft genug gezeigt, daß er sich nicht ohne weiteres einen fremden Standpunkt zu eigen macht, sondern sich seine bestimmte Stellung zu wahren weiß. Sodann ist es in allen Fragen, die mit dem Glaubensleben eines Menschen oder einer Gemeinschaft zusammenhängen, besser, nicht immer darauf zu achten, was Menschen, auch die höchstgestellten, darüber sagen und denken, sondern was wahr und recht und Gottes Wille ist.

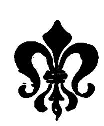
Immerhin, wie die Verhältnisse bei uns liegen, war es selbstverständlich, daß die lebendige Teilnahme, die der Kaiser den Vorträgen von Delitzsch über „Babel und Bibel" entgegenbrachte, allseitig die größte Aufmerksamkeit erregte. Die Spannung wurde noch gesteigert, als Delitzsch in seinem diesjährigen Vortrage (Zweiter Vortrag über Babel und Bibel, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2,00 Mk.) die Gegenwart des Kaisers benutzte, um in schärfster Polemik dem Alten Testament jeden religiösen Wert abzusprechen, und in einem pathetischen Schlusse in Anknüpfung an das Görlitzer Wort von der Weiterbildung der Religion dem Herrscher ein Programm zuschrieb, das mit seinen sonstigen Äußerungen wenig zusammenstimmte. Dadurch war eine Kundgebung des Kaisers geradezu herausgefordert, und sie erfolgte in dem bekannten Briefe. Der Kaiser entzieht sich entschieden dem Versuche des Professors, ihn auf einseitige Theoricen festzunageln, und entwickelt in großen Zügen seine eigene Anschauung. Dieses Bekenntnis, das warm und fromm aus dem Herzen quillt, wird aber aus-

drücklich als ein rein persönliches bezeichnet und soll, worauf der Kaiser besonderes Gewicht legt, nicht das eines Theologen sein, sondern die Darlegung, wie er als schlichter und gläubiger Christ zu seinem Gott und Heiland steht. Und das ist das Treffliche an diesem Brief. Er hebt den Kaiser mit einem Schlage aus dem ganzen theologischen und kirchenpolitischen Streit heraus, wahrt ihm die Freiheit des Glaubens und Handelns und zeigt, daß der Herrscher nicht gewillt ist, die Geschäfte einer Partei zu besorgen.

Für uns wird es wesentlich sein, daß wir bei diesem Streit um des Kaisers Brief uns nicht auf Nebendinge ablenken lassen, sondern den Hauptpunkt fest im Auge behalten. Zunächst handelt es sich um einen Kampf um das Alte Testament. Da gilt es zwischen Unter- und Überschätzung den richtigen Weg zu finden. Ohne weiteres erkennen wir die sehr spürbaren religiösen und sittlichen Schranken des Alten Testamentes an, sowie die Möglichkeit, daß es in vielen Stücken unter dem Einfluß fremder Kultur steht, aber wir können dabei ebenso bestimmt darauf bestehen, daß in ihm ein eigenartiger Geist, der später in Christus am reinsten Gestalt gewonnen hat, wirkt und schafft, daß in ihm zu spüren ist „das erste Flügelregen des Falters in der Puppe Schoß".

Aber das Problem geht noch tiefer. Es ist nur ein Ausschnitt aus der ganzen großen Frage: Wissenschaft und Glaube, und das ist die Frage, an deren Lösung zu arbeiten recht eigentlich die Aufgabe unserer Zeit ist. Darum habe ich mit Absicht diesen Erörterungen die Besprechung der Bücher von Kirchbach und Johannsen vorangesetzt. Sie zeigen uns die beiden Irrwege, die unter allen Umständen vermieden werden müssen. Kirchbach ist seinem innersten Wesen nach Dogmatiker; seiner Weltanschauung zu Liebe formt er die Geschichte um, sein Glaube erdrückt die Tatsachen. Johannsen ist der bloße Empiriker; die Welt der Sinne vernichtet bei ihm das Reich des selbständigen Geistes. Daraus folgt, was wir brauchen. Die Wissenschaft muß frei forschen, nur getrieben von dem Drange nach Wahrheit, und ohne Rücksicht auf den Kampf der Parteien und eigene Lieblingsmeinungen die Tatsachen festzustellen suchen. Was bei der Arbeit der Forschung nach gründlicher Prüfung als fester Kern sich herausstellt, muß fruchtbar gemacht werden für Leben und Weltanschauung, auch für die kirchliche Praxis. Der Glaube wird darunter nicht leiden, vielmehr Gottes Wirken immer größer und klarer erscheinen. Für gläubige Menschen gibt es nichts Törichteres als Furcht vor den Ergebnissen rechter Wissenschaft, denn wie in dem Kaiser-Brief treffend gesagt ist: „Der Kern und Inhalt bleibt immer derselbe: Gott und sein Wirken. Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott —" so bleibt, was uns not tut, wenn unsere evangelische Kirche ihre Aufgabe am deutschen Volke erfüllen soll, daß wir die rechte Vereinigung von Freiheit und Frömmigkeit hoch halten und pflegen.

Chr. Rogge.



Die Religion der alten Babylonier.

Das gewaltige Gewölbe des blauen Himmels, der in unermeßlicher Ferne auf den Gefilden der Erde oder gar auf der wogenden Fläche des Meeres ruhte, der immer wieder siegreich hindurchdrang, so oft auch der Schleier der Wolken ihn verhüllte, an dem des Tages die leuchtende Sonne, des Nachts der Mond und das zahllose Heer der Gestirne einherzog, war für die semitischen Völker der höchste und vielleicht im Anfang der einzige Gott. Ihn haben auch die Vorfahren der alten Babylonier verehrt, ehe sie noch in das fruchtbare Tiefland des Euphrat und Tigris hinabstiegen. Ob er lange der einzige Gott blieb, kann niemand sagen; jedenfalls war die Verehrung dieses einen Gottes nicht bewußter Monotheismus, und folgerichtig darf man es nicht als eine Entartung der Religion bezeichnen, wenn bald noch andere, vielleicht untergeordnete Gottheiten außer dem Himmelsgott Verehrung genossen. Die Naturreligion drängt nun einmal zum Polytheismus.

Neben den Himmel trat bald die Erde und zwar — die semitischen Religionen bilden gern Götterpaare — als weibliche Gottheit. Der Himmel ist die schöpferische, erzeugende Kraft, von ihm strömt der befruchtende Regen nieder, von ihm kommen die wärmenden Strahlen der Sonne; die empfangende Erde läßt zum Dank alles das hervorgehen, was Menschen und Tiere zu ihrer Nahrung gebrauchen. Aber auch bei diesen beiden Gottheiten blieb es nicht lange. Die blendende Sonne wurde zum Gott gemacht, vielleicht von dem Himmelsgott kaum unterschieden, ihr Aufgang im Osten, ihr Niedergang im Westen mythisch ausgedeutet; der Mond, der sich selbst erneut, mußte eine Gottheit sein, und ihm folgte eine ganze Reihe von Gestirnen. Als die Semiten das Meer sahen, wurde es als geheimnisvolles göttliches Wesen personifiziert, kurz alles Neue und Auffällige, was sie in neuer Umgebung kennen lernten, brachten sie mit einer alten oder neuen Gottheit in Verbindung. Sogar verschiedene Wirkungen derselben Ursache wurden verschiedenen Göttern zugeschrieben. Ein anderer Gott sandte die milden Strahlen der Frühjahrssonne, ein anderer die dörrende und verzehrende Glut des Sommers, ein anderer ließ im Herbst die Saaten reifen.

Von den Gebirgen Armeniens her wanderten die Babylonier in das fruchtbare Tiefland von Mesopotamien ein, nicht als geschlossene Volksmasse, sondern in einzelnen Gruppen, die man höchstens als Stämme bezeichnen kann. Sie besetzten kein herrenloses Land, sondern sie trafen auf eine Einwohnerschaft von verhältnismäßig hoher Kultur, das Volk der Sumerier, das sogar schon eine den ägyptischen Hieroglyphen ähnliche Schrift besaß. Herren des Landes wurden die Eindringlinge; sie unterwarfen die Sumerier oder trieben sie vor sich her nach Süden, dem Persischen Meerbusen zu, wo sich die Reste dieses Volkes noch lange mit Babyloniern untermischt erhalten haben — und mit den Eroberern siegte ihre Religion. Dagegen nahmen die Sieger willig die Kultur der Unterworfenen an, und dabei war unvermeidlich, daß auch manche neue religiöse Vorstellung in den altbabylonischen Ideenkreis Eingang fand.

Das erste, was ein eindringender Stamm zu tun pflegte, sobald er zur Ruhe gekommen war, war die Gründung eines Heiligtums. War dieses errichtet, so bauten sich die neuen Bewohner teils in seiner unmittelbaren Nähe

an, teils besiedelten sie das umliegende Land. Daß auch schon vorhandene sumerische Ansiedelungen den Zwecken der erobernden Babylonier dienstbar gemacht wurden, ist als selbstverständlich anzunehmen, und jedenfalls wurde das Eindringen sumerischer Kultuselemente durch diesen Vorgang begünstigt. Man verehrte zunächst die alten Gottheiten der Semiten, aber durch die viele Jahrhunderte währende politische Trennung der einzelnen Stämme ging das Bewußtsein verloren, daß es im Grunde dieselben Gottheiten waren, welche alle anbeteten. Der Bel der Stadt Nippur, der Samas von Sippar, der Anu von Uruk, der Marduk von Babel, ursprünglich alle die Personifikation des Himmels bezw. der Sonne, sanken zu Lokalgöttern mit selbständiger Existenz herab, und es ist durchaus natürlich, daß jeder Stamm den von ihm am höchsten verehrten Gott überhaupt für den obersten der Götter ansah, dem die Gottheiten aller übrigen Stämme untergeordnet waren. Daß auch neue Götter aufgenommen wurden, daß ein solcher neuer Gott sogar die erste Stelle in der Rangordnung der Überirdischen einnehmen konnte, ist am leichtesten zu erklären bei den Stämmen, welche bis an die Mündungen der damals noch getrennten großen Ströme vordrangen und hier zuerst den übermächtigen Eindruck der endlosen Meeresfläche erfuhren.

Die politische Entwicklung der Babylonier drängte zum Einheitsstaat. Nachdem schon vorher ein großes nordbabylonisches und ein kaum weniger bedeutendes südbabylonisches Reich entstanden war, gelang es gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends dem Herrscher von Babel, beide Gebiete zu dem ersten babylonischen Weltreich zusammenzufassen. Eine Wandlung der religiösen Anschauungen ging damit Hand in Hand. Marduk, der göttliche Herrscher von Babel, der seiner Stadt und seinem Könige den Sieg verlieh, bewies eben damit sein Übergewicht über die andern babylonischen Sondergötter: er war der Überwinder und folglich der Höchste unter ihnen. Diese Anschauung war der alten Welt durchaus geläufig. Heißt es doch auch in dem Siegesliede nach dem Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer: Herr, wer ist dir gleich unter den Göttern? — So war der Anlaß zu einer monarchischen Spitze des Göttersystems gegeben; die babylonische Priesterschaft arbeitete weiter, und es gelang ihr, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Götter des Volksglaubens in ein ziemlich festgegliedertes theologisches System zu bringen.

An der Spitze steht eine Dreizahl von Göttern: Anu, der Herr des Himmels, Bel, der Gott der Erde, und Ea, der Herrscher der Tiefe, speziell des Ozeans. Zwar sind auch sie nicht die ursprünglichsten Gottheiten, sondern selbst Kinder oder Geschöpfe eines älteren Götterpaares, aber im Bewußtsein des Volkes verschwindet dieses letztere vollständig. Alle drei Götter haben je eine weibliche Gottheit neben sich, die indessen für den Kultus und auch ihrer sachlichen Bedeutung nach durchaus in den Hintergrund tritt.

In ehrfürchtiger Scheu wird Anu stets allen übrigen Göttern vorangestellt, nicht nur von den Menschen allein, sondern von den Göttern selbst — aber damit ist seine Rolle ausgespielt. Fast wesenlos schwebt er über der Welt der Götter und Menschen, an das Brahma der Inder erinnernd, ohne handelnd in die Geschicke einzugreifen. Er ist der letzte Rest des altsemitischen obersten oder gar einzigen Himmelsgottes.

Nicht viel anders steht Bel da. Ursprünglich im Besitz aller Kräfte, welche auf Erden wirken: Herr des Regens, des Sturmes, des Gewitters, der seine

Gemahlin Beltis, die Erde, veranlaßt, ihre Gaben hervorsprießen zu lassen, Herr vor allen Dingen der Menschen und der sittlichen Weltordnung, hat er alle Äußerungen seiner Macht an andere Gottheiten abtreten müssen, und auch ihm ist nicht viel mehr geblieben als der an die zweite Stelle der Götterreihe gesetzte Name. Sein Haupterbe ist der Lokalgott von Babel geworden, Marduk, der sogar selbst Bel genannt wird mit dem unterscheidenden Zusatz: Sohn des Bel.

Ea dagegen, der Herrscher des Meeres und vielleicht eine von den Sumeriern übernommene Gottheit, hat stets einen hervorragenden Platz im Kultus behauptet. Er ist Herr alles dessen, was die geheimnisvolle Tiefe birgt, selbst im Besitz aller Geheimnisse und aller Weisheit und Gebieter aller im Erdinnern schlummernden Kräfte. Als Freund des Menschen läßt er die Quellen hervorsprudeln, in Fischgestalt ist er ihm erschienen, hat ihn Sprache und Pflege des Ackers, den Bau von Tempeln, Städten und Kanälen gelehrt und steht durch die Mantik und durch die Beschwörung von Dämonen, bei denen man ihn anruft, in steter Verbindung mit ihm.

Auf diese obersten drei Götter folgt eine zweite, wiederum drei Personen umfassende Gruppe: Sin, Samas und Ramman, die Götter des Mondes, der Sonne und der Wettererscheinungen. Da nach babylonischer Anschauung die Nacht dem Tage vorangeht, ist Sin der Vater des Sonnengottes Samas und der Istar, der Göttin der Venus, des Morgen- und Abendsterns.

Sin, der Gott des Mondes, gilt in seinen Beziehungen zur Erde als Gott der Fruchtbarkeit, der die Saaten wachsen und den Viehstand gedeihen läßt, der aber mit dem Wechsel der Mondscheibe auch die Einteilung der Zeiten regelt.

Samas, der Sonnengott, läßt im Frühling die Natur zu neuem Leben erwachen und ist insofern selbst reine Naturgottheit. Seine Hauptwirksamkeit liegt aber auf sittlichem Gebiete. Seinem alles durchdringenden Auge entgeht nichts, was auf Erden geschieht; er weiß alle Taten der Menschen und ist darum der berufene Richter derselben. Sogar die Götter sind seinem gerechten Urteilsspruch unterworfen. So ist er der Hüter des Guten, der Rächer des Bösen im Himmel und auf Erden.

Ramman oder Bin endlich ist der Lenker aller atmosphärischen Erscheinungen. Er öffnet oder verschließt die Wolken, fährt im Sturmwind einher und schwingt den Blitz als seine Waffe. Auf ihn ist also eine besondere Zahl der Funktionen des alten Bel übertragen. Als Gott des Wetters ist er es, der die große Flut auf Erden, die Sintflut, herbeiführt, und die übrigen Götter zittern oft selbst vor seinem Ungestüm.

Zu diesen sechs höchsten Göttern tritt, die heilige Siebenzahl der Babylonier vollendend, die einzige weibliche Gottheit des Systems, der größere Bedeutung beizumessen ist, Istar, die Tochter Sins (oder auch Anus). Sie zeigt in der Auffassung der Babylonier zwei ganz verschiedene Seiten ihres Wesens, so verschieden, daß sie häufig und namentlich in späterer Zeit in zwei verschiedene Personen auseinandergezogen wurde. Einerseits ist sie Göttin der Fruchtbarkeit und Liebe, wird Mutter der Götter und Menschen genannt und als Liebesgöttin in zum Teil unzüchtigen Kulten verehrt, eine Auffassung, in der die altsemitische Beltis, die Mylitta des Herodot, wiederzuerkennen ist; andrerseits ist sie eine keusche Jungfrau, die Göttin der fröhlichen Jagd und des männermordenden

Kampfes, der sogar Menschenopfer dargebracht werden. In dem Mythus von der Höllenfahrt der Istar erscheint sie rein als Liebesgöttin.

Die eigentümlichste Stellung im babylonischen Götterkreise hat Marduk oder Bel Marduk, der Lokalgott von Babel. Zur Zeit der Oberherrschaft seiner Stadt stand die Rangordnung unter den höchsten Göttern schon zu fest, als daß seine Priesterschaft sie hätte umstoßen können. Aber man fand Rat. Die alten Mythen von der Weltbildung, die ursprünglich dem Gotte Bel zugeschrieben wurde, übertrug man auf ihn, und insofern konnte er auch Bel, Sohn des Bel, genannt werden, während er in Wirklichkeit als Sohn des Ea angesehen wird. Diese Übertragung ist natürlich nicht als bewußte Fälschung aufzufassen, sondern von altersher mögen die Priester seines Heiligtumes ihm diese Rolle zugeschrieben haben, die nach dem Emporkommen der Stadt Babel allgemeine Anerkennung fand. Marduk besiegt den bösen Drachen Tiamat, welcher der Herrschaft der Götter gefährlich zu werden droht; aus seinem Leibe formt er die Erde, aus seinem Blute den Ozean und krönt sein Werk durch die Erschaffung des Menschen oder wenigstens des Babyloniers. Zum Dank für seinen Sieg, der sie von aller Gefahr befreit und den Anu vergeblich zu erringen versucht hat, übergeben die Götter ihm die Schicksalstafeln und erkennen ihn dadurch als Herrn und Götterkönig an.

Auch Marduk ist ursprünglich reine Naturgottheit. Obgleich der Jupiter sein Gestirn ist, hat man auch in ihm eine Sonnengottheit, eine bestimmte Wesensäußerung des altsemitischen Gottes zu sehen. Er ist der Gott der Morgensonne wie der Frühjahrssonne. Aus dem Ozean steigt die Morgensonne empor — als Sohn Eas tritt Marduk in die Welt; Marduk besiegt den Drachen Tiamat — die Strahlen der aufgehenden Sonne vertreiben das Dunkel der Nacht. Auch die Dämonen weichen vor ihm; darum spielt er in den Beschwörungsformeln eine große Rolle, mehr noch als sein Vater Ea. Als Gott der Frühlingssonne erweckt er die Natur zu neuem Leben. Auch ihm steht wie den übrigen Göttern eine weibliche Gottheit als Gemahlin zur Seite, die indessen ebenfalls im Kultus wenig beachtet wird.

Neben den aufgezählten Gottheiten kannte der Babylonier noch eine lange Reihe von untergeordneten Göttern, und seine fruchtbare Phantasie schuf immer neue. Zur Zeit des neubabylonischen Reiches werden 6500 Gottheiten aufgezählt, zu denen noch eine ganze Schar von Geistern hinzukommt. Die Verehrung einer solchen zahllosen Menge von Gottheiten im Kultus des einzelnen scheitert an der physischen Unmöglichkeit. Es haben sich auch nur wenige dieser Götter zu höherem Ansehen emporschwingen können; zu erwähnen ist namentlich Nebo, der Sohn des Marduk. Der Umstand, daß er zu Namenbildungen wie Nabopolassar, Nebukadnezar und andern Anlaß gegeben hat, weist auf seine Bedeutung hin.

Trotz der theoretisch fast unbegrenzten Zahl seiner Götter scheint sich der Babylonier in der Praxis indessen kaum seines krassen Polytheismus bewußt geworden zu sein. Erhaltene Hymnen legen dem Gott, der in ihnen gepriesen wird, eine solche Fülle von göttlichen Eigenschaften bei, daß ein annähernd gleiches Wesen neben ihm unmöglich existieren kann. Man könnte darin eine Schmeichelei dem angerufenen Gotte gegenüber erblicken. Aber dem widerspricht durchaus die ernste und sittliche Auffassung, die der Babylonier von seinem Ver-

hältnis zur Gottheit besitzt. Es liegt darin vielmehr eine Rückkehr zu der alten Religion der Semiten, indem der Betende sich zwar an eine bestimmte Gottheit wendet, in ihr aber nur eine Äußerung der Gottheit schlechthin erblickt und diese im Gebet vor Augen hat. Wie weit diese Auffassung aus den Priesterkreisen in das Volk gedrungen, ja wie weit sie auch nur den Priestern selbst zum klaren Bewußtsein gekommen ist, darüber kann man natürlich nur Vermutungen hegen.

Noch ein anderes spricht für eine Einheit in der unsagbaren Vielheit der Götter. Mit dem Namen der Babylonier oder Chaldäer sind untrennbar die Anfänge der Astronomie und eine entwickelte Astrologie verknüpft; pflegte man sie doch früher einfach als Sternanbeter zu bezeichnen. In der Tat wurde jedem der Hauptgötter einer der Planeten zugesellt, zu denen auch Sonne und Mond, nicht aber die Erde gerechnet wurden; aber man verehrte nicht die Gestirne selbst, sondern sah in ihrem Glanz und den geheimnisvollen Kräften, welche man ihnen zuschrieb, ein Abbild der Herrlichkeit und der Macht der Götter, deren Symbol sie waren. Religiöses Interesse führte zur Beobachtung der Gestirne. Dabei lernte man aber die Gesetzmäßigkeit der Bewegungen der Sterne kennen und übertrug diese Gesetzmäßigkeit auf die Götter, deren Abbilder am Himmel man betrachtete. Da man Bewegungen der Gestirne vorherwußte und die Gestirne in engster Verbindung mit den Göttern und ihren Kräften standen, diese sich aber auf der Erde und in den Geschicken der Menschen wirksam zeigten, so konnte man aus den Gestirnen auch die zukünftigen Schicksale der Menschen ablesen. Die Konsequenz dieser Gedanken war eine entwickelte Astrologie, welche in allen irdischen Vorgängen eine Spiegelung der himmlischen Bewegungen sah und Götter und Menschen derselben Gesetzmäßigkeit unterwarf. Es ist ein pantheistischer Zug, der sich in der babylonischen Astrologie zu erkennen gibt.

Wäre dieser Gedanke weiter ausgebildet, so hätte er notwendig zum Fatalismus führen und die Religion im besten Falle zur mechanischen Ausübung gewisser Formalitäten herabwürdigen müssen. Aber einerseits ist von der Volksseele eine solche logische Konsequenz überhaupt nicht zu erwarten, andrerseits ist diese Vorstellung auch nie in voller Schärfe in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen. Wohl schob man wichtige Entscheidungen auf, bis die Sterne günstig standen; aber man verehrte die Götter als frei handelnde Wesen und fühlte sich ihnen gegenüber, wie die sogenannten Bußpsalmen bezeugen, sittlich verantwortlich für alles Tun. Unglück im Leben führte man auf eigne Sünde zurück, nicht auf den Stand der Gestirne. —

Das Dasein nach dem Tode dachte sich der Babylonier als ein unheimliches, schattenhaftes Vegetieren. Der Hohlraum unter dem Erdberg ist der Aufenthalt der Seelen, wo sie in ewiger Finsternis ohne Möglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung in vogelähnlicher Gestalt schweben, während Staub und stehendes Wasser ihre ekelhafte Nahrung bilden. Eine Vergeltung nach dem Tode ist unbekannt.

Dr. Berkenbusch.



Impressionisten und Neo-Impressionisten.

Die modernen Richtungen in Kunst und Literatur haben nicht immer ihren Ausgang von Paris genommen, aber sie haben dort stets ihren Sammel- und Brennpunkt gefunden. Die zarten Luftstimmungen, die Zwischentöne (L'air ambiant) wurden zuerst von nordenglischen und schottischen Landschaftern beobachtet und wiedergegeben. Aber erst die Meister von Barbizon wußten diese Malweise systematisch auszubilden. Die japanischen Künstler, die auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867 erschienen, zeigten den erstaunten Ästhetikern Europas, daß man Bilder fast ganz ohne Schatten, in lauter freien, frischen und heiteren Tönen malen kann. Das war die Geburtsstunde des modernen Impressionismus. Nur der europäische Geist vermochte aber das, was bei den Japanern bloß Herkommen, Gewohnheit, Technik war, zum Prinzip einer neuen Anschauungswelt zu erheben.

Es ist nicht leicht, die Entwicklung der modernen Malerei an ihrem Ursprungsort zu studieren. Die französische Regierung verhält sich gegen das Neue in der Kunst bedeutend zurückhaltender, als die deutschen, die Stürmer und Dränger finden oft erst, wenn sie bereits gestorben sind, Aufnahme in die staatlichen Galerien. Dem Alten Museum in Berlin, der Alten Pinakothek in München entspricht bekanntlich das Louvre, der Nationalgalerie und der Neuen Pinakothek — wo Leistikow und Stuck längst vertreten sind — das Luxembourg-Palais, in welchem die Bilder jedoch nur eine bestimmte Reihe von Jahren bleiben, um dann ins Louvre hinüberzuwandern. Als ich im letzten Ausstellungsjahr in Paris war, war das Luxembourg bis zum Naturalisten Courbet und dem Freilichtler Manet vorgedrungen. Claude Monet und der reine Impressionismus aber waren dort noch nicht eingezogen.

Was will der Impressionismus? Will er die subjektiven Eindrücke im Auge und der Psyche des Künstlers durchaus und grundsätzlich über jede objektive Kunstanschauung erheben? Claude Monet will das nicht, er will nur die Einzelheiten dem Ganzen unterordnen, den ersten, tiefsten Eindruck mit möglichst lebendigen, breiten und frischen Mitteln festhalten, er will eine großzügige Malerei im Gegensatz zu der ins Kleine, Besondere gehenden. Nicht so sehr als System wie als Weckruf hat der Impressionismus die Kunst unendlich bereichert und befruchtet. Der Hang zur Übertreibung, zum Knalleffekt, der unserer Zeit eigen ist, hat es mit sich gebracht, daß das System schließlich zum Dogma, die neue Technik zur Manier ausgeartet ist. Richard Muther nennt die älteren Maler Fanatiker des Umrisses. Die jüngsten sind entschieden in ebenso hohem Maße Fanatiker der Farbe. Die meisten Neo-Impressionisten sind das in ganz bewußter Weise und sie wollen auch nichts anderes sein. Daß alle bildende Kunst im letzten Grunde auf das Plastische zurückführt, wollen sie nicht wahr haben. Ihnen liegt nichts daran, eine Komposition zu schaffen, sie wollen nichts als Farbenschmelz und Stimmung geben.

Die älteren Impressionisten berufen sich nicht ohne einen Schein des Rechtes darauf, daß alle großen Meister Eindrucks- und Eingebungsmaler waren, daß sie die Dinge so wiedergaben, wie sie sie sahen, nicht wie ihre Lehrer sie sehen gelehrt hatten. Die Neo-Impressionisten wollen sogar nachweisen, daß

bereits im Cinquecento die Kunst wohl bekannt war, durch ein mosaikartiges Nebeneinandersetzen von Farbentönen einen metallischen Schimmer hervorzuzaubern, der durch das Mischen der Farben nie zu erreichen ist. Es ist aber doch wohl ein anderes, ob ein Meister sich gelegentlich für einen besonderen Vorwurf eine besondere Technik schafft, oder ob er jeden Stoff durchaus in das Prokrustesbett einer einseitigen und unduldsamen Malweise hineinzwängen will. Wie sehr die Technik der Alten sich dem Gesamtzweck unterordnete, geht eben schon daraus hervor, daß sie so wenig aufdringlich ist und erst durch mühsame Zergliederung und Ergründung dem Verständnis des Laien näher gebracht werden kann, während die einiger der Allerjüngsten dem Beschauer gleichsam mit der schmerzhaften Unmittelbarkeit einer Real-Injurie in die Augen springt. Jedenfalls haben aber die Wiener Künstler es soeben möglich gefunden, ihre historische Ausstellung des Impressionismus mit Tintoretto, Velasquez, Rubens, Vermeer und anderen beginnen zu lassen. Ein Kritiker suchte sich launig vorzustellen, was wohl ein Mann, der von der Geschichte der Malerei nichts wüßte, von dieser Ausstellung sagen würde. Vermutlich folgendes: Man sehe doch, welche Fortschritte die Malerei in drei- bis vierhundert Jahren gemacht habe. Da seien zuerst die ganz alten und unbeholfenen Maler, die Signac, Seurat und andere, deren ungelenke Technik in lauter Punkten und Klecksen bestehe. Das werde nun im Lauf der Zeit immer besser, und man lerne sozusagen zusammenhängend malen, bis mit den Rubens und Tintoretto, die vermutlich unsre jüngsten Zeitgenossen wären, die höchste Stufe der Vollendung erreicht sei.

Der unbewußte Impressionismus ist in der Tat sehr alt, der bewußte dagegen sicher ein Kind der Gegenwart. Es gibt in der Kunst freilich keine Abstürze und Klüfte, es gibt nur mehr oder minder sichtbare Wandlungen und Übergänge. Aber diese Wandlungen sind doch da und wir können die Entwicklung nur begreifen, wenn wir die Entwicklungsstufen unterscheiden, die sich oft schon in den Schöpfungen eines und desselben Malers auf das deutlichste voneinander abgrenzen. Am besten können wir sie verfolgen, wenn wir das Schaffen eines hervorragenden Vertreters der „Moderne" von den ersten Anfängen bis heute im Zusammenhang überblicken. Der Kunstsalon Paul Cassirer in Berlin hat uns das durch seine Kollektiv-Ausstellung von Werken Claude Monets ermöglicht. Die ersten Bilder, die aus den sechziger Jahren stammen, ein Damenbildnis und eine Dorfstraße, stehen noch ganz unter dem Einfluß Manets. Diese Malweise mutet uns mit ihren schweren, ernsten Farbenstimmungen heute bereits altfränkisch an, altfränkischer als die Bilder eines Ruysdael, eines Claude Lorrain, die durch Valeurs und Kontraste wirken. Es tritt uns kaum mehr ins Bewußtsein, wie unabhängig von allen akademischen Regeln die Landschaften Courbets, Manets und des jungen Monet gesehen und wie naturalistisch sie ausgeführt sind. Nur der Kenner vermag diese Darstellungsweise von der älteren zu unterscheiden, die fast jedes Landschaftsbild auf das strengste in drei Regionen einteilte: dunklen Vordergrund, hellen Mittelgrund, duftig zarten Hintergrund. Dann aber kommt ein neuer Umschwung, der so mächtig auf die Sinne einwirkt, daß niemand ihn übersehen kann: der Durchbruch des Lichtes, der Sieg der Farbe bei Monet. Wie ein in phantastischer Buntheit schillernder Falter schlüpft er plötzlich aus der Verpuppung der fremden Einflüsse, die seine Jugend beherrschten. Diese berauschenden Farbenwellen tragen uns einen Hymnus auf die Geburt des

Lichtes, ein Triumphlied der Befreiung und der Erlösung zu. Die Osterpsalmen eines Malers! Hier ist eine Seele, die ihre körperliche Hülle weit hinter sich werfen will, um sich in freiere, reinere Höhen emporzuschwingen. Mehr Licht, immer noch mehr Licht! Mehr Luft, mehr Glanz, mehr Freude! Monets Sonnenbilder zeigen uns, daß die Sonne überall ist, daß es im Freien keinen eigentlichen Schatten gibt, sondern nur abgedämpftes Licht. Je nach dem Charakter des Bildes ändert der Künstler seine Technik. Hier mauert er einen kräftigen Farbenfleck auf den andern, dort zerdrückt und verwischt er alles. Der amethystfarbene und smaragdene Schmelz seiner Wasserflächen kommt in der Natur gewiß nicht vor. Aber Dichter haben diese schillernde Pracht längst gesehen, und warum soll ein Maler nicht gleichzeitig Poet sein! Einige der Bilder sind ganz Wirklichkeit, wie sie uns wohl erscheinen mag, wenn wir die Augen leicht schließen und durch den Schleier unserer eigenen Wimpern blicken. So dieser Apfelbaum, der trotz der grandiosen Nachlässigkeit, mit der Blätter und Früchte behandelt sind, in seiner ganzen Eigenart doch schärfer erfaßt ist, als wenn jede Einzelheit mit sklavischer Treue ausgeführt wäre. Dann gibt sich der Künstler ganz seinen bunten Träumen hin und lockt uns mit verführerischer Gewalt hinüber in sein luftiges, regenbogenfarbenes Reich. In Opaltönen schimmert der sonnendurchleuchtete Nebel auf der Themse, in dem gespensterhafte Fahrzeuge ihre Bahn ziehen, überragt von den milchblauen Umrissen der Türme von Westminster. Gemalter Spuk, bunte Halluzinationen!

Gibt es eine Entwicklung über Monet hinaus? In der Stimmung, der Seelenwirkung sicher nicht. Die Neo-Impressionisten, die wir ebenfalls im Cassirerschen Salon sahen, haben bloß eine neue Farbentechnik geschaffen. Ihre Köpfe tüfteln, ihre Hände tüpfeln. Sie bedecken eine weißgrundierte Leinwand in hellgrauem Rahmen mit einem willkürlichen Durcheinander blauer, roter, gelber Farbenflecke und wollen, daß wir uns einen Vers oder ein Bild daraus machen. Die maßvolleren Vertreter dieser Schule helfen uns dabei noch ein wenig. Paul Baum-Berlin läßt in vornehmen, gedämpften Tönen die Märchenpracht des Goldenen Horns vor uns aufsteigen. Edmond Croß aus Le Lavandau setzt einen reizenden Knaben in grüner Seidenbluse mitten zwischen nickende Gräser und prangende Blumendolden und umspinnt alles mit einem blinkenden Netz aus Sonnengold. Daß Gesicht und Hände des Knaben aus dottergelben, karminroten und grasgrünen Flecken zusammengesetzt sind, merken wir nur, wenn wir ganz nahe herantreten. Das Bild ist von erquickender Frische. Aber die genialsten der ausstellenden Maler sind, wie so häufig, die radikalsten, und an die Malweise dieser Signac, Rysselberghe, Roussel werden selbst die Freunde des Impressionismus sich nicht so bald gewöhnen. Der vollständige Verzicht auf alles, was Linie und Umriß heißt, gibt diesen Bildern etwas Nervöses, Beunruhigendes, Verworrenes. Die Neo-Impressionisten wollen uns eigentlich nichts als Spektralanalysen bieten, die Verbindung und Verschmelzung der Farbentöne soll sich erst in unseren Augen vollziehen. Sie nennen das optische Farbenmischung und behaupten, daß nur hierdurch ein lebendiges Vibrieren der Farben entstehe, das einen edelsteinartigen Glanz hervorbringe. Zwischen dicht nebeneinandergesetzten kirschroten und blauen Tupfen bildet nämlich das Auge sofort violettschimmernde Übergänge und zwischen Komplementärfarben spinnen sich Lichtbrücken, die noch breitere Stufen des Regenbogens umfassen. Genügt es aber nicht, diese Technik

für bestimmte Zwecke anzuwenden? Muß uns durchaus wieder ein neues Dogma gepredigt werden? Müssen wir, die wir uns früher dagegen wehrten, in den Staub und Schlamm der Erde hinabgezogen zu werden, uns von diesen abenteuernden Luftschiffern in ein gold- und rubinfarbenes Wolkenkuckucksheim entführen lassen? Wir stehen zwischen Erde und Himmel — bleiben wir dort!

Eberhard Kraus.



Dramatische Profile.

(Otto Ernst: „Die Gerechtigkeit". Björnson: „Lionarda". Schnitzler: „Der Schleier der Beatrice".)

Der „Verrohung in der Kritik", über die jüngst von den „Schaffenden" so empörte Klage geführt wurde, ließe sich ganz gut die „Verrohung in der Dramatik" gegenüberstellen. Die künstlerische Verrohung, die mit skrupellosen, plumpen Mitteln arbeitet, die durchaus ihre billige Meinung als Offenbarung an den Mann bringen will, die statt ein rein gespiegeltes Weltbild redlich und lauter zu geben, die Linien verschiebt, parteilich und demonstrativ die Farben verteilt, so daß der Vertreter der Autormeinung bengalisch beleuchtet dasteht, das „Gegenbeispiel" aber pechschwarz erscheint.

Diesen Dramatikern kommt es nicht darauf an, menschliche Konflikte austragen zu lassen, Spieler und Gegenspieler aus dem Widerstreit ihrer Persönlichkeit zu gesteigerten Lebensmomenten zu führen, in denen sich für den Zuschauer menschliches Wesen mit Tiefen und Hintergründen erschließt. Sie haben meistens eine kleine Nebenabsicht, sie wollen ihren Herzen über irgend etwas Luft machen, etwas Zank- und Klatschsüchtiges ist in ihnen rege, und auf solchem engen, kleinlichen Grunde bauen sie ein Puppentheater auf, in dem die Marionetten nach ihrer Pfeife tanzen müssen. Sie sind keine Menschenschöpfer, sie behängen nur ihre schmalen Begriffe mit Kostümen und täuschen sie als leibhaftige Wesen vor. Der Mangel an Fleisch, Blut und Seele wird durch große Worte, lärmvolle Emphase und dickgestrichene, roh kolorierte Etiketten bemäntelt, die ihre Handlungsstatisten als Aushängeschild an der Brust tragen, damit man gleich sieht, ob sie zu den braven oder den schnöden Mitbürgern zu rechnen sind.

Als Muster dieser fatalen Gattung zeigt sich Otto Ernst in seinem letzten Schauspiel „Die Gerechtigkeit", das in Berlin am Schauspielhause in Szene ging, nachdem es schon vorher an manchem Ort aufgeführt worden war.

Otto Ernst drängt's, durchaus den Brutus zu spielen. Er wirft sich in die Brust und hält der entarteten Zeit den Spiegel vor. Es gäbe schon manches abzuspiegeln und dem Satiriker fehlte es nicht an Arbeit, aber überlegen müßte er sein, ein Weit- und Tiefblicker, der allseitig die Dinge zu schauen weiß. Während die Alltäglichen die Ereignisse immer nur gewissermaßen in der Fläche sehen, müßte er sie als Totalität und in all ihren Zusammenhängen erfassen.

Daraus könnte viel ernste und viel lächelnde Deutung kommen. Otto Ernsts Spiegel aber, weit entfernt von solcher Gabe, reflektiert nicht einmal die aller zugängliche Außenseite richtig, er verengt und verkleinert alles, er verzerrt, und dabei trägt er zu Häupten sehr anspruchsvoll das Wort Wahrheit.

Es ist unvergessen, wie dieser Zensor und Mentor in „Flachsmann als Erzieher", um alte und neue Pädagogik zu kontrastieren, nicht möglichst charakteristische Vertreter beider Richtung auftreten ließ und in fruchtbare Reibungsentwicklung brachte, sondern seinen Favoriten in strahlenden Farben malte, und den andern nicht nur einen schlechten Lehrer, sondern gleich einen Zuchthauskandidaten, Tartüff und Betrüger sein läßt. Mit solchen blanken Waffen ficht dieser Purist.

In seinem neuen Stück soll nun ähnlich, wie es mit dem falschen Propheten der Schule geschehen, Rechenschaft gefordert werden von den falschen Propheten der Presse. Also eine Satire auf die Preßkorruption — ein weites Feld. Im Türmer-Tagebuch vom März wurde auf manche Wunden dieser Welt hingewiesen, auf gewisse Meinungsabhängigkeiten, auf den „Terrorismus des Publikums", auf die „Lieferung der öffentlichen Meinung mit gebundener Marschroute und nach vorgeschriebenem Muster", auf die wirtschaftlichen Interessen und die Existenzbedingungen derer, die in dieser Mühle arbeiten. Es ließe sich das wohl auch künstlerisch ausgestalten, zu einem modernen Gegenstück der „Journalisten".

Die verborgenen Triebkräfte des modernen Zeitungsorganismus, sein Verwachsensein mit politischen und industriellen Faktoren, sein Stimmung- und Schicksalmachen im Dienst der herrschenden Mächte müßte da gezeigt werden.

Otto Ernsts Horizont aber ist für solche Aufgaben zu begrenzt. Er hat keinen großen Stil des Sehens, er schafft nicht aus dem Anschaun, sondern aus dem Ärger über die Kritik. Ihr will er es heimzahlen, also macht er schlicht und deutlich einen schwarzen Mann aus ihr. Um demonstrativ zu zeigen, wie schlimm die Kritik ist und wie schlecht es den Schaffenden ergeht, bringt er ein Revolverblatt niederster Sorte auf die Bühne und von ihm vergewaltigt einen fabelhaft edlen, hochstrebenden Künstler. Man sieht: Beispiel und Gegenbeispiel in sauberer Kontrastierung.

Wenn uns Ernst noch die grands faiseurs des Handwerks gezeigt hätte, Zeitungs-Napoleone mit Interessenpolitik im Millionenstil, aber eine elende Bande kümmerlicher Preßpiraten läßt er nur aufmarschieren. Mit Kleinigkeiten geben die sich ab. Das Inserat genügt, um eine gute Kritik zu erhalten, und dazu kommt dann noch die Verzerrung durch den berühmten Otto Ernstschen Spiegel. In ihm erhält das Skandalblatt mit seiner traurigen Pfennigvorteilsjagd eine in der Wirklichkeit unmögliche Bedeutung. Die Vertreter der „anständigen Presse", die im Hintergrund des Stückes ein vages, legendäres Dasein führen, erklären achselzuckend, es sei nichts gegen den Einfluß des Blattes zu tun.

So schief und grimassiert diese Vertretung der Presse ist, so künstlerisch unzulänglich und ärmlich ist in dem Stück die Vertretung der durch die Presse bekämpften und besudelten Kunst. Ernst, der groß im Behaupten, aber winzig im Gestalten, stellt einen Dichter-Komponisten auf die Beine, dessen tiefgründige Begabung er uns ununterbrochen einreden will. Als Eideshelfer benutzt er dazu die alte Mutter, den treuen Freund und einen schwärmerischen Backfisch, die gemeinsam ihren Felix Frank abgöttisch verehren, und schließlich das hinter der Szene hörbare wüste Trampeln und Beifallsjohlen des Publikums, das der Oper

dieses Genies einen lärmenden Erfolg bereitet. Mir erscheinen diese Zeugen nicht einwandfrei und überzeugend für die Erheblichkeit dieses Märtyrers der Kritik. Es hat immer etwas Unzulängliches, wenn man auf der Bühne eine Person als großen Künstler ausrufen hört und dabei selbst von ihm nur einen ganz mäßigen Wesenseindruck erhält. Die Oper kann uns natürlich nicht vorgespielt werden, aber wir müssen doch zum mindesten einen Einblick in die innere Vorstellungswelt dieses Menschen bekommen. Nichts davon wird gezeigt, nicht einmal eine Andeutung erfolgt, was die berühmte Oper für ein Zeichen trägt. Otto Ernst begnügt sich damit, den Künstler dadurch erschöpfend zu charakterisieren, daß er ihn in den meisten Szenen über die Kritik wüten läßt. Darin scheint dieser Dramatiker das Wesen des Künstlertums zu sehen. Feinfühligen Menschen muß vor solch rohem Theaterwerk, das ein falsches Spiel voll kleinlicher Gesinnung pathetisch anspruchsvoll als Weltbild ausgibt, das seiner Neigung und Abneigung nicht leidenschaftlich-temperamentvoll, sondern mit gedrückter, verkniffener Grämlichkeit hämisch verzerrten Ausdruck gibt, unbehaglich werden. Dieser Kämpfer für die Gerechtigkeit ist selber ungerecht und seine innerlichen Auffassungen schielen.

* * *

Was Otto Ernst gern möchte, der Zeit ihr Abbild vorhalten auf der Lessingschen „Kanzel", der Bühne, als ein wuchtiger Praeceptor Germaniae, als ein eifervoller Mahner und Volksprophet und gleichzeitig als zusammenballender Gestalter und Freskomaler, das erfüllt für den Norden Björnson. Der hat die großen Gebärden wenigstens und er hat das streitbare Temperament, und wenn er dabei künstlerisch oft versagt, so empfängt man doch immer Persönlichkeitseindruck. Aus seinen dramatischen Traktaten, in denen er die politischen und religiösen Wellen seines Landes um die Menschen seiner Zeit branden läßt, blickt uns immer der buschige Kopf mit den blitzenden Augen und dem kriegerischen Mund an: „Könnt' ich Löwenmähnen schütteln . . .!"

In einem ganz anderen Lichte erschien neulich diese Gestalt. In einem Drama seiner Frühzeit, „Lionarda", das in einer literarischen Matinee des Residenztheaters ausgegraben wurde, war nichts von jenem stark rhetorischen Volksversammlungstum, von der breiten Gestikulation und dem Donnerwort; keine Öffentlichkeitsdichtung war es, in der die Fragen des Allgemeininteresses Gestalt gewinnen und in Aktion treten, vielmehr intime Dichtung, in der individuelles Gefühlserleben zum Austrag gebracht werden soll. Björnsons Händen und Nerven liegt aber solch feinspinnige Arbeit gar nicht. Die Aufführung dieses Dramas erwies im Grunde dem Dichter keinen Dienst. Den unbefangenen Beobachter künstlerischer Bemühungen kann aber auch an dieser verfehlten, verjährten Arbeit Problem und Problemstellung interessieren.

Man merkt, wie Björnson auch schon damals die Dichtung aufgewühlten Gefühls weniger reizte, als die Dichtung sittlichen Überwindens. Das hatte die klare Folge, daß die übermächtige, fortreißende Leidenschaft der Menschen recht frostig und spröde herauskam, und daß, weil eben das zu überwindende Gefühl so mager und schwächlich sich darstellte, natürlich auch seine endliche Überwindung nichts Packendes und Bezwingendes ausströmen konnte.

Das Motiv der drei Menschen, die in tragische Verwirrung verstrickt sind, bestimmt das Stück. Zwei Frauen sind es und ein Mann. Verschärfung der

Komplikation liegt darin, daß es Pflegemutter und Pflegetochter ist, und der Mann, der Bräutigam des jungen Mädchens, von dieser heiteren, sorglosen Jugend zu der tiefen Wesensfülle der reiferen Frau unwiderstehlich hingezogen wird. Diese Verwirrung ist um so tragischer, weil keiner der Beteiligten leichtherzig ist, sondern weil sie auf das schwerste daran leiden, und bitterer noch als die eigene Qual das empfinden, daß sie leiden machen. Solche Lebenssituationen sind für feinfühlige Dichter, die das menschliche Herz kennen, unsagbar reich. Maupassant hat in Fort comme la Mort eine entgegengesetzte Konstellation geschildert, wie das Gefühl eines Mannes für eine Frau schwindet und sich deren Tochter zuneigt, eine traurige Liebe, unerfüllbar, voll drückendem Weh; und das erschütternde ist, wie dieser Mann selbst mit Grauen auf das Absterben dieser so zärtlich und lang gehegten Neigung sieht, wie er gleichsam an ihrem Totenbette sitzt und weiß, daß auch für ihn das Leben nun nichts mehr bringen wird.

Um solches mitzufühlen, muß ein Dichter uns aber tiefer blicken lassen; wir müssen die Kristallisierungen der Gefühle sehen; Björnson gelingt das nicht. Er schiebt die Figuren nur hin und her, und es hat etwas Erkältendes, wenn sie mit hölzernem Munde von den Stürmen ihres Inneren sprechen. Björnson schiebt sie hin und her, bis es an der Zeit ist, das zu tun, was ihm hier Hauptsache war, das Opfer, die Resignation zu vollziehen. Die Pflegemutter verschwindet, sie stiehlt sich aus dieser Gemeinschaft, damit Jugend wieder zu Jugend sich finde. Wie Björnson aber unsicher in der Verdichtung der Liebesverwicklung ist, so erfüllt er auch die Stimmung jener Opfertat nicht voll. Im Gegenteil, er schwächt und verschleiert sie, ohne daß er es will. Er läßt die entsagende Lionarda in ihrem Abschiedsbrief schreiben: „Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich fortgereist. Ich liebe den, den Du —“ Björnson, der doch in Lionarda das Höchste edel-altruistischer Selbstüberwindung feiern will, merkt offenbar gar nicht, wie er durch diese Proklamation dem Verzicht seine Schönheit und Kraft nimmt. Ein wahres Opfer muß doch lautlos geschehen, ohne die Betonung und Kommentierung, daß es ein Opfer ist, sonst wird es für die, denen es gebracht wird, — vorausgesetzt, daß es feinfühlige Menschen sind, und das sollen diese hier sein — statt segensreich, unheilvoll und vorwurfsschwer. Ich mußte an das Liebesopfer in Maeterlincks „Aglavaine und Selysette“ denken. Ein junges Weib geht in den Tod, um zwei Liebenden nicht im Wege zu sein. Aber sie weiß, daß diese Tat wenig fruchten würde, wenn die beiden wüßten, warum sie geschehen. Und da ist es ergreifend, wie die arme Seele in ihren letzten Augenblicken nur den einen krampfhaften Willen hat, die andern zu überzeugen, daß sie durch unglücklichen Zufall die Todeswunde empfangen.

Solch feine Wage für die Gefühle hat Björnson nicht.

Arthur Schnitzler, der Wiener Dichter, aber weiß mit ihr umzugehen. Zur Überschärfe steigert er nur oft sein Instrument. Ja, er wägt nicht nur, er analysiert und destilliert; er treibt wie Stendhal, der nach allen Rätseln menschlicher Widersprüche heißhungrig, wißbegierig suchte, und sein übervolles Herz mit einem messerscharfen, kalt prüfenden Verstande argwöhnisch, mißtrauisch belauerte, eine Chemie der Gefühle. Seltsame Mischung schwebender, lyrischer Lebens- und Liebesmelancholie, hingegebener Sehnsuchtsträumerei mit mathematischer Kontrolle und sezierender Vivisektion. Diese verwegene Mathematik des Herzens gibt sich nie zufrieden, sie steigert sich selbst ihre Aufgaben, kombiniert sie immer

problematischer und verwirrt sich dann im eigenen Tun, so daß der Dichter, der zuerst Widerspruchsvolles, Rätselhaftes zeigen und auflösen wollte, sich schließlich an seinen eigenen Gestalten versieht, das erlösende Wort vergißt und selbst wie sie nur noch Widerspruch und Rätsel wird.

Das erlebt man voll Pein und Unbefriedigung an dem Renaissancedrama „Der Schleier der Beatrice“, das man nach mehrjähriger Buchexistenz im „Deutschen Theater“ sah.

„Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?“ könnte man ihm als Motto geben. Schnitzler reiht eine Serie von Schicksalssituationen auf. Sie stehen gleichsam thematisch nebeneinander. Beatrice Nardi, das schöne Bürgermädchen von Bologna, schafft sie. Es ist zur klareren Auseinandersetzung gut, sie nüchtern, knapp nebeneinander zu stellen. So folgen sie sich: Beatrice will sich dem Dichter Filippo, den sie liebt und der sich nach ihr sehnt, geben. Aber der schickt sie verletzt und enttäuscht zurück, als sie in seinen Armen ihm unbefangen erzählt, sie habe im Traum eine Liebesstunde mit dem Herzog von Bologna genossen. Zweite Situation: Beatrice läßt sich von ihrem Bruder, der ihr Temperament und ihr unerklärliches Wesen fürchtet und der sie aus dem Bereich der kupplerischen Mutter bringen will, zur Ehe mit dem braven Vittorino bereden. Dritte Situation: Der Herzog kommt, er wird gebannt von Beatrice und sie sagt auf sein Werben, sie würde ihn nur als Herzogin lieben. Ihn trifft dies kecke Wort, es ist ohnehin eine Zeit außerhalb gewöhnlicher Norm, der Tod hängt über allen, ein übermächtiger Feind bedroht die Tore, vielleicht ist's allerletzte Nacht. Den Herzog berauscht die Vorstellung aufschäumenden, noch einmal in jähem Zug genossenen Lebens. Er führt Beatrice zum Hochzeitsfest. Vittorino ersticht sich indes. Vierte Situation: Beatrice entflieht von diesem Fest zu Filippo, ein Trieb, ihm ihre Liebe zu beweisen, zwingt sie hin. Sie sagt, sie wolle mit ihm sterben; sie schaudert aber zurück, als er ihr den Giftbecher reicht, und angeekelt, überdrüssig leert er ihn selbst. Als das Weib dem Tod ins Gesicht sieht, packt sie ein verzweifelter Lebensdrang. Nur zurück, schreit es in ihr, sie stürzt davon, vergißt aber ihren Schleier, der nun die letzte Situation ihres Lebens wirkt. Der Herzog vermißt ihn und zwingt sie, mit ihm gemeinsam ihn zu holen. Als er den Raum des Todes betritt und seine Rätsel ahnt, als er die Unheilsatmosphäre, die um dieses Weib sich breitet, schauernd fühlt, stürzt der eigene Bruder, der nichts von allem versteht, der nur dunkel weiß, diese muß sterben, vor und ersticht Beatrice.

Eine absolut bewußte Kombination widerspruchsvoller Handlungen hat Schnitzler gesponnen, er selbst betont das in den Versen, die Filippo staunend, fragend, grübelnd von diesem Frauenwesen spricht:

„von mir
Geht sie nach Hause, läßt von Vittorino
Zur Ehe sich bereden, geht mit ihm
Zur Kirche, trifft 'nen andern auf dem Weg,
Der Herzog ist, und läßt sich mit ihm traun,
Indes der andre stirbt.“

Und wie Schnitzler so die Stationen dieses verstrickten Weges rekapituliert, versucht er auch am Schlusse dieses Weges etwas wie eine Lösung anzuhängen. Er legt sie allzuwillkürlich dem Herzog, der im Grunde gar kein Seelendeuter, sondern ein rascher Tatmensch ist, in den Mund:

„Warst du nicht, Beatrice, nur ein Kind,
Das mit der Krone spielte, weil sie glänzte —
Mit eines Dichters Seel', weil sie voll Rätsel —
Mit eines Jünglings Herzen, weil's dir just
Geschenkt ward? Aber wir sind allzu streng
Und leiden's nicht, und jedes von uns wollte
Nicht nur das einfache Spielzeug sein — nein mehr,
Die ganze Welt. So nannten wir dein Tun
Betrug und Frevel — und du warst ein Kind."

Für die Motive, die hier angeschlagen werden, ist diese Art der Behandlung, einen Widerspruchsakt neben den anderen zu stellen und uns schließlich mit einem Vers abzuspeisen, zu bequem und unzureichend.

Was Schnitzler wollte, ist dabei wohl nachzufühlen, und die Linien seines Problementwurfs lassen sich unabhängig von Bologna und Renaissancekostüm unschwer nachziehn.

Ihn, dem erotische Psychologie die höchste Psychologie ist, lockte das Problem des Instinktgeschöpfes. Die Beatrice ist der „Jüdin von Toledo" Grillparzers verwandt, ein Elementarwesen, das nicht denkt, nicht folgert, nie über sich selbst gestaunt, das dem Momente folgt, instinktiv, schlafwandelnd fast, ohne „Erkenntnis des Guten und Bösen". Weil sie nicht im Zusammenhang sieht und immer jedem Momentanzug der Natur sich überläßt, handelt sie schließlich immer natürlich, auch wenn sie im nächsten Augenblick das Entgegengesetzte tut. Sie lebt nur gegenwärtig; was vorbei ist, vergaß sie, darum erstarrt sie, daß alle Geschehnisse, die sie nie aus einem Verantwortlichkeitsgefühl heraus zu überblicken vermochte, mit unheimlicher Macht sie umstricken und Rechenschaft von ihr fordern.

Das wollte Schnitzler zeigen, ein Triebgeschöpf, das, ohne es zu wollen und zu wissen, in Dumpfheit des Bewußtseins, mit einem Kinderlächeln um den Mund, Verderben bringt, wohin es tritt, und das, gefragt und angeklagt, stumm und hilflos mit verängstigten Augen dasteht, eine Strafe zu erwarten, deren Grund es nicht versteht. Nur ahnen kann man das aber aus dieser Dichtung, die aus Geschehnissen und Worten besteht, doch keine Seelenunmittelbarkeit schafft. Wer die Schnitzlerwelt kennt, wird übrigens leicht die Zusammenhänge finden. Der „Schleier der Beatrice" ist eine ornamentale Stilisierung der Motive aus dem „Anatol", jenen mondänen Dialogen voll Skepsis und Zärtlichkeit, voll Sentimentalität und philosophischer Bijouterie eines Müßiggängers, der Gefühle züchtet, wie ein anderer die Blumen auf seinem Fensterbrett. Anatol ist, wie der selbstquälerische, verschmachtende Filippo, ein „Hypochonder der Liebe" voll „Wirrwarr des Einst und Jetzt und Später". Und Beatrice ist nur eine Renaissance-Kostümierung jener Flatterweibchen, von denen Anatol achselzuckend müde sagt: „Sie ist wie jede, liebt das Leben und denkt nicht nach."

Die Anatolwelt mit ihren Miniaturschicksalen füllte Schnitzler aus, als er sie aber zum wirklichen, zermalmenden Schicksal erhöhen wollte und zur Tragik auf weitem, bedeutendem Hintergrund lodernder Zeit — Lebensrausch im Schatten des Todes —, da ward er unsicher.

Die „griffelhaltende Gebärde" Konrad Ferdinand Meyers, sein herrisches Schalten mit seltenem Gerät und seltenen Menschen, liegt der nervösen, zerfasernden Art des Wieners weit fern.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Aus trüben Tagen.

Bereits im III. Jahrgang (Heft 12) konnten wir auf ein Werk hinweisen, dessen dritter Band damals unter dem Titel „Der Fridericianische Staat und sein Untergang“ erschienen war. Es ist das die Preußische Geschichte von Prof. Dr. Hans Prutz, deren vierter Band nunmehr vorliegt (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). Dieser neue Band behandelt Preußens Aufsteigen zur deutschen Vormacht (1812—1888). Zu den lehrreichsten und aufklärendsten Kapiteln darin gehören die, in denen Prutz die Zeit der „Restauration und Reaktion“ schildert. Trübe Tage steigen da vor uns auf, aber auch solcher sich zu erinnern kann für ein aufwärtsstrebendes Volk nur wertvoll sein.

Nur gezwungen, schreibt Professor Prutz, war Friedrich Wilhelm III. seinem Volke in den Freiheitskampf gefolgt: jetzt hieß es, er sei ihm vorangegangen, habe es zur Erhebung begeistert und mit sich fortgerissen. Er, dem nach Stägemann „deutsche Sprache und Dichtung fremde Götter waren wie die Heiligen der katholischen Kirche“, wurde von einer pseudopatriotischen Geschichtschreibung zum Träger gemacht der ideal nationalen Momente, die trotz ihm eben Preußens Geschicke rettend bestimmt hatten. Dem lag politische Absicht zugrunde.

Das absolute Königtum hatte 1806 auch in Preußen Bankerott gemacht, 1812 sich selbst aufgegeben: jetzt sollte 1813 sein Werk gewesen sein. Darin fanden sich die Verehrer des Absolutismus und die Gegner der Reformen zusammen mit all denen, die zunächst Ruhe wünschten. Und noch erfüllte weite Kreise des Bürgertums jener Quietismus, der des Königs politisches Prinzip ausmachte. Nach so viel Anstrengung und Aufregung wollte man den Frieden genießen. Für die Entwürfe der Patrioten, die dem Volke einen Anteil am Staate, wie es ihn 1813 sich genommen hatte, als Recht sichern wollten, hatte man wohl theoretische Sympathien, fand aber für die politische Praxis den alten halbpatriarchalischen Zustand bequemer. Den weiter Strebenden blieb nur dumpfe Resignation.

So konnte es geschehen, daß das aus der Erhebung erwachsene Volksheer, das Deutschland befreit hatte, als Sitz revolutionärer Bestrebungen verschrieen wurde. Für ihren Träger galt namentlich Gneisenau, dem man sogar Staatsstreichgelüste andichtete. Als „Wallensteins Lager“ verdächtigte man den glänzenden, lebensfrohen militärischen Haushalt, den er seit Ende 1815 als kommandierender General in Koblenz führte. Bei dem Zaren wühlte man gegen die „Sekte“ der preußischen Militärs, die mit der allgemeinen Wehrpflicht den Aufruhr organisiert haben sollten. In Wien, Petersburg und London besorgte man, Preußen durch sein Heer in eine Revolution gestürzt zu sehen. Der Mangel an jeder Autorität trieb es nach Wellington einer solchen entgegen, und der Zar war darauf gefaßt, dem König demnächst zu Hilfe eilen zu müssen. Ganz richtig aber erkannten die Reaktionäre in Gneisenau ihren genialsten Gegner. Wie Scharnhorst begriff er Heer, Volk und Staat als eine lebendige Einheit und wollte hier

wie dort auch die Konsequenzen aus der allgemeinen Wehrpflicht gezogen sehen. Dem Volksheer sollte der hohe Stand der Volksbildung und die Teilnahme des Volkes am Staate geistig und politisch den rechten Inhalt geben. Denn um sich inmitten seiner Nachbarn aufrecht zu erhalten, bedürfe Preußen des dreifachen Primates der Waffen, der Wissenschaft und der Verfassung.

So stießen gleich nach dem Frieden die Gegensätze wieder heftig zusammen, die im Frühjahr 1813 miteinander gerungen hatten. Professor Schmalz (geb. 1760, gest. 1831), der in Göttingen, Königsberg und Halle gelehrt hatte und der erste Rektor der Berliner Universität gewesen war, behauptete in einer Flugschrift, die er, angeblich um eine irrige biographische Notiz über ihn zu berichtigen, 1815 veröffentlichte, ohne jeden Beweis das Bestehen angeblich vom Tugendbund herstammender geheimer Verbindungen in Preußen und verstieg sich im Fortgange der darüber entbrannten literarischen Fehde zu der unerhörten Beschuldigung, die sich mit ihrer „Teutschheit" brüstenden Geheimbündler seien schlimmer als die Jakobiner, denn sie wollten „durch Krieg der Teutschen gegen Teutsche Eintracht in Deutschland bringen und durch Mord, Plünderung und Notzucht altteutsche Redlichkeit und Zucht vermehren" — was er aus einem altertümelnd biblisch gefärbten Ausdruck herausdeutete, den E. M. Arndt in dem „Katechismus für den deutschen Landwehrmann" (1814—15) gebraucht hatte. Daß die Erhebung von 1813 der Begeisterung des Volkes entsprungen sei, schalt er eine revolutionäre Fälschung: das Volk habe nur seine Untertanenpflicht erfüllt, wie jeder gute Bürger bei Feuerlärm zum Löschen eile. Diese Verunglimpfungen wiesen die Patrioten eifrig zurück. Der Kampf in der Presse erzeugte so stürmische Erregung, daß der König am 6. Januar 1816 seine Fortsetzung verbot. Vergeblich hatten von den so schwer verleumdeten Patrioten Männer wie Stägemann, Niebuhr, Süvern, Nicolovius, Schleiermacher, Marheinecke, v. Savigny, Rühs, J. Bekker und andere in einer Immediateingabe vom 15. Dezember 1815 eine Untersuchung erbeten, damit der von Schmalz und anderen Schriftstellern verbreitete Wahn widerlegt und ihre Ehre gereinigt werde. Eine solche, wurden sie beschieden, sei weder nötig noch rätlich, da die meisten von ihnen ja gar nicht beschuldigt seien, zudem jeder den Verleumder verklagen könne, eine Untersuchung aber den Parteigeist nur steigern werde. Am sichersten werde die Beruhigung aller wohlgesinnten Bürger das Verbot weiteren Streites bewirken.

Wie hatte sich alles gewandelt! Eben die Männer, die Preußens Rettung ermöglicht hatten, sahen sich nichtswürdig verleumdet und vom König statt geschützt zur Ruhe verwiesen. Rechte Gemeinschaft hatte er nie mit ihnen gehabt: nur die dringende Gefahr hatte ihn vermocht, sich ihnen zu verbinden. Als sie schwand, entzog er sich ihnen wieder und schloß sich um so eifriger ihren Gegnern an. Seine höfische Umgebung gewann wieder Einfluß, indem sie seinen nie ganz beschwichtigten Verdacht gegen die revolutionären Bestrebungen der Patrioten nährte. Von dieser Seite erhielt die praktisch völlig wertlose Heilige Allianz, zu der unter dem Einfluß der eitel frommen Frau v. Krüdener der Zar seine Verbündeten am 26. September 1815 gewonnen hatte, für Preußen einen Inhalt, der zwar dem in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts wurzelnden Denken des Königs fremd war, aber seinem monarchischen Selbstgefühl schmeichelte. Beruhte doch dieser Dreibund, der nach innen und außen die Vorschriften der Religion des Heilandes, der Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit zur Richtschnur nehmen

wollte, in der Überzeugung von der Gottlosigkeit der Revolution und schlug daher auch in dem Könige eine verwandte Saite an. Das Jahr 1813 hatte seine Abneigung gegen die selbsttätige Teilnahme des Volkes am Staate nicht überwunden: er mißtraute der Volkskraft, die so leicht zu entfesseln und so schwer wieder zu bändigen war. Ihre spontane Erhebung hatte ihn in dem von Metternich angeregten Glauben an das Vorhandensein geheimer Gesellschaften bestärkt: er fühlte sich verpflichtet, solchem Treiben mit unnachsichtiger Strenge entgegenzutreten. Auch traf diese Steigerung seines autokratischen Selbstgefühls mit einer Reaktion zusammen, die sich in der staatsrechtlichen Literatur gegen die so lange herrschende revolutionäre Doktrin erhob und zusehends erstarkte. Was er sich in seiner nüchternen Art als Recht und Pflicht des Herrschers zurechtlegte, das entwickelte seit 1816 K. L. v. Haller (geb. 1768, gest. 1854), ein Enkel jenes Albrecht v. Haller, dem sein Christentum verboten hatte, als Akademiker in Friedrichs II. Dienste zu treten, in seiner „Restauration des Staatsrechtes", indem er die Lehre vom Ursprung des Staates aus einem Vertrag als Chimäre verwarf und ihn auf das Naturgesetz zurückführte, das den Stärkeren zum Herrschen und den Unmächtigen zum Dienen bestimmt habe. Haller entwickelte systematisch, was dem König als selbstverständlich galt, und ließ den Widerstand der Höflinge gegen die Neuerungslust der Patrioten als ein Eintreten für die von Gott gesetzte Ordnung erscheinen.

In bitterem Spott erging sich Stein über die „Insekten und Pygmäen", die wieder lustig trieben und grünten. Denn in der Umgebung des Königs war niemand dem erstarkenden reaktionären Einfluß gewachsen. Der treffliche Johann v. Witzleben (geb. 1783, gest. 1837), der Leiter des Militärkabinetts und Generaladjutant, ein Mann von seltenen Gaben des Geistes und des Herzens, äußerte zwar seinem königlichen Freunde gegenüber freimütig auch seine politischen Ansichten, konnte und wollte aber doch eigentlich politischen Einfluß nicht ausüben, wenn er auch die Stein-Hardenbergischen Reformen und die neue Heeresverfassung gegen die höfische Minierarbeit schützte und vor allem die Einflüsterungen bekämpfte, die den König gegen sein Volk einnehmen und an dessen Treue irre machen sollten. Nur hatte er dabei außer Boyen keinen zuverlässigen Verbündeten, mochte auch seine makellose Persönlichkeit Neidern und Gegnern keine Blöße bieten.

Das war leider nur allzusehr der Fall bei dem Manne, der nach innen und außen die Staatsautorität vornehmlich zu vertreten berufen war. Hardenbergs Verhältnis zum König war seit dem Wiener Kongreß erkaltet. Daß er selbst dessen Politik durchkreuzt hatte, ließ der König dabei völlig außer acht. Auch war der nun fünfundsechzigjährige Hardenberg trotz aller Unermüdlichkeit und Vielgewandtheit, Lebhaftigkeit und geistigen Frische doch in der Arbeit nicht mehr pünktlich genug, um bei der Konzentration aller Staatsangelegenheiten in seiner Hand Verschleppungen und Reibungen, Eingriffe von oben und Übergriffe von unten zu hindern. Denn außer ihm hatte nur Boyen bei dem König unmittelbar regelmäßig Vortrag, alle übrigen Minister waren, obgleich für ihr Ressort verantwortlich, auf ihn als Vermittler angewiesen. Trotz ihrer äußerlichen Konzentration fehlte es der Regierung daher an Einheitlichkeit des Entschlusses und des Handelns. Dann forderten Hardenbergs anstößige Privatverhältnisse die Kritik heraus und lieferten seinen politischen Gegnern, auch den

außerpreußischen, Waffen gegen ihn sowohl wie gegen die von ihm vertretene liberale Richtung. Denn an ihr hielt er fest und verband sich dadurch die Patrioten, so oft auch sie mit ihm unzufrieden waren. Schön nennt ihn deshalb den Chef des Departements des guten Geistes. Darin waren alle einig, daß die reichsständische Verfassung nur von ihm durchgesetzt werden könne. Denn was sie gemeinsam durchlebt hatten, gab ihm beim Könige trotz aller Entfremdung noch immer eine unvergleichliche Autorität.

Von den Ministern war der des Innern, Schuckmann, zwar tüchtig in seinem Ressort, aber ein Gegner weiterer Reformen. Ihren schlimmsten Widersacher jedoch hatten diese in dem Polizeiminister Fürsten Wittgenstein. Ein glatter Höfling von scheinbarer Zurückhaltung, war er ein Verehrer und Vertrauensmann und schließlich der Agent Metternichs am Berliner Hof. Er machte sich dem König unentbehrlich als „Spucknapf seiner üblen Laune" und flößte ihm auf Grund der Berichte seiner Geheimagenten Mißtrauen gegen sein Volk ein. Der Finanzminister v. Bülow, Hardenbergs Vetter, und der Justizminister Kircheisen beschränkten sich auf ihre Ressorts. Doch stieß ersterer, als ehmaliger westfälischer Beamter ohnehin unbeliebt, durch bureaukratische Rücksichtslosigkeit an. Außerhalb des Ministeriums zählte zu Boyens und Hardenbergs Gegnern der schönrednerische und süßlich kraftlose Ancillon, den die Königin Luise in einer unglücklichen Stunde zum Erzieher des Kronprinzen berufen hatte: er blieb der zweideutigen Rolle treu, die er 1813 gespielt hatte, während des Königs Schwager, Luisens Bruder, der stattliche und schöne Herzog Karl von Mecklenburg, als anerkanntes Haupt der Hofgesellschaft offen reaktionäre Tendenzen verfolgte und namentlich die Scharnhorst-Boyensche Heeresorganisation bekämpfte. Geflissentlich nährte er den Gegensatz zwischen Garde und Linie und erbitterte dadurch selbst Offizierskreise. Schon zeigten sich in der Armee Rückfälle in die alte Tyrannei, indem die Offiziere die Mannschaften wieder als Kanaille behandelten und beschimpften.

Durfte die patriotische Opposition demgegenüber auf einen Erfolg hoffen? Auch der Zuversichtlichste verzagte daran, als in den ersten Tagen des Jahres 1816 der von Görres redigierte „Rheinische Merkur" verboten wurde. Ohne eigentliches Parteiprogramm, hatte er unter Mitwirkung der besten Männer voll Begeisterung, wenn auch gelegentlich in scharfen Worten, den deutsch-nationalen Gedanken vertreten. Eine freimütige Kritik der Regierung war also nicht mehr erlaubt: die Reaktionäre aber durften schreiben, was sie wollten.

Aus dem Geiste, der im Frühjahr 1813 die zu den Waffen strömende preußische Jugend erfüllt hatte, war nach dem Frieden zu Jena die deutsche Burschenschaft entsprungen. Eine von schönem Idealismus getragene Reaktion gegen die Verrohung des akademischen Lebens, bedeutete sie für die Studentenschaft etwa dasselbe wie die Einführung einer menschenwürdigen Behandlung der Soldaten 1807/8 für das preußische Heer: auch sie wollte den höheren geistigen und sittlichen Momenten zu ihrem Recht verhelfen. Zu den Studien zurückgekehrt, schwärmten die Jünglinge für Vaterland, Freiheit und Ehre, für die sie gefochten hatten. Ganz besonders schmerzlich empfanden daher gerade sie den enttäuschenden Ausgang des Freiheitskampfes. Wenigstens in ihrem Kreise suchten sie die Einheit zu schaffen und dadurch der Nation ein Vorbild zu geben. Praktisch politische Absichten, etwa auf Erzwingung der von ihnen gewünschten Ordnung, haben

sie im allgemeinen nicht gehegt: kaum von einem kleinen Kreise ist derartiges nachweisbar. Aber sie hätten nicht deutsche Studenten sein müssen, wenn sie nicht an der den nationalen Hoffnungen so ganz zuwiderlaufenden Entwickelung der Dinge und deren Trägern gelegentlich ihren Spott ausgelassen hätten. Das taten denn auch am Schluß des wahrhaft erbaulich verlaufenen Wartburgfestes (18. Oktober 1817) zum Gedächtnis der Reformation und der Schlacht bei Leipzig, das von heilig bewegtem Patriotismus getragen war, improvisierterweise einige kecke Burschen, indem sie die Werke übelberufener, reaktionärer Autoren sinnbildlich den Flammen übergaben samt Korporalstock, Haarzopf und Schnürleib als Symbolen altmodischen Zwanges. Natürlich wurde der Vorgang tendenziös ausgebeutet als Beweis dafür, daß die akademische Jugend von revolutionären Bestrebungen erfüllt sei. Das machte auch auf Unbeteiligte Eindruck. Eine leidenschaftliche literarische Diskussion entbrannte und verleitete auch die Verteidiger der Burschenschaft zu unbesonnenen und mißdeutbaren Worten, die ihren Gegnern zur Waffe wurden. Daß Karl August von Weimar die Sache nicht tragisch nahm und der geharnischten Beschwerde des preußischen Geheimrats v. Kamptz, dessen „Gendarmeriekodex" mit verbrannt worden war, keine Folge gab, steigerte die Entrüstung der Reaktionäre: war er doch obenein der einzige Fürst, welcher der Verheißung der Bundesakte gemäß seinem Lande eine ständische Verfassung gegeben hatte ...

Die Schwärmerei der gelegentlich unbändigen akademischen Jugend war dem Könige gründlich zuwider. Jetzt ließ er überall nach der Beteiligung am Wartburgfeste Umfrage halten. Königsbergs „guter Geist" wurde belobt, weil von dort niemand dabei gewesen war. Altenstein (Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten) mußte alle studentischen Verbindungen bei Strafe der Relegation verbieten: die Universitäten, wo der „Geist der Zügellosigkeit" nicht zu vertilgen sein würde, erklärte der König auflösen zu wollen. So übertriebene Strenge gab der Sache eine übergroße Bedeutung und verleitete die akademische Jugend zu falschen Vorstellungen von ihrer Wichtigkeit. Die Entlarvung Kotzebues als eines russischen Spions trug die Erregung in alle national fühlenden Kreise. Sie steigerte der Streit über die Deutschtümelei der um Jahn (geb. 1778, gest. 1852) gesammelten Turner. In alledem sahen die Regierungen nur Betätigungen des herrschenden revolutionären Geistes. Für ihn machte der König kurzweg die Professoren verantwortlich. Weil sie, mußten die Königsberger (18. August 1818) sich belehren lassen, es an aufmerksamer und weiser Leitung fehlen ließen, drohe die durch den Krieg aufgeregte akademische Jugend, statt dem heranwachsenden Geschlecht Ehre und dem Vaterlande Segen zu bringen, vielmehr beiden verderblich zu werden, und nötige die Staatsgewalt, sie durch wilden Ausbruch zu vernichten. Vergeblich suchte Altenstein mäßigend einzuwirken, während Hardenberg, verblendet, dem König nachgab, um in ihm nur ja keinen Zweifel an seiner eigenen Gesinnung aufkommen zu lassen und dadurch seinen eben ernstlich in Angriff genommenen Verfassungsplänen Hindernisse zu bereiten. Schwer sollte er diese Schwäche büßen.

Im Oktober 1818 konstituierte sich in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft zu einem Ganzen, „gegründet auf das Verhältnis der deutschen Jugend zu der werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes". Es war nach dem Geschehenen kaum zu verwundern, daß in ihr manche radikaler dachten und in jugendlicher

Hitze mit Plänen zu revolutionären Taten spielten. Weil sie die Regierungen sich vor ihnen fürchten sahen, glaubten diese Jünglinge wer weiß was zu sein und verstiegen sich zu ihnen sonst fremder Verwegenheit. Teilte doch auf dem Aachener Kongreß, der die Räumung Frankreichs durch die verbündete Okkupationsarmee einleitete, der Zar den Monarchen eine Denkschrift „Über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“ mit, durch die der Staatsrat Stourdza ihn überzeugen wollte, daß Deutschland seine Universitäten mit einer Revolution bedrohten, die zu beschwören diese mittelalterlichen Staaten im Staate beseitigt, die Studierenden als unmündige Staatsbürger behandelt und an feste Lehrkurse gebunden werden müßten. Mochte der Denunziant, ein walachischer Bojar, nach dem Urteil seiner Minister von diesen Dingen auch sprechen wie der Blinde von den Farben: der König fand hier Gedanken wieder, die ihn selbst beschäftigt hatten. Bei seiner Unfähigkeit, sich zu allgemeinen Anschauungen zu erheben und den inneren Zusammenhang der Dinge zu erfassen, brachte er mit den hier gerügten Erscheinungen in Verbindung, was ihm sonst an seines Staates dermaligem Zustande nicht behagte. Ihn bestärkte darin Wittgenstein, dem Metternich ebenfalls in Aachen eine Denkschrift zustellte über das Erziehungswesen, worin er unter Hinweis auf die Universitäten und die Turnerei zu schleunigster Ausrottung des Unfugs mahnte. So entstand die umfangreiche Kabinettsordre vom 11. Januar 1819. Auf die bewährte Treue und Hingebung seines Volkes, erklärte der König darin, könne er sich nicht mehr unbedingt verlassen; er fühle sich verpflichtet, dem durch die langen Kriegsjahre erzeugten Geist der Unruhe kräftig entgegenzutreten, um die Unzufriedenen von der leidenschaftlichen Verfolgung unbestimmter Ziele abzuhalten. Auch das Ministerium fehle: es verschleppe die Geschäfte und sei uneinig. Die Hauptschuld aber trage die Erziehung, welche die Jugend zu verfrühter Teilnahme am öffentlichen Leben verleite. Deshalb fordert er strenge Überwachung des Unterrichtes und Vorsicht bei der Auswahl der Universitätslehrer. Der Turnunterricht soll an die Schulen gebunden und auf körperliche Abhärtung beschränkt werden. Den Mißbrauch der Presse soll ein Preßgesetz abstellen, ohne jedoch die Anregung von Verbesserungen unmöglich zu machen. Über die Ausführung im einzelnen erwartet er die Vorschläge der Minister.

Das klang ja ruhig und maßvoll, wohl dank dem Einfluß Hardenbergs ... Da gab die Tat Sands (23. März 1819) der Reaktion eine furchtbare Waffe in die Hand. Bestätigte sie nicht alles, was die Schmaltz, Stourdza, Kamptz u. s. w. über die Verwilderung der akademischen Jugend gefabelt? Metternich wußte die Gunst des Augenblicks zu benutzen. Preußen aber ging ihm dabei nicht bloß willig zur Hand: es eilte ihm voraus. Den Preußen wurde der Besuch Jenas verboten; die Senate der Landesuniversitäten mußten hinfort monatlich über alle disziplinarischen Vorkommnisse Bericht erstatten, besondere sofort melden. Aber die Kamptz und Wittgenstein wollten auch die Häupter der Patrioten treffen. Eine rechtlose Hausuntersuchung brachte Arndt um seine Papiere. Gleiches geschah dem Philologen Friedrich und dem Juristen Karl Welcker in Bonn: ihr literarisches Eintreten für landständische Verfassungen hatte sie in den Geruch der Demagogie gebracht. Ähnlich ging es dem Arndt befreundeten Buchhändler G. A. Reimer in Berlin. Jahn wurde (13./14. Juli) nächtlicherweile verhaftet und in Ketten nach Spandau geführt. Der Theologe de Wette in Halle büßte

einen Trostbrief an Sands Mutter, seine Gastfreundin, mit Verlust des Amtes. Beschwerde, Protest, richterliche Einsprache: alles blieb wirkungslos. Görres, der für Sands blutige Tat diejenigen verantwortlich machte, welche die deutsche Jugend um ihre nationalen Hoffnungen betrogen hatten, entzog sich der drohenden Verhaftung durch die Flucht nach dem von ihm so bitter gehaßten Frankreich. Wie bedauerten die Urheber solcher Gewalttaten, nicht auch gleich an Stein und Hardenberg kommen zu können! Metternich war bereits auf dem Wege dazu.

In Karlsbad besprach er mit den Ministern Hannovers, Bayerns und Sachsens, was zu geschehen habe. Dann eilte er zu Friedrich Wilhelm nach Teplitz. In Gegenwart Wittgensteins hatte er mit ihm eine zweistündige Unterredung und erhielt die Zusage, der König werde „den gewagtesten aller Schritte", die Einführung einer Verfassung, nicht tun, ohne sich zuvor mit ihm verständigt zu haben. Er scheint ihn überzeugt zu haben, daß Hardenberg von der Demokratie abhänge: niemand finde sich in seiner Umgebung, der nicht entweder im Sinn der reinsten Demokratie wirke oder aktiver Teilnehmer an der Verschwörung gegen den preußischen Thron wäre. Und derselbe Hardenberg setzte unter Assistenz Wittgensteins mit Metternich am 1. August die Punktation auf „über die Grundsätze, nach welchen die Höfe von Österreich und Preußen in den inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes zu verfahren entschlossen sind", und nahm an den Konferenzen teil, auf denen in den Tagen vom 6. August bis zum 1. September mit Vertretern allein von Baden, Württemberg, Nassau und Mecklenburg die den deutschen Staaten aufzuzwingenden Maßregeln ärgster Reaktion vereinbart wurden. Am 20. September nahm der Bundestag die „Karlsbader Beschlüsse" an, angeblich einstimmig — denn ablehnende Voten wurden einfach verheimlicht. Ihrer Entstehung entsprach ihr Inhalt.

Den Kern machte die Erklärung aus, die in Artikel 13 der Bundesakte verheißenen Verfassungen dürften nur die in Deutschland schon früher üblichen landständischen sein, nicht fremden Mustern nachgebildet. Des weiteren wurden die Universitäten genau nach dem Plane, den Adam Müller, der österreichische Generalkonsul in Leipzig und Agent an mehreren kleinen deutschen Höfen, seinem Freunde Gentz an die Hand gegeben hatte, unter Polizeiaufsicht gestellt, indem an jeder ein besonderer Regierungsbevollmächtigter den Geist beobachten sollte, in dem die akademischen Lehrer wirkten, um ihm eine auf die künftige Bestimmung der studierenden Jugend berechnete heilsame Richtung zu geben. Wer die Staatsordnung untergrabende Lehren vorträgt, ist abzusetzen und darf innerhalb des Deutschen Bundes ein öffentliches Lehramt nicht mehr bekleiden. Die studentischen Verbindungen, namentlich die Burschenschaften, werden verboten. Die wegen Teilnahme daran von einer Universität Entfernten dürfen auf keiner anderen zugelassen werden, auch nie ein Staatsamt bekleiden. Endlich wird für Druckschriften unter zwanzig Bogen die Zensur zunächst auf fünf Jahre eingeführt und jeder Bundesstaat für die in seinem Gebiet gegen einen anderen begangenen Preßdelikte gegenüber der Gesamtheit des Bundes für verantwortlich erklärt. Zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe wurde in Mainz eine Zentraluntersuchungskommission errichtet.

Besonders eifrig, hart und gewalttätig wurden diese Beschlüsse in Preußen vollstreckt. Wittgenstein und Kamptz waren Herren der Situation. Die von

Kamptz unter Beihilfe Granos und Tzschappes geleitete Immediatuntersuchungskommission, die, jedes gesetzlichen Bodens entbehrend, seit dem 1. Oktober 1819 für alle hierher zu zählenden Fälle einfach an die Stelle der ordentlichen Gerichte trat, entfaltete, durch eine ihr angeblich übergeordnete Ministerialkommission völlig ungehindert, auf Grund des ihr von den Mainzer Kollegen reichlich gelieferten Materials bald eine fieberhafte Tätigkeit, und der König, in dem Wahn, daß die bestehende Ordnung bedroht sei, wandte den sie zu retten bestimmten Repressivmaßregeln lebhafte persönliche Teilnahme zu. Er war ganz einverstanden mit der neuen Lehre vom Hochverrat, die Kamptz zur Anleitung der preußischen Richter zu einer seinen Absichten entsprechenden Rechtsprechung entwickelte, wonach solcher auch ohne alle gewaltsame oder sonstige gesetzwidrige Handlung begangen werde durch die Vertretung oder Ausbreitung von Theorien, welche die bestehende Verfassungs- oder Staatsform ganz oder teilweise ändern, untergraben oder auflösen konnten, wenn sie allmählich Wurzel faßten. Hardenberg aber sah ruhig zu: in unbegreiflicher Schwäche ließ er die Reaktion gewähren und meinte doch noch die Verfassung zustande bringen zu können. Beging er damit nicht eine Art von moralischem und zugleich politischem Selbstmord? Auch in Norddeutschland verzichtete damit Preußen auf die führende Stellung. Mit Recht durfte Metternich behaupten, Preußen habe Österreich einen Platz überlassen, den ein Teil des deutschen Volkes ihm zugedacht habe. Hardenberg wurde sein übertriebener Optimismus zum Verhängnis. Daß er die bisher vertretene Überzeugung innerlich bereits aufgegeben, nur zum Schein noch festgehalten habe, kann nicht behauptet werden. Schließlich hoffte er sie doch noch irgendwie durchsetzen zu können. Persönliche Momente wirkten mit. Zwischen ihm und Humboldt hatte sich der Gegensatz auf das äußerste verschärft. Denn letzterer bekämpfte die Allmacht des Staatskanzlers als schuld an vielen der obwaltenden Mißstände, wollte die Minister selbständig machen und das Ministerium zu einem Kollegium gleichberechtigter Räte der Krone unter einem Präsidenten umgestalten. Das abzuwenden, seine Stellung zu behaupten, bekämpfte Hardenberg jetzt den nationalen Gedanken, den Humboldt mit Boyen vertrat, und verteidigte ihm gegenüber selbst die Karlsbader Beschlüsse. Vergeblich warnten jene vor der Umklammerung Preußens durch Österreich und den Bundestag, welche die geistigen Kräfte der Nation unterdrückten, weil sie die aufstrebende politische Macht Preußens am wirksamsten förderten. Schon griff die Reaktion auch in das militärische Gebiet hinüber. Vergeblich bekämpfte Boyen die vom König gewollte Verschmelzung der Landwehr mit der Linie als unvereinbar mit dem Prinzip, von dem für sie Sein und Nichtsein abhing. Am 20. Dezember 1819 nahm er deshalb seine Entlassung. Am 25. schied sein Hauptmitarbeiter, Grolmann, der Leiter des Generalstabes, aus. Eine Woche später folgten Humboldt und Beyme (31. Dezember). Hardenberg war in dem Kampfe mit ersterem der Sieger, aber um welchen Preis! Der Vorkämpfer des Verfassungsgedankens hatte sich zum Lobredner der Karlsbader Beschlüsse und zum Handlanger Metternichs erniedrigt. Die Frucht seines Sieges erntete die Reaktion. Das wurde Preußen zum Verhängnis: nicht bloß der Freiheits-, auch der Machtgedanke wurde dadurch auf Jahrzehnte gelähmt.

Nicht bloß ihrem Inhalte, auch ihrer Entstehung nach waren die Karlsbader Beschlüsse ein Attentat auf den Deutschen Bund: der feierlich verbrieften

Souveränität der Einzelstaaten zum Trotz zwang ihm ein um Österreich gesammelter engerer Bund seinen Willen auf. Preußen freilich hatte das betreffende System aus eigenem Entschluß schon vorher angenommen. Darin offenbarte sich die geistige Verwandtschaft Friedrich Wilhelms und Metternichs. Fast konnte man zweifeln, wem von beiden der Ruhm der Priorität in den Demagogenverfolgungen gebühre ...

„Es ist eine Erbärmlichkeit," schrieb E. M. Arndt (19. Juni 1819) noch vor den unheilvollen Karlsbader Tagen, „wie die kleine Polizeijagd, worin die deutschen Regierungen sich ebenso wie die unglückliche französische unter Ludwig XIV. und XV. verlieren, endlich die unschädlichen Würmer der Unzufriedenheit zu Schlangen der giftigsten Bosheit erziehen werden." Auch ist das tatsächlich das Hauptergebnis der Demagogenverfolgungen gewesen, die jahrelang wie ein Fluch auf Deutschland und vor allem auf Preußen lasteten. Metternich freilich machte vor sich und seinen Mitauguren kein Hehl daraus, daß sie auf einer Fiktion beruhten. An eine von der Burschenschaft drohende Gefahr hat er nie geglaubt: er verlachte sie als unpraktisches Puppenspiel. Aber sie diente ihm als Vorwand, um die Professoren zu treffen, auf die sein ganzes Augenmerk gerichtet war, obgleich er auch ihnen wegen ihrer Unfähigkeit zur Tat Konspirationen nicht zutraute. Daß die Revolution auf den Universitäten erzeugt werde, glaubte er nicht, wohl aber, daß ganze Generationen von Revolutionären dort gebildet würden. Ganz ähnlich dachte Friedrich Wilhelm. Ihm war die Schwärmerei der Burschenschaft nicht bloß unverständlich, sondern verdächtig. Mit persönlicher Erbitterung, mit einer Art von Ingrimm trat er ihr entgegen. Das gab der Demagogenverfolgung in Preußen einen besonders abschreckenden Charakter. Selbst Kaiser Franz verbat sich die Untersuchung seiner Universitäten durch die Mainzer Zentralkommission, die sie erst recht in Unruhe und Verwirrung bringen würde. Preußen tat, dank dem persönlichen Eifer des Königs, mehr, als Metternich verlangte. Arndt wurde auf Erfordern der Mainzer Kommission vom Amte suspendiert. Eine Berichtigung der entstellten Auszüge aus seinen beschlagnahmten Papieren, welche die Staatszeitung brachte, zu veranlassen, erklärte sich auf des Mißhandelten Beschwerde Hardenberg für außer stande, da die Kommission ihm nicht unterstellt sei. Ohne einer Schuld überführt zu sein und trotz der richterlich anerkannten Rechtswidrigkeit des Verfahrens wurde Jahn jahrelang in Haft gehalten. Justus Gruner, dessen stürmischer Patriotismus den Reaktionären längst verdächtig war, wurde, als er im Spätsommer 1819 in einem Bade Gesundheit suchen wollte, aufgefordert, in die Nähe von Mainz zu kommen, um vor der Kommission vernommen zu werden, während die Berliner Staatszeitung ihn bereits schnöde verdächtigte: das verschlimmerte seinen leidenden Zustand so, daß er im Februar 1820 starb, ohne daß bekannt geworden wäre, wie weit er schließlich in die Untersuchung verwickelt wurde.

Und nicht genug damit! Wahrhaft blutigen Hohn schleuderte die siegreiche Reaktion dem mißhandelten preußischen Volke ins Angesicht. Am Jahrestage der Leipziger Schlacht wurden die Karlsbader Beschlüsse für Preußen publiziert und zugleich willkürlich verschärft, indem nicht bloß die weniger als zwanzig Bogen starken, sondern überhaupt alle Druckschriften der Zensur unterworfen wurden. Das als Appellationsinstanz eingesetzte Oberzensurkollegium gab natürlich nicht die geringste Gewähr gegen Ungerechtigkeiten jeder Art. In der Rhein-

provinz wurden die politischen Prozesse den Geschworenengerichten entzogen, vor die sie nach dem in Geltung gebliebenen Code Napoléon gehörten; da es nach der Kriminalordnung vom 11. Dezember 1805 gegenüber frevelhaften Angriffen und Umtrieben wider die innere Ruhe des Staates in der Monarchie nur Ein inneres Staatsrecht gebe, sollten alle Vergehen der Art vor der dazu eingesetzten außerordentlichen Kommission abgeurteilt werden. Am 5. September wurde diese Bestimmung auf alle Provinzen des Allgemeinen Landrechts ausgedehnt. Bei der Anstellung von Lehrern und Geistlichen sprach überall die Polizei ein entscheidendes Wort mit. Inzwischen war das in Karlsbad begonnene Werk auf Konferenzen, die seit dem 15. November 1819 in Wien stattfanden, weitergeführt und wurde durch die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 vollendet, die ein Beschluß des Bundestages am 8. Juni der Bundesakte selbst gleichstellte. Hinfort fielen die möglicherweise günstiger deutbaren Bestimmungen der letzteren unter ihre streng reaktionären Interpretationen und Ergänzungen. Die Unterwerfung des Bundes und mit ihm Preußens unter das Gebot Metternichs war erreicht, mochte auch der Schein diesmal besser als in Karlsbad gewahrt sein, da wenigstens an der formellen Beschlußfassung alle Bundesstaaten teilnahmen, allerdings nachdem die sachlichen Abmachungen wieder zum voraus in dem um Metternich versammelten vertrauten Kreise getroffen waren. Man gab in der Form nach, um in der Sache um so strenger vorzugehen.

Die preußische Regierung aber, die zu Wien ihre neue Zollordnung von 1818 gegen alle Einsprache entschlossen aufrecht erhielt, schien das auf der anderen Seite wieder gut machen zu wollen durch den Eifer, mit dem sie die Demagogenverfolgung betrieb. Rechtloser Vergewaltigung sah sich jeder preisgegeben, der dem Spürsinn der von dem haßerfüllten Kamptz geleiteten Inquisitoren Dambach, Tzschoppe und Grano irgend verdächtig erschien, oft nur, weil er in einem beschlagnahmten Briefe genannt oder mit einem Inkulpaten persönlich bekannt war. Niemand war vor ihnen sicher: die nichtigste Äußerlichkeit, der unverfänglichste Ausdruck konnte einem zum Verderben werden, namentlich akademischen Kreisen Angehörigen. Was jetzt auf des Königs Befehl geschah, ließ das berüchtigte Prügeledikt von 1798 weit hinter sich: es stellte die Professoren unter eine Art von moralischem Knutenregiment. In Berlin wurden Schleiermachers Predigten polizeilich überwacht. In Königsberg, auf das die Karlsbader Beschlüsse angewandt wurden, obgleich es ja gar nicht innerhalb des Bundesgebietes lag, kam der hochkonservative Historiker Johannes Voigt in Untersuchung, weil er in einem Privatgespräch einem Studierenden gegenüber Sands Tat gelobt und sich auch im Kolleg ähnlich geäußert haben sollte. In diesem wie in fast allen Fällen der Art lag Übertreibung oder Mißverständnis vor. Denn, aufgeregt durch die sich überstürzenden Polizeimaßregeln, brachten die Studierenden oft die einfachsten sachlichen Darlegungen mit der Angelegenheit in Verbindung, die augenblicklich für sie im Mittelpunkt des Interesses stand. Auch hatte sich die Burschenschaft gleich nach ihrer Auflösung (26. November 1819) neu konstituiert, und zwar nun wirklich als Geheimbund, wodurch sie für manche erst recht an Anziehungskraft gewann. Erschien doch, was man ihr früher an revolutionären Plänen angedichtet hatte, jetzt fast als berechtigte Notwehr gegenüber unerhörter Vergewaltigung. Andererseits aber fühlte die Reaktion sich dadurch nun auch erst recht herausgefordert, hielt jede korrektionelle polizeiliche Repressivmaßregel

für erlaubt und proklamierte schließlich überhaupt rechtlose Willkür. Eine Kabinettsordre vom 27. Juli 1821 gab den außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei den Universitäten die Befugnis, die nach ihrer Überzeugung der Teilnahme an geheimen Verbindungen verdächtigen Studierenden ohne gerichtliche Untersuchung und ohne Mitwirkung der akademischen Behörden von der Universität zu entfernen. Eine Kabinettsordre vom 8. September verfügte gar, daß in allen den Fällen, wo die Strafgesetze nur Festungsarrest erwähnten, auf Festungsarbeit und Zuchthaus zu erkennen sei, und nur Altensteins entschlossener Widerstand hinderte die Ausführung des entsetzlichen Gedankens, die Teilnehmer an geheimen Verbindungen zeitweise bei der Strafklasse des Militärs einzustellen.

Erwiesen aber war von den gegen die sogen. Demagogen erhobenen Anklagen eigentlich nichts. In ihrem 1822 redigierten Bericht gab die Mainzer Kommission zu, daß sie Schuldbeweise nicht habe ermitteln können, und statt bestimmter Tathandlungen nur Versuche, Vorbereitungen und Einleitungen gefunden habe, deren historische Gewißheit sie nur nach der eigenen subjektiven Überzeugung zu bemessen vermöge. Wohl aber versuchte sie durch tendenziöse Gruppierung des völlig unzureichenden Materials zu zeigen, alle späteren Umtriebe und geheimen Verbindungen seien aus denen hervorgegangen, die gegen die französische Herrschaft und den Rheinbund gerichtet gewesen waren. Es war wenigstens System in der Sache: was Metternich im Februar 1813 eingeleitet hatte, als er von Preußen die Auflösung der geheimen Gesellschaften forderte, wurde jetzt zu Ende geführt. Der Denunziant Schmalz war hoch übertrumpft. Denn die bedenklichsten Umtriebe wollten die Mainzer Inquisitoren bei den Regierungen selbst entdeckt haben, namentlich in der preußischen und besonders im Bureau des Staatskanzlers. So schien das ganze Verfahren nur in Szene gesetzt zu sein, um die von Metternich gegen Hardenberg erhobenen Beschuldigungen als begründet zu erweisen und so dessen Verfassungspläne zum Scheitern zu bringen. Aber obgleich dieser Zweck bereits erreicht war, begannen die preußischen Gerichte nun erst das Verfahren gegen die ihnen von der Mainzer Kommission überwiesenen Verdächtigen. Doch reichte das Material nirgends aus. So blieb Arndts Sache bei dem Breslauer Oberlandesgericht liegen, aber auch er vom Amt suspendiert. Ähnlich erging es Jahn: er erlangte keine Freisprechung und wurde durch einen polizeilichen Gewaltakt als gefährlich für die bürgerliche Gesellschaft in Freiburg an der Unstrut interniert. Und dabei konnten diese beiden sich fast glücklich preisen im Vergleich mit den zahlreichen jugendlichen Opfern dieser Gewalttaten, die an Leib und Seele elend zugrunde gingen.

Denn nachdem 1823 Karl von Mecklenburg seinen königlichen Schwager durch eine Denkschrift mit revolutionären Schreckbildern und angeblich drohenden Aufstandsversuchen von neuem angefeuert hatte und bald danach in dem Jünglingsbunde auch wirklich eine als Verschwörung deutbare Vereinigung entdeckt worden war, wuchs der auf die Universitäten ausgeübte Druck nun vollends ins Ungemessene. Am 21. Mai 1824 verfügte eine Kabinettsordre, hinfort sollten alle nach Art der Burschenschaften organisierten Studentenverbindungen nicht als solche, sondern als verbotene geheime Verbindungen angesehen und die Teilnehmer kriminalgesetzlich bestraft werden, daneben aber auch mit Relegation und Unfähigkeit zu einem öffentlichen Amt, wozu auch die ärztliche Praxis zu rechnen sei. In allen diesen Fällen, die der gesetzlich für sie geltenden akademischen Ge-

richtsbarkeit zu Unrecht entzogen wurden, sollten „der erste Angriff und die Untersuchung“ hinfort der allgemeinen Polizei zustehen und danach das Polizeiministerium die Sache nach Befinden entweder an die Justiz abgeben oder weitere Bestimmung treffen. Ihm wurden dazu die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und die Universitätsrichter unterstellt, Universitäten aber, deren Behörden den nötigen Eifer vermissen lassen würden, wurden mit dem Verlust des Rechts zur Wahl des Rektors bedroht. Den Schrecken zu steigern, wurden gleichzeitig (2. Juni) die furchtbaren Strafurteile bekannt gemacht, die das Berliner Kammergericht eben gegen eine Anzahl von Burschenschaftern gefällt hatte. Schuckmann aber, der seit Januar 1819 das Ministerium der Polizei unter Kamptz als Direktor mit dem des Innern vereinigte — Wittgenstein hatte das des königlichen Hauses übernommen —, erklärte in einem Erlaß vom 4. Juni, die sich immer stärker entwickelnde Renitenz, Gesetzwidrigkeit und Staatsgefährlichkeit der Burschenschaft müsse endlich ausgerottet werden; die bisher ergriffenen Maßregeln hätten nichts genützt; noch stehe die deutsche akademische Jugend in bezug auf Gesinnung und Anhänglichkeit an Fürst, Vaterland und Verfassung und in Rücksicht auf Haß gegen alles Bestehende und auf den törichten Irrwahn, zu dessen Verbesserung berufen zu sein, unter dem unmittelbaren Einfluß eines den vollen Tatbestand des Hochverrats in sich vereinigenden und die gewaltsamsten Mittel zulassenden geheimen revolutionären Bundes. Als Burschenschafter Verurteilte sollten, so wurde am 4. August bestimmt, niemals mehr begnadigt werden, sondern immer mindestens sechs bis acht Jahre Kriminalfestungshaft zu verbüßen haben. Und das geschah alles, ehe die Karlsbader Beschlüsse, deren auf fünf Jahre berechnete Gültigkeit demnächst ablief, am 16. August 1824 auf unbestimmte Zeit verlängert waren! Wieder ging Preußen Österreich und den übrigen Bundesstaaten voran in unbarmherziger Verfolgung nur vermuteter Verbrechen! Metternich war entzückt. Er sah seine kühnsten Erwartungen übertroffen. Wie mit Keulen schlage der König drein, rühmte er; Fürst Hatzfeld, der ultrareaktionäre preußische Gesandte in Wien, der aber viel mehr als dort seiner Regierung Standpunkt in Berlin die Ansichten und den Willen Metternichs vertrat, erschien ihm wie ein moralischer Herkules, und von seinem Vertrauensmann in Berlin, dem empfindsamen Wittgenstein, wollte er wissen, er zittere ob des zu Guten, derselbe Wittgenstein, der zunächst etwas Preßfreiheit zu gewähren empfahl, um auf Grund der darauf hin getanen offeneren Äußerungen nachher um so strenger einzuschreiten. Friedrich v. Gentz aber pries den König als den Retter von Deutschland und Europa und bewunderte die ungeheuren Fortschritte, die Preußen unter ihm in den letzten Jahren gemacht: wenn es nun noch katholisch würde, würde es die kräftigste Stütze der Welt sein.

Wohl nahmen sich die Professoren mit Freiheit und Entschlossenheit ihrer außerhalb alles Rechts gestellten Studierenden an, und ganz vereinzelt blieb Herbart, damals auf Kants Lehrstuhl, mit seinem entsetzten Glauben an die buchstäbliche Wahrheit der gegen die Burschenschaft vorgebrachten Anschuldigungen und mit dem knechtischen Wunsche, die Regierung für die Enthüllung und Hinderung so furchtbarer Anschläge besonders zu danken. Deshalb wurde das System kleinlicher Beaufsichtigung und chikanöser Bevormundung allmählich auch auf sie und den akademischen Unterricht ausgedehnt. Die Vorlesungsverzeichnisse unterlagen einer schulmeisterlichen Kritik, um daraufhin an die Dozenten Lob und

Tadel zu verteilen. Völlig veraltete und längst nicht mehr befolgte Statutenparagraphen sollten mit einem Mal wieder buchstäblich erfüllt werden; die sich Weigernden wurden mit Gehaltssperre bedroht. Von Lehr- und Lernfreiheit blieb nichts übrig. Durch Strafmandate hielt man die Professoren zu bestimmten Vorlesungen an und plante die Einsetzung von Studienkommissionen, welche die Studierenden bei der Auswahl der zu belegenden Kollegien überwachen sollten. Auch die Zensurfreiheit der Universitäten wurde 1825 aufgehoben: alle von ihnen zu veröffentlichenden Schriften, auch die Doktordiplome, sollten vorher dem Regierungsbevollmächtigten vorgelegt werden. In Königsberg dachte die philosophische Fakultät deshalb daran, letztere nur noch schriftlich auszufertigen. Und mit alledem meinte man auf den Geist der Universitäten zu wirken! Die zu ahnenden Verbrechen aber waren das Tragen von bunten Mützen, langem Haar und altdeutscher Kleidung. Die so Betroffenen wurden von der Universität ausgeschlossen, während denen, die sich solch „unsittlichen Richtungen" fernhielten, besondere Fürsorge, Teilnahme und Förderung verheißen wurde!

Ein Einhalten auf dieser abschüssigen Bahn war kaum noch möglich: selbst die Vergangenheit vergewaltigte man. Den Neudruck von Fichtes Reden an die deutsche Nation verbot die Zensur 1824, ebenso von Huttens Dialogen: so freche Reden gegen die katholische Kirche seien nicht zu dulden. Die Berufung an das Oberzensurkollegium blieb natürlich erfolglos. Die Zensurbehörden anderer Bundesstaaten wurden von den preußischen als nicht streng genug rektifiziert: der ganze umfangreiche Brockhaussche Verlag, der doch bereits die sächsische Zensur passiert hatte, mußte vor der Zulassung auch noch die preußische passieren. Den demagogischen Umtrieben im Kreise der besonders beargwöhnten höheren Beamten auf die Spur zu kommen und Beweise für die Schuld der Verdächtigten zu erlangen, nahm man unbedenklich seine Zuflucht zur Verletzung des Briefgeheimnisses: Stein, Niebuhr, Humboldt hatten das zu erfahren. In mancher Leute Augen lag auf diesem Gebiet das Hauptverdienst des seit 1821 dem Postwesen vorgesetzten Staatsrates Nagler.

Daß Preußen unter diesen Umständen keine Sympathien in Deutschland gewann, war nur natürlich. Der alten rheinbündlerischen Abneigung der Süddeutschen verhalf seine Haltung vielmehr zu dem bequemen Schein voller Berechtigung und moralischer Verdienstlichkeit. Es galt bald für außerdeutsch und schließlich für undeutsch, und die Meinung gewann immer mehr Anhänger, eine befriedigende Gestaltung seiner nationalen Zukunft habe Deutschland nur zu hoffen, wenn es sich ebenso wie von Österreich auch von Preußen löse. In diesem Satze gipfelten die Deduktionen des 1821 erschienenen „Manuskripts aus Süddeutschland", in dem unter dem Pseudonym Gustav Erichson ein Kurländer, F. L. Lindner, weniger seine eigenen Gedanken als die politische Weisheit König Wilhelms von Württemberg entwickelte. Er forderte die Konstituierung eines reinen Deutschlands mit Bayern und Württemberg als Kern, nahm also eine endgültige Zerreißung in Aussicht und suchte das zu rechtfertigen, indem er nachträglich die Rheinbundpolitik als die eigentlich nationale verherrlichte. Wenn Gruners einstige Parole „Deutschlands Einheit unter Preußen" aus dem Süden jetzt diese Antwort erhielt, so lag darin eine zwar scharfe, aber doch nur allzu berechtigte Kritik der Politik Preußens, seiner deutschen sowohl wie seiner europäischen, die, zunächst noch unselbständiger als jene, blind die von Metternich gewiesenen Wege verfolgte ...

Die Gefahr eines europäischen Krieges, welche die Julirevolution heraufbeschwor, brachte Preußens militärischer Leistungsfähigkeit auch seine Unentbehrlichkeit weiten Kreisen lebendiger zum Bewußtsein. In bewußtem Widerspruch gegen beide waren die 1821 getroffenen Bestimmungen über die Bundeskriegsverfassung auf die Fiktion gegründet, die Träger der deutschen Wehrkraft seien eigentlich die Mittelstaaten, und daher waren ihnen die Stellung von vier Armeekorps von insgesamt 120 000 Mann zugewiesen, während Österreich 97 000 und Preußen 80 000 Mann aufbringen, den Feldherrn aber der Bundestag wählen sollte. Zur Ausführung dieses papiernen Programms war natürlich seither nichts geschehen. Um so größeren Eindruck machte nun die Erkenntnis von der tatsächlich hilflosen Lage des Bundes im Falle eines Krieges, namentlich in Süddeutschland. Obenein traute man vielfach auch den eigenen Untertanen nicht. Es wäre freilich nicht zu verwundern gewesen, wenn diese nach der Behandlung, die sie seit Jahren erfuhren, mit Frankreich sympathisiert hätten. Auch Friedrich Wilhelm drückte diese Sorge: er verlangte von dem Minister Bernstorff geradezu ein Gutachten darüber, wie im Fall eines Krieges die Ruhe im Innern aufrecht erhalten werden könne. Der Minister war ehrlich genug, als das beste Mittel die Abstellung der herrschenden Mißbräuche zu bezeichnen, die zusammen mit dem Schmerz über die Zerrissenheit Deutschlands den gerechten Unwillen der Untertanen erregten. Ein Krieg dürfe daher nicht als im Dienste der Legitimität geführt dargestellt werden, sondern als geboten zum Schutz des vaterländischen Gebietes. In diesem Sinne müsse das Volk wie 1813 durch patriotische Schriften belehrt werden.

Mit dem Rücktritt und Tod Bernstorffs und seiner Ersetzung durch Ancillon bekam die reaktionäre Partei wieder entscheidenden Einfluß auch auf die Leitung des Auswärtigen. Ersterbend in bewundernder Huldigung vor Metternich, war der neue Minister nichts als ein gefügiges Werkzeug in dessen Hand, unter seiner Leitung eifrigst bemüht, das durch die Julirevolution erschütterte System der Reaktion zu erneuen und zu festigen. Die durch französischen Einfluß gesteigerte liberale Agitation, in der die radikalen Parteien vorzuwalten anfingen, leistete dem unheilvoll Vorschub. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und das durch die erbitterte Steigerung des Druckes provozierte Frankfurter Attentat (3. April 1833) wurden ausgenutzt wie einst die Tat Sands. Schon in Vorbereitung befindliche neue Zwangsmaßregeln wurden als sittlich gebotene staatsrettende Akte in Szene gesetzt. Ancillon sonnte sich dabei in dem Glanze, als Gehilfe Metternichs mitwirken zu dürfen und Preußen in bezug auf Presse, Versammlungen, Universitäten u. s. w. einem Polizeisystem zu unterwerfen, zu dem sein Volk, durch die Julirevolution zu keiner Ausschreitung verleitet, nach seines eigenen mißtrauischen Königs Urteil eigentlich nicht den geringsten Anlaß gegeben hatte. Die Zentraluntersuchungskommission lebte in etwas abgeschwächter Gestalt wieder auf, hauste aber viel schlimmer noch als ihre mit größeren Machtbefugnissen ausgestattet gewesene Vorgängerin. Das Kammergericht entfaltete eine furchtbare Tätigkeit und wütete namentlich unter der akademischen Jugend. Neue Ministerialkonferenzen in Wien (Januar bis Juni 1834), deren Seele neben Metternich wieder Ancillon war, schmiedeten durch eine lange Reihe geheim zu haltender Beschlüsse dem deutschen und dem preußischen Volke neue Fesseln und erklärten das System der Demagogenverfolgungen eigentlich in Permanenz.



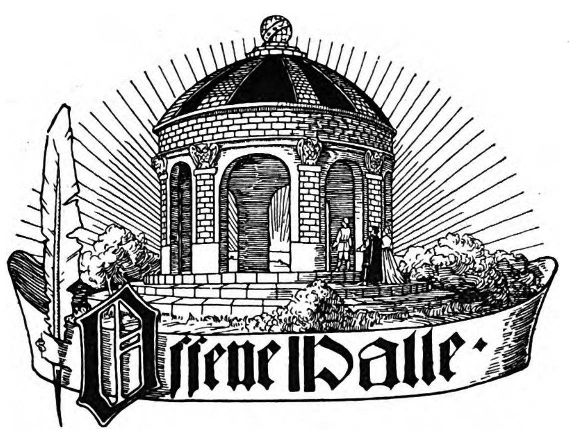
Ein Mittel zur Erkennung des Scheintodes.

Die Furcht vor dem vorzeitigen Begrabenwerden ist weit verbreitet und erhält leider fortwährend neue Nahrung durch gewisse schaudererregende Nachrichten, wie sie immer wieder ihren Rundgang durch die Zeitungen machen. Nun soll sich gar ein Arzt erst kürzlich dahin ausgesprochen haben, daß unter 200 Begräbnissen mindestens eines zu früh erfolgt sei. Mit Recht hat das „Journal der amerikanischen medizinischen Vereinigung" diese Äußerung als eine ganz ungerechtfertigte, ungeheuerliche Beunruhigung des Publikums, die „geradezu einem Verbrechen gleich kommt," bezeichnet. Die amerikanische Zeitschrift verweist das sog. Lebendigbegrabenwerden nahezu in das Reich der Fabel. Es sei zweifelhaft, ob auch nur unter einer Million Begräbnissen eines vorzeitig erfolge. Fast alle die grausigen Geschichten von Starrkrampfbefallenen, die erst im Grabe erwachen zu fürchterlichster Hilflosigkeit, seien verbrecherischer Schwindel, auf das Sensationsbedürfnis berechnete Erfindungen gewissenloser Reporter. Vollends gewissenlos aber seien jene Leute, die mit der Behauptung auftreten, das einzig zuverlässige Schutzmittel gegen das Lebendigbegrabenwerden erfunden zu haben, und, um für ihre „Erfindung" Reklame zu machen, durch phantastische Angaben in der Presse die Furcht vor der angeblichen Gefahr beim Publikum geflissentlich steigern.

Die Zahl derartiger Mittel ist bereits Legion. Selbst die Röntgenstrahlen haben herhalten müssen, und ein zuverlässiges Erkennungsmittel des eingetretenen Todes bieten diese ja allerdings. Aber ein Röntgenapparat ist nur in den seltensten Fällen zur Stelle. Da jedoch, wie selbst das amerikanische Journal zugibt, wenigstens bei schweren Epidemieen Zustände so allgemeiner Verwirrung eintreten können, daß Fälle von vorzeitigem Begrabenwerden doch immerhin möglich sind, so wird man der Erfindung des französischen Arztes, Dr. Icard aus Marseille, Dank wissen, die dieser schon im Jahre 1895 gemacht hat und die jetzt von der Pariser Akademie der Wissenschaften preisgekrönt wurde.

Es besteht in der Einspritzung des Farbstoffes Fluorescein, der das bekannte prachtvoll rote Eosin zum Färben von Wolle und Seide liefert. Dr. Icard hat die These aufgestellt und durch zahlreiche Tierversuche erhärtet, daß kein Stoff von den Geweben des Körpers aufgenommen und weiter verbreitet werden kann, wenn nicht der Blutkreislauf in Tätigkeit ist; solange aber ein solcher noch stattfindet, ist auch noch Leben im Körper, selbst wenn die Töne und Bewegungen des Herzens bereits unhörbar und unfühlbar geworden sind. Wenn man also einen hierzu geeigneten Stoff unter die Haut des anscheinend Toten spritzt und dann feststellen kann, daß dieser Stoff sich durch den Körper verbreitet, so ist damit auch erwiesen, daß der Säftekreislauf noch stattfindet, der Tod also noch nicht eingetreten ist. Nun hat das Fluorescein die Eigentümlichkeit, schon in allerstärkster Verdünnung zu färben: ein einziges Gramm genügt, um 45000 Litern Wasser eine grünlichgelbe Farbe zu verleihen. Bei Einspritzung unter die Haut eines lebenden Menschen zeigt sich, daß schon nach zwei Minuten diese und besonders die Schleimhäute eine starke Färbung annehmen, die ihm das Aussehen geben, als litte er an heftiger Gelbsucht. Die Augen werden sogar direkt grün gefärbt, die Pupille verschwindet, und es sieht aus, als ob an Stelle des Auges ein prächtiger Smaragd eingesetzt wäre. Diese Erscheinungen bleiben auf die Stelle des Einspritzungspunktes beschränkt, wenn der Tod wirklich eingetreten ist.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Friedensbewegung.

(Vgl. Heft 5, Seite 513).

Man hat den Krieg ein notwendiges Übel genannt und diese Ansicht begründet mit der biblischen Auffassung, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf böse sei. Man nennt den Krieg einen Ausfluß der sündhaften Seite der Menschennatur und meint: wie Neid, Eifersucht und ähnliche Regungen schon im kleinen oft Zwist hervorriefen, so müßten sie, durch die zahlreichen Individuen ganzer Völkerschaften potenziert, mit Naturnotwendigkeit zu Kriegen führen.

Doch diese Logik ist keine; denn es entsteht nach Carlyle wohl Streit durch Mißverständnis, oder aus wohlbegründeter, entgegengesetzter Überzeugung — aber er braucht nicht zur Ausübung des Faustrechts zu führen. Uneinigkeiten zwischen einzelnen, zwischen Familien, zwischen Parteien, zwischen Stämmen, schlichtet das Gesetz. Es hat immer größere Verbände unter sein Machtwort genommen, und warum sollte es sich nicht weiter entwickeln, so daß es zuletzt, vom Nationalgesetz zum Kanon der zivilisierten Menschheit erweitert, die Kulturwelt umfaßte? Humboldt sagt im Kosmos (Bd. I S. 385): „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer erweiterter Geltung sichtbar ist; wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist: so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit.“ — Es gibt nationale Eigenarten, die sich nicht verschmelzen lassen, die aber auch gar nicht ausgemerzt

werden, sich nicht vernichten sollen, sondern durch edlen Wettstreit neue Kulturwerte schaffen können. Wenn jedes Volk meint, das edelste zu sein, so müssen sich nach Tolstois Folgerung alle irren, wenigstens könnte nur eines recht haben. Wie wahrhaft gebildete Menschen gegenseitig persönliche Eigenarten achten und beachten, ja wie durch wechselseitiges Einwirken solcher Verschiedenheiten nur Förderung entspringt, so sollte jede wahrhaft gebildete Nation ihren Volkscharakter kennen und den des Nachbarstammes nicht verkennen. Der Kaiser hat in seiner Stellung zur Polenfrage klar ausgesprochen, daß Stammeseigentümlichkeiten durchaus nicht nivelliert werden sollen. Auf Überlieferung und ererbte Eigentümlichkeit darf und soll jeder Stamm und jedes Volk stolz sein. Wer das erkannt hat und pflegt, gehört nicht zu den „vaterlandslosen Gesellen", sondern zu den echten, nicht lauen und nicht chauvinistischen Patrioten.

Doch solche Gesinnung bildet sich langsam wie der edle Kristall, allmählich wie der Übergang von der physischen zur psychischen Kampfform. Gewiß rät die Klugheit nicht ein plötzliches Abrüsten; doch liegt ein wahrer Kern in Berta von Suttners Gedankenführung, die kühn mit des Kriegers schneidigem Schwert die spitzige Feder gekreuzt: es mahnt uns das waffenstarrende Europa zum Nachdenken. Eine Unsumme von Volkskraft liegt aufgespeichert und gegenwärtig unbenutzt, also relativ wertlos in den kriegerischen Institutionen aller Art. Schillers Wort: „Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles" hat seine Gültigkeit in gewisser Beziehung auch für unsere Zeit des Friedens. Immer sind Tausende blühender Jünglinge dem bürgerlichen Gewerbe entzogen, und Tausende von Zivilisten schaffen für den Krieg, andere sind Soldaten im Beurlaubtenstande, die vielleicht über Wochen auf fremder Erde liegen, „die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft!"

Man sagt, der Krieg erziehe; nirgends zeigten sich die Vorzüge der Menschenseele mehr als im Kriege. Aber entblößt er nicht auch gerade alle ihre Flecken, ihre Erbärmlichkeiten: neben dem göttlichen den höllischen Funken? Und was an Abhärtung des Körpers, Ausbildung des Mutes, Erziehung zu stricktem Gehorsam, — der als blinder Gehorsam nicht einmal sittlich ist, — was an selbstloser Hingabe die militärische Schulung leistet, das läßt sich am Ende ebensowohl durch zwangsweise Beteiligung am Turnunterricht, durch den die gewerbliche Fortbildungsschule erweitert werden könnte, gewinnen. **Erziehung des Volkes:** das ist der Hebel, dessen Kraftarm verlängert werden muß, dann wird das Heben der Last leichter sein!

Tangermünde, am 27. Februar 1903. **Gerlch**, Lehrer.

* * *

Ich bin kein Soldat und weiß auch nicht recht, ob ich mich zu den „Militaristen" zu rechnen habe. Sollte ich aber nach des Verfassers Begriffsbestimmung zu dieser Kategorie zählen, so möchte ich Verwahrung dagegen einlegen, daß ich nicht wüßte zwischen Krieg und Kampf zu unterscheiden.

Doch das nur nebenbei! Der Hauptfehler des Aufsatzes liegt darin, daß der Verfasser meint, die Kulturmenschheit stünde jetzt auf einer solchen Höhe der ethischen und ästhetischen Entwickelung, daß sie des physischen Kampfes, des Krieges, entraten könnte. In bekannter Weise stützt sich der Verfasser hierbei auf

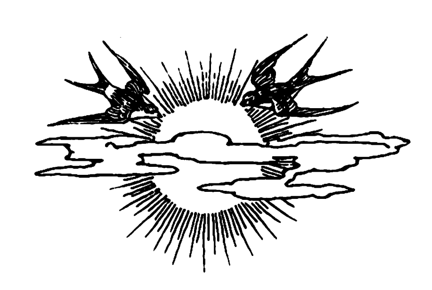
die tatsächlich gewaltigen Errungenschaften der Wissenschaften und der Technik. Aber kann der Verfasser auch nur ein einziges Volk nennen, dem man in seiner Gesamtheit das Attribut „wahr, gut und schön" vorbehaltlos beilegen dürfte? Und ist denn mit den in Wirklichkeit vorhandenen Errungenschaften auch aller Grund zum Streite geschwunden? Wir Deutsche vermehren uns fast ins Ungemessene. Könnte das dem Franzosen oder dem Engländer oder dem Amerikaner nicht Grund genug werden, sich unser mit Gewalt zu erwehren, wenn ihm eines Tags unser Drang nach Ausdehnung zu unbequem werden sollte? Ist's zwischen Germanen und Slaven nicht ebenso? Dieses Völkerwanderungsprinzip läßt sich doch nicht durch ein Schiedsgericht abändern. Nun unsere Handelsinteressen. Wir wollen unsere 55 Millionen Deutsche am Leben erhalten. Darum müssen wir sehen, daß wir an der Sonne bleiben. Gerade in diesem, für gewöhnlich lautlosen, energischen Kampfe ums Dasein liegt die Kriegsgefahr. Oder sollten wir uns von einem Schiedsrichter vorschreiben lassen, zu welchen Zollsätzen wir fremde Waren aufnehmen müssen und in welchen Gewässern unsere Flagge sich nicht zeigen darf? Das und ähnliches wäre ein schönes Kaudinisches Joch!

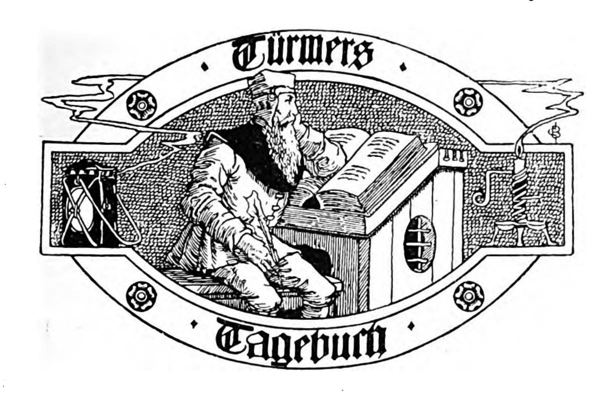
Einem Richter muß eine Vollstreckungsgewalt in die Hand gegeben sein, wenn anders seine Urteile Sinn haben sollen. Dies hat der Verfasser anerkannt, aber gerade in diesem Punkte zeigt sich die Unhaltbarkeit seiner Ausführungen. Wenn ein Volk einem Urteile nicht nachkommt, soll es durch die Landesexekutive dazu angehalten werden. Was ist eine solche Exekution aber anders als ein Krieg? Allerdings ein Krieg kraft Rechtens! Aber wenn nun gar das exekutierte Volk die Oberhand gewinnt und die Exekutionsmacht bezwingt, vielleicht sogar die Waffenentscheidung in anderer Völker Land trägt — ist das denn auch noch ein Krieg kraft Rechtens?

Hier spielt die Katze mit dem Schwanze und wir sind im Kreismarsche wieder an der offenen Frage der genügenden oder ungenügenden Kulturentwickelung angelangt.

Zum Schlusse noch eine kurze Frage an den Verfasser. Er will sein Schiedsgericht zunächst den Kulturvölkern bescheren. An welchem Punkte der Entwickelung wird er den annoch unkultivierten Völkern die Fähigkeit, das Recht und die Würdigkeit zugestehen, in das Richter-Kollegium einzutreten?

„Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" — das Platonisch-Schillersche Ideal liegt in unerreichbaren Weltenfernen. **B.**





Des Kaisers Kritiker. — Bebel. — „Deutsche Hunde." — Ein Dichterwort.

Manchen deutschen Biedermännern scheint es noch immer nicht gegeben, sich ihren Fürsten gegenüber anders, als entweder mit schlotternd zusammenknickenden Knieen oder aber mit patzig in der Tasche geballten Fäusten zu fühlen. Die einen halten diese ihre Gefühle für „Patriotismus", die andern für „Männerstolz vor Königsthronen". Und sie bekunden beide doch nur ihren angeborenen Knechtssinn. Denn es verträgt sich ebensowenig mit der Würde und Selbstachtung des freien, wahrhaft vornehmen Mannes, in submissester Devotion vor dem „allerhöchsten Herrn" zu ersterben, wie aus gesicherter Entfernung und aus dem Dunkel der eigenen Bedeutungslosigkeit sich patzig und protzig gegen ihn zu gebärden. Der freie Mann tritt dem Höherstehenden unbefangen, mit ruhiger Sicherheit entgegen. Er räumt ihm die Rechte ein, die von jeder Gesellschaftsordnung je nach den verschiedenen Stufen der sozialen Leiter verschieden bemessen werden, vergißt aber darüber keineswegs die eigenen.

Der Grund für diese wenig angenehme, aber recht häufige Erscheinung liegt auf beiden Seiten in einer unvernünftigen Überschätzung des Fürstentums. Nicht, daß ich damit das ihm gebührende Ansehen mindern möchte, aber die übertriebenen Maßstäbe, die man sowohl an die Machtfülle, als auch an die persönlichen Vollkommenheiten und Fähigkeiten der Fürsten anzulegen pflegt, können diesen selbst nur lästig werden, da sie ihnen Verpflichtungen aufbürden, denen sie bei all ihren Sonderrechten doch nicht gewachsen sind. Sie sind eben auch nur fehlende, irrende, kurzsichtige Menschen, abhängige Kreaturen Gottes, und die Grenzen ihrer Macht reichen lange nicht so weit, wie so manche ihrer getreuen „Untertanen" in frommem Glauben träumen. Der Haß der Demokratie gegen Fürsten und Fürstentum erklärt sich wesentlich daraus, daß auch die Demokraten selbst Macht und Bedeutung der Fürsten bei weitem überschätzen und sie für die Übelstände in Staat und Gesellschaft in einem Umfange

verantwortlich machen, der in keinem gerechten Verhältnisse zu den gegebenen Möglichkeiten steht. Aber sie hören ja alle Tage die „Patrioten“ das hohe Lied von der Gottähnlichkeit der Fürsten singen, deren souveränem Machtwillen und fabelhaften Fähigkeiten nichts unmöglich sei. Und damit vergleicht dann etwa der „Genosse“ sein eigenes klägliches Dasein, spuckt verächtlich aus und — ballt die Faust in der Tasche.

Tritt der Herrscher dann mit irgend einer Kundgebung von tiefer greifender Bedeutung an die Öffentlichkeit, dann hat er oft die Rechnung für den überspannten Kredit, den seine Panegyriker für ihn in Anspruch genommen haben, zu bezahlen. Man ist innerlich enttäuscht, man hatte ganz was anderes erwartet. Was denn eigentlich? Das weiß man selber nicht, aber jedenfalls etwas ganz Unerhörtes, Überwältigendes, die endgültige Lösung von Fragen und Problemen, an denen sich die größten Geister aller Zeiten und Völker vergeblich die Querköpfe zermartert haben.

Mit ähnlichen Empfindungen ist auch der Religionsbrief des Kaisers von mancher Seite aufgenommen worden. Meine unmaßgebliche persönliche Stellung zu ihm habe ich im vorderen Teile dieses Heftes darzulegen versucht; bei der Bedeutsamkeit der Kundgebung aber ist es notwendig, auch die Aufnahme, die sie gefunden, nicht außer acht zu lassen. Sie ist nach mehreren Richtungen hin von hohem zeitgeschichtlichen Interesse.

„Wenn die vom Kaiser über Babel und Bibel soeben veröffentlichten Ausführungen von einem Geistlichen oder einem Professor der Theologie stammten,“ schreibt in der „Breslauer Zeitung“ ein „bekannter protestantischer Theologe“, „würde man *schwerlich von ihnen ernstlich Notiz nehmen*; sie würden in keinem theologischen Lehrzweig eine Rolle spielen, weder in der alttestamentlichen Exegese und Kritik, noch in der christlichen Dogmatik, noch in der Disziplin der vergleichenden Religionsgeschichte. Denn die in dem kaiserlichen Schreiben angefaßten Probleme sind an und für sich nicht neu und durch dieses selbst keineswegs weitergefördert. Da aber der Kaiser hinter den Ausführungen steht, so haben sie einen kirchenpolitischen Wert, insofern, als man jetzt genau weiß, wie der Kaiser theologisch steht, und welcher Geist vermutlich in der jetzigen Hoftheologie weht. Dieser Geist ist ein bemerkenswertes Gemisch einerseits von schätzenswerter Empfänglichkeit für die Eindrücke des Neuen in der wahrheitsuchenden ehrlichen Wissenschaft und andererseits von ängstlichem Bemühen, am alten Dogma festzuhalten und die kleineren Geister möglichst zu ‚verschonen‘, statt sie ‚anzurempeln‘ ...“

Es mag schon sein, daß das Schreiben wenig oder gar nicht beachtet worden wäre, wenn es nicht eben vom Kaiser herrührte. Es ist an sich durchaus nicht bahnbrechend und beansprucht keine höhere Bedeutung als die des subjektiven Bekenntnisses eines gebildeten und denkenden Mannes, der sich mit den Forderungen der Zeit und den Ergebnissen der Wissenschaft, wie mit denen des eigenen gläubigen Gemütes auseinanderzusetzen versucht. Schon damit

allein gibt der Kaiser ein Beispiel, für das wir ihm nur danken können, denn nicht alle Gebildeten beteiligen sich an diesen Fragen, die doch immer die höchsten bleiben, mit derselben sachlichen Hingabe und inneren Nötigung. Der Kaiser hat wohl ganz zuletzt daran gedacht, „in der alttestamentlichen Exegese und Kritik“ oder „in der christlichen Dogmatik“ oder „in der vergleichenden Religionsgeschichte eine Rolle spielen“ zu wollen. Und er hat sich gewiß nicht träumen lassen, daß irgendwelche „bekannte protestantische Theologen“ mit solchen Maßstäben an den Versuch einer Darlegung seiner unverbindlichen persönlichen Anschauungen herantreten würden. Man sieht aber, zu welchen schiefen Urteilen die überspannten Voraussetzungen fürstlichen Kundgebungen gegenüber führen. Wer weniger sucht, wird mehr finden. —

Der Kaiser unterscheidet „zwei verschiedene Arten der Offenbarung: eine fortlaufende, gewissermaßen historische, und eine rein religiöse, auf die spätere Erscheinung des Messias vorbereitende Offenbarung“. In der ersten „offenbart“ sich Gott „bald in diesem oder jenem großen Weisen oder Priester oder König, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große.“ Die zweite Art der Offenbarung, „die mehr religiöse, ist die, welche zur Erscheinung des Herrn führt“ ... „Sie ist das direkte Eingreifen Gottes, das dieses Volk (Israel) wieder erstehen läßt.“

Auch des Kaisers Versuch, die Offenbarung in eine „direkte“ und indirekte einzuteilen und Grenzen zwischen beiden abzustecken, scheitert an der Unmöglichkeit des Problems. Er selber erkennt nämlich auch außerhalb der „zweiten Art“ eine unmittelbare Offenbarung an: „Denn so wie wir am meisten durch die Größe und Gewalt der herrlichen Natur der Schöpfung überwältigt werden, wenn wir sie betrachten, und über die in ihr offenbarte Größe Gottes bei ihrer Betrachtung staunen, ebenso sicherlich können wir bei jedem wahrhaft Großen und Herrlichen, was ein Mensch oder ein Volk tut, die Herrlichkeit der Offenbarung Gottes darinnen mit Dank bewundernd erkennen. Er wirkt unmittelbar auf und unter uns ein!“

Es ist über gewisse anfechtbare Punkte in der Offenbarungstheorie des Kaisers, insbesondere seine Zusammenstellung Hammurabis, Goethes, Kants u. s. w. mit Kaiser Wilhelm dem „Großen“, der uns anderen aber doch als unser guter, alter Kaiser und Wilhelm der Erste lieber ist, schon mit viel Behagen und wenig Witz herum gespöttelt worden. Ich möchte dieses wohlfeile Vergnügen anderen überlassen: derartige kleine — Liebhabereien sind menschlich. Die Frage selbst hat Prof. Harnack in den „Preußischen Jahrbüchern“ beleuchtet, und er gelangt dabei, im Gegensatze zum Kaiser, zu dem Schlusse, daß sich „der denkende Geist unmöglich bei der Annahme zweier, gleichsam nebeneinander laufender Offenbarungen beruhigen“ könne. „Nicht um zwei Offenbarungen kann es sich also handeln — stehen doch auch Religion, sittliche Kraft und Erkenntnis in innigster Verbindung —, sondern um eine Offenbarung, deren Träger frei-

lich nach Art und Größe, Beruf und Aufgabe ganz verschieden waren und noch sind."

Entscheidend für die Auffassung Harnacks und vieler, die hinter ihm stehen, erscheint mir, was er über die Persönlichkeit Christi sagt:

„Die christliche Gemeinde muß jede Beurteilung Christi ablehnen, die den Unterschied zwischen ihm und den anderen Meistern verwischt. Er selbst, seine Jünger und die Weltgeschichte haben hier so deutlich gesprochen, daß ein Zweifel nicht möglich sein sollte, und er redet in seinem Wort noch jetzt so deutlich zu uns wie damals zu seinen Jüngern. Aber ob die starre Formel ‚Gottheit Christi' die richtige ist, das darf und muß gefragt werden. Er selbst hat sie nicht gebraucht, sondern andere Bezeichnungen gewählt, und ob sie irgend einer seiner Jünger jemals in den Mund genommen hat, ist mindestens sehr zweifelhaft. Aber auch die alte Kirche hat nicht ohne Umstände von der Gottheit Christi gesprochen, sondern stets von seiner Gottheit und Menschheit. Gottmenschheit ist also auch im Sinne des alten Dogmas die einzig korrekte Formel. In ihr ist das Geheimnis nahezu wieder hergestellt, welches nach dem Willen Christi selbst in dieser Frage bestehen bleiben sollte. Daß er der Herr und Heiland sei, daraus hat er kein Geheimnis gemacht, und daß er es sei, das sollten seine Jünger an seinem Wort und Wirken erfahren und erleben. Aber wie sein Verhältnis zu seinem Vater entstanden ist, das hat er für sich behalten und uns verschlossen. Nach meiner geschichtlichen Einsicht und meinem Empfinden ist daher schon die Formel „Mensch und Gott" (Gottmenschheit) nicht über jeden Einwurf erhaben, weil bereits sie übergreift in ein Geheimnis, in das uns kein Einblick gestattet ist. Aber diese Formel mag doch bestehen bleiben, weil sie im Grunde nichts erklären will, sondern nur das Außerordentliche vor Profanierung schützt, ähnlich wie der Ausdruck ‚Sohn Gottes'. Das paulinische Wort: ‚Gott war in Christus' scheint mir das letzte Wort zu sein, welches wir hier sprechen dürfen, nachdem wir uns langsam und schmerzlich von dem Wahne antiker Philosophen befreit haben, als könnten wir die Geheimnisse von Gott und Natur, Menschheit und Geschichte durchdringen.

„‚Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote'; ‚daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe zueinander habt' — es ist wichtiger, diesen Worten nachzudenken und ihnen nachzuleben, als das Unbegreifliche und Verehrungswürdige in Formeln zu fassen. Es wird auch die Zeit kommen und ist schon im Anzuge, in der sich die evangelischen Christen auf dem Bekenntnisse zu Jesus Christus als dem Herrn und in dem Entschlusse, seinem Worte zu folgen, aufrichtig die Hand reichen werden, und unsere katholischen Brüder werden dann folgen müssen. Die Last einer langen Geschichte von Mißverständnissen, von Formeln, die wie Schwerter starren, Tränen und Blut lastet auf uns, aber auch ein heiliges Erbe ist

uns in ihr gegeben. Unentwirrbar scheinen beide miteinander verbunden zu sein, aber allmählich scheiden sie sich doch, wenn auch das letzte ‚Werde' über diesem Chaos noch nicht gesprochen ist."

Prof. Harnack begegnet sich hier auf manchen Gedankengängen mit Karl Andresen, der sich in einem Aufsatze der „Gegenwart" (vom 14. März d. Js.) „Zur Christusfrage" äußert:

„Jeder kann an sich selbst erfahren, daß er, je mehr er Jesus und seiner Lehre folgt, um so mehr die eigene Sündhaftigkeit abstreift und um so mehr Impulse zu immer weiterer Entfaltung des eigenen inneren Lebens empfängt. Jesus steht in unerreichter, wahrhaft menschlicher Größe da. Indem wir unser eigenes Tun an dem Maßstab Jesu messen, gelangen wir demutsvoll zum Gefühl und zur Erkenntnis unserer eigenen Unvollkommenheit in einem Maße, wie wir solches beim Vergleich mit keinem Menschen sonst finden würden. Für Goethe ist Jesus die höchste Offenbarung Gottes in der sittlichen Welt; er sagt, es sei in seiner Natur, sich vor Jesus zu beugen, gleichwie es in seiner Natur sei, die Sonne zu verehren als die mächtigste für uns Erdenkinder sichtbare Offenbarung Gottes, in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes anzubeten, wodurch allein wir leben, weben und sind. Schleiermacher glaubt an die unvergängliche zentrale Bedeutung der Persönlichkeit Jesu für das Seelenleben des Volkes. J. St. Mill stellt Jesus nicht nur in die erste Reihe der Männer, deren unser Geschlecht sich rühmen darf, sondern er schreibt, daß Jesus eine einzigartige Persönlichkeit und seinen Vorgängern so unähnlich wie seinen Nachfolgern sei.

„Weder den sittlichen noch den geistigen Jesus sehen wir allmählich zu der unvergleichbaren und unerreichten Höhe heranwachsen. Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Galiläa meinen die Seinigen, er sei verrückt geworden. Man wundert sich, daß er die Schrift kennt, wo er doch nicht studiert hat. Dabei setzte Jesu Lehre durch die Genialität in der Form, durch die Natürlichkeit, Verständlichkeit und Markigkeit die Hörer in großes Erstaunen und drängte ihnen das Urteil auf die Lippen, er lehre wie einer, in dem Kraft sei, und nicht wie die Schriftgelehrten. Jesus sprach auch von den höchsten Dingen stets natürlich und ohne den Eindruck zu erwecken, als ob er schwer darüber nachdenken müsse. Auch sagte Jesus niemals: „Über dieses oder jenes habe ich früher vor meinem öffentlichen Auftreten anders gedacht"; auch hören wir niemals, daß er während der Zeit seines Wirkens einen Ausspruch später bereut oder zurücknimmt. Er stand auf einer so hohen geistigen Stufe, daß er niemals etwas zu verbessern hatte. Mit überraschendem Griff erledigte er nicht nur einen gerade vorliegenden Fall, sondern traf gleichzeitig eine grundsätzliche Entscheidung für alle Fälle . . ."

„Unsere Stellung zu der Frage, ob Jesu Veranlagung spezifisch oder nur graduell von der unsrigen verschieden war, bedingt die Art, wie wir an seine Lehre herantreten und diese auffassen. Wer Jesus als nur graduell ver-

schieden auffaßt, muß ihn als in den Auffassungen und der Weltanschauung seiner Zeitgenossen befangen betrachten. Dann erscheint an ihm aber vieles unverständlich und widerspruchsvoll. Es ist undenkbar, daß einer, welcher an das baldige Ende des Gottesreiches, an das bevorstehende Ende der Welt glaubte, eine Ethik lehrte, deren Kern in einem Werden und Wachsen, einem sittlichen und geistigen Heranreifen zur Vollkommenheit besteht. Sehen wir in Jesus dagegen eine sittlich und intellektuell vollkommene Persönlichkeit, so werden wir nicht annehmen, daß er auf dem beschränkten Boden der Vorstellungen seiner Zeit und seines Volkes stand, sondern davon ausgehen, daß die Vorstellungen seiner Zeitgenossen ihm nur die Veranlassung boten für die Form seines Lehrens und Einwirkens, daß er sich der Vorstellungen seiner Umgebung bediente als der einzig möglichen Ausdrucksweise, in welcher er seine ganz neuen, großen Richtlinien überhaupt mitteilen konnte. Ganz ersichtlich haben die Jünger Jesu und deren Nachfolger Jesus und seine Lehren nach ihren Anschauungen aufgefaßt und sie demgemäß vielfach falsch ausgelegt; sie entstellen Jesus fortwährend, wo sie ihn zu erhöhen hoffen. Auch die von Paulus verkündigte, nur von pharisäischem Gedankengang aus verständliche Auffassung von Jesus als Opferlamm war Jesus fremd und wird sich als unhaltbar erweisen. Jesus selbst aber bewährt im Gegensatz zu allen seinen Nachfolgern seine Meisterschaft immer gerade darin, daß er, wenn wir uns an seine leitenden Grundgedanken halten, unüberwunden dasteht, ja Geschlechtern und Zeitaltern, welche mit neuen Fragen an ihn herantreten, immer neue lichte Seiten seines Wesens und seiner Lehre enthüllt. Auch haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß Jesus und seine Lehre früher oder später einmal übertroffen werden, und daß eine Religion, welche sich auf ihr aufbaut, einmal zu einer Erstarrung und Überwindung kommen wird.

„Angesichts dessen, daß wir keinen abschließenden, philosophischen Beweis eines über die Natur erhabenen freien Gottes haben, zeigt uns die außergewöhnliche Offenbarung Gottes in Jesus, daß Gott nicht nur in den Naturgesetzen besteht und selber ein unwirkliches abstraktes Gebilde unserer Phantasie ist, sondern daß er wirklich ist als lebendiges, freies, geistiges Wesen. ‚Wer das Zeugnis — welches uns in Jesus gegeben ist — annahm, setzte fest, daß der Gott wirklich ist (Ev. Joh. 3, 33).‘ Wer an Christus glaubt, wird notwendigerweise an einen lebendigen Gott glauben; wer nicht an ihn glaubt, wird gemeiniglich eine eingreifende Vorsehung überhaupt leugnen. Ohne den Glauben an Christus als den Gottmenschen, in dem Gott erkannt und ergriffen werden kann, würde der Glaube an den providentiell lenkenden Gott schwinden und dem Glauben an die alleinige Herrschaft der eisernen Naturgesetze Platz machen. Es würde uns dieses zu einer mechanistischen Weltanschauung oder zum Pantheismus oder zum Deismus hinführen. Ob die Menschheit ohne Christus dazu gekommen sein würde, den persönlichen Gottvater zu erkennen, ob sie ohne das persönliche Vorbild Jesu den seinsollenden Zustand erreichen

würde, muß fraglich erscheinen angesichts der Tatsache, daß alle vorchristlichen Kulturepochen, trotzdem einzelne Weise in ihnen nur hervorragende religiöse und moralische Gesinnung bekundet und gelehrt haben, wieder in sich zerfallen sind. Wir dürfen annehmen, daß ein Christus, um uns zum von Gott gewollten Ziel, zum ewigen Leben zu führen, nicht nur sehr förderlich, sondern notwendig war.

„Der moderne Mensch hat gelernt, universal zu denken und zu fühlen. Zwar wird er in der Religion nicht wieder oder nicht dauernd für einen Standpunkt zu haben sein, welcher der heiligen Schrift der Juden einen prinzipiellen Vorzug vor den heiligen Schriften anderer Völker zuerkennt und das jüdische Volk als besonders religiös hinstellt. Er wird nur für einen Standpunkt zu haben sein, welcher die religiösen Dinge frei von Partikularismus von universalem, allgemein menschlichem Gesichtspunkt aus betrachtet. Eine Theologie, welche vor dieser Tatsache die Augen verschließt, wird, ehe sie es sich versieht, in der religiösen Entwicklung der Menschheit auf einem zurückgebliebenen Standpunkt stehen. Will unsere Theologie die Religion der Zukunft vorbereiten, so wird sie sich über den einseitigen jüdischen und abendländisch christlichen Standpunkt erheben und Welttheologie werden müssen.

„Aber der moderne Mensch dürfte wohl für eine zentrale Offenbarung Gottes in Jesus zu gewinnen sein. Jesus entspricht, freilich nicht als der jüdische Messias (der parsische Çaoschyank), wohl aber als ‚der nicht von sich selbst gekommene Gottessohn' der persönlichen Anschlußbedürftigkeit des menschlichen Gemüts und wird als solcher von allen Menschen, welcher Rasse sie auch angehören, aufgenommen werden können. . . ."

Recht „moderne" Anschauungen entwickelt zum Teil der bekannte ehemalige evangelische Pfarrer, jetzt sozialdemokratische Führer Paul Goehre in einem Aufsatze „Der Glaube des Kaisers" im letzten Hefte der „Zukunft" (XI. Jahrg., Nr. 24). Nach ihm kann „ein wirklich moderner Mensch nach alledem nicht zweifeln, daß er weder das Glaubensbekenntnis des Kaisers zu teilen, noch den Bahnen der mittelparteilichen Kirchengruppe zu folgen vermag".

„Was ihn daran hindert, sind die Konsequenzen, die sich ihm aus dem Punkt ergeben, an dem der Kaiser den Gegensatz von Wissenschaft und christlichem Glaubensbekenntnis konstatierte und jener zugunsten dieser feste Schranken zu ziehen suchte. Das innerste Wesen eines modernen Menschen besteht meines Erachtens gerade darin, daß er fest auf dem Boden der Gegenwart und Wirklichkeit steht, daß er dieser und nicht der durch hohes Alter wohl ehrwürdig, aber deshalb nicht richtiger und unvergänglicher gewordenen Vergangenheit die Priorität und Autorität zuweist, daß er, genau wie die einstigen Schöpfer der früheren Weltanschauungen und Glaubensformulierungen, von dem Anschauungs- und Erfahrungskomplex seiner Zeit sein Weltbild sich zu schaffen den Mut hat, und daß er dies Weltbild zu gestalten sich bemüht mit den Mitteln und Ergeb-

nissen der heutigen Sozial- und Naturwissenschaft, Kunst und Philosophie. In dem Augenblick aber, wo er konsequent so verfährt, sinkt ihm auch das gesamte überlieferte Glaubensbekenntnis, sei es in der starren Form der Orthodoxie, sei es in der gemilderten mittelparteilichen, sei es schließlich in der umgedeuteten der liberalen Theologie, wie ein Kartenhaus haltlos in sich zusammen, und keine Kunst der Dialektik, kein Appell an sein Pietätgefühl, keine Bitte um Rücksichtnahme auf die Herzen der „Schwachen“ und der „Altgläubigen“ vermag es ihm wieder aufzurichten, geschweige denn gar wieder wohnlich und benutzbar zu machen. Der Komplex von Ideen, Erfahrungen und Empfindungen, der, ein Produkt mühsamster Forschungen, Opfer und Erlebnisse der letzten paar Jahrhunderte, den Lebenshalt des heutigen Menschen ausmacht, um dessen willen es ihm überhaupt allein zu leben lohnt, wirkt wie Scheidewasser auf alle überlieferte Form von Religion und speziell von Christentum: er zersetzt den Glauben an Gott als den ehrwürdigen, mit allen verklärten Tugenden ausgestatteten Vater der Menschen, an die Göttlichkeit Christi, an die Person des Heiligen Geistes, an Himmel und Hölle, an Sünde und Erlösung, an Strafe und Gnade, an Wunder, Engel und Teufel, an Schöpfung und Ende der Welt, Auferstehung des Fleisches und ein paradiesisches Leben. Von alledem bleibt für einen modernen Menschen — häufig erst nach schwersten inneren Wehen und Kämpfen — nichts übrig, nicht einmal ein Häuflein Asche. . . .“

„Unwiderlegbar“ sei „die Wahrheit“, daß die moderne Weltanschauung alle überlieferten Formen von Religion zerstöre. „Aber“, fährt der Verfasser fort, „die moderne Wetanschauung zerstört nicht auch das Bedürfnis nach Religion, weckt es vielmehr mit verdoppelter Gewalt, ja, erweist sogar das Recht der Religion als einer notwendigen und gleichwertigen Ergänzung aller modernen Wissenschaft von neuem und mit nicht minder durchschlagender Kraft als alle früheren Weltanschauungen. Es ist wohl der höchste Ruhmestitel der heute immer klarer werdenden modernen Weltanschauung, daß sie, im Gegensatz zu allen früheren, deutlich die Grenzen ihres Herrschaftbereiches erkennt und zugesteht, daß sie freiwillig auf den Anspruch, erschöpfend zu sein, verzichtet. Sie hat sich, abermals im Gegensatz zu allen früheren Weltanschauungen, beschränken gelernt. Sie weiß, daß es ihr bis heute nicht gelungen ist und nach allem menschlichen Ermessen niemals gelingen wird, mehr als einen Ausschnitt des Weltganzen zu beleuchten und in der Vorstellung des menschlichen Geistes zu reproduzieren, und daß stets rings um das beleuchtete Bild Dunkelheiten bleiben, bleiben werden, auch wenn die aufgeklärte Fläche des Weltbildes noch so sehr ins Ungemessene wächst. . . .“

„Bekanntlich besteht der Kern unserer modernen Weltbetrachtung in dem sogenannten psychophysischen Parallelismus. Nach ihm ist alles, was ist, gewoben aus Stofflichem und Seelischem, Materie und Geist, Sinnlichem und Unsinnlichem. Nie ist Materie ohne Geist, Geist ohne Materie gefunden. Jedes ist durch das andere bedingt, beide sind wie zwei Seiten derselben Sache

und doch ist jedes seinem Weisen nach durch eine unüberbrückbare Kluft von dem anderen getrennt. Das gilt, nur in immer verschiedenem, immer komplizierterem Verhältnis, von jedem Stein, jeder Pflanze, jedem Tier, jedem Menschen, schließlich vom gesamten Universum. Also, folgert der Gläubige von heute, ist dieses Universum der Gott, an den ich glaube. Er ist das All der Materialisten und doch nicht nur Materie: denn in dieser Allmaterie lebt die unendliche, die Allpsyche. Er ist der Geistgott der alten Christen und dennoch nicht bloß Geist an einem Ort, „da niemand zukommen kann," sondern flutend, zuckend, leuchtend, denkend, treibend in allem Sichtbaren und Lebendigen, das uns umgibt. Er ist der Gott der Pantheisten, in jedem Menschenherz und Menschenhaar, in jedem Stein und jedem Stock, und dennoch kein zerfließendes Etwas, sondern seiner selbst bewußt wie sein winziges Werk, der Mensch, in der Einheit seiner Allmaterie und Allpsyche eine ins Ungeheure gereckte, ins Abgründige vertiefte Allpersönlichkeit, gegen die die menschliche nur ein Miniaturschattenbild ist. So wächst für den heutigen Menschen gerade aus den Nötigungen der modernen Wissenschaft und Weltbetrachtung ein Gottglaube heraus, verschieden von allen früheren und doch alles Bleibende dieser früheren in sich bergend, beglückend und überwältigend alle, die voll neuer religiöser Sehnsucht herumgehen. Wohin ich fasse, rühre ich nun wieder an Gott. In aller Natur, in jedem Kunstwerk, in Menschheitgeschichte wie im Leben jedes einzelnen, in mir selbst, in jedem Geschehen spüre ich ihn. Und doch greife ich in allem wieder nur den Saum seines Gewandes, streift mich nur ein leiser Hauch seines Wesens. Er selbst, wie er ist, in der Vereinigung der Allmaterie und Allpsyche, bleibt immerdar verborgen, aber aus all jenen Berührungen dennoch mir immerdar gewiß. . . ."

„So schiebt sich in unseren Tagen ein neuer Gottglaube gegen den alten, zu dem sich auch der Kaiser noch bekennt, heran. Wem ist es noch zweifelhaft, welchem von ihnen die Zukunft gehören wird?"

Nun, das wird wohl manchem zweifelhaft sein, dem die Sicherheit des Vortrags und das Feuer des Temperaments noch nicht den Beweis ersetzen. Wohl müssen wir annehmen, daß mit einer fortschreitenden geistigen und sittlichen Entwicklung der Menschheit, auch der Gottesbegriff eine Erweiterung und Förderung erfahren wird; daß er sich aber jemals *wesensverschieden* vom „alten" Glauben gestalten könnte, liegt außerhalb der unveränderlichen Anlagen und Bedürfnisse der menschlichen Natur. Immer wird der Mensch auf ein persönliches Verhältnis zu seinem Gotte angewiesen bleiben, und nie wird er dem Gottesbegriff, der uns in und durch Christus geoffenbart worden, einen höheren oder auch nur gleichwertigen gegenüberstellen können. Die Entwicklung und „Weiterbildung" kann sich also nur in der Richtung eines immer höheren Emporsteigens zu dem Gipfel, auf dem Christus steht, bewegen, und es ist fraglich, ob wir auch diesen Gipfel auf dieser Erde je erklimmen werden. Noch müht sich die Menschheit tief in den Tälern.

Wie man sich auch zu allen diesen Bekenntnissen stellen mag, sie eröffnen uns bedeutende Blicke in das innere Ringen und Sehnen des modernen Menschengeistes und sie bezeugen, daß auch heute noch im Mittelpunkt alles höheren Lebens die Frage steht: „Wie dünket euch um Christo?“ So wandelt er, der oft schon Totgesagte, noch immer lebendig mitten unter uns, ja er bewegt die Herzen in unseren Tagen vielleicht tiefer und mächtiger, als in manchen geruhsamen, äußerlich frömmeren Zeiten. Keiner kann an ihm vorüber, er muß sich denn entscheiden: für oder gegen ihn.

Mit äußeren Beweisen ist in religiösen Dingen wenig getan. Sie können immer nur die Peripherie des Glaubens berühren, nie das Glaubenszentrum selbst. So, dünkt mich, sollte man den Schwerpunkt apologetischen Wirkens auf die zwingende innere Wahrheit und einzigartige Erhabenheit des Christentums legen und den Streit um die Echtheit und Auslegung des Buchstabens mehr den Gelehrten überlassen, die ihn dann ausfechten mögen, wie das ja auch vom Kaiser empfohlen wird. Die wissenschaftliche Forschung kann solche Kleinarbeit natürlich nicht entbehren, sie lebt ja von ihr und fördert durch sie oft Großes zutage. Aber was soll der Laie damit? Er ist ja ganz außer stande, das ungeheure Material zu übersehen und sich darauf hin ein irgend selbständiges Urteil zu bilden. So bleibt er auf die „Autorität“ seiner Zeitung oder seines Spezialgelehrten angewiesen. Der inneren Nötigung zum Glauben müssen die Wege geebnet, die innere Echtheit des Evangeliums muß zum Bewußtsein und zum gefestigten Besitztum erhoben werden. „Was ist echt,“ sagt Goethe zu Eckermann, „als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Echtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln ... Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz der Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.“

Und kurz vorher, bei derselben Gelegenheit, sagt Goethe: „Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde.“ Über diese menschliche Weisheit des „Heiden“ (!) Goethe werden wir nie hinauskommen, und es wäre uns allen besser, wenn wir uns dabei beruhigten.

Auch mit dem Buchstaben läßt sich Götzendienst treiben. Ein unduldsamer, pharisäerhafter Buchstabenglaube schreckt, wo er anderen gegenübertritt, mehr Gemüter vom Christentum ab, als alle „moderne Wissenschaft“ und Christentumsfeindschaft. Wenn denen, die auch den heiligsten Dingen und gerade ihnen gegenüber auf ihre doch auch gottgegebene Vernunft nicht verzichten wollen, die Gemeinschaft mit Christo und der christlichen Kirche abgesprochen, wenn ihnen zugemutet wird, auch die nach menschlichem Ermessen feststehenden Ergebnisse der Logik und Wissenschaft zu verleugnen, so kann das ehrlich suchende Seelen nur aufs tiefste verwunden und abstoßen.

In der „Kreuzzeitung“ gibt ein Generalleutnant von Hertzberg seiner Freude über des Kaisers Religionsbrief begeisterten Ausdruck, kommt aber dabei zu Ergebnissen, für die er sich wahrlich nicht auf den hohen Verfasser berufen darf: „Vielleicht führen uns die Ausgrabungen in den alten Kulturländern wieder mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß in der Heiligen Schrift nicht Menschenwort, sondern nur (!) Gotteswort geboten wird, und daß wir nicht mehr fragen werden, was sagt Assyrien, was sagt Babylonien, sondern daß wir uns auf den starken Hort des: ‚Es steht geschrieben‘ zu stellen haben; denn hier ist Immanuel. (Psalm 71, 3).“

Bekanntlich hat der Kaiser im Gegensatze hiezu ausdrücklich betont, daß er im Alten Testament manches finde, „was nicht Gottes geoffenbartes Wort“ ist. Ein anderer Standpunkt kann auch heute keinem Gebildeten, der nicht Vernunft und Sittlichkeit völlig zum Opfer brächte, zugemutet werden. Wer es dennoch tut, arbeitet bei allem ehrlichen Wollen und Glauben nur den Feinden des Christentums in die Hände, die solche Selbstzeugnisse mit Freuden begrüßen und sie als klassische Beweise für die „Rückständigkeit“ des „Christentums“ und seine „Unverträglichkeit“ mit den elementarsten Forderungen der Vernunft ins Gefecht führen.

Aber auch nach der anderen Seite hat man von dem kaiserlichen Schreiben einen Gebrauch gemacht, der sich zu dem Geiste, von dem es erfüllt ist, in schroffstem Widerspruche verhält. So schreibt Wilhelm Schwaner in seinem „Volkserzieher“:

„Jetzt, nachdem es der Kaiser frei vor allem Volk gesagt hat, was allerdings Forscher und Gnostiker aller Völker und Zeiten längst ebenfalls gewußt haben: daß Gott sich immerdar in dem von ihm geschaffenen Menschengeschlechte, in Heiden, Juden und Christen, in Weisen, Priestern und Königen offenbare; daß er durch Hammurabi wie durch Mosen, durch Abraham wie durch Homer, durch Luther wie durch Shakespeare, durch Goethen wie durch Kant und selbst durch Karl den Großen und Wilhelm I. gesprochen habe, jetzt darf auch der deutsche Volksschullehrer seinen Kindern sagen, daß das ganze Menschengeschlecht mehr als die zwölf großen und die vier kleinen Propheten der Juden gehabt habe. Jetzt darf er sicherlich auch Männer nennen, die der Kaiser absichtslos (!!) nicht neben und mit seinen Großen genannt hat: Laotse

und Konfuzius, Buddha und Mohammed, Michelangelo und Raffael, Beethoven und Wagner, Bismarck und Nietzsche a. a. ..."

Auch die weiteren Ausführungen des Verfassers über eine „Religion der Deutschen" u. s. w. vertragen sich mit dem Geiste und Wortlaut des kaiserlichen Schreibens so gut wie Feuer mit Wasser. Ich glaube aber, das Obige genügt, und ich möchte an Herrn Schwaner nur noch die Frage richten: Glauben Sie wirklich, verehrter Herr Schwaner, daß der Kaiser „absichtslos" Mohammed und Nietzsche nicht neben den anderen Großen genannt hat, oder daß er sich überhaupt dazu verstehen würde? Hand aufs Herz?

* * *

Inzwischen wird fleißig an der Gründung neuer Religionen und Kirchen gearbeitet und eine „Religion der Deutschen" auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der — Umfrage ausgeraten. Alle Deutschkirchler, die in sich Hirn genug fühlen, sollen, wie Dr. Dennert in „Glauben und Wissen" berichtet, von dem Herausgeber des „Heimdall" Fragebogen für jene Aufgabe fordern. Das Volk der Germanen allein, versichert uns „Heimdall", trägt den Funken göttlicher Schöpferkraft in sich und verkörpert den „wirklichen Gott auf Erden". Der Nächste der Germanen ist aber nur der Germane. Für ihn werden alle „kristlichen" Gebote der Feindesliebe, des Mitleids, Verzeihens u. s. w. als berechtigt anerkannt, aber: „Schlägt und beschimpft dich (deinen Nächsten oder dein Volk) ein Fremdling, so schlage ihn nieder, denn er hat den göttlichen Geist geschlagen und ist des Todes schuldig!"

Eine Kritik dieser schneidigen „Religion" werden mir die Leser auch ohne Angabe von Gründen erlassen. Es gibt eben Dinge, die über aller Kritik erhaben sind, und dazu gehört auch die projektierte Deutschkirche. Aber von einem verhängnisvollen Irrtum sind die Herren Gründer befangen, wenn sie meinen, ihre Kirche sei deutsch oder auch nur neu. Sie ist leider ein bedauerlicher Rückfall in die Religion eines Volkes, das ihnen kaum sonderlich sympathisch sein wird, nämlich — des „auserwählten" der Juden. Wer also an dem tiefgefühlten Bedürfnis leidet, einem auserwählten Volke anzugehören, kann es auch ohne Deutschkirche befriedigen.

Kein noch so blühender Unsinn und verworrenes Hirngespinst ist toll genug, um nicht im modernen Deutschland Anhänger und öffentliche Vertretung zu finden. Je abstruser und konfuser die Idee, um so größer die Begeisterung, die sich bis zum Fanatismus steigern kann. Eine besondere, nicht mehr seltene Spielart dieser Erscheinung bilden die ebenso phantastischen wie nebelhaften Bestrebungen, eine „deutsche" Religion an Stelle der christlichen zu setzen. Daß solche Gründungen völlig außerhalb des Bereiches geschichtlicher, sittlicher und religiöser Möglichkeiten liegen, brauche ich einem ernsthaften Leserkreise wohl kaum auseinanderzusetzen. Sie lassen sich nur aus der unendlichen Differenzierung unseres geistigen Lebens und aus dem Weltanschauungskampfe

erklären, in dem so viele, namentlich jüngere Deutsche noch keinen festen Standpunkt gewonnen haben, von dem aus sie die auf sie einstürmenden Eindrücke ruhig betrachten und prüfen könnten. Da geht denn in den Geistern alles wirr durcheinander, und wer über ein genügendes Selbstvertrauen und einen genügend großen Sack von zündenden Phrasen, zumal „germanischen" und „nationalen", verfügt, dem braucht um Zulauf nicht bange zu sein.

Betrübend aber ist, daß begeisterungsfähige Deutsche Zeit, Mühe und Mittel an unmögliche Probleme und kindische Phantastereien verschwenden, wo wir doch am Allernötigsten noch bitter Mangel leiden. Schaffen wir uns, bevor wir Jahrtausende umstürzen und das alte Germanentum aus Dunst und Nebel heraufbeschwören, doch zunächst das an, was unseren Altvordern sicher in hohem Maße gegeben war, — ein anständiges deutsches Nationalgefühl. Woran wir Überfluß leiden, ist marktschreierischer Hurrapatriotismus und beschränktes, hinter dem Ofen hockendes Reichsphilistertum, beileibe nicht zu verwechseln mit dem adeligen Nationalgefühl!

* * *

Echtes Nationalgefühl — es ist nicht zu viel gesagt — ist im heutigen Kleindeutschland noch immer ein verhältnismäßig seltenes und dürftiges Pflänzlein. Das mußte uns die Antwort des Reichskanzlers auf die Interpellation des Abgeordneten Prof. Hasse in Sachen unserer mißhandelten ungarländischen Stammesgenossen und die Aufnahme, die diese Erklärung in Parlament und Presse gefunden hat, wieder einmal schmerzlich, aber deutlich zum Bewußtsein bringen.

Unsere Brüder in Ungarn, insbesondere die wackeren Siebenbürger Sachsen, werden in letzter Zeit von den Magyaren in der schamlosesten Weise vergewaltigt. Vor keinem noch so schimpflichen Mittel scheut die „ritterliche" Nation zurück, ihren chauvinistischen Größenwahn und inferioren Haß gegen deutsches Volkstum zu büßen. Regierung und Justiz leisten dabei Schergendienste, die man in einem europäischen Staate für undenkbar halten sollte. Vor allem ist es die deutsche ungarländische Presse, die mit den brutalsten Rechtsbrüchen und Gewaltakten geknechtet und vernichtet werden soll. Bezeichnend für die „Rechtsbegriffe" des „ritterlichen" Volkes ist der Appell, den das magyarische Szegediner Tageblatt am Tage vor einem Prozeß gegen den Herausgeber der deutschen „Großkikindaer Zeitung" an die Geschworenen richtete. Eine Freisprechung, hieß es da, würde dem Reiche zum Schimpf, Szegedin zur Schande gereichen. „Die Herren Geschworenen müssen verstehen, daß sie nicht bloß eine strafrichterliche Funktion erfüllen, sondern auf Augenblicke berufen sind, selbstbewußte magyarische Nationalpolitik zu treiben."

Während die früheren Minister Koloman Tisza und Trefort die Gleichberechtigung der deutschen Nation anerkannten und betonten, ist das jetzt alles

vergessen. Bei der Schaffung des Strafgesetzbuches von 1877 — ich berichte nach der „Korrespondenz des allgemeinen deutschen Schulvereins" — wurde den sich Sträubenden der so berüchtigt gewordene § 172, der „Aufreizungsparagraph", abgeschmeichelt, der jetzt den Vorwand für all die unerhörten Prozesse gegen die deutschen Schriftleiter bildet. „Der Paragraph", hieß es damals vom Regierungstisch, „verbietet nur die offene Aufreizung, aber nicht das freie Wort, den freien Gedanken, die freie Diskussion der Meinungen, die Freiheit der Presse." Und heute? Man schämt sich fast, wenn man dieses schamlose Verleugnen aller Verpflichtungen und Abmachungen ansieht. Es kam das Schwurgerichtsgesetz, das das Recht, als Geschworener zu fungieren, abhängig machte von der Beherrschung des Magyarischen in Wort und Schrift. Damit waren alle außer den Magyaren und den Überläufern von den Sitzen der Geschworenen ausgeschlossen, und Tribunale waren geschaffen, bei denen es kaum noch der planmäßigen Bearbeitung durch Presse und Staatsanwalt bedurft hätte, um sie Leuten ungünstig zu stimmen, die sich angeblich gegen die magyarische Nationalität vergangen hatten. Es kam das Ortsnamengesetz, das den Deutschen die alten Namen ihrer Dörfer und Städte nahm, es kam die planmäßige Verstaatlichung, d. h. Magyarisierung der Schulen. Kurz an allen Enden wurde dem Deutschtum Licht und Luft genommen. Und heute heuchelt man staunende Entrüstung, daß sich da endlich der Widerspruch dieses Bauernvolkes regte. Als der Ministerpräsident Szell nun bei den letzten Wahlen „Reinheit und Freiheit" proklamierte, da suchte dieser Widerspruch parlamentarischen Ausdruck. Man stellte deutsche Kandidaten auf, die sich verpflichteten, auf Erfüllung des Nationalitätengesetzes zu dringen. Nur einer von diesen Kandidaten drang durch, aber die übrigen jagten ihren Gegnern durch den Abbruch, den sie ihnen taten, einen furchtbaren Schreck ein, der das Signal gab zu der offenen Hetze gegen die Führer der deutschen Bewegung und ihre Blätter besonders in Südungarn.

So die Entwicklung bis zu den beschämenden Zuständen von heute, wo wir die magyarischen Chauvinisten im Bunde mit dem Staatsanwalte, mit den Gerichten, den Behörden, der Regierungspresse und der Regierung selber gegen die Deutschen stehen sehen, wo Rechtbeugung jeder Art geübt und geduldet wird, um diesen zu schaden. Böswillige Verzerrung und schamlose Verleumdung sind heute in Ungarn am Werke, um die ungarischen Deutschen zu unterdrücken. *Ermöglicht wird das durch die Sicherheit, die das deutsch-österreichische Bündnis den Herren Magyaren gewährt.* Sollte dieses Bündnis nicht unserer Regierung das Recht geben, ja die Pflicht auferlegen zu freundschaftlicher Abmahnung? Unter Bismarck und dem alten Kaiser war man dieser Meinung, und wie man weiß, mit Erfolg. Hätte unsere Regierung vor Monaten ein vertrauliches Wörtchen der Mahnung gesprochen, so wäre vielleicht manches von den letzten Vorfällen in Ungarn unterblieben zum Besten der Deutschen dort und der Magyaren.

Und die „Deutsch-ungarische Korrespondenz“ schildert die Zustände wie folgt:

Am 3. Februar hatte man bei der Schwurgerichtsverhandlung in Marosvasarhely den „Allergefährlichsten“ in Behandlung, wie der Staatsanwalt in seiner fanatischen Anklagerede den Abgeordneten Lutz Korodi bezeichnete; auch die Mitangeklagten, Rechtsanwalt Dr. Julius Orendi und Dr. Franz Ließ, wurden als gemeingefährliche Individuen gebrandmarkt — mit keinem andern Beweismaterial als der Behauptung, daß sie „gegen die magyarische Nation aufreizen“. Der öffentliche Ankläger bedauerte, daß man die Angeklagten nicht zu Galeerenzwangsarbeit verurteilen könne, und verschmähte es nicht, mit einer ganzen Reihe offenkundiger Lügen die ohnehin genügend empfänglichen Geschworenen zu haranguieren. Das Resultat, die Verurteilung zu einem Jahre bezw. je sechs Monaten Staatsgefängnis und insgesamt 4000 Kronen Geldstrafe (nicht gerechnet die erheblichen Prozeßkosten), dies glänzende Resultat bewies ja zur Genüge, daß der Diener seines Herrn seine Pflicht gut erfüllt hatte.

Durch die hohen Gefängnisstrafen sollen die unbequemsten Männer eine Zeit mundtot und für später vielleicht mürbe gemacht werden, und die hohen Geldstrafen, die vorläufig von der Kaution des Blattes abgezogen werden (der Eigentümer desselben kann sich dem Gesetze gemäß am Verurteilten schadlos halten), sind darauf berechnet, die Eigentümer der Blätter kopfscheu zu machen. Innerhalb zwei Monaten hat die „Kronstädter Zeitung“ einen Kautionsverlust von 9000 Kr. zu verzeichnen!

Was speziell diesen letzten Prozeß anlangt, so ist er geradezu ein juridisches Monstrum. Während das Gesetz klar vorschreibt, daß es nur eine „sukzessive Verantwortlichkeit“ in Preßsachen gibt, daß also in erster Linie der Verfasser und nur, wenn dieser nicht zu haben ist, der Redakteur, und wenn auch dieser nicht zu fassen ist, der Eigentümer des Blattes zur Verantwortung gezogen werden kann, trotz dieser klaren Bestimmung des Gesetzes wurden, dem Gesetze zum Hohn, drei Personen wegen eines Artikels verurteilt. Dr. Orendi bekannte sich als Verfasser, und doch wurde auch Dr. Ließ bestraft, der am Artikel als Redakteur einige geringfügige stilistische Änderungen machte. Und Professor Korodi (er wurde erst später zum Abgeordneten gewählt) hatte nur auf nachdrückliches Bitten des Herausgebers, als der Artikel schon gesetzt war, einen Satz gemildert; vorher hatte er den Artikel nicht einmal gesehen.

Gegen die Verlesung der Artikel im deutschen Original protestierte der Staatsanwalt, und so lernten die Geschworenen (ähnlich wie im Prozeß Korn) das Original gar nicht kennen; und doch war ja die angebliche „Aufreizung“ durch dieses begangen worden und nicht durch die Übersetzung der Behörde! Der Gerichtshof hatte bezüglich des ersten Artikels schon einmal die Verjährung ausgesprochen, weil die Klage gegen den Verfasser nach Verlauf der Verjährungsfrist erhoben wurde. Die Tafel hob diesen Beschluß auf, und dem Gesetz wurde auch hier ein Schnippchen

geschlagen. Dr. Ließ verlangte, es solle aus dem Manuskript genau festgestellt werden, was jeder einzelne der drei Angeklagten geschrieben. Das Verlangen wurde abgewiesen. Der Vertreter Korodis, Rechtsanwalt Dr. Schnell, verlangte die Verlesung des Einstellungsbeschlusses des Gerichtshofes, dessen Präsident wohlgemerkt auch Präsident des Senates gewesen, der den ganzen Prozeß in einem früheren Stadium desselben teils wegen Verjährung, teils wegen mangelnden Tatbestandes der Aufreizung eingestellt hatte; dem Verlangen wurde nicht Folge gegeben.

Aber mit der Mißhandlung „ihrer" Deutschen ist den Gefühlen unserer teuren Verbündeten noch nicht Genüge geschehen. Sie versäumen keine Gelegenheit, die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit zu beschimpfen und uns ihre grenzenlose Verachtung mit naiver Treuherzigkeit zu Gemüte zu führen. Wir sind für sie nur die „deutschen Hunde", und wir scheinen ja auch gegen diesen Kosenamen nichts zu haben, da wir ihn uns ruhig gefallen lassen und dem Bruder Magyar noch dankbar die Hand drücken, oder — um im Bilde zu bleiben — lecken. „Der Deutsche ist ein Hundsfott" ist eines der beliebtesten magyarischen Nationallieder, das bei jeder Gelegenheit mit patriotischer Begeisterung gespielt und gesungen wird. Und „jeder Hund ist ein Deutscher" ist, wie das Ofen-Pester Blatt der Kossuthpartei „Flüggetlen Magyarország" mit Genugtuung feststellt, „ein altes magyarisches Sprichwort"! Der Artikel, in dem diese Feststellung stattfindet, ist denn auch sehr bundesfreundlich „Die deutschsprachigen Hunde" betitelt und lautet im Auszuge wörtlich:

„Ein altes magyarisches Sprichwort sagt: ‚Jeder Hund ist ein Deutscher.' Man fragte einmal einen braven Bauern von Lacsháza, der im übrigen kein Wort deutsch verstand, warum er die hausbewachenden Köter in der reizenden deutschen Sprache anspreche. Wenn nämlich die Hunde die Gäste stark anbellten, rief er: ‚Kusch, tu lump!' und wieder, wenn die Zigeuner herumschlichen, hetzte er die Hunde, so groß wie Kälber, auf sie mit den Worten: ‚Fang im, fang im!' Man fragte ihn also, warum er den Hunden deutsch zurede, da er doch diese Sprache kaum verstehe. Siehe, da war die kurze und treffende Antwort diese: ‚Es ist doch schad, die ehrliche magyarische Sprache für den Hund zu verschwenden, — dazu ist die deutsche Sprache gut genug!' — Die Arrangeure der gestern eröffneten Foxterrier- und Dachshundausstellung scheinen die Grundsätze des Lacsházer Bauern zu den ihrigen gemacht zu haben, denn auf den Eintrittskarten ist der folgende (deutsche) Text zu lesen: ‚Spezialausstellung des ungarischen Erdhund-Klubs Budapest VI, Andrássystraße 127.'... Das Arrangierungskomitee der Ausstellung ist ganz rechtmäßig und richtig vorgegangen, als es deutschsprachige Eintrittskarten ausgab, — mußte es doch auch Bedacht nehmen auf die Nationalität der ausgestellten Hunde. Es ist ja aber ein altes Sprichwort: ‚Jeder Hund ist ein Deutscher'."

Das Sprichwort ist übrigens auch im ungarischen Reichstag offiziell gewürdigt worden. Der Abgeordnete Marjay, von Beruf ein reformierter Pfarrer (!), verlas nämlich in der Sitzung vom 14. Februar ein deutsches Schriftstück in magyarischer Übersetzung, wobei ihm dazwischengerufen wurde, das sei ja magyarisch. Er, nicht faul, erwiderte darauf: „Ich bitte um Entschuldigung: deutsch rede ich nur mit meinem Jagdhund!“ Der Bericht vermerkt hier: „Lärmende Zustimmung und Heiterkeit auf der äußersten Linken.“ Von einem Ordnungsruf des Präsidenten selbstverständlich keine Rede: „deutsche Hunde“ müssen sich solches eben gefallen lassen, wofür sind sie auch deutsche Hunde?

War es nach alledem nicht Pflicht deutscher Volksvertreter, diese empörenden Vorgänge im deutschen Parlamente zur Sprache zu bringen? Und mußte nicht die bescheidenste nationale Selbstachtung erwarten, daß auch die übrigen Volksvertreter, ebenso die Regierung, bei aller Schonung des Bundesverhältnisses und Zurückweisung direkter politischer Eingriffe, doch Worte der ernstesten Abwehr und Warnung an den zügellosen Übermut eines halbasiatischen Volkes finden würden, dessen politische Existenz wesentlich durch den Schutz deutscher Macht verbürgt wird? Aber nichts von dem geschah, auch die bescheidensten Erwartungen blieben noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Die mahnenden Worte des Professors Hasse verhallten ohne ein mehr als vereinzeltes Echo, und der Kanzler des Deutschen Reiches gab seinem „Bedauern“ (!) Ausdruck „über die Art und Weise, wie sich der Herr Abgeordnete Hasse ausgesprochen hat über einen Staat und ein Volk, das uns seit vielen Jahren ein ausgezeichneter Verbündeter ist“. Graf Bülow berief sich dabei beliebterweise auf Bismarck, — sehr mit Unrecht, wie ihm alsbald von verschiedenen Seiten nachgewiesen wurde. Denn Bismarck schreibt in dem vom Grafen Bülow zitierten Briefe an den Generalkonsul in Ofen-Pest, nachdem er ihm alle amtliche Zurückhaltung in den Angelegenheiten der Deutsch-Ungarn empfohlen hat: „Vielleicht werden Ew. Hochwohlgeboren, indem Sie vergessen, daß Herr v. Trefort den Grundsatz der gleichmäßigen Behandlung (der Nationalitäten) proklamiert hat, und indem Sie diesen Grundsatz auf Rechnung anderer setzen, Gelegenheit finden, daß wir solche Verkennung des politischen Bedürfnisses und solche Verleugnung des politischen Sinnes als ‚Kreisrichterei‘ zu bezeichnen pflegen.“ Diese Art, die Dinge anzufassen, ist denn doch von der des Grafen Bülow so grundverschieden, wie das politische Genie der beiden Staatsmänner. Bismarck denkt nicht daran, eine große Staatsaktion einzuleiten, aber er hat volles Verständnis für die Bedeutung der Sache und Mittel, sie im deutschnationalen Sinne zu beeinflussen. Auch Kaiser Wilhelm I. hat mit Erfolg zugunsten des deutschen Theaters in Ofen-Pest eingewirkt.

„Vielleicht weiß Graf Bülow nicht,“ schreibt die „Frankfurter Zeitung“, „daß Bismarck in den 60er Jahren sich bei Rußland diplomatisch für die

deutschen Lutheraner in den russischen Ostseeprovinzen verwendet hat. Freilich, Rußland war nicht unser Bundesgenosse. In Österreich-Ungarn hat er allerdings nicht eingegriffen, aber er hat mit Besorgnis das Steigen der slavisch-magyarischen Flut wahrgenommen und er hat es deutlich ausgesprochen, daß Österreich-Ungarn, wenn diese Flut Meister würde, seinen Wert als Bundesgenosse für uns völlig verloren habe. Ein deutscher Staatsmann hat also noch anderes zu tun, als daß er mit dem Gefühle der Wurschtigkeit über die Grenze guckt und zusieht, wie die Leute dort das Fundament unterwühlen, auf dem er selbst mit seiner ganzen Politik sitzt. Seit dem Besuche Kaiser Wilhelms in Ungarn wird dort ein Wort von ihm kolportiert und verwertet: Er gebe den Magyaren die Deutschen preis; sie könnten mit diesen machen, was sie wollten. Wir haben seit Jahren vergebens auf ein Dementi gewartet. Wäre das auch eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ungarns gewesen, wenn man erklärt hätte, das Wort sei erfunden und erlogen?"

Es gehört in der Tat zu den schier unglaublichen Dingen, daß die dem deutschen Kaiser in den Mund gelegte Äußerung, er wolle Millionen deutscher Stammesgenossen einem fremden Volke zur Vernichtung ausliefern, nicht schon längst mit der Entrüstung zurückgewiesen wurde, die der offiziösen Presse doch sonst so reichlich zur Verfügung steht. Auch Professor Hasse bringt dies überaus befremdliche Schweigen energisch zur Sprache. „Darüber", schreibt er in einer öffentlichen Erklärung, „wird doch der Reichskanzler nicht im Zweifel sein, daß er mit seiner Rede vom 19. März unseren deutschen Landsleuten noch mehr geschadet hat, als durch seine bisherige passive Haltung in der Frage. Denn selbst wenn man sich auf den Nichteinmischungs-Standpunkt stellt, wird man vom deutschen Standpunkte aus doch vom deutschen Reichskanzler verlangen dürfen, daß er feindselige und nachteilige Handlungen gegenüber den Deutschen im Auslande, die zufällig nicht deutsche Reichsangehörige sind, unterläßt ... Ich hatte nun am 20. März die Absicht, mich gerade darüber zu beklagen, daß eine Stellungnahme hochstehender Autoritäten gegen das Deutschtum in Ungarn, mithin eine Parteinahme und Einmischung stattgefunden habe, oder wenigstens, daß magyarischerseits dies behauptet werde, ohne daß amtlich deutscherseits bisher ein Dementi erfolgt sei. Schon am 15. Dezember 1897 habe ich mich im Reichstage darüber beklagt, daß ungarische Staatsmänner behaupten durften: ‚Der germanische Kaiser habe ostwärts der Leitha alles Deutschtum aufgegeben. Nun könnten sie tun, was sie wollten.' Vergebens habe ich damals an den Herrn Reichskanzler Fürsten Hohenlohe die Bitte gerichtet, in Ofen-Pest keinen Zweifel darüber zu lassen, daß niemand in der Welt das Recht habe, eine Rede eines deutschen Kaisers dahin auszulegen, daß sie beabsichtige, Millionen deutscher Volksgenossen, und wären sie auch in einem befreundeten Staate, dem nationalen

Untergange preiszugeben. Ebensowenig erfolgte neuerdings ein Dementi, als im Jahre 1902 der deutsche Militärbevollmächtigte für Österreich-Ungarn, Major von Bülow, bei den Manövern in Ungarn gelegentlich einer Reihe von Schmeicheleien, die er in der heute durch den Baron Speck von Sternburg weiter ausgebildeten Art an einen magyarischen Chauvinisten verschwendete, angeblich gesagt haben soll, die deutsche Regierung oder der deutsche Kaiser wünschten die Aufrichtung eines magyarischen Nationalstaates in Ungarn, selbst um den Preis der Vernichtung der $2^1/_2$ Millionen deutscher Bürger des Königreichs Ungarn. Auch diese ganz unmögliche Behauptung ist deutscherseits amtlich noch nicht richtiggestellt worden, und ich hatte die Absicht, auch in diesem Punkte ein entschiedenes Dementi von dem ja sonst so dementierungslustigen Reichskanzler zu fordern ..." Inzwischen hat Graf Bülow seinen Dank geerntet, allerdings nicht — wie man das wohl bei dem Vertreter einer jeden anderen Nation, mit alleiniger Ausnahme der deutschen, hätte erwarten dürfen — von den eigenen Volksgenossen, sondern von deren erbittertsten Feinden und Verfolgern. Die „ritterliche Nation" schwimmt in Wonne und Seligkeit und widmet dem Kanzler des Deutschen Reiches den wohlverdienten Lorbeer. Auch die Ofen-Pester Studenten haben, wie die „Frankfurter Zeitung" meldet, den Grafen Bülow beglückwünscht: „es sind dieselben Studenten, die in Budapest jede deutsche Theatervorstellung niederbrüllen und niedertrampeln; es sind dieselben Studenten, die jetzt gegen die Verstärkung der österreichisch-ungarischen Wehrkraft demonstrieren und deren Schwächung durch die Herstellung einer besonderen ungarischen Armee verlangen."

„Beifall von diesen jugendlichen Revolutionsstürmern," bemerkt elegisch der „Reichsbote", „die bereits das Deutsche als ungarische Armeesprache verfolgen, das ist für einen deutschen Staatsmann bitter! Die selten die Dinge erschöpfende, meist auf die eine oder die falsche Seite fallende Auffassung des Grafen von Bülow in den politischen Dingen rächt sich auch hier. Man lese daneben, was ein französischer Gelehrter über den Wert deutscher Kultur und Sprache in Ungarn jüngst geäußert hat. Professor L. Leger, ein ausgezeichneter Forscher, war während der Pariser Weltausstellung Mitglied des Preisgerichts für Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts. Schon damals sprach er dem Vertreter der ungarischen Regierung sein Erstaunen und Befremden darüber aus, daß die ungarische Lehrmittelausstellung eine rein magyarische war; als ob es neben den Magyaren in Ungarn keine anderen Nationalitäten gäbe! Die ungarische Regierung konnte darauf keine Antwort geben. Jetzt hat die neueste Entwicklung der Lage in Ungarn dem Professor Leger Veranlassung gegeben, über die Magyarisierungspolitik den Stab zu brechen. Das Deutsche, führt er aus, sei eine Weltsprache, mit der das Magyarische sich nicht messen könne. Die magyarische Sprache, weit entfernt davon, die Völker, denen sie aufgedrängt werde, der europäischen Kultur zu nähern, entferne

sie dieser vielmehr. Das magyarisch-nationalistische Bemühen, die übrigen Nationalitäten zu unterdrücken und aufzusaugen, werde schließlich doch erfolglos bleiben und für die Magyaren werde es einst ein schreckliches Erwachen geben.

„So der Franzose Leger; was hatte dem der deutsche Reichskanzler in seiner Rede an die Seite zu stellen? Und doch hätte man von ihm, ohne daß dadurch eine diplomatische Intervention heraufbeschworen zu werden brauchte, noch eine ganz andere Sprache nach dieser Richtung erwarten sollen!"

Und in der „Tägl. Rundschau" schreibt P. S. (Samassa?): „Vor kurzem wurde im ungarischen Reichstage die deutsche Sprache eine ‚Hundesprache' genannt, und weder der Präsident des Reichstags noch der Ministerpräsident sah sich veranlaßt, das irgendwie zu ‚bedauern'. Als aber Professor Hasse diese Tatsache mit entsprechendem Kommentar in seiner Rede vorbrachte, da ‚bedauerte' Graf Bülow sofort, daß in ‚diesem Tone' im deutschen Reichstage von einer befreundeten Nation gesprochen worden sei. Der Unterschied fällt etwas stark in die Augen, und es ist recht wenig wahrscheinlich, daß die Herren Magyaren für die glühenden Kohlen, die Graf Bülow auf ihr Haupt gesammelt hat, Verständnis besitzen. Vielleicht hat sich Graf Bülow die Theorie zurechtgelegt, daß die betreffenden Redner die deutsche Sprache als Hundesprache bezeichnet haben, die die Deutschen außerhalb des Reiches reden. Indes — es ist nun einmal dasselbe Deutsch, das sowohl am Rhein wie in den Bergen Siebenbürgens oder den Wäldern Brasiliens gesprochen wird, und diese unzerstörbare Volks- und Sprachgemeinschaft ist und bleibt die einzige feste Grundlage einer deutschen ‚Weltpolitik'."

Es ist das alte, traurige Lied, das seit Jahrhunderten klagend durch die deutsche Geschichte klingt: die nationalen Regungen des deutschen Volkes sind von oben herab immer unterdrückt und als staatsgefährlich verdächtigt worden, bis man endlich selber seine Zuflucht zu ihnen nehmen mußte. Dann hielt man den verfolgten und geschmähten nationalen Gedanken gerade für gut genug, sich von ihm das arg bedrohte Thrönlein allergnädigst retten zu lassen. Auch heute wird auf jede freiere und kühnere Regung eines gesunden Nationalgefühls, das über den beschränktesten Staatsbürgerbegriff hinausgeht, mit Keulen losgeschlagen, als sei es die größte Gefahr für das Reich und nicht die Kraft, durch die allein es geschaffen wurde. Die Begriffe Reich und Nation werden immer verwechselt und — was das Schlimmste — vielfach unbewußt. Viele Deutsche halten sich für außerordentlich „national" und verstehen darunter doch nur ihr steuerzahlendes Reichs- und Staatsbürgerbewußtsein und ihre loyale „Untertanenschaft". Für den großen Begriff Nation geht ihnen jegliches Verständnis ab. Der Deutsche z. B., der zufällig russischer Staatsangehöriger, ist für sie „Russe", und mag er auch viel reinerem deutschen Geblüte entstammen, als der verehrliche Reichsbürger. Dagegen wird jeder, der die deutsche Reichsangehörigkeit besitzt, und sei's ein Schwarzer aus Kamerun, als deutscher Bruder

mit Rührung in die Arme geschlossen. Der biedere Reichsphilister würde auch im Polen freudigst den Stammesgenossen begrüßen, wenn jener ihm nicht das Verfehlte dieser „nationalen“ Wallung gar zu deutlich zu Gemüte führte.

Wer enttäuscht von der eisigen Kälte der Regierung in nationalen Fragen, sein nationales Gefühl an der deutschen Presse erwärmen möchte, würde auch hier bittere Enttäuschungen erleben. Ein großer, ja der größte und meistgelesene Teil unserer gedruckten „öffentlichen Meinung“ versagt in nationalen Dingen völlig. Die offiziöse Presse gießt von Amts wegen ganze Eimer kalten Wassers auf jede freiere nationale Regung, während sie doch gleichzeitig mit großen Worten, wie „deutsche Weltmacht und Weltpolitik“ u. dergl. den Mund gar voll nimmt. Der lächerliche und schädliche Widerspruch liegt auf der Hand. Die sogenannte „unparteiische“ Presse pflegt größtenteils einen faden, lauwarmen Reichspatriotismus und Byzantinismus, der sich ja auf höhere Anregung und wenn die Sache für den Abonnentenfang lohnend erscheint, zur tönenden nationalen Phrase anschwellen kann. Die liberalen Blätter haben sich zum Teil soeben erst als höchst unzuverlässig erwiesen. Konnte doch der „Reichsbote“ mit Recht feststellen: „Zu allen diesen Ungerechtigkeiten und Feindseligkeiten gegen das Deutschtum in Ungarn drückt unsere deutsche liberale Presse die Augen zu. Wenn solche Urteile in Deutschland etwa gegen polnische oder dänische Redakteure wegen ähnlicher Auslassungen zugunsten der Erhaltung ihrer nationalen Eigenart und gegen gewaltsame Germanisierungs-Bestrebungen ergangen wären, so würden die freisinnigen und liberalen Blätter ohne Zweifel ein lautes Geschrei über das reaktionäre System in Deutschland, über Rechtsbeugung und Rechtswillkür erhoben haben und sie hätten zur Entrüstung auch Grund gehabt.“ Ein ehemals angesehenes Blatt hat offen für die magyarischen Bedrücker deutschen Volkstums Partei genommen, indem es die dreiste Behauptung aufstellte, es handle sich um einen Kampf gegen die deutschen „Magyarenfresser“, welchen Ausdruck es dann als „Druckfehler“ bezeichnete und durch „Magyarenhasser“ ersetzte, als ob nicht beides auf dasselbe hinausliefe. Die hübsche Fabel von dem bösen Lamm, das dem unschuldigen Wolf das Wasser trübt! Das Blatt will „nationalliberal“ sein und nennt sich „Nationalzeitung“ — lucus a non lucendo. Ich muß wieder bemerken: ausgerechnet nur in Deutschland dürfen Preßorgane sich solche Verleugnung jeglicher nationaler Gesinnung, und noch dazu auf Kosten der einfachsten Wahrheit und Gerechtigkeit, erlauben.

Über die Haltung der sozialdemokratischen Presse in diesen Dingen lohnt es kaum, noch Worte zu verlieren. Sie steht allen nationalen Bestrebungen mit einer geradezu verbohrten Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, um nicht zu sagen Feindseligkeit gegenüber. Sie huldigt da dem plattesten Parteiphilistertum, und ist immer bereit, sich der Sache des fremden Staates und Volkes anzunehmen, wenn ich auch keineswegs so weit gehe, die nachgeschwätzte Meinung von ihrer angeblichen „Reichsfeindschaft“ zu teilen. Aber sie ist, im Gegensatz zu den sozialdemokratischen Parteien anderer Länder, die gut national

sind, in einem doktrinären Internationalismus erstarrt, mit dem man die Wände einrennen könnte, und der auch vom Parteistandpunkte aus unglaublich kurzgestirnt ist. Auch dieser Unterschied in der nationalen Gesinnung der Sozialdemokratie anderer Länder und der Deutschlands kennzeichnet unser Nationalgefühl gerade genug. Für die Juden in Rumänien fanden die werten Genossen Töne der wärmsten Teilnahme und Hilfsbereitschaft, da war es für sie heilige Pflicht des Deutschen Reiches, einzugreifen; das Schicksal der ungarländischen Stammesgenossen war ihnen — „wurscht".

Nun muß man freilich in Rechnung stellen, daß von den „Taten" unserer auswärtigen Politik in den letzten Jahrzehnten kaum eine geeignet war, unser Nationalgefühl zu erheben und zu kräftigen. Auch unsere ganzen Berührungen und Beziehungen mit dem Auslande waren und sind nicht der Art, daß sie uns mit besonderem nationalen Hochgefühl erfüllen könnten. Man denke an unsere unausgesetzte Verschwendung von Liebenswürdigkeiten an die fremden Staaten, die darin nur ein Zeichen unserer Schwäche erblicken und immer üppiger gegen uns werden. An die Aufrichtigkeit unserer überschwenglichen Freundschaftsgefühle glaubt ja doch keines der realpolitisch geschulten Völker. Und was ernten wir? Wenn nicht gerade Fußtritte, so doch ganz empfindliche Nasenstüber. Ich brauche wohl keine Beispiele anzuführen.

* * *

... Am 22. Januar 1849 sprach unser Ludwig Uhland in einer Parlamentssitzung folgende Worte:

„.... Ich lege noch meine Hand auf die alte, offene Wunde, den Ausschluß Österreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn, wenn ein deutsches Erbkaisertum ohne Österreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal noch Österreich zu Deutschland treten werde. (Bravo! auf der Linken.) Auch hier glaube ich an die erste Zeit erinnern zu müssen. Als man Schleswig erobern wollte, wer hätte da gedacht, daß man Österreich preisgeben würde? (Bravo! auf der Linken.) Als die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung des Fünfziger-Ausschusses einzogen und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Toren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden, diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer; sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Liechtenstein aufginge. (Heiterkeit und Bravo! auf der Linken.)

„Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Dritteil der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt. Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. (Zustimmung auf der Linken.)

Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen hörte. (Lebhaftes Bravo! auf der Linken und dem linken Zentrum.)

„Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen, man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur eines bei: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, meine Herren, daß, wenn wir mit einem Bundesstaat ohne Österreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube, dieses namentlich von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie, meine Herren, das Volksgefühl!"

Und weiter:

„Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das ein erhebendes Gefühl, daß, obschon wir uns oft gegeneinander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind . . ."

Es ist nicht meine Absicht, aus diesen Worten, die unter ganz anderen Voraussetzungen und in einer ganz anderen Zeitlage gesprochen wurden, hier irgend welche praktisch-politischen Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen. Die Geschichte hat anders entschieden, als es in den Wünschen des heißen Dichterherzens lag und wohl auch in den unserigen gelegen hätte. Ein Dichterwort! Aber ich meine: so spricht die Stimme des Blutes, die Stimme tausendjähriger Gemüts- und Geistesgemeinschaft, so spricht echtes deutsches Nationalgefühl.

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."





Wohl denk' ich oft.

Wohl denk' ich oft an mein vergangnes Leben,
Wie es vor meiner Liebe für dich war;
Kein Mensch hat damals acht auf mich gegeben,
Ein jeder Tag verloren für mich war.
Ich dachte wohl ganz dem Gesang zu leben,
Auch mich zu flüchten aus der Menschen Schar ...
Genannt in Lob und Tadel bin ich heute,
Und daß ich da bin, wissen alle Leute.

Gedicht von Michelangelo, komponiert von Hugo Wolf.



Hugo Wolf.

Von

Dr. Karl Storck.

„Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!"
Detlev von Liliencron.

„Mich dünkt, 's sollt' passen Ton und Wort."
Hans Sachs in Richard Wagners „Meistersingern".

Am 22. Februar ist Hugo Wolf gestorben. Ein Leben voll Mühe und Arbeit hat hier das allzufrühe und doch als Erlösung wirkende Ende gefunden. Denn an eine Genesung des seit fünf Jahren dem Wahnsinn verfallenen Liedersängers war nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu denken. Am 4. Juni 1897 noch hatte Wolf an seine Mutter geschrieben: „Ich sehe nun tatsächlich einer rosigen Zukunft entgegen, und gebe nur Gott, daß Sie diese Morgenröte, die endlich über meine Existenz hereinbrechen wird, noch erleben." Es hatte eben nie viel dazu gehört, die Hoffnungsseligkeit des vom

Leben hart Mitgenommenen emporschnellen zu lassen. Aber die unfreiwillige sprachliche Ironie, die in dem Ausdruck „Morgenröte hereinbrechen“ liegt, bekam bald eine tragische Bedeutung. Es war nicht die Morgenröte, die sich ankündete, es war ein dunkles Abendrot. Am 9. Oktober desselben Jahres verkündeten die Zeitungen, daß Hugo Wolf in die Irrenanstalt des Dr. Svetlin in Wien überführt worden sei. Noch in seinen Wahnvorstellungen erhellte die künstlerische Hoffnung die Tobsucht des Ärmsten. Er bildete sich ein, zum Direktor der Wiener Hofoper ernannt zu sein. Er hatte sich so vergeblich nach der Aufführung seines „Corregidor“ im „geliebten“ Wien gesehnt, er hatte so bitter um die Wirkung auf breitere Schichten durch die Oper gerungen, daß ihn der Wahn nun an dieser Seite faßte.

Einige Monate später, im Februar 1898, konnte er aus der Anstalt wieder entlassen werden. Die Heilung war nur scheinbar. Nach einigen Monaten rastlosen Umherhetzens suchte er Ruhe in den Fluten des Gmundener Sees. Er wurde gerettet und in die niederösterreichische Landesirrenanstalt verbracht. So war er für die Kunst, der sein ganzes Leben gegolten, bereits mit achtunddreißig Jahren ein toter Mann. Man darf wohl sagen, daß ihn die Kunst verzehrt hatte. Körperlich wie geistig. Man wird das letztere begreifen, wenn wir die Art des Wolfschen Schaffens näher kennen lernen. Dieses bedingte ein Verzehren der Nervenkraft, weil es eine ganz eigentümliche Hingabe an eine andere Kunstwelt, die des Dichters nämlich, eine Art Selbstentäußerung verlangte. Körperlich aber opferte er sein Leben auch der Kunst, weil er als ihr reiner Priester jene heilige Vestaflamme in sich hegte, die fast immer des Künstlers äußeres Sein zum Opfer fordert. Äußere Erfolge sind für so rücksichtslos den ihnen vorgeschriebenen Weg verfolgende Künstler eigentlich immer ausgeschlossen. Denn nicht alle sind so zäh, daß sie trotz allem siebzig Jahre alt werden, wie Wagner. Und die königlichen Mäcene, die *vor* der übrigen Welt einen Künstler entdecken, sind fast noch seltener.

So ist also Hugo Wolfs Leben ein Dornenweg gewesen. Dabei hatte er in seiner Jugend jene Kämpfe nicht zu bestehen, denen wir auf der ersten Station jeder Künstlerlaufbahn zu begegnen gewohnt sind. Sein Vater war zwar von Beruf Lederhändler zu Windischgrätz in der grünen Steiermark, aber er war selbst musikalisch. Und als er bei seinem am 13. März 1860 geborenen Sohn musikalische Anlagen entdeckte, gab er ihm selbst vom fünften Jahre ab den ersten Klavier- und Violinunterricht. Und auch die Luft im Benediktinerstift St. Paul in Kärnten war der musikalischen Entwicklung günstig. Denn derartige katholische Konvikte brauchen ja die musikalischen Kräfte ihrer Schüler in der verschiedensten Hinsicht für Gesang, Orgel und Orchester. Auch gegen Hugos Eintritt ins Wiener Konservatorium zu Anfang der achtziger Jahre hatte der Vater nichts einzuwenden.

Erst hier an der berufsmäßigen Pflegestätte der Musik fand ihr berufener Jünger die bösen Dornen. Konservatorium hängt im Wort nicht umsonst mit

„Konservativ" zusammen. Dieser Hugo Wolf aber war von Natur aus ein Neuerer. Seine ganze eigentümliche Veranlagung trieb ihn zu einer Auffassung von den Aufgaben des Liedes, die der allgemein anerkannten stracks zuwiderlief. Daß sie äußerlich als eine Ausdehnung der Kunstgrundsätze Richard Wagners auf das Gebiet des Liedes erschien, war bei den Gewaltigen des Wiener Konservatoriums nur um so schlimmer. Denn da man den Siegeslauf des Bayreuthers nicht mehr aufhalten konnte, richtete man sich um so schroffer gegen seine Jünger. Und zwar mit sicherm Instinkt weniger gegen die des Buchstabens, als gegen die Jünger im Geiste. Nicht die Komponisten von Götter- und Heldenopern, nicht die stabreimenden Textedichter und die ängstlichen Ausnutzer von Leitmotiven waren „gefährlich", sondern jene, die sich Wagners Auffassung des Verhältnisses von Text und Musik zu eigen machten. Hugo Wolf war so einer, wenn auch durchaus nicht Epigone. Da ihm aber, wie er selbst an Emil Kauffmann in Tübingen schreibt (bei S. Fischer, Berlin, erschienen), „oberstes Prinzip in der Kunst strenge, herbe, unerbittliche Wahrheit, Wahrheit bis zur Grausamkeit" war, so dürfen wir uns nicht wundern, daß der Kampf bald ausbrach.

Bereits ein Jahr nach seinem Eintritt mußte Hugo Wolf das Wiener Konservatorium verlassen. Schlimmer war, daß ihm nun auch sein Vater alle Unterstützung entzog. So begannen die Jahre der Not, in denen er sich als Chorist, Operettendirigent und auch als Musikkritiker kleiner Zeitungen mühsam und karg durchs Leben schlug. Aber wenn der Ertrag dieser Stellungen oft nicht ausreichte, seinen Hunger zu stillen, Feinde schuf ihm seine rücksichtslose Feder genug. Zumal seine erbitterte Bekämpfung von Brahms, für den ihm Nietzsches böses Wort „Melancholie des Unvermögens" alles zu sagen schien, hat ihm viele Gegner geschaffen. Freunde seiner Kunst hat er dagegen nur langsam gefunden. Er hat sich nie auf Reklame verstanden; aber auch nicht auf jene höfliche Geschmeidigkeit, die berühmte Sänger für ihn hätte begeistern können. Auch war er gegen Lob mißtrauisch. Er wollte verstanden sein. Wo er aber Verständnis fand, war er von rührender Dankbarkeit. Wieder verweise ich auf die Briefe an Emil Kauffmann: „Ihre so schmeichelhaften Zeilen", schreibt er dem trefflichen Manne, „haben mich aufs tiefste beschämt. Dergleichen zu hören, ist mir etwas ganz Ungewöhnliches. Ich bin es schon zufrieden, wenn es mir gelungen ist, Ihnen ein aufrichtiges Interesse und ehrliches Wohlwollen für meine künstlerischen Bestrebungen abgerungen und im übrigen auch als Mensch nicht mißfallen zu haben. Mehr habe ich, wenn ich mich und meine Leistungen recht taxiere, nicht zu erwarten."

Um 1890 wurde Hugo Wolf „entdeckt". Das Verdienst gebührt dem Wiener akademischen Wagnerverein, vor allem dessen rührigem Obmann Joseph Schalk, der auch mehrere gute Aufsätze über Wolf geschrieben hat. (Drei Folgen „Gesammelter Aufsätze" von J. Schalk, E. Kauffmann, M. Haberlandt, E. Hellmer, K. Hallwachs, P. Müller, Grundsky, O. E. Nodnagel u. a., herausgegeben vom

Hugo-Wolf-Verein in Wien. Verlag von S. Fischer, Berlin.) Im übrigen verhielt sich gerade Wien recht ablehnend. Das beste Verständnis fand Wolf in der Heimat seines Lieblingsdichters Mörike. Der Tübinger Universitäts-Musikdirektor Emil Kauffmann, mit dem Wolf von 1890 ab einen prächtigen Briefwechsel unterhalten hat, dann der Stuttgarter Rechtsanwalt Dr. Hugo Faißt, der ihm ein trefflicher Sänger wurde, endlich einige Herren in Mannheim, wo der Verleger K. F. Heckel alle Lieder Wolfs erscheinen ließ, gehörten zu den ersten Mitgliedern der kleinen Gemeinde. Berlin, wo der Komponist 1892 in engeren Kreisen einen starken Erfolg gehabt hatte, wurde 1894 durch die Aufführung der Chöre „Der Feuerreiter“ und „Elfenlied“ gewonnen. Hugo-Wolf-Vereine wirken seit 1896 für den Komponisten. „Daß er da ist, wissen heute alle Leute.“ Aber von hier bis zum richtigen Bekanntsein ist noch ein weiter Weg. Wir müssen ihn zurücklegen aus Gerechtigkeit gegen den Komponisten und gegen uns. Wir sind nicht so reich, daß wir derartige Schätze ungenützt liegen lassen dürfen.

* * *

Aus Hugo Wolfs Biographie erfahren wir eine sehr merkwürdige Erscheinung für sein Schaffen. Zwischen den einzelnen Schaffensperioden liegen kürzere oder längere, oft jahrelange Pausen, in denen er ganz unvermögend scheint. Ganz plötzlich kommt dann nach einer Zeit völliger Dumpfheit eine solche fast beispiellose Fruchtbarkeit über ihn, daß man mit Joseph Schalk von einem krampfhaften Zustand reden möchte, der ihm nicht die nötigste Ruhe, nicht einmal die Zeit für Essen und Schlaf gönnte.

Aus den Briefen an Emil Kauffmann, die ihr Herausgeber mit Recht Wolfs Selbstbiographie „zwischen dreißig und vierzig“ nennt, lernen wir diese eigentümliche Schaffensweise kennen, die ihn oft bis an den Rand der Verzweiflung brachte, dann wieder in einen Wonnetaumel versetzte. „Du lieber Gott, ich wär' schon zufrieden, wenn ich das kleinste Liedchen schreiben könnte — und nun gar eine Oper! Ich glaube bestimmt, mit mir ist's aus — rein aus — und ein Schelm, der mehr gibt, als er hat!“, heißt es am 6. August 1891. Und noch im Oktober: „Wie die Sachen nun stehen, muß ich wohl befürchten, die gute Meinung, die Sie über meine Leistungsfähigkeit hegen, nicht ganz und völlig rechtfertigen zu können.“ Der Zustand dieser Unfruchtbarkeit dauerte bis Anfang Dezember. Am 15. aber schreibt er dem Freund: „Ihr letzter Brief überraschte mich bei der mir schon ziemlich fremd gewordenen Tätigkeit des Komponierens. Seit den ersten Tagen des Dezembers fing mein geistiges Uhrwerk plötzlich an lustig zu ticken, und Sie können sich nun bei dieser Wahrnehmung meinen freudigen Schrecken vorstellen. In dieser kurzen Zeit hatte ich bis vor zwei Tagen dreizehn Lieder aus dem italienischen Liederbuch geschrieben und mir freventlich vorgenommen, bei dem dreiunddreißigsten erst anzuhalten.“ Es sollte diesesmal nicht sein. Sobald eben überhaupt eine Pause eintrat, war es wieder einmal ganz vorbei.

Wolf gehörte zu jenen Menschen, von denen Nietzsche sagt, „daß sie lieber zugrunde gehen, als ohne Lust an der Arbeit arbeiten“. Man müßte nur sagen: „ohne inneren Zwang zur Arbeit“. Wir wundern uns deshalb nicht, bald wieder Schreien der Verzweiflung zu begegnen, daß er gar nichts mehr hervorbringen könne. Dabei hätte er die weiteren Worte Nietzsches aus der „fröhlichen Wissenschaft“ sehr gut auf sich anwenden können, wo es heißt: „Sie fürchten die Langeweile nicht so sehr, als die Arbeit ohne Lust: ja sie haben viele Langeweile nötig, wenn ihnen ihre Arbeit gelingen soll. Für den Denker und für alle erfindsamen Geister ist Langeweile jene unangenehme ‚Windstille‘ der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorangeht, er muß sie ertragen, muß ihre Wirkung bei sich abwarten.“

Dieses Abwarten eben konnte Wolf nicht lernen. Sobald wieder eine derartige Periode der Sterilität bei ihm eintritt, verzehrt er sich in Klagen und Zweifeln. Wie quält und ärgert er sich durch das Jahr 1894 durch. Dann kommt am 19. März 1895 in einem Brief an Kauffmann die Stelle: „Ich freue mich unsäglich auf den heurigen Frühling. Fängt's doch auch schon in uns zu blühen und jubilieren an, wenn auch einstweilen noch im Keime.“ Die Keime schossen schnell auf. Sechs Wochen später stehn sie schon in Halmen: „Was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen heute am 1. Mai die Mitteilung mache, daß die ersten zwei Akte bis auf die Szenen mit dem Corregidor fix und fertig komponiert sind, und zwar sind dieselben im druckreifen Klavierauszug bereits vorhanden, da es meine Art ist, alles gleich in vollendeter Gestalt zu Papier zu bringen . . . Einfälle und Ideen strömen mir in solcher Hülle und Fülle zu, daß ich mit dem Fixieren kaum zu folgen imstande bin.“ Und bereits am 9. Juli kommt die Meldung: „Die Oper ist vollendet, und, wie ich glaube, ist alles aufs beste gelungen.“ Am 17. Dezember lag das Werk denn auch in der Orchesterpartitur vor. — Bald danach haben wir wieder ein ähnliches Beispiel. Am 17. März 1896 schreibt Wolf an seinen Tübinger Freund: „Vielleicht ist mir auch der diesjährige Frühling hold und läßt einen ‚holden Harfenton‘ in mir erklingen.“ Bereits am 28. April folgt die Nachricht, daß der zweite Band des italienischen Liederbuchs mit dem zweiundzwanzigsten Gedicht abgeschlossen sei. Und das alles während der aufregenden Vorbereitungen zur „Corregidor“-Aufführung in Mannheim. —

Ich würde diese Erscheinung nicht so eingehend beleuchtet haben, wenn sie nicht die charakteristische Äußerung für die ganze Künstlerschaft Wolfs wäre.

Hugo Wolf bietet die eigentümliche Erscheinung eines Dichterkomponisten, der selber in dichterischer Hinsicht nicht schöpferisch veranlagt ist. Er hätte natürlich ebensogut wie die Mehrzahl jener Nachahmer Wagners sich einen Operntext zusammenleimen können. Daran hinderte ihn, oder besser, davor bewahrte ihn jene unerbittliche Wahrheit in Kunstdingen, die er sich auch zum Grundsatz gegen sich selbst gemacht hatte. Davor bewahrte ihn ferner gerade seine Natur als Dichterkomponist. Denn wenn ich mir die sämtlichen

Dichtungen zu den nachwagnerschen Musikdramen ansehe, die vom gleichen Manne gedichtet und komponiert wurden, so zeigt sich immer das Verhältnis, daß ein Komponist sich einen Text schreibt. Nirgendwo, auch bei Weingartner und Richard Strauß („Guntram") nicht, hat man der Dichtung gegenüber das Gefühl künstlerischer Notwendigkeit, nirgendwo kommt man auf jenes Wagnersche Verhältnis, daß Dichtung und Musik sich wie Mann und Frau gegenüberstehen. Die Dichtung ist hier überall nur in der Absicht entstanden, das Gerüst zur nachherigen Umkleidung mit Musik abzugeben. Hugo Wolf hätte nur aus innerer künstlerischer Notwendigkeit gedichtet, wie er auch nur aus solcher komponierte.

Aber wenn er nun nicht für die Dichtung schöpferisch veranlagt war, so besaß er die Fähigkeit des Sicheinlebens, des völligen Verwachsens mit einem Dichter, wie ich sie zum zweitenmal in der Kunstgeschichte nicht kenne. Er wurde für eine gewisse Zeit mit seinem Dichter völlig eins. Die Gedichte desselben wurden gewissermaßen seine eigenen Schöpfungen. Dann ging er hin, tat wie Wagner, und erhöhte die Ausdruckskraft des Gedichts durch die Musik. Die Musik als solche ist ihm niemals Zweck, sondern nur Mittel, um die Wirkung der Dichtung zu erhöhen. Er ist im letzten Sinn des Wortes nichts anderes als ein Rhapsode in der vollkommensten Form. Ein Rhapsode allerdings, der das Instrument nicht zur Begleitung oder Stütze seines Gesangs heranzieht, sondern als selbständiges Stimmungsmittel.

Um das recht zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß das Lied Hugo Wolfs im höchsten Sinne das Produkt einer künstlerischen Musikkultur ist. Seine Vorbedingungen liegen nicht im Volkslied, auf das das ganze deutsche Kunstlied, Robert Franz ausgenommen, wenigstens im Grundsatz zurückgeht. Das Volkslied singt ein einzelner frei vor sich hin; die Stimme, die die Worte spricht, ist gleichzeitig das einzige Musikinstrument. Später tritt dann ein anderes Instrument (die Laute, die Guitarre, das Klavier) dazu, um die Stimme zu stützen, ihren Einzelton akkordmäßig zu füllen. Die Singstimme büßt dadurch nichts von ihrer Vorherrschaft ein, auch nicht wenn die Begleitung sich zu so herrlichen Kunstgebilden auswächst, wie oft bei Schubert. Überhaupt kommt man auf diesem Wege, der zweifellos der natürlichste ist, auf dem ein Lied entstehen kann, zu keiner andern Art. Aber diese Entstehungsart ist doch nur die natürlichste für jene Lyrik im engsten Wortsinn, in der der Sänger sein eigenes, persönliches Fühlen ausströmen läßt. Diese Art des ausgesprochenen Liedes ist andererseits auch nur ein Ausschnitt aus dem Gesamtgebiet der Lyrik. Ein anderes ist es, wenn ich irgend einen Menschen in eine bestimmte Lage versetze und ihn aus dieser heraus sein Empfinden künden lasse. Diese Art der Lyrik neigt unbedingt zum Drama hin. Und in diesem Falle kann denn doch auch dem Instrument eine andere Aufgabe zufallen, als die der Begleitung der singenden Stimme. Das Instrument kann es übernehmen, diese Lage, die Gesamtstimmung zu schildern, aus der das Lied erwächst.

Es kann die inneren Seelenregungen künden, die im Gedicht gewissermaßen zwischen den Zeilen liegen.

Man vergegenwärtige sich Goethes „Nachtlied“:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.“

Vor der ersten Zeile liegt eine Wanderung („Wanderers Nachtlied“). Er ging durch die noch lebendige Natur. Jedenfalls fällt es dem Wanderer erst beim Rasten auf der Höhe auf, daß die Ruhe sich niedergesenkt hat, daß die Vögelein schweigen. Es setzt dann ein langes Sichversenken in die Ruhe der Natur voraus, des Dichters Stimmung muß selber ruhig geworden sein, wie die Natur, bis es in ihm endlich so stille wird, daß er die Ähnlichkeit dieser Ruhe in der Natur mit der ewigen Ruhe, die dereinst des Menschen harrt, empfindet. — Der Musiker, der diese wunderbaren Verse vertont, gibt nur wenig, wenn er die herrliche Sprachmelodie dieser Verse durch eine Gesangsmelodie ersetzt. Er wird sogar in diesem Fall immer hinter dem guten Sprecher zurückbleiben. Es ist ja überhaupt eine falsche Meinung, daß das gesungene Wort eindringlicher sei, als das gesprochene. Im Gegenteil. Die rein sinnliche Wirkung der Tonschönheit schwächt oft die Tiefe des Gedankens, die gedrängte Kraft der Stimmung ab. Aber der Musiker kann ein anderes. Er kann die ganze Situation wieder erstehen lassen, aus der das Lied emporgewachsen ist. Er kann jedem willigen Hörer dasselbe Erlebnis vermitteln, das sich beim Dichter in diese wenigen Zeilen kristallisierte. Und während das Gedicht nur bei jenem seine volle Wirkung tun kann, dessen Seele schon in einer verwandten Stimmung schwingt, während die wenigen Zeilen viel zu schnell an unseren Ohren vorüberklingen, als daß sie eine so starke Stimmung beim unvorbereiteten Hörer erzeugen könnten, hat der Musiker sein Instrument, durch dessen Klänge er die Seele des Hörers so bewegen kann, daß die Dichterworte den rechten Widerhall finden.

So ist das Lied Hugo Wolfs. Er will nichts anderes, als durch die Musik des Hörers Seele dahin lenken, daß sie das Gedicht voll in sich aufnehmen kann. Dieses Gedicht deklamiert dann in höchster Sprachmelodie, in vollkommenster Rhythmik die Singstimme. Das Klavier aber übernimmt die Aufgabe, die Stimmung einzuleiten, zu verdichten, sie hin und her zu führen, wie die Dichtung es erheischt, sie auszuleiten. Deshalb hat Wolf ein Recht, seine Lieder nicht als für „eine Singstimme mit Klavierbegleitung“ zu bezeichnen, sondern als für eine „Singstimme und Klavier“.

Ein vorzügliches Beispiel bietet das ziemlich bekannte Lied nach Mörike: „Auf einer Wanderung“. Ich wähle aus den Dutzenden sich aufdrängender Beispiele gerade dieses, einmal weil Hugo Wolf das Gedicht besonders liebte — es sei „zum Heulen schön“ —, dann auch weil ich hier den um das Verständnis des Hugo Wolfschen Liedes zumeist verdienten Joseph Schalk zu Worte kommen lassen kann.

„In ein freundliches Städtchen tret' ich ein.“ — Dieser Anfang, mit dem Titel zusammengenommen, gibt dem Komponisten ein munter bewegliches Thema ein, das im weiteren Verlauf fast ununterbrochen durchgeführt wird und den verschiedenartigsten Ausdruck annimmt. Schon im Augenblick, als der aus freier, grüner Natur kommende Wanderer das Städtchen betritt, verweilt in kaum merklich zarter Weise die Singstimme, wie um dem Auge Zeit zur Betrachtung zu lassen. Alsbald färbt sich aber die ganze Modulation dunkel: „In den Straßen liegt roter Abendschein,“ und mit nicht zu übertreffender Wahrheit leuchtet uns die zarte Glut der Musik ins Angesicht.

„Aus einem offenen Fenster eben,
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben.“ —

Der Wanderer verweilt, und das gleiche Motiv, das eben noch seiner rüstigen Bewegung Ausdruck gegeben, dringt nun als holde Fülle des Duftes wie der Töne aus der Höhe hernieder. Kaum vermögen wir dieser Umwandlung nachzusinnen, denn eine immer größer und zarter werdende Verbreitung der Klänge nimmt uns gefangen:

„Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor.“

Allmählich hat sich das erste Motiv nun verloren, so wie ja auch der Wanderer sein Weiterziehen vergaß. Über den verweilenden Baßtönen gibt sich eine gesteigerte innere Bewegung kund. Mit gehobenem Herzen lauschend steht er, der glühenden Gewalt des Gesanges preisgegeben; ein Wonnegefühl höchster Trunkenheit erfaßt ihn:

„Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor!“

Nur ein tief enthusiastisches Gemüt wird den so plötzlich, wie grundlos, entstandenen Taumel, aus der eigenen Erfahrung ähnlicher Stimmungen heraus, sympathisch schnell zu begreifen wissen.

„Lang hielt ich staunend, lustbeklommen.“ —

Der Dichter hat nur wenige Worte für den Höhepunkt dieses Gefühles. Hier überläßt er alles zu sagen dem Musiker. Wie dieser aber nun bei einigen Stellen tiefen Aufatmens ganz verschleiert das erste Wandermotiv durchblitzen läßt, das ist mit staunenswerter psychologischer Wahrheit empfunden und dargestellt.

In Momenten, da eine leidenschaftliche Erregung sich in uns abzudämpfen beginnt, ziehen oft unkenntlich, wie dunkle Wolkenschwaden, die der

Erregung vorausgegangenen Stimmungen und Zustände an unserem Innern vorüber. Wir vermögen sie nicht festzuhalten, die Seele ringt ermattend, die Erinnerung schwankt hin und wieder. Dies alles hat der Komponist mit wenigen Tönen in einer Kraft und Wahrheit ausgedrückt, die allein genügen würden, uns von seinem Schöpferberufe vollauf zu überzeugen. Denn hier handelt es sich um eines der schwierigsten Probleme, an dem jede Spitzfindigkeit zuschanden wird, und nur der eigenen leidenden Seele vermag der Künstler ein solches Bild zu rauben. Mögen Mitempfindende es ihm entgelten! —

Wieder umfängt den Wanderer das weite Feld:

„Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht."

Sein verwundetes und beglücktes Herz erschließt sich jetzt erst recht dem Zauber der Natur. Ein zweites, doch dem ersten verwandtes Motiv, spannt sich wie das weite Himmelsblau über die Szene:

„Ach hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach,
Wie rauscht im Grund die Mühle!"

Möchten doch alle, denen die schlichte deutsche Schwärmerei dieser Sprache noch das Herz zu rühren vermag, des unsäglich innigen, rührenden Ausdruckes der Musik hier inne werden! Wie in reinen, kräftigen Linien die Melodie sich auf und nieder schwingt, fern jeder Geziertheit und Sentimentalität, doch so inbrünstig, so überströmend, erfüllt sie uns wie ein Trostspruch von der Unvergänglichkeit des deutschen Gemütes. Der Wanderer weiß sich nicht aus noch ein vor froher Seligkeit:

„Ich bin wie trunken, irr'geführt."

Da hebt sich seine innere Kraft zum Bewußtsein seines Dichter-, seines Sängerberufes empor, und im heiligen Danke ruft er ihr, die ihm dies bewegliche Herz in die Brust gelegt, es zu:

„O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch!"

Ein Gefühl dithyrambischer Erhebung durchgeistigt die Töne des Musikers, ein zarter Schauer durchzittert sie, und als sich die Spannung löst und verklingend das frühere Naturmotiv darüber herniedersinkt, steht dem begeisterten Sänger die Träne im Aug'. — Ein längeres Nachspiel führt endlich zur Ruhe der ersten Stimmung zurück, und ganz am Schluß noch zerflattert das Erlebnis im ruhigen Blau der Lüfte.

* * *

Ich habe oben gesagt, daß es nicht angeht, das Lied Hugo Wolfs auf das Volkslied zurückzuführen. Man erkennt, daß in dem selbständigen Nebeneinander von Singstimme und Klavier, die sich erst in der höheren Einheit

eines Gesamtkunstwerkes zusammenfinden, dasselbe Verhältnis besteht, wie in Wagners Musikdrama, zwischen dem Orchester und dem Sprechgesang des Darstellers. Und nur in diesem Sinne ist Hugo Wolf Wagnerianer, in dieser Art der Vereinigung von Dichtung und Musik und in der starken Künstlerschaft, beide zum einheitlichen Kunstwerk zu vereinigen. Die Art der Tonfolgen, der Klangfarben, der Melodiebildung ist bei Wolf durchaus eigenartig und selbständig. Und noch einer anderen Gefahr ist er entgangen, der wir so manchen neueren Liederkomponisten, der auf gleichen Wegen wandeln möchte, erliegen sehen, jener nämlich, die Menschenstimme instrumental zu behandeln. Wolf ist in seinen Liedern durchaus Sänger; man fühlt sehr wohl, daß er seine Lieder selber zu singen liebte. Die Melodiegänge sind aus dem Charakter der Menschenstimme herausgewachsen. Sie sind deshalb auch viel leichter zu singen, als man zunächst denkt, wenn man nur erst das Ungewohnte überwunden hat. Auch ist der Klaviersatz bei aller Bedeutsamkeit nie dazu angetan, die Singstimme zu decken. Vollendet ist ferner die Geschlossenheit dieser Lieder, die, auch wenn sie noch so kurz sind, nirgendwo den Eindruck des Abgerissenen machen. —

Die ganze Art der Kompositionsweise Hugo Wolfs bedingt ein Verhältnis, bei dem der Anstoß von der Dichtung ausgeht. Man nimmt im allgemeinen das für das Lied als den natürlichen Weg an, daß ein Komponist ein Gedicht liest, das ihn zur Vertonung reizt. Aber bereits das ist ein seltenerer Weg. Der Komponist hat meistens bereits musikalische Gedanken, oder doch eine musikalische Stimmung, zu der er sich dann den passenden dichterischen Ausdruck sucht. Die Grenzlinie wird sich oft verwischen, aber der schöpferische Anstoß geht zumeist von der Musik aus. Es ist dasselbe Verhältnis, wie bei der Oper alten Stils. Sonst könnte man sich auch nicht erklären, daß Komponisten so oft ihre schönsten Melodieen an gehaltlose Texte verschwenden. Jedenfalls ist es andernfalls höchstens die Gleichartigkeit in der Stimmung des Gedichts mit der, in der der Komponist sich bereits befindet, die ihn zur Vertonung des Gedichtes reizt, nicht aber die Dichtung, die Dichterworte an sich. Wir haben selbst bei Schubert oft das Beispiel, daß zwar die Gesamtstimmung eines Gedichts musikalisch meisterhaft getroffen ist, daß dagegen die Worte, der Sinn der Dichtung im einzelnen oft so wenig erschöpft, daß sogar Deklamationsfehler vorkommen. (Vgl. „Das Wirtshaus" in der „Winterreise".)

Bei Hugo Wolf geht die Anregung immer von der Dichtung aus; in ihr liegt der schöpferische Akt, die Musik ist nur Erscheinungsform. Wolf dichtet zwar nun nicht selbst, er wird aber mit dem Dichter völlig eins, so sehr, daß er immer hintereinander, ohne Pause, jene Gedichte eines Dichters in Musik setzt, die er in seiner eigenen Individualität neu zu schöpfen vermochte. So dichtet er in Musik hintereinander, durch jene früher erwähnten Pausen getrennt: 6 Lieder von Gottfried Keller; 53 Gedichte von Eduard Mörike; 51 von Goethe; 20 von Eichendorff; 44 aus dem spanischen Liederbuch nach Heyse und Geibel; 46 aus dem italienischen Liederbuch von Heyse; 3 von Michelangelo kommen als letzte hinzu.

Für jede dieser Gruppen hat er eine grundverschiedene Ausdrucksweise; er erscheint jedesmal als ein ganz anderer, ohne jedoch seine Grundnatur zu ändern. Dabei kann man zwar die eine Gruppe lieber haben, seinem persönlichen Geschmack gemäßer finden als die andere; man kann aber nicht behaupten, daß eine Gruppe an sich künstlerisch vollkommener sei, als die andere. Ebensowenig kann man bei den Liedern untereinander, oder also im Schaffen Wolfs überhaupt von einer Entwicklung reden. „Ihm ward", ich brauche noch einmal die Worte Joseph Schalks, „die verhängnisvolle Gabe, in den Grenzen seiner durchaus lyrischen Schöpfernatur, von allem Anfange an das schlechthin Unübertreffliche zu leisten. Wir nennen diese Gabe verhängnisvoll, weil sie frühe Erschöpfung zur unausbleiblichen Folge hat. Und in der Tat: jene Gattung lyrischer Poesie, die Hugo Wolf aufgreift, erschöpft er jedesmal in ihrem innersten Wesenskerne und damit sich selbst nach seinem dieser Poesie adäquaten musikalischen Ausdrucksvermögen." — Aus dieser völligen Erschöpfung der einmal erfaßten Aufgabe erklärt sich auch die auffällige Tatsache, daß Wolf nicht mehr zu dem einmal „erledigten" Dichter zurückkehrt.

Es ist das eine ganz eigentümliche und kaum vergleichbare Erscheinung in der Musikgeschichte. Man hat häufig aus diesem völligen Untertauchen des Komponisten in die Dichtung, aus dieser proteischen Fähigkeit, ganz in der Art des Dichters aufzugehen, auf eine Schwäche der künstlerischen Individualität Hugo Wolfs geschlossen. Man braucht nur zu sehen, was Wolf bei diesem Untertauchen in die Dichtung an Musik heraushol, um diesen Vorwurf unbegründet zu finden. Er wußte eben aus den Dichtern das herauszuheben, was seiner Wesensart durchaus entsprach.

Eine Betrachtung der komponierten Dichter und Gedichte ist hier sehr lehrreich. Daß Heine und Lenau, die viel komponierten, ganz fehlen, fällt sofort auf. Von Heine hat er allerdings ein Lied komponiert, jene Frage: „Wo wird einst des Wandermüden Ruhestätte sein?" Es gehört neben den drei Liedern von Michelangelo und den Strophen Byrons zu den in der Reihe von 242 Liedern vereinzelten Fällen, wo Wolfs *persönliches* Erleben für die Wahl des Textes maßgebend war. Sonst aber wählt Wolf niemals *subjektive Lyrik*. An der Unzahl derartiger Gedichte bei Goethe ist er vorübergegangen und hat jene gewählt, bei denen wir ein drittes Wesen aus einer bestimmten Lage heraus sprechen hören. Dieses Zuständliche liegt in allen Kompositionen Hugo Wolfs. Darum hat er auch bei dem damals nur in kleinem Kreise bekannten Eduard Mörike so reiche Ausbeute gefunden, während andere Tonsetzer gern an ihm vorübergingen, weil er ihnen zu wenig musikalisch war, ihnen zu wenig Gelegenheit bot, persönliches Empfinden ungehindert ausströmen zu lassen. Da aber Wolf niemals bloß singen, sondern musikalisch Stimmung machen will, zeigt sich überhaupt oftmals ein musikalischer Untergrund bei Gedichten, an denen die gewöhnliche Kompositionsweise scheitern müßte. So bei Gottfried Keller; so auch bei Goethes Gedichten aus dem „Westöstlichen Diwan", wo z. B. das verwickelte Satzgefüge:

„Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich einst von dir empfing.“

ohne allen Zwang musikalisch vermittelt, ja aufgeklärt wird. —

Als im Kerne dramatisch haben wir schon oben diese Schaffensweise Hugo Wolfs bezeichnet. Es ist ganz sicher, daß er selbst beim Schaffen in jedem einzelnen Falle die Situation und den Sänger deutlich vor sich sah. Edmund Hellmer erzählt, Wolf habe ihm gegenüber selbst die „Liederbücher“ als „kleine Opern“ bezeichnet. Ebenso habe er auf eine Frage in betreff der Stimmlage der Michelangelolieder die bezeichnende Antwort gegeben, daß selbstverständlich der Bildhauer Baß singen müsse. Ebenso charakteristisch ist es, daß Wolf das sonst so beliebte Transponieren seiner Lieder nach verschiedenen Stimmlagen gar nicht in Erwägung zieht. So äußert er Emil Kauffmann gegenüber die Befürchtung, daß Dr. Faißt Bariton sei und deshalb ihm „solchergestalt nur ein ganz kleiner Wirkungskreis auf dem Gebiete seiner musikalischen Lyrik zu Gebote stünde.“ Auf den Gedanken, für diesen „Apostel seiner Kunst“ etliche Lieder zu transponieren, kommt Hugo Wolf gar nicht.

Der Komponist hegt denn auch von Anfang an die Sehnsucht nach der Oper. In seinen Briefen spricht sich die Unmöglichkeit, einen geeigneten Text zu finden, oft in verzweifelter Weise aus. Mit um so freudigerer Hingebung arbeitete er nachher am „Corregidor“. Immerhin darf man die unwilligen Äußerungen Wolfs, daß er nicht „bloß Liedersänger“ sein wolle, nicht zu wörtlich fassen. Seiner Natur entsprach zweifellos dieses engere Gebilde mehr, als größere Formen. Aber es ist klar, daß es ihm bei seiner Art des Verhältnisses zur Dichtung schwer fiel, auch für die Lyrik Dichter zu finden, mit denen er völlig eins werden konnte. Eine kleine Stelle in einem Briefe vom Jahre 1896, also nach Vollendung des „Corregidors“, beweist, daß er neben allen Opern wieder zum Liederbuch gekommen wäre, sobald er den geeigneten Dichter gefunden hätte. Er spricht da von einem Gedicht Max Kauffmanns in den lobendsten Ausdrücken. „Sicherlich ist das Fähnlein der sieben Aufrechten nicht das erste Gedicht, das flügge geworden. Vielleicht läßt der jugendliche Verfasser über lang oder kurz die ganze klingend gefiederte Schar aufflattern und schenkt der erstaunten Welt einen Poeten mehr, aber einen von Gottes Gnaden. Das gäbe dann für mich einen neuen Liederband — juhe! Ich bin jetzt ohnehin in Verlegenheit um einen neuen lyrischen Dichter.“

* * *

Es ist nicht mehr dazu gekommen. Das Leben, das ihm so viele Dornenkränze geflochten, hat ihm auch das Schwerste nicht erspart: den geistigen Tod vor dem des Körpers. So wollen wir wenigstens jetzt die Ehrenschuld an den Toten abtragen und die reichen Blumenkränze, die er uns geboten, in unser Haus nehmen und sie dort pflegen zu unserer Freude, zum Heil einer gesunden Kunst.



Zu unserer Notenbeilage.

Der Wiener Hugo-Wolf-Verein in der Person seines Obmanns Dr. M. Haberland hatte die Freundlichkeit, uns den Abdruck eines Liedes von Hugo Wolf aus dem Michelangelo-Heft zu erlauben. Heute, wo wir in ernster Stimmung des abgeschiedenen Meisters gedenken, hätten wir kaum ein besseres Lied finden können. Mit dieser männlich ernsten Klage des alten Michelangelo konnte der vom Leben gehetzte Liedermeister sich wohl eins fühlen, obwohl er erst im 37. Lebensjahr stand, als er das Lied schrieb. Es ist eins seiner letzten geblieben. Dr. Paul Müller, der verdiente Vorsitzende des Berliner Hugo-Wolf-Vereins, erzählt in der „Musik" (1903, Heft 12), daß er dem Komponisten zu Weihnachten 1896 die Gedichte Michelangelos schenkte. Wolf antwortete umgehend: „Mit den Gedichten Michelangelos haben Sie mir eine nicht zu beschreibende Freude gemacht. Ich sehe schon einen stattlichen Liederband nach Michelangelo vor mir. Sind das herrliche, urkräftige Sachen! Dem Manne glaubt man doch jedes Wort, das seiner Feder entflossen." Zu dem Bande ist es nicht mehr gekommen. Der Komponist mußte die Wahrheit, daß „alles endet", in der bittersten Weise erfahren. —

Wir glauben im Geiste Hugo Wolfs zu handeln, wenn wir seinem Meisterliede das op. 1 eines jungen Tonsetzers folgen lassen. Denn darin sehen wir unsere schönste Aufgabe, junge Talente zu fördern. Ein solches aber ist Georg Vollerthun zweifellos. Scharfe, treffende Deklamation, dabei echte musikalische Erfindung und ein warmes Gefühl für melodische Schönheit zeichnen auch seine acht „Liebesgesänge" aus, die im Verlag der freien musikalischen Vereinigung zu Berlin erschienen sind. Wir weisen hiermit empfehlend auf sie hin.



Eugène Burnand.

Zu unserer Kunstbeilage.

Ein französischer Name, aber kein französischer Künstler. Allerdings auch kein Deutscher. Vielmehr einer jener Schweizer, denen das Zusammentreffen verschiedener Rassen in ihrer Heimat zum höchsten Nutzen gediehen ist. Wie ein Konrad Ferdinand Meyer, wie in gewisser Hinsicht auch Böcklin, vereinigen sie die höhere formale Kultur Frankreichs mit dem tieferen Geist, der reicheren Gemütswelt des deutschen Wesens.

In technischer Hinsicht ist diese Vereinigung dem Schaffen Burnands überall zum Vorteil gediehen. Er besitzt die ungemeine zeichnerische Sicherheit, die ruhige Sachlichkeit der Darstellung, den treffenden Instinkt in den technischen Ausdrucksmitteln, die wir bei der französischen Kunst als Ergebnis ihrer langen Überlieferung und des eindringlichen Studiums ihrer Jünger bewundern. Denn das ist eines der verhängnisvollsten Übel unserer deutschen Kunst, daß unsere Künstler nicht eingehend, nicht lange genug studieren; daß wir in unserer gewiß wertvollen Hochschätzung des Individualismus den Wert einer technischen Überlieferung unterschätzen, die keineswegs ein Hemmschuh für die Entfaltung der Persönlichkeit zu sein braucht. Bei Burnand hat diese technische Kunstfertigkeit jedenfalls niemals schädigend gewirkt, denn sie ist nirgendwo Selbstzweck, sondern immer nur Mittel, ein Geistiges auszudrücken.

Hier liegt denn auch der Punkt, von dem aus wir die geistige Einheit seines Schaffens erfassen, während es für den ersten Blick in zwei völlig

getrennte Gruppen zerfällt. Die eine — jene, die ihn berühmt gemacht hat — könnte man durch die Worte Realismus und Freilicht charakterisieren. In ihnen ist Burnand schweizerischer Heimatkünstler. Nur noch Segantini hat die Alpenwelt so großartig dargestellt. Burnand erreicht ihn in der ruhigen Majestät des Ausdrucks, in der klaren, man möchte — so widerspruchsvoll es klingt — sagen, in der greifbaren Durchsichtigkeit der Alpenluft, in der kalten Klarheit der Lichter in diesen Höhen. Burnand malt auch die Menschen und die Tiere seiner Heimat. Als Darsteller von Kühen und Stieren hat er seinesgleichen nicht. So ist er, wenn er im Bann seiner heimatlichen Natur in Sépey bei Moudon im Kanton Waadt wohnt.

Während der rauhen Jahreszeit aber flieht Burnand ins sonnige Land der Trouvères und haust auf einem Schlößchen bei Montpellier. Und hier läßt oder ließ ihn doch bald die Natur frei. Hier in der Fremde brach sein deutsches Innenleben durch; hier schuf er seine religiösen Gemälde, die ihn Uhde sinnesverwandt zeigen. Hier entstanden auch die beiden zum leeren Grabe des Herrn eilenden Jünger. Das Originalbild, dessen wohlgelungene Wiedergabe unsere Photogravüre zeigt, hängt im Luxembourg-Museum in Paris.

Das Bild spricht für sich, und man braucht wenig hinzuzufügen. Nur hinweisen will ich auf eins: auf die Einheitlichkeit des Gedankens, genauer ausgedrückt, wie alles unter die Herrschaft eines Gedankens gestellt ist. Alles Darstellerische tritt hier zurück, so meisterhaft die Bewegung herausgeholt ist, so gewaltig die Landschaft sich dehnt, deren Ruhe so beredt der Aufregung der Männer widerspricht. Nein, alles ist hier auf den einen Punkt zusammengedrängt: Ist es wahr? Ist die Botschaft, die sie so furchtbar erschreckte, wahr? Ist das Wunder, das unglaubliche, wahr? Die Köpfe, in denen die Gedanken über die Folgen des Wunders wirbeln, sind vorgebeugt; die Augen möchten ihnen noch voreilen, um zu erkennen, ob die Osterbotschaft wahr ist.

In dieser malerischen und geistigen Verdichtung des gesamten Gehalts eines Bildes in einen einzigen Punkt liegt Burnands Stärke. Hier liegt auch seine Überlegenheit über Uhde, bei dem man immer noch zu viel Einzelheiten sieht. Hier liegt aber auch der Kernpunkt des Gesamtschaffens Burnands. Herman Grimm meinte über des Künstlers gewaltiges Bild, das die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten darstellt, es sollte einfach „Die Flucht" heißen, weil die Darstellung weit über den einzelnen Fall hinausgehe und alles enthalte, was man sich bei dem Worte „Flucht" denke. Diese Erhöhung des Einzelfalls zum Typischen liegt in allen Werken Burnands, auch in den realistischen, die darum auch trotz aller Naturtreue nicht im gewöhnlichen Sinn realistisch sind. Burnands berühmtes Bild „Der Alpenstier", um nur ein Beispiel zu geben, ist nicht nur ein Meisterwerk in der Behandlung der Luft, durch die der vom brüllenden Tier ausgestoßene Hauch wie ein Wölkchen hinzieht. Es ist nicht die grandiose Gliederung der Alpenlandschaft, es ist überhaupt nicht das Malerische oder Zeichnerische, was uns in diesem Bild so packt. Es ist vielmehr auch hier ein Geistiges. Es ist der Gegensatz zwischen der ungeheuren Majestät des starren Todes in diesen Felsenmassen und der nach Betätigung, und sei es in bloßem Gebrüll, ringenden Lebenskraft. Es ist die Gegenüberstellung auch der beiden Mächte der Alpenwelt: der ungeheuren toten Masse und der zwar kleinen, aber rastlosen, lebendigen Kraft. Das ist wie Herausforderung, wenn der Stier die schweigsamen Bergwände anbrüllt, daß sie Antwort geben müssen.

So hat also der Realismus Burnands seine tiefere symbolische Bedeutung, wie umgekehrt seine symbolischen Gemälde mit realistischer Treue dargestellt sind. Die starke Persönlichkeit zwingt zwei scheinbar getrennte Welten zur höheren Einheit. **K. St.**

Briefe.

K. B., F. a. M. — M. M., B. — W. L., M. — B. P., K. — L. Schl., F. a. M. — P. P., B. i. L. — E. K. in B. 105. — A. R., B (?). — H. R., H. a. S. — E. S. (E. L.), C. — J. H., E.-R. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Anonymer — „Mann von geradem Sinn". Poststempel: „Fischbeck 3. 3. 03. 5—6 N. (Weser)." Wir bestätigen den Empfang Ihrer gereimten offenen Schmäh-Karte, in der Sie als „Mann von geradem Sinn" sich über den Türmer „entrüsten". Da Sie, „Mann von geradem Sinn", — vergessen haben, Ihren Namen unter Ihre strafbaren Beschimpfungen zu setzen, doch aber wohl eine Empfangsbestätigung erwarten, so bleibt uns nichts übrig, als sie Ihnen unter der angewandten „Chiffre" zu erteilen. Wir wüßten jedenfalls nicht, welche andre wir für Sie wählen könnten, und welche sonst Sie am ehesten auf sich beziehen müßten, Sie anonymer — „Mann von geradem Sinn".

W. F., St. W. Besten Dank für Ihre Zuschrift, die, wenn irgend möglich, in der Off. Halle Aufnahme finden soll.

K., B. Das Thema scheint uns gar zu weit abzuliegen. Aber vielleicht findet sich doch einmal Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Jedenfalls wollen wir die frdl. Anregung im Auge behalten.

G. K., Kref. Herzlichen Dank für Ihre aus dem Herzen kommende Zuschrift. Wir betrachten es, wie Sie ja wissen, längst als unsere Aufgabe, auch in die Täler des Menschenseins zu leuchten. Durch manches dunkle Tal muß pilgern, wer zur Höhe will.

B. M., A. b. C. a. E. Wir halten diese Angelegenheit für so genügend durchgesprochen, daß wir die Akten darüber schließen möchten.

Th. W., W. b. N. i. Els. Leider reicht auch diese Fassung noch nicht aus.

M. D., N. a. H. Ihr neues Gedicht bekundet nicht nur wackeres Streben, sondern auch Talent. Im „T." müssen wir aber höhere Ansprüche stellen.

R. H., R. Sie müssen sich wegen der Reproduktion der „Nachklänge" auch noch gedulden, bis wir mit dem Künstler Rücksprache nehmen können. Wir werden dann an dieser Stelle Auskunft geben.

P. R. z. Z. Gr. Den „farbigen" Gruß erwidern wir aufs beste.

B., B. Verbindlichen Dank für die von so erfreulicher Anteilnahme zeugende Zuschrift. Einen Teil daraus haben wir, wie Sie sehen, verwertet. Die beiden anderen Fragen glauben wir als inzwischen erledigt ansehen zu dürfen. Wir setzen voraus, daß Ihnen bei Abfassung Ihres Schreibens das Märzheft noch nicht vorgelegen hat, wo jene Gegenstände ja doch eine so gründliche Behandlung erfahren haben, daß es wohl kaum am Türmer ist, seine Ansichten darüber berichtigen zu müssen. Wir nehmen an, daß wir auch Sie inzwischen überzeugt haben. Vielleicht aber haben Sie darin recht, daß Mißverständnisse wohl möglich waren. Freundl. Gruß!

F. B. H. Den sachlichen Teil Ihrer Zuschrift werden wir in einem der nächsten Hefte der „Offenen Halle" zur Erörterung übergeben. Verbindlichen Dank und Gruß!

C. B., A. i. H. Vielen Dank für den Ausdruck der Sympathie! Es tut in der Tat not, „daß alle, denen es ernst ist mit diesen (Weltanschauungs-) Fragen, sich zusammenscharen, alle Trennungsunterschiede, kleinlichen Hader und Mißgunst vergessen". Auf die exegetischen Einzelfragen in Ihrem frdl. Schreiben näher einzugehen, ist leider unmöglich, sie liegen bereits außerhalb des Rahmens einer Zeitschrift, die nicht Fachschrift sein will.

Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher **in ihrem eigenen Interesse** freundlich und dringend ersucht, **sämtliche** Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder **„an den Herausgeber"** oder **„an die Redaktion des Türmers"** (beide **Berlin W., Wormserstr. 3**) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Franz Stassen pinx. Photogravure Bruckmann

IPHIGENIE



[illegible] Jahrg. Mai 1903. Heft 8.

Wahlrecht und Wahlreform.

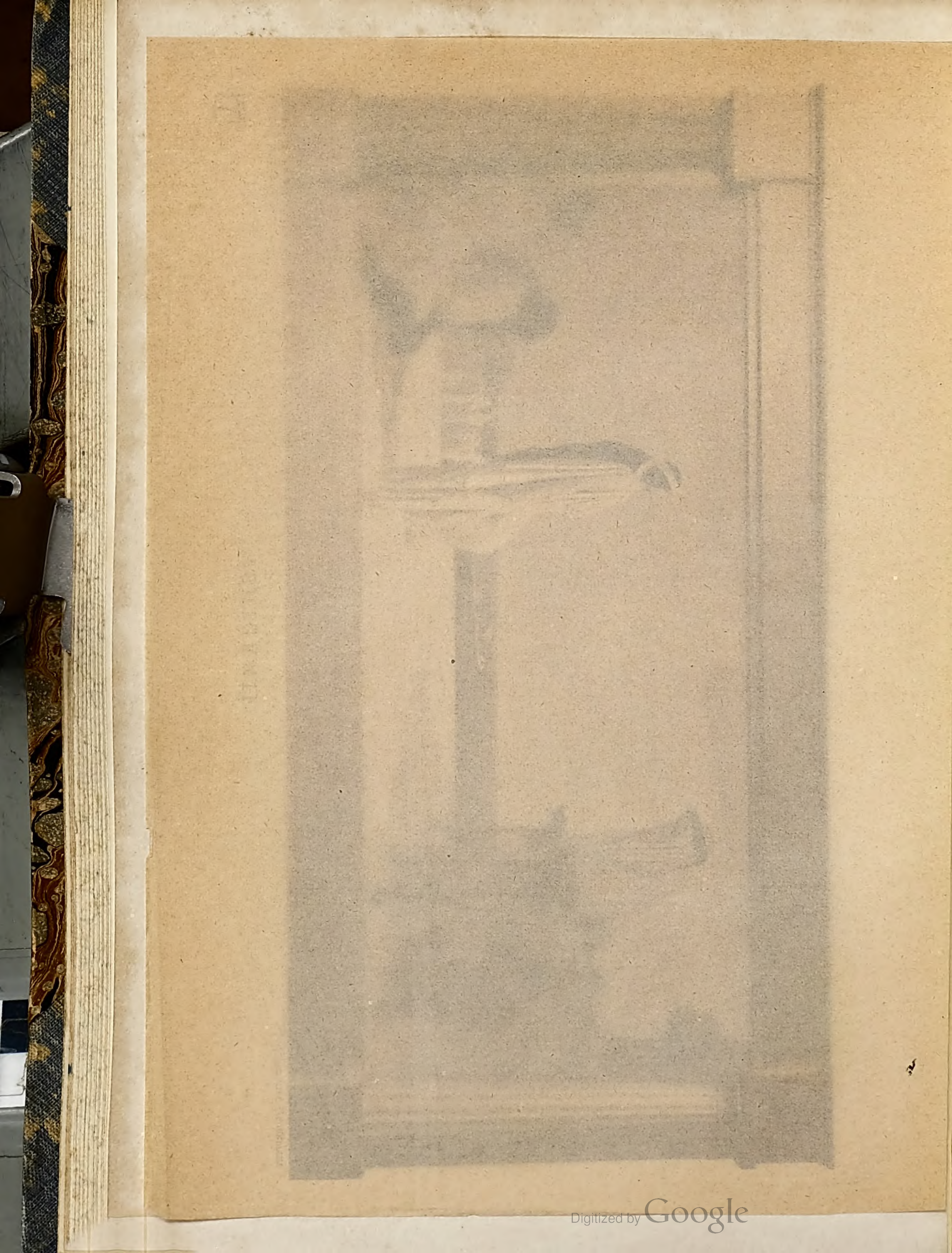
Von

Dr. Georg Sydow.

Mit dem [illegible] nimmt die Legislaturperiode des jetzigen Deutschen [illegible] ein Ende. Durch kaiserlichen Erlaß werden für den[illegible] die [illegible]berechtigten des Deutschen Reiches an die Wahlurne berufen, [illegible] verfassungsmäßig gewährleisteten Wahlrechtes für eine [illegible] ihre Stimme abzugeben.

[illegible] politischen Rechten des Staatsangehörigen ist das Wahlrecht [illegible] im konstitutionellen Staat den integrierenden Bestand[illegible] der politischen Freiheit. Die politische Freiheit verkörpert die Totalität der [illegible] gegenüber der Staatsgewalt. Politische Freiheit [illegible] die beiden entgegengesetzten, aber einander bedin[illegible] der Verfassung. Die Staatsgewalt ohne politische Freiheit ver[illegible] das Gegenteil, eine Organisation der politischen Freiheit [illegible] wäre die Anarchie. Beide Verfassungsformen — wenn man [illegible] — sind für kulturell entwickelte Staaten unanwendbar.

[illegible] und politische Freiheit finden ihre gegenseitige Abgrenzung [illegible]. Als vornehmster Bestandteil der politischen Freiheit findet [illegible] in diesem seine Regelung.





V. Jahrg. Mai 1903. Heft 8.

Wahlrecht und Wahlreform.

Von

Dr. Georg Sydow.

Mit dem 16. Juni 1903 nimmt die Legislaturperiode des jetzigen Deutschen Reichstages ein Ende. Durch kaiserlichen Erlaß werden für denselben Tag die Wahlberechtigten des Deutschen Reiches an die Wahlurne berufen, um auf Grund des ihnen verfassungsmäßig gewährleisteten Wahlrechtes für eine neue Volksvertretung ihre Stimme abzugeben.

Unter den politischen Rechten des Staatsangehörigen ist das Wahlrecht das wichtigste, es bildet im konstitutionellen Staat den integrierenden Bestandteil der politischen Freiheit. Die politische Freiheit verkörpert die Totalität der Rechte der Staatsangehörigen gegenüber der Staatsgewalt. Politische Freiheit und Staatsgewalt bilden die beiden entgegengesetzten, aber einander bedingenden Pole der Verfassung. Die Staatsgewalt ohne politische Freiheit verkörpert die Despotie; das Gegenteil, eine Organisation der politischen Freiheit ohne Staatsgewalt, wäre die Anarchie. Beide Verfassungsformen — wenn man sie so nennen darf — sind für kulturell entwickelte Staaten unanwendbar.

Staatsgewalt und politische Freiheit finden ihre gegenseitige Abgrenzung im Staatsgrundgesetz. Als vornehmster Bestandteil der politischen Freiheit findet das Wahlrecht in diesem seine Regelung.

Das Wahlrecht gewährt aber nicht allein ein Recht, es begründet zugleich eine staatsbürgerliche Pflicht. Durch die Ausübung des Wahlrechtes wird die Volksvertretung geschaffen. Diese bildet die Substanziierung der politischen Freiheit, sie vertritt die Rechte der gesamten Nation gegenüber der Staatsgewalt. Der wirkliche Wille der Nation durch die Volksvertretung kann nur zum Ausdruck kommen, wenn diese tatsächlich aus der Wahl aller Wahlberechtigten hervorgegangen ist. Die Nichtausübung des Wahlrechtes durch einen Teil der Wahlberechtigten führt zu einer Verfälschung der abstrakten Bedeutung der Volksvertretung, macht sie aus einer Vertretung des Gesamtwillens zu einem Produkt einer mehr oder minder geschickten Wahlagitation. Daher ist Wahlrecht auch Wahlpflicht.

Das Wahlrecht zum Deutschen Reichstage wird durch die Reichsverfassung geregelt. Diese bestimmt in Artikel 20:

„Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor."

Die Aufnahme des geheimen, direkten Wahlrechtes zuerst in die Verfassung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867, aus der es in die Reichsverfassung überging, war ein Wurf, wie ihn nur ein Staatsmann von der überragenden Bedeutung Bismarcks wagen konnte, der über den engen Gesichtskreis, der in jeder Erweiterung der politischen Freiheit eine Gefährdung der Staatsverfassung erblickt, weit hinaussah, und der das Vertrauen seines Königs in seine staatsmännischen Fähigkeiten in vollstem Maße besaß. Griff doch das allgemeine direkte Wahlrecht, nach dem schon die ersten Reichstagswahlen am 12. Februar 1867 stattgefunden hatten, unmittelbar auf das von der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am 12. April 1848 beschlossene Reichswahlgesetz zurück, das einer der Hauptgründe gewesen war, weshalb der zum erblichen Kaiser erwählte König von Preußen die ihm angebotene deutsche Kaiserwürde abgelehnt hatte. Und hatte doch selbst dieses nur eine mündliche Abstimmung zu Protokoll vorgesehen, die erst auf den preußischen Antrag vom 9. April 1866 in eine geheime verwandelt worden war.

Wenn sich daher Bismarck zu der Aufnahme des direkten, geheimen Wahlrechtes in die Verfassung entschloß, obwohl er wußte, daß seine politischen Freunde, die damaligen Konservativen, ihm nicht folgen würden, ja trotzdem er selbst, soweit sein persönliches Empfinden in Frage kam, nicht für ein derartig „demokratisches" Wahlrecht schwärmte, so geschah dies, weil ihm das allgemeine Wahlrecht ein Mittel war zur Schaffung der nationalen Einheit, die als unverrückbares Ziel allen seinen Handlungen vorschwebte. Auf dem Wege zu diesem Ziel war das Wahlrecht nicht zu umgehen. Es war gewissermaßen das Erbteil aus der Entwicklung der vorangegangenen deutschen Einheitsbestrebungen; der Reichsverfassung, wie sie in Frankfurt entworfen worden war, hatte es zu Grunde gelegen, im Jahre 1853 hatte man es den damaligen Bestrebungen Österreichs in Frankfurt entgegengesetzt, es war die Voraussetzung, um die

deutsche Nation für den Einheitsgedanken zu gewinnen. Regierungsfeindliche Ergebnisse aus den Wahlen befürchtete Bismarck nicht. Die Siege von 1866 wirkten noch nach, dazu kam, daß bei der stark agrarischen Bevölkerung des Landes und der noch relativ geringen industriellen Entwicklung die Sozialdemokratie noch wenig Anhänger gewonnen hatte. Für die ganze Stellungnahme Bismarcks zum allgemeinen Wahlrecht, ebenso wie für seine richtige Beurteilung der augenblicklichen Situation ist ein Brief charakteristisch, den er am 15. April 1866 an den Grafen Bernstorff in London schrieb. „Ich darf es wohl als eine auf langer Erfahrung begründete Überzeugung aussprechen," — heißt es da — „daß das künstliche System indirekter und Klassenwahlen ein viel gefährlicheres ist, indem es die Berührung der höchsten Gewalt mit den gesunden Elementen, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, verhindert. In einem Lande mit monarchischen Traditionen und loyaler Gesinnung wird das allgemeine Stimmrecht, indem es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisieklassen beseitigt, auch zu monarchischen Wahlen führen, ebenso wie in Ländern, wo die Massen revolutionär fühlen, zu anarchischen. In Preußen aber sind 9/10 der Bevölkerung dem Könige treu und nur durch den künstlichen Mechanismus der Wahl um den Ausdruck ihrer Meinung gebracht."

Infolge der energischen Unterstützung durch den Kanzler wurde das geheime, direkte Wahlrecht vom konstituierenden Reichstag am 28. März mit dem Zusatz angenommen, daß bis zum Erlaß eines Reichswahlgesetzes die Wahlen nach Maßgabe des Gesetzes erfolgen sollten, auf Grund dessen der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt worden war. Das Reichswahlgesetz erging am 31. Mai 1869 und erhielt ein Ausführungsreglement am 28. Mai 1870. Die Zahl der Abgeordneten, die im Norddeutschen Bunde auf 297 festgesetzt war, erhöhte sich durch den Zutritt der süddeutschen Staaten mit der Begründung des Deutschen Reiches auf 382 und wurde infolge der Einverleibung von Elsaß-Lothringen, auf das 15 Stimmen entfielen, mittelst Reichsgesetzes vom 25. Juni 1873 endgültig auf 397 normiert.

Seit dem Erlaß des Reichswahlgesetzes ist mehr als ein Menschenalter verflossen. Durch den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung seit dem Beginn der 70er Jahre, durch das stetige Fortschreiten der industriellen Entwicklung, durch das Zusammenströmen der um 1/3 vermehrten Bevölkerung in den großen Städten hat eine vollständige Verschiebung der Verhältnisse stattgefunden. Mit der Differenziierung der Produktionsformen, der zunehmenden Kompliziertheit der Erwerbstätigkeit ist der Kampf ums Dasein härter geworden, haben sich die Gegensätze zwischen den wirtschaftlichen Erwerbsgruppen, zwischen Stadt und Land, Kapital und Arbeit bis zu erbitterter Feindschaft verschärft. Diese Feindschaft hat auch die Gegensätze zwischen den einzelnen politischen Parteien immer schroffer gestaltet, und mit jeder Reichstagswahl sind die Verstöße gegen den Sinn des Reichswahlgesetzes, das mit solchen Veränderungen nicht gerechnet hatte, häufiger geworden. In steigendem Maße mehrten sich von Legislatur-

periode zu Legislaturperiode die Fälle, in denen Mandate beanstandet werden mußten, weil die Abstimmung nicht eine geheime, unbeeinflußte gewesen war, sondern weil die Wähler unter Ausnützung ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit gezwungen worden waren, ihre Stimme zugunsten einer bestimmten Partei abzugeben.

Durch einen solchen Willenszwang wird die grundlegende Voraussetzung der Reichsverfassung, daß die vom deutschen Volke gewählte Vertretung den Gesamtwillen der Nation repräsentiere, ernstlich gefährdet. Ein Reichstag, bei dem der freie Wille des einzelnen bei der Stimmabgabe nicht gesichert ist, verliert seinen Charakter als Verkörperung des Gesamtwillens und damit das Vertrauen der Nation. Nicht zum mindesten diesem Faktor ist es zuzuschreiben, wenn das Verhältnis der abgegebenen Stimmen zu der Zahl der Wahlberechtigten bei den deutschen Reichstagswahlen sich mit jedem Wahltermin ungünstiger gestaltet hat, wenn eine gewisse Gleichgültigkeit, ja geradezu eine Wahlunlust sich eingestellt hat. Liegt der Regierung daher daran, wirklich den Willen der Nation in der Volksvertretung verkörpert zu sehen, so muß die erste Maßregel sein, dem Wähler durch Sicherung des Wahlgeheimnisses eine wirklich unbeeinflußte Willensäußerung zu ermöglichen. Ganz außerordentlich zutreffend hat Graf Posadowsky diese Notwendigkeit am 23. Januar ds. Js. im Reichstag mit den Worten zum Ausdruck gebracht, daß eine Regierung, die die volle Gewähr liefern wolle, „daß das verfassungsmäßig geheime Wahlrecht auch geheim ausgeübt werden könne, lediglich eine sittliche, eine ethische Pflicht erfülle“.

Das in diesen Worten gegebene Versprechen hat die Regierung eingelöst und nach einstimmiger Annahme durch den Bundesrat dem Reichstag eine Vorlage zugehen lassen, die in Abänderung des Wahlreglements vom 28. Mai 1870 die strikte Durchführung des Wahlgeheimnisses sicherstellen soll. Die Regierung ist damit einem alten, verschiedentlich vom Reichstage mit starken Majoritäten angenommenen Antrage entgegengekommen, der namentlich in dem verstorbenen freisinnigen Abgeordneten Rickert einen eifrigen Verfechter gehabt hat. Der Inhalt dieses Antrages erstreckte sich in der Hauptsache auf zwei Punkte: die Herstellung gleichmäßiger, undurchsichtiger Wahlkuverts zur Aufnahme des Stimmzettels und einen von dem eigentlichen Wahlraum abgetrennten „Verschlag“, hinter dem der Wähler unbeachtet seinen Stimmzettel in das Wahlkuvert fügen könne. Auf diesem Wege hoffte man den leidigen Wahlterrorismus aus der Welt schaffen zu können.

Die vom Bundesrat und am 21. April d. J. auch vom Reichstag angenommene Vorlage kommt diesen Forderungen im wesentlichen nach. Neben Anordnungen über Art und Größe der Stimmzettel verfügt sie die Beschaffung von Umschlägen in bestimmter Größe aus undurchsichtigem Papier, die bei der Wahlhandlung in erforderlicher Zahl bereit gehalten und von den Wählern zur Aufnahme ihres Stimmzettels benutzt werden müssen.

Weit wesentlicher noch ist der Vorschlag zur Herstellung eines Isolierraumes. Es heißt darüber in der Vorlage:

„Es ist entweder durch Bereitstellung eines oder mehrerer Nebenräume, die nur durch das Wahllokal betretbar und unmittelbar mit ihm verbunden sind, oder durch Vorrichtungen an einem oder mehreren von dem Vorstandstische getrennten Nebentischen Vorsorge dafür zu treffen, daß der Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag zu legen vermag."

Die Fassung dieser Bestimmung ist keine ganz glückliche. Indem sie statt des Isolierraumes auch die bloße Herrichtung von besonders aufgestellten Tischen zuläßt, macht sie jenen gewissermaßen zu einer fakultativen Einrichtung, eine Tatsache, die leicht die ganze Verbesserung hinfällig machen kann. In der Ausführungsbestimmung wird noch folgende nähere Erläuterung über den in Aussicht genommenen Isolierraum gegeben:

„Die Beschaffenheit der Absonderungsvorrichtung ergibt sich aus ihrer Zweckbestimmung, die Kontrolle der Stimmabgabe durch dritte Personen zu verhindern. Daraus folgt, daß es nicht erforderlich ist, daß die Person des Wählers selbst der Beobachtung ganz entzogen ist, sondern es genügt, wenn die Absonderungsvorrichtung so beschaffen ist, daß das Hineinlegen des Stimmzettels in den Umschlag von dritten Personen nicht beobachtet werden kann."

So ist also der Isolierraum keine obligatorische Einrichtung. Man hat dies auch damit zu motivieren gesucht, daß es den kleinen Gemeinden nicht möglich sein werde, neben dem Wahllokal noch einen besonderen Raum herzustellen, oder daß dies zum mindesten mit für sie erheblichen Kosten verknüpft sein würde. Ein ausschlaggebender Grund ist auch das nicht, denn die Erfahrungen in anderen Ländern, wo man den für das Deutsche Reich geplanten Schritt bereits getan hat, beweisen, daß die konsequente Durchführung des Isolierraumes ohne besondere Schwierigkeiten möglich ist. Man braucht nicht einmal das Ausland, wie die Nordamerikanische Union, England, Holland, Belgien u. a., die den Isolierraum seit langem besitzen, als Beispiel heranzuziehen, denn auch in Baden und Württemberg wird er bereits mit Erfolg angewendet.

Immerhin mag man aber gern zugestehen, daß durch die gegenwärtige Regierungsvorlage ein erheblicher Schritt zur Besserung getan worden ist. Stellen sich hierbei Unvollkommenheiten heraus, so wird die Regierung auf dem eingeschlagenen Wege nicht stehen bleiben und auch jene beseitigen. Ein Punkt aber muß an dieser Stelle noch hervorgehoben und eine Erweiterung der Vorlage in dieser Richtung als notwendig bezeichnet werden: es muß eine Bestimmung in sie aufgenommen werden, die eine Neueinteilung der Wahlbezirke anordnet. Nach den gegenwärtig geltenden Vorschriften bilden jeder Gutsbezirk und jede Landgemeinde, sobald in ihnen ein Wahlvorstand gebildet werden kann, einen Wahlbezirk für sich. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß es in den östlichen Provinzen Preußens über 15000 besondere Gutsbezirke gibt und mehr als 4500 Landgemeinden mit weniger als 100 Einwohnern und z. T. 10—20,

ja noch weniger Wahlberechtigten, so wird man zugestehen, daß dort, namentlich wenn der Wahlvorstand es durchlöchern will, von einem Wahlgeheimnis nicht die Rede ist. Die notwendige Konsequenz zu seiner wirklichen Sicherung ist daher eine Abgrenzung der Wahlbezirke, die event. durch Zusammenlegung mehrerer eine solche Mindestzahl von Wahlberechtigten für jeden Wahlbezirk vorsieht, daß eine Kontrolle über die Stimmabgabe des einzelnen Wählers unmöglich gemacht wird. Wenn man auf je fünf Einwohner einen Wahlberechtigten rechnet, so würde dieses Ergebnis etwa durch die Bestimmung erreicht werden, daß kein Wahlbezirk weniger als 125 Einwohner, bemessen nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung, enthalten dürfe.

So schließt sich schon an die bloße Sicherung des Wahlgeheimnisses ein reiches Bukett von Wünschen an, um diese zu einer wirklich vollkommenen zu gestalten. Man kann aber nicht über eine Reform des Reichstagswahlrechtes sprechen, ohne dabei zweier weiterer Forderungen, die mit ihr in engem Zusammenhang stehen, zu gedenken: der Neueinteilung der Wahlkreise und der Gewährung von Diäten an die Abgeordneten.

Über die Einteilung der Wahlkreise bestimmt § 5 des Wahlgesetzes:

„In jedem Bundesstaat wird auf durchschnittlich 100000 Seelen ... ein Abgeordneter gewählt. Eine Vermehrung der Abgeordneten wird durch das Gesetz bestimmt."

Diese Fassung wurde von der offenbaren Absicht diktiert, den für den Reichstag abgegebenen Stimmen ein möglichst gleichmäßiges Gewicht zu geben und mit dem Wahlrecht die Wahlgleichheit zu verbinden. Trat eine wesentliche Verschiebung des Gleichgewichts ein, so sollte diese durch eine anderweite Einteilung der Wahlkreise, bezw. wenn die Verschiebung durch eine Bevölkerungsvermehrung herbeigeführt worden war, durch eine Vermehrung der Abgeordneten gehoben werden. Diese bei Schaffung des Wahlgesetzes ins Auge gefaßte Möglichkeit ist im Laufe der letzten Jahrzehnte teilweise infolge der Ausdehnung der industriellen Tätigkeit und der damit verbundenen Konzentrierung der Bevölkerung in den großen Städten, teilweise infolge der starken Bevölkerungsvermehrung von 41 Millionen im Jahre 1871 auf 56,3 Mill. im Jahre 1900, zur Tatsache geworden. Die Zahl der Wahlberechtigten schwankt heut zwischen ca. zwölftausend in den kleinsten — meist ländlichen — Wahlkreisen und mehr als hunderttausend Wählern in den größten. Daraus ergibt sich die Wunderlichkeit, daß die Stimme eines einzigen Wahlberechtigten in einem dieser kleinen Wahlkreise, z. B. in Gebweiler, das zehnfache Gewicht besitzt als die Stimme eines Wählers etwa im VI. Wahlkreise von Berlin.

Dieselbe Begründung, die die Sicherung des Wahlgeheimnisses bei der Abgabe der Stimme verlangt, gilt auch für die Forderung der Neueinteilung der Wahlkreise. Erkennt die Regierung, wie dies durch die Sicherung des Wahlgeheimnisses geschieht, die Tatsache an, daß der Reichstag die Vertretung des Gesamtwillens sein solle und daß in Berücksichtigung dessen jedem einzelnen

die Sicherheit gewährleistet werden müsse, seinem Willen unbeeinflußt Ausdruck geben zu können, so ist die logische Konsequenz, daß sie dem Willensausdruck eines jeden auch das gleiche Gewicht geben muß, da sie sich sonst mit der vorher anerkannten Tatsache in Widerspruch setzt.

Also zur Wahlsicherung die Wahlgleichheit!

Die bereits erwähnte, zugleich älteste Forderung in Verbindung mit dem Wahlrecht, die mit dem Reichstage geboren wurde und von Jahr zu Jahr stärkere Majoritäten gefunden hat, ist die Forderung nach Diäten, wie sie die meisten einzelstaatlichen Vertretungen, z. B. auch das preußische Abgeordnetenhaus, bereits besitzen. Schon bei der ersten Beratung des Verfassungsentwurfes war im Reichstage der Antrag auf Diätengewährung gestellt und mit 136 gegen 130 Stimmen angenommen worden, und schon damals hatte Bismarck den Standpunkt der Regierungen dahin präzisiert, daß diese „sich auf eine Bewilligung oder Zulassung von Diäten unter keinen Umständen einlassen könnten". Um nicht den ganzen Verfassungsentwurf zu gefährden, wurde der Antrag von den Antragstellern zurückgezogen.

Er ist in jeder Legislaturperiode wiedergekehrt, und Bismarck hat verschiedentlich Gelegenheit genommen, seinen von dem Beschlusse der Reichstagsmajorität abweichenden Standpunkt zu kennzeichnen.

Der erste Grund, der ihm die Diäten als nicht annehmbar erscheinen ließ, war die Besorgnis, durch ihre Einführung die Sitzungen in die Länge zu ziehen und dadurch viele tatkräftige, aber durch ihren Beruf weitgehend in Anspruch genommene Mitarbeiter zu verlieren. „Nur kurze Parlamente machen es möglich, daß alle Berufskreise, und gerade die tüchtigsten und treuesten, in ihrem bürgerlichen Beruf sich die Zeit abmüßigen können, daß sie dem Vaterlande auch hier an dieser Stelle ihre Dienste weihen." Der zweite, mit dem ersten in engem Zusammenhang stehende Punkt war die Befürchtung, durch die Diätengewährung einen eigenen Stand von Berufsparlamentariern zu schaffen und damit die fruchtbare Arbeit im Reichstage zu schädigen. So führte er am 26. November 1884 im Reichstage folgendes aus: „Dann aber ist die unendliche Dauer der Session mit dem Berufsparlamentarier in engster Verbindung. Leute, die nicht Parlamentarier von Beruf sind, können gar nicht in dem Maße die Sitzungen in die Länge ziehen, wie ein Berufsparlamentarier dazu imstande ist, welcher lange Zeit, leicht fünf Stunden zu sprechen vermag, wenn es sein muß, um nicht andere herankommen zu lassen. Das Land leidet darunter, das Land fährt am besten dabei, wenn die Sitzungen kurz sind und das Parlament aus sachkundigen Mitgliedern besteht."

Immerhin wäre es nicht vollkommen richtig, wenn man diese Gründe als allein ausschlaggebend für Bismarck und ihn selbst als einen unbedingten Gegner der Diäten hinstellen wollte. Der wirklich ausschlaggebende Grund lag in dem unüberwindbaren Widerstand des Bundesrates. Bismarck hat verschiedentlich, so schon im konstituierenden Reichstage am 30. März 1867 und

noch bestimmter in der schon erwähnten Sitzung vom 26. November 1884 ausgesprochen, daß er der Diätenbewilligung nicht unbedingt ablehnend gegenüberstehe, daß der Bundesrat jedoch in eine solche nur willigen werde, wenn sie mit einer „organischen Revision des Wahlrechtes“ — will sagen der Beseitigung der geheimen direkten Wahl — verbunden sei. „Ich selbst“ — sagt Bismarck — „habe das ganze Wahlgesetz bei unseren Bundesgenossen nur durchgesetzt, indem ich ihren Ansprüchen auf Sicherheit der Regierungen gegenüber populärer Bewegung Konzessionen machte. Zu diesen gehörte die Diätenlosigkeit.“

Diesen ablehnenden Standpunkt hat der Bundesrat bis heut noch nicht aufgegeben, noch immer bildet ihm die Diätenlosigkeit das Korrelat für das direkte und geheime Wahlrecht, und erst am 3. März ds. Js. mußte der Reichskanzler Graf v. Bülow auf eine Anfrage betreffs Stellungnahme der Regierung zu dem Reichstagsbeschluß über die Bewilligung von Anwesenheitsgeldern erklären, daß er die Gewährung von solchen zwar für außerordentlich zweckmäßig halte, daß er aber nicht in der Lage sei, die Zustimmung des Bundesrates zu dem Beschluß aussprechen zu können.

Ernsthafte, prinzipielle Gründe gegen die Diätengewährung liegen heut nicht mehr vor. Die von Bismarck gefürchtete übermäßige Ausdehnung der Sessionen, sowie die Heranziehung von Berufsparlamentariern wird durch die Diäten weder gefördert noch gemindert. Und gerade die Sozialdemokratie, um derentwillen in erster Linie der Bundesrat bisher an seinem Widerstande festgehalten hat, sie ist an der Diätenfrage gar nicht so brennend interessiert wie die Mehrzahl der Anhänger der bürgerlichen Parteien. Dank ihrer vorzüglichen Organisation, dank der Opferwilligkeit ihrer Anhänger ist sie in der Lage, ihren Abgeordneten aus eigenen Mitteln Parteidiäten zu gewähren. Fallen damit die Hauptgründe gegen die Diäten, so treten diejenigen, die für ihre Einführung sprechen, um so plastischer heraus. In erster Linie kommt hier die Erwartung in Betracht, die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstages, die zeitweise die gesamten Verhandlungen geradezu zu einer Farce macht und einer Minderheit die Möglichkeit in die Hand gibt, jederzeit die Tätigkeit der Volksvertretung lahmzulegen, mit ihrer Einführung, wenn auch noch nicht völlig zu beseitigen, so doch um ein wesentliches zu mildern. Ferner kommt in Frage, daß es leichter gelingen wird, mit Diäten geeignete Kandidaten für den Reichstag zu finden, und daß schließlich alles zusammenwirkend die Entwicklung der parlamentarischen Tätigkeit fördern wird. Auch der Bundesrat wird sich diesen gewichtigen Tatsachen auf die Dauer nicht verschließen können und endlich seinen ablehnenden Standpunkt aufgeben, um die parlamentarische Arbeitslust, wenn diese einen immer bedenklicheren Tiefstand erreichen wird, neu zu beleben. Allerdings dürfte der Optimismus ein zu weitgehender sein, der schon für den Beginn der nächsten Session einen dahingehenden Beschluß erwartet, dazu ist die Absage des Grafen Bülow noch eine zu unumwundene gewesen. So viel aber

kann man zugestehen, daß die Einführung der Diäten nur noch eine Frage der Zeit ist, deren Verwirklichung in nicht zu ferner Zukunft zu erhoffen ist.

Wenn man die angeführten Gesichtspunkte, die einer Reform des Wahlrechtes, wie es heut in Übung ist, zugrunde gelegt werden müssen, zum Schlusse einer zusammenfassenden Prüfung auf ihre Bedeutung unterzieht, so kommt man zu dem Resultat, daß ihre Durchführung nicht eine organische Umgestaltung des bestehenden Wahlrechtes bedingen würde, sondern, wenigstens soweit es sich um die durchgreifende Sicherung des Wahlgeheimnisses und die Neueinteilung der Wahlkreise handelt, nur eine Wiederherstellung des Zustandes, wie er durch das Reichswahlgesetz im Jahre 1871 geschaffen wurde, aber im Laufe eines Menschenalters durch die vollständige Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse verschoben worden ist. Alle drei Reformvorschläge sind nichts weiter als die Konsequenzen des geheimen direkten Wahlrechtes; sie würden die Möglichkeit bieten, dem Sinne der Verfassung gemäß den Deutschen Reichstag zu dem zu machen, was er in Wirklichkeit sein soll: zu einer Verkörperung des Willens der deutschen Nation.



Einst.

Von

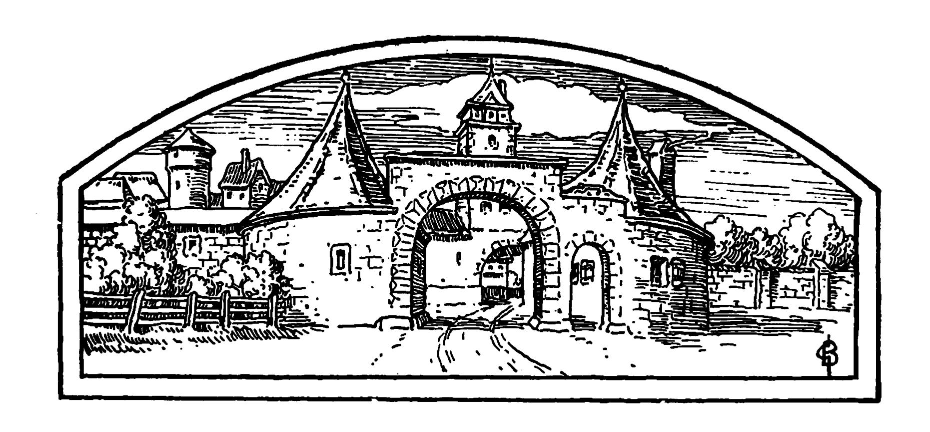
Bernhard Westenberger.

Ist ein Klingen in der Luft
  Wie von fernen Glocken.
Hör nur, auch in deiner Brust
  Frühlingsstimmen locken. —

Einmal, wisse, kommt ein Lenz,
  Den du nicht wirst schauen.
Über deinem Grabe hell
  Wird der Himmel blauen.

Über deinem kühlen Stein
  Wird die Drossel singen.
Und von all der Fröhlichkeit
  Wird kein Ton dir klingen.





Son Altesse.

Novelle von Herman Bang.

(Fortsetzung.)

4.

Der Hof war zum erstenmal vom Lande hereingekommen, um das Theater zu besuchen.

Ihre Hoheit sah sich mit dem Opernglas nach bekannten Gesichtern um. Sie saß auf ihrem alten Platz in der Loge, halb hinter dem Sammetvorhang, und fand es sehr schön und interessant: alle Abonnenten hatten ihre früheren Plätze im Balkon eingenommen — wie schön sah man alles bei dem Licht des neuen Kronleuchters, der im Lauf des Sommers aufgehängt war.

Ihre Hoheit hörte nicht ein Wort von Don Carlos. Wenn sie mitunter einmal ihr Antlitz der Bühne zuwandte, sah sie Herrn von Pöllnitz auf den Zehenspitzen, die Hände krampfhaft auf die Brust gepreßt ... Herr von Pöllnitz gab den Marquis Posa. In der Hofdamenloge saß Fräulein von Hartenstein friedlich schlummernd, steif wie ein Zinnsoldat, aufrecht in ihrem Sessel.

Ihre Hoheit hielt das Opernglas vor die Augen oder entfaltete ihren Fächer mit der im Schoß ruhenden Hand — sie sah und hörte nichts. Sie wußte selbst nicht, woran sie dachte; sie fühlte nur, wie schön es war, hier in Ruhe und Frieden zu sitzen, während sie da unten spielten und lärmten.

Wenn applaudiert wurde, hob sie die Hände über die Logenbrüstung und schlug mechanisch die behandschuhten Handflächen gegeneinander. Sie wußte selbst kaum, was sie tat.

Seine Hoheit der Herzog nahm hinter ihr Platz. Er strich sich unablässig mit fünf ausgebreiteten Fingern den langen Bart, bis er endlich in Schlaf sank. Er wachte regelmäßig auf, wenn der Vorhang herunterrasselte. Dann rückte er bis an die Logenbrüstung vor und wandte sich der Prinzessin zu. Er hatte, wenn er so vorn in der Loge saß, die Gewohnheit, die Lippen zu bewegen, als ob er spräche. Er sagte nie ein Wort.

Ihre Hoheit blickte nach der Hofdamenloge hinüber. Fräulein von Hartenstein war — mitten im Akt — aufgewacht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf die Bühne. Komtesse von Hartenstein glich einem aufgeschreckten Huhn.

In demselben Augenblick drang der Ton einer merkwürdigen Stimme von der Bühne zu ihnen herüber — roh, beinah tierisch. Ihre Hoheit fuhr unwillkürlich zusammen: es war Don Carlos, der mit der Königin sprach.

Er war häßlich und dünn und mager — ein flaches Gesicht mit zwei großen, heißen Augen ... Mit seinen langen Armen schlug er um sich:

„Sie waren *mein* — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp — Philipp hat mir Sie geraubt!"

Ihre Hoheit beugte sich herab und las Don Carlos' Namen auf dem Theaterzettel: Joseph Heim. Und obgleich es eigentlich nicht ihre Absicht war, folgte sie doch, etwas vorgebeugt und ohne Opernglas, jeder seiner Mienen und Bewegungen.

Sie hörte kaum die Worte, die er sprach, nur die Stimme hörte sie, die wunderbare Stimme. Und neugierig, halb erschreckt blickte sie auf ihn herab, wie sie ein seltenes Gewürm betrachtet haben würde, das vor ihren Augen über den Weg gekrochen wäre.

Er zog beim Sprechen die Lippen zurück, daß all seine Zähne sichtbar wurden, und er kroch in sich zusammen, und ballte seine Fäuste, als wolle er in blinder Raserei unsichtbare Fesseln sprengen.

„Kretin!" sagte Seine Hoheit hinter ihr. Er war auch erwacht.

Exzellenz von Kurth wurde während des Zwischenaktes in die herzogliche Loge befohlen.

Maria Karolina grüßte und reichte ihm die Hand.

„Eine leidenschaftliche Persönlichkeit, unser neuer Liebhaber, nicht wahr, Ew. Hoheit?" fragte Exzellenz und verbeugte sich tief.

Es war Ihrer Hoheit, als habe sie nach einem solchen Wort gesucht ... „Ja," sagte sie und sah im Geist seine Stellungen, wie er der Königin gegenüber gestanden ... „Ja ..."

„Unser Hoftheater ist doch keine Menagerie," sagte Seine Hoheit.

Exzellenz von Kurth schien verblüfft. „Ja," sagte er dann, „Ew. Hoheit haben recht, der junge Mann ist reichlich heftig ..."

Der Vorhang ging wieder auf und wieder nieder. Die Vorstellung war beendet.

„Jetzt fahren wir wohl nach Hause?" sagte Seine Hoheit.

„Ja." Maria Karolina legte ihren Arm in den seinen. Schweigend gingen sie durchs Vorzimmer die Treppe herab.

Exzellenz von Kurth und der Intendant standen im Vestibül. Der Intendant machte mit kläglicher Miene seinen Kratzfuß und zog die rechte Schulter ängstlich in die Höhe, als wollte er einen Schlag abwehren.

„Ja, ja," sagte Se. Hoheit, „von Kurth hat ganz recht: eine leidenschaftliche Persönlichkeit ..." — — Ihre Hoheit lächelte nur.

Sie gingen weiter, die Treppe herunter, und traten ins Freie. Es hatte geregnet, noch fielen einzelne, große Tropfen auf die Steine. Die frische Kühle schlug von den Bäumen des Parkes nieder.

„Ah, es hat geregnet," sagte Maria Karolina. Sie fühlte sich unter dem freien Himmel gleich wohler.

„Schlagen Sie doch den Wagen herunter," sagte sie. „Es regnet ja nicht mehr."

Der Herzog fuhr mit seinem Kavalier davon. Maria Karolina blieb auf der Treppe stehen, während der Wagen zurückgeschlagen wurde. Sie streckte ihre Hand aus, um einen Tropfen zu erhaschen.

„Aber es regnet immer noch," sagte Komtesse von Hartenstein, „es gibt sicher noch einen Schauer ..." Fräulein von Hartenstein hatte einen Hut mit echten Straußenfedern.

„Ach, nur einige Tropfen von den Bäumen ..."

Der Wagen setzte sich in Bewegung, und in schnellem Trabe rollte er die Allee herunter durch die Talsenkung auf die Landstraße. Das Gewitter hatte sich verzogen. Dunkle Wolken rollten in schweren Massen über die Höhen. Der Himmel war tiefblau und funkelte von Sternen.

Der Weg führte am Ufer des Flusses entlang. Ein leichter Dampf schwebte über dem Wasser. Durch schwankende Weiden sah man den dunklen Wasserspiegel schimmern.

„Fahren Sie langsamer!“ sagte Maria Karolina.

Sie fuhren ganz langsam. Die Pferde schäumten ins Gebiß und drängten ungeduldig vorwärts. Aber sie mußten sich zu einem langsamen Schritt bequemen.

Ein Duft wie im Frühling ging von Gras und Bäumen aus. So still war's, daß man den Fall der Tropfen hörte, wie sie einer nach dem andern von den Weidenblättern herab ins Wasser glitten.

„Welch eine köstliche Nacht!“

Ihre Hoheit atmete tief auf. Sie saß mit zurückgelehntem Kopf und blickte stumm zum nächtlichen Himmel auf.

Ein Vers von Don Carlos fiel ihr ein, und noch einer, und noch ein dritter. Sie hatte nicht gewußt, daß sie sie auswendig wisse, — woher sie ihr plötzlich wiederkamen, all die herrlichen Worte — —

„Welch eine köstliche Nacht!“ sagte sie noch einmal.

Sie hatten das Flußufer verlassen und fuhren jetzt den Hügeln zu. Fern am Horizont zuckte hier und da ein Blitz. Tannen und Birken dufteten auf den Höhen. Ein Hund fuhr aus einem Waldhüterhäuschen heraus und bellte. — — —

Ihre Hoheit saß vor ihrem Spiegel. Die Kammerjungfer flocht ihr das Haar.

Die Fenster waren hinter den langen Vorhängen geöffnet. Ein paar Insekten flogen schwirrend um die Lichter — herein in die Flamme und wieder heraus mit halbversengten Flügeln ... Ihre Hoheit warf einen flüchtigen Blick auf sie: „Ach — die armen Tiere!“ sagte sie.

Es fiel ihr plötzlich ein, wem der Mensch so ähnlich sah ...

Ja.

Im Salon der Herzogin hing ein Bild: Marie Antoinette, die ins Gefängnis geführt wird ... Ganz vorne, rechts, ein junger Mann mit geballter Faust, den Kopf ein wenig vornüber gebeugt ...

Dem glich er.

Die beiden Insekten schwirrten ins Licht und fielen dann zu Boden.

„Schließen Sie das Fenster,“ befahl Maria Karolina, „es kommt zu viel Nachtgetier herein.“ — —

Der Hof hatte sich nun schon seit einem Monat in der Residenz aufgehalten. Ein Tag folgte dem anderen in gleichem Schritt und Tritt.

Ihre Hoheit malte Aquarell; sie empfing an bestimmten Tagen; sie machte mit Komtesse von Hartenstein ihren täglichen Spaziergang auf der Terrasse.

Ihre Hoheit begegnete mitunter Herrn Hofschauspieler Heim ... Häßlich war er ganz entschieden. Das flache Gesicht gelb wie eine Zitrone. Auch grüßte er sehr linkisch und ungeschickt.

Es war an einem Tage, mitten im November, — ein Vormittag, wo heller Sonnenschein sich über die buntfarbigen Bäume des Parkes ausbreitete; das Laub hatte sich schon etwas gelichtet, welke Blätter deckten wie ein bunter Teppich die Wege und freien Plätze. Ihre Hoheit hatte im oberen Lusthäuschen mit einigen Damen Kaffee getrunken. Man erhob sich eben, um zu gehen, als Herr Josef Heim an der Veranda vorüberkam.

Ihre Hoheit ging mit ein paar Damen die Treppe hinab. Herr Heim grüßte.

Ihre Hoheit blieb auf der untersten Stufe stehen:

„Herr Heim," sagte sie, „hier oben auf der Plattform ist eine herrliche Aussicht. Wollen Sie sie sich nicht heute einmal ansehen, wo es gerade geöffnet ist?"

Herr Heim blieb mit einem Ruck stehen — den Hut in der Hand.

„Ich danke ... ich danke Ew. Hoheit."

„Steindl" — Ihre Hoheit wandte sich an den Lakaien — „führen Sie Herrn Hofschauspieler Heim auf die Plattform ... Die Aussicht ist wirklich schön ..."

„Ich ... ich ... habe davon gehört ... Ew. Hoheit ..."

Ihre Hoheit grüßte und ging mit ihren Damen weiter.

Die Geheimrätin sprach von der Königin von Rumänien:

„Sie schreibt Liebesgeschichten und läßt sie sogar drucken ..."

„C'est horrible," sagte Mlle. Leterrier.

— — Ja — es war dieselbe Stimme — kurz und hart, wie wenn ein Mensch sich gegen eine Beleidigung auflehnt.

Ihre Hoheit war einen Augenblick stehen geblieben. Träumend ruhte ihr Blick auf dem sonnigen Garten.

„Ja," sagte sie. „Königin Elisabeth ist eine große Dichterin."

Die Damen schwiegen alle wie auf Kommando.

Mlle. Leterrier brach endlich das Schweigen: „Mais oui," sagte sie, „votre Altesse — des vers étonnants ..."

Und in demselben Ton, mit welchem sie früher — vor nunmehr fünfzehn Jahren — Anknüpfungspunkte für ihre Belehrungen gesucht hatte, fuhr sie fort:

„Oui — voilà une madame de Staël sur le trône ..."

Die anderen Damen schwiegen und ließen Frau von Staël ungestört auf ihrem Throne sitzen. Man kehrte ins Schloß zurück.

Am Nachmittage fuhr Ihre Hoheit mit Komtesse von Hartenstein ins italienische Schlößchen. Wenn sie nach der Tafel Sr. Hoheit dem Herzog den Kaffee eingeschenkt hatte — Se. Hoheit der Herzog litt in diesem Winter sehr an Gicht, der Spieltisch Sr. Hoheit mußte ganz nah ans Feuer gerückt werden — fuhr sie ins Theater; oder sie saß daheim in ihrem gewohnten Winkel im gelben Saal.

Ihre Hoheit ließ sich in diesem Winter nicht so viel vorlesen, — sie las lieber für sich.

Ihre Hoheit las Schiller.

Sie beugte sich tief über das Buch in ihrem Schoß. Zuweilen blickte sie auf und stützte den Kopf in die Hand und sah träumend vor sich hin.

Man hörte im Saal den leichten Fall der Karten auf den Tisch und den Husten des Hofmarschalls, der wie ein halb unterdrücktes diskretes Lachen klingen sollte und sich in der tiefen Stille, die ringsum herrschte, wunderbar unmotiviert ausnahm.

Ihre Hoheit ließ die Hand sinken und sah sich im Saale um. Sie sah den gebeugten Rücken Sr. Hoheit des Herzogs und das Profil des Hofmarschalls — sein Kopf wackelte etwas.

Komtesse von Hartenstein saß einige Schritte von ihr entfernt. Die schwarze Perücke stach grell gegen die Stirn ab, deren Runzeln mit poudre de riz verdeckt werden sollten . . .

Und Ihre Hoheit beugte sich wieder über ihr Buch und las weiter.

„Maria Karolina!“ rief Se. Hoheit.

Maria Karolina erhob sich und schloß das Buch.

„Wir sind fertig,“ sagte Se. Hoheit.

Maria Karolina trat schweigend an den Spieltisch und nahm Platz.

Die hohen Herrschaften pflegten eine Partie Pikett zu spielen, bevor sie sich zurückzogen. — — —

Der Vorstand des Bürgervereins forderte Herrn Hofschauspieler Heim auf, sich bei Gelegenheit des alljährlichen Bazars mit einer Deklamationsnummer zu beteiligen. Der Oberbürgermeister hatte diese Idee gehabt und brachte sie, nachdem er eines Tages zur Tafel befohlen war, in einer Vorstandssitzung zur Sprache.

Im Damenkomitee auf dem Schloß bat man Ihre Hoheit, die allergnädigste Protektrice, um die Erlaubnis, Herrn Joseph Heim um seine Mitwirkung zu ersuchen — es sei doch immerhin eine Abwechslung.

Ihre Hoheit hatte nichts dagegen.

Herr Hofschauspieler Heim sagte bereitwillig seine Teilnahme zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hatte noch nie so gut ausgesehen. Ihre Hoheit war in vornehmes Grau gekleidet, das ihr vorzüglich stand. Ihre Hoheit war beinah hübsch, wie sie am Arm des Oberbürgermeisters in den Saal trat.

Ihre Hoheit erstieg die Stufen, die auf die Tribüne führten, und nahm Platz. Der Gesangverein eröffnete die Reihe der Vorstellungen.

Herr von Pöllnitz hatte sich erboten, die Tombola zu leiten.

„Lieber Pöllnitz," hatte Frau von Pöllnitz gesagt, „wenn du meinem Rate folgen willst . . . ."

Herr von Pöllnitz folgte immer dem Rate seiner Frau: Herr von Pöllnitz stand jetzt mit einem breiten, jovialen Lächeln an der Tombola.

„Wie angenehm es ist, mal einem andren zuhören zu dürfen!" sagte Herr von Pöllnitz jedem, der es hören wollte. Er war so aufgeregt, daß er von einem Fuß auf den andren trat.

„Bester Freund," sagte er, „welch eine Wonne, einmal frei zu haben!"

Herr von Pöllnitz war überglücklich.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina ging etwas unbarmherzig mit dem Bukett des Bürgervereins um: während der Vorträge des Gesangvereins fiel ein Blatt nach dem andren vor ihrem Stuhl auf die Erde.

Herr von Pöllnitz kreuzte jetzt mit Würde die Arme über die Brust: Herr Hofschauspieler Heim trat im Frack mit weißer Binde vor.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina grüßte, indem sie das Antlitz tief in das Bukett des Bürgervereins versenkte.

Herr Joseph Heim deklamierte „Des Sängers Fluch". — Seine abschüssigen Schultern steckten in einem funkelnagelneuen Frack. Durch die Anstrengung des Vortrags drängte sich sein steifes Hemd aus der Weste hervor; nach jedem Vers mußte Herr Heim es zurechtrücken.

Herr Heim deklamierte etwas unter dem Durchschnitt.

Frau von Pöllnitz saß auf einem der vordersten Plätze. Sie sah unverwandt die Prinzessin an. Ihre Hoheit hielt den Blick noch immer zu Boden gesenkt. Sie sah starr und regungslos auf Herrn Heims Füße, ungeheure Füße in Lackschuhen mit hohen Hacken.

So große Füße hatte sie noch nie gesehen. . . .

Ihre Hoheit war nervös; das Bukett des Bürgervereins mußte darunter leiden. Frau von Pöllnitz war überzeugt, daß die schönen Bänder der Schleife jetzt vollständig zerknittert sein müßten.

Er stand ganz wie Herr von Pöllnitz. Die rechte Hand auf die Brust gepreßt — eine dicke Hand im reichlich engen weißen Handschuh — mit vorgestrecktem Hals — Schweißtropfen auf der Stirn . . .

Ihre Hoheit sah wieder zu Boden — auf die großen Füße.

Es war vorbei — Herr Joseph Heim verbeugte sich tief. Man applaudierte lebhaft im Saal. Herr von Pöllnitz streckte beide Arme aus und klatschte nach besten Kräften mit.

Ihre Hoheit erhob sich hastig. Die Sänger wollten eben zu ihrer Schlußnummer ansetzen, hielten aber sofort erschrocken inne. Der Dirigent, der seinen Rücken dem Saal zukehrte, blieb mit erhobener Hand stehen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war schon die Stufen der Tribüne herabgeschritten.

Die Damen flogen in ihre Buden und rissen die ausgebreiteten Tücher weg, die die ausgestellten Gegenstände schützten. . . . Fräulein von Hartenstein konnte nur mit knapper Not Ihre Hoheit einholen.

Ihre Hoheit ging zerstreut lächelnd durch die Reihen der Buden. In Bude Nr. 2 strahlte Frau Oberbürgermeister hinter ihren bekannten „Prinzeß-Pfefferkuchen“.

Ihre Hoheit lächelte geistesabwesend und ging weiter. Frau Oberbürgermeister knixte hinter ihren Pfefferkuchen und blieb mitten in ihrem Knix stecken. Sie wußte nicht, was sie sah: Ihre Hoheit kaufte bei der Frau Hofzahnarzt!!!

Ihre Hoheit war noch nie so lebhaft gewesen. . . . Sie blieb fast an jeder Bude stehen, um sich zu unterhalten.

Als Ihre Hoheit den Saal verließ, riß Herr von Pöllnitz dem Oberbürgermeister das „Hoch“ geradezu aus dem Munde.

Herr von Pöllnitz war in festlicher Erregung.

„Bester Freund,“ — Herr von Pöllnitz umarmte Herrn Heim — „Sie verfügen über ein Organ . . . . einen Vortrag . . . . Ich werde ‚Des Sängers Fluch‘ in mein Repertoire eingliedern. . . .“

Im Laufe des Abends wurden die Pfefferkuchen der Frau Oberbürgermeisterin unter der Hand für das Buffet verkauft.

— — Herr und Frau von Pöllnitz gingen nach Hause.

„Pöllnitz,“ sagte Frau von Pöllnitz, „du solltest dich mehr an Herrn von Heim anschließen.“

„Mich anschließen .... mein Herz?“ Herr von Pöllnitz blieb stehen. ....

„Ja — er macht wirklich einen vortrefflichen Eindruck — so bescheiden und verlegen. ...“

Man war daheim.

— — — — — — — — — — — — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina kleidete sich um, als sie heimkam, und ging in den gelben Saal hinunter.

Komtesse von Hartenstein las aus der Revue des deux mondes vor. Es war eine Abhandlung über den europäischen Einfluß in China.

Als Ihre Hoheit zur Ruhe gehen wollte und sich zur Nacht das Haar flechten ließ, behauptete sie wiederholt, daß die Kammerjungfer sie an den Haaren risse.

„Herr Gott ....“ Ihre Hoheit war sehr empfindlich — „Sie reißen mich .... es tut mir weh ....“

„Aber, Ew. Hoheit ....“

„Jetzt schon wieder.“

„Ew. Hoheit ....“

„Ach, lassen Sie's mich selbst machen ....“

Ihre Hoheit nahm selbst das Haar und wollte es flechten.

Und zwei Minuten später ließ sie es wieder sinken ....

Die Kammerjungfer begriff nicht, was mit Ihrer Hoheit war. Still flocht sie das Haar und band es vorsichtig auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gicht Sr. Hoheit war sehr schlimm geworden. Ein paar Wochen ging Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina nicht ins Theater.

Herr von Pöllnitz war sehr aufgeregt: er wirkte für geselligen Verkehr unter den Mitgliedern des Hoftheaters.

„Guter Freund,“ sagte Herr von Pöllnitz, „man sollte sich öfter sehen ....“

„Guter Freund, wir sind Kameraden und leben wie Fremde ....“

„Guter Freund, man muß sich sehen, verkehren ....“

Am nächsten Sonnabend war Mittagsgesellschaft bei Herrn von Pöllnitz. Herr Hofschauspieler Heim führte Frau von Pöllnitz zu Tisch.

5.

Der Frühling kam mit Sonnenschein und linden Lüften. Überall keimte und sproßte es in der Natur. Ihre Hoheit war nervös. Die Frühjahrsluft griff sie an.

„Ihre Hoheit hat bisweilen Einfälle ...“ sagte Komtesse von Hartenstein, — „unberechenbare Einfälle!“

Komtesse von Hartenstein brachte ihre Nachmittage meist bei Mlle. Leterrier zu. Ihre Hoheit zog sich in letzter Zeit nachmittags oft zurück. Sie wollte sich ausruhen.

Ihre Hoheit schloß dann gewöhnlich ihre Tür ab, so daß die Kammerjungfer anklopfen mußte, wenn sie Ihre Hoheit zur Tafel umkleiden sollte.

Komtesse von Hartenstein saß drüben bei Mlle. Leterrier.

„Meine Beste,“ sagte sie, „es sind die Nerven ... das ist kein Zweifel. Aber wer am meisten darunter leidet, das wollen wir lieber nicht besprechen ... Ihre Hoheit hat die wunderbarsten Einfälle: gestern gingen wir zu Fuß aus dem Theater nach Hause!“

„Zu Fuß?!“

„Ja, meine Beste ... werden Sie's glauben! Ihre Hoheit entließ den Wagen ... Was ich mit dem Schlepprock gelitten habe ...“

Komtesse von Hartenstein beschrieb ihre Leiden nicht näher. Aber sie hatte eine Art und Weise davon zu schweigen, die mehr sagte als alle Worte — „man muß sich ja fügen ... selbstverständlich ...“ — mit einer Miene, als ob sie täglich geschlachtet würde.

Mlle. Leterrier nickte verständnisvoll.

„Mais oui, ma chère, ça se comprend,“ sagte sie, „c'est l'âge orageux.“

„Mais oui, c'est ça,“ wiederholte Mademoiselle. Sie kannte das. Mlle. Leterrier hatte einen Neffen, einen langen, geschniegelten Gecken von Referendar, der sie zweimal im Jahr besuchte und dann regelmäßig ihr Sparkassenbuch plünderte. „C'est ça,“ sagte Mlle. Leterrier.

Es klingelt. Frau von Pöllnitz tritt ein. Frau von Pöllnitz hat diesen Winter französische Stunden bei Mlle. Leterrier genommen.

Die drei Damen sprechen vom Wetter, das so unbeständig ist und sehr schädlich für die Gicht Sr. Hoheit des Herzogs.

Seine Hoheit der Herzog war sehr von Gicht geplagt. Er hatte in den letzten zwei Monaten nicht ein einziges Mal den Fuß ins Hoftheater setzen können.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina setzte sich auf seinen Platz im Halbdunkel. Das Licht von der Rampe belästigte sie. Ihre Hoheit saß lieber ein wenig im verborgenen: sie hatte sich bisweilen im Hoftheater etwas beängstigt gefühlt.

„Er hat sie allesamt zu Rebellen gemacht," sagte Exzellenz von Kurth. „Es ist eine ansteckende Tollheit."

Komtesse von Hartenstein meinte, der große Devrient müsse sich in seinem Grabe umdrehen.

Ihre Hoheit saß stille und beklommen da.

Joseph Heim riß die jüngeren Schauspieler vollständig mit.

Es war keine vollendete Kunst, die sie den Zuschauern boten. Aber die heiße Jugend durchglühte die alten, ehrwürdigen Meisterwerke mit ihrem Feuer. Haß wurde zur Wildheit, Liebe zur Raserei. Zügellos und lebensvoll brannten die Flammen heißer, mächtiger Leidenschaft.

Die guten Bürger der Residenz saßen so atemlos im Hoftheater, als ob sie im Sturm über den Rathausmarkt gingen.

Maria Karolina drückte sich in einen Winkel ihrer Loge. Sie fühlte eine angstvolle Beklemmung, einen scheuen unbewußten Widerwillen, der nicht recht wußte, gegen wen er sich richten sollte. Und sie blieb an ihrem Platze sitzen wie ein Schwerhöriger, der nur mit Mühe folgen kann, und heftete ihre starren Blicke auf die Bühne.

Joseph Heims Stimme beherrschte alle anderen.

Zuweilen klang sie auch schmelzend weich, einschmeichelnd wie Musik — z. B. wenn Don Carlos mit der Königin sprach.

Und neugierig sah Ihre Hoheit dann auf Don Carlos, der vor der Geliebten kniete — auf sein Antlitz, das sich dem ihren strahlend zuwandte, auf seine Lippen, die sich unter leise geflüsterten Liebesworten bewegten, auf den Kopf, der sich zärtlich beugte, wenn er ihre Hand küßte.

Und lange, mit einem eigentümlichen Gefühl des Wohlbehagens, verweilte Ihre Hoheit bei diesem Bilde, während sie die Augen schloß.

Aber das Stück nahm seinen Fortgang. Und wild kämpfte Eboli um Carlos, und Karl schwor seinem Vater ewige Feindschaft, und Posa ging in den Tod, — Posa, der Edle, Gerechte.

Ihre Hoheit hörte die Worte kaum. Aber sie hörte die erregten Stimmen wie in einem großen Chor, und sie fühlte eine herzbeklemmende Angst, als wenn ihr Atem und Herzschlag stockten.

Wenn der Vorhang gefallen und alles zu Ende war, blieb sie auf ihrem Platze sitzen, und starrte geistesabwesend auf den Vorhang, der plötzlich dunkel wurde, und das Eisengitter, das sich langsam senkte, — eine schwarze Mauer, die die Bühne vom Zuschauerraum trennte.

Ihre Hoheit erhob sich, blieb am Rand der Loge stehen, und sah noch einmal auf die halbdunklen, leeren Sitzreihen herab.

Frau von Pöllnitz hatte in diesem Winter ihren Platz im ersten Rang, vis-à-vis der herzoglichen Loge.

In der offenen Logentür nahm sie ihren Mantel um.

Der Lakai hatte die Portiere zurückgezogen, die in den kleinen Salon führte. Die Prinzessin schritt an ihm vorbei. Sie fuhr nach Hause.

Se. Hoheit der Herzog erwartete Ihre Hoheit zum Pikett. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Spieltisch und sah jede halbe Minute nach der Uhr.

„Es ist elf," sagte Seine Hoheit. Er hielt die Karten schon in der Hand.

„Ja, Ew. Hoheit." — Maria Karolina nahm Platz, und Seine Hoheit gab die Karten. Schweigend spielte man, gab und stach.

Ein Lakai schlich mit dem Teegeschirr durch das Zimmer. Komtesse von Hartensteins Stricknadeln bewegten sich leise.

Die hohen Herrschaften spielten immer weiter.

Wenn das Spiel aus war, sammelte Se. Hoheit die Karten.

„Es ist spät geworden," sagte er.

„Es ist halb zwölf," sagte Ihre Hoheit. Sie erhob sich und trat ans Fenster. Einen Augenblick stützte sie ihr schweres Haupt gegen das Fensterkreuz.

„Ew. Hoheit, der Tee, —" mahnte Komtesse von Hartenstein.

„Danke — ich komme schon . . ."

Schweigend tranken die Herrschaften ihren Tee. — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina wollte aus dem Zimmer der Herzogin ein Buch holen, bevor sie zur Ruhe ging. Ein Lakai ging mit dem Armleuchter voran.

Ihre Hoheit trat an das Bücherregal und mechanisch ergriff sie ein Buch aus der Handbibliothek Ihrer Hoheit der verstorbenen Herzogin. Sie legte es neben sich auf den Tisch, und während der Lakai mit hochgehobenem Armleuchter wartete, betrachtete sie nachdenklich „Maria Antoinette auf dem Wege ins Gefängnis".

Sinnend ruhte ihr Auge auf den Gesichtern, auf den Gestalten mit den geballten Fäusten.

Von den Rebellen glitt ihr Blick hinüber auf das Antlitz der Königin. Schlank und hoch aufgerichtet schritt sie durch die Reihen des Pöbels dahin. Das Antlitz strahlte fast in unantastbarer Hoheit.

Maria Karolina sah von dem Bilde fort und musterte jede Einzelheit im Privatzimmer Ihrer Hoheit der Herzogin . . . Es war ihr, als ob ihr die Mutter aus jedem Winkel entgegenträte . . .

Sie sah sie da sitzen in dem hochlehnigen Sofa, aus der Zeit des ersten Kaiserreichs, schlank und schön und ruhig — die juwelengeschmückten Hände im Schoß gefaltet — während sie, ein kleines Mädchen, vor Ihrer Hoheit der Herzogin stand und flüsternd eine Fabel von Lafontaine aufsagte — und auf dem Stuhl drüben saß Mlle. Leterrier und bewegte gleichzeitig die Lippen, als wolle sie ihr einhelfen.

Und wenn die Fabel zu Ende war, beugte sich die Herzogin, ihre Mutter, ein wenig vor:

„Gut," sagte sie, „sehr gut."

Und Maria Karolina knixte, während die Herzogin, ihre Mutter, ihre Stirne leicht mit den Lippen berührte.

Maria Karolina trat zurück. Und die Herzogin reichte Mlle. Leterrier die Hand zum Kuß und sagte noch einmal:

„Das war ja sehr gut, Mlle. Leterrier."

Ihre Hoheit hörte im Geist die Stimme der Herzogin, ihrer Mutter, klar und immer ruhig, und sie sah die steifen, altmodischen Möbel und Vasen, und die goldenen Guirlanden und Bilder, die die Wandflächen zierten.

Maria Karolina atmete tief, als wolle sie eine schwere Bürde ablegen — dann wandte sie sich, um das Buch vom Tisch zu nehmen.

Ihr Blick fiel noch einmal auf Marie Antoinette. Und ihr ganzes Gefühl empörte sich gegen das rohe, blutgierige Volk . . .

Ihre Hoheit verließ das Zimmer Ihrer Hoheit der hochseligen Herzogin, und mit einer Handbewegung, ohne Wort entließ sie Hofdame von Hartenstein, die im gelben Saal gewartet hatte.

Aber während die Kammerjungfer das Haar Ihrer Hoheit zur Nacht ordnete, kam die quälende Unruhe von neuem über sie. Sie entließ die Kammerjungfer und ging zu Bett. Aber sie warf sich unruhig umher und fand keinen Schlaf. Beständig war es ihr, als ob all die leidenschaftlichen Stimmen aus dem Theater nach ihr riefen, und alle ihre Pulse flogen.

Sie nahm Don Carlos vom Tisch und begann zu lesen.

Sie las hier ein Stück und da eins, und es blieb immer dasselbe.

Dieselben Worte, ewig dieselben: „Liebe — Freiheit — Menschenrechte" — dieselben leidenschaftlichen Stimmen, flehend, beschwörend — fordernd — —

Sie hielt mit Lesen inne und ließ das Buch zu Boden fallen.

Ihr Kopf war schwer von wirren, ohnmächtigen Gedanken. Sie fand sich nicht zurecht in diesem unerklärlichen Wirrwarr. Und mit

einer gewissen Angst fühlte sie, wie ihr Blut fiebernd durch die Adern jagte.

Sie fing wieder an zu lesen, und plötzlich hielt sie inne. Sie hatte sich im Bett aufgerichtet, das Buch lag auf ihrem Knie; einmal übers andere las sie die Worte der Herzogin an die Königin:

„Ich bin
Der Meinung, Ihro Majestät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Residenz, solange
Es Könige in Spanien gegeben."

Ihre Hoheit ließ das Buch sinken. Sie sah die Buchstaben nicht mehr, Tränen blendeten ihre Augen.

Sie fühlte einen dumpfen, ohnmächtigen Schmerz, der sie hilflos und unglücklich machte.

Sie weinte lange, dann trocknete sie ihre Tränen; matt streckte sie die Hand nach dem Buch aus der Handbibliothek Ihrer Hoheit der hochseligen Herzogin aus — die Kammerjungfer hatte es auf den Nachttisch gelegt.

Sie schlug es auf. Es war die Stammtafel der Habsburger. Sie las eine Seite nach der anderen, wandte ein Blatt nach dem anderen um. Dieselben Namen, dieselben Titel in schier endloser Reihe ...

Über die Stammtafel der Habsburger gebeugt, sank Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina in einen schweren, bleiernen Schlaf.

— — Seine Hoheit der Erbprinz erhielt viele bogenlange, sentimentale Briefe von seiner Schwester.

Er durchflog sie morgens, wenn er seine erste Zigarre rauchte.

Se. Hoheit stieß die blauen Rauchwolken in Ringen unter dem flotten Schnurrbart hervor.

„Pauvre enfant," sagte er.

Und mit einem Seufzer streckte der Erbprinz seine schlanken Glieder und schlürfte den letzten Schluck Kaffee.

„Pauvre enfant." — — —

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war wirklich krank. Der Leibarzt konnte nicht genug Bewegung empfehlen.

Ihre Hoheit unternahm weite Spaziergänge in der frischen Frühlingsluft.

Ihre Hoheit ritt so unregelmäßig, daß der Reitknecht in einer ewigen Unruhe war, mal war's Schritt, dann wieder sausender Galopp.

Sie ritt gerne bei der Waldmühle vorbei. Anna-Liese brachte ihr Milch.

Ihre Hoheit leerte das Glas und hielt noch immer vor der Tür. Gedankenlos sah sie auf das schäumende Rad.

Ein jähes Gefühl durchzuckte sie, — sie reichte Anna-Liese das Glas zurück.

„Wie blaß Sie sind," sagte sie. „Sind Sie krank?" Es fiel ihr auf, wie blaß und mager Anna-Liese geworden war.

Sie hörte nicht Anna-Lieses Antwort. Schon wieder ruhte ihr Blick auf dem Mühlrad und dem schäumenden Wasser.

„Das Frühjahr ist gekommen," sagte Ihre Hoheit.

Anna-Liese kniete vor Ihrer Hoheit, als diese ihr jetzt zum Abschied zunickte.

Ihre Hoheit ritt über die Brücke. Bei der Biegung des Weges wandte sie den Kopf. Anna-Liese stand auf der Steintreppe, beschattete die Augen mit der Hand und sah ihr nach. — — —

Es waren Gäste zur Tafel befohlen worden. Die Herrschaften tranken den Kaffee mit ihnen im gelben Saal.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina sprach in einer Fenstervertiefung mit dem Herrn Oberförster über einige Bäume, die man der Aussicht wegen eigentlich fällen müsse.

„Ja, keiner weiß im Walde so gut Bescheid wie Ew. Hoheit," sagte der Oberförster.

„Ich bin da ja von Kindheit an jeden Tag herumgeritten." Ihre Hoheit sah in den Garten hinaus. Der Hofschauspieler Heim kam eben mit zwei Damen den Weg herauf.

„Wie milde die Luft ist," sagte Ihre Hoheit. Sie hatte ein Fenster geöffnet: „Wie im Juni."

Sie lehnte sich zum Fenster hinaus. Man hörte Stimmen, die von der Terrasse herüberklangen.

„Am schönsten ist es doch bei der Waldmühle," sagte sie und wandte sich halb an den Oberförster.

„Ich weiß, daß Ew. Hoheit dies finden," erwiderte der Oberförster.

Sie schwiegen einen Augenblick. Prinzessin Maria Karolina sah noch immer in den Garten hinaus.

„Die Leute in der Waldmühle haben ja schweren Kummer erlebt," sagte der Herr Oberförster.

Ihre Hoheit antwortete nicht gleich. „Kummer?" sagte sie dann, als ob das Wort erst jetzt ihr Ohr erreicht habe.

„Haben Ew. Hoheit nicht gehört ... Anna-Liese ... das junge Mädchen, welches die Ehre hatte ...“

„Anna-Liese ... was ist mit ihr?“

„Man fand sie ... gestern morgen ... Ew. Hoheit, ja, es ist sehr traurig ... im Mühlbach.“

Ihre Hoheit wandte sich herum: „Im Mühlbach?“ wiederholte sie. Wie sie da unten auf der Terrasse lachten und schwatzten!

„Ja, Ew. Hoheit, gestern.“

„Aber ich sah sie ja noch vorgestern ... auf meinem Ritt!“

„Es ist am Abend geschehen ... vorgestern abend.“

„Am Abend!“ sagte Ihre Hoheit nur. Sie sah im Geist Anna-Liese blaß und hohläugig vor ihrem Pferde stehn.

„Weiß man den Grund?“ fragte sie.

„Es pflegt mit der Liebe zusammenzuhängen, Ew. Hoheit, wenn ein junges Blut von neunzehn Jahren in den Mühlbach springt.“

Ihre Hoheit war ganz bleich geworden. Sie sah Anna-Liese vor sich, mager und vergrämt. Und sie dachte plötzlich daran, wie sie beim Anblick des schäumenden Mühlrades gedankenlos gesagt hatte:

„Ja, das Frühjahr ist gekommen!“

Und nervös aufgeregt wandte sie sich wieder dem Fenster zu — die ganze Zeit hatte sie das Gelächter da unten und Joseph Heims Stimme gehört —

„Wie sie nur so lachen können!“ sagte sie. Und dann mit einem Seufzer:

„Die Unselige!“

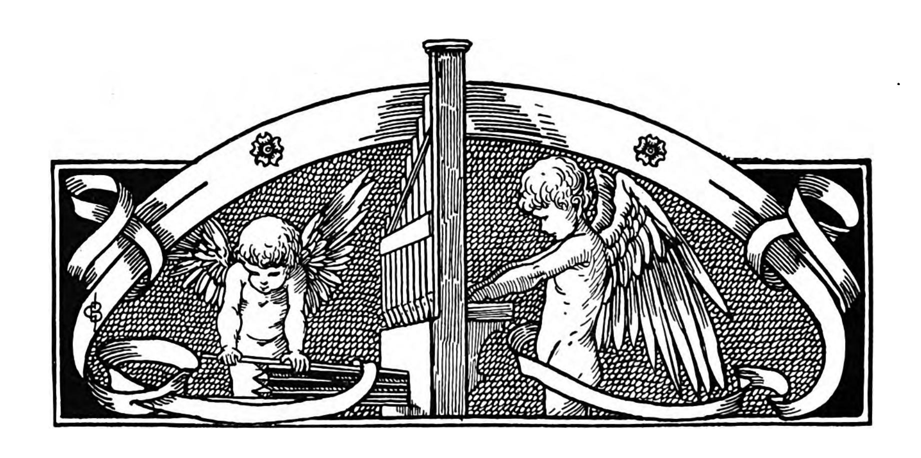
Maria Karolina sah in diesem Augenblick weder die Terrasse, noch die Bäume, noch den Himmel.

„Die Unselige,“ sagte sie noch einmal.

Ihre Hoheit entließ den Herrn Oberförster mit einer Neigung des Kopfes.

(Schluß folgt.)





Bayreuth und sein Parsifal.

Betrachtungen zu Richard Wagners 90. Geburtstage (22. Mai 1903).

Von

Hans von Wolzogen.*)

Über Bayreuth und Parsifal sich zu äußern, das hat seine besondere Schwierigkeit. Wenn irgendwo, so besteht hierbei Goethes Wort zu Recht: „Der Eindruck, den man selbst hat, gilt.“ Wer den unmittelbaren Eindruck davon nicht gehabt hat, wie soll man dem mit erklärenden Worten das ersetzen, was das eigentlich Bestimmende und Überzeugende eines solchen Erlebnisses ausmacht?

Aber wie? Wenn es wirklich so schwer ist, wie ich sagte, diese Dinge zu erklären, ohne den unmittelbaren Eindruck, so scheine ich damit doch von vornherein gerade denen recht zu geben, welche diesen Eindruck so viel wie möglich und für so viele wie möglich haben wollen. „Wie sollen wir denn“, sagen sie, „Wesen und Bedeutung der Wagnerischen Schöpfungen jemals recht erfassen, wenn wir sie gar nicht kennen lernen? Können wir dazu doch nun einmal nicht alle nach Bayreuth kommen, so muß dies — Festtheater und Parsifal — eben zu uns kommen; dann werden wir ja sehen und beurteilen können, was an beiden ist!“

Sehr einleuchtend — einleuchtend wie alles Oberflächliche — aber im Grunde doch ein Irrtum. Denn, um es gleich anfangs kurz zu fassen: was da in die Welt hinaus käme, was alle Welt da kennen lernte, das wäre eben gar nicht das Bayreuth, wäre gar nicht der Parsifal Wagners. Nur zu dieser Einsicht möchte ich diejenigen führen können, auf welche der künstlerische Eindruck mit seiner überzeugenden Kraft noch nicht zu wirken vermochte.

---

*) Es wird unsern Lesern gewiß von Wert sein, die Ansichten eines so hervorragenden Vertreters des Bayreuther Gedankens, wie es der dem Meister auch persönlich verbunden gewesene Verfasser ist, kennen zu lernen. Die in mehreren Punkten abweichende Stellung, die der Leiter unserer „Hausmusik“ zu der Frage einnimmt, wird dieser im nächsten Hefte darlegen. D. T.

Mit seinem Parsifal hatte Wagner ein Werk geschaffen, welches nicht nur wie der Ring, für ein nationales Fest bestimmt, durch seine ungewöhnliche Form und die übermäßigen Ansprüche an die darstellenden Kräfte wie an die Empfänglichkeit des Publikums von vornherein ein „anderes Theater" verlangte und auch wirklich sich verschafft hat. Aus einem „innerlichen Grunde", schrieb Wagner an Friedrich Schoen, habe er den Parsifal zu alleiniger Aufführung in Bayreuth bestimmt, und dieser Grund beruhe in dem „durchaus unterschiedlichen Charakter dieses meines Werkes, welchem ich die Benennung eines Bühnenweihfestspieles zu geben mich veranlaßt fand". „Den Veranlassungen, welche den Ring des Nibelungen dem Bühnenfestspielhaus in Bayreuth entführten, glaube ich für den Parsifal jede Bestimmung meiner Entschlüsse schon dadurch unmöglich gemacht zu haben, daß ich mit seiner Dichtung eine unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt."

Den Ring hatte er an die Theater hingeben müssen um der materiellen Not willen, in welche sein Festspielhaus geraten war infolge der ungenügenden Teilnahme der Nation an dem ersten ihr gegebenen Feste. Das Symbol der Materie, des Goldes selbst also mußte hier helfen, die Realität des Ideales zu retten. Dahingegen Parsifal, das Symbol des Ideales selbst, sollte die Idealität des verwirklichten Festtheaters retten. Dieses Werk mit seinem wesentlich religiösen Charakter verlangte nicht allein ein „anderes" Theater, sondern es „weihte" dieses nun bestehende andere Theater zu einer Stätte besonderer Andacht des künstlerischen Menschen. Galt es also, eine Kunst darzubieten, welche nicht in die Welt hinaus geraten sollte, damit sie gerade von ihrer eximierten Freistatt aus rein und groß auf die Welt und auch auf die Kunst wirken könne, so ward durch den Parsifal einer solchen Kunst die denkbar größeste Sicherheit gewährt. Wagner hat durch den Parsifal sein Bayreuth gegen alle, seinem künstlerischen Lebensgedanken widersprechende Anforderungen sicherstellen wollen; er hat andererseits auch den Parsifal durch das Bayreuther Haus vor jeder Entweihung seiner eigenen religiösen Idealität sicher gestellt.

Aber dies ist nicht die einzige Bestimmung des Parsifal gewesen. Er ist nicht nur inhaltlich ein religiöses, er ist seinem Ausdruck nach ein künstlerisches Werk, dessen Ausführung, nach Wagners Worten, die „allergrößeste Korrektheit" verlangt. Bei einem Parsifal läßt sich nicht durch leidenschaftliche Momente und Attitüden oder durch glänzende Bilder und strahlende Einzelleistungen über eine mangelhafte Wiedergabe hinwegtäuschen. Ein bloßes Simile genügt nicht; jedes künstlerische Manko stört alsbald auch die weihevolle Stimmung, reißt heraus, nicht nur aus dem Drama, sondern aus der ganzen idealen Welt, deren Symbol es ist. Wagner selbst hat die letzten Kräfte seines Alters aufgeboten, um eben in diesem Bayreuther Parsifal das Muster in möglichster Vollkommenheit festzusetzen für korrekte Aufführungen im Stile seines Kunstwerkes überhaupt, und dies mit dem Erfolge, daß der Parsifal von 1882 in der Tat als Darstellung weit auch über dem Ring von 1876 stand.

Schon zwei Jahre zuvor hatte Wagner öffentlich erklärt: „Um die Möglichkeit mir zu wahren, noch während meines Lebens vollkommen stilgerechte Aufführungen meiner sämtlichen Werke mit der nötigen Deutlichkeit und nachhaltigen Eindringlichkeit vorzuführen, habe ich mich dazu entschlossen, zunächst meine neueste Arbeit ausschließlich und einzig für Aufführungen in dem Bühnenfestspielhause zu Bayreuth, und zwar in der Weise zu bestimmen, daß sie hier dem allgemeinen Publikum dargeboten seien, — wobei dann darauf gerechnet wird, daß außerordentliche Einnahmen nicht nur die Kosten dieser erstjährigen Aufführungen vollkommen decken, sondern auch die Mittel zur Fortsetzung der Festspiele im darauffolgenden Jahre verschaffen werden, in welchem — wie überhaupt zukünftig — nur in Bayreuth der Parsifal zur Darstellung gebracht werden soll." Jetzt, 1882, knüpfte er in seinem offenen Briefe an mich das Weitere an: „In welcher Weise die einzigen Aufführungen des Parsifal in Bayreuth den Hoffnungen dienen können, welche ich wohlwollenden Freunden erweckt habe und die nun von diesen sorglichst festgehalten werden dürften (nämlich die Hoffnungen auf die Begründung einer ‚Schule'), wird sich aus dem Charakter dieser Aufführungen und der Umstände, unter denen sie stattfinden, leicht ergeben." Und ferner: „Ich halte alljährliche Wiederholungen des Parsifal für vorzüglich geeignet, der jetzigen Künstlergeneration als Schule für den von mir begründeten Stil zu dienen, und dieses vielleicht schon aus dem Grunde, weil mit dem Studium desselben ein nicht bereits durch übele Angewohnheiten verdorbener Boden betreten wird, wie dies bei meinen älteren Werken der Fall ist, deren Aufführungsmodus bereits den Bedürfnissen unserer gemeinen Opernroutine unterworfen ward."

So sehen wir denn, wie Parsifal allerdings zu einem Lebensquell für Bayreuth geworden ist, aber in einem ganz anderen Sinne als jenem materiellen, den unsere allzu materiell gestimmte Zeit damit zu verbinden pflegt. Man denkt sich da die Sache so, daß der Parsifal nur deshalb Bayreuth vorbehalten bleiben solle, weil dieses ohne ihn materiell nicht existieren könne. Dabei ist aber noch gar die Auffassung maßgebend, daß Bayreuth überhaupt eine „Einnahmequelle" sei, welche seine Verwalter nicht verlieren wollten. Man traut also denjenigen, welche ein ideales Werk und eine ideale Stätte mit selbstloser Aufopferung ihrer Kräfte im Geist ihres Schöpfers bisher erhalten haben und von denen man nichts anderes als diese sichere Tatsache weiß, ohne weiteres die davon grundverschiedene Gesinnung zu, daß sie, um selber vom Parsifal zu „leben", ihn der „Welt" entzogen wissen wollen. Wahrhaftig, das hätten sie leichter haben können als durch einen viertelhundertjährigen Kampf des Idealismus gegen alle falschen Anschauungen und Ansprüche des Zeitgeistes! Warum hat man in Bayreuth dann nicht mit Freuden zugegriffen, als wiederholt für den Parsifal solche Summen geboten wurden, die das Festspieltheater auf immer sicher gestellt haben würden? Oder — warum hat man nicht lieber längst schon von allen Theatern für den Parsifal sich hohe Tantiemen zahlen lassen,

anstatt daß man, wie seit zwanzig Jahren, noch zwölf Jahre länger — unbegreiflich für die Welt! — „gar keinen Gewinn daraus zieht"? So hätte man Bayreuth erhalten und obendrein „ein Geschäft gemacht". Nur eben den Parsifal hätte man hergeben müssen; — warum hat man ihn nicht hergegeben?

Gewiß nicht, um Bayreuth zu retten! Gerade in den Jahren, als man in Bayreuth noch nichts anderes als den Parsifal gab, befand es sich in der übelsten Lage. Dagegen in dem Jahre, als man den Parsifal nicht gab, sondern nur den Ring allein, 1896, war der Zudrang am stärksten, so daß viele zurückgewiesen werden mußten; und diese Anziehungskraft gerade des Ringes hat sich seither ungeschwächt erhalten. Parsifal ist überhaupt gar kein Werk für den häufigen Besuch; er könnte gern noch seltener gegeben werden, und es wird ein Fortschritt sein, wenn man ihn einmal seltener geben kann. Jetzt aber wird er noch von zu vielen, die ihn noch gar nicht kennen, als ein neues Werk besucht. Gerade dies ist jedoch nicht seine eigentliche künstlerische Bedeutung. Als „neue Werke" wirken in Bayreuth vielmehr gerade die alten und anderen. Parsifal wird, auch wenn ihn einmal alle Deutschen kennen gelernt hätten, seinem Wesen nach immer als ein Werk von religiöser Weihe fortwirken und darum allein in Bayreuth bleiben müssen. In diesem Sinne behält das Wort seine Geltung: Parsifal bedarf Bayreuths, aber nicht Bayreuth des Parsifal.

Als nun aber die letzten Verhandlungen des Reichstages über das Urheberrecht mit einem Male die Tatsache allgemeiner bekannt werden ließen, daß mit dem Jahre 1913 der Parsifal „frei werde", da tauchte sofort auch wieder ein anderer, schon etwas veralteter Einwand auf: „Wozu alle die Mühe, all der Eifer von Bayreuth, den Parsifal sich zu erhalten und zu diesem Zwecke womöglich die Gesetze umzustoßen? Das Werk ist ja doch schon längst durch Vertrag an München vergeben!" Und da ward dann allerhand halb Gehörtes und ganz Erfundenes hin und her geschrieben. So aber ist der Sachverhalt: Anfang 1878 ward das Defizit von den Bayreuther Nibelungenaufführungen durch einen Vorschuß des Königs Ludwig im Betrage von hunderttausend Mark vorläufig gedeckt. Als Äquivalent hatte Wagner damals sein nächstes Werk, das noch unkomponiert war, unter Verzicht auf jede Tantieme dem Könige persönlich angeboten. Am 1. Oktober 1880 jedoch schrieb er dem Könige, er müsse zur Aufbringung des nötigen Geldes nach Amerika gehen, da sein inzwischen entstandenes Werk, eben der Parsifal, so geartet sei, daß es überhaupt auf keiner anderen Bühne als der Bayreuther gegeben werden könne. Schon am 28. Oktober erging dann an die Hoftheaterintendanz in München ein Signat des Königs, wodurch er Chor und Orchester des Hoftheaters für die Bayreuther Aufführungen zur Verfügung stellte. „Ferner verfüge ich, daß alle früheren Vereinbarungen über die Aufführungen des Bühnenweihfestspieles aufgehoben sind." Und im selben Herbst 1880 schrieb der König persönlich an Wagner: sein Wunsch sei, „daß das heilige Bühnenweihfestspiel nur in Bayreuth gegeben und auf keiner anderen größeren Bühne entweiht werden

dürfe." Die Separatvorstellung, welche König Ludwig, um selbst den Parsifal zu erleben, da er nach Bayreuth nicht hatte kommen können, sich ganz allein später in München vorführen ließ, darf hierbei nicht mitgezählt werden; denn abgesehen davon, daß ein Kunstwerk ohne Publikum nicht eigentlich das vollendete Kunstwerk im Sinne seines Meisters zu nennen ist, empfing diese Vorstellung andererseits doch gerade von der Anwesenheit ihres einzigen Zuhörers, von der Persönlichkeit eben dieses einen Königs, einen Charakter des Einzigartigen und Außerordentlichen, der sie von allen erdenklichen anderen Theatervorstellungen unterscheiden mußte. Und doch soll auch sie mit allen Bayreuther Künstlern und Dekorationen, anscheinend ein nach München versetztes Bayreuth, an künstlerischem Werte, nach dem Zeugnis Mitwirkender, hinter jeder Bayreuther Aufführung erstaunlich weit zurückgeblieben sein. Selbst der Zauber der königlichen Persönlichkeit konnte den Zauber von Bayreuth nicht ersetzen!

Inzwischen ist nun auch der Vorschuß, um dessen Äquivalent es sich ursprünglich handelte, zurückgezahlt worden, und obendrein hat Bayreuth nach Wagners Tode auf die Vergünstigung des Orchesters und Chores alsbald freiwillig verzichtet: materiell ist die Sache also jedenfalls erledigt.

Nichts mit dem Parsifal zu tun hat ein anderes Abkommen: der König hatte nämlich schon im Jahre 1876 dem Patronatverein eine größere Summe zur Vollendung der szenischen Einrichtungen in Bayreuth dargeliehen; aber auch diese Schuld, welche also eigentlich der Verein dem König schuldete, ist von Wagner selbst durch Verzicht auf die Münchener Tantiemen für seine anderen Werke ausgeglichen worden. Nach des Königs Tode wurden diese Tantiemen, welche bis dahin zehn Prozent betrugen, für seine Erben auf acht Prozent herabgesetzt; überhaupt aber gab es seitdem in München wiederholte Versuche, durch Kompromisse mit Bayreuth schließlich auch den Parsifal zurück zu gewinnen. Um diese Sache endgültig zur Ruhe zu bringen, und da es überhaupt wünschenswert erschien, über die durch den Tod des Königs so wesentlich veränderten Verhältnisse zu einem klaren Abschluß zu gelangen, ward zwar kein neuer Vertrag zwischen beiden geschlossen, wohl aber von Bayreuther Seite ein äußerstes formelles Entgegenkommen durch die Erklärung bewiesen, daß, falls jemals die Wagnerschen Erben den Parsifal freigeben würden, dann München ihn zuerst, zwei Jahre früher als andere Bühnen, erhalten solle. Aber — sie geben ihn eben nicht frei — um keine Million, wie wir sahen! Sie können und dürfen ihn nicht freigeben — sie wären sonst keine Wagnerischen Erben! Ja, sie hoffen sogar, daß selbst das heutige gültige Urhebergesetz auf die Dauer die Kraft nicht haben werde, den Parsifal der „Entweihung" preiszugeben, die König Ludwig ihm ferngehalten wissen wollte, als er seine eigenen Münchener Pläne und königlichen Wünsche aufgab — für Bayreuth.

Einige Freunde Bayreuths hatten in dem fünfundzwanzigsten Festspieljahre eine Feststellung der Teilnahme und des Verständnisses bei den Festspielbesuchern für die Erhaltung des Parsifal angestrebt, indem sie eine von Engel-

bert Humperdinck abgefaßte Erklärung zur Unterschrift auflegen ließen, daß gewünscht werde, diese Erhaltung durchzusetzen. Es sind auch viele Unterschriften gegeben worden, und viele schöne, herzerquickende Worte wurden von unbekannten „Bekennern" dazu geschrieben. Manche aber haben die Sache mißverstanden und gemeint, es handele sich um eine Art von Petition, woran Nichtdeutsche und Frauen nicht teilnehmen dürften, und andere äußerten sich dahin, daß es einer solchen Erklärung gar nicht erst bedürfe: für jeden Besucher von Bayreuth, der den Parsifal dort erlebt habe, verstehe sich dies ganz von selbst. Von denen, die in Zweifel waren, was sie tun sollten, hat ein Königsberger Festspielgast das Beispiel einer Erwägung geliefert, die den Nagel auf den Kopf trifft. Als ihm in einer Bayreuther Buchhandlung jenes Blatt zur Unterschrift vorgelegt ward, sagte er: „Ich habe einmal im Leben mit meiner Frau den Parsifal sehen wollen, dazu mußte ich von Königsberg nach Bayreuth reisen, das hat mich einige hundert Mark gekostet — ich hab's gekonnt; aber ich kenne manchen Freund zu Haus, der kann's nicht — wenn ich das bedenke, möcht' ich sagen: nein, ich unterschreibe nicht. — Aber wenn ich mir nun dagegen vorstelle: Parsifal auf unserer Königsberger Bühne, und ich sehe da vorn rechts den wohlbekannten dicken, lächelnden Choristen und dahinten links den langen, hageren, und all die vertrauten „schwankenden Gestalten", die man alle Abend in Opern und Operetten mimen sehen muß, und das sollen nun mit einemmal alles Gralsritter sein — —: ich unterschreibe!" —

In der Tat, wenn mancher sich heute auch noch so gern darauf verlassen möchte, daß eine Aufführung des Parsifal auf einem sonst wirklich guten und wohlgeleiteten Theater immer mit einem besonderen Ernst vorbereitet und mit einer eigentlichen Feierlichkeit von statten gehen werde: es blieben für den, welcher einigermaßen allein von der Arbeit in Bayreuth eine Ahnung hat, mindestens noch sehr starke Zweifel übrig, ob die Sache überhaupt auch nur mit der von Wagner geforderten „Korrektheit" durchgeführt und, wenn selbst dies einmal gelungen wäre, auf die Dauer derart erhalten bleiben könnte. An die Theaterleitungen und die Künstlerkräfte werden da viel zu viel andere Ansprüche gestellt, um eine Konzentration auf Ein Werk überhaupt zu ermöglichen; und wenn man sieht, wie es an den besten Bühnen heute noch den anderen Werken Wagners oft genug ergehen muß und wie es da vor allem gerade an der einfachen „Korrektheit" zu mangeln pflegt: so kann man für dies schwierigste, weil eigenartigste und gegen Störungen der Stimmung empfindlichste Werk doch wahrlich keine großen Hoffnungen auf ein plötzliches Sichemporschwingen zu Bayreuther Leistungen hegen sollen! —

Nun wäre aber mit der ernsten künstlerischen Korrektheit der Aufführung noch lange nicht jenes eigentümliche Kunstwerk wirklich und völlig ins Leben gerufen. In Bayreuth gilt es ja überhaupt gar nicht einzelnen Aufführungen, und selbst wenn die jeweilige Vorstellung dort an wesentlichen Zügen einmal etwas vermissen ließe, so hätte man doch immer noch das Wesentliche des Werkes

in der Art seiner Gesamtauffassung und demnach Gesamterscheinung erhalten. Dazu gehört vornehmlich jene ganz besondere Stimmung, welche sich unmittelbar aus dem Bewußtsein erzeugt, in dem von Wagner selbst für sein Werk geschaffenen Hause, gewissermaßen gegenüber dem Lebenswerke des Meisters selbst — im Original — sich zu befinden und zu diesem Zwecke allein aus der Ferne an diese in der Welt einzige Stätte gekommen zu sein, wo man dann wirklich auch allein die Möglichkeit hat, frei von den vielen unkünstlerischen Umständen des gewöhnlichen Lebens in einem ungestörten Frieden für geraume Zeit sich dem Erleben einer wahrhaftigen Idealität ausschließlich zu widmen. In unseren Großstädten, deren Theater doch die einzigen wären, sich an den Parsifal zu wagen, bedeutete auch die beste Aufführung immer nur eine schöne Abwechslung nach der Arbeit des Tages und vor der Ruhe des Schlafes. Sie wäre ein Moment im Leben, in einer ihr fremden Welt, aber sie stellte keine eigene Welt für sich dar, worin der Mensch sich als in ein höheres und reineres Element des Daseins ganz eintauchen könnte. Es wäre sozusagen ein Parsifal ohne Gralsgebiet.

So ist es denn auch sehr zweifelhaft, ob das Publikum jener Orte überhaupt mit dem richtigen Verlangen und im rechten Sinne dem Werke gegenübertreten würde. Jedenfalls würde der Parsifal, den das Publikum dort zu sehen bekäme, bei diesem von vornherein auf ein ganz anderes Maß von Eindrucksfähigkeit treffen. Zu der edlen Ruhe, welche den Stil dieses Werkes bestimmt, steht die Unruhe der Zeit im denkbar krassesten Gegensatz. Es bedurfte schon der allerstärksten und seltensten Kunstmittel, um dem Werke und seinen Hörern innerhalb dieser Zeit die Möglichkeit dennoch zu verschaffen, zu einer solchen Ruhe einmal völlig einzukehren. Dazu mußte eben erst die ganz absonderliche und einzige Schöpfung eines außerordentlichen Kunstasyles stattfinden, wie Bayreuth. Vieles, wenn nicht das meiste, was in Bayreuth, in jenem besonderen idealen Rahmen, überzeugend, stimmungsvoll, ergreifend und entrückend wirkt, weil es dem dort herrschenden feierlichen Tone, den eigenen großen Maßen des Außerordentlichen und des Weihevollen entspricht, das würde inmitten einer Lebenssphäre, die von ihren Bewohnern tagaus, tagein den Geschwindschritt der modernen Tätigkeit erfordert und wo sich das alte „deutsche Andante“ längst in ein undeutsch hastiges Allegro vivace verkehrt hat, allein schon durch den Tempounterschied fremdartig, abspannend, geradezu „langweilig“ und deshalb unerträglich wirken. „Ganzer erster Akt viel und langweilig!“ telegraphierte Wagner einmal selbst, als nur um eine Konzertaufführung ohne dramatische Ansprüche — vergeblich — gebeten ward. — Davon empfindet etwas wohl schon jeder, der sich törichterweise etwa direkt mit dem Eilzuge aus durchhetzten Arbeitswochen zum Festspielhause dahinreißen läßt: er muß sich seine Ergriffenheit erst mühsam erkämpfen aus dem Eindruck übermäßiger Breite der Vorführung heraus. Um Parsifal dem Opernpublikum erträglich zu machen, müßte er also vor allem sein Tempo wechseln, und damit

wäre aus dem Gralsritter schon ein Schnellläufer geworden. Ich konnte wohl einmal mit einigem Recht diese Sache scherzhaft fassen, indem ich meinte: „Ein Operndirektor, welcher den Parsifal für sein Publikum als Zugstück geben will, der muß zunächst das ganze Werk zusammenstreichen bis auf die Blumenmädchenszene — und gerade diese kann er nicht geben!“ —

Bei solchem Scherz wird das Gesicht der Mitwelt ernst. „So würden denn schließlich die Direktionen nicht einmal ein Geschäft mit dem Parsifal machen?“ Ach nein! Er würde dem großen Publikum gegenüber nur eben als „Novität“ sich geben und rein als solche „interessant“ erscheinen; diese aber würde an solcher Stelle und unter diesen Umständen sich bald genug als leidlich „effektlos“ erweisen, und das Ende wäre, daß das Werk bestenfalls ein paar Jahre lang an den Opernbühnen abgespielt — nach König Ludwigs Wort „entweiht“ — worden wäre, um dann zuletzt doch wieder an sein eigentliches Asyl wie zu seiner Reinigung zurückzukehren. Soll man darin einen Trost erblicken? Wer will sagen: „Ei, so mag es denn so sein! Geh du hin, Parsifal, mit dem heiligen Speer in die Irre der Welt; wir wissen ja doch, wo wir dich wiedersehen werden!“? Ja, aber sein Speer wäre eben nicht rein zu erhalten gewesen, und um einen solchen Preis seine Wiederkehr zu erkaufen — ich meine, ein ehrlicher Freund des Schönen und Erhabenen, ja auch des Heiligen, hat für eine solche Zumutung nur noch das kurze, derbe, deutsche Wort: „Pfui Teufel!“ —

Auf diesen ganzen Prozeß der Verweltlichung des Parsifal läßt sich recht wohl der Ausspruch des bekannten Heidelberger Theologen Hausrath über die Pläne der Schloßrenovierung anwenden: „Um zu erhalten, zerstören sie, und sie erhalten, was mit dem, was die Welt entzückte, nur noch geringe Ähnlichkeit hat. Um zu schaffen, was an vielen Orten vorhanden ist, opfert ihr hin, was von allen Menschen ihr allein besitzt!“ — So kann, so wird Bayreuth niemals tun. Denn hier spricht nicht nur der Theologe für ein historisches Denkmal, sondern der Künstler für ein religiöses Werk.

Der religiöse Charakter des Werkes, der es zum Weihfestspiel bestimmte, ist nun schließlich dasjenige Moment, welches auch für solche seine Sonderstellung begreiflich machen kann, die weder von der Bayreuther Arbeit eine rechte Vorstellung noch auch für den Gesamtbegriff der Bayreuther Kunst für diese stimmungsvolle Stileinheit von Kunstwerk, Kunststätte und künstlerischem Publikum, volles Verständnis haben. Wer das Religiöse überhaupt nicht liebt und nicht wünscht, daß ihm irgendwoher, auch aus künstlerischen Eindrücken, neue Kräfte zuwachsen, der sagt wohl leichthin: „Auch der Parsifal ist nur ein Kunstwerk, l'art pour l'art, und nur sein Stoff ist zufälligerweise der christlichen Legende entnommen, wie der des Ringes dem heidnischen Mythos.“ Es handelt sich aber hier nicht um den Stoff, sondern um den Geist; und das ist derselbe Geist, der zur Zeit der Vollendung des Parsifal auch in den Aufsätzen Wagners „Religion und Kunst“ und „Heldentum und Christentum“ sich

zum Ausdruck gebracht hat. Dies ist gar nicht voneinander zu trennen; es sind die unzweifelbar wahrhaftigen Emanationen derselben Individualität, derselben Weltanschauung. Eine andere Weltanschauung hätte sich zu ihrem künstlerischen Ausdrucke freilich auch schon einen anderen Stoff gewählt. Wo das Christliche nur ein Kleid ist, da befindet sich auch nichts darunter, was sich ausdrücken, sondern nur eben etwas, was sich verkleiden will; und das sind niemals Weltanschauungen oder künstlerische Persönlichkeiten. Wer auch nur die Schlußklänge des Parsifal vernimmt, wie sie die Hörer von Bayreuth wieder in die Welt entlassen, aus verschwebenden Sphärenklängen der Harfen stark und fest wieder zusammengefaßte Posaunentöne des religiösen Hauptmotives, der muß es mit Heinrich von Stein tief und deutlich fühlen, daß hier ein Glaubensbekenntnis abgelegt wird.

In der Tat haben denn auch schon besonders früher, bevor das Werk bekannter geworden war und unmittelbare Wirkungen ausgeübt hatte, orthodox gläubige Christen in gutem Glauben gerade den religiösen Charakter sogar als etwas auf einer Bühne überhaupt Unstatthaftes empfunden oder empfinden zu sollen geglaubt. Wie anders aber das Erlebnis des Werkes selber wirkt, das haben seitdem schon viele beider Konfessionen bezeugt, und unter den Evangelischen kein Geringerer als der Hofprediger Stöcker. So groß und so rein war dessen Eindruck in Bayreuth gewesen, daß er ihn sich auch ganz so bewahren und gar nicht „wiederholen" möchte; und gerade dies ist die richtige Empfindung, welche man für das Außerordentliche und Einzigartige, also auch für das Religiöse dieser Erscheinung haben sollte.

Eine merkwürdige Erfahrung ist es dabei, daß schon die verschiedensten Glaubensbekenntnisse den Parsifal für sich reklamiert haben. Der künstlerisch begabte Evangelische erkennt darin auf alle Fälle eine gereinigte Form des Christentums; er sieht alles Religiöse zurückbezogen auf das Erlösungsbedürfnis des Menschen, wie es im Glauben an den Heiland der göttlichen Gnade sich zuwendet, und zwar ohne die vermittelnde Institution einer Priesterkirche, sondern aus der Kraft der freien, gläubigen Individualität, die sich mit des Glaubens Genossen zu brüderlicher Gemeinde verbindet. Der treue Anhänger Luthers speziell kann mit Befriedigung darauf hinweisen, daß die Werkheiligkeit völlig ausgeschlossen ist, insofern die Gralsritter nicht auf eigene Taten stolz erscheinen, sondern allein des „Heilands Werke" wirken wollen, wie denn auch die Wiedergewinnung des Speeres, als der tatsächliche Zweck des Dramas, nicht anders zu erreichen war, denn durch die vorhergegangene Gnadenwirkung in der Persönlichkeit desjenigen Menschen, welcher nach der göttlichen Verheißung „durch Mitleid wissend" geworden ist. Der Reformierte seinerseits wird ein gewisses Anrecht behaupten dürfen auf die geistige Auffassung der Feier im Gralstempel, nämlich als eines Gedächtnismahles nach dem Sinne der begleitenden Worte: „Auf daß ihr mein gedenkt", ohne die Mystik einer dogmatischen Transsubstantiation, welche gar nicht auf die Bühne gehören würde.

Nun hat aber eben erst neuerdings ein Katholik, und zwar ein Spanier, Michel Doménech Espanyol, ein dickes Werk geschrieben: „Parsifal, l'apothéose musicale de la religion catholique“, und noch eine ganze Anzahl katholischer Geistlicher, besonders Franzosen, haben sich aufs wärmste gerade über den religiösen Charakter des Parsifal ausgesprochen, vor allen der Abbé Hébert in seinem vortrefflichen Buche über „le sentiment religieux dans l'œuvre de R. Wagner“. Es scheint freilich, daß diese katholische Auffassung einerseits auch nur auf den allgemein christlichen Elementen des Werkes beruht, welche der Katholik in solcher Stärke dem Protestanten gar nicht recht zutraut, andererseits aber bestimmt wird durch den äußeren Anschein einer stark auf die Phantasie wirkenden Feierlichkeit, die jedoch keineswegs eine kirchliche oder irgendwie dogmatische, immerhin aber „Kultus“ ist: eine künstlerische Form, bei deren Beurteilung also gewissermaßen das Künstlerische mit dem Katholischen verwechselt ward. Wenn diese Verwechselung bei Protestanten vorkommt, so mag das nicht so erstaunlich sein; das Erstaunlichste aber an Irrtümern überhaupt leistet bei diesem Thema wohl jener bis zur „Apotheose“ begeisterte spanische Katholik. Er sagt u. a.: „Der Protestantismus verwirft den Pomp, der die Sinne anregt und der notwendig und heilsam ist, da der Mensch nicht nur aus Geist, sondern auch aus Körper besteht“; und weil er im Parsifal so etwas wie „Pomp“ zu bemerken glaubt, so ist ihm der Parsifal katholisch. Ferner: „Der Protestantismus hat die absurde Doktrin, daß das Heil ohne gute Werke möglich sei“; und da im Parsifal gute Werke vorkommen, so ist ihm der Parsifal katholisch. Endlich: „Der Protestantismus leugnet die Gegenwart Jesu im Sakrament“; und da er im Parsifal ein Sakrament findet, so ist ihm der Parsifal katholisch, ja er sagt ausdrücklich: „Der Parsifal hat im ersten Akt die Messe, im dritten das Requiem (nämlich die Totenfeier des Titurel!), und das sind katholische heilige Handlungen.“ Dann aber fügt er klugerweise die Frage hinzu: „Warum hat der Parsifal nicht auch die heilige Jungfrau und die heiligen Märtyrer, warum nicht das Sakrament der Buße?“ und seine Antwort lautet: „Weil er sonst für die Ungläubigen die Wahrheit zu deutlich verraten würde!“ Danach wundert man sich gewiß nicht mehr, wenn er noch weiter phantasiert: „Die verzweifelte Stimmung der Gralsritterschaft stellt den Zustand der Skeptiker in den Reihen des modernen Katholizismus dar.“ Demgemäß ist Amfortas ihm der Protestant gegenüber Parsifal, dem Katholiken, an anderer Stelle aber auch die Synagoge gegenüber der Kirche; den alten Gurnemanz aber bezeichnet er ausdrücklich als das Prototyp des echten altspanischen gläubigen Katholiken. Da möchte man beinahe fragen: Wo blieb denn dabei die Inquisition? Je nun, entweder ward sie wohl verschwiegen, „um die Wahrheit nicht zu deutlich zu verraten“, oder sie gehört eben nicht zum echten altspanischen gläubigen Katholizismus! Schließlich krönt unser Spanier die katholische Auffassung durch den klassischen circulus vitiosus: „Wagner hätte solche Wahrheiten nicht darstellen können ohne Inspiration

des göttlichen Geistes: eine göttlich inspirierte Religion ist aber allein der Katholizismus"; also ist auch der Parsifal katholisch! — Natürlich: römisch-katholisch! — Kürzlich hat aber auch jemand, der mit Personen griechisch-katholischen Glaubens zu verkehren Gelegenheit hatte, von diesen die begeisterte Versicherung erhalten, daß der Parsifal eine außerordentliche Verwandtschaft mit dem Geiste der rechtgläubigen Kirche des Ostens verspüren lasse; was etwa in der Bedeutsamkeit der religiösen Symbolik seinen Grund haben dürfte. Ich erinnere mich jedoch, daß schon bei der ersten Aufführung des Parsifal ein hervorragender Vertreter des esoterischen Buddhismus aus Indien, Colonel Olcott, mich in Bayreuth aufsuchte, um mir zu versichern, Wagner müsse besondere Eingebungen von heiligen Mahatmas im Himalaya genossen haben, anders hätte er nicht in seinem Parsifal, bis in die Töne und Farben hinein, ein so urbuddhistisches Werk schaffen können. Nur die blaue Farbe des Guten habe er, offenbar in einer Anwandlung abendländischer Schwäche, bei der Beschwörung der Kundry durch den bösen Klingsor fälschlich angewandt.

Dies war denn schließlich auch wieder einer der Vorwürfe, den gläubige Christen gegen den Parsifal erhoben: daß er „ein buddhistisches Christentum predige". An buddhistische Vorstellungen erinnert nun wohl der Gedanke, daß auf dem Gralsgebiete die Tiere heilig, d. h. vor der gewaltsamen Tötung bewahrt seien, sowie etwa noch die Äußerung des Gurnemanz über Kundry: „Hier lebt sie heut, vielleicht erneut, zu büßen Schuld aus früherm Leben" — obwohl das Weitere: „die dorten ihr noch nicht vergeben" wiederum ganz christlich ist. Diese einzelnen Punkte sind aber doch nicht der Parsifal. Einiges, wie zumal das Betonen des Mitleids, haben Christentum und Buddhismus ja wesenhaft gemeinsam; doch ward man in Indien mitleidig aus Wissen, wogegen Parsifal aus Mitleid wissend wird. Auch gibt es im Parsifal weder die asketische Willensverneinung Buddhas noch die Vorstellung des Nirvana, vor allem aber keine Selbsterlösung, sondern durchweg wird der Glaube an den Erlöser bekannt und sogar in der symbolischen Handlung der Heidentaufe ausdrücklich feierlich bestätigt: „Die Taufe nimm und glaub an den Erlöser!"

Den Buddhismus beiseite lassend, sehen wir also, wie nachgerade alle möglichen Formen christlicher Religiosität in diesem einen Werke wiedergefunden wurden, wonach es dann wohl ein recht hybrides Mißgeschöpf sein müßte, wenn es nur nicht gerade als ein so durchaus einheitliches Wesen sich immer wieder überzeugend bewährte. Es wird demnach nicht anders sich verhalten, als daß das Religiöse in diesem Werke zweifellos und wesentlich vorhanden, jedoch keineswegs in unkünstlerischer Weise einer bestimmten Konfession gemäß oder überhaupt dogmatisch gefaßt ist, sondern eben als das Allgemein-Menschliche der christlichen Religiosität in seiner Reinheit und Tiefe auch zu rein künstlerischem Ausdruck gebracht wird.

Ein solches religiöses Werk, wenn es dergestalt auch für alle „Konfessionen" ist, kann gewiß am allerwenigsten auch für alle Bühnen sein. Es

bedarf als solches schon zur bloßen Rechtfertigung seiner Erscheinung in dramatischer Form durchaus einer besonders geweihten Stätte, auf welcher die Kunst ebensosehr nur in ihrer Reinheit heimisch ist wie die Religion in dem Werke. Das letzte Mal, als ich den Parsifal erlebte, ergriff mich wieder ganz unmittelbar und mit ganz neuer Gewalt das Gefühl: wie unnatürlich — wie unmöglich — wäre doch alles dies, was dort vor sich geht, was man da zu hören bekommt, Handlung und Äußerung, auf irgendwelchem anderen Theater und unter irgendwelchen anderen künstlerischen Umständen! — Um was denn handelt es sich in diesem einzigen Werke? Tatsächlich um die religiöse Grundfrage der Erlösung. Durch das ganze Werk geht die heilige Gestalt des Heilands, unsichtbar, aber geheimnisvoll wirksam hindurch. Schon im Vorspiel hören wir seine Stimme, seinen Segen und seine Klage; und wieder vernehmen wir sie in seinen Worten von der Einsetzung des Abendmahles, wie sie im Gralstempel als Weihespruch, gewissermaßen als heilige „Zitate", mit der zartesten Feierlichkeit wiederholt werden. Ja, wir sehen den Ausfluß seines Wesens, das „heilige Blut" in der Gralsschale, vor unseren Augen erglühen, wie wir später den Speer selber sehen, der „dem Göttlichen am Kreuze die Wunde stach". Der leidende Heiland zieht an uns vorüber in den stillen Trauerklängen seiner Kreuztragung, deren Kundry-Herodias gedenkt, die sie — und wir mit ihr — in der Phantasie erschaut, als sie uns das Furchtbare verrät: „Ich sah Ihn — Ihn — und lachte!" Und auch in dem Kreuzeszeichen, womit Parsifal die Zauberpracht Klingsors vernichtet, scheint sich die Gestalt des Erlösers als des Richters vor unserem Geiste siegreich hoch aufzurichten. Wenn dann am Schlusse des Werkes die weiße Taube segnend herabschwebt auf den aus Sünderhand befreiten Gral — wer empfände da nicht recht in innerster Seele die Bedeutung der Gnadenmacht jenes Heilandsgeistes, der die ganze Handlung durch Leiden, Kämpfen und Hoffen weihevoll durchweht hatte?!

Ja, er ist überall für das Empfinden gegenwärtig, wo nur ein Wort fällt, welches der religiösen Sphäre angehört; und eben darum wirkt ein solches Wort auch stets feierlich ergreifend, geradezu religiös stimmend. So, wenn Gurnemanz von der Gralsschale spricht: „Daraus er trank beim letzten Liebesmahle", wenn die Jünglinge im Tempel singen, wie: „den sündigen Welten in tausend Schmerzen einst sein Blut geflossen", wenn Amfortas verzweiflungsvoll seine Wunde vergleicht mit der des Erlösers: „Aus der mit blutigen Tränen der Göttliche weint ob der Menschheit Schmach", wenn Parsifal die Klage des Heilands vernimmt: „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!", wenn endlich der „allerheiligste Karfreitag" über dem tragischen Gebiete der Handlung aufgeht und Gurnemanz in seiner Deutung des „Karfreitagzaubers" das Wunder von „Gottes Liebesopfer" verkündet, durch welches „auch die entsündigte Natur heut ihren Unschuldstag erwirbt" — bis wiederum zu jenem letzten feierlichen: „Erlösung dem Erlöser!" Sind das wohl Worte, sind das auch nur Gedanken und Vorstellungen, welche im „Theater" denkbar wären?

Hier ist alles so zart, daß es nur in einem Bayreuther Kunsterlebnisse nicht als profanierend empfunden wird, und zugleich so zart, daß es an jedem Operntheater nur als profanierend empfunden werden kann.

Der Besuch einer Vorstellung des Parsifal in Bayreuth bedeutet ein Eingehen in die Ruhe aus der Unruhe des Lebens. Schon darin mag man ein Moment sehen, welches einer religiösen Wirkung verwandt ist. Was draußen, auch in den Werken der Kunst, den Nervösen, den Leidenschaftlichen wiederum leidenschaftlich, nervös erscheint, das erscheint hier den Beruhigten und Freien als gebunden in der Form des Schönen, als befreit in die Sphäre des Erhabenen. Diese Sphäre ist auch die Heimat der wahren Religion, des Christentums. Der Wille sei erkrankt im Christentume, meinte Nietzsche. Schopenhauer aber nennt den Willen, der nur sich selbst allein, der nur leben will, einen blinden Willen, und auch das ist Krankheit oder zum mindesten ein Gebrechen. Es bedarf eines Heilands. Der Wille unserer Zeit krankt am „Nur-leben-wollen"; er sieht keine Ziele über das Leben in der Zeit hinaus. Wagners Kunst dagegen ist nicht nur eine an sich ideale Kraft innerhalb der Zeit: sie zeigt auch wirklich überzeitliche Ziele, und der Tod selber bedeutet in ihr stets nur eine Verklärung, eine Erhebung des Menschenwesens zu seinem ewigen Werte. Da könnten nun diejenigen, welche von ewigen Dingen nichts wissen wollen und auch eine edele Ruhe scheuen, am Ende meinen: es sei allerdings recht gut, daß eine solche weltabgewandte Schöpfung — die ihre „Entstehung", wie Wagner sagte, „der Flucht vor der Welt verdankte" — auch außerhalb der Welt bleibe, und zwar deshalb, weil sie auf die positiven Willenskräfte des Menschen, welche die moderne Welt in so starkem Maße von ihm verlangt, negativ, herabstimmend, erschlaffend, „weltflüchtig", d. h. von der Welt abwendend wirken könne, mit einem Wort: weil ein Werk wie Parsifal für unsere tatkräftig realistische Jetztzeit viel zu „pessimistisch" sei. — Nun aber gerade dieser merkwürdige Grund zu seiner Internierung im abgelegenen, sicheren Bayreuther Winkel wäre nichts weniger als stichhaltig! —

„Pessimismus" in diesem sehr landläufigen Sinne ist keineswegs der Geist des Parsifal. Wenn auch Wagner früher einmal gesagt hat, in einem Werke der edelsten Kunst werde „die Nichtigkeit der Welt wie unter Lächeln zugestanden", so heißt doch die Nichtigkeit in der Welt erkennen nicht so viel, als in der Welt nur Nichtiges erkennen. Vielmehr: die Kunst selbst, indem sie über die Welt aufklärt, bildet in ihr eine jener großen idealen Potenzen, durch welche der Mensch allein sich in der Welt moralisch zu behaupten vermag; sie zeigt ihm die starken und unvergänglichen sittlichen Kräfte des Menschenwesens, welche über alle Nichtigkeit der Welt siegreich Herr zu werden berufen sind. So wenig ist Passivität die Lehre des Gralstempels, daß gerade sie ja das schwere Leiden ist, welches die Gralsritterschaft so tief niederdrückt, und worüber Gurnemanz klagt: „Nie kommt uns Botschaft mehr noch Ruf zu heil'gen Kämpfen aus der Ferne." Die ganze Handlung des Parsifal

dringt auf die Ermöglichung reiner, edeler Heldentaten. Der heilige Gral selbst, er hat nicht die Aufgabe, wie ein stellvertretender Priester etwa, ein „Sakrament" zu vollziehen, Brot und Wein in Leib und Blut des Herrn zu verwandeln, sondern: er segnet beim täglichen Liebesmahle der Ritter, allein mit seinem göttlichen Glanze, das Brot und den Wein, daß sie im Leib und Blut der Menschen sich verwandeln zu neuen Kräften, „um zu kämpfen mit seligem Mute" und „zu wirken des Heilands Werke". So strömen auch von einem Werke wie Parsifal, in dessen reinem Erlebnisse als Kunstwerk, wiederum ideale Kräfte — Tatkräfte — in viele unzählige empfängnisfähige Seelen. Aus diesen und durch sie nun können und sollen sie weiter wirken in einer Weise und mit einer Kraft, wie sie die reale Welt des Tages sonst nicht kennt noch von sich aus übt. Aber nicht etwa nur auf der Linie der Kunst und nicht nur durch neue Kunsterlebnisse allein soll diese Fortwirkung sich vollziehen, sondern vielmehr nach allen möglichen Richtungen hin, wo immer jene Seelen, die befähigt waren, am reinen Quell zu schöpfen, nun überall inmitten der Welt als gleichgesinnte geistige Persönlichkeiten in ihren verschiedenen Lebenskreisen wirksam zu werden vermögen: Alle aber in dem Sinne jener Aktivität der Gralsritterschaft, welche durchaus eine Aktivität ist der Herzensreinheit, der Wahrhaftigkeit und der Gläubigkeit, und die als eine solche, gleich jeder edeln Lebenskraft, nur beitragen kann zur Erhebung der Menschheit zu ihrer wahren Würde und Bestimmung. So bildet Kunst — Kultur.

Soll aber die Stärkung eines tatkräftigen Idealismus auch wiederum der Kunst zugute kommen, so wird dies nicht allein in einer Hebung einzelner Kunstzustände, einer Veränderung einzelner Kunstgewohnheiten bestehen dürfen: es wird sich vor allem zurückbeziehen müssen auf „den Quell, aus dem sie floß", auf Bayreuth. Ist der Parsifal das Werk und Bekenntnis eines Glaubens, so wird die durch ein Erlebnis, wie das des Bühnenweihfestspieles, gestärkte Glaubensfähigkeit auch darin sich zu bekunden haben, daß der Glaube an die Idealitäten des Lebens auch als Glaube an Bayreuth sich mehr denn sonst betätigt. Die deutsche Kunst, welche dort ihre Stätte gefunden, das festliche Kunstwerk des Idealismus, bedarf dieses Glaubens wohl allermeist inmitten unserer Zeit, welche in so hohem Grade gläubig zwar gegenüber dem Realen und Materiellen, dem Technischen und Wissenschaftlichen, ungläubig aber ist gegenüber dem Idealen.

Nach zwei Richtungen hin würde solcher Glaube wirksam werden können: einerseits als ein Wirken des Verständnisses, welches eingesehen hat, daß die großen Erscheinungen in dieser Welt wohl gar sehr langsam eine zur anderen sich addieren, nicht aber so geschwinde und nach Belieben sich multiplizieren lassen, daß also auch Bayreuth, seiner Eigenart getreu, als einziges, wirklich außerhalb der allgemeinen Theaterwelt gestelltes Asyl der Idealkunst zu erhalten ist; andererseits als ein Wirken der Empfindung, welche wünschen muß, daß zu diesem sich selbst erhaltenen Bayreuth nun auch möglichst alle dafür

empfänglichen Seelen hingelangen, zu welchem Zwecke eine groß ausgeführte Förderung der Bayreuther Stipendienstiftung als das gegebene Mittel sich darbietet. Dies sind Betätigungen einer verwandten, ja, der gleichen Gesinnung, wie sie Bayreuth selbst schuf, den Parsifal dichtete, und nun beides erhält; und sie beruhen im Grunde auf Überwindung des Egoismus. Damit ist für die Auffassung und Stellung der Kunst überhaupt jener Boden der Moralität gewonnen, der nach Wagner der Grund jeder wahrhaftigen Kunstblüte sein muß, jene innerliche Kraft, die ihm als die insonderheit deutsche Kraft gegolten, wovon er am Grundsteine seines Festspielhauses vor nun dreißig Jahren [22. Mai 1872] die Worte gesprochen hat: „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut! So will ich diesen Stein als den Zauberstein bezeichnen, dessen Kraft die verschlossenen Gewissen jenes Geistes lösen soll. Schon jetzt ist er stark und fest gefügt, um dereinst den stolzen Bau zu tragen, sobald es das deutsche Volk verlangt, zu eigener Ehre mit Ihnen in seinen Besitz einzutreten."

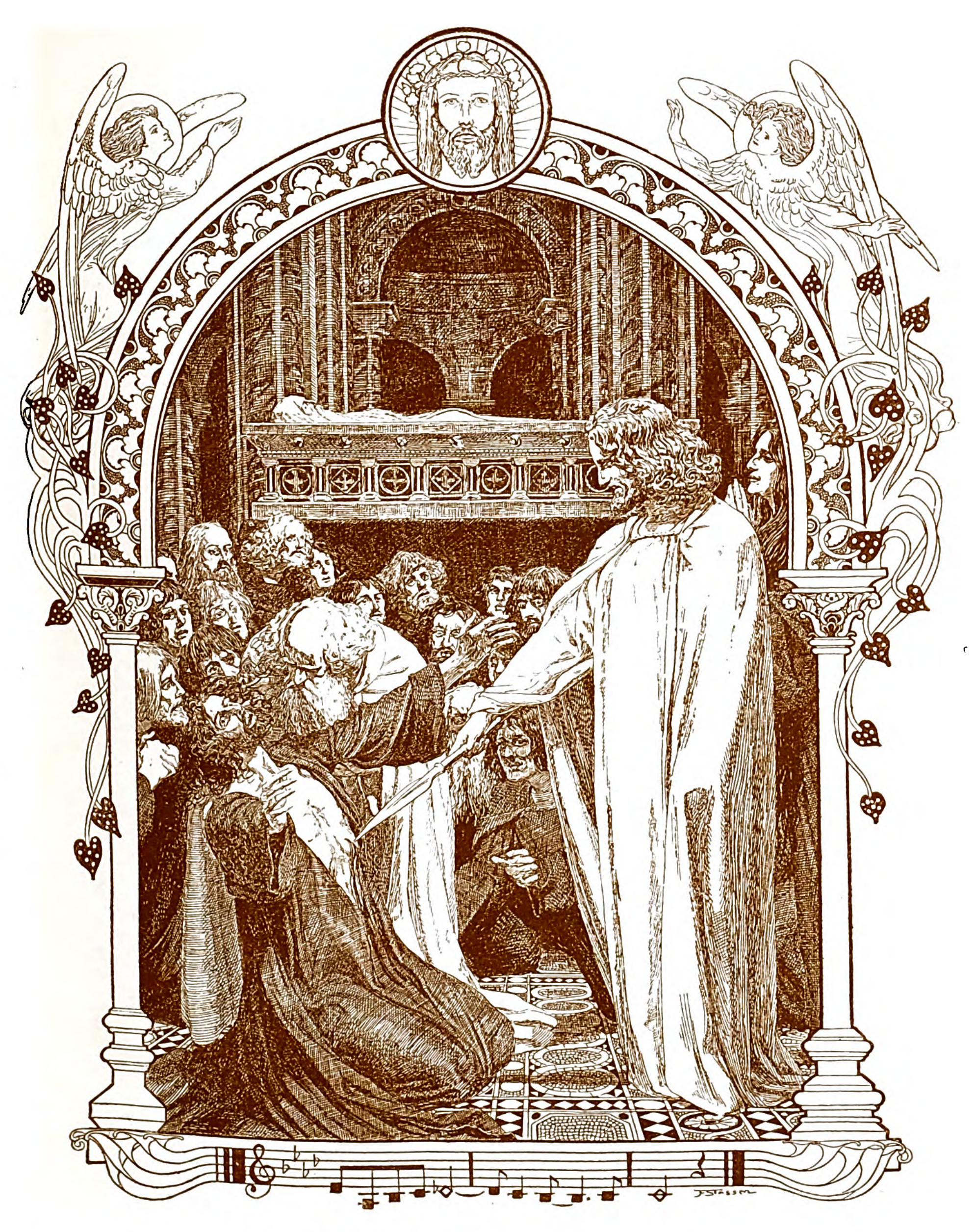
Wann wird das deutsche Volk dies verlangen? — Wenn sein künstlerisches Empfinden und Verständnis so weit herangebildet sein wird, daß man aus seiner Mitte nicht mehr den vielstimmigen Ruf des Egoismus vernimmt: „Ich will den Parsifal haben", sondern die einstimmige Erklärung: „Bayreuth soll den Parsifal haben." Auf diese Entscheidung zwischen dem Ich und der Kunst läuft es schließlich hinaus. Da aber nach Wagner das deutsch ist, daß man eine Sache nicht um des Vorteils, sondern um ihrer selbst willen treibt, so wollen wir ernstlich hoffen, es werde dieser deutsche Geist, dem alles Große unserer Kultur entsprossen ist, während des noch vor uns liegenden Jahrzehntes gegen alles Undeutsche und Unkünstlerische siegreich sich erweisen, auch in den so tief eingreifenden künstlerischen Fragen, mit denen wir uns hier beschäftigt haben; dergestalt, daß wir zu dem hundertsten Geburtstage des Meisters, dem zweiundzwanzigsten Mai 1913, in unserem Volke tatsächlich so weit gekommen seien, dem Meister zu geben, was des Meisters ist, seine Gedanken mit ihm zu denken, seinen Glauben mit ihm zu teilen, seinen Willen mit ihm zu wollen, und so sein Lebenswerk selbst als die schönste Gabe unseres dankbaren Gedächtnisses ihm zu sichern: in der dauernden Reinerhaltung der beiden, mit allen daran haftenden Pflichten uns vererbten deutschen Meisterwerke: Bayreuth und Parsifal.





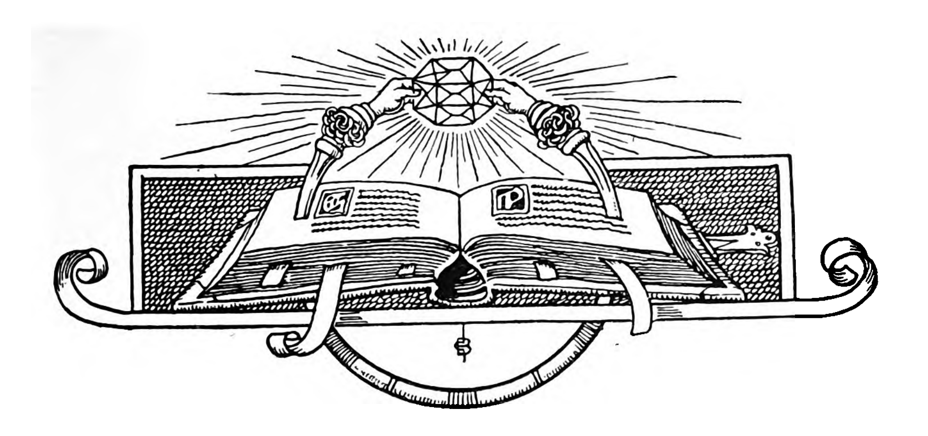
Parsifal: Amfortas! — —
Die Wunde! — Die Wunde! —
Sie brennt in meinem Herzen. —
O Klage! Klage,
Furchtbare Klage!
Aus tiefstem Innern
Schreit sie mir auf.

Aus Franz Stassen: 15 Bilder zu Rich. Wagners «Parsifal».



Parsifal: Nur eine Waffe taugt: —
Die Wunde schliesst
Der Speer nur, der sie schlug.
Sei heil, entsündigt und gesühnt!

Aus Franz Stassen: 15 Bilder zu Rich. Wagners «Parsifal».



Christuslieder.*)

Von

Lorenz Krapp-Bamberg.

I.

An den Wolken des Himmels schleift dein Mantel entlang,
Die Sterne tönen und zittern zu deinem Gang,
Tiefschauernd hält die Woge der Zeiten still
Vor deiner Ewigkeit, die nicht enden will, —

Indessen stöhnt die Menschheit, dein liebstes Kind,
In Petruszweifeln irrt sie durch Meer und Wind
Und rüttelt am Tore des Himmels mit ihrem Weh:
„Wir gehen zu Grunde, o Christ! Komm über die See!"

II.

Der Tod im Olymp.

An dem Tor des Olympos dröhnte des Schlägers Knauf —
Die Götter schraken aus dumpfen Träumen auf —
Da sahen sie Hermes, geschüttelt von tödlichem Frost —
Der hob seinen Stab und wies nach dem fernen Ost.

Und schauernd schauten sie über Meeren und See'n
In nächtlichen Lüften rotzuckende Blitze wehn,
Und hoch auf Golgatha sahn sie im Wetterstrahl
Ein Kreuz, und am Kreuz einen Mann in Todesqual.

Und die schlafmüden Götter, sie sanken vom goldenen Sitz,
Und dem greisen, dem wankenden Zeus, entfiel der Blitz,
Und Thanatos schwang seine Fackel mit düsterm Gebot —
Und Schweigen ward überm Olymp. Und Dunkel. Und Tod . . .

*) In den Kölnischen Blumenspielen vom 3. Mai 1903 mit dem Preis, dem goldenen Veilchen, gekrönte Dichtung.

III.

Christus am Lethe.

Nach einem Motiv Dantes.

Am Steuerbord schrie Charon laut und schrill —
Sein Nachen wankte von den vielen Toten —:
„Hoiho! Wer kommt noch, der da fahren will?“
— Kein Laut, kein Hauch, der Antwort ihm geboten.

Ins dunkle Wasser stieß er schon den Kahn.
Da kam ein Ruf noch aus der Dämmerferne:
„Halt an, o Charon! Fährmann, halte an!“
— Und näher kam's im Glanze müder Sterne.

Mit weißen Kleidern schwankte her ein Zug,
Verhärmt das Antlitz, totenbang und trauernd.
Voran schritt einer, der ein Kreuzholz trug:
„Wie, Christus, du?“ schrie Charon tieferschauernd.

„Wie, Christus, du?“ klang's klagend rings umher.
Auch du willst in das Land der Toten fahren —?“
Und Christi Haupt, es nickte wehmutsschwer,
Vom Dornenreif troff Blut aus seinen Haaren.

„Hol über, Fährmann!“ sprach er durch die Nacht.
„Auch ich will Lethes stilles Wasser finden.
Der Lärm des Lebens hat mich müd' gemacht
Und all die roten, scharlachroten Sünden.

„Wohl hebt mein Kreuz sich schon, vom Blute rot,
Zweitausend Jahre fast auf Salems Zinnen,
Doch immer höhnt mein Zeichen lustentloht
Noch Babylon, das Haupt der Sünderinnen.

„Noch immer ragt der Ölberg hoch und weh,
Auf dessen Gipfel müde Pinien schwanken.
Doch taumelnd braust im Schrei des Evoë
Die Welt vorbei, ums Haupt des Efeus Ranken.

„Auf allen Feldern karrt der hagre Neid
Der Armut Garben noch in seine Tennen,
Indes der Haß auf allen Bergen weit
Läßt rote Feuer der Empörung brennen.

„Noch frißt der giftgeschwollne Drache Geiz
Vom Schweiß und Blut der fronentnervten Knechte,
Indes das Meer des uferlosen Leids
An alle Küsten donnert durch die Nächte.

„Noch immer kauert knurrend fahle Not
Am Herd der Arbeit auf verkohlter Asche,
Und lüstern späht sie noch der Armut Brot,
Daß sie es jäh von gier'gen Lippen hasche.

„Noch trägt gebrochne Treue lustentfacht
Gleich des Herodes Weib auf goldner Schale
Das Haupt der Wüstenrufer durch die Nacht
Und tanzt darum beim frechen Dirnenmahle.

„Noch immer rast der Krieg, das Haupt verhüllt,
Die Fackel schwingend, in zerstampften Reichen
Und spornt des Todes Roß, das schäumt und brüllt
Hufscharrend in dem Meer von Blut und Leichen.

„Mir bricht das Herz in all der fahlen Not,
Die scheu mich anstiert rings mit wehem Werben,
Die keiner lindert, wollte er den Tod
Auch tausendmal für diese Menschheit sterben!

„Hol über, Charon! Fahr ihn zu dem Strand,
Der eine Welt erlöst aus Sklavenbanden!
Ich war ihr Licht. Sie hat es nicht erkannt.
Auf! Laß mich an dem Strand des Lethe landen!"

— Er schwieg. Die Fluten gurgelten so leis.
Und Charon rief: „Tritt ein, mein Gott und Heiland!" —
— Da schwoll ein Schluchzen aus dem stillen Kreis,
Der mitgekommen war zum Todeseiland.

Ein Jüngling fiel vor Christus in das Knie:
„Du willst erlöschen, Licht in Finsternissen?
Wer dämpft ihn dann, den wild die Menschheit schrie
Seit Ewigkeit, den Schrei nach Licht und Wissen?

„Wer legt uns dann ums fieberheiße Haupt
Die weiße Hand und kühlt das jähe Stürmen,
Wenn uns Vergessenheit dein Licht geraubt
Und Lethes Fluten um dein Bild sich türmen?"

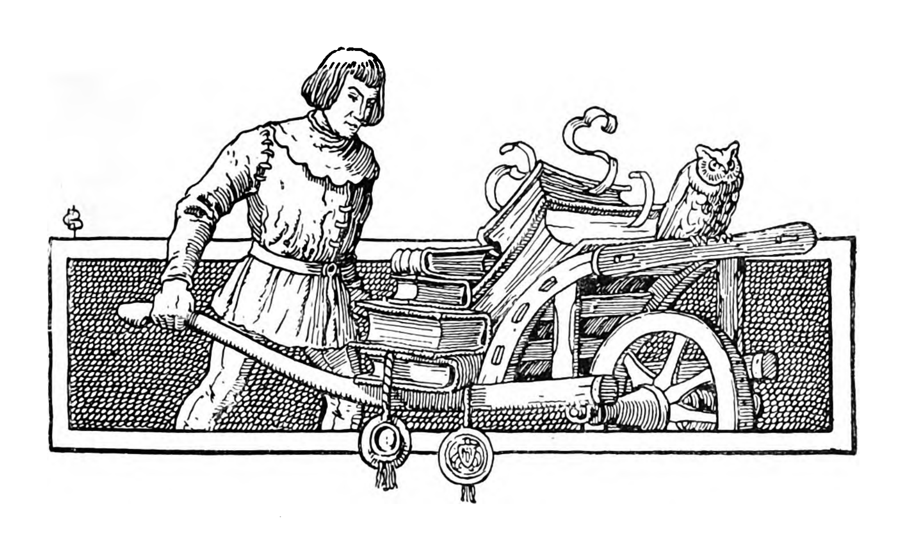
Und eine Frau trat vor und sank zum Staub:
„Bleib, Christus, bleib! Kehr zu der Menschheit Küste!
Schon zuckt die Faust! Mach nicht das Weib zum Raub!
Gib uns nicht preis der Faust berauschter Lüste!"

Und wie das Weinen immer weher schwoll,
Trat still ein Kind hervor so lächelnd heiter
Und sah zu ihm, das Aug' von Fragen voll,
Und sprach: „Wie? du willst gehn?" Und sprach nichts weiter.

Und wie er immer schwieg noch, rief es leis:
„Wie? du willst gehn" — Und jäh fing's an zu weinen.
Da fuhr der Herr empor. Sein Aug' glomm heiß.
Sein Antlitz war wie goldner Sonnen Scheinen.

„Fort, Charon!" rief er. —
Übern Strom zum Tod
Schoß hin der Kahn. Der Styx sang dunkle Lieder . . .
Doch aufwärts zu der Menschheit Neid und Not
Schritt stumm der Tröster aller Leben wieder.





Ludwig Tieck.

Zum Gedächtnis seines fünfzigjährigen Todestages (28. April).

Von

Max Koch.

Als Goethe in der Weimarer Freimaurerloge die Gedenkrede auf Wieland zu halten hatte, da wünschte er sich den von der Muse seinem Freunde anvertrauten Zauberstab, um die Schöpfungen von Wielands blühender Phantasie den Augen und dem Geiste seiner Zuhörer vorzuführen. Und solchen Zauberstabes bedürfte es, um in die bunte Welt Ludwig Tiecks, in das uns heute so ferne gerückte, traumverlorene Wunderreich der Romantik, in dem er herrschte, den Eingang zu gewinnen.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Die so oft angeführten, ja sprichwörtlich gewordenen Grundverse der „Glosse“, mit denen Tieck den Prolog zu seinem umfangreichen Märchendrama „Kaiser Oktavianus“, den farbenprächtigen, stimmungsreichen „Aufzug der Romanze“ schloß, fassen in sich das Programm der Dichtung, wie Tieck um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sie anstrebte. Und wie einstens der Kardinal von Este nach einer Vorlesung aus dem „Rasenden Roland“ seiner Verwunderung über Ariosts Erfindungskraft mit dem derben Worte Ausdruck gab: „Meister Lodovico, woher habt Ihr denn all das närrische Zeug genommen?“, so wandte sich Goethe nach Meister Ludwigs Vorlesung der „Genoveva“ an seinen mithörenden Knaben: „Nun, mein Söhnchen, was meinst du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat? Ist das nicht recht wunderbar?“

Und recht wunderbar ist es in der Tat, wie im 18. Jahrhundert sich unsere Dichtung Schritt für Schritt aus dem tiefen Verfall und allen sie einengenden Fesseln emporrang bis zu jenem Verlangen, das ganze Leben mit Poesie zu erfüllen; wie die lange verschütteten Zugänge zu einer großen, glanzvollen Vorzeit und in die geheimnisvollen Schachte des „Runenbergs" einer neuen Naturerkenntnis und Naturempfindung eröffnet wurden und eine ganze Generation auszog, die blaue Wunderblume der romantischen Poesie zu suchen. Erst mußte Klopstock durch die Wärme seines religiösen und vaterländischen Fühlens der Dichtung eine neue Sprache schaffen, mußten Lessing und Herder das pseudoklassische, französische Regeljoch gebrochen haben, ehe die Sturm- und Drangzeit das unbedingte Recht der Natur und des Herzens verkünden konnte. Schiller lehrte die theoretischen Führer der Romantik durch seine Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" die antike und moderne Poesie in ihrer Gegensätzlichkeit und das Recht der Modernen verstehen. Goethe schuf in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" das Vorbild für die Einheit von Leben und Poesie, wie die Jugend unter Führung der Brüder Schlegel es erstrebte, nachdem er in den wenigen Zeilen über das Straßburger Münster und gemeinsam mit Herder in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" nach Tiecks eigenem Geständnis als Erster jene elegischen Töne der Liebe zur deutschen Vorzeit hatte erklingen lassen, die dann Tieck und Wakenroder in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" zu den vollen Akkorden anschwellen ließen, an deren weihevoll mystischen Klängen die jungen deutschen Maler, die Overbeck, Cornelius, Veit, Führich sich für eine neue Kunst begeisterten.

Tieck selber war erst durch seinen Freund Heinrich Wackenroder und den gleich ihm frühvollendeten, vielgeliebten Novalis, den „Verkündiger der Religion, der Liebe und Unschuld", dem ahndungsvollen Morgenrot der Romantik entgegengeführt worden. Keiner von den Romantikern hat so oft und mannigfaltig die Waffen der dichterischen Satire gegen die Aufklärer geschwungen wie Tieck, der bald in übermütigen Fastnachtsspielen, „Hans Wurst als Emigrant", „Der neue Herkules am Scheidewege" („Der Autor") und „Der Antifaust" bei Hans Sachs und Goethe, bald für seine Literaturkomödien („Der gestiefelte Kater", „Prinz Zerbino", „Die verkehrte Welt") bei Shakespeares Rivalen Ben Jonson, dessen starke Einwirkung auf Tieck zuerst Hermann Stanger in vollem Umfange klargelegt hat (s. „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte", Berlin, Al. Duncker, 1901/02, I, 182 f. und II, 37 f.), sich nach Vorbildern umsah. Keiner hat so zielbewußt durch die dramatische Umgestaltung alter Volksbücher (Genoveva, Kaiser Oktavianus, Fortunat) und Märchen (Blaubart, Rotkäppchen, Däumling) oder die Neuerzählung alter Sagen, wie der Liebesgeschichte von Peter von Provence und der schönen Magelone, die phantastische Welt der alten Volksdichtung dem nüchternen Verstande der modernen Welt wieder zugänglich zu machen gestrebt. Hatte Novalis in seinem

Romane „Heinrich von Ofterdingen" die Verherrlichung des Mittelalters und einen poetisch-mystischen Symbolismus begonnen, so entlieh Tieck dem katholischen Calderon Formen und Farben, um in der „Genoveva" die Verbindung von neuer Poesie mit dem frommreligiösen Sinne alter Zeit zu feiern. Von Schelling ließ er sich in das anziehende Halbdunkel Jakob Böhmescher Theosophie einführen. In überschwenglicher Begeisterung begrüßt er in seinem 1800 zu Jena, dem Versammlungspunkte der Romantiker, gegründeten „Poetischen Journal" in Dantes Terzinenform „Die neue Zeit". Als das 19. Jahrhundert nach harten Wehen geboren,

„Da hörte man schon lautes Jubelsingen,
Die Vorzeit lächelt durch die ersten Strahlen,
Die Poesie prüft ihre mächt'gen Schwingen.

Wie Adler hebt sie sich aus grünen Talen,
Und treibt die Wolken aus des Himmels Bläue,
Die sich im Fliehn mit lichtem Gold bemalen.

Die liebe Sonne strahlt in weiter Freie,
Schaut auf ihr Kind, die frische Erde, nieder
Und grüßt sie gern mit ihrer alten Treue,

Die Erde faßt die Sonnenliebe wieder
Und fühlt im innern Kern ihr Herz erstanden,
Erinnert sich auf hohe Hochzeitlieder,

Der alte Mut ersteht aus seinen Banden,
Der deutsche Stolz erhebt sein blühend Haupt,
Gedenkt des vor'gen Ruhms in allen Landen,

Poeten fassen Leiern schön umlaubt,
Der stummen Welt den heil'gen Mund zu leihen,
Ein Lied zu singen, das die Zeit nicht raubt."

Die ganze hoffnungsstolze Begeisterung, wie sie im Jenaer Romantikerkreise Luftschlösser einer neuen Philosophie und Religion, Poesie und individuellen Freiheit baute, spricht aus diesen Tieckschen Versen. Ihrem Verfasser würde man nicht die reflexionsreichen Novellen, wie sie Tieck 1821 zu dichten begonnen, zutrauen, noch dabei sich erinnern, daß der junge Herold der jungen romantischen Poesie schon eine erkleckliche Anzahl ganz anders gearteter Werke geschrieben hatte, ehe er Romantiker geworden war. Ähnlich wie bei Wieland sehen wir auch in Tiecks langer Schriftstellerlaufbahn verschiedene Richtungen miteinander wechseln, die aber ebenso wie bei Wieland alle in seiner Persönlichkeit ihre einheitliche Ursache und Erklärung finden. Mit der Begeisterung für Goethes shakespearisierenden „Götz von Berlichingen", der gerade in seinem Geburtsjahr (31. Mai 1773) erschienen ist, hat Tiecks Teilnahme an der

Literatur begonnen. Nur langsam und widerstrebend läßt er sich von seinem Freunde Wackenroder für das von ihm erst verspottete Mittelalter gewinnen. Er war denn doch ein Berliner Kind, jenes Berlin, das sich als die Hochburg der deutschen Aufklärung fühlte und rühmte. Tiecks Lehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium waren sämtlich von diesem unduldsamen Aufklärungseifer derart erfüllt, daß Tieck auf eine lobende Äußerung über den Katholizismus den Tadel seines Lehrers empfing: „Tieck, für dieses eine Wort verdienten Sie gehängt zu werden.“ Trotz Wackenroders Einfluß gab sich Tieck nach der Rückkehr von seinen Universitätsstudien, die ihn in Erlangen zu Albrecht Dürer und dem alten Nürnberg, in Göttingen zu Shakespeare, Ben Jonson und Cervantes geführt hatten, dazu her, im Solde und Sinne des alten Nicolai poesielose Tendenzerzählungen zu schreiben, in denen der nüchternste Rationalismus zur Geltung kam.

Und dieser Rationalismus war doch tief in dem Wesen des Berliner Dichters gewurzelt; er kam, nachdem die romantische Hochflut versiegt war, in Tiecks Altersdichtungen wieder zum Vorschein. Aber wie Wieland so eifrig gegen alle Schwärmerei zu Felde zog, gerade weil er den ihm eingeborenen Hang dazu, der ihm so oft Verlegenheiten bereitete, nie ganz los werden konnte, so hat Tieck das schlechte rationalistische Gewissen durch ein Übermaß von Phantastik zeitweise zu ersticken gesucht. Aber selbst im aufklärungsfeindlichen Spotte seiner satirischen Märchenkomödien kann sich das Berlinertum des Spötters nicht völlig verleugnen. Kaum ein anderer Romantiker hat so entschieden die mittelalterliche Frömmigkeit als poetisches Reiz- und Hilfsmittel angewandt, wie der Dichter vom „Leben und Tod der heiligen Genoveva“. (Vgl. Bruno Golz, „Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung“, Leipzig 1897. — Johann Ranftl, „Ludwig Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet“. Graz 1899.)

„Wie wenn das Morgenrot die Knospe wäre,
Aus der die Himmelsblum' sich müßt' entfalten,
Und alles sich bis in die höchste Sphäre
Zu einem blühnden Purpurkelch gestalten,
Und Sonn' und Mond, der Sterne mächt'ge Heere
Im Lauf zu einem Kranze stille halten!
So müßte sich das hohe Wunder zeigen,
So sah ich Christum vor mir niedersteigen.
Da fühlt' ich erst die Kraft der Religion,
Die bis dahin mein Herz nur schwach getroffen ...
Ich war in Angst, ich möchte gar erblinden,
Die Himmelsfreude möchte mir entschwinden.“

In Wirklichkeit aber haben religiöse Empfindungen und Bedürfnisse in Tiecks Seelenleben niemals vorgewaltet. Von der tiefen Innerlichkeit, die in Novalis' religiösen Liedern so ergreifenden Ausdruck gefunden hat, ist in Tiecks Dichtung, trotz aller Bilderfülle, kein Hauch zu verspüren. Es ist unbedingt

zutreffend, wenn die kluge Egeria des Jenaer Romantikerkreises, Karoline Schlegel, von Tieck urteilte, es seien alle diese Hoffnungen und Glauben und Lieben nur poetisch bei ihm zu nehmen, er mache sich im Grunde wenig aus Gott und Welt, wenn er nur sich recht in die Höhe schwingen könne. Echt und wahrhaft ist dagegen Tiecks Verhältnis zur Natur. Schon seit Rousseau und Goethes Werther hatte das lange schlummernde Naturempfinden in der Poesie erneute Auferstehung gefeiert. War einerseits die Naturphilosophie der romantischen Philosophen und Naturforscher Schelling, Ritter, Steffens, Schubert, Baader stark mit poetischen Vorstellungen durchtränkt, so zeigen andererseits Novalis' physikalisches Märchen, Novalis', Theodor Körners und vieler anderer dichterischer Preis des Bergmannsberufes (worüber einen ungemein lehrreichen Überblick neuerdings Karl Reuschels Studie „Über Bearbeitungen der Geschichte des Bergmanns von Falun", 1903 im dritten Bande der „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte", bietet), Tiecks „Runenberg" und manche der späteren Novellen die Einwirkung der Naturphilosophie auf das Schaffen der romantischen Dichter. Tieck selbst hat seinem Biographen Köpke mitgeteilt, daß Steffens' Erzählung von seiner Forschungsreise im norwegischen Gebirge ihm Anlaß gegeben habe, die geheime Sehnsucht eines Menschen nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Felsenwelt in der Novelle „Der Runenberg" zu schildern. Hat später der mild-versöhnliche, träumerische Eichendorff das Waldesrauschen aus fernen Jugendtagen durch sein ganzes Leben und Dichten Sehnsucht weckend tönen gehört, so hat Tieck, der bereits in seiner vorromantischen Periode in dem verworrenen Romane „William Lovell" bis zum Wahnsinn drängenden Gemütserschütterungen Ausdruck zu geben versucht hatte, das unheimlich Ahnungsvolle der Natur auf sich wirken lassen. Nicht bloß das seinen Freunden grammatisch anstößige Wort „Waldeinsamkeit" hat er gebildet. In der unsere Vorstellung zwingendsten und am meisten ängstigenden seiner Erzählungen, im „Blonden Eckbert", hat er 1797 den düstern Zauber des tiefschweigenden Waldes, alles Gespensterhafte der menschenöden Natur mit einer Stimmungskraft geschildert, wie sie dann nur wieder dem genialsten deutschen Erzähler auf dem Gebiete des Dämonischen, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann zu Gebote stand.

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
Wie liegst du weit!
O, dich gereut
Einst mit der Zeit
Ach, einz'ge Freud',
Waldeinsamkeit.

Gleichsam in eine lyrische Formel hat er den Gehalt der Novelle verdichtet, die uns gegenüber dem Augenblicksleben der zur Selbstvernichtung führenden menschlichen Leidenschaft das ewig unveränderliche Beharren der unsere

Kleinheit riesengroß überragenden und zu Boden drückenden Natur empfinden lassen will. Dreiundvierzig Jahre später hat der alte Dichter einer ganz anders gearteten Novelle das Wort „Waldeinsamkeit" zur Überschrift gegeben, dies von ihm geprägte Wort, von dem Rudolf Baumbach rühmt, keine andere Sprache besitze ein solches, „welches alle Wonne des Waldes in vier Silben einschließt. Waldeinsamkeit, das klingt wie Vogelsang und Quellenrauschen".

Dem Leide, das die „schnellen Abwechslungen der menschlichen Gesinnungen" bereiten, hatte auch Goethe „die erhabene Ruhe und einsam stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur" entgegengestellt. Aber das Verhältnis des den Naturgesetzen als Forscher freudig folgenden Goethe und des vor unenthüllbaren Naturgeheimnissen schauernden Romantikers zur Natur ist doch ein grundverschiedenes. Wir kennen jetzt Goethes Brief, in dem er Steffens sein vollstes Mißbehagen über dessen „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" aussprach, dasselbe Buch, das Tieck mit Begeisterung aufnahm. Goethe läßt nur den seelenkranken Werther schaudern „über die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt", nachdem der noch gesunde Werther diese Kraft als eine Leben schaffende gepriesen hatte. Tieck hat im „Runenberg" und „Blonden Eckbert" wie im „William Lovell", ja selbst in der melancholischen Behandlung des „Rotkäppchen" die unheimlichen Natureindrücke, die Nachtseite der Natur, auf seine Leser wirken lassen, und dies in einer Weise, daß er damit die Farbenleiter der deutschen Dichtung, ihre Fähigkeit in Stimmungsmalerei, bereichert hat. Werner und Grillparzer haben für die Weckung einer unheimlichen Grundstimmung in den Eingangsszenen des „Vierundzwanzigsten Februar" und der „Ahnfrau" von Tieck gelernt. Noch im hohen Alter hat Tieck in seinem geschichtlichen Romane „Vittoria Accorombona" (1840) die unveränderte Meisterschaft in Erweckung geheimnisvollen Grausens bewährt. Wie heiter er aber auch den Zauberstab zu schwingen wußte, dem Elfen und Feen gehorchten

„Im zitternden Glanze
Der duftenden Au,
Im flatternden Kranze,
Hellglänzend von Tau,
Beim goldnen Schein
Im nächtlichen Schimmern",

das hat schon einer seiner ersten dramatischen Versuche (1789) kundgetan. Bezeichnenderweise ist „Die Sommernacht" der Verherrlichung seines Lieblings Shakespeare geweiht, wie die letzten literarischen Pläne des Greises sich noch mit dem durch Jahrzehnte hindurch erwogenen großen Shakespearebuche beschäftigten. Welche Wandlungen auch in Ludwig Tiecks Ansichten im Laufe eines so langen Lebens vor sich gegangen sein mögen, die schrankenlose Bewunderung für Shakespeare und das Streben, das Verständnis der Deutschen für den großen Briten durch gelehrte Untersuchungen, Übersetzungen, Dichtungen,

die wie die Novellen-Trilogie „Kenilworth“ und „Dichterleben“ den Stratforder zum Helden wählen, zu erweitern und zu vertiefen, durchzieht Tiecks ganze Tätigkeit. Für jedes Jahr seines Lebens gilt das 1800 abgelegte Bekenntnis: „Das Zentrum meiner Liebe und Erkenntnis ist Shakespeares Geist, auf den ich alles unwillkürlich und oft ohne daß ich es weiß, beziehe; alles, was ich erfahre und lerne, hat Zusammenhang mit ihm, mein Leben sowie die Natur, alles erklärt ihn und er erklärt die anderen Wesen, und so studiere ich ihn unaufhörlich.“

Wie man bei Schiller den Historiker und Philosophen, bei Goethe den Naturforscher und Kunstkritiker nicht über dem Dichter vergessen darf, so verdient bei Tieck der Literarhistoriker neben dem Dichter volle Beachtung. Aus Tiecks Essay „Goethe und seine Zeit“, 1828 als Einleitung zu seiner Sammlung von Lenz' Schriften verfaßt, können auch die Literaturhistoriker unserer Tage noch manches lernen, vor allem, daß es für das Verständnis Goethes nicht auf lauter philologische Kleinlichkeiten, sondern auf das Erfassen der großen Züge der Epoche und der einzelnen Persönlichkeiten ankommt. Tiecks Vorrede zu seiner Übersetzung der Minnesänger hat auf den jungen Jakob Grimm gewirkt, und nur ein Zufall hat die Absicht vereitelt, Tieck, den Übersetzer des Nibelungenliedes, „der das alte Deutschland im Herzen trägt“, als Professor für deutsche Literatur an die neu organisierte Universität Heidelberg zu berufen. Mit Recht hat man ihn als den „gründlichsten Kenner der dramatischen Poesie aller Zeiten“ gerühmt, wie Zuhörer seiner Vorlesungen von Dramen, in die Täuschung versetzt, „als säßen sie vor einer Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären,“ die Überzeugung hegten, in Tieck sei der größte deutsche Schauspieler der deutschen Bühne verloren gegangen. Wohl war es der glühendste Wunsch des Jünglings gewesen, Schauspieler zu werden, aber sein Vater, der alte, ehrsame Handwerksmeister, drohte dem Sohne mit seinem Fluche, wenn er dem unehrlichen Beruf der fahrenden Leute sich ergebe. Ob man Tiecks umfangreiche Studie über die geschichtliche Entwicklung der neueren Bühne (Einleitung zu Fr. L. Schröders Dramen 1831) oder seine gesammelten Theaterkritiken, die Novelle „Der junge Tischlermeister“ (1836) oder seine Bühnenbearbeitung von Shakespeares „Sturm“ (1796) ins Auge faßt, überall zeigt sich die gleiche Leidenschaft fürs Theater und die bewundernswerte Einsicht in seine geschichtlichen wie technischen Voraussetzungen.

Immer wieder muß man kopfschüttelnd sich fragen: Wie ist es gekommen, daß aus dieser Vereinigung von schauspielerischer und großartig dichterischer Begabung mit literargeschichtlichem Wissen und praktischer Bühnenkenntnis nicht ein einziges lebensfähiges Drama hervorgegangen ist? Die Antwort gibt uns vielleicht eine mit scharfem Beobachtungsvermögen ausgerüstete Freundin des Vielbegabten. Von Meister Ludwig, seinem Bruder, dem Bildhauer Friedrich, und ihrer beider Schwester Sophie Bernhardi schreibt Schellings Gattin Karoline am 17. März 1809 aus München: „Die drei Geschwister, jedes mit großem

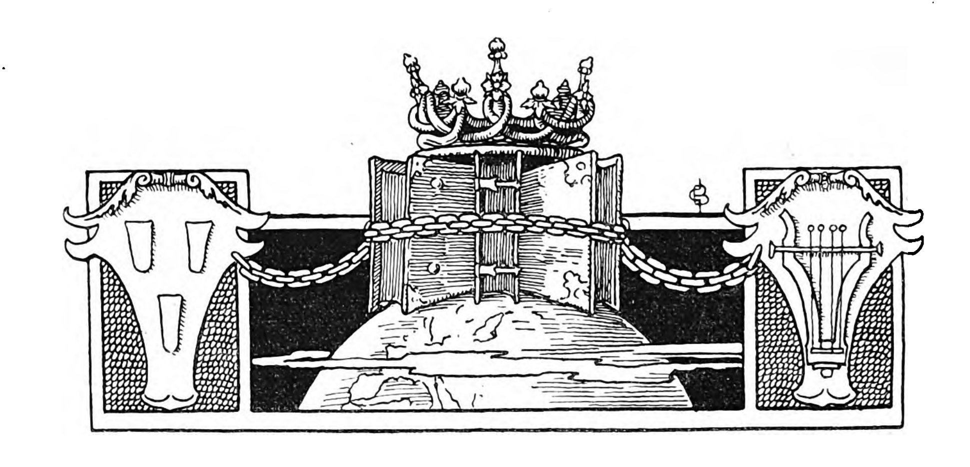
Talent ausgerüstet, in der Hütte eines Handwerkers geboren und im Sande der Mark Brandenburg, könnten eine schöne Erscheinung sein, wenn nicht diese Seelen und Leib verderbliche Immoralität und tiefe Irreligiosität in ihnen wäre." Und beim Anblick der „närrischen Wirtschaft" des Dichters urteilt sie noch von diesem im besonderen: „Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vorderhand wieder vergessen, daß unser Freund Tieck nichts ist als ein anmutiger und würdiger Lump." Man wird A. W. Schlegels geschiedene Gattin, in böser Erinnerung an ihre Mainzer Erlebnisse, vielleicht nicht unbedingt als berufene Moralrichterin gelten lassen wollen. Aber in der Herzensergießung Dorothea Tiecks an Friedrich von Üchtritz vom 7. Januar 1839 erhebt die eigene, den Vater zärtlich liebende Tochter eine ganz ähnliche, nur schmerzlich verzweifelte Anklage über die schrecklichen Folgen seines Hinwegsehens über Sitte und Sittlichkeit. „Wenn ich daran denke," klagt Dorothea, „was mein Vater mit seinem großen Geiste für Deutschland und für künftige Geschlechter hätte sein können, wie er durch sein herrliches Gemüt die Seinigen hätte beglücken können," und nun sieht sie durch des Vaters Lebensführung „seine schriftstellerische Laufbahn gehemmt, seine schönste Kraft gebrochen!"

Heute, da uns bereits fünfzig Jahre von dem „blauäugigen Aar mit zerschossenen Flügeln", wie Hebbel den alten Tieck einmal nannte, trennen, vermögen wir Dorotheas Klage wohl etwas einzuschränken, doch nicht völlig zu widerlegen. Daß Tieck trotz seiner ausgeprägten Neigung und Veranlagung für Drama und Theater nichts Dauerndes zu schaffen vermochte, hängt zweifellos mit seinem Mangel an sittlicher Energie zusammen. Zu einem heroischen Zusammenfassen aller geistigen und sittlichen Kräfte, wie Schillers, Hebbels, Richard Wagners Lebensgang es aufweist, war Tiecks passive Lässigkeit unfähig. Ihm fehlte die Stahlkraft eines Kleist, das sinnige Sichversenken Grillparzers in festumgrenzte künstlerische Aufgaben. Der ethische Mangel wird jedem Künstler, vor allem aber dem Dramatiker zu einem ästhetischen Mißlingen. Die außerordentlich satirisch-komische Begabung Tiecks verpuffte teils in Improvisationen, teils im Kampfe gegen kleine zeitgenössische Erscheinungen, die seinen Komödien heute nur mehr eine literargeschichtliche Teilnahme erwerben können. Der feine Kenner aller europäischen Literaturen verstand es nicht, seiner dramatischen Polemik durch die kunstvollendete Form bleibenden Wert zu geben, wie es Graf Platen in seiner „Verhängnisvollen Gabel" und seinem „Romantischen Ödipus" getan hat. Hinter der romantischen Ironie, welche auch mit der eigenen Dichtung ihr selbstzerstörendes Spiel trieb, verbirgt sich ein Mangel an sittlich-künstlerischem Ernste. Welche Fülle von Humor und Begabung für das Lustspiel Tieck gehabt hätte, ersehen wir nur aus den Einzelheiten seiner Literaturkomödien und vielleicht mehr noch aus seinen Novellen, von denen nach dieser Hinsicht „Des Lebens Überfluß" das bedeutendste Denkmal seines vergeudeten Reichtums ist.

Für die Entwicklung der deutschen Novellendichtung hat vor Paul Heyse kein anderer deutscher Dichter so viel zu bedeuten wie Tieck. Wenn man auch hier Goethe die erste Stelle einräumen wollte, so ist das den Tatsachen nicht entsprechend. Aber die großangelegte geschichtliche Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen“ blieb unvollendet. Ein großer Teil von Tiecks Novellen, darunter gerade die besten wie „Der Tod des Dichters“ (Cervantes), „Dichterleben“ (Shakespeare), „Die Verlobung“ (zum Schutze Goethes gegen die Angriffe frömmelnder Unduldsamkeit) erscheinen dem modernen Leser ähnlich mit literargeschichtlichem Ballaste wie Wielands Romane mit philosophischer Gelehrsamkeit beschwert. Von der Schmetterlingsfreiheit der Romantik, die in Eichendorffs „Leben eines Taugenichts“ jederzeit jeden poetisch empfänglichen Menschen entzücken muß, ist hier nichts mehr übrig geblieben. Hebbel hat in dem unerschöpflichen Schatzhause seiner „Tagebücher“ 1838 eine unübertreffliche Charakteristik aufbewahrt. Tiecks Novellen, meint er, seien eigentlich durchaus didaktischer Art, aber es sei bewunderungswürdig, wie sehr bei Tieck alles in den farbigsten Lebenskristallen aufschieße, was andern zu frostigem Räsonnement gefriere. Tiecks Novelle kommentiere die Natur mehr, als gestattet sei. In Tiecks späteren Novellen mit ihrer zu deutlichen Beleuchtung fehle das für die höchste Kunstwirkung unerläßliche Geheimnis, das Kleists Erzählungen wie Tiecks früheren Novellen eigen sei. „Der Pokal“ und „Die Elfen“, „Der blonde Eckbert“ und der im vorigen Türmerheft wieder mitgeteilte „Runenberg“ erfüllen diese Hebbelsche Forderung, in der Auflösung des Rätsels ein neues Rätsel zu geben.

Allein nicht auf einem einzelnen Gebiete der Dichtkunst ist schließlich Ludwig Tiecks Bedeutung für die deutsche Literatur oder, um Dorotheas Worte zu gebrauchen, die Wirkung seines großen Geistes auf Deutschland zu suchen. Über den Versuch seiner romantischen Parteifreunde, Tieck als eine Art literarischen Gegenpapst gegen Goethe aufzustellen, ist die Geschichte längst hinweggeschritten. Aber im Gefolge der großen Befreier Goethe und Shakespeare, da steht Tieck in erster Reihe, wie er unter denjenigen, die von Klopstock bis zu Richard Wagner und Felix Dahn sich um die Wiederbelebung des versunkenen alten nationalen Schatzes für unsere neuere Dichtung, unser modernes Volksbewußtsein redlich bemüht haben, als Vorkämpfer hervorleuchtet. Hat er nicht alles geleistet, was nach seiner rein poetischen Begabung ihm möglich gewesen wäre, so wäre doch die Entwicklung der deutschen Romantik ohne ihn undenkbar. Mag blinde Parteilichkeit auch, manche unerfreuliche Nebenerscheinung der Romantik ungerecht verallgemeinernd, ein Verdammungsurteil aussprechen: geschichtliche Wahrheit ist es, daß wir in Kunst und allen historischen Wissenschaften der Romantik das Beste, noch heute und auf lange hinaus Fortwirkende verdanken. Und darum sind wir es auch schuldig, dem die alte Wunderwelt neu heraufbeschwörenden romantischen Sänger bei der fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages dankbar ein frisches Lorbeerreis zur verdienten Ehrung zu winden.





Größe.

Von

Ralph Waldo Emerson.

Es gibt ein Ziel, dem wir alle nachstreben, das zu erlangen wir um so mehr alle Kraft einsetzen, je mehr Macht und Güte unser ist. Jedes menschliche Wesen hat ein Anrecht darauf, und in dem Wetteifern darum steht keiner dem anderen im Wege. Denn es läßt eine lange Skala von Graden und eine ungeheuere Mannigfaltigkeit der Auffassungen zu, und jeder, der ihm nachstrebt, hindert nicht etwa seine Mitbewerber, nein, er hilft ihnen. Ich könnte es Vollkommenheit nennen, aber die kommt später, ist vielleicht einer grauen Zukunft vorbehalten. Ich ziehe vor, es Größe zu nennen. Größe ist die Erfüllung eines jedem Menschen natürlichen Strebens. Sie ist ein fruchtbares Studium. Sie ist der beste Grundton, auf den eine jugendliche Seele gestimmt sein kann. Und kein Mensch steht außerhalb des Zusammenhanges, darum bewundern wir bedeutende Menschen nicht allein um ihrer selbst willen, sondern als Repräsentanten der Menschheit. Gewiß ist, daß keinerlei Erfolg, den wir errungen haben, uns zufrieden stellen soll, noch kann. Unser Ziel ist kein geringeres als Größe, die alle einlädt, die allen gehört, der gegenüber wir uns alle hie und da falsch, feige, treulos erweisen, aber an der wir niemals völlig verzweifeln, die wir vielmehr in jedem gesunden Augenblick beschließen, uns zu eigen zu machen. Sie ist das einzige Gebiet, auf dem alle Menschen einander begegnen können. Was für Geschichten verlangt's uns über irgend einen Menschen zu hören oder zu lesen? Nur die besten! Sicherlich nicht die, in denen er auf das Niveau der Trübseligkeit und des Lasters herabgedrückt wurde, sondern die, darinnen er sich über alle seine Wettbewerber erhob, weil er dem Lichte gehorchte, das ihm allein voranleuchtete. Das ist die würdigste Geschichte der Welt.

Größe? Was ist Größe? Liegt nicht eine Art Schmähung für uns, eine Art Beleidigung für die Welt in diesem Wort? Was wir für gewöhnlich Größe nennen, gilt nur unserer barbarischen und kindischen Erfahrung als solche. Es ist sicherlich nicht der Soldat, nicht Alexander, Bonaparte oder Graf Moltke, die die höchste Kraft der Menschheit repräsentieren, nicht die starke Hand, sondern Weisheit und Höflichkeit, das Schaffen von Gesetzen und Einrichtungen, das Erzeugen literarischer und künstlerischer Werke. Diese nennen wir, um sie besonders hervorzuheben, humaniora, sie, und nicht den starken Arm und das tapfere Herz, obschon auch diese unentbehrlich sind — zur Verteidigung jener. Denn die Gelehrten repräsentieren den Intellekt, der den Menschen zum Menschen macht, den Intellekt und das moralische Gefühl, welche beiden im letzten Grunde niemals zu trennen sind. Wer kann an der Macht eines individuellen Geistes zweifeln, der den Anstoß beobachtet, den scheinbar leblose — seit Jahrhunderten scheinbar leblose — Rassen durch Mohammed empfingen, eine Erschütterung, deren Schwingungen sich über Asien und Afrika fortpflanzten. Und was ist es mit Menu? was mit Buddha? was mit Shakespeare? was mit Newton? was mit Franklin?

Es gibt einzelne Punkte der Identität, in denen diese Gewaltigen miteinander übereinstimmen. Selbstachtung ist die erste Form, in der Größe auftritt. Der Mann in der Schenke hält seine Meinung aufrecht, ob auch die ganze Menge die gegenteilige Ansicht vertrete, — und sofort fühlen wir uns zu ihm hingezogen. Der Dienstmann weist eine Belohnung dafür zurück, daß er deine Börse gefunden oder dich vom Ertrinken im Flusse gerettet hat. Auf diese Art ist dir gleichzeitig mit dem dir erwiesenen Dienst eine moralische Erhebung zu teil geworden. Man sagt wohl von irgend einer neuen Persönlichkeit: „Der wird es weit bringen", denn man sieht an seinem ganzen Auftreten, daß er des Beifalls dritter nicht bedarf. Und welch bittersüße Erfahrung, wenn wir das volle Maß unserer Anerkennung über einen Menschen ausgeschüttet haben und dann entdecken, daß ihm unsere gute Meinung höchst gleichgültig ist. Wohl mögen die das Schicksal fürchten, denen in Gewohnheiten und Zielen irgend welche Schwäche anhaftet, wer aber auf sich selbst beruht, der weiß sein Geschick erhaben über dein Schicksal und kann Fortunas spotten. Wenn uns eines Menschen Zentralität unfaßbar ist, so mögen wir ebensogut an der Bahn der Sonne herummeistern. Es ist etwas in Archimedes oder in Luther oder in Samuel Johnson, das unserer Protektion nicht bedarf. Es ist in jedem rechten Gelehrten etwas, daraus er nicht herauszulocken oder zu schrecken oder zu kaufen ist. Halt dich an das deine, mache dich nicht irgendwelchen lokalen, sozialen oder nationalen Verbrechens schuldig, sondern folge dem Pfade, den dein Genius dir vorschreibt, gleich der Milchstraße, daß du darauf wandelest.

Ein verständiger Mensch wird bald die Torheit und Verkehrtheit erkennen, die in dem Gedanken liegt, gefallen zu wollen. Verständige Menschen sind etwas sehr Seltenes. Ein verständiger Mensch schneidet nicht auf, er vermeidet

es, den Namen seiner vertrauenswürdigen Kameraden anzuführen, ignoriert seine eigene Person ebenso gewohnheitsmäßig, wie ein anderer sie in die Konversation einzuflechten weiß, und ist damit zufrieden, seine Tatsachen oder sein Thema einfach auf ihre Basis hinzustellen. Du sollst mir nicht erzählen, wie hochbedeutend dein Handelshaus, deine Partner oder deine eigene Persönlichkeit seien, ich will nicht berichtet haben, daß du Erfahrung und Menschenkenntnis besitzt: du sollst es mich fühlen lassen; wenn du es sagst, so erregst du mir Zweifel daran. Du sollst nicht deine glänzenden Bekanntschaften aufzählen, noch mir durch ihre Titel sagen, welche Bücher du gelesen hast. Ich will aus deiner besseren Beschlagenheit und deinem Wesen darauf schließen, daß du in guter Gesellschaft lebst, und aus dem Reichtum und dem eingehenden Verständnis deiner Unterhaltung Schlüsse auf deine Belesenheit ziehen.

Junge Leute meinen, der männliche Charakter bedinge, daß sie nach Kalifornien oder nach Indien oder zur Armee gingen. Sobald sie erfahren haben, daß der Salon, die Universität und das Kontor genau soviel Mut erfordern wie das Meer oder das Lager, werden sie bereit sein, ihre eigenen Kräfte und ihre Erziehung bezüglich der Wahl ihres Aufenthalts in Betracht zu ziehen.

Jede Funktion und jedes Departement der Natur hat seinen entsprechenden Ersatz unter den Menschen: für die Geologie sind es sehnige Draußen-Menschen mit einer Vorliebe für Berge und Felsen und mit einem scharfen Blick für das Eigenartige und für chemische Veränderungen. Solchen gebe man zunächst Gelegenheit zu einem Kursus in der Chemie und sodann einen geologischen Überblick. Anderen bietet die Naturgeschichte der Menschen, der Säugetiere und verwandter Arten Reiz und Beruf, wieder anderen die Ornithologie, die Fische und Insekten, jenen die Pflanzen, diesen die Elemente, aus denen sich das Weltall zusammensetzt. Die einen haben gelegentlich durch die außerordentlichen Offenbarungen der Spektralanalyse, nach welcher die Sonne und die Planeten teilweise oder vollständig aus den gleichen Elementen bestehen wie die Erde, Anregung erhalten. Da ist der Junge, der mit einer Leidenschaft für das Meer geboren ist und zur See gehen muß, ob er auch aus seines Vaters Hause zum Zwischendeck davonlaufen müßte; einen anderen verlangt's nach Reisen in fremde Länder, einen dritten danach, Advokat zu werden, wieder einer möchte Astronom werden, noch einer Maler, Bildhauer, Architekt, Ingenieur. So gibt es kein einzig Ding irgendwelcher Art in der Natur, für das nicht ein Mensch geboren wäre, der, wenn sich sein Geist entfaltet, langsamer oder geschwinder demselben zustrebe. Ferner ist da der Dichter, der Philosoph, der Politiker, der Redner, der Prediger, der Arzt. Es ist wohltuend, dieses Anpassungsvermögen des Menschen an die Welt, an jeden Teil und jedes Teilchen derselben zu beobachten.

Manche Leser dürften sich dessen erinnern, daß Sir Humphry Davy, als man ihn um seiner Entdeckungen willen pries, sagte: „Meine beste Entdeckung war Michael Faraday." Im Jahre 1848 hatte ich den Vorzug, Professor

Faraday in der Royal Institution in London eine Vorlesung über Kreuzungs-Magnetismus oder, wie er sagte, Diamagnetismus halten zu hören; er zeigte uns verschiedene Experimente an gewissen Gasen, um zu beweisen, daß, während der gewöhnliche Magnetismus des Stahls von Norden nach Süden ist, derselbe in anderen Stoffen und Gasen von Osten nach Westen wirkt. Und weitere Experimente führten ihn zu der Theorie, daß jeder chemische Stoff seine eigene, von allen anderen verschiedene Polarität habe. Ich weiß nicht, wie weit seine und anderer Experimente in dieser Hinsicht vorgedrungen sind, aber eine Tatsache steht mir fest, daß Diamagnetismus ein Gesetz des Geistes ist bis in die äußersten Konsequenzen von Faradays Idee, daß nämlich jeder Geist einen neuen Kompaß, einen neuen Nordpol, eine neue, ihm allein angehörige Richtung hat, die seinen Genius und sein Ziel von dem jedes anderen Geistes unterscheidet; gleich wie jeder Mensch, welche Familienähnlichkeit ihm auch anhafte, ein neues Gesicht, neue Mienen, eine neue Stimme, neue Gedanken und einen neuen Charakter hat. Während er mit der ganzen Menschheit die Gabe der Vernunft und des moralischen Gefühls teilt, tönt ihm aus seinem Innern eine Stimme, die ihn auf neuen Pfaden leitet und die ihn um so mehr absondert und auszeichnet, je mehr er ihr traut, während sie ihn immer bedeutungsvoller und für die menschliche Gesellschaft notwendiger macht. Wir nennen diese Eigenart die Bias jedes Individuums. Und keiner von uns wird jemals etwas Vorzügliches oder Hervorragendes vollbringen, er horche denn auf dieses Flüstern, das ihm allein hörbar ist. Swedenborg nennt es das proprium, einen Gedanken, den wir nicht mit anderen teilen, sondern der dem Menschen individuell eignet. Ein Erziehungspunkt, auf den ich nicht genug dringen kann, ist der Grundsatz, daß es für jeden individuellen Menschen eine Bias gibt, der er zu gehorchen hat, und daß er sich einzig in dem Verhältnis, in dem er ihr gehorcht, entwickelt und sich die ihm gebührende Macht in der Welt zu eigen macht. Das ist die Magnetnadel, die in der einen Richtung auf die ihm vorgeschriebene Bahn hinweist, die mehr oder weniger von der jedes anderen Menschen abweicht. Nicht eher ist er glücklich oder stark, bis er sie gefunden hat und an ihr festhält, bis er lernt, bei sich selbst daheim zu sein, lernt, auf die zartesten Fingerzeige und Offenbarungen, die ihm werden, zu achten und die absolute Sicherheit seines eigenen Geistes zu erlangen. Und diese Selbstachtung, dieses Horchen auf sein ureigenstes Orakel ist nichts anderes als ein Befragen seines eigenen Wohlbefindens, das, wie ich wohl sagen darf, ihn niemals irre leitet. Betreffs der Sittlichkeit ist es sein Gewissen, betreffs des Intellekts sein Genius, betreffs des praktischen Könnens sein Talent; — nicht darauf kommt es an, einen besonderen Menschen nachzuahmen oder in seiner Art zu übertreffen, sondern darauf, einen eigenen, neuen Weg herauszuarbeiten, eine eigene Methode, einen eigenen Stil, eigenen Witz, eigene Beredsamkeit. Es ist ein leichtes Ding für einen Befehlshaber, zu befehlen. Wenn er sich an die Natur oder an das Stückchen Natur, das er kennt, an-

klammert, macht er keinerlei Fehler, sondern arbeitet nach ihrem eigenen Gesetz und in ihrem eigenen Tempo, so daß sein Tun, das vollkommen natürlich ist, kurzsichtigen Leuten wie ein Wunder erscheint. Montluc, der große französische Marschall, sagt von dem Genueser Admiral Andreas Doria: „Es war, als beuge sich die See in Ehrfurcht vor diesem Namen.“ Und ein verwandter Geist, Nelson, sagte: „Ich fühle mich besser dazu geignet, eine Sache zu tun, als sie zu beschreiben.“ Daher möchte ich sagen, daß ein anderes Merkmal der Größe Leichtigkeit ist.

Diese Notwendigkeit, auf der Wirklichkeit zu fußen, seine eigenen Gedanken und Erfahrungen auszusprechen, wird von wenig jungen Menschen ganz erfaßt. Man setze zehn junge Leute daran, nur von einem einzigen Tage ein Journal zu schreiben: neun von ihnen werden ihre Gedanken und ihre eigenen Schlüsse — das heißt ihre persönliche Netto-Erfahrung — auslassen und sich darein verlieren, die mutmaßlichen Erfahrungen anderer Menschen fälschlich niederzuschreiben. Überhaupt halte ich es für eine jungen Schriftstellern durchaus notwendige Warnung, in einer Rede nicht das eine Wesentliche auszulassen, um dessentwillen sie ihre Rede niedergeschrieben. Laß der Überzeugung, die einzig und allein die deine ist, freie Bahn! Ich habe beobachtet, daß bei allen öffentlichen Ansprachen die Herrschaft des Redners über seine Zuhörerschaft nicht in dem Moment beginnt, wo er seine Beweisgründe in glänzender Schlachtordnung aufmarschieren läßt, sondern wo seine tiefe Überzeugung, wo das Recht und die Notwendigkeit, die er empfindet, diese Überzeugung seinen Zuhörern mitzuteilen, durch seine Worte hindurch glüht und leuchtet, wenn der Gedanke, für den er eintritt, ihn mit seiner eigenen Größe umstrahlt, ihn mit einer edleren Persönlichkeit umkleidet, ihm Tapferkeit, Beredsamkeit und eine ihm neue Geisteskraft verleiht, so daß nicht er, sondern die Menschheit aus ihm herauszusprechen scheint. Es geht eine absolute Wandlung mit ihm vor: allen großen Rednern ist sie eigen, und Menschen, die Redner sein möchten, versuchen sie zu fingieren.

Wollten wir uns fragen, worauf diese Selbstachtung beruht, so würde uns dies zu den höchsten Problemen führen. Sie ist die tatsächliche Offenbarung der Gottheit im Menschen. Ihre tiefen Grundfasern wurzeln in der Religion. Wer jemals einem hervorragenden Menschen unter den Quäkern begegnet ist, wird entdeckt haben, daß hier das Element ihres Glaubens liegt. Sie selbst würden es etwa folgendermaßen ausdrücken: „Ich erhebe keinerlei Anspruch auf eine besondere Berufung oder auf eine große Offenbarung, aber so oft ich irgend einen Plan fasse, eine Reise vorhabe, eine bestimmte Lebensrichtung einschlage, so finde ich in meinem Innern vielleicht ein leises Hindernis, das ich mir nicht zu deuten weiß. Nun gut, ich lasse es liegen und denke, es geht wohl vorüber, aber wenn es nicht vorübergeht, dann gebe ich ihm nach, gehorche ihm. Ich soll es euch beschreiben? Beschreiben läßt es sich nicht. Es ist weder ein Orakel noch ein Engel, weder ein Traum noch ein Gebot, es

ist zu einfach, um es zu beschreiben, es ist ein Senfkorn, aber was es auch sei, es ist etwas, das der Widerspruch der gesamten Menschheit nicht erschüttern und die Zustimmung der ganzen Menschheit nicht bekräftigen könnte."

Wir haben mit Recht eine Vorliebe für gewisse Bücher und Menschen die unsere Verehrung und Nacheiferung wachrufen. Aber nichts von alledem kann der Größe des Beraters verglichen werden, der in glücklicher Einsamkeit offen zu uns redet. Ich meine, es gibt für einen jeden das Gehorchen einer inneren Stimme, — eine leise Offenbarung dessen, daß es für jeden einen besten Rat gibt, der das rechte Wort und das rechte Tun für jeden Augenblick des Lebens umschließt. Und jeder, der dieser Bahn folgt, findet den Weg zur Größe. Wie köstlich, in einem Manne, in einer Frau eine neue, zu ihrem eigensten Sinn gehörige Sicherheit des Handelns zu finden!

Wenn es aber die erste Pflicht ist, dem dir angeborenen Antrieb zu folgen, dein Werk auf dich zu nehmen, zu dem du von innen heraus veranlagt bist, so ist das zweite Gesetz Selbstbeschränkung, die jede Kraft verdoppelt. Bist du also ein Gelehrter, nun, so sei es. Für dich gelten die gleichen Regeln wie für den Arbeiter. Der Schuster macht darum einen guten Schuh, weil er nichts anderes macht. So möge der Student seine eigenen Angelegenheiten passen: unverdrossen erwarte er Morgen für Morgen neue, den Bau der Welt betreffende Erfahrungen, wie sie ihm der Geist darbieten wird.

Es ist noch kein Weg erfunden worden, das Heldentum leicht zu machen, auch für den Gelehrten nicht. Arbeit, eiserne Arbeit ist sein Los. Die Welt ist ihm zum Auditorium geschaffen, die Atome, daraus sie sich zusammensetzt, ihm sind sie Werkzeuge. Lies einmal etwas über die Leistungen von Bentley, Gibbon, Cuvier, Geoffroy St. Hilaire, Laplace. „Er kann schrecklich arbeiten," sagt Cecil von Sir Walter Raleigh. Diese paar Worte stacheln und brennen und peitschen uns, wenn wir leichtfertig sind. Laßt uns ihren Schlägen dadurch ausweichen, daß wir sie von uns selbst wahr machen. Es gibt so viel zu tun, daß wir schleunigst damit anfangen sollten, uns anzustrengen. Dieses unser Tagewerk hat bisher, wenn wir ehrlich sind, nur einen gewissermaßen sinnbildlichen Charakter, gleich dem alljährlichen Pflügen und Säen des Kaisers von China. Laßt uns es zu ehrlichem Schweiß bringen! Der Gelehrte messe seinen Wert an seiner Kraft im Ringkampfe mit Heroen des Geistes. Er überlasse es anderen, Stimmen zu zählen und Vorräte zu berechnen. Sein Mut bestehe darin, Plato zu wägen, Laplace zu beurteilen, Newton und Faraday zu kennen, Darwin zu richten, Kant und Swedenborg zu kritisieren und betreffs ihrer aller den zentralen Mut gründlichen Studiums zu erwecken. Der Mut des Weisen soll schrecklich sein, gleich dem des Cid, mag er immerhin seinem geistigen Naturell, nicht seiner Muskelkraft entspringen. Wenn die Natur die Schwierigkeiten steigert, so steigert sie auch die Gehirnkraft.

Zu einer solchen Achtung vor den natürlichen Anlagen des individuellen Geistes füge noch das, was folgerichtig damit zusammenhängt, hinzu, nämlich

eine möglichst allumfassende Aufnahmefähigkeit für den Genius anderer. Der Tag wird kommen, wo Ordenszeichen, Uniformen und Medaillen nicht mehr werden getragen werden, wo das Auge, welches planetarische Einflüsse aller Gehirne in sich birgt, schnell genug seinen Rang dartun wird, durch die Macht, welche es ausübt. Denn es ist Tatsache, daß die geologische Lagerung der Erdschichten nicht genauer geordnet ist als die Rangordnung der Geister. Es wird einer sagen: „Ich bin für diese Stellung geschaffen, ich muß sie einnehmen, und weder du noch ich selbst kann mir dabei helfen oder mich daran hindern. Nun, sicherlich, dann brauche ich mich nicht damit aufzureiben, meine persönliche Würde zu wahren." Der große Mensch liebt die Unterhaltung oder das Buch, die ihn widerlegen, nicht die, welche ihm beipflichten oder ihm schmeicheln. Er trachtet nicht danach, sich einen Ruf zu erwerben, er verbirgt seine Gelehrsamkeit, verbirgt seine Güte. Denn die höchste Weisheit kümmert sich nicht um einzelne Menschen, sondern um den Menschen, der in Liebe eins ist mit dem Gesetz und dem ewigen Urquell. Laßt uns mit Antonius sagen: „Ist das Bild gut, wen kümmert's, wer es gemacht hat? Kommt es darauf an, von wem das Gute vollbracht worden ist, von dir oder von anderen?" Ist es Wahrheit, was tut's, wer sie ausgesprochen? War es recht? Was bedeutet's, wer es tat? Alle Größe ist relativ und nach oben hin ist mehr Raum als nach unten. Wo bliebe unser eigener Intellekt, wenn es keinen größeren gegeben hätte? Und weißt du, welches die rechte Bedeutung von Ruhm ist? Es ist die Sympathie oder noch besser das feine Fluidum, welches die Guten zu Teilhabern an der Größe der ihnen Überlegenen macht.

Extreme begegnen sich, und es gibt kein besseres Beispiel dafür, als den Stolz der Demut. Keinem Aristokraten, keinem für den Purpur geborenen Fürsten kann es einfallen, mit der Selbstachtung des Heiligen konkurrieren zu wollen. Warum anders ist er so demütig, als weil er weiß, er kann es sich gewähren, weil er auf der Größe Gottes in seinem Innern ruht. Ich habe in einem alten Buch gelesen, daß Barcena, der Jesuit, einem Ordensbruder beichtete, als ihm eines Nachts der Teufel in seiner Zelle erschienen sei, wäre er aus seiner tiefen Demut heraus aufgestanden, um ihm entgegenzugehen, und habe ihn gebeten, sich auf seinen Stuhl zu setzen, denn er sei würdiger, dort zu sitzen, als er selbst.

Soll ich auch das Geheimnis des wahren Gelehrten verraten? Es ist dies: Jeder Mensch, dem ich begegne, ist in irgend einem Punkte mein Meister, und in diesem lerne ich von ihm. Das Volk sagt wohl mit Horne Tooke: „Willst du mächtig sein, — gib vor es zu sein." Ich ziehe es vor, mit dem alten hebräischen Propheten zu sagen: „Suchst du große Dinge? Suche sie nicht!" Oder was von dem spanischen Fürsten erzählt wird: „Je mehr man ihm nahm, um so größer erschien er." Plus on lui ôte, plus il est grand.

Ein Sprühen der Größe erscheint hie und da an Menschen von ungleichmäßigem Charakter, und zwar keineswegs nur an solchen der gebildeten

der sogenannten sittlich hochstehenden Klassen. Es ist leicht, Züge von Napoleon heranzuziehen, der weder großmütig noch gerecht, aber der klug war und das Gesetz der Dinge kannte. Napoleon erzwingt unsere Achtung durch sein gewaltiges Selbstvertrauen, durch seine Gewohnheit, mit eigenen Augen zu sehen, und zwar nicht etwa die Oberfläche, sondern den Kern der Sache, um was es sich auch handle, sei es um eine Landstraße, eine Kanone, einen Charakter, einen Offizier oder einen König, — und durch die Schnelligkeit und Sicherheit seines Handelns von Anfang an, die immer wieder überraschend ist. Er hat eine ganze Bibliothek von Manuskripten, eine Menge von Aussprüchen hinterlassen, deren jeder die weiteste Anwendbarkeit zuläßt. Er gehört zu denen, die immer auf die Füße fallen. Schlug ihm einer seiner Lieblingspläne fehl, so hatte er die Fähigkeit, seinen Genius, wie er wohl sagte, aufzunehmen und ihn irgendwo anders hinzutragen. „Was man euch auch sagen möge, haltet daran fest, daß man mit Kanonen gerade so kämpft, wie mit Fäusten, — hat das Feuer einmal begonnen, so macht der geringste Mangel an Munition alles, was ihr bereits getan habt, unnütz.“ Mir scheint es leicht, all seine Technik auf alle die meinige zu übertragen, und seine amtlichen Ratschläge sind mir literarisch und philosophisch anwendbarer, als die Memoiren der Akademie. Seine Ermahnung an seinen Bruder, König Joseph von Spanien, war diese: „Ich gebe dir einen Rat — sei Herr!“ Tiefe des Intellekts verkehrt selbst das Kohlschwarz des Verbrechens mit einem lichten Schimmer. Vielleicht blicken wir auf sein Verbrechen wie auf das Experimentieren eines universalen Forschers; so wie einer, der alle Bücher liest, jedes Buch lesen kann, und wie der englische Richter in alter Zeit, als die Gelehrsamkeit noch ein selten Ding war, den Verbrecher begnadigte, der lesen und schreiben konnte. Es ist ein schwierig Ding, Größe rein zu finden. Wohlan, so nehme ich vorlieb mit ihren versprengten Teilchen, — wenn ich nur hie und da einen Funken lebendigen Feuers zwischen viel Verderbnis finde. Eine gewisse Garantie, hoffe ich, gibt es immerhin für die Gesundheit des Herzens, das solch adliges Blut hat. Betreffs wie vieler Menschen, die in der Geschichte ihrer Zeitgenossen verhaßt waren, haben wir jetzt, nachdem die Nebel gewichen, unsere bisherige Schätzung korrigieren und sie vom Standpunkt des Ganzen aus betrachten müssen, als Werkzeuge großen Segens. Diderot war kein Mustermensch, vielmehr war er unsauber, wie die Gesellschaft, in welcher er lebte, dennoch war er der gutmütigste Mensch Frankreichs, der jedem Elenden bei dem geringsten Anstoß half. Seine menschliche Güte kannte keine Grenzen. Ein armes Schneiderlein, das ein Pasquill gegen ihn verfaßt hatte und dasselbe dem frommen Herzog von Orléans zu widmen wünschte, kam in seiner großen Armut damit zu Diderot, — und Diderot, dem der arme Kerl leid tat, schrieb ihm die Dedikation und erwarb auf diese Art fünfundzwanzig Louisdor, um den notleidenden Pasquill-Dichter vom Hungertode zu retten.

Aber wir hassen jegliches Herumflitzen. Ich möchte nicht, daß ihr andere in irgend welcher engen, berufsmäßigen, mönchischen Art und Weise zu über-

treffen trachtetet. Wir lieben natürliche Größe und Gesundheit und rohe Kraft. Ich gestehe, mich fesselt dieselbe genau so bei Knaben und manchmal bei unnormalen, unerzogenen, unpräsentablen Leuten, die keine wohlangesehenen Glieder irgend einer Kirche sind, ja bei Personen, die jeglichen Verdacht eines unregelmäßigen und sittenlosen Lebenswandels herausfordern, bei direkten Vagabonden, wie bei ordnungsmäßigeren Exemplaren. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß dem Leben von Soldaten, Seeleuten und Abenteurern manche jener Stützen und Schutzwehren unseres häuslichen Lebens fehlen, und daß ihnen dennoch oftmals die Gelegenheit und die Anregung zu erhabenem Wagen und Tun nahe genug liegt. Wir müssen ein gewisses liebevolles Verständnis für die Auffassung des Volkes haben, das natürliche Größe bewundert und sie höher wertet, als tugendhafte Leute, denen sie fern liegt. Als Entschuldigung hierfür möge es gelten, daß natürliche und moralische Kraft in Wahrheit Bundesgenossen sind, und daß es immer anzunehmen ist, jene werde sich dieser aus eigenem Instinkt heraus nähern. Intellekt ist wenigstens nicht töricht und wird den Einfluß der Sittlichkeit auf die Menschen anerkennen, auch wenn er selbst sich ihm nicht beugt. Heinrich VII. von England war ein weiser Herrscher. Als Gerald, Graf von Kildare, der sich gegen ihn empört hatte, nach London gebracht und dem geheimen Gerichtshofe vorgestellt wurde, sagte einer der Herren: „Ganz Irland kann diesen Grafen nicht regieren.“ „Dann laßt diesen Grafen ganz Irland regieren,“ erwiderte der König.

Von einigen Gelehrten, wie Swift, Gibbon, Donne, weiß man, daß sie vorgaben, Laster zu haben, die ihnen völlig fern lagen, so sehr war ihnen alle Heuchelei verhaßt. William Blake, der Künstler, erklärt frei heraus: „Ich habe niemals einen schlechten Menschen gekannt, in dem nicht irgend etwas sehr Gutes gewesen wäre.“ Bret Harte gefiel sich darin, die plötzlichen Tugendblitze zu registrieren, die hie und da an den wilden Strolchen der Schenken und Goldminen Kaliforniens aufflammten.

Sittlichkeit und Intellekt sind es, welche die Menschen veredeln, aber diese beiden Elemente sind einander wohlbekannt und winken eines dem anderen zu, bis sie sich endlich in dem Manne begegnen, dem wahre Größe vorbehalten ist. Der Mann, der dir eine Lampe verkauft, zeigt dir, daß das Ölflämmchen, das dich bisher zufriedengestellt hat, einen großen Schatten auf die Bahn der Petroleumflamme wirft, welche er hinter demselben entzündet, und diese wiederum wirft einen Schatten auf die Bahn des elektrischen Lichts. Nicht anders ist es mit dem Intellekt, wenn er dem Charakter gegenüber tritt, — Charakter stellt jenes Licht in den Schatten. Goethe glänzt nicht in seiner Korrespondenz mit dem Großherzog von Weimar; wir können sehen, daß der Fürst etwas vor dem olympischen Genius voraus hatte. Noch klarer erhellt dies aus dem Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich von Preußen. Voltaire ist geistsprühend, schlagfertig und vielseitig, aber Friedrichs Ton ist der erhabenere. Aber merkwürdig ist es, daß Byron sich im Schreiben herabläßt zu Scott und Scott zu

ihm aufschauend schreibt. Die Griechen überragen alle Menschen, bis sie den Römern begegnen und der römische Charakter über das griechische Genie den Sieg davonträgt. Während gewisse Grade des Intellekts nur für solche Menschenklassen von Interesse sind, welche die gleichen Studien verfolgen, wie z. B. bei Chemikern, Astronomen, Mathematikern oder Sprachforschern, und für die Menge nichts Fesselndes haben, gibt es immerdar Menschen, welche einen mehr allumfassenden Geist haben, wahrhaftig groß sind als Menschen und einen allgemeinen Enthusiasmus hervorrufen. Ein Held großen Stils zieht alle Klassen gleichermaßen an, alle die Extreme der Gesellschaft, bis wir sagen, die Hunde selbst glauben an ihn. Beispiele hierfür in unserem eigenen Lande sind Daniel Webster, Henry Clay und der Seemannsprediger, Vater Taylor, — in England Charles James Fox, — in Schottland Robert Burns — und in Frankreich, obschon uns dies minder verständlich ist, Voltaire. Abraham Lincoln ist vielleicht das hervorragendste Beispiel dieser Art, das uns begegnet ist, — ein Mann, der mit dem Geringsten unbefangen verkehrte und jedem willkommen war, von einer solchen Geisteshöhe und einer solchen praktischen Veranlagung in den Zeiten der Schreckensherrschaft, daß ihm die Bewunderung der Weisesten huldigte. Sein Herz war groß wie die Welt, aber es war kein Raum darin, die Erinnerung für ein erlittenes Unrecht aufzubewahren.

Diese Männer mögen als lokale Beispiele dienen, um einen Magnetismus anzudeuten, der wahrscheinlich jedem Studenten innerhalb des kleinen Olymps seiner Lieblinge besser und feiner vertraut ist, und der ihn Genialität und Humanität von seinen Helden fordern heißt. Was anders sind diese, als Verheißungen und Vorbereitungen auf den Tag, wo die Luft der Welt durch die edlere Gesellschaft gereinigt werden wird, wenn das Maß der Größe Nützlichkeit im höchsten Sinne des Wortes sein wird, — einer Größe, die da besteht aus Wahrheit, Ehrfurcht und gutem Willen.

Das Leben ist eine Kette von Illusionen, und eine sehr verbreitete ist die Ansicht, welche man in jedem Dorfe kann aussprechen hören: „O ja, wenn ich in New-York oder Philadelphia, in Cambridge oder New-Haven, in Boston oder Andover lebte, — da gäbe es vielleicht eine geeignete Gesellschaft, — aber in meiner Stadt sind zufällig gar keine anziehenden jungen Männer, gar keine hervorragenden Frauen." Das kann man jeden Tag hören, es ist aber eine hohle Redensart. Ach, müßt ihr denn noch lernen, daß der verwandelte Blick alles wandelt, „daß die Welt ein Echo ist, das einem jeglichen zurückgibt, was er ihm zuruft"? Nicht an Beispielen der Größe fehlt es uns, sondern an Feinfühligkeit, sie wahrzunehmen! Der gute Botaniker wird auch zwischen dem Straßenpflaster Blumen finden, und jedermann, den ein Gedanke, ein Vorsatz ganz erfüllt, wird Beispiele, Illustrationen, Mithelfer dafür finden, wo er geht und steht. Witz ist ein Magnet, der Witz anzieht, Charakter einer, um Charakter zu finden. Wißt ihr denn nicht, daß die Menschen so sind, wie die, welche zu ihnen reden? Und wenn mir einer oder alle schwer-

fällig erscheinen, so wird solche Tatsache zur Anklage gegen mich. Warum klagen, als wären eines Menschen Verpflichtungen gegen die unter ihm Stehenden nicht mindestens ebenso groß, wie die gegen die ihm Überlegenen? Wären alle Menschen einander gleich, da würde es keinerlei Bewegung in den Wassern geben. Die verschiedene Höhe der Oberfläche ist es, die den Niagara zum Katarakt macht, die Beredsamkeit, Entrüstung, Poesie schafft in demjenigen, für den es vieles gibt, das der Mitteilung lohnt. Mit der Selbstachtung muß daher in dem, der Größe erstrebt, ein starkes Gemeinsamkeitsgefühl gepaart sein, menschliche Güte, die die Herzen aller Klassen sich für ihn erwärmen läßt, als für ihren Leiter und Repräsentanten.

So werden wir gezwungen, unseren Instinkt für die Wahrheit auszudrücken, indem wir die Mißerfolge unserer Erfahrung aufdecken. Der Mensch, den wir nicht gesehen haben, in dem keinerlei Rücksicht auf das eigene Selbst die Verehrer des Gesetzes herabsetzt, der andere beherrscht, weil er sich selbst zu beherrschen weiß, spielend in seiner Art, aber unbeugsam in seinem Tun, der in seiner Sache ein langes Leben sieht, dessen Ziel ihm immerdar klar vor Augen steht, dem die Gesellschaft gestattet, er selbst zu sein, in dessen Blick das Schicksal ruht, — er ist es, den wir suchen, und jede gute Stunde ermutigt uns, daß wir ihn finden werden, hier oder dermaleinst!



Frühlingszauber.

Von

Otto Thörner.

Es war uns schon vor Wintersnot
Um Lenzes Kommen bang — —
Da steht er nun in Sonnenrot,
In Glanz und Lerchensang!

Daß diese Welt ein Himmelreich,
Ist solcherzeit kein Traum;
Von Sternensilber, blank und weich,
Hängt's hell an Busch und Baum.

Und Engel huschen durch den Grund;
Der Kuckuck hat nicht Ruh':
Nun jauchze, roter Kindermund,
Den blauen Tagen zu!





Mit dem Tornister.

Feldzugserinnerungen eines Infanteristen aus dem Jahr 1870 von L. Rückert.

Sören Kierkegaard, der dänische Fanatiker des ultramoralischen Individualismus, hat einmal von „Reden, die von rückwärts verwunden," gesprochen, er versteht darunter scheinbar harmlose Erzählungen, die aber eine verborgene Spitze haben und es darauf abheben, dem Ahnungslosen den Gewissensstachel, der ihm auf geradem Wege nicht beizubringen ist, sozusagen von hinten in die Seele zu bohren. Eine derartige von rückwärts verwundende Rede sind auch diese Feldzugserinnerungen Rückerts. Aufrichtige Menschenfreunde haben schon längst gegen die Greuel des Kriegs gepredigt und haben schon längst dafür plädiert, daß der Völkerfriede auf eine Rechtsgrundlage gestellt werde. Man hat sie verspottet, und was fast noch schlimmer war, man hat sie weder gehört noch gelesen. Nun hat Rückert das Buch geschrieben, das wir schon lange gewünscht — auf das wir lange gewartet haben. Er erzählt frischweg seine Kriegserinnerungen aus dem Feldzug des Jahres 1870/71 (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag) und gewinnt damit zunächst das Ohr auch derer, die sich immer noch mit Begeisterung der „herrlichen Taten" des deutschen Heeres erinnern, um dann nebenbei — seinem sittlich tiefbegründeten Abscheu vor dem ganzen Kriegshandwerk Ausdruck zu geben und die Sache des Völkerfriedens zu verfechten. Daß er vom allgemein menschlichen, nicht vom nationalistischen Standpunkt ausgeht, das zeigt der ganze Ton seines Buches; es erhellt zur Evidenz aus einem Satz wie dem folgenden: „Der erste Tote, auf den wir treffen. Im Dunkel des Waldes ist es kaum möglich zu erkennen, ob es ein Freund oder Feind gewesen, einerlei: im Tode sind wir alle einer Mutter Söhne, was liegt daran, ob er rotes oder blaues Tuch trug, für welche Fahne er sein Leben gelassen!" — Dabei ist es immerhin von Belang, daß der Verfasser Hesse ist. Es wird — so will uns wenigstens dünken — den Süd- und Mitteldeutschen leichter, über die Grenzpfähle der Nation hinauszusehen, als unsern preußischen Brüdern, die, gerade weil ihnen das Hauptverdienst an der Größe der Nation zuzuschreiben ist, sich, psychologisch leicht erklärlich, mit dem Errungenen zufrieden

geben und nicht so leicht für weitergehende Ideale zu gewinnen sind. Übrigens versäumt auch Rückert nicht, das Gut der deutschen Einigung in vollen Tönen zu preisen, war es doch gerade dieses Gut, was ihn, den Schwerverwundeten, tröstete und was ihm das von ihm gebrachte Opfer als nicht vergeblich gebracht erscheinen ließ. Was ihn stärkte, war der Patriotismus, nicht die Religion. Wie sehr er mit der letzteren zerfallen ist, das geht aus einem Satze wie folgendem hervor: „Wen konnte es wundernehmen, wenn auch Gläubige die christliche Legende über Bord warfen, in deren Namen man die Urheber solcher Greuel für Werkzeuge der strafenden Gerechtigkeit Gottes auf Erden erklärte und ihre Taten unter den Segen des Gottes der Liebe und Barmherzigkeit zu stellen sich vermaß?" — Man mag sich dazu stellen, wie man will: recht hat er jedenfalls mit dem Satz: „Wahres Christentum und Krieg schließen sich aus. Nur liebedienerische Heuchelei mochte es anders predigen." — Während Rückert selbst einen Halt in seiner patriotischen Begeisterung gefunden hat, kann er diese allerdings bei vielen seiner Kampfgenossen nicht hoch einschätzen. „Können denn diese einfachen," schreibt er auf S. 29, „von Haus aus nur mit der notdürftigsten Schulbildung ausgerüsteten Menschen, welche unter harter Arbeit und Entbehrung das Dasein fristen, die als Soldaten neben dem Drill nur ganz flüchtig über das engere, kaum über das Gesamtvaterland belehrt wurden, tatsächlich die Idee des Vaterlandes und dessen bedrohte Sicherheit so auffassen wie unsereins? Nein! Was verstanden sie unter dem Begriff Vaterland? Außer der heimatlichen Scholle, worauf sie und ihre Familien saßen, war es die angestammte Obrigkeit, der sie zeitlebens gehorchen und mit Gut und Blut untertan sein mußten. So hatte sie es der Schullehrer und der Pfarrer gelehrt. So war es von all den ‚Höheren' verlangt worden, mit welchen der ‚gemeine Mann' in Berührung kommt, vom Kreisrat und Amtsrichter, vom Steuereinnehmer und Bürgermeister bis zum Flurschützen und Nachtwächter. So erst beim Militär, wo jeder Vorgesetzte vom Korporal bis zum General für den Gemeinen das Vaterland vorstellte mit dem fürstlichen oder königlichen Kriegsherrn als höchstem Begriff. Somit, ihrer ganzen Erziehung nach einer geschichtlichen oder idealen Bedeutung des Vaterlandes nicht klar bewußt, mochten sie sich fragen, welche materiellen Erwartungen sie wohl von diesem Kriege hegen dürften? Wenig, worauf sie Wert legen konnten. Die meisten besaßen ja nicht viel mehr als ihre Arbeitskraft; wenn es gut ging, auch ein Stückchen Land oder ein Häuschen mit Schulden. Wer konnte, wer wollte ihnen das nehmen, wenn nicht etwa ein Gläubiger?" — —

Um so größer waren die Opfer, die diese Leute brachten. Und es waren furchtbare Opfer, die ihnen zugemutet wurden. Die Schilderungen des Rückertschen Buches sind darum so instruktiv, weil der Krieg hier nicht von siegestrunkenen Augen betrachtet, sondern in seiner nackten Scheußlichkeit dargestellt wird. Wie der russische Maler Wereschtschagin den Krieg in seiner ganzen gefühlsabstoßenden Roheit gezeichnet hat, so hat auch der Schriftsteller Rückert das Verdienst, die Dinge in plein air, im vollen, grellen Licht der Wirklichkeit zu zeichnen. Er hat dabei keineswegs die Absicht, das bewiesene Heldentum zu verkleinern oder die Hingebung der Braven herabzusetzen, — das kommt vielmehr alles zu seinem vollen Recht. Aber zugleich zeigt er uns den grenzenlosen Jammer, den der Krieg über einzelne und Völker bringt, und dabei schlägt er, weil ihm bei allen kriegerischen Taten die Humanität nicht abhanden gekommen ist, die Saiten des

Mitleids an, so daß der Leser, welcher nicht ergriffen werden wollte, kein Herz im Leibe haben müßte.

Für einen jungen Soldaten, heißt es auf S. 77, sah das Schlachtfeld von Spichern selbst fünf Tage nach der Schlacht immer noch grausig genug aus: Überall zerbrochene und umgestürzte Geschützlafetten und Munitionskarren mit zerbrochenen Rädern. Zwischen diesen Trümmern Haufen toter Pferde. Ein widerlicher Anblick, diese weißen Knochengerüste mit den rötlich blutlosen Fleischteilen der abgezogenen, meist aufgeschwollenen Tierkadaver. Auf dem weiter, zunächst sanft aufsteigenden, aufgewühlten und zerstampften Felde überall zerstreut oder auch schon in Haufen zusammengelesen: Uniformstücke, Helme, Patrontaschen, Säbel, zerbrochene Gewehre; dazwischen Sprengstücke und wohl auch ganze Granaten ... Tornister, Lederzeug, Schuhe, Brotbeutel, Feldflaschen und Kochgefäße, alles zerfetzt, mit Blut beschmiert, durchlöchert, kurz ein Bild wilder Zerstörung, welche die von oben feuernden Geschütze und Bataillone des Feindes unter den deckungslos vorgehenden rheinischen und brandenburgischen Regimentern angerichtet hatten ..."

Welche Qualen hat doch auch die unvernünftige Kreatur zu erdulden, wenn der Wahnsinn des Kriegs die Völker ergreift. Rückert beschreibt die Spuren, welche die Schlacht von Marslatour hinterlassen hatte. „Die Franzosen hatten einige halbverhungerte Pferde, weil sie bei dem eiligen Abmarsch nicht mehr mitkonnten, zurückgelassen; die armen Tiere, die nun mit ihren steifen Beinen, unfähig sich zu bewegen, einsam dastanden und dem Hungertode überliefert waren. Auf dem Marsche waren wir schon an vielen dieser Jammergerippe vorbeigekommen. Ich hatte oft dabei gedacht: Welche Gefühllosigkeit erweckt doch der Krieg in dem Menschen. Er erachtet es nicht einmal der Mühe für wert, solchen unglücklichen, vor Hunger und Strapazen herabgebrachten Geschöpfen, wenn sie ihm nichts mehr nützen, selbst den Gnadenschuß zu geben, der ihrem Leiden ein schnelles Ende gemacht hätte!"

Auch das traurige Kapitel, das von den Franktireurs und der an ihnen verübten Lynchjustiz handelt, wird gestreift: ... „In der Öffnung des weiten Torbogens, der in den Hof eines Bauernhauses hineinführte, baumelte frei in scharfen Umrissen eine menschliche Gestalt, ein Gehängter mit dem Strick um den Hals; im erdfahlen Gesicht, vom Monde voll beleuchtet, die schwarze Zunge. An seiner eigenen Türe hatten die empörten Soldaten den Bauern aufgehängt, weil er auf Verwundete von hier aus geschossen hatte. So entfesselt der Krieg die Bestie im Menschen."

Die Hessen schreiten über das Schlachtfeld von Vionville, um die Schlacht von Gravelotte zu schlagen. Sie marschieren über ein weites Leichenfeld. „Doch nicht alle, die hier umgesunken, sind tot. Dort hebt sich plötzlich ein Arm; der Mann lebt noch, er ist nur verwundet, seine Lebenskraft hat die Nacht überdauert, vielleicht ist ihm zu helfen, wenn es bald geschieht. Aber woher soll die Hilfe kommen? Wir dürfen und können sie ihm nicht geben! Ein stärkender Schluck aus der Flasche des Lazarettgehilfen, wenn sie noch die Kraft haben zu trinken, und die Meldung bei der nächsten Sanitätskolonne, daß zwischen der Masse der Toten hinter uns sich noch Lebende befinden, vermag manchen vielleicht zu retten, ehe es zu spät sein wird. Vielleicht! Denn ehe man sie findet, wird die Mehrzahl dieser Unglücklichen, ob unter entsetzlichen Schmerzen, ob bewußtlos, ihren

Geist ausgehaucht haben. Es war grausam, entsetzlich grausam, diesen Opfern nicht beistehen zu dürfen und kalt und fühllos über sie hinwegsteigen zu müssen wie über Tiere. Schlägt nicht auch ihnen ein fühlendes Herz in der Brust? Empfinden sie nicht gleich uns die entsetzliche Erbarmungslosigkeit der Schlacht, wo der nur zählt, welcher die Waffe noch tragen kann, und die harte Disziplin das Mitleid meistert? Denn jetzt, unmittelbar vor dem Feind, wo jeden Augenblick von der Artillerie der Morgengruß zum Waffentanz ausgesendet werden kann, hat jedes Mitgefühl zu schweigen... Eine Sanitätskolonne begegnet uns; man meldet ihr, was wir von Leben dahinten bemerkt haben; der Stabsarzt zuckt die Achseln und meint: ‚Wenn es nur möglich wäre! Aber es sind so unzählig viele, die hier draußen liegen und wahrscheinlich verschmachten müssen. Wir sind seit zwanzig Stunden, Tag wie Nacht an der Arbeit und immer noch kein Absehen, wann sie endigt! Meine Leute können kaum mehr fort, man ist schließlich auch nur Mensch.‘ Gerade laden sie einen gräßlich Verstümmelten auf einen Wagen, er stöhnt und schreit hinaus vor Schmerz, daß es Mark und Bein durchdringt. Er wird den Verbandplatz kaum noch lebend erreichen, und doch können sie ihn nicht ruhig liegen lassen an dem Platz, wo ihn die Granate zerschmetterte, damit er sterben dürfe zwischen den andern, die, glücklicher wie er, von einem Schrapnellschuß zerrissen und sofort getötet wurden ...

„Immer noch durchstreiften Sanitätskolonnen und bürgerliche Samariter das Feld, nach Verwundeten suchend, die sich während des furchtbaren Gemetzels in irgend einen Unterschlupf von Mauern, Gebüsch oder Gräben geschleppt haben mochten, um Schutz zu suchen gegen Kugel und Huf; denn gestern hatten große Kavalleriemassen in das Gefecht eingegriffen, um der fast aufgeriebenen Infanterie Hilfe zu leisten und die schon halb verlorene Schlacht zum Stehen zu bringen. Sie waren in die feindlichen Linien und Batterieen hineingeritten, den fast sicheren Tod vor Augen! Alles niederstampfend, was da lag und stand, um andern Luft zu machen. Wohl waren jene Opfer meist schon in ihren Schlupfwinkeln, ehe man sie finden konnte, verblutet oder verschmachtet. Gegenüber einer solchen Blutorgie, wie sie der Schlachtengott gestern gefeiert, mußte alle Menschenhilfe versagen. Trotz des reichlich genossenen Weines, der gewöhnlich animierend auf den Geist wirkt und das Herz auf die Zunge bringt, war es bei dem Anblick solch grausiger Szenen ganz stille in der Kolonne geworden, die gewohnte Munterkeit, welche man selbst bei den ermüdendsten Märschen niemals vollständig eingebüßt hatte, war verschwunden. Hatte die erschütternde Tragik menschlichen Schicksals, welche aus diesem Leichenfelde sprach, einen so tiefen Eindruck erzeugt, daß selbst dem Rohesten der Witz auf der Lippe erstarb, oder war es der Instinkt der Herde, welche den Blutgeruch wittert, ehe sie zur Schlachtbank geführt wird? ...

„Ein kleines Gebiet, das hinter einem Hügel lag, war gestern nicht abgesucht worden, und ich stieg mit einigen Kameraden die niedere Anhöhe hinan. In dem kleinen Talkessel, getrennt von dem übrigen Schlachtfeld durch sanfte Terrainwellen, lagen, umgestürzten Bleisoldaten vergleichbar, eine Anzahl toter Reiter. Diese auf engem Raum durcheinander geworfene Masse von Menschenleichen und Pferdekadavern macht auf mich in der Frührotbeleuchtung dieses noch stillen Morgens einen schauerlich erhabenen Eindruck. Obgleich an Leichen und Tod in allen ihren Erscheinungen in diesen Tagen hinreichend gewöhnt, um auch

vor Gräßlichem nicht mehr zurückzubeben, blieben wir bei diesem Anblick wie gebannt einen Moment stehen, ehe wir mit scheuen Schritten dieses Tal des Todes zu betreten wagten, gleichsam fürchtend, die einsame Ruhe dieser Gefallenen zu stören. Es waren französische Kürassiere, die, verdeckt durch das Terrain, während der vorgestrigen Schlacht wohl in Reserve gestanden hatten und durch Sprenggranaten zermalmt worden waren, ehe sie aus diesem Kessel hatten flüchten können. Sie waren getötet worden auf ihren Pferden und mit denselben, meist wohl Roß und Reiter zusammen von dem gleichen verheerenden Geschoß und miteinander umgesunken im Todeskampf. Ein entsetzliches Chaos aufgedunsener Pferde mit verglasten Augen, noch blutigen Schaum im offenen Rachen, wie nach Luft schnappend in dieser Enge. Der Reiter im Sattel und Steigbügel, in den fallenden Klumpen verwickelt, im Harnisch erstickt, unter dem zu Tode getroffenen Gaul des Kameraden. Alle sich gegenseitig hinabziehend in diesen Strudel von Menschen- und Tierleibern. Bereits hatte die Sonne die Gesichtsfarbe gedunkelt, daß man sie anfänglich in ihren weißen Waffenröcken für afrikanische Wüstenreiter halten mochte. Von der kuriosen Idee getrieben, mir einen Helm als Siegestrophäe zu sichern, versuchte ich solchen von dem zunächst liegenden toten Reiter zu nehmen. Mit dem Helm zog ich den Kopf des Reiters, der durch das metallene Kinnband damit verbunden war, vom Rumpf ab. Schwarzes Blut und Fleischmasse drang heraus. Der Granatsplitter, welcher ihm den Halswirbel durchschlagen, hatte den Kopf am Halse abgerissen, so daß er nur durch den Kragen des Waffenrocks gehalten war. Die Todeswunde kam jetzt erst zum Vorschein. Entsetzt ließ ich das Beutestück fahren, warf noch einen scheuen Blick in diese Leichenschlucht und kehrte mit leerer Hand zurück ...

„In Kompagniekolonnen formiert begannen wir den Vormarsch immer noch über das Leichenfeld der Schlacht von Vionville. Jetzt waren wir mitten in den Stellungen des Feindes, die er noch am späten Abend inne gehabt. An der alten Römerstraße passierten wir eine Batterie, in welche unsere Kavallerie eingedrungen war und sie niedergeritten hatte, freilich um dann selbst beinahe aufgerieben zu werden. Da hingen Freund und Feind im Tode zwischen den Lafetten und Protzkasten, handgemein in Wehr und Abwehr. In die Räder der umgestürzten Kanonen und Munitionskarren die Kanoniere gleichsam verflochten, zusammengehauen oder durchbohrt von den Säbeln und Lanzen der Reiter; letztere heruntergeschossen von den Pferden oder unter dem gestürzten Rosse niedergemacht. Aufgeschwollene Gäule noch in den Strängen der Fahrzeuge, wo sie mit ihrem Gewicht im Fallen die zerbrochenen und zerschossenen Protzen umgestürzt hatten. Überall Blut und Leichen, die in der schon tüchtig herabbrennenden Sonne pestartige Dünste entwickeln. Es war Zeit, daß dieses faulende Menschenfleisch und Tiergebein endlich dorthin zurückkam, woher es gekommen, daß Erde zur Erde wurde ...

„Drüben am Wege die schwarzen Mauern eines ausgebrannten großen Gebäudes, aus dem noch Rauch und Kohlenfunken emporstiegen, wohl eine Fabrik! Es sei vorgestern in Brand geschossen worden, obwohl es voll Verwundeter gelegen und durch die Genfer Flagge hätte geschützt sein sollen. Aber man erzählte, der Feind habe sich dennoch darin festgesetzt und auch daraus geschossen; so war es denn zerstört worden und die armen Teufel darin waren verbrannt."

* * *

Von der Schlacht, in welcher der Soldat mitficht, kann er in der Regel am wenigsten erzählen. Nur sein eigenes Tun und Lassen und sein eigenes Schicksal wird ihm deutlich. Das Schicksal Rückerts war furchtbar genug. Von zwei Streifschüssen leicht verwundet, hatte er doch ein feindliche Kanone erobern helfen, dabei war er in der Kniekehle schwer verwundet worden; während er in seinem Blute lag, traf ihn ein zweiter Schuß in den andern Fuß. Schließlich ging er mit einem lahmen Bein — das andere war ihm abgenommen worden — aus der Affäre hervor. Doch das muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Nur so viel über seinen Zustand nach der ersten schweren Verwundung.

„Mich zu erheben war unmöglich, denn das in der Kniekehle verwundete Bein hatte jede Kraft verloren. Nur mit großer Mühe gelang es mir, den Tornisterriemen vom Gurt zu lösen, so daß ich etwas umschauen konnte. Ich lag nicht allein. Nach der Seite, von welcher die Kugeln von Zeit zu Zeit dicht wie Hagelkörner geflogen kamen, war ich durch den mächtigen Körper eines toten Pferdes, zwischen dessen Beinen ich auf dem Rücken lag, etwas gedeckt. Der Mann zunächst neben mir stieg bei meinem Erwachen aus der Ohnmacht gerade auf. Er sah mich mitleidig an, murmelte dabei einige mir unverständliche Worte von Verbandplatz und Arzt, indem er auf seinen schlaff herabhängenden blutenden Arm deutete, und entfernte sich in der Richtung nach dem nicht weit entfernten Waldsaum. Links lag ein Mann leichenblaß, mit starr in die Luft gerichteten Augen, wohl tot, daneben ein blutiger Rumpf ohne Kopf in einer großen Blutlache auf dem zerwühlten Grasboden. Unmittelbar vor mir, so daß ich den Blick gerade darauf hatte, lag ein Kamerad auf dem Bauch. Sein Tornister war über den Kopf in die Höhe geschoben, denselben verdeckend. Zwischen den blutigen und abgerissenen Fleischfetzen des Gesäßes sah ich mit schrecklicher Deutlichkeit die weißlich schimmernden Knochen der Wirbelsäule und des Beckens, alles eine Wunde von der Kniekehle bis zur Mitte des Rückens. Der Mann mußte tot sein. Also ich allein noch lebend unter diesen Menschen- und Pferdeleichen."

Zum Schluß noch eine Szene aus dem Lazarett.

„Plötzlich trat (nachdem der Fuß am Schenkel abgenommen worden war) eine Blutung ein, weil die Unterbindung der inneren großen Bauchader geplatzt war. Der zufällig anwesende Arzt entdeckte das Unglück, als das ganze Lager schon voll Blut war, und suchte das Ausströmen dadurch zu hemmen, daß er mit der vollen Kraft seiner beiden Daumen das offene Gefäß zusammenpreßte, bis die andern schleunigst herbeigerufenen Ärzte zu Hilfe kamen. Bei dem starken Ausfluß und bei schlechter Kerzenbeleuchtung war es fast unmöglich, die Ader zu finden. Nachdem der Chefarzt ohne Rücksicht auf mein lautes Jammergestöhn und die schrecklichsten Schmerzen, welche mir seine Untersuchung verursachte, in der tellergroßen Wunde einem Schlächter gleich herumgewühlt hatte, schien er an dem Erfolg zu verzweifeln und schickte nach dem Apotheker wegen eines blutstillenden Mittels. Das wäre der Anfang des sicheren Endes gewesen ... In rasenden Schmerzen mich krümmend mußte ich bei vollem Bewußtsein die Meinungen der Mediziner über diesen ‚verzweifelten Fall' und gleichsam mein Todesurteil mit anhören, ein willenloses Schlachtopfer. Da vernahm ich die Stimme eines jungen sächsischen Heilgehilfen: ‚Hier spritzt's!' sagte er. Ich war für diesmal noch gerettet, denn der Stabsarzt hatte nun auch sofort die Ader mit der Pinzette erfaßt."

* * *

Was Rückert als Ergebnis des gewaltigen Krieges betrachtet, das ist nicht allein die Einigkeit des deutschen Volkes; es ist zugleich die Lehre, die der Menschheit damit aufgezwungen werden sollte.

„Ich hatte den Krieg", schreibt er auf S. 240, „in seinem Entstehen und Wachsen, in seiner menschlich erhebendsten, aber zugleich blutigsten Gestalt kennen gelernt, die unmittelbare Nachwirkung und den tatsächlichen Verlauf zweier der gewaltigsten Massenschlachten miterlebt, die als ‚glänzende Waffentaten aller Zeiten' der Nachwelt ‚gepriesen' werden, und daraus die Lehre gezogen: Der Krieg ist eine Geißel der Menschheit, die zu Unkultur, zur Verrohung der Massen mit Notwendigkeit führen muß. Was an Taten der Tapferkeit und der Selbstverleugnung vieler dabei in die Erscheinung tritt, gleicht die Schäden bei weitem nicht aus, die ein noch so human geführter Krieg der friedlichen Kulturwelt auf allen Gebieten zufügt. Und das nicht nur durch die direkte Zerstörung materieller Güter, an deren Hervorbringung viele Generationen und ganze Völker in oft Jahrhunderte währender Arbeit geschaffen, sondern weit mehr durch das Zurückdrängen wahrhaft friedlicher und gesitteter Ideen auch bei den Klassen, welche durch ‚Bildung und Besitz' den Anspruch erheben, die Geschicke der Massen leiten zu wollen. — Nicht der geringste Schaden des Krieges aber ist die feindselige Entzweiung der Völker selbst. Zumal nach diesem Kriege die schon seit Jahrzehnten währende Feindschaft der bedeutendsten Kulturnationen der Erde, die in den hervorragendsten Eigenschaften ihres Nationalcharakters sich ergänzend, dazu bestimmt erscheinen, der erträumten Weltkultur die Wege zu ebnen, und wenn einig, auch Europa und damit die Welt praktisch den Gesetzen einer vernünftigern Friedenspolitik zu unterwerfen. Sah doch schon ein hervorragender Mitstreiter des Kriegs, der zweite deutsche Reichskanzler, vorausblickend die Zeit, ‚wo die Völker einsehen werden, daß sie Klügeres zu tun haben, als sich gegenseitig das Blut auszusaugen, weil sie im wirtschaftlichen Kampf um das Dasein genötigt sein werden, alle ihre Kräfte einzusetzen.' Diesem Ideal eines wirklichen und dauerhaften Völkerfriedens, nicht begründet auf Kanonen und Panzerflotten, beruhend auf der endlich und allgemein zur Herrschaft gelangenden Erkenntnis, daß jede Kulturarbeit gemeinsames Eigentum aller Völker sein muß, sei mein höchster Wunsch, mein letzter Gedanke gewidmet."

Wir freuen uns von Herzen dieses Buches, durch das dem Krieg die glänzende Maske heruntergerissen wird. Zuerst müssen wir einmal die kindischen Vorstellungen überwinden, die viele vom Bleisoldatenspiel mit ins Leben hineinnehmen, als ob es sich im Kriege um etwas Herrliches handelte. Wie es in vielen Köpfen aussieht, das hat Frenssen in seinem Jörn Uhl vorzüglich gezeichnet. „Bei dem Wort Krieg hatte Lena Tarn ein großes, sehr buntes und feuriges Bild vor sich gesehen: oben helle, rote Wolken, unten brennende Häuser, dazwischen laufende und rennende Menschenhaufen, der Feldherr voll Orden, Hurrarufen, Helmschwingen, Wachtfeuer, ‚Nun danket alle Gott.' So hatte es im Lesebuch in der Schule gestanden. Von dem grausamen Jammer und der himmelschreienden Qual des einzelnen Soldaten hatte sie nichts gewußt." Nun, Rückert hat uns diesen Jammer in herzbeweglicher Weise geschildert. Ob sie ihm wohl auch entgegenhalten werden, er mache in Rührseligkeit und verekle dem deutschen Volk seine erhabensten Erinnerungen? Wir wollen's abwarten. **O. Umfrid.**





Wohin führt uns Emerson?

Der amerikanische Philosoph und Ethiker Ralph Waldo Emerson, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 25. Mai fällt, gewinnt in Europa jetzt erst bahnweisende Bedeutung. Wohin führt uns dieser ernste und doch sonnige Geist? Wie stellen wir uns zu ihm?

Emerson hat einer mit Außendingen überladenen Kultur eindringlich die Kernweisheit gepredigt, daß der Mensch und im Menschen die Seele und in der Seele das Göttliche Urgrund alles Großen, Guten und Schönen sei. So fassen wir seine Sendung auf. Er hat sich also bereits vor einem halben Jahrhundert im weltwirtschaftlich früher aufgeregten Amerika dieselbe Aufgabe gesetzt, die jetzt endlich bei uns dem Zeitgeist gegenüber als notwendig empfunden wird.

Wir wollen uns, gleich zu Beginn dieser Klarstellung unseres Verhältnisses zu Emerson, nicht zu Einseitigkeiten verleiten lassen. Wir wollen die besagten „Außendinge“ der modernen Kultur nicht unterschätzen. Die Gefahr solcher Unterschätzung und sogar der Rückschau nach der „guten alten Zeit“, als wir noch das gemütlichere „Volk der Dichter und Denker“ waren, liegt für Gemütsnaturen nahe. Nein, wir freuen uns aufrichtig an so erstaunlichen Errungenschaften des verflossenen Jahrhunderts. Mit Recht hebt H. St. Chamberlain hervor: „In diesem Jahrhundert ist enorm gearbeitet worden... Während die Werkstätte der großen, gestaltenden Ideen ruhte, wurden die Methoden der Arbeit in bisher ungeahnter Weise vervollkommnet. Unser Jahrhundert ist der Triumph der Methodik. Die Gesamtheit rückte hiedurch höher hinauf, sie wurde leistungsfähiger. Durch den obligatorischen Schulunterricht, gefolgt vom obligatorischen Kampf ums Dasein, besitzen heute Tausende die ‚Methode‘, um ohne jede besondere Begabung oder Veranlagung als Techniker, Industrielle, Naturforscher, Philologen, Historiker, Mathematiker, Psychologen u. s. w. an der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechts teilzunehmen“ (Grundlagen des XIX. Jahrhunderts, Einleitung).

Sehr wohl! Geben wir also der Erde — auch der verfeinerten Erdenkultur — was der Erde ist! Geben wir aber auch dem Geist, der Seele, dem Gemüt, dem Charakter, was ihnen gebührt! Wir wollen nichts Wesentliches missen von jenen Errungenschaften: wir wollen Neuland hinzuerobern.

Dies Neuland sind die inneren Kräfte im einzelnen Menschengemüt, das Dorado unserer Seele. Da gibt es noch viel wunderbarere Becquerelstrahlen zu entdecken als in der Welt der Physik und Chemie.

Und in eben dieser Richtung bewegte sich Emersons Arbeit. Dieser stille Mann war ein Gegenpol zum lauten Amerikanismus. In Wanderungen (Aufsätzen) teils philosophischer, teils gedankendichterischer Art ist er umhergegangen in den Gärten der Seele. Einsam, aber aufmerksam beobachtend, etwa in des späteren Goethe Art, verbrachte er sein Leben — nur von gelegentlichen Vorträgen unterbrochen — unter den Ulmen des stillen Städtchens Concord in der Nähe der geistigen Hauptstadt Amerikas, der Universitätsstadt Boston. Er war eine Ermutigung der Stillen im Lande, er war eine ruhig leuchtende und wärmende Flamme.

„Wir brauchen Städte als die Zentren, in denen die besten Dinge gefunden werden," schreibt dieser Seelenforscher aus dem Lande der großen Städte; „aber Städte erniedrigen uns zugleich, indem sie armselige Kleinigkeiten wichtig machen. Das sind nicht Menschen, sondern wandelnder Hunger, Durst, Fieber und Begierden. Wie ist es nur möglich, daß Menschen weiterleben können, so ziellos, wie sie sind? Wenn ihre pfefferkorngroßen Ziele erreicht sind, dann ist's, als ob der Kalk in ihren Knochen allein sie noch zusammenhielte und nicht etwa ein Streben nach irgend etwas Hohem oder Wertvollem. Es gibt keinen Glauben mehr an eine intellektuelle, an eine sittliche Welt. Man glaubt an die Chemie, an Speisen und Wein, an große Vermögen, an die Dampfmaschine, an galvanische Batterieen, Nähmaschinen und öffentliche Meinung, aber niemand glaubt mehr an göttliche Urkräfte" ...

Aus solchen Empfindungen heraus, die jeder von uns ohne weiteres teilt, setzt Emersons Kritik des Jahrhunderts oder vielmehr Ergänzung des Jahrhunderts ein. „Ich sehe keinen andern Weg des Friedens als das Lauschen auf die Stimmen der eigenen Brust." Er empfiehlt die „Einsamkeit"; aber „nicht die örtliche Absonderung ist das Entscheidende, sondern die Unabhängigkeit des Geistes von der störenden Umgebung. Poeten, die in großen Städten gelebt haben, sind dennoch Einsiedler gewesen." Die Gesamtheit hat ja nur wieder den Nutzen davon: „Der Heilige und der Dichter suchen ungestörte Einsamkeit um der allgemeinsten und öffentlichen Ziele willen." Nun, und etwas vom Heiligen und Dichter sollte, dem Keime nach, in jedem von uns sein. So kommt Emerson zu dem stracks gegenamerikanischen Satze: „Nichts ist ordinärer als Eile".

Es ist also die alte Mahnung, immer wieder geformt von einzelnen Persönlichkeiten, die Mahnung an ein zerfahrenes oder an Außendingen zu sehr hingegebenes Zeitalter: Mensch, verliere nicht dich selbst! Übt euch im Stillesein, dann wird euch von selbst geholfen! Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, das in euch ist, dann fällt euch das alles da draußen von selber zu, denn ihr besitzt es dann im Geiste! Goethes „weise Beschränkung" ist dem Wesen nach nichts anderes.

Ruhe ist die erste Geistespflicht. Von hier aus gewinnt nun Emerson ein fast mystisch-inniges Verhältnis zum Schicksal und den Einzeldingen, besonders zu der göttlichen Weltseele (oversoul), die hinter und in den Dingen wirksam ist. Emersons Naturbeseelung erinnert an unsere deutschen Mystiker des späteren Mittelalters. Er stellt sich dem Gefüge des Staates und der Kirche als freier Mensch gegenüber, da er auf die seelische Verfassung jedes einzelnen das Hauptgewicht legt. Mensch sein ist das erste; wertvolle Menschen machen einen Staat und jede Gemeinschaft wertvoll. Dasselbe sagt nach ihm Ruskin, in dem der Geist Emersons (und Carlyles) gleichfalls wirkte. Ich war erstaunt, bei näherer Bekanntschaft mit diesen drei Keltogermanen so viel eigene Grundanschauungen bereits fertig und formuliert vorzufinden. Emerson ist von dem Gesetz des „Ausgleiches" (compensation) — der „Polarität", wie Bogumil Goltz, ein ähnlicher phantasievoller Denker, einmal in seiner Zickzackweise ausführt — tief überzeugt. Über Unsterblichkeit spricht er so, daß man sagen muß, er ist gläubiger als manche Dogmatiker des Jenseits: „Nach der Unsterblichkeit ist die wohlbeschäftigte Seele nicht neugierig. Es ist alles so gut, daß sie gewiß sein darf, daß auch künftig alles gut sein wird. Sie stellt der höchsten Macht keine Frage." So kann nur Jemand sprechen, der durchleuchtet und durchsättigt ist von der Grundstimmung, die man, nach Luther und Paulus, „Glauben" nennt. Emersons Erscheinung ist nur in protestantisch-germanischen Ländern denkbar. In seinen weltlichen — ich meine in seinen ästhetischen und philosophischen Ursprüngen weist er nach Weimar (Goethe-Schiller) und in die Linie Kant-Fichte. Auch Herder und Jean Paul haben an Carlyle und damit auch an Emerson miterzogen. Wenn solcher Geist nun wieder bei uns in Deutschland lebendig wird, so ist das also ganz einfach *deutscher* Geist in englisch-amerikanischer Prägung, *deutscher Idealismus*, der auf Umwegen wieder in seine Heimat zurückkehrt.

Emersons literarische Form ist der „Essay", die Form des Aufsatzes, also des gesprochenen Wortes, der Rede, der Predigt — oder wie man diese merkwürdige aus Aphorismen aufgebaute, dichterisch-philosophische Redeweise nennen mag. Es ist ein Stück Poesie, aber nicht volle Poesie; es ist aber auch mehr als Prosa. Denn Emersons Gemütsart hat mit dem „Feuilleton", wie es im jetzigen Deutschland der Zeitungen unschöpferisch klügelt, witzelt und kritisiert, nichts gemein. Es ist ein aufbauender und erbaulicher, ein stärkender und wärmender Zug in diesem dichterischen Prediger.

Seine Form erinnert in ihrer absoluten freien Geistigkeit an Nietzsche; er ist auch vielfach mit Nietzsche verglichen worden: aber wie ist Emerson positiv, gütig, gesund und sonnig! Und wie bissig und scharf ist der leidende und hassende, sich früh verzehrende Nietzsche! Sie sind im Ton ihrer Stimme geradezu Gegensätze.

Man kann sich aus zahlreichen deutschen Übersetzungen über Emerson belehren. Empfehlenswert ist z. B. die gute und billige Ausgabe, die der Übersetzer Karl Federn bei Otto Hendel in Halle veranstaltet hat (Bibliothek der Gesamtliteratur), wo sich außerdem ein hübsch einführendes Bändchen „Essays zur amerikanischen Literatur" findet. Dieser Sammlung ist auch der Essay „Größe" im vorliegenden Hefte entnommen. Der Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, bringt gut ausgestattete deutsche Ausgaben. Nicht zu umgehen ist die Essay-Sammlung „Lebensführung" im Verlag von Bruns, Minden, gleichfalls von Karl Federn übersetzt.

Der unvorbereitete deutsche Leser wird mit manchen wunderlichen und verschwommenen Stellen nichts anzufangen wissen und darf jedenfalls nur langsam, besonnen und stückweise in diese Lebensweisheit eindringen. Aber wenn man sich übt, positiv zu lesen, so findet man überall irgendwie Förderndes, falls man mit der Gemütslage des Schreibenden übereinstimmt. Am Unverständlichen oder anscheinend Irrtümlichen mag man stillschweigend vorübergehen.

F. Lienhard.



Wilbrandts „Timandra".

Bei einer Wanderung durch die Literatur kann man beobachten, daß gerade die Epigonen, die des originellen persönlichen Temperamentes ermangeln, mit Vorliebe nach großen Stoffen und großen Gestalten langen. Sie greifen in die Weltgeschichte, wo die Wogen am höchsten gehen, und bei ihrem Menschenfischen sind ihnen die von den Jahrhunderten Gekrönten zur Verdichtung gerade gut genug.

Ein trügerisches Gefühl mag ihnen sagen, daß die eigene zage Kraft beflügelt wird durch die Schwingen des gewaltigen, weltenbestimmenden Schicksals, dem sie sich geben. Aber grausame Enttäuschung ist's. Gerade die Heroen von welthistorischer Bedeutung sind durch die Überlieferung, durch die steigernde Legendenbildung, durch die Patina der Zeit schon in so edlem Glanz verdichtet, sie sind in unserer Phantasie und unserer Vorstellung so unvergänglich in ewiger Jugend und lebendiger Kraft ausgeprägt, daß die Nachzeichnung des Schriftstellers, gegen das eherne Bildwerk gehalten, meistens etwas Schwächliches, Verflautes hat. Weltenperspektive in Theateroptik. Der Dichter glaubte mit seinem Helden zu wachsen, mit ihm in ein Pantheon einzugehen, aber der Heros drückte ihn in den Staub. Und zerschmetternd tönt ihm die Stimme des Urbildes: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, — nicht mir."

Solch Schauspiel voll Beschämung und Verdrießlichkeit bot Wilbrandts letzte Dichtung „Timandra".

Wilbrandt neigte immer zu großen Stoffen. Im „Hairan" klangen Seelenwanderungsmotive, Prophetentum und messianische Vorverkündigung; im „Meister von Palmyra" sollte die Bühne ein Kultur- und Weltenpanorama werden. Immer wandelte dieser Dichter gern an den Scheidegrenzen, wenn Morgenrot junger Zeiten über gigantischen Trümmerstätten aufsteigt und tönend für Geistesohren neuer Tag geboren wird. Aber nie zwang er mit Beschwörerkraft die Geister einer Zeit, daß sie ihm dienten, nie machte er ihre verborgenen Kräfte sichtbar wirksam, daß man die Gestalten im Lichte ihrer Bestimmung, wurzelnd in dem Boden ihres Schicksals sah, im Beginnen, Erfüllen, Vollenden nach eingeborenem Gesetz. Wilbrandt war immer nur ein Arrangeur der Weltanschauung. In edelgepflegter Sprache, klassizistisch erzogen, ließ er seine Figuren sprechen und mit den Ornamenten prunkvollen Bilderschmucks verzierte er sie;

auch dekorative Stimmungen gelangen ihm, der ferne Ruf im Meister von Palmyra: „Apostata ist tot" durch die fahlleuchtende Nacht ist im Eindruck unvergeßlich; aber ein ganz anderes müßte doch solcher Kunst reifstes Ziel sein: eine Zeit durch einen voll und allseitig geschauten und lebendig erfaßten Charakter zur Anschauung zu bringen und menschlich zu deuten. Und darin versagte dieser Epigone. Die Rahmen seiner Bilder glänzten reich, aber die Figuren, die sie bargen, waren nur mager im blassen Kartonstil umrissen.

Wieder Scheidegrenze der Zeiten, wieder einen Neuzeugenden, Stürzenden und Aufbauenden kürt sich dies letzte Werk. Es wählte sich den Sokrates.

Statt sein Leben und Sterben aber auf dem gewaltigen Hintergrund stürmender Geisteskämpfe, lodernder Götzendämmerung als Fresko zu malen, verkleinlicht er dies Schicksal durch die alltäglichsten Haus- und Theatermittel billiger Intrigenverwicklung und weiblicher Ränkeverstrickung.

Es gibt freilich eine Art, die Weltgeschichte mit ironischen Augen auf ihre Tragikomödien anzusehen, auch im größten das Menschlich-Allzumenschliche zu suchen und lucianisch-offenbachisch immer nach der travestierenden Note zu spähen. Dies Thersitestemperament kann mit Geist und überlegenem Witz gehandhabt werden und bildet eine Gattung für sich, es treibt jedenfalls seine Nivellierung vollkommen bewußt und bildet sich nicht ein, hohe Verkündigungskunst zu sein.

Darum handelt es sich natürlich bei Wilbrandt gar nicht. Er macht durchaus den Anspruch, als „rückwärts gewendeter Prophet" auf das Podium zu treten; er wäre sehr erstaunt, wenn er den Vorwurf hörte, daß er den Sokratesstoff mit den Proportionen der bürgerlichen vermischten Nachrichten gemessen.

Die bewußten Blasphemisten haben innerlich, wenn sie auch vielleicht vielen ein Ärgernis geben, doch Stil in ihrem Verkleinerungsspiel; Wilbrandt aber, der glaubt auf dem Kothurn zu gehen, und in Wahrheit in Pantoffeln kommt, wirkt in dieser Selbsttäuschung fatal und deprimierend.

Um es kurz zu sagen, das ist dieses Kultursehers Deutung: Sokrates geht daran zugrunde, daß er der Timandra ihren Geliebten Plato abwendig gemacht, ihn von der sündigen Liebe zum Weib seines Bruders in die reine Liebe zur Wahrheit geführt hat. Timandra will sich dafür rächen. Sie schmiedet Ränke, verspricht ihre Gunst dem, der Sokrates vor das Gericht bringt und ihm den Tod bereitet.

Peinlichste Theatralik, die ihre Fäden äußerlich dick zur Schau trägt, ist das, und nichts in diesen Zusammenhängen wächst innerlich zwingend aus den Menschennaturen.

Der Höhepunkt der Verwicklung, in dem die Angeln des Stückes liegen, jene Szene, da Sokrates und Timandra um die Seele des Jünglings ringen, bleibt ganz unüberzeugend in ihrem Eindruck. Der furchtbare Kampf, in dem ein Mensch im schmerzensvollsten Feuer sich läutert, daß er seine Liebe läßt und dem Ernst und strengen Dienst der Wahrheit folgt, wird nicht mit aufgewühltem Fühlen offenbart. Platon geht gewissermaßen nur auf sein Stichwort ab, damit Timandras Rache zur Betätigung und das Stück zu dem vorherbestimmten Ende kommen kann.

Und ebenso dürftig, ohne jede Illusion der Notwendigkeit und Unerbittlichkeit des Geschehens ist das Volksgericht. Hier sind Reden und Gegenreden rhetorisch wohl gebaut, saubere Schreibtischarbeit, aber keine Vision ist's, und

nicht steigt das aufreizende, fieberheiße Fluidum auf, das die aufgewiegelte Menge mit Zerstörungs- und Blutrausch benebelt und den wilden Schrei entfesselt: Zum Tode mit ihm!

Alles bleibt kühl und kreidig; matt sind die Kopieen des Symposion, und matt die der Apologie. Keine Weihe- und Zypressenstimmung schwebt um das Lager des sterbenden Sokrates. Wilbrandt hat in dieser Szene nicht einmal vor dem Geschmacksfehler zurückgeschreckt, Timandra wie eine Sardousche Büßerin erscheinen zu lassen, und das große, gelassene Scheiden, das in Platos tiefem Abglanz unvergänglich vor unserm Erinnern steht, durch einen theatralischen Selbstmord (sie nimmt — in der Gebärde sehr undankbar — den von Wilbrandt zur Reserve bestellten Giftkrug vor den Kopf) skrupellos zu trivialisieren.

Timandra ist dabei in ihrer Charakterisierung nur ganz vage Kontur, ihr Wesen pulsiert nicht; sie dient in dem ganzen Bau nur als Werkzeug, sie steht an der Unheilsmaschinerie und muß sie in Gang bringen. Selbständigkeit und eigenes Wachstum hat sie nicht. Sie spielt rein als Sprechrolle, ohne Hintergrund des Gefühls; sie sagt, was Wilbrandt ihr eingibt.

Und recht mager ist die Zutat, die Wilbrandt äußerlich ihr zuwendet, daß sie nämlich Vorkämpferin neuen Frauenideals voll Selbstbestimmung sein soll. Sie sagt es, wie sie vieles sagt, doch von ihres Geistes stolzer Freiheit spüren wir keinen Hauch.

Die kleinen Maße dieses Dramas verraten sich am kompromittierendsten bei den farblosen Gipsabgüssen von Plato und Sokrates. Aus seinem Wesen scheint nicht das große, stille Leuchten inneren, gesammelten Lebensreichtums. Kein Dämonion blitzt von seinen Lippen. Er erscheint als ein gemütlicher, etwas schwatzhafter, älterer athenischer Zeitgenosse. Seine Weisheit berührt gemeinplätzlich und sein Humor beim Symposion (das trocken und stumpf ist, statt purpurn weingetränkt) dünn und mühsam, als wäre er widerwillig zum Witz engagiert. Und Platon, das scheint die schiefste Verzerrung, tritt als girrender Liebhaber auf und unreifer Knabe. Man begreift nicht, warum Sokrates nach dieser Seele als edelster Beute verlangt. Er behauptet zwar, er habe ein Drama dieses Plato gelesen, das ihn wunderbare Fülle ahnen ließ. Das aber ist eben die lebloseste Charakterisierungstechnik, immer die Leute von einander und von sich in direkter Selbstkommentierung etwas behaupten zu lassen, das wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen, ohne daß aus der Art der Menschen uns die Gewißheit dieser Eigenschaft im selbsterworbenen Eindruck erwächst.

Solche Bilder bereichern uns nicht, sie wecken nur den Widerspruch und machen Mühe, die Verzerrungen und Verrenkungen, die man unseren Vorstellungen angetan, wieder ins Richtige zu bringen.

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Sonntagskinder.

Sonntagskinder, so lesen wir in einer Wiener Zeitung, gelten für Glückskinder. Wer in die Lage kommt, „die Geburt eines munteren Sonntagsjungen“ anzeigen zu können, hofft wohl, daß dem Kinde das Glück im Leben besonders freundlich zulächeln werde. Sind die Sonntagskinder wirklich besser daran als andere Menschen? Eine Umfrage bei ihnen wird wenig helfen, da bekanntlich niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen ist, wie schon der weise Solon sagte, und die meisten die ihnen auferlegten Beschwerden gern überschätzen, das Gute aber, das sie genießen, infolge langer Gewöhnung kaum mehr zu würdigen wissen. Unter den Großen dieser Erde, deren Leben abgeschlossen vor uns liegt und besonders reich an glücklichen Erfolgen war, vermögen wir kein Sonntagskind zu nennen. Kaiser Wilhelm I. war an einem Mittwoch geboren, Fürst Bismarck an einem Samstag, Königin Viktoria von England an einem Montag, Napoleon I. am Dienstag. Waren sie vielleicht trotz aller ihrer Erfolge doch nicht so glücklich, wie ein Sonntagskind sein soll? „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch!“ Sehen wir uns daher bei den Berühmtheiten im Reiche des Geistes um. Wie steht es mit Goethe? Ihn glücklich zu preisen, wird jeder gern bereit sein; aber der Tag seiner Geburt war ein Donnerstag, der Schillers ein Samstag. Auch Kant war an einem Samstag geboren und Helmholtz an einem Freitag. Da man erwarten kann, daß im Durchschnitte jeder siebente Mensch ein Sonntagskind ist, so fällt es auf, wie wenige Sonntagskinder sich unter den noch lebenden Großen dieser Erde finden. Kaiser Wilhelm II. erblickte das Licht der Welt Donnerstags, die Kaiserin Freitags. Auch der Zar, der Kaiser von Österreich und der König von England sind keine Sonntagskinder; Graf Bülow ebensowenig, da er Donnerstags geboren ist. Der deutsche Kronprinz kam an einem Samstag zur Welt, der König von Sachsen Mittwochs, der König von Württemberg Freitags. Aber endlich stoßen wir auf einen Sonntags geborenen Fürsten: dieses Sonntagskind ist — der unglückliche König Otto von Bayern, der in seiner geistigen Umnachtung von der Welt so gut wie nichts hört und sieht! Soll darin etwa das wahre Glück bestehen? Und wunderbar! Auch die unglücklichste aller lebenden Fürstinnen, die in düstern Wahnsinn infolge grausamer Schicksalsschläge verfallene belgische Prinzessin Charlotte, die Witwe des erschossenen Kaisers Maximilian von Mexiko, ist an einem Sonntag, dem Pfingstsonntag des Jahres 1840, geboren. Wenn man dazu noch vernimmt, daß die ermordete Kaiserin Elisabeth ebenfalls an einem Sonntag, der zugleich der Weihnachtsheiligabend des Jahres 1837 war, zur Welt kam, so wird man die „Sonntagskinder“ um den Vorzug ihres Geburtstages nicht länger beneiden.



Magazinitis.

Ein häßliches Wort! Aber schließlich ist die Sache, die dadurch bezeichnet wird, auch nicht schöner. Dieses schöne Wort ist eine Pariser Erfindung; das „ästhetische Gewissen der Welt“ hat also auch Augenblicke der Schwäche, in denen es versagt. Das ist doppelt schlimm, für Paris beinahe schon ein Verbrechen, wenn das schönere Geschlecht dabei in Frage kommt. Wie kann ein Pariser ein so häßliches Wort erfinden, um etwas der Frau Eigentümliches zu bezeichnen, und sei es auch eine Krankheit? Denn um eine solche handelt es sich. Das entsprechende deutsche Wort „Warenhauskrankheit“ bedarf erst wieder eines besondern Kommentars, der entscheidet, ob es sich um eine Krankheit der Warenhäuser handelt, oder um eine Krankheit, die man im Warenhaus bekommt. Bleiben wir also bei Magazinitis. Verstanden wird darunter eine eigentümliche Art von Diebstählen, die in den Warenhäusern vorkommen, Diebstähle, die sich nach Ursache, Zweck, wie nach den Tätern von anderen scharf unterscheiden.

Es ist eine Eigenart der Franzosen, daß sie über grundgelehrte Themata sehr leichtflüssige Darstellungen geben, daß sie aber auch umgekehrt über die kleinsten Dinge dicke Bücher zu schreiben wissen. Ein solches ist Dubuissons „Les voleuses de grands magasins“. Dubuisson ist in Paris gerichtlicher Sachverständiger für Psychiatrie und hat als solcher Gelegenheit gehabt, 120 Personen, die in den großen Pariser Warenhäusern Diebstähle ausgeführt haben, zu untersuchen. Diese Art Diebstahl gehört zu den Vorrechten der Frau; nur neun Männer fanden sich bei der genannten Zahl. Seltsamer noch ist, daß diese Frauen nie anderswo gestohlen haben. Die meisten sind wohlhabend, sogar reich. Sie benützen die gestohlenen Gegenstände gar nicht, sondern verstecken sie irgendwo zu Hause. Die Diebinnen halfen den untersuchenden Beamten und waren über die Entdeckung geradezu froh, weil sie diese als Befreiung empfanden.

Die ganze Erscheinung trägt also den Stempel der Krankheit. Aber von dem Begriff der Kleptomanie will die heutige Psychiatrie nichts mehr wissen. Sie leugnet, daß dem Menschen ein Trieb zur Ausführung von Diebstählen innewohne; eine Ursache oder antreibende Versuchung müsse hinzukommen. Dennoch sieht die Psychiatrie hier keinen gewöhnlichen Diebstahl. Aber sie rückt neben das Subjekt (also die Diebin) das Objekt in den Vordergrund. Im vorliegenden Fall ist dieses Objekt das Warenhaus. Bei den betreffenden Diebinnen ist die Handlungsweise unerklärlich, solang man nicht die ganz besondere Eigenart der Warenhäuser scharf ins Auge faßt. In der Charakteristik dieser Erscheinung liegt ein Hauptwert des Buches von Dubuisson.

„Das große Warenhaus von heute ist“ — ich folge der Übersetzung A. H. Frieds — „ein Meisterwerk der Organisation der Versuchung, womit den so außerordentlich geschickten Menschen, die es auf die heutige Stufe der Vervollkommnung gebracht haben, durchaus kein Vorwurf gemacht werden soll; es soll vielmehr damit festgestellt werden, daß sie in ihren Instituten im Interesse ihres Handels die Kunst der Verführung und der Versuchung in wahrhaft genialer Weise zur Anwendung brachten. Es gibt sicherlich keine Frau, die mit der festen Absicht ein großes Warenhaus betritt, daselbst nur einen bestimmten Gegenstand zu kaufen, die nicht aus demselben mit Artikeln wieder hinausgeht, die sie nicht zu kaufen die Absicht hatte. Alles in diesem Organismus ist darauf angelegt,

die Kundschaft anzureizen. Ist sie aber einmal in der Höhle drin, befindet sie sich in einer eigenartigen Atmosphäre, die alle ihre Sinne benebelt. Bei dem Anblick von so viel Reichtum werden in ihr alle Wünsche nach Behaglichkeit, alle Instinkte der Kokettcrie erweckt und erregt. Sie hat nicht nur das Recht, alle diese Reichtümer zu betrachten, sie kann sie auch in die Hand nehmen, sie mit Muße betasten — was an und für sich schon ein Genuß ist —, und dies alles, ohne daß irgend jemand von ihr Rechenschaft fordert und sich über ihre Absichten beunruhigt. Ja, noch mehr — die Organisatoren haben an alles gedacht. Damit die das große Warenhaus besuchende Frau nicht ermüde, hat man ihr Ruhesäle, Lese-, Korrespondenz- und Erfrischungsräume daselbst eingerichtet. Sie soll das Warenhaus wie ein zweites Heim betrachten, wie ein größeres, schöneres und luxuriöseres als das ihrige, wo sie nach Herzenslust ihre ganze Zeit verbringen kann, die ihr die Sorgen um den Haushalt übrig lassen, und wo sie sich nur von liebenswürdigen Gesichtern umgeben sehen wird; denn in diesen wunderbaren Häusern hat alles bis auf die Zusammenstellung des Personals und dessen Benehmen den einzigen Zweck, die Frau anzuziehen und festzuhalten.

„Glaubt man wirklich, daß alle Frauen imstande seien, solchen Versuchungen zu widerstehen? Man kann ohne Übertreibung sagen, daß nur die Minderheit widersteht. Der größte Teil läßt sich sicherlich über seine Bedürfnisse hinreißen und manche Frauen auch über ihre Mittel. Das große Warenhaus übt schließlich bei einzelnen Naturen fast die gleiche Anziehungskraft aus, wie sie die Kirche auf andere ausübt. Die Eindrücke, die sie daselbst empfangen, sind sicherlich nicht dieselben, aber es sind Eindrücke, und zwar angenehme Eindrücke. Bei manchen Frauen erreicht die Eingenommenheit für die eine oder andere dieser Karawansereien einen solchen Grad, daß es ihnen dabei ebenso unmöglich, ja sogar noch unmöglicher wird, einen regelmäßigen, manchmal täglichen Besuch im Bon Marché, Louvre oder Printemps zu versäumen, wie den wöchentlichen Besuch in der Kirche. Bei manchen hat es den Anschein, als ob sie damit eine Pflicht erfüllen, so sehr wird es ihnen zur Unmöglichkeit, den Besuch zu unterlassen. Das ist nicht mehr Phantasie, sondern Bedürfnis; das ist nicht mehr Zerstreuung, sondern Kultus; und in der Tat, die Art, in der die Versuchung in den großen Warenhäusern organisiert ist, ist über jeden Lobspruch erhaben, und Satan selbst hätte es nicht besser machen können."

Dubuisson wirft nun den Warenhäusern vor, daß sie diesem Anreiz gegenüber nicht genug getan haben, das Verbrechen zu verhüten. Er behauptet, daß, wenn die Beaufsichtigung irgendwie kenntlich gemacht wäre, jene krankhaft veranlagten Frauen ihre Schwäche überwunden hätten. „Sobald in der sofort kenntlichen Aufsicht ein Widerstand erscheinen würde, würden die Kranken auf den Diebstahl verzichten, und der Zufall würde ihnen jene Dienste leisten, die den andern ihre Vernunft leistet."

Dubuisson wäre also offenbar vollauf befriedigt, wenn nur diese paar Diebstähle vermieden würden. Damit hielte er wohl die „Magazinitis" für ausgerottet. Aber ist nicht alles das, was er so begeistert als Eigenart des modernen Warenhauses schildert, eine viel schlimmere Krankheit? Gefährden diese Warenhäuser nicht dadurch, daß sie die Frauen zum sinnlosen Kauf reizen, den nationalen Wohlstand, sind sie nicht dadurch, daß sie stets Begierden und Verlangen reizen, eine Gefahr für die soziale Moral!? Bt.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Friedensbewegung.

(Vgl. Heft 7, Seite 89.)

„Das platonisch-Schillersche Ideal", das Herr B. in der „Offenen Halle" der letzten Türmernummer trotz meiner ziemlich realen Erörterungen über die Friedensbewegung mit dieser doch noch immer zu verquicken sucht, liegt den Pazifisten völlig fern. Sie wollen die Millionen nicht umschlingen, nicht der ganzen Welt den Kuß patriarchalischer Liebe aufdrücken, sondern nur die Beziehungen unserer immer kleiner werdenden Welt in einer dem modernen Geiste entsprechenden Weise modifizieren. Herr B. hält es für den Hauptfehler meines Aufsatzes, daß ich die ethische und ästhetische Entwicklung der Kulturmenschheit überschätze, und daß diese des physischen Kampfes nicht entraten könne. Ich verstehe nicht, wie man angesichts der Tatsache, daß die Kriege zwischen den Kulturvölkern, die früher an der Tagesordnung waren, so überaus selten geworden sind, wie man angesichts der Tatsache, daß wir in Europa seit 33 Jahren keinen Krieg mehr hatten, daß der springende Punkt aller militärischen Aufwendungen der Wunsch nach Vermeidung des „physischen Kampfes" ist, wie man bei dem Anblick der großen sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe, die in so ungeheurem Maße zugenommen haben, so pessimistisch von unserer Kulturreife denken kann. Der „Grund zum Streite" ist durch diese Veränderung der Dinge absolut nicht verschwunden, die Gründe haben sich sicherlich noch vermehrt, nur die Art der Behandlung des Streites ist eine andere geworden. Statt dreinzuhauen, legen wir uns auf das Unterhandeln und auf das Vertragen und suchen durch Wissen und Können und nicht durch Kanonen und Säbel unser Übergewicht im internationalen Wettstreite zu sichern.

Was ist das für ein Argument, daß wir Deutsche uns ins Ungemessene vermehren, und daß wir dadurch den Neid und die Abwehr der bösen Nachbarn hervorrufen müssen. Vermehren sich die andern Völker nicht auch? Kann durch ein großes Schlachten die Vermehrung eines lebenskräftigen Volkes hintangehalten werden? In der Zeit der Nomadenstämme war es praktisch, über einen Stamm

herzufallen. Man konnte ihn vernichten, ihn von den Weideplätzen vertreiben und von diesen Besitz nehmen. Ist denn das heute noch möglich? Hätte ein zur Schwächung des Deutschtums etwa seitens Rußland unternommener Krieg irgend einen praktischen Erfolg für Rußland, selbst im Falle eines Sieges der Russen? Die Russen würden nur einen kaufkräftigen Abnehmer ihrer landwirtschaftlichen Produktion geschwächt haben. Ein großer Konsument würde auf einige Jahre seine Konsumkraft verloren haben. „England ist unsere beste Kolonie", sagte unlängst ein hervorragender Franzose, der seinen England hassenden Landsleuten den Nachweis erbrachte, daß England der größte Abnehmer französischer Produkte ist. So verhält es sich auch mit den Wechselbeziehungen aller andern Kulturstaaten. Sie brauchen sich gegenseitig, sie finden ihren größten Vorteil an der Blüte des andern, aber nicht im Totschlag (wenn er bei einem ganzen Volke möglich wäre!) und in der unmöglichen Vertreibung einer Millionenmasse.

Das Völkerwanderungsprinzip läßt sich nicht durch ein Schiedsgericht abändern, sagt Herr B. Das soll auch von einem Schiedsgericht gar nicht verlangt werden. Aber sieht denn Herr B. nicht, daß dieses Prinzip heute ganz andere Formen angenommen hat als zur Zeit, da die wilden Horden des Ostens vernichtend in Europa eindrangen und sich durch Raub noch bereichern konnten? Heute geht die Völkerwanderung ganz anders vor sich. Nationale Bruchteile lösen sich ab und setzen sich in fremden Ländern fest, um dort durch Kulturarbeit das Leben zu erhalten. Die Auswanderer sind die Völkerwanderer der Neuzeit, und zu dieser Form der Wanderung bedarf es keiner Streitäxte und keiner Hellebarden, sondern nur friedlich erworbene Passagierbillets und Eisenbahnfahrkarten sind nötig. Die Völkerwanderung äußert sich heute aber in einer noch höheren Form. Die Völker setzen nicht mehr lediglich ihre materielle Masse in Bewegung, sondern auch ihren Geist. Mit Schnelldampfern und Expreßzügen, mit dem elektrischen Funken wandert unser geistiges Ich — vielleicht ist das unser Astralleib, von dem die Spiritisten reden — über den Raum und verschafft uns Expansion im höchsten Maße. Durch diese Verkehrsmittel ist es möglich, daß der moderne Mensch eine Allgegenwart führt und auch dort lebt und schafft, wo sein Leib nicht hinkommt, ja daß er die Fähigkeit besitzt, an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit zu wirken. Es ist nicht nötig, mit dem Gewehr den Boden schrittweise zu erobern, wir erobern ihn mit dem Geiste viel schneller und viel umfangreicher. Die Erde gehört uns allen, nicht nur den Deutschen, — uns allen, die wir als Kinder unseres Jahrhunderts den großen Entwicklungsprozeß mitmachen. Ein Krieg kann diesen Prozeß nur stören, kann die Errungenschaften nur minderwertig machen, und deshalb liegt in dieser modernen Völkerwanderungsform nicht eine Kriegsgefahr, wie Herr B. meint, sondern die Bedingung des Friedens, des wirklichen — nicht mehr gefährdeten Friedens.

Dann wirft Herr B. den bekannten Einwand von der mangelnden Vollstreckungsgewalt im Schiedsgerichtsverfahren auf. Dieser Einwand ist schon sehr alt, deshalb aber nicht weniger unbegründet. Er ergibt sich aus dem Widerstreite, der daraus entsteht, wenn man neue Dinge mit alten Maßen mißt. „Einem Richter muß eine Vollstreckungsgewalt in die Hand gegeben werden." — Warum? Nun, weil man den Fehler begeht, die Rechtsordnung zwischen souveränen Staaten mit der bürgerlichen Rechtsordnung in Parallele zu setzen, weil man die Staaten irrtümlicherweise als dieselben Rechtssubjekte betrachtet,

wie die Bürger innerhalb der Staaten, und weil man zum Schutze des bürgerlichen Rechtes Gensdarmen, Gerichtsvollzieher, Gefängnisbeamte und Henker braucht. Der Vergleich ist aber vollständig unangebracht. Die Rechtssubjekte sind völlig verschiedener Natur. Der Bürger als das Bruchteil der Millionenmasse hat ein berechtigtes Interesse daran, sich den Unannehmlichkeiten der Gerichtsurteile zu entziehen, denn wenn es ihm gelingt, hat er einen Vorteil errungen. Und er kann sich dem Urteil entziehen, denn es ist ihm, wenn heute auch nur in beschränktem Maße, die Möglichkeit gegeben, in der Millionenmasse der Menschen zu verschwinden, an andern Orten als ein Ungekannter aufzutauchen und dort weiter zu wirken und zu leben. Weil diese Möglichkeit gegeben ist, weil das Interesse des Verurteilten, sich dem Urteil zu entziehen, in gewissem Sinne berechtigt ist, bedarf der Staat zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Rechtsordnung des Zwangs- und des Vollstreckungsapparates.

Liegt aber für die Gemeinde der Kulturstaaten dieselbe Notwendigkeit vor? — Die Zahl der Staatenindividuen ist klein, man könnte diese an den Fingern abzählen, sie können nicht verschwinden und haben infolgedessen kein Interesse daran, ein Schiedsgerichtsurteil nicht anzuerkennen, denn sie würden für den geringsten Vorteil, den sie dabei einheimsen würden, den ungeheuren Nachteil erleiden, in ihrer engen Gemeinschaft als Vertragsbrüchige zu gelten, aller Vorteile des Vertrauens und der Gesetzmäßigkeit für immer verlustig zu gehen. Da die Staaten aber bei der immer mehr zunehmenden Symbiose der Kulturmenschheit aufeinander angewiesen sind, müßten sie in der Nichtanerkennung eines solchen Schiedsgerichtsurteils sich selbst die schwerste Strafe auferlegen, die ihnen je von andern auferlegt werden könnte.

Es ist aber immerhin die Möglichkeit gegeben, daß sich ein Staat gegen ein Schiedsurteil auflehnt. Die Möglichkeit ist, wie wir weiter unten auseinandersetzen, ziemlich unwahrscheinlich, aber selbst angenommen, der Fall tritt ein, so ist es noch nicht ausgemacht, daß der gegnerische Staat, oder die durch die Verletzung der gesamten Rechtsordnung doch mitbetroffene Gemeinschaft der andern Staaten, gleich zur gewaltsamen Exekution greifen wird. Die Nachteile, die der rechtsbrecherische Staat erleidet, werden besser wirken, als das beste bewaffnete Corps. Angenommen aber, man entschließt sich zu einer bewaffneten Exekution, so ist das durchaus kein Krieg, wie Herr B. meint. Es ist eine Exekution kraft Rechtens, und der Unterschied liegt darin, daß es sich nicht dabei um gewaltsame Erpressungen, um Eroberungen und um Demütigung handelt, sondern um die Erfüllung eines schon im voraus festgesetzten Vertrages. Der Fall liegt dann so, daß der Friedensvertrag schon geschlossen ist, ehe die bewaffnete Aktion beginnt, und daß der Gegner in jedem Augenblicke des Kampfes rufen kann: „Halt! Ich erfülle!“ Wie sebstverständlich dieser Ruf sein und wie bald er erschallen wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß innerhalb eines jeden Kulturstaates heute ein großer Teil der Bevölkerung antikriegerisch ist und dieser seinen Einfluß auf seine Regierung inmitten einer kriegerischen Aktion geltend machen wird. Außerdem wird auf der Regierung niemals das Odium der Demütigung, das Odium des Besiegtwerdens liegen, wenn sie von der Fortsetzung des Kampfes absteht und sich dem Rechtsvertrage anbequemt. Das ist der Unterschied zwischen Krieg und Rechtsexekution, daß es keinen Sieger und keinen Besiegten, ja daß es nicht einmal „Feinde“ geben wird.

Aber noch eines sei hervorgehoben, um die Angst vor der mangelnden Exekutive zu beseitigen. Das Schiedsgericht zwischen souveränen Staaten gleicht auch nicht den Gerichten der bürgerlichen Justiz. Kein Staat kann vor Gericht geladen werden, keiner gezwungen werden, dort zu erscheinen. Es handelt sich vielmehr um einen Akt freiwilliger Gerichtsbarkeit, wo die Parteien mit dem Wunsche erscheinen, sich friedlich und rechtlich zu vertragen, und die Möglichkeit eines Unterliegens ihrer Ansprüche im voraus kennen. Der Wille, das Recht zu suchen, ist im internationalen Rechte der Zukunft gleichzeitig die Exekutivgewalt.

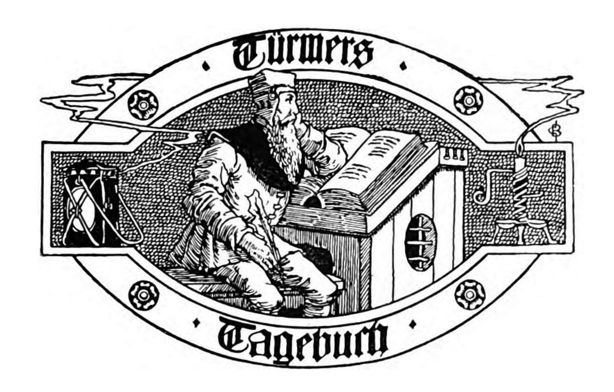
Ich glaube, diese Erörterungen genügen, um die Einwände des Herrn B. zu beseitigen. **Alfred H. Fried.**



Eine Nahrungspflanze des Wassers.

Dem im Januarheft des „Türmers“ enthaltenen Artikel über die Wassernuß, Trapa natans L., möchte ich einige Bemerkungen hinzufügen, die vielleicht dazu beitragen könnten, die Erhaltung und weitere Verbreitung dieser interessanten Wasserpflanze zu fördern. Vor etwa 20 Jahren fand ich die Wassernuß in zwei großen Teichen des Dorfes Bexterhagen im Fürstentum Lippe, etwa eine Stunde von Schötmar. Der eine der Teiche war ganz, der andere mehr als zur Hälfte mit den glänzenden, dunkelgrünen Blattrosetten bedeckt. Daß die Nüsse zur menschlichen Nahrung taugten, schien niemand zu wissen, wohl aber waren sie als Futter für Schweine sehr geschätzt. Letzteres war auch wohl der Grund, weshalb viele Landleute der Gegend die Pflanze in ihren Teichen anzubauen versucht hatten, gelungen aber war es, wie man mir sagte, noch nirgends. Und doch konnte die Pflanze nicht allzu empfindlich sein, denn mehrmals sah ich, wie die Teiche abgelassen waren und von Schweinen durchwühlt wurden, und auf meine erstaunte Frage sagte man mir, das geschehe jeden Herbst und habe den Pflanzen noch nie etwas geschadet. Bald darauf besuchte ich einen botanischen Garten, und als ich Trapa natans darin vermißte, teilte ich dem Gartenmeister mit, daß diese Seltenheit in der Nähe meines Wohnortes reichlich zu finden sei, und erbot mich, ihm einige Nüsse zu schicken. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, weshalb alle bisherigen Versuche, die Wassernuß auszusäen, erfolglos gewesen waren. Die Samen müssen naß bleiben. Sobald sie trocken werden, wäre es auch nur für ganz kurze Zeit, verlieren sie ihre Keimkraft. Ich schickte dem Gartenmeister im Herbste eine Anzahl Wassernüsse in einem Gefäße mit Teichwasser und hatte im nächsten Sommer die Freude zu erfahren, daß die meisten der Samen sich zu kräftigen Pflanzen entwickelten. Ob sie sich dort auf die Dauer erhalten haben, weiß ich nicht. — Die Teiche in Bexterhagen habe ich in vielen Jahren nicht mehr gesehen; doch habe ich noch vor kurzem gehört, daß die Wassernuß dort noch in ebenso großer Menge zu finden ist wie früher. **Aug. Reinhardt.**





Krieg im Frieden.

Immer wieder begegnen wir in der „staatserhaltenden" Presse dem verhängnisvollen Bemühen, Mißstände in Staat und Gesellschaft vor ihrem Publikum zu unterdrücken oder, wenn das schon nicht möglich ist, zu beschönigen und zu entschuldigen. Dieser Art von „Patrioten" und „Staatsrettern" scheint die Erkenntnis versagt, daß sie mit ihrer Mohrenwäsche an den einzelnen „Fällen" die Institutionen, die bestehende Ordnung selbst, preisgibt und mit der schweren Verantwortung belastet, also aus dem Regen unter die Traufe gerät. Denn wenn etwa der „mißgreifende" Beamte oder der mißhandelnde militärische Vorgesetzte bei Verübung empörender Gewaltakte ihren Instruktionen gemäß gehandelt haben oder angeblich gar nicht anders handeln konnten, wenn diese Übel nach Ansicht jener Staatsretter unvermeidlich sind, dann bleibt doch für Leute, die sich das logische Denken und den gesunden Menschenverstand noch nicht gänzlich abgewöhnt haben, schlechterdings kein anderer Schluß übrig, als eben der, daß das System, die bestehende Ordnung geändert, also — in der Sprache der Umsturzbekämpfer — „umgestürzt" werden muß. Nichts anderes aber wollen und behaupten bekanntlich die so tödlich „bekämpften" Sozialdemokraten, und so erleben wir hier das tragikomische Schauspiel, daß sich „Umstürzler" und „Staatsretter" am letzten Ende gerührt in die Arme sinken, und daß diese jenen wirksamsten Vorschub leisten, indem sie die Theorieen der Sozialdemokratie von einem praktischen Fall zum anderen bestätigen. Das nennt man dann „Kampf gegen den Umsturz"!

Auch die alles menschliche Gefühl empörende, von einem 20jährigen Fähnrich zur See hinterrücks verübte Erstechung eines Einjährig-Freiwilligen in Essen ist von verschiedenen „patriotischen" Blättern zum Versuchsobjekte krampfhafter Mohrenwäsche gemacht worden. Es wurde allen Ernstes versucht, die Sache so darzustellen, als habe der Fähnrich „gemäß den ihm gewordenen strengen Instruktionen von seiner Waffe Gebrauch machen müssen". Begeistert

stimmte der „Vorwärts“ dieser „staatsrettenden“ Auffassung zu. „Der Soldat“, schrieb er, „ist tatsächlich ganz ‚korrekt‘ zur Strecke gebracht worden, er ist ‚instruktionsgemäß‘ gefallen; der junge Totschläger hat gar nicht unrecht, wenn er von der Ausübung seiner ‚harten, harten Soldatenpflicht‘ schreibt. Der Untergebene suchte sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen — was allseitig bekundet wird —, damit hatte der Vorgesetzte das Recht, ja die Pflicht, zur Waffe zu greifen. Auch das ist gemäß der Vorschrift, daß, wenn einmal die Waffe geführt wird, sie tüchtig und schneidig geführt werde. Die Tötung ist allerdings nicht vorgeschrieben, aber wenn ein Zufall es so will, so trägt niemand Schuld — und es ist ja begreiflich, daß so ein junger Bursche in der Aufregung, die barbarische Instruktion möglichst heldenhaft auszuführen, die Besinnung verliert und blind darauf lossticht. Ein fliehender Arrestant ist getötet worden — wie schon oft. Der Hüssener wird durch schnelle Beförderung für sein ‚Mißgeschick‘ entschädigt werden dürfen.“

Kann die erfolgreiche Unterstützung der Sozialdemokratie durch das Beschönigungssystem „staatsrettender“ Blätter noch schlagender ad oculos demonstriert werden, als durch diesen, reines und volles Behagen ausströmenden Erguß des sozialdemokratischen Zentralorgans?

Obwohl nun der Türmer nicht in „Staatsrettung“ und „Umsturzbekämpfung“ der gekennzeichneten Gattung „macht“, möchte er in diesem Falle doch die Institution gegen die schwere sozialdemokratisch-patriotische Anschuldigung in Schutz nehmen. Ich glaube der Zustimmung aller rechtlich und menschlich denkenden Offiziere sicher zu sein, wenn ich die feste Überzeugung ausspreche, daß sie im gleichen Falle, bei noch so strenger Beobachtung ihrer Instruktionen, nicht die unabweisbare Verpflichtung gefühlt hätten, ihre „Offiziersehre“ auf die Weise zu „retten“, in der es der 20jährige Dolchstecher getan zu haben glaubt. Wenn auch das letzte Wort den Gerichten überlassen bleiben muß, so ist doch der Tatbestand durch die eidesstattlichen Versicherungen sämtlicher Zeugen schon heute ziemlich sicher festgestellt. Der Rechtsbeistand der Familie des Getöteten veröffentlicht darüber:

„Nach den mir vorliegenden, in meiner Gegenwart abgegebenen, völlig übereinstimmenden eidesstattlichen Versicherungen der einzigen Augenzeugen (folgen die Namen der 4 Zeugen) hat sich der Vorfall, der zum Tode des Herrn Hartmann geführt hat, folgendermaßen abgespielt: Hartmann war im Begriff, mit seinem Begleiter Lütscher das Müllersche Restaurationslokal in der Brandstraße zu betreten. Er stand schon in der Haustür, als plötzlich Hüssener, der von keinem der beiden bis dahin bemerkt war und nach Angabe der Zeugen erst während des Eintretens der beiden in die Tür von der entgegengesetzten Seite herangekommen war, auf Hartmann zuging und ihn ohne Angabe eines Grundes aufforderte, ihm zum Polizeiwachtlokal zu folgen. Dieser Aufforderung ist Hartmann ohne Verzug nachgekommen und — von Lütscher unter den rechten Arm gegriffen und von

Hüssener an den linken Oberarm gefaßt — durch die Brandstraße in der Richtung nach dem Polizeiwachtlokal gegangen. Nach etwa 10—20 Schritten hat sich Hartmann losgerissen und ist in derselben Richtung, in der er gekommen, zurückgelaufen. Hüssener ist ihm mit dem Rufe ‚Halt‘ gefolgt und hat den Fliehenden von hinten während des Laufens zweimal mit seiner Waffe nach dem Kopf geschlagen und ihn dann mit der Waffe von hinten — während Hartmann noch im Laufen war — in den Rücken gestochen. Infolge dieses Stiches brach Hartmann sofort zusammen und gab nach wenigen Minuten seinen Geist auf. Die Behauptung, daß Hartmann den Hüssener tätlich angegriffen habe, ist danach unwahr.“

Mit diesem Tatbestand vergleiche man die in Frage kommende Instruktion. Der § 124 des deutschen Militärstrafgesetzbuches lautet: „Diejenigen Handlungen, welche der Vorgesetzte begeht, um einen tätlichen Angriff abzuwehren, oder um seinen Befehlen im Falle der äußersten Not und dringendsten Gefahr Gehorsam zu verschaffen, sind nicht als Mißbrauch der Dienstgewalt anzusehen. — Dies gilt namentlich auch für den Fall, wenn ein Offizier in Ermangelung anderer Mittel, den durchaus nötigen Gehorsam zu erhalten, sich in der Lage befunden hat, gegen den tätlich sich ihm widersetzenden Untergebenen von der Waffe Gebrauch zu machen.“

Wo lag hier „äußerste Not“ oder „dringendste Gefahr“ vor? Wo die zum „Gebrauch der Waffe“ erforderliche „tätliche Widersetzung“? Der hohe Herr „Vorgesetzte“ hätte den „Untergebenen“ jederzeit zur Rechenschaft ziehen können. Dieser dachte gar nicht daran, sich zur Wehr zu setzen, sondern er lief, lief, was er nur konnte, und von hinten durchbohrte ihn, was auch die ärztliche Untersuchung der Leiche festgestellt hat, der mörderische Dolch, so daß die Spitze auf der vorderen Seite aus dem stark wattierten Waffenrock herausragte.

Ein sonderbarer Held, dieser „Offizier“! Auf der Schule scheint er das jetzt so hell erstrahlende Licht seines unbeugsamen Pflichtgefühls bescheiden unter den Scheffel gestellt zu haben. Der Herr Papa, Direktor eines großindustriellen Betriebes, mußte ihn vom Realgymnasium fortnehmen. Kaiserlicher Gnade verdankte der schneidige Jüngling die Zulassung zur Aufnahme ins Seekadettenkorps. Da war's denn dem so Avancierten höchste Genugtuung, vor den alten Kameraden mit seinem Portepee großzutun und bei jeder Gelegenheit sich ganz überflüssige militärische Ehren von seinen Untergebenen erweisen zu lassen, die ihn nicht oft genug grüßen konnten. Einige Tage vor seiner Heldentat brach er in einem Essener Hotel mit dem Geschäftsführer einen Streit vom Zaun, dem nur durch die Besonnenheit des Angekrakehlten ein blutiger Ausgang erspart blieb. An einem der Weihnachtstage vorigen Jahres, berichtet die Essener „Volkszeitung“, schrie der schneidige Fähnrich einen Gemeinen, der auf der anderen Straßenseite ging, trotz des regen Verkehrs an, ließ ihn vor sich treten und titulierte ihn wegen unvorschriftsmäßigen Grüßens als Schweinehund,

Lump u. s. w. — so laut, daß die Expektorationen nahebei vernehmlich waren. Einen Soldaten, der, von der Bahn kommend, beide Hände mit Koffern beschwert hatte, stellte H. zur Rede: „Warum grüßt der Kerl nicht?“ Am Karsamstag, am Nachmittage vor dem Morde, hat er im Stadtgarten-Restaurant einen Untergebenen so oft zum Grüßen bezw. Strammstehen gezwungen, bis dieser mit seinen Freunden das Lokal verließ.

Nach der Tat zeigte er keinerlei Reue. „Wenn ich meine Waffe ziehe, will ich Blut sehen, viel Blut,“ sagte er später auf der Polizeiwache. Er habe gehandelt, wie ein Offizier zu handeln habe. Auf die Frage seiner Mutter, die ihn am Sonntag in der Haft besuchte, ob er sich innerlich ruhig fühle, antwortete er, „er habe als preußischer Offizier gehandelt und sei völlig ruhig und gefaßt“.

Den schönsten Blick in das Seelenleben des Heldenjünglings eröffnet uns aber erst der „Entschuldigungsbrief“, den er an die Mutter seines Opfers gerichtet hat:

„Aus tiefster Erschütterung und Trauer um Ihren Sohn wende ich mich an Sie, verehrte Familie Hartmann, um Ihnen meine innigste Teilnahme an dem Ihnen durch mich entstandenen Verlust zu beweisen. Seien Sie versichert, daß ich nicht aus Haß oder Abneigung gegen Ihren Herrn Sohn gehandelt habe; es war meine harte, harte Soldatenpflicht. Ich mußte mir Gehorsam verschaffen, es war meine harte Pflicht, und leider, leider führte das Schicksal den Stahl so unglücklich. Ich hatte nicht die Absicht, ein blühendes Leben dem Staate, den Eltern, den Freunden zu entreißen. Können Sie mir verzeihen? Ein Wort der Verzeihung von Ihnen, gnädige Frau, würde mir einen unersetzlichen Trost bereiten. Denn wenn die Mutter, deren Liebe zu dem Sohne alles überragt, verzeiht, dann kann niemand, der ein ehrenvolles Herz hat, noch länger grollen. Wenn es sein sollte, auch Ihren wohlerklärlichen Haß entgegennehmend, bin ich ganz ergebenst Ihr mitfühlender Hüssener, Fähnrich z. See.“

Nichts ist echt an diesem Geschreibsel. Gedrechselte Phrasen, sentimentale, konventionelle Wendungen, wie die von der „Mutter, deren Liebe zu dem Sohne alles überragt“, sollen die Empfindung ersetzen, deren das stumpfe Gemüt bar ist. Und in Wiederholungen wie „harte, harte Soldatenpflicht“ und „leider, leider“ spiegeln sich nicht Schmerz und Reue, sondern kalte Eitelkeit und das Bemühen, die Heldenstirn mit einem tragischen Nimbus zu umweben. Der junge Mensch bedauert sich noch selbst als Märtyrer seines eisernen Pflichtgefühls und seiner „Offiziersehre“!

Es ist nötig, sich dieses psychologische Porträt vor Augen zu halten. Dürfen auch die Institutionen für solche Erscheinungen nicht verantwortlich gemacht werden, so veranschaulichen diese uns doch in konkreter Verkörperung, welche Auswüchse durch die übertriebene Schneidigkeit und das falschverstandene Ehrgefühl zur Reife gebracht werden. Das ganze Gebaren des Jünglings

mutet uns wie ein Niederschlag gewisser kraftmeiernder Reden und Zeitungsartikel an, ja, wie die karikierte Betätigung gewisser falschverstandener militärischer Ansprachen des Kaisers. Man fragt sich auch, welche Erziehung der junge Herr genossen, welcher Geist in seiner Umgebung geherrscht haben muß, daß eine solche Verwirrung aller sittlichen und natürlichen Begriffe bei ihm Platz greifen konnte. Unmöglich ist es, sich eine solche Erscheinung vereinzelt zu denken. Wäre ihr der Boden nicht günstig gewesen, hätte sie nicht Bewegungsfreiheit genossen, sie würde sich zu solcher Üppigkeit nicht haben entfalten können. Die allzu schneidig ausgreifenden Zweige des Pflänzleins wären beizeiten heilsam beschnitten worden.

Es wird an ähnliche Vorgänge erinnert. Einer ereignete sich im Jahre 1872 am Abend von Kaisers Geburtstag in Kiel. Damals fielen nach einem unbedeutenden Straßenzwist zwei blühende Menschenleben, Söhne angesehener Kieler Familien, dem Dolche eines Seekadetten zum Opfer. Einer von ihnen hatte ein Jahr zuvor als einjährig-freiwilliger Artillerist den Feldzug in Frankreich mitgemacht. Infolge dieses traurigen Vorfalles wurde der gefährliche Dolch abgeschafft, und es trat an seine Stelle das minder gefährliche Seitengewehr. Vor etwa fünf Jahren machte dieses wieder dem Dolche Platz. Ein anderer Vorgang soll sich jüngst im Monopolhotel zu Essen zugetragen haben. Ein Offizier in Zivil hatte einen den Gasthof verlassenden Einjährigen wegen Unterlassung des Grüßens, oder weil er die Mütze auf dem Kopfe behalten hatte, mit angeblich beleidigenden Worten angerempelt, was zur Folge hatte, daß der Offizier von anderer Seite zur Rede gestellt wurde. Mehrere Gäste des Hotels fielen über den Offizier her, ein gerade anwesender Einjährig-Freiwilliger in Uniform mit der blanken Waffe über die „Zivilisten".

Muß das sein? Man geht doch nicht ins Restaurant, um die anmutigen Szenen des Kasernenhofs sich abspielen zu sehen. Was dort vielleicht nicht immer vermieden werden kann, darf keinesfalls auf Stätten übertragen werden, wo der Bürger seinem friedlichen Berufe oder der Erholung nach vollendetem Tagewerke nachgeht. Er hat es nicht nötig, lärmenden Auseinandersetzungen beizuwohnen, die jedenfalls nicht zur Erhöhung des geistigen und leiblichen Wohlbefindens beitragen, und er hat das Recht, sich alles Skandalieren, wie von jedem anderen Gaste, so auch vom Offizier höflich, aber entschieden zu verbitten. Dieser mag sich mit seinen Untergebenen nach ruhiger und sachlicher Anordnung und Feststellung des Notwendigsten am geeigneten Orte abfinden, in das bürgerliche Wirtshaus gehören militärische Übungen und Belehrungen nicht hinein. Man wird übrigens der großen Mehrzahl unserer Offiziere mit Fug und Recht nachsagen müssen, daß sie diese Rücksichten auf ihre bürgerliche Umgebung auch gebührend zu üben wissen. Um so bedauerlicher sind die sich häufenden Fälle des Gegenteils, die bereits anfangen, als öffentliche Kalamität empfunden zu werden, und einzig und allein geeignet

sind, böses Blut gegen die Armee zu erregen. Die Heeresvorlagen haben's dann auszubaden. Man unterschätze doch nicht das Gewicht der allgemeinen „Stimmung", die bei solchen Gelegenheiten schwerer in die Wagschale fällt, als sich in Ziffern nachweisen läßt. Der kluge Politiker wird mit den instinktiven Regungen der Volksseele mehr rechnen, als mit ihren klaren Vernunftschlüssen, die bekanntlich überhaupt nicht die stärkste Seite der Massen sind.

* * *

Man sollte nun meinen, alle diese Dinge lägen auf der Hand, man könnte sie, weil selbstverständlich, auf sich beruhen lassen. Aber weit gefehlt! Es gibt immer noch einflußreiche Organe und Persönlichkeiten genug, denen jede öffentliche Kritik, nicht etwa nur an der einmal bestehenden Institution des Militarismus, sondern auch an deren durchaus nicht naturnotwendigen, ja, sie selbst schädigenden und entehrenden Auswüchsen, ein wahrer Greuel und ein Dorn im Auge ist. Ja, ich fürchte, Herrn Generalleutnant von Boguslawski, dem Wortführer dieser Richtung in der „Täglichen Rundschau", wird jene, trotz aller seiner gepanzerten Proteste geübte Kritik noch ein Nagel zu seinem Sarge werden. Es ist wahrhaft beängstigend, wie er sich darüber aufregt, daß es auch Leute gibt, die der naiven Ansicht huldigen, daß der Soldat genau so ein Recht auf anständige und humane Behandlung habe, wie irgend ein anderer Mensch, daß Disziplin, Freude am Dienste und militärisches Ehrgefühl durch Mißhandlungen und Ehrenschändungen nur untergraben werden können, und daß grauenerregende Auswüchse an dem größten organischen Gliede des gesamten Volkskörpers notwendig die öffentliche Kritik beschäftigen müssen. Herr von Boguslawski tut gerade so, als wäre das deutsche Heer eine Prätorianertruppe und nicht das Volk in Waffen, als sei es hermetisch von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen und ginge diese überhaupt nichts mehr an. Der Herr Generalleutnant wird sich indessen doch wohl oder übel damit befreunden müssen, daß die Nation, solange sie ihre Söhne und ihr sauer erworbenes Eigentum für die Armee hergibt, auch ein ganz gewichtiges Wörtlein bei der Behandlung dieser ihrer Söhne und der Verwendung dieser ihrer Gelder mitsprechen wird und mitzusprechen hat.

Herr von Boguslawski geht so weit, die Besprechung militärischer Übelstände im Reichstag und Landtag, also in der berufenen Volksvertretung, als „Mißbrauch" zu bezeichnen: „Einen Mißbrauch muß man es nennen, wenn das Parlament sich zum Richter über Dinge machen will, die von den Verwaltungen oder Gerichten zu erledigen sind; Dinge, die an und für sich kein öffentliches Interesse (!! D. T.) haben, sondern nur von Partei wegen dazu gestempelt werden. Ein solches Thema bilden die Mißhandlungen, die sich da und dort (Da und dort ist gut! D. T.) in der Armee ereignen und die seit Jahrzehnten von den sozialdemokratischen Abgeordneten, in unerhörter Weise aufgebauscht, zur Aufhetzung der Armee mißbraucht werden. Es braucht gar keiner geheimen Propaganda, um die

Mannszucht der Armee zu unterwühlen, diese öffentliche im Reichstage und in der Presse ist viel wirksamer. Und dabei ist in einer großen Anzahl Fällen erwiesen, daß die Anschuldigungen auf den elendesten anonymen Angebereien (Vgl. die „anonymen Angebereien" der kriegsgerichtlichen Urteile! D. T.) beruhten. Nun haben wir jetzt das öffentliche Militärgerichtsverfahren, aber anstatt damit zufrieden zu sein, daß Vergehen der Vorgesetzten gegen Untergebene nunmehr vor aller Welt verhandelt und bestraft werden, zieht die Sozialdemokratie jetzt erst recht den Stoff aus diesem Verfahren, um die Straftaten in ihrer Weise auszunutzen. Man kann und soll danach streben, Mißhandlungen und erst recht Schindereien in scharfer Weise auszurotten, Übereilungen (? D. T.) wird man niemals unter 600000 Menschen ganz abschaffen können."

Wir kennen die Weise, wir kennen den Text! Es ist der alte Leierkasten, der hier unverdrossen gedreht wird, unbekümmert, ob die Töne falsch sind oder etappenweise unfreiwillige Kunstpausen machen. Was hier vorgetragen wird, ist teils schon unzählige Male widerlegt und tatsächlich berichtigt worden, teils wendet es sich gegen Behauptungen, die kein ernst zu nehmender Gegner jemals aufgestellt hat. Die mit wohlfeiler Lanze umzurennenden Narren, die da nicht wissen sollten, daß man menschliche „Übereilungen" ebensowenig aus dem Soldatenstande schaffen kann, wie sonst aus der Welt, müssen doch erst für diesen heroischen Kampf und Sieg fingiert werden. In Wirklichkeit sind sie unter Leuten, mit denen Auseinandersetzungen überhaupt noch lohnen, nicht vorhanden. In Wirklichkeit handelt es sich auch nicht um einen Kampf gegen mehr oder auch minder harmlose „Übereilungen", sondern um niederträchtige, oft raffinierte und systematische Mißhandlungen und Schändungen, die in einzelnen Fällen bis zur ausgewachsenen Bestialität gediehen sind. Es würde geradezu den moralischen Bankerott unseres Volkes ankündigen, wenn es solche Schandtaten als selbstverständlich und unvermeidlich über sich ergehen ließe. Mit einem derart verprügelten und verlumpten Volke würde man auch im Kriege wenig Ehre einlegen!

Wenn ich auch gern glaube, daß Herr von B. und seine Anhänger die allerschlimmsten Fälle verurteilen, so kommt doch ihr Verfahren in der Öffentlichkeit praktisch einer Beschönigung und Entschuldigung gleich. Merkwürdig: was uns andere mit zorniger Entrüstung erfüllt, Entehrung des Mannes dünkt, wird von ihnen mit so zarten Sammetpfötchen angefaßt, wie man sie der sonst so schneidig gepanzerten Faust gar nicht zugetraut hätte. Und dabei sind die Herren doch für ihre eigene Person oft von einer mimosenhaften Reizbarkeit des „Ehrgefühls". Erleichtert wird dieses Verfahren dadurch, daß man sich so stellt, als seien die zur Anklage stehenden Fälle seltene Ausnahmeerscheinungen und, wo sie sich dennoch ereigneten, lange nicht so schlimm, wie es in der bösen unabhängigen Presse und den noch böseren Parlamenten dargestellt werde. Das alles sei halt „aufgebauscht" und „über-

trieben", beruhe zum „großen Teil" auf „anonymen Angebereien" und diene lediglich der Sozialdemokratie zur „Aufhetzung der Armee" und damit zum entsetzlichen Umsturz. Dieses Vorschieben der Sozialdemokratie, das dem zahlungsfähigen Bürgersmann einen gelinden Schreck in die Glieder jagt, versagt ja selten seine Wirkung, aber ein redliches Mittel ist es nicht, es sei denn, daß es in völliger Unkenntnis der wirklichen Zustände angewandt würde. Denn es ist doch eine Unwahrheit, und dazu noch eine verblüffend törichte Verherrlichung der Sozialdemokratie, daß nur sie allein noch Rechts- und Sittlichkeitsgefühl genug besäße, um jene Mißstände zu bekämpfen. Wer so wenig über die Tatsachen unterrichtet ist, daß er selbst die gerichtlich festgestellten vornehm ignoriert, ist bei allem militärischen „Sachverständnis" nicht berufen, über diese Dinge zu urteilen. Wenn also Herr von Boguslawski der öffentlichen Kritik „gänzliche Unkenntnis" und „Mangel an Fachbildung" vorwirft, so ist es für uns andere völlig unerfindlich, welche Funktionen wohl die abgründigste militärische Weisheit und „Fachbildung" bei der sittlichen Beurteilung von Verbrechen und Vergehen ausüben sollen. Moralische Werte können nur mit moralischen Maßstäben gemessen werden. Alle sonstige „Fachbildung" steht hier völlig außer Frage. Die Moral mit dem doppelten Boden ist Gott sei Dank noch nicht Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

Die fortgesetzte Vertuschung und Beschönigung unleugbarer Schäden, die bei gutem Willen und durchgreifender Tatkraft, wenn auch nicht völlig beseitigt, so doch ganz erheblich eingedämmt und mindestens in ihren bösartigsten Ausläufern ausgerottet werden könnten, diese fortgesetzte Ableugnung fordert nachgerade die rückhaltlose Feststellung und Anerkennung der Wahrheit gebieterisch heraus. Zu Nutz und Frommen aller, die aus ihren Blättern nur eine sehr unzureichende Vorstellung von den Dingen gewonnen haben, lege ich auf den „Tisch des Hauses" im folgenden eine Auslese von „Fällen" nieder, die sämtlich aus diesem Jahre geschöpft sind, wobei ich bemerke, daß sie nur einen Teil des mir zur Verfügung stehenden Materials bilden. Sie sämtlich aufzuführen, müßte man mindestens eine eigene Vierteljahrsschrift gründen. Aber vielleicht kommt uns die „staatsrettende" Presse zu Hilfe, die ja unendliche Spalten für die begeisterte Schilderung fürstlicher Brautausstattungen, Bettwäsche, Nachthemden, Unterröcke u. s. w. u. s. w. zur Verfügung hat. An Papier fehlt es ihr nicht.

Der Leser wolle sich freundlichst vergegenwärtigen, daß die nachstehenden Fälle fast sämtlich von militärischen Gerichten abgeurteilt wurden, daß es also Offiziere sind, denen wir die Feststellung des Tatbestandes verdanken. Und dann urteile der Leser selbst, ob solche „Fälle", wie sie einen wesentlichen Teil der folgenden bilden, überhaupt noch „übertrieben" oder „aufgebauscht" werden können oder das auch nur nötig haben. Ich meine, auch die verdor-

benste Phantasie kann sich keine größeren Scheußlichkeiten ausmalen, als sie in manchen dieser Fälle erschreckend nackte Wirklichkeit geworden sind. Ich gebe zu, daß es keine Lektüre für überempfindliche Nerven und hyperästhetische Gemüter ist, für Kinder und Unmündige schon gar nicht. Wer aber die Wahrheit kennen lernen will, muß auch das ohne Zimperlichkeit mit in den Kauf nehmen. So abstoßend auch die Einzelheiten sind, — wer ein Herz für seine Mitmenschen hat, muß sich dabei doch immer vor Augen halten: wenn mich beim bloßen Lesen dieser Dinge schon Grauen und Ekel überkommen, wie muß es da erst den Menschen zu Mute gewesen sein, die sie an ihrem eigenen geschändeten Leibe und an ihrer eigenen gemarterten Seele tatsächlich erduldet haben?!

* * *

1. Eine Verhandlung des Danziger Divisionskriegsgerichts am 11. Februar gegen den Unteroffizier K. vom 128. Infanterieregiment enthüllte nicht weniger als 150 Fälle von Mißhandlung und vorschriftswidriger Behandlung. „Sau", „Schwein" und ähnliche Verbalinjurien bildeten bei dem Unteroffizier stets die Anredeformel, und Ohrfeigen waren etwas so Gewöhnliches, daß sie überhaupt nicht mehr auffielen. Den Musketier W. hat er mehrmals mit dem Seitengewehr geschlagen, mit der Faust Schläge unters Kinn versetzt, und auf der Stube hat er ihn ohne plausiblen Grund mit dem gestiefelten Fuß gegen die Schienbeine getreten. Den Rekruten R. schlug er mit der Faust ins Gesicht, weil er, als er zum Exerzieren kam, einen Knopf am Waffenrock offen hatte. Um die Haltung zu korrigieren, verabfolgte er ihm Fußtritte, und einmal, als er im Anschlag lag, trat er ihn gegen die Hüfte. In einem andren Falle verabfolgte er ihm Prügel mit der Klopfpeitsche. Den Musketier M. schlug er einmal mit einem Besenstiel, dutzende Male mit der Hand. U. hatte besonders viel zu leiden. Gegen ihn allein wurde K. in 33 Fällen handgreiflich. Da setzte es die beliebten Faustschläge unters Kinn, einmal schlug er ihn mit dem Seitengewehr gegen den Bauch, auf der Stube stieß er ihn mit dem Gewehrkolben gegen die Brust und trat ihn mit Absicht und Vehemenz auf die Füße. Eine Reihe andrer Musketiere hat er ebenfalls geohrfeigt und einen riß er in brutaler Weise an der Nase. Auch der Musketier M., ein früherer Buchdrucker, hatte von dem Angeklagten besonders schwer zu leiden. Einmal versetzte K. ihm Faustschläge ins Gesicht, daß ihm Lippen und Zunge bluteten, ein andermal ohrfeigte er ihn derartig, daß er 14 Tage ein dickes Gesicht hatte, und stieß ihn mit dem Gewehrkolben. Da M. beim Marschieren die Fußspitzen nicht recht herunternahm, trat der Unteroffizier ihn bei jeder Gelegenheit auf die Füße. Diese Behandlung hatte die Folge, daß dem Manne ein Nagel abeiterte und es ihm eine lange Zeit überhaupt nicht möglich war, zu marschieren. Besonders toll aber und den Rekruten entehrend war, daß er ihm beim Exerzieren 6—8 mal ins Gesicht spuckte!

radezu unglaublich ist folgender Vorgang: Als M. beim Marschieren einmal Mund nicht recht schloß, befahl der Unteroffizier dem Musketier , M. in den Mund zu spucken. M. mußte stillstehen, den Mund fsperren, und Pf. führte dann die ekelhafte Exekution aus. t diesen Mißhandlungen war es aber noch nicht genug. Einmal mußten Leute in der Nacht mit den Zahnbürsten die Stube fegen! ander Mal setzte er willkürlich einen Appell an und ließ die Leute das en, welches sie gerade im Begriff waren zu verzehren, wegschütten. endlich doch von der empörenden Behandlung des Unteroffiziers einiges chsickerte und er gewärtig sein mußte, daß über kurz oder lang eine Um- ge bei seinen Leuten veranstaltet werden würde, machte er eines Tages robe". Er ließ die Leute antreten und fragte dann: „Wer ist von geschlagen?" Einige waren auch so unvorsichtig, vorzutreten. Diese rfeigte er so lange, bis sie sagten: „Nein, der Herr Unter- izier hat mich nicht geschlagen." (!!) Der die Anklage vertretende egsgerichtsrat beantragte gegen ihn drei Jahre Gefängnis und Degradation. s Gericht erkannte auf zwei Jahre fünf Monate Gefängnis und f Degradation.

2. Wegen fortgesetzter Mißhandlung, Beleidigung und vorschriftswidriger andlung Untergebener, sowie unberechtigter Anmaßung einer Befehlsbefugnis e sich der Gefreite E. H. von der vierten Kompanie des westfälischen In- erieregiments Nr. 16 zu Mühlheim am Rhein vor dem Kriegsgericht in sseldorf zu verantworten. Der Angeklagte fungierte als Rekrutengefreiter und sich in der kurzen Zeit vom 23. Oktober bis zum 5. November vorigen res als ein Leuteschinder schlimmster Art erwiesen. Er hat die ihm an- rauten Rekruten in zahlreichen Fällen mißhandelt und beschimpft, mit Füßen getreten, mit der Faust unter das Kinn geschlagen. n Rekruten Sch., der ihm zu leise sprach, hat er einmal das Seiten- vehr sowie ein Schemelbein zwischen die Zähne gesteckt, damit lauter sprechen sollte. In diese Affäre mitverwickelt waren auch eine An- „alter Leute". Die Musketiere S. u. R. von derselben Kompanie hatten 3. November v. J. den Rekruten Sch. gehörig verhauen. S. und Musketiere P., K., sowie der Tambourgefreite R. hatten zugesehen, wie H. Sch. mißhandelt hatte, aber vor dem Kriegsgerichtsrat am 20. November J. unterm Eide ausgesagt, sie wüßten von nichts und hätten hts gesehen. Der Gefreite H. wurde wegen seiner brutalen Handlungs- se zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Außerdem wurde S. wegen vor- icher Körperverletzung und Meineides zu acht Monaten und einer Woche ängnis, Versetzung in die 2. Soldatenklasse und Verlust der bürgerlichen renrechte auf zwei Jahre verurteilt; ferner P. und R. wegen Meineides einem Jahre Zuchthaus, Entfernung aus dem Heere und Verlust der bürger- en Ehrenrechte auf zwei Jahre, K. wegen Falscheid zu acht Monaten Ge- gnis und R. wegen vorsätzlicher Körperverletzung zu einer Woche Gefängnis.

3. In Halle a. S. hatte sich am 18. Februar d. J. der Unteroffizier K. R. von der siebenten Kompanie des 72. Infanterieregiments in Torgau zu verantworten. Der Angeklagte, der als Zweijährig-Freiwilliger eingetreten ist und im sechsten Jahre dient, hatte in der Zeit vom Oktober bis Dezember v. Js. seinen Untergebenen gegenüber einen Terrorismus entfaltet, wogegen das Kriegsgericht selbst mit den allerschärfsten Mitteln nicht ankämpfen konnte. Neben der brutalen Behandlung seiner Untergebenen, hatte er diese unglücklichen Leute auch noch derartig beeinflußt, günstig für ihn auszusagen, daß der Verhandlungsführer seine ganze Kraft einsetzen mußte, um Meineide zu verhüten. Durch einen Irrtum seiner Vorgesetzten hatte der Angeklagte einmal die von ihm Mißhandelten sogar in seiner eigenen Sache zum Termin geführt. Dabei hatte er gesagt: „Der Kriegsgerichtsrat kann euch gar nichts, und wenn er noch so streng vorgeht." Bei einer Stiefelkontrolle vor der Abendmahlsfeier hatte er seine Untergebenen „Rumpf vorwärts beugt" machen lassen, und dabei hatte er die Leute mit den hinter ihnen stehenden Stiefeln auf das Gesäß geschlagen. Ohrfeigen und Schläge mit der Scheide des Seitengewehrs auf die Hände, daß die Finger blau wurden, waren für die armen Kerle nichts Seltenes. Mit Vorliebe bediente er sich eines Besenstiels, mit dem er die Mannschaften in die Kniekehlen schlug. Dem Rekruten K., dem er den Befehl erteilt hatte, zwei Kameraden je eine Ohrfeige zu geben, versetzte er eine Ohrfeige, weil K., um seinen Kameraden nicht weh zu tun, die Ohrfeigen „nicht korrekt" verabreicht hatte. Dem Musketier B., den er in das Gesicht gestoßen hatte, rief er, als dessen Nase blutete, die Worte zu: „Du Schwein, ich werde dir die sozialdemokratische Gesinnung schon austreiben." Der größte Teil der Zeugen, etwa 13 an der Zahl, wollte in der Gegenwart des Peinigers mit der Wahrheit absolut nicht heraus. Sie sagten, sie hätten Angst vor dem Angeklagten, der ihnen einmal die Worte zugerufen hatte: „Für euch wäre es am besten, man rennte euch das Seitengewehr durch den Leib, damit ihr von der Kompanie wegkämet." Das Gericht ließ nun während der Vernehmung eines jeden Zeugen den Angeklagten aus dem Verhandlungssaal führen. Der Verhandlungsführer freute sich, daß dann die Vernehmung besser „klappte". „Warum geht es denn nun?" erklärte er dem Zeugen. Das Gericht gab sich große Mühe, die Wahrheit zu ermitteln; wenn der Unteroffizier anwesend war, haperte es wieder mit den Aussagen. In großer Erregung erklärte der Verhandlungsleiter wiederholt: „Meine Geduld ist zu Ende, es ist ja kaum zu glauben, was in den Zeugen vorgeht." Schließlich wurde, obwohl die Preßvertreter von dem Geschehenen vollständig unterrichtet waren, wegen Gefährdung der militärischen Disziplin die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Später wurde öffentlich der Beschluß verkündet, das Gericht müsse die Sache in einer anderen Zusammensetzung weiter verhandeln, da gegen den Angeklagten auch das Verbrechen der Verleitung zum Meineide vorzuliegen scheine. Diese zweite Verhandlung

am 5. März vor dem Kriegsgericht der 8. Division statt. Der Ver=
ungsführer ermahnte die geladenen Zeugen nochmals eindringlich, sie möchten
endlich die Wahrheit sagen und dazu beitragen, daß der schlechte Eindruck,
sie in der vorigen Verhandlung gemacht haben, wieder verwischt werde.
Unteroffizier brauchten sie nicht mehr zu fürchten, die Mißhandelten sollten
und offen Rede stehen und dafür sorgen, daß nicht wie im vorigen Termin
Wahrheit tropfenweise herausgeholt werden müsse. Der Musketier M., der vor
Mißhandlungen davongelaufen war und in der strengen Dezemberkälte v. J.
die Füße vollständig erfroren hatte, so daß ihm beide Beine ab=
ommen werden mußten, wurde auf einer Bahre in den Gerichts=
getragen. Der Angeklagte wurde wegen Mißhandlung in 29 Fällen,
riftswidriger Behandlung in 7 Fällen, Beleidigung und Mißbrauchs der
tgewalt zu Degradation und 8 Monaten Gefängnis verurteilt, von
Verleitung zum Meineide aber mangels Beweises freigesprochen.
Verdacht bleibe aber bestehen, hieß es in der Urteilsbegründung,
er Angeklagte es versucht habe, seine Untergebenen zum Meineide zu verleiten.

4. Wegen schwerer Soldatenmißhandlungen hatte sich vor dem Kriegsgericht
resden der bereits wiederholt vorbestrafte Unteroffizier H. von der 9. Kom=
des 103. Infanterieregiments in Bautzen zu verantworten. Im Dezember
en Jahres ließ er den willigen aber geistig beschränkten Rekruten W. abends
dem Dienst zum Gewehrstrecken antreten, obwohl dies durch Kompanie=
untersagt war. W. mußte hierzu Drillichrock, Tuchrock und Mantel an=
, sowie Fingerhandschuhe und Ohrenklappen anlegen, dann sich in der
nschaftsstube an die Luftheizung stellen und nun die Übung mit zwei Ge=
n vornehmen. Der Unteroffizier, dem es ungeheures Vergnügen bereitete,
Rekruten schwitzen zu sehen, schickte zum Heizer mit dem Befehl, er solle
ig Wärme durch die Luftheizung gehen lassen. Als der
ernswerte Soldat vor Erschlaffung nicht mehr weiter konnte, mußte er die
g mit einem Gewehr fortsetzen, bis die Luftheizung versagte. Dann nahm
Unteroffizier den Rekruten in eine andre Stube und ließ ihn am stark
izten Ofen die Übungen aufnehmen. Nach Zeugenaussagen hat W.
-00mal das Gewehr gestreckt. Endlich fing er vor Erschöpfung
weinen, was den Angeklagten und einige andere Unter=
iere noch mehr zum Lachen reizte. Bei anderen Gelegenheiten
te der Unteroffizier dem Rekruten wiederholt Faustschläge und Stöße
die Brust und schleuderte ihn einmal so heftig gegen ein Spind,
er sich selbst dabei den Arm verrenkte. Der Vertreter der Anklage
te, es sei erwiesen, daß der Angeklagte den offensichtlich geistig minder=
gen W. bei jeder Gelegenheit in rohester Weise mißhandelt habe.
Vermeidung ähnlicher Roheiten müsse auf die zulässig schwerste Strafe
t werden. Das Gericht erkannte nur auf eine Gefängnisstrafe von zwei
aten drei Wochen!

5. Wegen Mißhandlung eines Untergebenen hatte sich der wegen äh
Vergehen bereits vorbestrafte Ober-Maschinistenmaat B. vom Kreuzer „
Heinrich" vor dem Kriegsgericht des ersten Geschwaders in Kiel zu verantw
Der Oberheizer K. hatte sich während der vorjährigen Flottenmanöver ein
matisches Leiden zugezogen, befand sich aber beim Eintreffen seines Schi
Kiel schon auf dem Wege der Besserung. Es war dies am 19. Sept
An diesem Tage befahl ihm B., Twist und Bierfässer fortzuschaffen. K
Mann von sehr guter Führung, tat, was er vermochte, und erklärte da
könne nicht mehr, da ihm das Gehen zu schwer falle. Er mußte nämli
Niedergang dreimal hinauf- und hinabsteigen. Hierbei stieß ihn der Ob
wiederholt in die Wade und Kniekehle. Dann versetzte er ihm Faustschl
den Rücken und den Nacken. In der Deckoffizierkammer nahm er ih
Mütze, schlug ihm damit ins Gesicht, so daß das Auge verletzt wurde
stieß ihn heftig vor die Brust. K. litt früher an epileptischen Kräm
die sich namentlich nach großer Aufregung einstellten. Jetzt nach den
handlungen spürte der Kranke nach langer Zeit wieder, daß ein solcher
im Anzuge sei. Es wurde ihm unwohl und ein Zucken durchlief seinen K
Das sagte er dem Vorgesetzten und bat, ihn hinaufzulassen. Es wurd
nicht gestattet. Er ging aber dennoch und fiel oben in Krämpfe.
im Schiffslazarett kam er wieder zum Bewußtsein. Der Schiffsarzt stell
daß das Auge geschwollen und gerötet sei; die Wunde sei durch einen
mit einem stumpfen Gegenstand hervorgerufen. Das Gesicht zeigte au
eine Rißwunde. Die Mißhandlungen hatten etwa eine St
gedauert. Obwohl sich die Handlungsweise des Maaten als beson
roh erwies und obwohl der Mann wegen Mißhandlung bereits vorbe
ist, kam das Gericht dennoch zu einer sehr milden Auffassung de
Es nahm an, daß der schlimme Ausgang der Sache dem Maaten nic
zurechnen sei, da er nicht gewußt habe, daß K. an Epilepsie leide. Das
lautete auf 6 Wochen Mittelarest.

6. Vor dem Kriegsgericht des 1. Geschwaders in Kiel stand unter d
klage der Mißhandlung und tätlichen Beleidigung der Bootsmannsmaat K
großen Kreuzer „Prinz Heinrich". Der Angeklagte ist oft vorbestra
bereits auf seinen Geisteszustand untersucht. Doch hat sich ergebe
er zwar Alkoholiker, sonst aber durchaus normal ist. Seine Straftaten b
auf einer perversen Neigung. Er hat in 6 Fällen einem seiner
gebenen, dem 18jährigen Obermatrosen R., unsittliche Zumutung
stellt und schließlich, als dieser sich solche Annäherungen verbat, ihm
Schläge ins Gesicht versetzt, daß ihm das Blut aus der
lief. K. ist u. a. auch einmal deshalb vorbestraft, weil er sich an der
matte eines Schiffsjungen zu schaffen gemacht hat. Der als Sachverstä
vernommene Arzt gibt sein Gutachten dahin ab, daß der Angeklagte keine
von Geisteskrankheit oder -schwäche zeige. Der Vertreter der Anklage bea

hiernach eine Gesamtstrafe von 3 Monaten Gefängnis und Degradation. Das Gericht erkannte wegen fortgesetzter Beleidigung und einmaliger Mißhandlung eines Untergebenen gegen K. auf 2 Monate Gefängnis und Degradation.

7. Vor dem Kriegsgericht der 1. Matroseninspektion zu Kiel hatte sich der aus Flensburg gebürtige Bootsmannsmaat H. von der 6. Kompanie der 1. Matrosendivision wegen Mißhandlung von Untergebenen im Dienst zu verantworten. Der Angeklagte hielt am 27. Oktober v. J. Kleidermusterung ab und war mit dem Ergebnis sehr wenig zufrieden. Er wurde deshalb sehr aufgeregt und prügelte nicht weniger als sechs Mann. Am schlimmsten kam ein Matrose weg, der von dem Maat einen Schlag auf den Kopf erhielt. Er verlor auf dem linken Ohr völlig das Gehör. Das Trommelfell war nicht verletzt, aber es lag eine sogenannte Labyrintherschütterung vor. Der Matrose ist noch in Behandlung, und es ist bisher nur eine leichte Besserung eingetreten. Ein Matrose erhielt von dem Maat mit der Faust einen Schlag gegen den Unterkiefer, daß ihn der Kopf schmerzte, ein andrer mit der Mütze, ein dritter mit der Hose ins Gesicht. Der Angeklagte ist bereits wegen ungebührlichen Benehmens gegen Untergebene mit einem Verweis vorbestraft. Dessenungeachtet fiel die Strafe für die neuen Vergehen ziemlich milde aus. Der als Sachverständiger für den ersten Fall geladene Stabsarzt Dr. v. F. berichtete zwar, daß der Matrose bei seinem Diensteintritt normale Hörfähigkeit hatte, daß die Krankheit aber nur durch einen nicht sehr starken Schlag herbeigeführt worden sein könne, da sonst das Trommelfell geplatzt wäre. Es wurden 7 Fälle von Mißhandlungen Untergebener festgestellt, wofür der Maat zu einer Strafe von 6 Wochen Mittelarrest verurteilt wurde.

8. Der Trainsoldat F. H. vom Magdeburgischen Trainbataillon Nr. 4 nahm sich wegen Mißhandlungen durch Ertränken das Leben. Er war zum Militärdienst eingezogen worden, trotzdem er ein Krüppel war und wegen Quetschung des rechten Unterfußes und der rechten Wade Unfallrente bezog. Wahrscheinlich waren infolge dieses körperlichen Gebrechens seine Leistungen nach Ansicht seiner unteren Vorgesetzten unbefriedigende, wodurch er sich, nach seinen Äußerungen seinem Vater gegenüber, Mißhandlungen zuzog. H. wurde seit dem 28. Januar vermißt. Am 3. Februar wendete sich sein Vater an den Bataillonskommandeur, um unter Mitteilung der Äußerungen seines Sohnes die Vermutung zu äußern, daß ihn diese Mißhandlungen zur Desertierung getrieben hätten. Trotz eines sehr verbindlichen Schreibens des Rittmeisters und eines ebenfalls entgegenkommend gehaltenen Briefes des Bataillonskommandeurs wurde indes das Verfahren gegen die von dem Vater des verschwundenen Trainsoldaten bezichtigten unteren Vorgesetzten vom Kriegsgericht niedergeschlagen, da die Angaben des angeblich Mißhandelten nicht als ausreichendes Belastungsmaterial anzusehen seien. Die Anklagen des Vaters richteten sich besonders gegen den Unteroffizier K. W., dem zur Last gelegt wurde, daß er H. gezwungen habe, in der Stellung „Fersenheben und Kniebeuge" ein Pferd zu putzen, und

dann mit dem Gesicht gegen den After des Pferdes zu drücken v
sucht habe. Trotzdem für diesen Fall das nach der Mitteilung des Krie
gerichts „glaubwürdige Zeugnis" eines Zeugen vorlag, wurde auch die
Anklagepunkt niedergeschlagen. Wes Geistes Kind aber dieser Unt
offizier war, wird durch folgende Mitteilung der „Magdeb. Volksstimme" v
18. März beleuchtet: „Der Unteroffizier der Reserve K. W. vom 4. Tra
bataillon hatte sich gestern wegen nicht weniger als 22 Fällen vorsätzlich
körperlicher Mißhandlung und Beleidigungen, teilweise in Ausübu
des Dienstes, zu verantworten. Der Vertreter der Anklagebehörde hielt n
dem Ergebnis der Beweisaufnahme die Mißhandlungen für schwere und z
Teil sehr schmerzhafte, meinte indes, daß der Soldat H., der sich
Rothensee das Leben nahm, nicht allein wegen dieser Mißhandlungen in
Tod gegangen sei. (Nicht allein, d. h. doch zum Teil!) Er beantragte 6 Mon
Gefängnis, Degradation und sofortige Verhaftung des Angeklagten. So
Ankläger — anders, ganz anders der Richter! Das Urteil lautete näml
nicht auf 6 Monate Gefängnis, auch nicht auf 2 Monate Gefängnis, sond
auf — — 5 Wochen und 1 Tag Mittelarrest. Und dabei nicht ei
mal Degradation!!"

9. Der Kanonier H. hat sich, um den fortgesetzten Mißhandlungen
Unteroffiziers M. zu entgehen, am 3. Januar cr. bei dem Breslauer V
orte Hundsfeld von einem Eisenbahnzuge überfahren lassen. Er hatte seine A
sicht, sich das Leben zu nehmen, seiner Mutter am 29. Dezember v. J. bri
lich angezeigt und auch die Gründe dafür detailliert angegebe
Der Unteroffizier ist vom Kriegsgericht nur zu 3 Wochen Mittelarrest
verurteilt worden, weil das Gericht keinen Zusammenhang zwischen d
Mißhandlungen und dem Selbstmord finden konnte!

10. Durch Mißhandlungen zur Fahnenflucht getrieben wurde der 21jähr
Füsilier H. W. von der 9. Kompanie des 36er Regiments in Halle. D
Kriegsgericht der 8. Division stellte fest, daß der unglückliche Mensch von älte
Mannschaften gezwungen wurde, sich mit einem Schemel auf den Ti
zu setzen, daß man ihm dann eine Helmdüte aufgesetzt und i
mit der Klopfpeitsche bearbeitet hatte. Diese Prozedur wurde öft
wiederholt. Am 24. April v. J., als der Angeklagte wieder Prügel
kommen, kehrte er der Kaserne den Rücken und ging nach Belgien. Spä
stellte er sich wieder. Eine Meldung der Mißhandlungen habe er deshalb ni
erstattet, da er befürchten mußte, noch mehr Prügel zu bekommen. D
Gericht verhängte die zulässig niedrigste Strafe von 6 Monaten Gefängn
Und die Verursacher der Desertion?!

Dieselbe bedauernswerte Erscheinung des Kasernenlebens, die Mißhan
lung von Rekruten durch ihre älteren Kameraden, beschäftigte am 2. April d
Düsseldorfer Kriegsgericht.

11. Der bei dem Infanterieregiment Nr. 16 in Köln dienende Rek

A. Ch. war am 22. Januar auf dem Heimwege von einer Schießübung von mehreren „alten Leuten“ durch Fußtritte mißhandelt worden. In der Kaserne setzten sich am Abend die Mißhandlungen in verstärkter Weise fort, so daß der Rekrut in seiner Angst schließlich zum Messer griff und einem seiner Peiniger einen Stich in die Brust versetzte, der keine gefährlichen Folgen hinterließ. Das Urteil gegen ihn lautete auf Freisprechung, da er in Notwehr gehandelt habe. Dagegen wurden vier Soldaten der Kompanie wegen Mißhandlung zu Gefängnisstrafen von 5 Tagen bis 1 Monat verurteilt.

12. Das Düsseldorfer Kriegsgericht verurteilte am 28. Februar den bei der 6. Kompanie des Niederrhein. Füsilierregiments Nr. 39 dienenden Sergeanten R. S. zu 4 Monaten Gefängnis und Degradation, weil er in einer großen Anzahl von Fällen seine Untergebenen mit der Faust und der blanken Waffe in brutaler Weise mißhandelt, beschimpft und auf Wache in unerhörter Weise drangsaliert hatte. Gegen dieses Erkenntnis war seitens des Verurteilten Berufung eingelegt worden, die am 15. April vor dem Düsseldorfer Oberkriegsgerichte unter Zuziehung von 54 Zeugen verhandelt wurde. Die zweite Instanz erkannte auf dieselbe Gefängnisstrafe, sah indes, „angesichts der bisherigen guten Führung“, von einer Degradation des Verurteilten ab.

13. In Hannover erschoß sich der Ulan H. von der 1. Schwadron des Königs-Ulanenregiments mit seinem Karabiner, den er mit Wasser geladen hatte. Ferner beging der Füsilier K. von der 2. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 74 Selbstmord. In sechs Wochen sind in Hannover vier Selbstmorde von Soldaten vorgekommen, darunter drei beim Königs-Ulanenregiment, das nur 600 Mann zählt!

14. Eine unerhörte Soldatenmißhandlung ist in Potsdam beim Garde-Ulanenregiment vorgekommen und hat einerseits den Mißhandelten zum Selbstmord getrieben, andererseits aber nunmehr auch zur Verhaftung der Schuldigen geführt. Bei der 5. Eskadron des 1. Garde-Ulanenregiments in Potsdam diente im zweiten Jahre als Freiwilliger der noch nicht ganz 20 Jahre alte Ulan W. W. Da er zu dienstlichen Rügen Veranlassung gegeben, strafte ihn der zweitälteste Wachtmeister des Regiments, F., in folgender Weise: Zwei Unteroffiziere mußten W. halten und über einen Tisch legen, ein Gefreiter mit einem Stock unbarmherzig auf ihn einschlagen. W. wurde infolge dieser Mißhandlung krank und kam ins Lazarett, aus welchem er am 16. Februar als geheilt entlassen wurde, aber noch als Revierkranker dienstfrei verblieb. Dem Ulan war infolge der Mißhandlungen das Soldatenleben verleidet, er entfernte sich heimlich aus der Kaserne und erhängte sich. Wachtmeister F. wie die übrigen bei der Mißhandlung W.s tätigen Personen wurden in Untersuchungsarrest abgeführt.

15. Wegen arger Mißhandlung eines Rekruten wurde vom Kriegsgericht der Unteroffizier Sch. von der 2. Eskadron des Zieten-Husarenregiments in Rathenow zu 4 Wochen Gefängnis verurteilt. Sein Opfer war ein Husar, welchen er

mit dem Säbelkorb derartig heftig in die Seite gestoßen hat daß er lebensgefährlich erkrankte. Zum Termin mußte der Hu auf einer Tragbahre befördert werden. Der Vertreter der Anklag behörde beantragte gegen Sch. 1 Jahr 3 Monate Zuchthaus u Ausstoßung aus dem Heere. Er kam aber mit einer gelinden Stra davon.

16. Der Unteroffizier P. K. vom Füsilierregiment Nr. 36 in Halle w vor dem Kriegsgericht der 8. Division angeklagt, am 28. Januar in der Kaser den Füsilier St. während Ausübung des Dienstes wegen einer Bagatelle m der vollen Faust zweimal so wuchtig gegen die Backe geschlag zu haben, daß der Geschlagene einen vollständigen Bruch d linken Kinnbackenknochens erlitt und längere Zeit im Lazare zubringen mußte. Der Angeklagte räumte die Tat ein, wies aber darauf h daß er Antialkoholiker sei, jedoch am vorhergehenden Tage gelegentl der Kaiser-Geburtstagsfeier acht bis zehn Glas Bier getrunk habe. Er hätte unter der Einwirkung des Alkohols gehandelt. Während d Anklagevertreter 2 Monate Gefängnis beantragte, erkannte das Geri auf drei Wochen Mittelarrest, da ein „minder schwerer" Fa angenommen worden sei.

17. Drei Soldaten-Selbstmorde haben sich binnen wenigen Woch im Laufe des März, bei demselben Regiment, dem Infanterieregiment Nr. in Oldenburg ereignet. In einem Fall hat bereits das Kriegsgericht verha delt und einen Unteroffizier zu 14 Tagen gelinden Arrest wegen Mißhandlu verurteilt. Auch dem zweiten Selbstmorde liegen Mißhandlungen zugrun Im dritten Falle ist der Soldat zu Arrest verurteilt gewesen; nach kurzem Die kam er ins Lazarett, aus dem er dann als geheilt entlassen wurde. Wie heißt, erklärte sich der Soldat noch dienstunfähig und erhielt wegen Simulati eine neue Arreststrafe zudiktiert; deswegen erschoß er sich mit dem Dienstgewe

18. Milde walten ließ das Kriegsgericht in der Sache des Unteroffiziers von der 2. Kompanie des 153. Infanterieregiments in Altenburg. Er w wegen Mißbrauchs der Dienstgewalt, Mißhandlung eines Untergebenen und U gehorsams angeklagt, und mit ihm beschuldigt wurde der Musketier E. von de selben Regiment wegen Beharrens im Ungehorsam. Der Unteroffizier hatte d Musketier in der Kaserne den Auftrag erteilt, ihm ein neues Trinkglas zu b sorgen. Als er den Untergebenen dieserhalb Anfang Oktober eines Abends a rief, überhörte letzterer den Ruf, infolgedessen W. dem E. eine solche Ohrfe gab, daß das linke Trommelfell durchlöchert wurde. Der Geschlage mußte bis November krank im Lazarett zubringen. Zur selben Z fand auch ein Unteroffizierball statt, zu dem W. nur bis 10 Uhr abends U laub bekommen hatte. Als der Feldwebel auf dem Vergnügen zu ihm sag „Na, wann wollen Sie denn nun eigentlich nach Hause gehen?" entgegn der Unteroffizier: „Jetzt", und der Feldwebel fügte noch die Bemerkung hinz

…nn aber schleunigst." Der Unteroffizier ging aber nicht nach Hause, …blieb bis ½3 Uhr nachts auf dem Ball. Der Anklagevertreter bean…gen den Unteroffizier 3 Wochen Mittelarrest und gegen den Musketier, …den Anruf des Vorgesetzten absichtlich überhört habe, 14 Tage strengen …s. Das Gericht erkannte gegen den Unteroffizier auf 14 Tage Mittel…nd gegen den Musketier, der höchstens disziplinarisch belangt werden …uf Einstellung des Verfahrens.

…9. Der Vizefeldwebel O. J. von der 5. Kompanie des Infanterieregiments … in Altenburg gab dem 20jährigen Musketier M. D., der bei dem Griffe… Kopf etwas schief gehalten hatte, eine so kräftige Ohrfeige, daß eine …dung des linken äußeren Gehörganges und eine Blut…ulst der Ohrmuschel entstand. Das Kriegsgericht der 8. Division …uch hier einen „minder schweren Fall" als vorliegend an und …te den Verabreicher der Ohrfeige zu der zulässig niedrigsten … von 8 Tagen gelinden Arrests. Der Geschlagene hatte 14 Tage im … zugebracht.

…0. Vor dem Kriegsgericht der 33. Division in Metz stand am 20. Dez. v. J. …roffizier T. von der 5. Batterie 70. Feldartillerieregiments in Mörchingen. …geklagte, der wegen Mißhandlung eines Untergebenen bereits vorbestraft, …n Kanonier am Abend des 29. November wieder aus dem Bett ge…wozu er gar nicht berechtigt ist), um ihn die Stiefel noch zweimal putzen …n. Er befahl ihm, die Arbeit zum dritten Male vorzunehmen, und als …onier sich am anderen Morgen nicht damit bei ihm meldete, schlug … wohin er traf, warf ihn zu Boden und traktierte ihn mit …itten, worauf er ihn unter Schimpfworten vor sich hertrieb in den …Da „dauernde Nachteile" für den Mißhandelten hierdurch nicht ent…waren, wird auch dieser Fall als ein „minder schwerer" angesehen. …richt erkannte nur auf 15 Tage Mittelarrest.

…1. Rekrutenmißhandlungen, die zwei der Gepeinigten zur Desertion …bildeten den Gegenstand einer Anklage gegen drei Unteroffiziere und einen …n der 5. Eskadron des 3. bayrischen Chevauxlegerregiments in Dieuze … Kriegsgericht zu Landau in der Pfalz. Unteroffizier W. benützte seine … als Vorgesetzter, um den Rekruten Geld abzunehmen, da er recht viel …e Person brauchte. Wer von den Untergebenen ihm Geld …er hatte es gut. Vier Rekruten jedoch, die ihm nichts borgen … weil sie selbst nichts hatten, wurden von ihm in der schlimmsten …drangsaliert, und besonders die beiden Soldaten L. und Ph. Sie … bei dem geringsten Anlaß Schläge entweder mit der Faust …it der Peitsche oder gar Fußtritte. Auch der Unteroffizier G. … auf L. abgesehen; er schlug ihn häufig und versetzte ihm Fußtritte. …en anderen Angeklagten, Unteroffizier U. und Gefreiter W. hatten sich …daten Ph. als Opfer ausersehen. U. schlug ihn, weil er sich im Üben

von Karabinergriffen ungeschickt benahm, mit der Faust gegen die Brust und ins Gesicht und fügte ihm sonst noch schwere Mißhandlungen zu. W. versetzte dem Ph. Peitschenhiebe und ohrfeigte ihn aus den geringfügigsten Anlässen. L. und Ph. konnten schließlich die Mißhandlungen nicht mehr ertragen und wurden fahnenflüchtig. Sie wurden jedoch ergriffen und vom Kriegsgericht zu je 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Die rohen Rekrutenschinder kamen mit ungleich milderen Strafen davon: W. erhielt 42 Tage, U. 35 Tage, G. 12 Tage und W. 24 Tage Mittelarrest.

22. Ein drakonisches Urteil fällte das Kriegsgericht der 8. Division in der Sache gegen den Kürassier H. L., 23 Jahre alt, und den Gefreiten W. S., 22 Jahre alt, beide von der 3. Eskadron des Kürassierregiments v. Seydlitz in Halberstadt. Beide Angeklagte hatten sich bisher gut geführt und mußten Mitte September v. J. vom Militärdienst entlassen werden. Ein kleiner Verstoß gegen die starre Disziplin wollte es aber anders und brachte die Angeklagten am 23. Oktober wegen militärischen Aufruhrs ins Zuchthaus. Am 6. September v. J. gelegentlich der Einquartierung in Poschwitz bei Eilenburg, als die Angeklagten im Manöver waren, fand im Lokale des Gastwirts K. ein Tanzvergnügen statt, an dem die Angeklagten und mehrere Kameraden teilnahmen. Abends 11 Uhr bot der Vizewachtmeister T. Feierabend und forderte die Kürassiere auf, in ihre Quartiere zu gehen. Die beiden Angeklagten verließen zunächst den Saal, entschlossen sich aber dann, noch etwas dort zu bleiben und noch einmal zu tanzen. Dem Wirt erklärten sie, er könne eventuell dem Wachtmeister sagen, sie, die Angeklagten wären dort einquartiert. Letzteres war jedoch nicht der Fall. L. glaubte, der Wachtmeister würde gegen ihn nichts unternehmen, da der Wachtmeister auch nicht als ganz makellos galt. T. soll nämlich, so behauptet L., bei dem vorigen Manöver den Mannschaften das auf den Quartierbilleten zurückerstattete Quartiergeld, pro Person 80 Pf., vorenthalten haben. Als die beiden Angeklagten wieder in den Saal wollten, kam ihnen der Wachtmeister entgegen und forderte sie nochmals auf, in die Quartiere zu gehen. L. entgegnete aber: „Herr Wachtmeister, ich möchte noch etwas hier bleiben, ich habe Ihnen etwas unter vier Augen zu sagen.“ Die beiden Angeklagten gingen nunmehr die Treppe hinunter auf den Hof, wo L. dem Wachtmeister wegen der Unterschlagungen der Quartiergelder Vorhaltungen machte. L. erklärte dann dem Wachtmeister: „Ich bekomme heute noch 80 Pfennig von Ihnen, und einem Vorgesetzten, der Untergebene benachteiligt, brauche ich keinen Gehorsam zu leisten; ich gehe nicht nach Hause.“ Der Gefreite S. sagte: „Ich schließe mich dem L. an.“ Nach einigen weiteren Aufforderungen mit dem Hinweise, er, der Wachtmeister, werde den Leutnant rufen lassen, gingen die Angeklagten dann doch nach Hause, und L. machte dabei in Beziehung auf den Wachtmeister, gegen den sie nicht etwa tätlich geworden waren, die Bemerkung: „Das Alter geht voran.“ Dieses war die sogenannte militärische Meuterei. Wegen der Beschuldigungen seitens L. schwebt ein Verfahren gegen

ster T. Dieser Zeuge erklärte, als ihm die Unterschlagung vom
orgehalten wurde: „Ich kann mich nicht mehr entsinnen,
ls auf Quartierbillete Geld zurückbekommen habe.“
te auch, er könne nicht annehmen, daß die beiden Ange-
r Gehorsamverweigerung verabredet haben. Trotzdem lautete
gen L. auf 6 Jahre 6 Monate und gegen S. auf fünf
thaus und Entfernung aus dem Heere.
is der sensationellsten Kriegsgerichtsurteile, die jemals gefällt wurden,
1 2. Februar das Oberkriegsgericht Magdeburg als Berufungs-
andelte sich um den „degenerierten“ (wie ihn die militärischen
gen nannten) Füsilier Z. vom 36. Regiment in Halle. Dieser wurde
richt daselbst wegen Simulation, Fahnenflucht, tätlichen Angriffs auf
.w. zu acht Jahren Gefängnis, Degradation u. s. w. ver-
as obwohl zwei Sachverständige konstatierten, daß Z. bereits
Irrenhaus gesperrt werden mußte, weil er an der bei Sol-
t vorkommenden (!) Krankheit: „Frühzeitiger Ver-
tt!! Selbst während der kriegsgerichtlichen Verhandlung hatte der
Unfug getrieben, die Richter angeulkt, Unsinn geschwatzt u. s. w.
ger hatte gegen dieses Urteil Berufung eingelegt. Inzwischen ist
der Angeklagte von den Gefängniswärtern (!) „beobachtet“
Resultate kamen in der Verhandlung zur Sprache und wirkten ein-
d. Bemerkt sei, daß der Angeklagte auch in dieser Verhandlung
efangenen den Eindruck völligster Stupidität machte. Tän-
unzelnd kam er in den Sitzungssaal getrippelt, formte aus Papier
hen u. s. w. und gab apathische Antworten auf alle Fragen. Die
nten sagten Dinge von dem Angeklagten aus, die sich denn
iedergeben lassen und die nur ein völlig Geistes-
atte vollführen können. Aber „das sei weiter nichts
s!“ Schließlich habe der Angeklagte, der in der Zelle fort-
Gebärden des Fliegenfangens mache, an den Kaiser einen Brief
orin es u. a. hieß: „Lieber Herr Kaiser! Mit Ihnen muß ich
ch warte hier schon seit drei Wochen auf den Schurken von Arzt.
wie in einem Hundeloch — nicht zum Aushalten“ u. s. w. Auch
ch Ansicht der Beamten — nichts Auffälliges!! Grinsend hört
e dem zu und nimmt kaum teil an der Verhandlung.
ollte nun meinen, das Gericht habe das Urteil sofort umgestoßen,
er Zeit bereits drei Urteile desselben Kriegsgerichts Halle kassiert
das geschah nicht. Dafür beschloß es auf Antrag des Vertei-
Angeklagten nochmals durch zwei Sachverständige — dies-
ilitärischen! — untersuchen und ihn inzwischen in eine Privat-
ht wie das erstemal im Militärlazarett — unterbringen zu lassen.
Maßnahmen weisen darauf hin, daß das Oberkriegsgericht an den

ersten Gutachten der militärischen Sachverständigen starken Zweifel hegte und daß man alle Ursache hatte, den Blöden der militärischen Untersuchung zu entziehen.

24. Vor dem Kriegsgericht in Posen waren die Zeugfeldwebel K. und D. wegen gemeinschaftlicher vorsätzlicher Körperverletzung angeklagt. Zwischen ihnen und dem Sergeanten J. vom 6. Grenadierregiment kam es zu einer Auseinandersetzung, weil K. bemerkt haben wollte, daß der an ihnen vorübergehende Sergeant nicht gegrüßt hätte. K. stellte den Sergeanten deshalb zur Rede, und es kam zu einem Wortwechsel. Dieser endete schließlich damit, daß der Sergeant von K. einen heftigen Schlag mit einem harten Gegenstande gegen die rechte Kopfseite erhielt. Der Getroffene fiel ohnmächtig zu Boden, erhielt aber, obgleich er ohne Besinnung dalag, noch von dem Feldwebel D. einige Fußtritte versetzt. Als der Sergeant vom Platze getragen wurde, bezeichnete eine größere Blutlache die Stelle, wo er gelegen hatte. Im Lazarett, wohin der Verletzte gebracht wurde, stellte der Arzt fest, daß der Sergeant auf der rechten Kopfseite eine bis auf den Schädelknochen reichende Wunde und Verletzungen leichterer Natur im Gesicht erhalten hatte. Das Urteil lautete gegen K. auf 2 Wochen, gegen D. auf 1 Tag Gefängnis.

25. Mißhandlung eines Untergebenen beim Instruktionsunterrichte brachte den beim Leipziger Feldartillerieregiment Nr. 77 dienenden Sergeanten F. P. R. aus Großweitzschen vor das Kriegsgericht Leipzig. Am Nachmittag des 6. Februar erteilte der Angeklagte den Rekruten auf dem Kasernenhofe Instruktion über die Beschaffenheit des Geschützes. Als der Rekrut L. eine Frage nicht richtig beantworten konnte, bekam er von dem Angeklagten einen Stoß mit dem Fuße gegen den Leib, daß er zusammenknickte und vor Schmerzen weinte. Da die Schmerzen nicht nachließen, mußte L. sich am anderen Tage ins Lazarett begeben, woselbst er 10 Tage verblieb, bis er wieder als völlig geheilt entlassen werden konnte. Das Kriegsgericht verurteilte den Angeklagten unter Berücksichtigung seiner bisherigen tadellosen Führung nur zu 8 Tagen gelindem Arrest!!!

26. Im März hatte sich das Kriegsgericht der 11. Division in Breslau abermals mit einem krassen Fall von Soldatenquälerei zu befassen. Angeklagt war der Unteroffizier Heinrich H. vom Grenadierregiment Nr. 11 in Breslau wegen Mißhandlung, vorschriftswidriger Behandlung Untergebener unter Mißbrauch der Waffe und Anmaßung von Strafgewalt. Am 25. März hatte der Grenadier G. seine Mütze beim Appell nicht in Ordnung. (Entsetzlich!) Der Feldwebel notierte den Mann behufs disziplinarischer Bestrafung. Das genügte aber dem Korporalschaftsführer, dem Angeklagten, nicht. Er befahl dem Grenadier, abends um 1/49 Uhr feldmarschmäßig bei ihm anzutreten und die besser gereinigte Mütze vorzuzeigen. Dabei befahl der Unteroffizier als Strafe dem

Mann, er solle hundertmal das Gewehr strecken und dabei zählen. Der Grenadier streckte gehorsam das Gewehr über hundertmal und zählte auch. Da es ihm schwer fiel, führte er die Prozedur langsam unter Pausen aus. Der Unteroffizier aber hielt die Mattigkeit des Mannes bei dem Strecken, das über seine Kraft ging, für Dickfelligkeit und Eigensinn, und obwohl der Grenadier sagte, er könne nicht mehr, befahl er ihm, noch fünfzigmal zu strecken. Als der Grenadier nicht weiter konnte, kommandierte der Unteroffizier hinlegen und aufstehen, nochmal strecken. Der Mann fiel schließlich vor Schwäche hin und blieb liegen. Als er den Befehl, aufzustehen, nicht gleich ausführen konnte, stieß der Angeklagte ihn zur Ermunterung mit dem Gewehr in die Seite, indem er sagte: „Und wenn du Aas krepierst.“ Dann befahl er den in der Stube befindlichen anderen Leuten, hinauszugehen, damit er nun unbeobachtet an dem Grenadier seine Späße ausüben könne. Er fragte den ermatteten Grenadier, ob er nun weiter strecken wolle? Dieser antwortete weinerlich: „Er könne nicht mehr.“ Nun schlug ihn der Unteroffizier mit der Hand ins Gesicht, daß die Nase blutete. Der Verteidiger, Oberleutnant R., machte geltend, der Unteroffizier habe sonst die Mannschaften nie angerührt; da habe ihm sein Kompaniechef gesagt, er solle etwas mehr aus sich herausgehen und die Leute forscher anfassen. Das Kriegsgericht erkannte auf 2 Monate Gefängnis, nahm aber von Degradation wegen der bisherigen Unbestraftheit Abstand.

27. Zu wahrhaft christlicher Milde, die schon fast an Vergebung grenzt, kann auch ein Kriegsgericht unter Umständen gestimmt sein. Der Oberjäger J. vom Garde-Jägerbataillon zu Potsdam hatte schon durch sein Auftreten dem Zivilpublikum gegenüber von sich reden gemacht. Am 18. April stand er in Gemeinschaft mit dem Oberjäger K. vor dem Kriegsgericht unter der Anklage des Hausfriedensbruchs, der Sachbeschädigung und der Körperverletzung mittelst seines Hirschfängers. Vor einigen Wochen hatten beide Angeklagte im angetrunkenen Zustand ein Haus in der Mittelstraße aufgesucht, um dort einem Mädchen einen Besuch abzustatten. Dieses wollte aber von den angetrunkenen Marsjüngern nichts wissen, worauf die beiden im Hause einen derartigen Krach machten, daß die übrigen Hausbewohner herbeikamen. Der Aufforderung, das Haus zu verlassen, leisteten die Oberjäger keine Folge. J. zog vielmehr sein Seitengewehr und hieb dann wütend um sich. Das Kriegsgericht beurteilte die Tat der Angeklagten sehr milde. J. wurde nur zu 72 Mark, K. zu 12 Mark Geldstrafe verurteilt. Damit vergleiche man gewisse andere Urteile!

28. Vor dem Landauer Kriegsgericht stand ein Leutnant vom 3. bayrischen Chevauxlegerregiment, das in Dieuze (Lothringen) in Garnison liegt, unter der Anklage, Untergebene zur Begehung strafbarer Handlungen aufgefordert zu haben. Der Herr Leutnant, Sohn eines Bankiers in Berlin,

hatte den Drill der Rekruten zu leiten. Um den Burschen das nötige militärische Ehrgefühl beizubringen, instruierte er die Unteroffiziere: „Wenn einer der Kerls nicht ziehen will, so schlagt nur drauf, ich werde es nicht sehen.“ Vier Unteroffizieren, die sich im Stalle befanden, sagte er gleichfalls, sie sollten nur drauf schlagen, wenn's nicht klappe. Diese Aufträge ließen die Unteroffiziere unbeachtet, ja sie beschlossen sogar, auf den Rat eines derselben, keine Hand wider die Leute aufzuheben. denn, so argumentierten sie, wenn der Rittmeister von Mißhandlungen hört, so läßt uns der Leutnant doch im Stich. Das Gericht kam nach einigem Überlegen zu einem Freispruch, indem es annahm, das, was der Leutnant gesagt, sei kein direkter Befehl gewesen! Nebenbei sei hier noch bemerkt, daß derselbe Leutnant unlängst erst vor demselben Gerichte stand und wegen vorschriftswidriger Behandlung Untergebener 12 Tage Stubenarrest davontrug.

Einen Fall habe ich bisher fortgelassen, weil ich mir vergeblich den Kopf darüber zerbrach, wie ich die Tatsachen dem Leser beibringen könnte, ohne ihm geradezu körperliches Übelbefinden zu erregen. Soll aber der hohe Grad von Scheußlichkeit dem Verbrechen als Schutzbrief gegen das öffentliche Urteil noch zustatten kommen? Das würde ja in gewissem Sinne auf eine Prämie hinauslaufen, die das einzelne Verbrechen und die sozialen Schäden um so sicherer gegen das öffentliche Urteil schützte, je scheußlicher und niederträchtiger sie wären. Würde auf der anderen Seite nicht das bekannte Beschönigungssystem gehandhabt, so könnte der unabhängige Publizist vielleicht an der zuweilen kaum noch erfüllbaren Pflicht vorbeikommen, sich selbst und seine Leser mit solchen Abscheulichkeiten zu quälen. Wie die Dinge aber liegen, fordern sie unbedingt die rückhaltlose Wahrheit heraus, schon um eine Vorstellung davon zu erwecken, was alles nicht für möglich gehalten wird und doch möglich ist. Ich gebe den Fall in so gemilderter Fassung, wie es sich nur irgend mit den Tatsachen verträgt. An diesen selbst kann ich leider nichts ändern. Ich habe aber zu meinen Lesern das Vertrauen, daß ihnen die Sache über den Rücksichten konventioneller Prüderie steht und daß sie die unverbrüchlichen Rechte der Wahrheit auch dort anerkennen werden, wo sie in nichts weniger als salonfähigem Gewande auftreten muß.

29. Der 22jährige Unteroffizier P. A. H. G. vom Trainbataillon Nr. 9 in Rendsburg ist wegen fortgesetzter unvorschriftsmäßiger Behandlung und Mißhandlung eines Untergebenen vom Kriegsgericht zu 18 Monaten Gefängnis und Degradation verurteilt. Er hat dagegen Berufung eingelegt, weshalb das Oberkriegsgericht des 9. Armeekorps sich nochmals mit der Sache zu befassen hatte. Zu den Rekruten des G. gehörte der Landmannssohn P. aus Mecklenburg, ein geistig äußerst beschränkter Mensch. Er ist von dem Unteroffizier in der brutalsten Weise mißhandelt worden, und zwar mit den Fäusten, mit der Fahrpeitsche, mit der flachen Säbelklinge und mit der Klopfpeitsche. Im Dezember litt P. heftig an einem

Magenleiden. Bei einer Reitübung bat er deshalb, austreten zu dürfen. Der Unteroffizier G. schlug ihm seine Bitte ab. Und nun mußte der arme Kerl — — —. Nach beendigtem Dienst ließ der Unteroffizier die Mannschaften, mit Klopfpeitschen bewaffnet, in der Stube antreten und gab ihnen den Befehl, den Mann durchzuprügeln. Nachdem dies geschehen, kommandierte der Unteroffizier: „Mannschaften 'raus — das Schwein bleibt hier!" Hierauf zog der Unteroffizier sein Seitengewehr und befahl dem armen Menschen, was er in seine Kleidung von sich gegeben, „aufzufressen". Als der Mann sich sträubte, gab ihm sein Peiniger einen Schlag mit dem Seitengewehr, worauf der Soldat in seiner Todesangst — — — dem Befehl Folge leistete. Er mußte sich unmittelbar darauf erbrechen, und nun zwang ihn der Unmensch, auch das Erbrochene aufzuessen. Der Vorfall ist von Zeugen beobachtet worden, die menschliches Empfinden genug besaßen — man weiß, was sie in der Kaserne riskierten —, die Scheusäligkeiten zur Anzeige zu bringen. Zu der Verhandlung waren 5 Unteroffiziere und 8 Mann als Zeugen geladen. Was sie bekundet haben müssen, geht aus dem Urteil hervor, das die Berufung des Angeklagten für völlig unbegründet erklärte und wegen schweren Mißbrauchs der Dienstgewalt auf 1½ Jahre Gefängnis und Degradation erkannte. Das Oberkriegsgericht bedauerte sogar, daß der Kriegsherr nicht auch Berufung eingelegt habe, damit es auf eine höhere Strafe, die der Angeklagte ganz ohne Frage verdient habe, hätte erkennen können. Der so grausam Mißhandelte mußte als „unbrauchbar" vom Militär entlassen werden.

Angesichts solcher Fälle gehört doch — manches dazu, noch von „Aufbauschungen" und „Übertreibungen" zu reden. Aufbauschungen, wo Gedankenstriche die Stelle der versagenden Sprache ersetzen müssen, um die Tatsachen auch nur anzudeuten! In anderen Blättern klingt der Bericht noch ganz anders.

Seit Anfang Januar cr. bis Ende März dieses Jahres wurden durch die unabhängige Presse 41 gerichtlich abgeurteilte Fälle von Mißhandlungen, vorschriftswidriger Behandlung und Beleidigungen von Soldaten durch Vorgesetzte bekannt, wobei bemerkt wurde, daß unter „Fall" alle einem Angeklagten in einer Gerichtsverhandlung nachgewiesenen Mißhandlungen zu verstehen seien. An Strafen wurden in diesen 41 Fällen gegen 40 Angeklagte ausgesprochen:

6 Jahre 11 Monate 28 Tage Gefängnis, 1 Jahr 7 Monate 14 Tage Festungshaft, 1 Jahr 2 Monate 24 Tage mittlerer und gelinder Arrest, 20 Tage Stubenarrest und sechs Degradationen. In Summa betragen die Freiheitsstrafen also 9 Jahre 10 Monate 26 Tage! Und dies, trotzdem die Ahndung der Verfehlungen meistens viel zu nachsichtig gewesen sei. Dabei sei ferner nicht zu vergessen,

daß die Öffentlichkeit höchstens den dritten Teil der abg
teilten Mißhandlungsfälle erfährt, weil an den Sitzen me
Kriegs- und Oberkriegsgerichte sozialdemokratische und demokrat
Blätter nicht erscheinen. Die übrige Presse aber sei dem Milita
mus untertan und schweige daher Soldatenquälereien
flissentlich tot. Auch daran wurde erinnert, daß ein großer Tei
Beleidigungen von Soldaten disziplinär abgetan wird, und daß
überhaupt nur die wenigsten Schindereien zur Anzeige gelan
Von den oben erwähnten verhängten Strafen treffen auf Preußen 6
11 Monate 28 Tage Gefängnis, 1 Jahr 1 Monat 14 Tage Festung
141 Tage mittlerer und 37 Tage gelinder Arrest, 12 Tage Stubenarres
6 Degradationen; auf Bayern 128 Tage mittlerer, 29 Tage gelinder
und 8 Tage Stubenarrest; auf Sachsen 6 Monate Festungshaft, 35
mittlerer und 39 Tage gelinder Arrest. Preußen hat somit die schw
Mißhandlungen, die mit Gefängnis, Festungshaft und De
dation bestraft werden mußten, fast allein auf seinem Ko

Nach Fertigstellung dieser Statistik wurde auch noch eine Pfe
mißhandlung bekannt. Ein Mann des 10. Husarenregiments in S
wurde zu 1 Jahr Gefängnis und Versetzung in die 2. Klasse
Soldatenstandes verurteilt, weil er ein Pferd, das sich gewohnheits
selbst abhalfterte, mit einer Lanze in die Seite gestoßen hatte. Der
offizier Sch. von den Zieten-Husaren dagegen, der einen Soldaten mit
Säbelkorb derart in die Seite stieß, daß der Mann schwer erkra
kam mit 4 Wochen Gefängnis davon, und der Unteroffizier K.
Füsilierregiment Nr. 36 erhielt für einen Faustschlag, der einem Sol
den Kinnbacken zerschmetterte, nur 3 Wochen mittleren Arre

* * *

„... Wenn nicht die Sorge wäre, das Geschäft der Sozialdemo
zu betreiben, würden die Schäden in der Armee auch von anderen
teien genannt werden; schade, daß es nicht geschieht! Das St
nach Wahrheit wird wegen kleinlicher Nebenrücksichten
hoch genug gehalten. Die Pflege der Wahrheitsliebe aber wird
vor ernsteren Übeln bewahren, als daß Schäden durch zu große
heit gegen das Ausland entstehen können."

So urteilt „ein alter Offizier" in der „Deutschen Zeitung". U
steht mit diesem Urteil sicher nicht allein unter seinen Berufsgenossen.
doch gerade höchste militärische Instanzen die Übel unumwu
anerkannt, indem sie sich in scharfen Worten gegen sie wandten.
Kaiser selbst hat sich wiederholt dazu bewogen gefühlt und soll sich über
artige Vorgänge stets Bericht erstatten lassen. Vor 11 Jahren hat der dan
Prinz Georg, gegenwärtige König von Sachsen, mit sichtlicher in
Entrüstung gegen die Soldatenmißhandlungen Stellung genommen und

scharfe Lichter auf die bestehenden Übel geworfen. Nun hat kürzlich noch der kommandierende General des 6. Armeekorps, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, an alle ihm unterstehenden Dienststellen einen Erlaß von dankenswerter Entschiedenheit gerichtet. Es sei den Leuten öfter klar zu machen, daß ihnen durch Zufügung von Mißhandlungen eine ehrenrührige Handlung widerfährt, daß sie an ihrer persönlichen Ehre geschädigt werden, und daß es weder dem Willen des Kaisers und ihrer übrigen Vorgesetzten, noch dem berechtigten Ehrgefühl des Soldaten entspricht, wenn die Leute sich solche Behandlung stillschweigend gefallen lassen. Die Leute ermutigten durch ihr Schweigen geradezu die ihnen zugefügte unvorschriftsmäßige rohe Behandlung, und mit der Zeit werde diese dann leicht zur Gewohnheit. Von jeder Beschwerde eines Mannes über eine erlittene Mißhandlung müsse sofort dem Generalkommando Meldung erstattet werden, damit dieses geeigneten Falles die Versetzung des Beschwerdeführers in einen anderen Truppenteil verfügen könne.

Und trotz alledem Beschönigung und Unterdrückung der vom obersten Kriegsherrn und von deutschen Bundesfürsten anerkannten und gewürdigten Wahrheit! Welche geringe Meinung müssen doch die geaichten „patriotischen" Blätter von der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit und dem wahren Ehrgefühl ihrer militärischen und sonstigen Leser haben, wenn sie ständig in der blassen Furcht leben, deren Gnade durch die objektive Wiedergabe von Tatsachen zu verlieren, die doch gewiß für die Öffentlichkeit von größerer Bedeutung und Tragweite sind, als die bei ihnen so beliebten spaltenlangen Schilderungen fürstlicher Garderoben. Aber die schlotternde, nichts weniger als soldatische Angst vor der Sozialdemokratie, deren „Geschäfte" man angeblich nicht besorgen will, erklärt, wie ja auch jener „alte Offizier" meint, vieles, wenn nicht alles. Das schneidige Säbelgerassel und fürchterlich tuende Brimborium steht dann zu diesen Ängsten in einem so drolligen Gegensatze, daß man schier den Eindruck gewinnt, die heldenmütigen Bekämpfer des Umsturzes müßten sich erst selbst Mut zu—sprechen. Und dabei merken sie gar nicht, wie sie gerade durch ihr verkehrtes Verfahren selbst die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgen, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn die Partei aus eigener Kraft nie und nimmer auch nur annähernd erzielen könnte. Die werten „Genossen" wissen denn auch diese ihnen zwar unfreiwillig, aber mit um so größerer Hingabe gewährten Liebesdienste nach Gebühr zu schätzen.

Kein ehrlicher Mensch, der auch nur einigermaßen mit den Dingen Bescheid weiß, wird die Tatsache leugnen können, daß man sich schon heute in den weitesten Kreisen bis in sehr staatserhaltende hinauf der Sozialdemokratie für ihr Auftreten gegen die Mißstände im Militär zu warmem Dank verpflichtet fühlt. Mögen bei ihr auch wirklich hier und da Übertreibungen vorkommen, was verschlägt das gegen den Gesamterfolg!

Es gibt kaum jemand im deutschen Vaterlande, der nicht an dem Schicksal der Armee und ihrer einzelnen Glieder mehr oder weniger persönlich interessiert wäre. Man hat da der Sozialdemokratie eine Waffe in die Hand gegeben und fast ausschließlich überlassen, die an Popularität ihresgleichen sucht. Und diese Popularität der Waffe muß sich mit Naturnotwendigkeit mehr oder weniger auch auf die Partei übertragen, die sie, wie selbst zur Staatserhaltung berufene Männer nicht mehr leugnen, mit Geschick und Erfolg handhabt. Tat doch der Staatsanwalt in einem Militärprozeß vor dem Militärgericht in Halle im Oktober vorigen Jahres folgende Äußerung: „Zweifellos hat sich der Führer der Sozialdemokratie, der Abgeordnete Bebel, ein Verdienst erworben, indem er wiederholt auf die Mißhandlungen im Heere hinwies. Denn jetzt sieht man den Offizieren und anderen Vorgesetzten mehr auf die Finger."

Ist es dahin gekommen, daß selbst amtliche Vertreter der bestehenden Ordnung vor den Kämpen des „Zukunftsstaates" aus reinen Gewissensgründen, zwingendem Gerechtigkeitsgefühl den Hut lüften müssen?

* * *

In der „Deutschen Zeitung" bespricht neben dem „alten" auch noch „ein jüngerer Offizier" verschiedene militärische Fragen. Dabei entschlüpft ihm ein Geständnis von ganz eigenartigem Reize: „Man komme nur nicht mit dem Schlagwort: ‚Besserer Ersatz!' Der bessere Ersatz zeigt sich darin, daß der Mann meist auch geistig besser entwickelt ist als der Durchschnittsmensch. Er würde daher ‚Plackerei und Schinderei' weit schwerer ertragen und viel leichter in Disziplinwidrigkeiten verfallen."

„Bessere" Leute sind also nach Ansicht des „jüngeren Offiziers" für den Militärdienst nicht besonders geeignet! Sie sind infolge ihrer „besseren geistigen Entwicklung" (doch wohl auch im Punkte des Ehrgefühls?) weniger geneigt, „Plackerei und Schinderei" zu ertragen, als die minderwertigen. Woraus dann der logische Schluß folgt, daß Leute, die sich solche „Plackerei und Schinderei" ruhig gefallen lassen, eben — minderwertig sind. Einen ähnlichen Gedankengang kann man auch in dem Erlaß des Erbprinzen von Meiningen entdecken. Auch er ist der Ansicht, daß der Soldat durch schweigendes Erdulden von Schindereien an seinen moralischen Qualitäten Einbuße erleide, nur hält der Prinz diesen Zustand nicht für den normalen und wünschenswerten. Denn nicht von einer Truppe verprügelter Knechte, denen alle Selbstachtung und alles Ehrgefühl aus dem geschundenen Leibe getreten worden, erwartet er Großes, sondern von einer Armee aufrechter Männer, die sich nicht schweigend schänden und mißhandeln lassen, und die ihren Dienst tun und Disziplin halten — nicht nur aus knechtischer Furcht vor Prügeln und Fußtritten.

* * *

Auch sonst häufen sich in letzter Zeit Äußerungen von militärischer Seite, die uns gewöhnliche Sterbliche in eine ganz fremde Welt der Anschauungen

und Begriffe blicken lassen und nichts weniger vermögen, als das Ansehen und die Volkstümlichkeit der Armee zu erhöhen. Ich bedaure das, denn ein starkes, von der wärmsten und tatkräftigsten Teilnahme der gesamten Nation getragenes Heer ist für uns, wie die Dinge einmal liegen, eine politische Existenzfrage. Höher kann man den Wert der Armee unmöglich schätzen, und ich begnüge mich daher mit der schlichten Anerkennung der Tatsache, — ich, der ich der Hoffnung lebe, daß dereinst Militarismus und Kriege in ihrer heutigen Gestalt und Erscheinung vom Erdball verschwinden und anderen, menschenwürdigeren und erträglicheren Formen des Interessenausgleichs zwischen den Völkern weichen werden. Aber in Bezug auf den Zeitpunkt, wo das eintreten könnte, bin ich nichts weniger als Optimist, es werden darüber wohl noch Jahrhunderte, vielleicht noch längere Zeiträume verstreichen. So stelle ich mich denn heute durchaus auf den Boden der Tatsachen und stehe praktisch mit voller Überzeugung auf dem Bekenntnis: zur Verteidigung des Vaterlandes und zur Erhaltung der nationalen Freiheit und Selbständigkeit, wenn's nottut, jeden Mann und jeden Groschen. Ich denke, das ist deutlich genug, um mich gegen den so beliebten Verdacht sentimentaler Phantasterei oder gar beschränkter Militärfeindschaft zu schützen. Ich weiß daher auch die Notwendigkeit und die Verdienste, wie die Opfer und Mühen militärischer Pflichterfüllung durchaus zu würdigen und denke garnicht daran, mit den Mißständen und Auswüchsen, die doch gerade im Interesse der Armee selbst dringend der Abhilfe bedürfen, auch das deutsche Offizierkorps oder gar die Armee preiszugeben. Das sei ferne!

Eben deshalb bedaure ich die Stimmen, die ein nur sehr mangelhaftes Verständnis für die Grundbedingungen staatlichen und sittlichen Lebens aus militärischen Kreisen in die Öffentlichkeit tragen und dort dazu dienen, das Ansehen der Armee zu schädigen und ihren Gegnern willkommene Waffen zu liefern. So offenbarte in der mehrfach erwähnten „Deutschen Zeitung" wieder ein anderer „jüngerer Offizier" (oder ist es derselbe?) folgende „Weihnachtswünsche der Armee":

„Zunächst wünscht sich die Armee vom rein soldatischen Standpunkt aus einen ‚frischen, fröhlichen' Krieg. Kein Mensch kann diesen Wunsch dem Soldaten verübeln, ebensowenig, wie man es einem Arzte verübelt, wenn er sich recht viele Kranke wünscht. Ist doch das Soldatenhandwerk eine Vorbereitung für den Krieg. Wenn man nun immer in der Vorbereitung bleibt, so ermüdet dieses, macht unlustig, und, was am schwersten wiegt, man läuft Gefahr, bei dieser Vorbereitung falsche Bahnen einzuschlagen, da das Verständnis für die Anforderungen, die der wahre Krieg stellt, in einer allzu langen Friedenszeit verloren geht. Darin liegt eine große Gefahr für die Schlagfertigkeit und die richtige Handhabung der Armee im Ernstfalle."

Man kann der „Berliner Zeitung" nicht unrecht geben, wenn sie auf diesen, in der Tat hart an „Blasphemie" grenzenden christlich-frommen „Weihnachtswunsch" (!) erwidert:

„Also nichts weniger als die Kleinigkeit von mehreren Tausend erschlagener jugendkräftiger Männer wünscht er sich, die Tränen zahlloser Familien, den wirtschaftlichen Ruin von hunderttausend Unternehmern und Arbeitern und die hazardmäßige Möglichkeit einer Vernichtung des Vaterlandes; denn der ‚frisch-fröhliche Krieg' kann ebenso ein Sieg wie eine Niederlage sein, wie die Kugel des Roulettes schwarz oder rot fällt ... Was würde man zu einem Feuerwehrmann sagen, der sich zu Weihnachten einige recht tüchtige Feuersbrünste wünscht und der diese Wünsche mit dem Hinweis begründen wollte, die Feuerwehr ist nun einmal dazu da, um Brände zu löschen, folglich muß man, um sie leistungsfähig und ‚lustig' zu erhalten, auch öfter solche Brände stiften. — Interessant ist der Hinweis auf die Ärzte. Er gibt einen Beweis dafür, wie fern dem ‚Wünschenden' jeder, auch nur der geringste Begriff moderner Ethik liegt. Für ihn ist der Arzt nur ein Geschäftsmann, der vor allen Dingen bestrebt sein muß, nur recht viele Kranke zu erhalten, und dem man einen Wunsch nach Epidemieen gar nicht verübeln könnte. Die ethischen Ideen, die das Gros unseres Ärztestandes erfüllen, sind dem Herrn Offizier fremd. Er weiß es nicht, daß die Hauptaufgabe des Arztes darin liegt, Krankheiten vorzubeugen, und daß ihm sein Beruf nur in zweiter Linie den Lebensunterhalt einbringt, in erster Linie aber die Pflicht auferlegt, ohne Ansehen der Person und ihres Geldbeutels zu helfen." —

„In letzter Zeit", so lesen wir in der „Ethischen Kultur", „haben ungewöhnlich viel Generale in Revüen, Zeitungen, Flugschriften die Feder ergriffen, um die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Krieges und die Nachteile des Friedens zu erweisen ... Und ihrer Weisheit letzter Schluß besteht nicht etwa in der Erkenntnis, daß eben der Krieg mit unserer Kultur in Widerspruch geraten ist und demnach ein dieser Kultur entsprechenderes Streitverfahren der Völker gesucht werden müsse, sondern in der unglaublichen Forderung, daß durch eine direkte Erziehung der Jugend zum Kriege das Kulturniveau unseres Volkes hinabgedrückt werde, um den künftigen Soldaten für seinen Beruf ‚moralisch tauglich' zu machen. Welcher Art diese Tauglichkeit ist, geht aus einem dieser Artikel hervor, wo der Verfasser, ein Generalmajor z. D., von einer ‚falsch verstandenen Humanität' spricht, die sich bei uns breit macht, und von einem System der geistigen Erziehung, ‚das bei uns bisher allzusehr im Banne der formalen Wissenschaften liegt'. ‚Alle Achtung vor den Wissenschaften', ruft der Herr Generalmajor in bewundernswerter Naivetät aus, — ‚aber — — —'. Aber was fangen wir damit im Kriege an? — so läßt er es durch die Zeilen blicken ...

„Fürchterlich werden unsere Soziologen im Waffenrock, wenn sie uns nachweisen wollen, wie wir diesen kriegerischen Geist auch für unsere geistige Kultur unbedingt nötig haben. Herr v. Boguslawski, der den Krieg immer als den Erzeuger alles Großen und Schönen auf Erden gefeiert hat, ruft uns

herausfordernd zu: ‚Verbannt doch die Pflege der Liebe zum Heldentum und zur kriegerischen Tat aus der Schule! In welchem Sinn wollt ihr dann die Iliade, die Odyssee, die Nibelungen, den Cid, unsere Klassiker Shakespeare, Uhland, Kleist, Körner u. s. w. lesen lassen! . . . Setzt doch an die Stelle von Leonidas, Hannibal, Cäsar, Friedrich, Napoleon, eure Morgan, Rothschild, die Börsenkönige aller Länder . . .‘

„Um das richtige Verständnis für die historischen Schilderungen in den Klassikern zu haben, wollen wir also unsere Jugend auf den modernen Kriegsmann erziehen, der vor den drei Meilen tragenden Feuerwaffen kein Grauen mehr hat. Übersehen denn die Herren ganz, daß diese Geschöpfe, die sie für den Ausnahmefall des Krieges herangezogen sehen wollen, in der übrigen ‚kriegsfreien‘ Zeit ihres Lebens die größte Gefahr für das Staatswesen bilden, daß sie für die Arbeit des Geistes und der Hände, die doch allein die Größe eines Landes bedingen, völlig wertlos sein müßten? Brauchen wir denn wirklich eine Erziehung — sagen wir es gerade heraus — zur Roheit, um das Verständnis für die Klassiker zu entfachen? Werden denn diese Geschöpfe, die uns da herangebildet werden sollen, überhaupt noch Interesse für die hervorragenden Dichtwerke der Vergangenheit empfinden? Wir glauben nicht. Um aus Homer und Shakespeare nur das Entzücken für die ‚kriegerische Tat‘, eine Tat, die übrigens mit den kriegerischen Geschehnissen der Gegenwart doch nichts gemein hat, herauszulesen, dazu sind uns diese Werke doch noch zu gut.

„An Stelle der blinden Verehrung der Cäsar, Hannibal und Napoleon setzen wir moderne Menschen nicht die Rothschilds (deren Bedeutung übrigens der Herr General für die Kriegsanleihen, ohne die ja die schönste Begeisterung nun einmal unmöglich ist, unterschätzt). Wir haben doch noch andere Helden, deren sittlicher Wert uns doch höher steht, als der jener Kulturvernichter. Die Namen eines André, Pettenkofer, Koch, eines Behring, Goethe (dieser fehlt bezeichnenderweise unter den Klassikern des Herrn Generals), Marconi, Spencer, sie sagen uns mehr als alle die Blut- und Eisenfanatiker einer überwundenen Zeit. Die Herren Generale mögen sich nur tüchtig auf den Krieg vorbereiten. Das ist ihr Amt. Die Entwicklung der Kultur, die Hebung des Edelmenschentums, den Sieg der Moral, die Eliminierung des Krieges als Mittel für das Zusammenleben der Völker mögen sie andern überlassen, die den Beruf dafür fühlen und in seiner Ausübung der Menschheit den größten Dienst erweisen.“

Man empfindet fast ein Gefühl des Mitleids, ja der Beschämung, wenn man sieht, mit welcher geistigen und sittlichen Überlegenheit die Selbstbekenntnisse gewisser militärisch hochgestellter Schriftsteller ad absurdum geführt werden. Ich kann mir nicht helfen: auf mich wirken derartige Abfertigungen von Leuten, die es doch eigentlich nicht nötig hätten, und deren Ehrgeiz Befriedigung auf anderen Gebieten suchen sollte, nur peinlich, zumal sie mir in manchen Fragen

näher stehen, als ihre Gegner. Aber so wird heutigen Tages der Publizist nationaler und christlicher Richtung fortgesetzt gezwungen, anzuerkennen, wo er es nicht mit ganzem Herzen kann, und getrennt zu marschieren, wo er gerne zusammenginge. Und das nur um der bloßen Wahrheit willen und um nicht ungerecht zu sein! —

Mit unseren landläufigen bürgerlichen Begriffen von Vornehmheit und Ritterlichkeit lassen sich auch die Belehrungen, die ein Major und Adjutant bei der Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens in einem unlängst erschienenen militärisch-pädagogischen Buche niedergelegt hat, nur schwer in Einklang bringen. Der Verfasser schildert darin seine Erzieher-Ideale. Eines dieser Ideale scheint, wie ein Berliner Montagsblatt bemerkt, „die Erziehung des Soldaten zum möglichst vielseitigen Denunzianten zu sein." Der Herr Major schreibt:

„Jeder Soldat muß reichs- und königsfeindlichen Bestrebungen überall auf das entschiedenste entgegentreten. Hört er Schmähreden auf den Kaiser, den Landesherrn oder das Heer, so hat er sich das in seiner Gegenwart zu verbitten, den Redner aber seinem Kompagniechef zur Anzeige zu bringen, damit solchem Manne der Mund gestopft werden kann."

Dieser Anleitung zum Denunzieren fügt aber der Herr Verfasser noch „viel weiter gehende Anforderungen an die denunziatorische Betriebsamkeit des Soldaten" hinzu:

„Die Leute sind zu Bett gegangen, der Unteroffizier vom Kompaniedienst hat bereits abgefragt. Da hört ein Mann, wie sein Bettnachbar aufsteht und anfängt sich anzuziehen. Auf seine Frage erzählt dieser, er wolle zu seinem Mädchen in die Stadt gehen, und da er keinen Urlaub erhalte, ginge er ohne Urlaub. Er hält ihn von der unerlaubten Entfernung zurück und meldet den Vorfall, wenn der betreffende Mann sich nicht abhalten lassen will. Am nächsten Morgen soll unser Mann (der Mustersoldat) in der Bataillonsküche 4 Uhr morgens Kaffee kochen. Er tut seine Pflicht, auch wenn seine Vorgesetzten ihn nicht sehen. Seine Kompanie rückt aus; er geht in einen benachbarten Laden, um für die Küche einzukaufen, und begegnet einem Landsmann, mit dem er in eine Wirtschaft einkehrt. Hier erzählt der Landsmann, daß ihm von fremden Leuten, die aus der Stadt in das Heimatsdorf gekommen sind und dort große Reden halten, Angst vor dem Dienen gemacht worden ist. Der Soldat erzählt dem Mann von der Fürsorge der Hohenzollern und warnt ihn vor Umsturzbestrebungen. Am Nebentisch wird über den Kaiser und die Offiziere geschimpft. Der Soldat verbittet sich das, zwingt den Majestätsbeleidiger unter Umständen zur Ruhe, holt den Schutzmann und meldet den Vorfall dann. Um 8 Uhr hat er das Fleisch in der Küche abzunehmen, muß also pünktlich wieder dort sein. Mittags fällt er auf den glatten Treppenstufen, bricht ein Bein, kommt in das Lazarett und findet dort einen Kranken, der die Heilung eines Handgeschwürs selbst verhindert, er belehrt ihn über

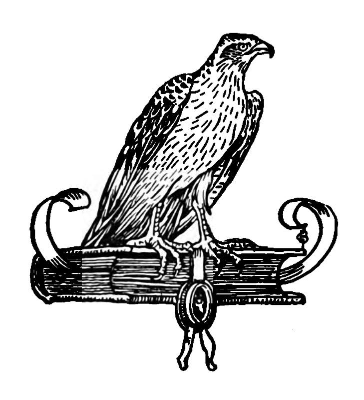
rstümmelung und zeigt den Vorfall an, wenn der Kranke nicht
hört."
Ist es wirklich unbedingt notwendig, noch besondere Unterweisungen in
nehmen Disziplin des Denunzierens zu erteilen, sie in ein System zu
und in Büchern ausführlich zu traktieren? Macht sich ein schofles
iantenpack aller Arten und Größen nicht schon genügend bemerkbar, so
selbst von den Behörden als lästig empfunden wird? Ich will das
das ich unten folgen lasse, nicht auf den Verfasser der Schrift an-
er meint es wohl in seiner Weise gut, und vielleicht sind seine Be-
n einem militärischen Bedürfnis entsprungen, obwohl mir auch das
ht einleuchten will und der Glaube sehr fern liegt, daß sich der deutsche
für die Befriedigung eines solchen Bedürfnisses irgendwie begeistern
Wie dem aber auch sein möge, — unvergessen ist und bleibe auch
as alte Wort:

„Der größte Lump im ganzen Land,
Das ist und bleibt der Denunziant!"

* * *

Vollen wir nun nicht lieber den „Krieg im Frieden" einstellen, unsere
igen Mißverständnisse aufzuklären suchen, der Wahrheit die Ehre
nd ernstlich Hand ans Werk legen? Wir sind ja nun einmal für
e Zeit auf einander angewiesen: das Heer auf das Volk, das Volk auf
r. Ja, wir sind im wahren Sinne eins. Dieses Verhältnis darf
rgiftet werden, weder durch Überhebung, Selbstgenügen und Unverstehen
her Forderungen auf der einen, noch durch Mißgunst, inferioren Neid
ß auf der anderen Seite. Mögen sich die Herren Militärs stets vor
halten, daß alles, was sie sind und — scheinen, bis auf das nackte
jedem Sinne, dem Volke verdanken, das den gewaltigen Bau der
uf seinen Riesenschultern trägt und nur in seiner Gesamtheit zu tragen
und nur, so lange es freudig und willig bleibt. Eintausend und
nddreißig Millionen Mark beanspruchen die Militärlasten
at des Reiches für 1903. Die Einnahmen reichen längst nicht
s, um die Lasten zu decken. Zölle, Verbrauchssteuern und Stempel-
haben 1903 die ungeheure Höhe von 888 Millionen Mark er-
eit Ende der siebziger Jahre sich um das Vierfache vermehrt, und
erfordern die Militärausgaben noch Anleihen in der Höhe von etwa
iertelmilliarde Mark!...
nd was verlangt denn das Volk Großes von den verantwortlichen
seiner Armee und deren in Wort und Schrift so rührigen Ver-
Doch nur — ein wenig guten Willen und Ehrfurcht vor
hrheit. Nichts weiter, nichts anderes! Jede Anerkennung der be-
Übel, jeder Versuch, sie abzustellen, findet, wenn auch nicht ge-
der offiziellen Sozialdemokratie — von deren Dankbarkeit darf man

doch auch nicht alle Schritte zum Besseren abhängig machen! — so doch in allen anderen Schichten, bis tief in die sozialdemokratischen hinein, freudigen Widerhall, fließt wie beschwichtigendes Öl auf die erregten Wogen der öffentlichen Meinung. Das wehrhafte deutsche Volk fühlt sich noch immer mit seinem Heere verwachsen, aber es sieht in ihm das Mittel, nicht den Zweck seines Daseins. Freiheit und friedliche Größe auf den fruchtbaren Gefilden der Kultur, Künste und Wissenschaften ist seine gottgewollte Sendung. Sie zu erfüllen, die Störer seiner friedlichen, menschenfördernden und -erziehenden Arbeit mit eiserner Faust in die Schranken zu weisen, — dafür, nur dafür, nicht zur Befriedigung kriegerischen Ehrgeizes, militärischer Sondergelüste oder eroberungswütiger Phantome schmiedet sich unser friedliebendes deutsches Volk seine eherne Rüstung und sein scharfes Schwert.





Bohème oder Volkskunst.

In zwiefacher Hinsicht bietet uns Gustave Charpentier Anlaß, uns mit ihm zu beschäftigen. Daß der 1862 in Dieuze im Lothringischen geborene Komponist zu den besten Hoffnungen der heutigen französischen Musik gehört, wäre dafür nicht ausreichend. Denn diese Hoffnungen sind von der Erfüllung noch sehr fern. Aber da es bei uns für den Ausländer ja viel leichter ist, zur Beachtung zu gelangen, als für den Einheimischen, hat Charpentier mit seinen Werken im deutschen Opernspielplan des letzten Jahres eine Stellung eingenommen, die allein eine Beschäftigung mit ihm rechtfertigen würde.

Nun aber ist Charpentier nicht bloß schaffender Künstler. Er begnügt sich nicht damit, in seiner Kunst vom Leben des Pariser Volkes zu singen, sondern er hat es auch unternommen, diesem Pariser Volk die Kunst zu bringen. Und hier hat er einen Weg eingeschlagen, der auch für uns viel Verlockendes hat. Doch wenden wir uns zunächst seinem Werke zu.

Es hat fünf viertel Jahre gedauert, bis Charpentiers Musikroman „Luise“ aus Elberfeld auf Umwegen nach Berlin gekommen ist. In dieser Zeit ist sie so alt geworden, daß man sich hier allgemein füglich verwundert hat, weshalb man ihr überhaupt gestattete, sich vorzustellen. Man hat aber seltsamerweise sich nicht gesagt, daß eine Blume nur so schnell verwelkt, wenn sie entweder von Anfang an nicht gesund ist, oder wenn sie in ein falsches Erdreich versetzt wird. Beides ist hier der Fall.

Charpentiers „Luise“ ist auch für die französische Auffassung kein gesundes Werk. Es fehlt ihm nicht nur an künstlerischer, sondern vor allem auch an jeder ethischen Kraft. Aber das Werk besitzt manches, was es erklärt, wenn die Franzosen sich dennoch seiner freuen konnten. Es besitzt aber nichts, was uns Deutsche erfreuen kann. Dagegen ist es seinem ganzen Gehalt nach dazu angetan, deutsches Empfinden aufs gröbste zu verletzen. Denn wir sind nun einmal so „schwerfällig“, eine innere, ihrem Wesen nach ethische Begründung oder doch die tragische Strafe zu verlangen, wenn gegen ewige Gesetze gesündigt wird. Das Wort „Paris“ allein, so lockend es auch wirkt, gibt uns diese Lösung nicht.

Ich will jetzt hier vom arbeitenden Berlin aus wirklich nicht auf den lustigen Montmartre schelten. Und wenn das Bohèmetum von heute nicht mehr

so im Grunde etwas philisterhaft brav ist, wie bei Murger, nicht mehr so leidenschaftlich, wie bei Musset oder in der älteren Zeit der Manon Lescaut, — das Schönste, was der Montmartre auch heute noch zu geben hat, ist die junge Liebe und der alte Leichtsinn. Ich will auch nicht hochmütig verkünden: „Gott sei Dank, daß wir nicht so schlecht sind, wie jene; daß unsere Studenten und Künstler, wenn sie auch keine Tugendbolde sind, jedenfalls nicht die ordnungsmäßige Form im ménagement à deux erblicken.“ Das entscheidende ist, daß wir für eine Erscheinung, die dem Franzosen, der im Grunde viel familienhafter angelegt ist, als der leicht einspännige Deutsche, als ganz harmlos, ja natürlich erscheint, gar kein Verständnis haben. Wir verstehen Romeos loderndes Begehren, Gretchens willige Hingabe und auch Klärchens stilles Beglücken des großen Mannes, den sie vor der Welt nie besitzen kann. Aber da ist der heiße Odem der an sich reinen und berechtigten Leidenschaft, da ist der Allherrscherin Liebe blühendes Reich. Und vor allen Dingen ist hier ein Geschehen, sind Verhältnisse da, die es begründen oder doch erklären, daß der Liebesbund nicht durch die Ehe seine Rechtfertigung erhält. Außerdem ist hier eine Größe der gesamten Lebens- und Weltauffassung, die es rechtfertigt, wenn gegen einzelne Gesetze verstoßen wird.

Von alledem bietet dieses französische Werk nichts. Ein junger Dichter, von dessen innerer Art, künstlerischem und sonstigem Vermögen wir auch am Ende noch nichts wissen, liebt das Mädchen seiner Wirtsleute. Man muß annehmen, daß er die besten Absichten hat. Da aber die Eltern nicht wollen, so zieht er die Tochter zu sich. Aber er heiratet sie nicht, sondern sie ist sein Bohèmeverhältnis. Ja, warum denn? Und wozu all die Redensarten von Menschenrechten u. s. w. Es ist ja alles gut und schön, Vater und Mutter würden sich sicher längst mit den Tatsachen ausgesöhnt haben, wenn Luise des Malers Frau wäre und nicht sein Verhältnis. Es ist aber weder aus den Charakteren des Liebespaares, noch aus der Handlung ein Grund abzusehen, weshalb nicht diese so bequeme Regelung getroffen wird. Also dramatisch taugt das Buch zur „Luise“ gar nichts, und der Komponist hatte gute Gründe, von einem „Musikroman“, d. i. einem in Musik gesetzten Roman zu reden. Nur daß ein Roman Handlung verlangt, das Werk aber auch hier versagt.

Nun würde man trotzdem die Annahme rechtfertigen können, wenn die Musik hervorragend wäre, obwohl das Beste von Richard Wagners Werk für uns nicht lebendig geworden ist, bevor wir nicht vom Musikdrama auch eine echte Dichtung verlangen. Aber leider ist auch die Musik nicht bedeutend. Man hat immer das Gefühl, es mit einem hervorragenden Könner zu tun zu haben, trotzdem die Orchestration nicht immer geschickt ist und meistenteils geradezu unschön klingt. Viel Interessantes steckt in Einzelheiten, eine starke und eigenartige Persönlichkeit offenbart sich nirgends. Auch keine Leidenschaft; soviel davon die Rede ist. Esprit und Elan stecken in dem Werk, und zwar so echt französisch, daß man es auf deutsch gar nicht ausdrücken kann.

Aber ich meine, selbst wenn Musik und Dichtung bedeutender wären, als sie sind, hätten wir trotzdem aus Selbstachtung das Werk nicht annehmen dürfen. Wir müssen doch nicht alles und jedes haben. Denn der eigentliche Held dieses Werkes ist — Paris. Im Mittelpunkt des ganzen Werkes steht folgende Szene: Julien und Luise schauen vom Montmartre herab auf die in Lichtern glänzende

Stadt. Da wendet sich Julien ihr zu: „Holdes Symbol bist du der mächtigen Stadt, in ihr lieb' ich dich, sie bet' ich an in deinem Reiz .... Du und ich, beide vereint enthüllen wir der Stadt erhabene Wunder." Dann singen beide: „Paris! Paris! (6 Mal) du Stadt der Kraft und der Erleuchtung! Paris! Paris! Paris im Strahlenglanze. Paris! O Paris! Der Freude Stadt, der Liebe Stadt! Sei unsrer Liebe hold!" Nun knien sie nieder: „Gib deinen Kindern Schutz! Schirme uns! Verteidige uns!"

Ich muß offen gestehen, dieses Beten zum Seinebabel, das dem Pärchen droben doch nur Symbol der Lust und des Vergnügens ist, wirkt geradezu blasphemisch. Aber meinetwegen sollen die Pariser das tun, sollen sie ihre Stadt vergöttern, wie sie wollen. Aber was kümmert **uns** das, wie kommen **wir** dazu, das mitzumachen? Und selbst, wenn wir es wollten, wie könnten wir es? Hoffentlich zieht die Intendanz aus dem Mißerfolg des riesigen Aufwandes von Kosten und Mühen die Lehre, daß sie vor allem dazu da ist, die deutsche Kunst zu pflegen.

* * *

Für gastfreundliche Leute, wie wir Deutsche es in Kunstdingen nun einmal sind, ist es immer peinlich einem Gast sagen zu müssen, daß er besser daran getan hätte, zu Hause zu bleiben. Das ist um so unangenehmer, wenn man das Gefühl hat, es mit einem ehrlich schaffenden Künstler zu tun zu haben. Denn es ist ja natürlich, daß je mehr die Stärke eines Künstlers ausschließlich national ist, er um so schwächer im Auslande wirken muß. Nun kann es uns kein Mensch verübeln, wenn wir das Kräutlein Bohème im Garten der deutschen Kunst recht gerne missen; daß wir es dort, wo wir ihm begegnen (Überbrettl), als Unkraut ansehen und deshalb ausrotten.

Wir wollen nun einmal einen deutschen Garten haben. Darin sieht es schon an sich kraus und wunderlich genug aus. Knorrig sind die Stämme, sie wachsen nach allen Richtungen, von ordentlichen Wegen ist nicht die Rede, verworrenes Dickicht, aber auch heimliches Dunkel, und Blumen blühen an verschwiegenen Plätzen. Was soll da so ein fremdländisch Kraut, wie die Bohème? Im Ziergarten französischer Kunst mit seinen regelmäßigen Wegen, den fein geschorenen Hecken, den sauberen Blumenbeeten, da ist's wohl ein Glück, daß auch solche Blume gedeiht, die dem Gärtner viel Ärger bereitet; denn sie bringt „Natur" in sein künstlerisches Gewächshaus.

Der beste Beweis dafür, daß dieses wildwüchsige Bohèmetum der in ihrem Wesen akademischen und gelehrten französischen Kunst zum Heil ausschlägt, liegt in der häufigen Befruchtung, die die französische Literatur von ihm erfuhr. Die französische Romantik, wie neuerdings die Befreiung der französischen Lyrik sind vom Montmartre ausgegangen. Jetzt bringt der **Musiker Charpentier**, der trotz seiner äußeren Erfolge dem armen Montmartre treu geblieben ist, den breiteren Schichten des französischen Volkes die Musik. Es ist leicht zu sehen, wie diese sozialen Kunstbestrebungen aufs innigste mit dem Bohèmetum zusammenhängen.

Und hier können wir Charpentier fröhlicher willkommen heißen. Ja, wir wünschen dringend, man möge hierin in deutschen Großstädten von ihm lernen. Natürlich nicht so, daß man einfach sein Werk übernimmt, sondern indem man

der eigenen Art gemäß für uns ein ähnliches schafft. „L'œuvre de Mimi Pinson“ heißt diese Schöpfung Charpentiers, durch die er im besten Sinne, ja ich meine in der einzig fruchtbaren Art Kunst ins Volk gebracht hat. Er selbst hat über dieses Werk eingehender in der Wiener „Zeit“ berichtet, wir hören ihm gerne eine Weile zu, da er als Franzose zwar nur plaudert, aber in diesem Geplauder doch viel sagt.

Charpentier dankt die erste Anregung zu seiner Schöpfung dem Ausland. Als Sieger im „Römerpreis“ des Pariser Konservatoriums kam er nach Italien und nach Deutschland. Und er fand, daß dort als Erbinnen einer alten Kultur, hier dank einer selbständigeren Erziehung die Frauen und Mädchen aus den unteren und mittleren Volksschichten viel mehr und viel reinere Freuden in ihrem Dasein der Arbeit hätten, als in Paris. Die Ursache dieser Erscheinung sah er darin, daß in diesen beiden Ländern diese Frauen viel eher zu einem schönen und lauteren Kunstgenuß kommen konnten, als in seiner Heimatstadt. Er überlegte nun nicht und entwickelte nicht erst ein verwickeltes theoretisches System, sondern begann gleich mit der praktischen Tat.

Der Anfang war recht bescheiden. Charpentier begnügte sich damit, zunächst allabendlich von den Theaterdirektoren eine größere Anzahl Karten zu erringen oder durch zusammengebrachte Spenden zu kaufen, die dann an die Arbeiterinnen verteilt wurden.

„Die Leute schüttelten freilich die Köpfe über eine Stiftung, die bloß den Zweck haben sollte, den kleinen Handarbeiterinnen von Paris Theaterkarten zu verschaffen, ihnen Genüsse zuzuführen, die bisher nur den Begüterten vorbehalten waren. Es läßt sich denken, das es nicht an Angriffen der Blätter fehlte. Man hatte zahlose Vorwürfe für mich bereit: Die Arbeiterinnen hätten genug anderes zu tun, als ins Theater zu gehen. Sie hätten ein schweres Leben. Man würde sie demoralisieren, wenn man sie ins Theater führte, und so fort. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich mich dadurch nicht irremachen ließ. Wenn das Leben der Arbeiterinnen mühselig ist — und niemand weiß es besser als ich —, war das nicht ein Grund mehr, ihnen zu einer bildenden und angenehmen Zerstreuung zu verhelfen? Und warum sollten das Théatre français, die Opéra Comique, sollte das Gymnase, deren Preise für die Frauen, die zumeist nur drei Francs im Tag verdienen, unerschwinglich sind, sich schädlicher für sie erweisen, als die Vorstadttheater nnd die Volkssänger, die sie bis dahin so eifrig besucht hatten und die doch gewiß nicht moralischer oder erbaulicher waren? Wozu hier übrigens auf Einwürfe eingehen, die durch die Tatsachen längst glänzend widerlegt sind! Daß es nicht an Mädchen fehlt, die gern ins Theater gehen wollten, daß Hunderte sich dazu drängten, ist schließlich nicht verwunderlich. Was aber meine eigenen Erwartungen übertraf, das war die Wirkung, die diese Abende auf sie ausübten, von denen die Dankesbriefe, die auf mich einströmten, ein beredtes Zeugnis gaben. Der feine, empfängliche und bewegliche Geist der kleinen Pariserinnen nahm nicht nur gierig die neuen Eindrücke in sich auf — ein lebhafter Drang, selbst etwas zu erlernen, sich zu betätigen, war dadurch in ihnen erwacht und sprach sich in ihren begeisterten Episteln aus. Warum sollten diese Mädchen nur Zuschauerinnen bleiben? Sicherlich würde es ihnen Freude machen, selbst zu musizieren, zu singen, zu spielen, und sich, also spielend, zu bilden und zu erheben.“

Das ist der springende Punkt. Warum sollten diese Mädchen nur Zuschauerinnen bleiben? Denn das ist der verhängnisvolle Fehler, der bei uns allen Bestrebungen, die Kunst ins Volk zu bringen, anhaftet. Man kann die Kunst nicht zu jemand bringen, sondern sie muß in und bei diesem erwachsen, wenn sie fruchtbar werden soll. Charpentier hat das wohl erkannt, und er hat schnell die Schritte dazu getan, aus einer Kunst fürs Volk eine Kunst des Volkes zu schaffen. Das erste war natürlich der Chorgesang; denn hier finden auch die Schüchternen und die Minderbegabten einen Platz. Der Erfolg war so überraschend, daß bald zwei vornehme Institute ihre Räume für die Übungen zur Verfügung stellten. Nun ging es rasch vorwärts. Zum Chorgesang kam Musik- und Tanzunterricht, und bald zeigte sich als schönstes Ziel die Volksbühne. Das heißt nicht bloß ein Theater mit billigen Eintrittspreisen, sondern eine Bühne, auf der das Volk vor dem Volke spielt. Und nun habe Charpentier wieder das Wort.

„Heute nach einem Jahre ist unser Werk im vollsten Gang. 1800 Schülerinnen besuchen die volkstümlichen Kurse, und mit welch köstlichem Eifer sind sie an der Arbeit, all die jungen Frauen und Mädchen, all die Schneiderinnen, Modistinnen, Schriftsetzerinnen, Färberinnen, die tagsüber ihrem Gewerbe nachgehen und des Abends herbeiströmen, um singen oder tanzen, Klavier oder Harfe spielen zu lernen! Es ist eine wahre Freude, sie zu sehen — und eine Augenweide obendrein. Wie hübsch und zierlich bei aller Ungezwungenheit sind doch diese ewig heiteren, ewig lächelnden jungen Dinger, die Blonden wie die Braunen! Vor Beginn der Stunde plaudern sie. Aber plötzlich verstummen sie, lautlose Stille tritt ein, der Unterricht beginnt. Von nun an schweigt alles, jede geht auf ihren Platz und steckt die Nase in ihr Notenheft. Mit welchem Ernst, welchem Ausdruck der Vertiefung, der auf diesen schelmischen Gesichtern überrascht, mit wie vielem Eifer und gutem Willen gehen sie auf alles ein, als kennten sie nur die eine Sorge: sich zu vervollkommnen, was ihnen übrigens auch häufig gelingt. Man hält die Pariser Grisetten für leichtsinnig und oberflächlich. Aber man irrt sich. Nicht einmal achtlos oder zerstreut darf man sie nennen. Das kommt wohl auch daher, weil sie sich mit Lust und Liebe der Arbeit hingeben. Man braucht sie nur anzuschauen, um zu merken, wie glücklich sie darüber sind, sich etwas anzueignen, sich zu verschönern, indem sie schöne Dinge lernen und zu ihren natürlichen Reizen den verführerischen Zauber einer hellen Stimme fügen, die süße Lieder zu singen vermag. Es ist ihnen sofort eingegangen, wie sehr ihre persönliche Anziehungskraft sich dadurch erhöht, daß sie diese reizvollen Dinge erlernen. Und sie geben sich viele, viele Mühe! Aber es macht nicht den Eindruck einer Mühe, einer Arbeit. Zunächst lernen sie ohne die geringste Anstrengung. Was dem angehenden Musiker von Beruf eine Plage ist, scheint für sie eine Zerstreuung; und sie gehen mit so viel Lust und Heiterkeit daran, daß aus der Arbeit ein anmutiges Spiel wird. Wie viele Kräfte schlummern in diesen lieben jungen Seelen, und wie glücklich bin ich, sie in den Dienst des Schönen und Guten zu stellen! Ja, ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der sich zu ihnen wendete und ihnen sagte: ‚Kommet her zu mir! Wenn ihr wollt, so will ich euch die Freuden der Musik, der Dichtkunst, des Theaters erschließen; und wenn die Werke, die ihr auf der Bühne gesehen, euch befriedigen, dann will ich euch auffordern, im Verein mit mir an der Verschönerung der Zukunft zu

arbeiten, indem wir mit vereinten Kräften an der Gründung eines Volkstheaters arbeiten wollen, wo ihr eines Tages einfach, anmutig und natürlich Komödie spielen sollt, wie ihr es manchmal zu Hause tut. Auch da werdet ihr wie zu Hause sein, denn euer Publikum wird aus euren Arbeitsgefährtinnen, euren Freundinnen, euren Brüdern bestehen, aus euren Kampfgenossen: der großen, arbeitenden Menge, die von euren züchtigen Tänzen, euren ernsten, gemütstiefen, zarten Gesängen überrascht und entzückt sein werden.'"

Gewiß liegt viel französischer Überschwang in diesen Worten. Aber es ist eine gute Tat, die Charpentier hier vollbrachte. Es ist eines der schönsten Ziele der Kunst, daß sie nicht mehr bloß den Reichen und Vornehmen gehören will, sondern dem Volke. Da ist aber nicht viel erreicht, wenn die Reichen und Vornehmen einmal im Monat, oder in der Woche, oder wäre es sogar alle Tage hingehn und zu den Mühseligen und Beladenen sagen: „Kommt und höret zu, wir wollen euch erquicken." Denn es ist das Wesen der Kunst, daß eigenes Schaffen oder doch Mitschaffen die höchste Erquickung schafft. Nicht Kunst ins Volk, ins Haus bringen, heißt die Losung, sondern Kunst im Volke, im Hause erwachsen lassen.

K. St.



Zu unserer Notenbeilage.

Es ist ein Stück Zigeunermusik, was wir heute unseren Lesern bieten. Ich halte die Zigeunermusik für viel mehr, denn eine bloße Spezialität der Völkerkunde. Sie ist vielmehr der Höhepunkt der Naturmusik, ungebändigter regelloser Ausdruck des Empfindens. Sie ist meist freie Phantasie und hat nur einen Halt, die schlichte Weise eines Liedes, das den Grundton der Stimmung abgibt. Von hier aus schwingt sich die Phantasie zu freiem Fluge in freiem Umspielen und Ausführen jener ursprünglich gegebenen Melodie. Es geschieht dann leicht, daß überm Spielen ein neues Lied dem Fiedler einfällt, das er jenem ersten anfügt, um wie beim ersten ein neues Stakett zu erhalten, um das er die Blumenranken seiner schweifenden Phantasie schlingt. Es entsteht so eine Art des „Potpourris", die von der landläufigen durch einen Abgrund getrennt ist, denn sie ist künstlerisch, unsere beliebten Potpourris aber sind eine Barbarei. — So muß auch diese aufs Klavier übertragene Phantasie ganz frei gespielt werden. Die kleinen Melodieen der Volkslieder kommen in ihrem scharf geprägten Rhythmus voll heraus. Dahinein aber rauscht das Zymbal, und die Geige ergeht sich in bunten Läufen, um sich doch immer wieder sicher zum Anfang zurückzufinden.



Franz Stassen.

Zu unseren Kunstbeilagen.

Man hat in der letzten Zeit viel von „Tempelkunst“ geredet. Das Wort klingt gesucht und sein Begriff ist wenig bestimmt. Bei der Spielerei mit religiösen Worten, die ein Kennzeichen aller im Grunde wenig religiösen Zeiten ist, benennt man mit dem Worte Tempelkunst, was in dem Begriff Höhenkunst viel bestimmter gefaßt ist. Es ist die Sehnsucht nach Erhabenheit, Größe und Schönheit, die hier zum Ausdruck kommt, jene Sehnsucht, die sich jetzt im Rückschlag gegen beschränkten Naturalismus und öden Materialismus immer gebieterischer erhebt.

Der Naturalismus an sich ist nur eine Technik, keine Weltanschauung. Die getreueste Naturwahrheit kann sich mit einer geistig tief dringenden Weltanschauung verbinden. Aber schon hier wird die Auswahl von entscheidender Bedeutung. Man sehe sich doch nur die Theorieen von Realismus und Naturalismus an. Sie lauten im Grunde beide ganz gleich. Aber während der Realist im Herzen nach künstlerischer Schönheit strebt und das Leben daraufhin ansieht, ist der Naturalist voll eines pessimistischen Materialismus. Wir haben Maler genug, die mit Ängstlichkeit jedem edlen Gesicht, jeder schönen Gestalt aus dem Wege gehen, die nur wahrhaftig zu sein glauben, wenn sie den Menschen dort darstellen, wo er gemein und häßlich ist.

Seitdem ferner Manet und seine Gefolgschaft verkündet haben, daß Phantasie für den Künstler überflüssig, wenn nicht gar schädlich sei, hat jenes Kopieren beliebiger Naturausschnitte immer mehr um sich gegriffen, wo das „vue à travers d'un tempérament“ um so weniger hilft, als dieses Temperament von abgeschmackter Nüchternheit ist. Daß ein Manet und seine Nachfolger zuweilen stimmungsvolle Landschaften bieten, geschieht trotz ihrer Theorie.

Fast noch mehr, als Phantasie, ist Gedankentiefe bei dieser Richtung verpönt. Das Wort literarisch kommt einem sofort entgegengeflogen von Leuten, deren Maltechnik, etwa im Pointillismus, doch überhaupt nur das Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchungen ist.

Es war für die Entwicklung der Malerei wohl gut, daß wieder einmal eine solche materialistische Strömung herrschte, daß eine Zeit gekommen ist, die den Begriff malerisch nur körperlich-sinnlich faßt; für die ein Dunghaufen, da die liebe Sonne ihn mit ihrem Licht überstrahlt, ein ebenso darstellenswerter Vorwurf ist, wie eine Madonna. Das Auge ist durch diese Richtung für Bewegungen wie für Farbenwerte geschärft worden. Die Freude an Farbe und Licht ist bei Künstlern wie Laien gesteigert worden. Diese Verdienste sollen gewiß nicht geschmälert werden. Aber das alles ist doch gewissermaßen nur Mittel zum Zweck; wo das aufhört, beginnt erst die eigentliche Kunst. Man braucht nur die Schöpfungen Segantinis denen der Richtung Liebermann und Genossen entgegenzuhalten, um trotz der verwandten technischen Bestrebungen, trotz des ähnlichen Verhältnisses zu Licht und Farbe den himmelweiten Abstand zu fühlen, der zwischen den Werken beider liegt.

Und man wird nicht umhin können zu sagen, daß der Südtiroler mit dem italienischen Namen um ebensoviel deutscher ist, denn der Berliner, als er gei-

stiger ist, als ihm die Natur letzterdings nur Symbol ist seelischen Lebens. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß Liebermann Jude ist, daß sein wesentliches Verdienst auch in der Rolle des Vermittlers französischer Technik an deutsche Künstler beruht. Und in der Tat, wenn die Zukunft die Geschichte der Malerei in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben unternimmt, wird sie als die deutsche Kunst nicht die Werke jener anführen können, deren höchstes Ziel es war, es den Franzosen gleich zu tun. Die Namen Böcklin (deutsche Phantasie), Thoma (deutsches Gemüt), Klinger (deutscher Geist) werden der Zukunft als die höchsten Vertreter deutscher Kunst in diesem Zeitraum erscheinen; daran kann schon heute keiner zweifeln, der die Unmöglichkeit einsieht, ein spezifisch germanisches Merkmal in den Werken jener Impressionisten zu entdecken. —

Wir bringen heute eine Photogravüre nach dem letzten großen Gemälde und die Wiedergabe zweier Zeichnungen eines jüngeren Künstlers, der, sichtlich mit jeder neuen Schöpfung wachsend, berufen erscheint, in die erste Reihe der besten deutschen Künstler unserer Tage zu treten. Franz Stassen ist dank dem Umstande, daß er sich nie in Cliquen und Vereinsströmungen einziehen ließ, daß er seiner Art von Anfang an treu blieb, zu einer durchaus eigenartigen Künstlererscheinung herangereift. Als einer unserer besten Zeichner heute allgemein anerkannt, wird ihm als Maler dieselbe Anerkennung nicht fehlen, sobald er nur die Muße findet, mit dem Pinsel ebenso reich zu schaffen, wie mit Griffel und Feder.

Franz Stassen ist am 12. Februar 1869 in Hanau geboren. Die ungewöhnliche Begabung war schon beim Kinde so offensichtlich, daß gar kein Zweifel über seinen künstlerischen Beruf walten konnte. Eine kurze Zeit war er bei einem Goldschmied in der Lehre, und man darf wohl in dem üppigen Rankenwerk seiner Ornamentik die nun in den richtigen Weg geleitete Aussprache dieser Neigung des Knaben sehen. Denn lange blieb er nicht dabei: fünfzehnjährig kam er auf die Hanauer Kunstschule, zwei Jahre später auf die Berliner Akademie, wo er, wie danach in einem halben Jahr in München, lernte, was seinesgleichen lernen kann, das Handwerk. Er hat es gründlich gelernt. Seine technische Gewandtheit, die unfehlbare zeichnerische Sicherheit, die gleich umfassende Beherrschung des Figürlichen, wie des Ornamentalen und Landschaftlichen, die Vielseitigkeit seines technischen Könnens, die mit Feder und Tusche ebenso vertraut ist, wie mit der Radiernadel, mit der Lithographie ebenso wie mit Pastell-, Öl- oder Temperamalerei, sind die schönen Früchte dieser eindringlichen Studien.

Das Wichtigere kann der Lehrer nicht geben, das muß sich der Künstler selbst suchen. Stassen fand es seinerseits bei jenen Künstlern der Vergangenheit und Gegenwart, denen er sich verwandt fühlt. Eine glühende Sehnsucht nach Schönheit beseelt diesen Künstler, nach stolzer, großer, erhabener Schönheit. Seine Gestalten wachsen alle schlank und hoch empor, sie streben zur Höhe. Aber nicht aus Erdenverachtung, sondern aus der tiefen Erkenntnis, daß die höchste Vollendung des Irdischen dem Himmlischen am nächsten kommt, daß das schönste Menschentum in der Pflege des Göttlichen lebendig wird. Und zur Schönheit der Form, die hier wirklich das Bild der Schönheit der Seele ist, kommt hier die Schönheit des Geistes. Also Größe und Tiefe des Gedankenflugs.

Franz Stassen besitzt eine bewundernswerte Kenntnis der Weltliteratur, ein Wissen in philosophischer und auch theologischer Hinsicht, das wohl manchen

Fachmann verblüffen könnte. Aber ſeine Künſtlerſchaft iſt ſo ſtark, daß er das alles künſtleriſch zu verarbeiten, daß er alles Denken und Erkennen in ſchauendes Empfinden zu verwandeln vermag. Hat man gelegentlich früheren Arbeiten gegenüber wenigſtens bei Einzelheiten noch das Gefühl einer gewiſſen Abſtraktheit des Gehalts, inſofern dieſer mit der immer bewundernswert ſchönen Formgebung nicht völlig verwachſen oder gar aus ihr erwachſen iſt, ſo iſt dieſe völlige Einheit, dieſes reſtloſe Ineinanderaufgehen von tiefem Gehalt mit edelſter Formgebung in den Werken der letzten Jahre immer vollkommener erreicht.

Sieht man ſich in der neueren Kunſt nach verwandten Erſcheinungen um, ſo wird man zuerſt an Max Klinger denken. Staſſens erſte Werke, zumal der „Totentanz", mit dem der Fünfundzwanzigjährige zuerſt die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe erregte, zeigen auch unverkennbar den Einfluß Klingers. Doch erkennt man bereits hier, daß die Ähnlichkeit mehr äußerlich iſt, daß innerlich zwiſchen den beiden Künſtlern ſogar eine ſcharfe Gegenſätzlichkeit beſteht. Dieſe iſt mit der Zeit immer ſchärfer hervorgetreten, und es iſt eigentlich ein Zeichen einer recht äußerlichen Betrachtungsweiſe, wenn man Staſſen gar in eine Gefolgſchaft Klingers eingliedern will. Nach Form und Inhalt gehen ſie für den näher Zuſehenden weit auseinander. Man könnte Klingers Formgebung als individualiſtiſche bezeichnen im Gegenſatz zur typiſchen Staſſens. Dort die ſtarke Abhängigkeit vom Modell mit nachdrücklicher Betonung aller Zufälligkeiten in der Erſcheinung desſelben. Bei Staſſen die bewußte Erhöhung der Erſcheinung zum Typus, der allein die volle Verkörperung des Gedankens geben kann.

Staſſen iſt überdies von Natur weicher, ich möchte ſagen muſikaliſcher als Klinger. Man kann es hier als charakteriſtiſch empfinden, daß Klinger Brahms, Staſſen Richard Wagner illuſtrierte. In Staſſen lebt eben eine natürliche Freude an Pracht und Glanz und ſinnlicher Schönheit. Kann man in alledem nur die Äußerungen zweier verſchiedenartiger Künſtlerſchaften erkennen, ſo ſcheint mir die Überlegenheit Staſſens darin hervorzutreten, daß er die Gedankenhaftigkeit in viel höherem Maße überwindet als Klinger, daß er viel weniger literariſch, viel mehr ſchauender Künſtler iſt, als dieſer. —

Es iſt für den Kunſtfreund leicht, ſich eine Kenntnis wenigſtens des Zeichners Staſſen zu verſchaffen. Er hat im Verlag von Fiſcher und Franke zu Berlin eine ganze Reihe der „Jungbrunnenbändchen" illuſtriert, ebendaſelbſt in der Sammlung „Teuerdank" die beiden Folgen „Götter" und „Fauſt" 2. Teil geboten. In nächſter Zeit werden eine herrliche Ausgabe Walters von der Vogelweide und acht farbige Lithographieen erſcheinen. Die beiden größten dieſer zeichneriſchen Werke — eine Fülle von Buchſchmuck, Ex libris u. dgl. ſei nur erwähnt — ſind die beiden Prachtmappen zu „Triſtan und Iſolde" und „Parſifal". Aus der letzteren, die mit ihren fünfzehn Blättern ſicher das Bedeutſamſte iſt, was die Kunſt Richard Wagners bislang auf dem Gebiete bildender Kunſt hervorgerufen hat, können wir unſeren Leſern zwei Verkleinerungen bieten. Dank der außerordentlich ſcharfen Zeichenweiſe Staſſens vermitteln auch dieſe Verkleinerungen eine Vorſtellung von der Größe der Kompoſition, der Tiefe der Empfindung, der geradezu genialen Raumgeſtaltung, die dieſe Schöpfung auszeichnen, die in jeder Hinſicht die Bezeichnung „Prachtwerk" verdient. Parſifals Erwachen aus der „Tumbheit" durch die Liebe zum Mitleid iſt mit aller ſinnlichen Schönheit der Szene geſtaltet, während die Rahmenbilder gewiſſermaßen den pſychologiſchen

Hintergrund für diese Art der Wirkung geben, die Kundrys Liebeswerben ausübt. Meisterhaft ist das zweite Blatt, „Amfortas' Heilung". Hier sieht man, daß die schärfste Charakteristik sich mit herrlichster Schönheitsgestaltung vereinigen läßt. —

Staffen hat über seiner Entwicklung zum Zeichner die Farbe nicht vernachlässigt. Seit Jahren bringt er jeden Sommer in seiner Heimat zu, wo er so ausgiebige Freilichtstudien arbeitet, als gelte es mit den verwegensten Impressionisten in Wettbewerb zu treten. Aber das alles ist ihm nur Studienmaterial, Mittel zum Zweck. Nicht das Zufällige will er in seiner Kunst gestalten, sondern Momente der Größe und Schönheit.

So sind, zumeist in einer Mischung von Tempera- und Öltechnik, hintereinander an großen Gemälden „Elysium", „Flora", „Pan schläft", eine „Kreuzabnahme", in der sich die strenge Auffassung der Mantegna und Crivelli kundgibt, und zuletzt die „Iphigenie" entstanden, deren Wiedergabe unser Heft schmückt. Die Titel schon der Bilder verraten Staffens Grundnatur: Schönheit und Erhabenheit in Form und Inhalt. Wie echt tempelhaft und groß ist in unserem Bild die Architektur; wie erhaben schreitet Iphigenie zum Opfertod, während licht und doch geheimnisvoll am blauen Himmel bereits die Wolke schwebt, die die rettende Göttin birgt. Nur der Priester und das Opfer stehen auf der Höhe, links im Hintergrunde harrt das Volk der Griechen der Szene. Das ganze Bild hat in seinen weißen Tönen wirklich etwas, was den Ausdruck „Tempelkunst" hervorrufen mag. Denn über dem Ganzen liegt die religiöse Weihe der Größe. Es zeigt aber auch, daß Staffen, wie kaum ein anderer, zu monumentalen Aufgaben der Freskomalerei berufen wäre. Hoffentlich bietet man dem Künstler bald die Gelegenheit, zu beweisen, daß er auch in dieser Hinsicht unter den Berufenen ein Auserwählter ist. **K. St.**



Briefe.

J. H., N. — J. H., E.-N. — C. M., B. — W. v. E., B.-W. — H. E. M., H. — M. B. 1000. — W. B., T. Verbindlichen Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

W. F., St. W. — F. L. H. Mit bestem Danke acceptiert.

C. S., P. in E. Wir haben dem Verlage Ihren Wunsch zur Erwägung gegeben. Frdl. Gruß!

A. R., B. b. O. Verbindlichen Dank für Ihre interessanten Mitteilungen, die wir gern verwerten.

W. B., G. Mit Ihrer Auffassung können wir uns durchaus einverstanden erklären; es ist gewissermaßen die ästhetische Ergänzung zu der ethischen Deutung, auf die allein wir uns beschränken mußten, weil ja eben der ethische Wert der Dichtung in Frage gestellt worden war. Die Möglichkeit beider Auslegungen spricht jedenfalls für die Bedeutung der Arbeit. Für Ihre frdl. Anteilnahme herzl. Dank!

Dr. A. S., M. Der gewünschte Hinweis ist für einen der nächsten Aufsätze über neue Lyrik vorgesehen. Dabei wird sich wohl auch Gelegenheit zum Abdruck der einen oder anderen Probe finden. Für Ihren Sympathie-Ausdruck frdl. Dank!

E. F., A. b. H., Schl. Ihre Karte hat den T. von Herzen erfreut. Haben Sie Dank.

J. B., W. Unsere Ansichten über Anstand gehen doch wohl zu weit auseinander, als daß ein Eingehen auf Ihre Briefe irgendwie ersprießlich wäre.

Dr. F. S., F. i. B. Daß Ihnen der T. einige Dienste leistet, gereicht ihm zur aufrichtigen Freude. Darin erblickt er ja seine schönste Aufgabe, den Menschen über allen trennenden Interessen- und Parteikampf hinweg menschlich nahe zu treten und ihnen, wenn auch nicht die unfehlbare Wahrheit zu geben, so doch vielleicht manches beizusteuern, was sie auf dem Wege zu ihr fördert. — Ihrem Urteil über die in dem eingesandten Zeitungsblatte angemerkte „Sensation" kann der T. nur beistimmen. Freundlichsten Gruß!

Apoth. P., M.-G. Ihr w. Schreiben hat dem T. viel Freude gemacht. Sie tun auch nur recht daran, Blätter verschiedener Richtungen zu lesen. Es ist heutzutage kaum möglich, sich aus der Lektüre eines einzelnen Parteiblatts ein objektives Urteil zu bilden, und mögen sich die Blätter für noch so „unparteiisch" ausgeben.

Past. F., E. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre so freundlichen Worte. Daß Sie auch in der von Ihnen erwähnten Frage mit dem T. gehen, hat ihn besonders erquickt. Ist doch sein Vorgehen darin von mancher Seite mißverstanden worden. Inzwischen dürfte der T. an gewichtigen Gründen und sachlichem Material genug beigebracht haben, um auch diese irrigen Auffassungen zu berichtigen. Freundl. Gruß!

W., Z. i. E. Verbindlichen Dank für die Zusendung des Blattes mit der gutgemeinten Besprechung. Der Verfasser scheint den T. aber noch nicht lange zu lesen, insbesondere einige seiner Feststellungen nicht zu kennen; sonst würde sein Urteil über manche Personen und Dinge wesentlich anders ausgefallen sein.

E. T., K. Wir glauben kaum, daß es im Interesse der Beteiligten läge, noch einmal auf die unliebsame Angelegenheit zurückzukommen. In der Darstellung der „A. T.-Z." vermögen wir trotz der abschwächenden Tendenz, die ja begreiflich ist, da sie von einer „beteiligten" Seite stammt, in Bezug auf die tatsächlichen Vorgänge doch keine Berichtigung unserer Mitteilung zu erblicken.

L. H., J. Verbindlichen Dank für Ihre frdl. Mitteilung. Sie finden das Bild, das die Wiener „Zeit" vom österreichischen Adel entwirft, noch geschmeichelt und bemerken weiter: „Ein österreichischer Graf oder Fürst (Freiherren zählen nur halb) wird sich zwar mit einem Fiakerkutscher an einen Tisch setzen, weil alles, was Pferde betrifft, als aristokratisch gilt, aber niemals wird er sich an den Tisch eines andern anständigen bürgerlichen Menschen, wie z. B. ein Lehrer es ist, setzen, ebensowenig neben einem Arbeiter Platz nehmen (Ausnahmen gibt es natürlich, aber ich rede vom durchschnittlichen österreichischen Aristokraten). Der Fiakerkutscher wird sich auch etwas Frechheit erlauben dürfen, es gehört zum Metier, aber ihm doch die ‚gräfl. Gnaden' gehörig unter die Nase halten, während sich der Lehrer durch seine Bildung vielleicht anmaßen würde, rücksichtsvoll behandelt zu werden. Denn nur wer den Abstand in Rang und Stellung gehörig markiert, wird von dem österreichischen Aristokraten artig behandelt. Auch einem auswärtigen Edelmann wird klar zu verstehen gegeben, daß er nicht ihresgleichen ist. . . ." Sie führen das zum Teil auf eine Dekadenz des österreichischen Adels zurück, zum Teil auf die Unterwürfigkeit der überwiegend slavischen und auch der jüdischen Bevölkerung, die ein Interesse daran habe, daß der österreichische Adel, der sich in früherer Zeit ausgezeichnet, gerade so ist, — wie er ist.

In Ergänzung unserer Tagebuch-Mitteilung Seite 351 (Juniheft), IV. Jahrgang über Festreden, die dem Stadtrat von Karlsruhe von einer Braunschweiger Firma angeboten wurden, geht uns mit der Bitte um Berücksichtigung das amtliche Protokoll der Karlsruher Stadtratssitzung zu, das unsere Mitteilung bestätigt. Der betr. Bericht lautet: „Dem Oberbürgermeister ist eine gedruckte Offerte der Verlagsbuchhandlung von Ernst Schlegel in Braunschweig zugegangen, durch welche sich genannte Firma den Gemeindevorständen für das bevorstehende Regierungsjubiläum Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs zur Ausarbeitung von ‚Original-Festreden' empfiehlt. Nach dem beigedruckten Tarif kostet: a. eine kurze, gemeinverständliche, wirkungsvolle Rede für kleinere Orte 5 Mark; b. eine historisch und mit begeisternder Charakteristik des Fürsten gefärbte Rede 8 Mark; c. eine formvollendete Rede für große Festveranstaltungen 15 Mark. Von der Offerte soll trotz der konziliaten Preise hier kein Gebrauch gemacht werden."

F. L., B. Mit bestem Dank bestätigen wir Ihnen den Empfang Ihres ausführlichen Schreibens, auf das wir noch zurückkommen werden.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



M. von Schwind pinx. Photogravure Bruckmann



HOCHZEITSREISE



V. Jahrg. Juni 1903. Heft 9.

Hier bin ich.

Von

Eça de Queiroz.

Noch hatte Jesus Christus Galiläa und die Ufer des Sees Genezareth nicht verlassen, aber die Kunde von seinen Wundern war bereits nach Sichem, einer reichen, zwischen Weingärten gelegenen Stadt im Lande der Samariter, gedrungen.

Männer waren gekommen, die am Brunnen Jakobs ausruhten; und während sie rasteten, erzählten sie vom Rabbi, der das Reich Gottes verkünde und alle Leiden der Menschheit heile. Dann zogen sie weiter . . ., aber eine herrliche Hoffnung, wie der Tau des Hermon, erfrischte die Seelen der Zurückbleibenden. Die Erde erschien weniger hart und die Arbeit weniger schwer.

Zu jenen Zeiten lebte in Sichem ein Greis mit Namen Obed, ein hoch angesehener Mann, der auf der Spitze des Berges Ebal seine Tage verbrachte. Er war Herr vieler Herden und Besitzer ausgedehnter Weinpflanzungen. Aber es kam ein Glutwind aus der Wüste, die zornige Stimme Jehovahs sandte ihn aus den Tiefen des Landes Assur, die besten Herden Obeds starben und in seinen Weingärten herrschte Unfruchtbarkeit. Obed verhüllte sein Haupt mit dem Mantel und wehklagte am Rande der Heerstraße.



[illegible]HZEITSREISE



V. Jahrg. Juni 1903. Heft 9.

Hier bin ich.

Von

Eça de Queiros.

Noch hatte Jesus Christus Galilea und die Ufer des Sees Genezareth nicht verlassen, aber die Kunde von seinen Wundern war bereits nach Sichem, einer reichen, zwischen Weingärten gelegenen Stadt im Lande der Samariter, gedrungen.

Männer waren gekommen, die am Brunnen Jakobs ausruhten; und während sie rasteten, erzählten sie vom Rabbi, der das Reich Gottes verkünde und alle Leiden der Menschheit heile. Dann zogen sie weiter ..., aber eine herrliche Hoffnung, wie der Tau des Hermon, erfrischte die Seelen der Zurückbleibenden. Die Erde erschien weniger hart und die Arbeit weniger schwer.

Zu jenen Zeiten lebte in Sichem ein Greis mit Namen Obed, ein hoch angesehener Mann, der auf der Spitze des Berges Ebal seine Opfer darbrachte. Er war Herr vieler Herden und Besitzer ausgedehnter Weinpflanzungen. Aber es kam ein Glutwind aus der Wüste, die zornige Stimme Jehovahs sandte ihn aus den Tiefen des Landes Assur, die besten Herden Obeds starben und in seinen Weingärten herrschte Unfruchtbarkeit. Obed verhüllte sein Haupt mit dem Mantel und wehklagte am Rande der Heerstraße.

Da vernahm er in Sichem die Kunde vom Rabbi aus Galiläa, der dem Volke zu essen gebe und allem menschlichen Elend abhelfe; und er glaubte nicht anders, als daß der Rabbi einer jener großen Zauberer sei, die, wie Apollonius mit der Posaunenstimme oder der schlaue Simon, Judäa damals in Staunen setzten. Einer jener Zauberer, die in den schwarzen Nächten mit den Sternen sprachen und die Geister Ägyptens zu beschwören wußten.

Jesus, mächtiger als Apollonius und schlauer als Simon, würde seine Herden vom Sterben retten und seine Weingärten wieder grünen lassen. Obed rief deshalb seine Diener und befahl ihnen, den Rabbi in den Städten Galiläas zu suchen.

Die Diener gürteten sich mit den Lederriemen und eilten auf der Karawanenstraße, die nach Damaskus führt, gen Norden. Bald sahen sie im purpurnen Abendschimmer die Schneegipfel des Hermon; dann blitzten in der Morgenfrische die blauen, durchsichtigen Wasser des Sees Genezareth vor ihnen auf, und ein Fischer, der sich gerade mühte, sein Boot klar zu machen, sagte ihnen, daß der Rabbi Galiläa verlassen und mit seinen Schülern nach Galata gegangen sei, dort, wo der Jordan zu fließen beginnt.

Ohne zu rasten, eilten die Diener zum heiligen Flusse und trafen im Schatten von Tamarindenbäumen einen einsamen, in Ziegenfelle gekleideten Essener, der ihnen auf ihre Frage schon von weitem zurief, daß Jesus sich vor kurzem fort und — dorthin begeben hätte.

Aber wo war das „Dort"?

Der Essener wies auf die Berge von Judäa und auf die rotbraunen Grenzen des Königreiches von Askeuth, wo sich finster die Festung von Makaur erhebt.

Atemlos langten die Diener im Lande von Moab an. Vergebens. Jesus war nicht dort. — —

Eines Tages, als sie schon auf der Rückkehr waren, begegnete ihnen, auf einem Maultiere sitzend, der Schreiber aus Jericho. Die Diener des Obed umringten ihn und fragten, ob er nicht den Propheten aus Galiläa gesehen, der so große Wunder verrichte. Aber der Mann des Gesetzes antwortete ihnen ärgerlich, daß es nur in Jerusalem Propheten und Wunder gebe und daß nur Jehovah in seinem Tempel stark sei. Und im Namen des Gottes Israels verfolgte er die Fragenden mit Steinwürfen. Da flohen sie zurück nach Sidon.

Die Verzweiflung Obeds war sehr groß, denn das Sterben unter seinen Herden dauerte fort, und seine Weinberge verdorrten, während die süße Kunde vom Namen Jesu Christi sich immer mehr und mehr im Lande der Samariter verbreitete und alle Herzen tröstete.

* * *

Ein römischer Hauptmann, Publius Septimus, befehligte damals die Festung, welche auf dem Wege von Cäsarea zum Meere lag. Publius war

ein reicher Mann und genoß die Gunst des kaiserlichen Delegaten in Syrien, Flaccus.

Aber seit Monaten schon begann seine einzige, über alles geliebte Tochter an einem geheimnisvollen Leiden dahinzusiechen. Die Magier und Ärzte aus Tyrus und Sidon vermochten sie nicht zu heilen. Bleich und traurig wie der Mond schwand sie dahin, ohne zu klagen oder zu sprechen, melancholisch auf die blauen Wasser des Meeres von Tyrus blickend, über welche die Galeere dahingeglitten war, die sie aus Italien hergeführt hatte.

Auch Septimus hatte von den Wundern des Rabbi vernommen, der Macht über die Geister besaß und alle Übel zu heilen vermochte. Er sandte drei Zenturionen aus, um ihn zu suchen und ihn gutwillig oder mit Gewalt herbeizuführen.

Die Soldaten steckten ihre Schilder in Säcke von Leinwand und marschierten die Landstraße hinunter auf der Suche nach dem Heiland. — Nachts blitzten die Waffen auf der Höhe der Hügel im roten Widerschein der Fackeln. Tags legten sie endlose Märsche zurück, durchforschten die Häuser und Hütten, vermochten aber den Rabbi nicht zu entdecken. Die Hirten von Idumea versteckten ihre Herden vor der Raublust der Zenturien, und die Bewohner riefen auf sie den Zorn Eliä herab. Niemand wußte, wo sich Jesus befände.

Eines Morgens stießen sie in einem Lorbeerwalde bei Cäsarea auf einen weißhaarigen Greis mit langem, wallendem Barte, der feierlich den Aufgang der Sonne vor einem Tempel erwartete.

Die Soldaten fragten ihn, ihre Olivenzweige schwingend, ob er nicht wüßte, wo der wundertätige Prophet aus Galiläa sei. — Aber ruhig und lächelnd erwiderte ihnen der Alte, daß es weder Propheten noch Wunder gebe, und daß nur Apollo von Delphi die Geheimnisse aller Dinge kenne.

Darauf kehrten dann die Soldaten traurig und müde, wie nach einer großen Niederlage, in das Land der Samariter zurück.

Groß war die Verzweiflung des Septimus, denn seine Tochter siechte immer schneller dahin, ohne zu seufzen, ohne Klage. Indessen wuchs der Ruhm Jesu Christi immer mehr und erleuchtete das ganze Land der Samariter wie die Morgenröte, wenn sie hinter dem Berge Hermon emporschwebt.

* * *

Nahe bei Sichem in einer kleinen Hütte lebte damals eine arme Witwe, deren Sohn todkrank am Fieber darniederlag. In der Lampe war das Öl ausgetrocknet und auf der Hausmühle wurde kein Mehl mehr zerrieben.

Die arme Mutter weinte, und auf ihrem Schoße lag, in Lumpen gehüllt, bleich und zitternd das kranke Kind und flehte sie an, sie solle doch den Rabbi rufen, der die Kinder lieb hätte, die Bedürftigen ernährte und alle Leiden mit der zarten Berührung seiner Hand heilte.

Die Mutter antwortete weinend: „Wie willst du, mein Sohn, daß ich dich verlasse, um den Rabbi von Galilea zu suchen? Obed ist reich und hat

viele Diener, sie haben ihn überall gesucht, aber nicht finden können. Septimus ist mächtig und verfügt über viele Soldaten. Ich sah sie vorbeiziehen, aber umsonst. Jesus ist weit und er kennt nicht unsern Schmerz."

Aber das Kind flehte mit geschlossenen Augen, es wolle Jesus sehen, und murmelte seinen Namen.

„Was nützte es mir, wenn ich auszöge, ihn zu suchen, die Berge Syriens sind steil und die Hartherzigkeit der Menschen ist groß. Wenn sie mich so arm und verlassen auf der Landstraße fänden, sie würden die Hunde auf mich hetzen. Jesus ist gewiß gestorben, und mit ihm starb wieder einmal die Hoffnung aller Betrübten."

Und wieder schrie das Kind lauter denn zuvor: „Mutter, ich will Jesus sehen!"

Und siehe, da öffnete sich die Tür, und freundlich und lächelnd sagte Jesus zum Kinde: „Hier bin ich!"



Genesung.

Von

Christian Schmitt.

Zur tiefsten Einsamkeit bin ich entflohn,
Enttäuscht von manchem Irrgang meines Strebens.
Nun stört die Stille mir kein herber Ton,
Verrauscht ist fern der laute Strom des Lebens.

Am Waldhang rastend ohne Weg und Ziel,
Schau' ich, gebettet zwischen Gras und Blüten,
Entschlummert halb, der lichten Wolken Spiel
Die leis umwandernd meine Ruhstatt hüten.

Und wie des Spätmittags blauschwere Luft
Die wechselnden Gebilde weiß durchgleiten,
Ist mir's, als säh', befreit aus Nacht und Gruft,
Verklärte Geister ich vorüberschreiten.

Ein Lächeln liegt auf ihrem Angesicht,
So glücklich, wie es keiner kennt auf Erden,
Und jeder Blick aus ihrem Auge spricht:
„Wir wissen nichts von Leid mehr und Beschwerden."

Sie nicken, winken. — Plötzlich kommt mir's vor,
Ich selbst sei längst von allem Schmerz geschieden
Und zöge mit den Seligen empor,
Vom Staub entkleidet, in den großen Frieden.





Die erste Südpolarnacht 1898—1899.

In der Geschichte menschlicher Großtaten nimmt die Polarforschung allezeit ein besonderes Blatt ein. Ein wirklich herrliches Blatt ist's, worauf nur eigenste, persönlichste Taten eingegraben stehen, aber auch ein gar teures Blatt, von schwarzen Totenrändern vielfach umrahmt, der einzige Totenstein so vieler Tapferen, die es in kühnem Forschungstrieb hinzog zu den Eisgräbern des Lebens, in die arktischen Regionen des Nordens und des Südens. Unwiderstehlich ... Denn uralt ist dieser geheimnisvolle Trieb, so alt, als der Blick des Menschen überhaupt über die engeren Grenzen seiner Heimat hinauszujagen sich gewöhnt hat. Es ist der menschliche Zug zum verschleierten Bild, der Ehrgeiz des Herrscherbewußtseins der Erdenbewohner, der gewaltige Griff nach der Wahrheit. Darum hält auch kein Opfer die Schar mit dem Schlitten und dem Eisschiff auf.

Aber was ist denn Polarforschung? Alle die Opfer des phantomhaften Punkts wegen, der den imaginären Endpunkt der Erdachse bildet, wo die Gestirne für den Beschauer in abgewogenen Bahnen immer gleich am Himmel ziehen, wo das Jahr ein Tag ist und eine Nacht, und die Nacht so lang als der Tag?

Möglichst weit nach Norden oder Süden, möglichst nahe dem Pol, darum galt lange Zeit allerdings der Wettkampf. Aber heute, wo nur noch wissenschaftlich ausgerüstete Expeditionen in Betracht kommen, heute ist Polarforschung: arktische Forschung; die wissenschaftliche Aufdeckung des unbekannten Gebietes der äußersten Breiten, so weit es sich auch um die Pole herum ausdehnen mag. Man ist sich vor nicht allzu langer Zeit erst klar geworden, was man überhaupt wollte, und hat die arktische Forschung in die Organisation der Forschung aufgenommen.

Über ihre Ergebnisse am Nordpol sind namentlich durch Nansens denkwürdige Fahrt allgemeinere Kenntnisse verbreitet; nicht so über den Süden. Und doch ist hier das Interesse auf einen unbekannten Landstrich zu richten, der mehr

als zweimal so groß ist als Europa. Ein Land? Umgibt Wasser den Pol, Eis oder ein Festland? Oder eine Inselgruppe? Das sind ja gerade die Fundamentalfragen der antarktischen Forschung, deren Lösung erst viele andere ins Bereich der Untersuchung führen kann.

Die Karten zeigen einen großen, weißen Fleck und einige gestrichelte Linien. Aber selbst das ist unsicher. „Selbst die subantarktischen Länder, wie Feuerland, Kerguelen, die Aucklandinseln sind wissenschaftlich eine terra incognita", ein unbekanntes Land. In den eigentlichen Gebieten der Arktis aber passiert es dem Polarfahrer nur zu oft, daß ihn sein Schiff und das Eis da über gewaltige Meerestiefen trägt, wo seine Karte ein ausgedehntes Bergland zeigt oder an einer wildzerstreuten Inselgruppe ihm Hoffnung auf Landung versprach. Alle die Teile der Antarktis sogar, die man für ganz gut bekannt hielt, das Grahamland der bisherigen Karten oder die Biskrainseln, bedürfen so einer „gründlichen Neuentdeckung".

Nebel und Eis und täuschende Luftspiegelungen, die mit phänomenaler Pracht die feuchte Dunsthülle des Polarlandes beleben, mochten oft des Polarfahrers Wahrnehmung irregeleitet haben; er ist das Spiel des Eises und seiner Trift, und wissenschaftliche Aufnahmen zu machen steht in seiner Macht nicht, wenn sich alle Elemente gegen ihn verbündet zu haben scheinen. Ja daß selbst physiologische Täuschungen der Sinne, genährt vom suchenden Verlangen, ihm das hoffnungsreiche Land in der furchtbaren Verlassenheit und Öde der Eiswelt vorzauberten, das alles erklärt uns den Mangel solcher geographischen Beobachtungen und Aufzeichnungen und gibt einen flüchtigen Vorbegriff von den Schwierigkeiten, die in diesem Teil der Welt zu Hause sind.

Je enger darum eine Expedition ihren Operationskreis sich steckt, um so größer ist die Aussicht auf wissenschaftliche Ausbeute für sie.

Unter der größeren Zahl von wissenschaftlichen Forschungsreisen nach beiden Polen, die in letzter Zeit unternommen wurden, war auf solch kleinen Forschungskreis beschränkt die belgische Südpolarexpedition, die 1898—99 zum ersten Male eine Südpolarnacht mit ihrer Pracht und ihren Schrecken ruhmvoll überstanden hat. Ihr Führer war der Belgier Andrien de Gerlache; mit einem wissenschaftlichen Stabe von fünf Gelehrten verschiedener Nationen: Belgiern Amerikanern, Polen u. s. w., und dreizehn Matrosen, zum Teil schon in ähnlichen Fahrten erprobten Leuten, hatte er am 24. August 1897 auf der „Belgika", einem umgebauten Robbenschläger, Ostende verlassen, um nach der unangenehmen und schwierigen Zeit der Vorbereitungen so schnell wie möglich zum fernen Pol im Süden zu eilen. In Rio de Janeiro traf der Arzt der Expedition Frederik A. Cook aus Brooklyn an Bord ein, und aus seiner Feder haben wir nun eine Schilderung des Verlaufs und der Ergebnisse des Unternehmens, soweit sie bis jetzt zu übersehen sind, die durch den Reiz des Stoffes wie die ausgeprägte Art der Beobachtung und Anschauung in der demnächst erscheinenden deutschen Übersetzung ebenso genußreich wie anregend wirken wird. (Die erste,

Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgika" in der Südpolarregion. Von Frederik A. Cook, M. D., Arzt und Anthropolog der belgischen Südpolarexpedition. Mit einem Anhange: Überblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse. Deutsch von Dr. Anton Weber, Königl. Lyzealprofessor in Dillingen. Mit zahlreichen Illustrationen. Kempten. Verlag der Jos. Koselschen Buchhandlung, 1903.)

So interessant wie der Verlauf der Forschungen selbst ist zum großen Teile die Zeit der Vorbereitung einer Expedition, mit ihrer Aufgeregtheit der theoretischen und praktischen Bestrebungen und dem verworrenen Wirbel der Hindernisse, in denen schließlich das ersehnte Ziel erwächst. Mit der Abfahrt, den letzten Festlichkeiten, dem letzten ungeduldigen Einatmen gesteigerter Lebenskunst erreicht diese Tollheit der Sinne und Nerven ihren Höhepunkt; dann beginnt die Fahrt, und die tiefste Ruhe mit den banalsten Alltäglichkeiten des praktischen Lebens fällt über die Hochstimmung der kühnen Fahrer herein. So legt die „Belgika" die lange Reise an der Ostküste der amerikanischen Kontinente zurück, in den Hauptorten mit Feierlichkeit empfangen und bei ihrer Ausrüstung unterstützt, aber stets ungeduldig der Weiterfahrt entgegensehend. Wir betreten im Vorbeifahren in den Kanälen von Feuerland Punta Arenas, die südlichste Stadt, und hören mit Staunen und Interesse von den ersten Forschungen der Expedition auf Feuerland, von dem wirtschaftlichen Betrieb auf den großen Weideflächen, von den Bewohnern, dem Volk der Onariesen und ihrem Schicksal in der Macht des Weißen. Aber so groß hier auch die Ausbeute eingehender Untersuchungen sein mag, südlicher liegt diesmal das Ziel, und weiter geht's vorüber an Kap Horn, während die furchtbaren Stürme dem braven Schiffe hart zusetzten, immer südwärts.

Als sie nun ostwärts durch den Beaglekanal nach Süden ihren Kiel zu richten gedachten, erzählt Cook — und wir machen uns daraus zugleich ein Bild jener Gegenden und der Eindrücke, die sie auf den in höchster Spannung erregten Polarfahrer hervorrufen —, da „trat am 3. Januar 1898 ein Ereignis ein, welches unseren Kurs änderte und zugleich unseren Gleichmut in Schwanken brachte. Dieses Ereignis war, wie sich herausstellte, die erste geographische Entdeckung der ‚Belgika'. Während wir Harbourt, eine Missionsstation an der Südostküste der Hauptinsel von Feuerland, zu finden suchten, rannte die Belgika auf ein Riff.

„Wir dampften ostwärts durch den Beaglekanal. Es war spät in der Nacht, und vor uns lagen die verschleierten Umrisse eines langen Panoramas von Inseln; dahinter erhoben sich die eisbedeckten Berge des südlichsten Teiles der Kordilleren. Zu beiden Seiten sahen wir die schwarzen, waldigen Abhänge der wilden, düsteren Feuerlandsinseln. Um 11 Uhr lag noch die Dämmerung über den weißen Gletschern im Westen; die Berggipfel auf den Inseln schimmerten in einem seltsamen grauen Licht. Das Wasser war so glatt wie das des Hudson, und tief unten lag der schwache, weiße Reflex der Berghöhen.

Die Küstenlinie war unbestimmt. Wir drangen langsam vor und suchten eine Bai nach der andern ab, um Spuren von Menschen zu finden. Auf einem schmalen Landvorsprunge wurde ein Gegenstand beobachtet, der ein Haus sein mochte; aber wir konnten selbst mit unseren besten Teleskopen die Frage nicht entscheiden. Wir waren sehr gespannt. Nach wenigen Minuten bemerkten wir, daß wir nicht mehr von der Stelle kamen. Wir konnten uns das nicht erklären. Wir ließen die Maschine mit aller Gewalt arbeiten, und trotzdem war das Schiff nicht mehr vom Flecke zu bringen. Nun stellten wir Sondierungen an, und diese lösten das Rätsel: wir waren auf ein Riff aufgefahren. Das war so langsam geschehen, daß niemand ein Geräusch wahrgenommen hatte. Wir hofften, das Wasser würde infolge der Gezeiten steigen und uns emporheben, aber statt dessen sank es und ließ uns gestrandet liegen. Um 4 Uhr morgens begann die ‚Belgika' sich auf die Seite zu legen, und um 6 Uhr war sie so stark geneigt, daß man auf dem Verdeck nicht mehr stehen konnte. Wir suchten die ‚Belgika' mit Rundhölzern zu stützen, aber diese brachen wie Pfeifenstiele. Wir konnten jetzt erkennen, daß der Gegenstand an der Küste wirklich ein Haus war, und bemerkten auch Leute, die auf uns zukamen. Es waren Indianer. An ihrer Spitze befand sich Herr Lukas Bridges, ein Schaffarmer. Herr Bridges erbot sich, uns bei unseren Bemühungen zur Rettung des Schiffes behilflich zu sein. Ich ging zu ihm ans Ufer, um möglichst viel Indianer in unseren Dienst zu nehmen. Die Matrosen und Indianer begannen sogleich in gemeinsamer Arbeit das Schiff zu entlasten, indem sie die Ladung an das Ufer transportierten. Nur zwei oder drei Bootladungen waren gelandet, als plötzlich ein Sturm daherbrauste, von den hohen Bergen her nach Nordwest. Dieser Sturm brachte die See so in Aufruhr, daß eine fernere Kommunikation mit dem Schiffe unmöglich wurde. Vom Ufer aus konnten wir bei jedem Windstoß, der über uns dahinbrauste, die ‚Belgika' schwanken und zittern sehen. Am Ufer und auf dem Schiff bestand wenig Aussicht auf Rettung des Fahrzeugs. Da kam plötzlich ein furchtbarer Wellenstoß, und nun sahen wir die belgische Flagge in die Höhe steigen. Die ‚Belgika' war gerettet, sie fuhr mit dem Wind, und in einer Stunde verschwand sie hinter einem schwarzen Felsvorsprung. Am folgenden Tage kam sie zurück, und es zeigte sich, daß sie keine ernstlichen Beschädigungen davongetragen hatte."

An den „sturmgepeitschten Küsten" der Staateninsel wurde zum letzten Male Wasser eingenommen und „den Freunden und der bekannten Welt" ein letztes Lebewohl gesandt. Dann, vom 23. Januar 1898 bis zur Rückkehr nach Punta Arenas am 28. März 1899, umgab eine andere Welt die Unerschrockenen, eine Welt des Eises, eine Welt von Geheimnissen, eine Welt von Gefahren, eine Welt von Entdeckungen.

Das erste, was zu tun war, sollte eine Tiefenmessung des antarktischen Ozeans sein; noch nie war hier ein Lot gefallen. Ein schwieriges Stück übrigens, eine Lotung in einer stets erregten See. Stundenlang soll man da auf einem

Platze liegen und den schier endlosen feinen Draht mit den noch feineren Instrumenten in Verbindung halten. Diesmal aber war das Wetter günstiger und das Ergebnis wurde von größter Bedeutung: denn diese Lotungen ergaben mit ziemlicher Sicherheit eine Scheidung der amerikanischen Festländer und eines etwaigen antarktischen Kontinents. „Die durchschnittliche Tiefe war beträchtlich. Nachdem wir eine schmale, submarine Bank südlich von der Staateninsel passiert hatten, sank das Lot plötzlich 13 300 Fuß (ca. 4400 m) tief. Der Meeresgrund stieg dann stufenweise in leichter Neigung gegen die Süd-Shetlandsinseln an.“ Von einem antarktischen Kontinente ist Cook gerade auf Grund dieser und der späteren Entdeckungen fest überzeugt.

Die Umgebung, die Situation nahm nun mehr und mehr einen anderen Charakter an. Am 19. Januar meldete der erste Eisberg die neue Eiswelt an, und auch der Umschlag in den Witterungsverhältnissen deutete darauf hin. Schwarze Nacht, nebliger Tag, das Gefühl der Einsamkeit und Ungewißheit und der Spannung hielten den Geist in qualvoller Erregung. „Die Nacht war finster. Die See rollte unter unserem Heck in großen tintefarbigen Bergen, während der Wind mit eisiger Schärfe über das Verdeck dahinfegte. Wir lugten scharf nach Eisbergen aus, die etwa plötzlich uns in den Weg kommen könnten. Das plötzliche Sinken der Temperatur und der scharfe, durchdringende Wind schienen uns nahes Eis anzukündigen; aber wir stießen auf keines. Die Tierwelt war reichlich vertreten, machte aber einen düsteren Eindruck. Albatrosse und Sturmvögel schwebten über uns und stießen laute Schreie aus; im Wasser sahen wir gelegentlich das Spritzen eines Wales. Es war eine Nacht voller Ungewißheit, Spannung und Angst, die nur der versteht, welcher die Schrecken eines unbekannten Meeres durchgemacht hat.“ Die Südshetlandsinseln tauchten am Horizont auf wie eine „Bank von blauem Nebel, von Schneestreifen eingefaßt“; Gruppen kleiner Inseln, die um größere Zentralinseln gelagert sind. Hohe Bergspitzen und abgerundete, kuppelförmige Berge, mit der Schneekrone über nackten, verwitterten Felswänden, stiegen von den größeren Inseln herüber in den Gesichtskreis auf, aus den Tälern leckten die Gletscher weit in die See. „Wir sahen indes keine Gletscher, die aus größerer Entfernung ins Wasser mündeten.“ So großartig diese charakteristischen Formen von Land, Eis und See bei Tage auf den Geist einwirkten, — wenn die Sonne versunken war, begannen wieder jene „Nächte des Schreckens“, wo lediglich sich selbst jeder das Gespenst vormacht; ein kleines Vorspiel der langen Nacht.

Am 22. Januar sank das erste Opfer der Expedition der eisigen Tiefe in den Schoß. Ein Sturm war losgezogen, da stürzte einer der jüngsten Matrosen, Wienke, in die wildgepeitschte See, und aller Heldenmut seiner Gefährten entriß der Tiefe ihre Beute nicht mehr . . .

Indes der Verlust, so schmerzlich er in dem kleinen Kreise gefühlt worden ist, wurde bald auch nur eines jener Ereignisse, die stündlich und täglich, auch wenn sie nicht eigentlich bedeutend waren, Sinn und Nerven in Spannung

und Schrecken setzten. Es ist für den gewöhnlichen Leser, der die Sicherheit seiner heimischen Ordnung in Natur und Leben doch nur schwer aus seinem Vorstellungskreis gänzlich bannen kann, eine spannend merkwürdige Szene, wenn er das Schiff im Nebel langsam dahintasten sieht. Plötzlich hellt sich dicht vor dem Schiffe der Schleier und ein Eisbau steigt mächtig in die Höhe auf. Die „Belgika" fährt zurück, biegt zur Seite, ein Eisberg? eine Insel? Man dampft einige Meilen hinaus in die See: da lehrt eine schwarze Linie über dem Wasser, die man als Gestein deuten muß, daß man eine Insel vor sich habe; und dann kann es ein ironisches Schicksal fügen, daß man mit eigentümlichen Gefühlen ein ganz wohlbekanntes Erdenfleckchen begrüßen darf.

In solchen typischen Formen gewinnt allmählich selbst der aufregendste Wechsel eine gewisse Eintönigkeit, und Hand in Hand geht damit eine zunehmende Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen die lauernden Fährlichkeiten.

Man war zur Bransfieldstraße gekommen, welche die Südshetlandsinseln von dem antarktischen Kontinent trennt; bei ruhiger See und günstiger Witterung drang die Expedition durch sie erst in die antarktische Welt ein und in die Welt ihrer großen Entdeckungen. Hören wir Cook selbst: „Am 23. um 3 Uhr nachmittags sahen wir einen sonderbar weißen Nebel am Südhimmel. Etwas später erschien undeutlich ein Landstreifen in diesem Nebel. Er dehnte sich, so weit wir sehen konnten, nach Osten und Westen aus. Der obere Teil war in Gletschereis begraben, das sich bis zum Wasser herab erstreckte. Da und dort waren große Buchten, und eine, direkt vor unserem Bugspriet, war so breit, daß sie uns einen Weg nach dem Süden zu öffnen schien. Nunmehr wurden die Karten genau studiert, damit wir in den Stand gesetzt würden, unsere Position einzuzeichnen; aber unsere Bemühungen waren umsonst." Allerdings, an zwei „schönen Vorgebirgen" vorbei fand die Expedition in jener breiten Bucht eine Meeresstraße mit zerrissenen Küsten und Einbuchtungen, die sich als eine Verbindung der Bransfieldstraße und des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean von Nordost nach Südwest innerhalb der Antarktis darstellte. Man nannte sie Belgikastraße. Ihre Küsten werden gebildet „von hohen, gebirgigen Tafelländern mit steil abfallenden Wänden und engen Schluchten. Eine der Bergspitzen scheint sich über 2000 m zu erheben. Die Kanäle, welche diese Länder voneinander trennen, haben ganz senkrecht aufsteigende Ufer und nach der Mitte zu eine große Tiefe. Das Aussehen dieser Länder und Kanäle zeigt, daß wir es mit einer gesunkenen Landmasse zu tun haben, in deren Täler die See eindrang. Der Boden besteht ganz aus altem, kristallinischem Gestein ... Diese Tatsache zeigt, daß wir uns in dem Zentralteile der antarktischen Gebirgskette befanden, deren Richtung im allgemeinen die der Belgikastraße ist."

Diese wurde nun bei ständigem Hin- und Herkreuzen in allen ihren Teilen aufgenommen und vermessen, zum kleinen Teile auch das dahinter liegende Land untersucht, ohne daß man aber über seine Ausdehnung und Natur eingehende Angaben machen könnte. Zahlreiche Inseln, darunter von ziemlicher

Größe, lagen in der Längsrichtung der Straße, die zur Zeit der Untersuchung, also im antarktischen Sommer, ganz eisfrei und jeder Schiffahrt zugänglich war. Dagegen waren die größeren Inseln und das Küstenland ganz unter einer ungeheuren Eiskruste begraben. „Überall auf den Bergabhängen befanden sich Gletscher, und in allen Tälern rauschten klare Bäche, die sich ins Meer ergossen." Bei der Untersuchung der Moränen ergab sich aber, daß die Gletscher im Zurückweichen begriffen sind, daß sie jedoch in früherer Zeit eine beträchtlich größere Ausdehnung gehabt haben müssen.

Im Osten und Südosten der Belgikastraße schien eine Passage ausgeschlossen; von dort leuchteten die matten Schneeumrisse eines großen Landes — Dankoland wurde es genannt, nach Leutnant Danko, dem Magnetologen der Gesellschaft —, das offenbar die Fortsetzung des im Südwesten gelegenen Grahamlandes bildet und nach Nordosten bis zum seitherigen Trinityland sichtbar war. Dieses aber mußte nur als vorgelagerte Spitze von Dankoland selbst nun aufgefaßt werden. Verschiedentlich wurden bei diesen Entdeckungen die Namen der Länder und Meeresteile geändert, verlegt, vertauscht, und man sieht gerade hier so recht deutlich, wie wenig verläßlich alle früheren Mitteilungen über die Geographie und Ozeanographie dieser Gegenden sind.

Die Westküste der neuentdeckten Straße wurde in Form von vier großen Inseln aufgenommen, deren Ausdehnung nach Norden aber nicht verfolgt. Doch glaubte man den Schluß ziehen zu können, daß Palmerland, das hier angenommen wurde, ein großer Archipel aus vielen kleinen Inseln sein müsse, die jenen vier großen vorgelagert sind.

Diese wichtigen Ergebnisse des Unternehmens erfuhren auf der Weiterfahrt eine neue, weittragende Bereicherung. Die Fahrt führte im allgemeinen vom pazifischen Ende der Belgikastraße nach Südosten, anfangs entlang einer Küste, deren südliche Ausdehnung nicht begrenzt werden konnte. Grahamland und Alexanderland kannte man von früher her; aber weiter nach Südwesten, in offenbarer Verbindung damit, fand man ein kontinentales Tafelland, das auch westlich mit dem von Roß entdeckten Kontinentalplateau, östlich von Viktorialand, in Verbindung zu stehen schien. „Wir hätten dann eine zusammenhängende, ununterbrochene Landmasse von 50° westlich bis 63° östlich. Die Entdeckungen der ‚Belgika' geben der Hypothese eines antarktischen Kontinents eine kräftige Stütze." Dieses Plateau wies schließlich auch noch dieselbe Senkung auf, die man an der Küste der Belgikastraße festgestellt hatte.

Die Tierwelt dieser Gegenden war, mit lokaler Verschiebung, nicht sehr vielfältig, aber besonders im Norden außerordentlich reich. Die Landtiere sind fast nur durch mikroskopische Arten vertreten. Die Vögel und Robben dagegen, die zahlreich vorkommen, kann man hier nicht als Landtiere ansehen. Während einer der jetzigen Epoche vorausgehenden Gletscherperiode, wo das Eis noch über Patagonien und Feuerland mächtig hingelagert war, muß die ganze übrige Landfauna zugrunde gegangen sein. Am häufigsten sind nun ver-

schiedene Möwenarten, Sturmvögel, Seeschwalben, Kormorans; Pinguine, die als frische Fleischkost zu den Mahlzeiten herangezogen wurden, u. a. Ganze Inseln und Felswände sind mit diesen kreischenden und umheimlich düster über das Takelwerk des Schiffs hinschwirrenden Luftbewohnern besetzt. Nur die Pinguine hocken herdenweise stumpf auf dem Packeis. „Die niedrigeren Felsen waren besetzt von schnarchenden und grunzenden Seeleoparden. Dampfstrahlen stiegen über das Wasser empor, dann folgte ein Zischen wie von einer Dampfmaschine; eine Sekunde später erschien ein bläulicher Rücken mit der langen Flosse und dem wuchtigen Schwanze und peitschte das Wasser, daß es schäumte und wogte." Das ist ein Bild des Naturlebens. Selbstverständlich nahm nach dem Süden zu das Vorkommen der Robben, Wale und der meisten Vögel ab; ja selbst im Winter ziehen die Tiere sich dem offenen Eis der nördlicheren Teile zu.

Es war ursprünglich die Absicht des Kommandanten de Gerlache, bis zum Eintritt der langen Winternacht so weit nach Süden zu dringen, daß man den südlichsten Punkt anderer Forscher möglichst weit überhole; auf dem Schiffe aber machte sich diesen etwas von Ehrgeiz beschienenen Plänen gegenüber, in instinktiver Furcht vor einer Gefangenschaft im Eise, eine Art passiven Widerstands geltend.

Schließlich riß die Lage der Dinge selbst die Entscheidung an sich. Vor den Stürmen des Herbstes floh die „Belgika" zum Packeis, von diesem wieder in die sturm-wilde See; aber ehe man sich's versah, endigte das eigentümliche Fangespiel mit dem Siege des Eises. Am 4. März, auf 71° 22′ Breite und 84° 55′ Länge, etwa 1000 Meilen vom geographischen Südpol entfernt, mußte man einsehen, daß man in der Gefangenschaft des Eises unlöslich eingeschlossen war. „Wir können uns nicht recht in das unsichere Schicksal eines längeren Aufenthalts in dem reglosen Eismeer finden", schreibt Cook am 5. März in sein Tagebuch. Ob er mit seinen Gefährten aber in der Tat ahnte, was ihnen in der langen Eisnacht bevorstehen sollte, das darf man mit Recht fragen. Das Eis trieb im Zickzack, aber doch im allgemeinen nach Westen, ohne daß irgendwelche Strömungen wahrgenommen wurden. Vielmehr schrieb man die Trift einzig dem Winde zu. Sie war nie sehr stark. Unter dem Eis war Wellenbewegung wahrzunehmen. Die Ausbesserung des Schiffes, seine Eindeckung in Schnee, der übrigens niemals in starkem und weichem Fall auftrat, als Schutz gegen den Winter, die Beobachtung des Eises, der Eisberge mit ihren seltsamen, aus der Tafelform entstandenen Gestalten, der Witterung, der magnetischen und der prächtigen optischen Erscheinungen, des Lebens in dieser weiten Eiswelt mit der ständigen kalten Miene, wo das Fehlen fast jeder Bewegung am furchtbarsten das Gefühl der Einsamkeit und Öde heraufbeschwört: solche Betätigungen gaben in der ersten Zeit dem Geist noch Anregung und Frische. Auch die Unterhaltungen an Bord bannten noch die Schrecken der Verlassenheit. Das Gefühl des Stolzes, die ersten der Menschen zu sein, über welchen die

antarktische Nacht heraufziehe, spornte zu festem Mute an. Denn es leuchtete ja noch die Sonne, wenn auch durch Nebelschleier. Es spielten bei Nacht noch die Polarfeuer am Himmel, die später auch die Verlassenen ganz verließen. Aber je tiefer die Sonne sank und das Dunkel sich auf das Eis lagerte, das nun nicht mehr in farbenbuntem Wechselspiel des Lichtes für Augenblicke wenigstens ein bewunderndes Auge ganz bannen und sich in eine schöne Welt versetzt denken lassen konnte, je mehr das Eis selbst die Finsternis verschluckte, um sie noch schwärzer wieder auszuspeien: um so mehr schlich die Langeweile ein und das körperliche und geistige Unbehagen. Eine wahre Psychologie der Langeweile eröffnete sich in der eigentlichen Zeit der Mitternacht. Verzerrt, zerrissen, unheimlich stieg auch der Mond empor mit mattem Glanz, und nicht gar oft schaute das südliche Kreuz herab durch zerrissene Nebel und Wolken auf das stille Schiff. Man bemerkt das bald nicht mehr; der Ideenkreis zieht sich zusammen auf die elementarsten sinnlichen Eindrücke. Die geistigen Kräfte schwinden. Und nun muß man diesen Zustand in Verbindung mit dem Schwinden des Lichtes verfolgen, eine der interessantesten Stellen des Buches; der belebende und lebenerhaltende Einfluß des Lichts kann schwerlich eindrucksvoller zum Bewußtsein kommen als in dieser Zusammenstellung der Verhältnisse. „Die lange Dunkelheit, die Einsamkeit, die Konserven, die fortgesetzt niedrige Temperatur, dazu die immer heftiger werdenden Stürme und die große Feuchtigkeit wirkten auf unseren Organismus ein, so daß sich bei uns der Zustand, der als ‚Polaranämie' bezeichnet wird, entwickelte. Wir bekamen ein blasses, grünliches Aussehen; die Ausscheidungen nahmen mehr oder weniger ab, der Magen und alle übrigen Organe wurden träge und versagten ihre Dienste. Am gefährlichsten waren die Herz- und Gehirnsymptome. Das Herz arbeitete unregelmäßig und schwach, aber die Pulsfrequenz nahm nicht zu, solange nicht andere gefährliche Symptome dazukamen. Besonders während der Polarnacht war die Herztätigkeit sehr herabgesetzt und bei dem geringsten Anlaß gestört. Die psychischen Symptome waren nicht so auffällig. Die Leute waren wie geistesabwesend und unfähig, einen Gedanken längere Zeit zu verfolgen. Ein Matrose war nahe daran, geisteskrank zu werden, erholte sich aber wieder bei Rückkehr der Sonne. Der erste, welcher die Wirkung der Polaranämie ernstlich zu fühlen bekam, war unser bedauernswerter Freund und Gefährte Leutnant Danko. Mit dem Scheiden der Sonne begann der Anfang seines Endes. Bei den kleinen Ausflügen, welche wir in der kurzen Zeit der Mittagsdämmerung unternahmen, klagte Danko über starke Atmungsbeschwerden. Es fiel uns ja allen das Atmen schwer, wenn wir die leichteste Bewegung machten, aber Danko mußte alle Augenblicke stehen bleiben und nach Atem ringen; seit Anfang Mai stand er deshalb in ärztlicher Behandlung, aber trotz aller Pflege wurde er zusehends schwächer."

Medikamente versagten völlig. Um in der schlimmsten Zeit des Zustandes doch nicht alle Lebensäußerung wegfallen zu lassen, unternahm man alltäglich um die Mittagszeit einen kurzen gemeinschaftlichen Spaziergang um

das Schiff, eine „Irrenhauspromenade", wie es einer nannte, wie man's aber erst nach überstandener Gefahr mit einer Art Galgenhumor aussprechen hörte. Die Widerstandsfähigkeit der einzelnen war allerdings verschieden, so daß bei manchen, so bei dem Kapitän Lecointe „eine von Cook erfundene Bratkur" nicht ganz wirkungslos blieb. Dankos Zustand aber besonders wurde immer schlechter. Am 25. Juni 1898 scheidet er aus dem Kreise seiner Gefährten hinweg. Ein „Geist des Schauderns" schreitet nun auch noch über das Schiff hinweg und dort zum Eis, wo man seine Leiche aufgebahrt hat. Sein Begräbnis hinterließ einen nachhaltigen, düsteren Eindruck bei der ganzen Schar. Einer Rinne, die man durch ein Jungeis schlagen mußte, bewegte sich am nächsten Tage der Leichenzug entgegen. „Danko war der Liebling der Matrosen gewesen, und sein Tod wurde im Vorderdeck ebenso schmerzlich empfunden wie bei uns. Das sah man den Leuten bei dem Leichenzuge an. Langsam und feierlich marschierten sie über die Eisfläche dahin, tiefe Trauer im Antlitz. Der Schlitten machte am Rande des Eisloches Halt. Nach einigen kurzen, dem Ernst der Feier entsprechenden Worten des Kommandanten wurden zwei schwere Gewichte an die Füße gebunden und der Leichnam in sein eisiges Grab versenkt." „Obwohl unter uns keiner krank ist, haben wir alle allerhand kleine Beschwerden, welche unter dem gefährlichen Einflusse der verzweifelten Stimmung einen ernsten Charakter annehmen können. Stets verfolgt uns das Bild unseres dahingegangenen Gefährten, wie er in aufrechter Stellung, die Gewichte an seinen Füßen, unter der Eisdecke und vielleicht gerade unter der ‚Belgika' herumschwebt . . ."

Interessant ist ein Vergleich, den Cook zwischen diesen Verhältnissen mit den Erfahrungen Nansens auf seiner berühmten Expedition anstellt. „Wir waren nicht so glücklich wie Nansen mit seinen Leuten, wenn man seinem Bericht über den Gesundheitszustand seiner Leute gegen das Ende der Polarnacht Glauben schenken darf. Mit wenigen großsprecherischen Worten geht er über den physiologischen Einfluß der Polarnacht hinweg und schließt das Kapitel in seiner ruhmrednerischen Art mit der Bemerkung, daß sie von den gewöhnlichen Beschwerden sich frei fühlten. Nachdem sich aber herausgestellt hat, daß einer seiner besten Leute in einem Zustande geistiger Zerrüttung heimgekommen ist, worüber Nansen nichts berichtet, so können wir annehmen, daß auch noch andere Dinge seinem Gedächtnis entfallen sind. Es ist ganz unmöglich, daß eine Expedition von zwölf Leuten drei Jahre ohne jede körperliche Schädigung in der Arktis oder in irgend einer anderen Gegend zubringt. Diese Dinge sind so unvermeidlich wie die menschlichen Vergehen und ebenso interessant." Die Schärfe des Tones, den Cook hier anschlägt, ist offenbar der beste Beweis für die gefahrvolle Lage, die ihm und seinen Gefährten die Polarnacht des Südens aufgeladen hat. „Wir hatten diese Krankheit, die Anämie, in der weitaus schärfsten Form, die mir aus meiner eigenen Erfahrung und dem Studium anderer Polarexpeditionen bekannt ist. Wir haben einen Offizier verloren, und ein zweiter ent-

ging mit knapper Not dem gleichen Schicksal. Alle Matrosen sind davon befallen. Unsere Lage ist in der Tat sehr ernst."

Wer diese Schilderung in seine Vorstellung aufgenommen hat, der begreift aber nun auch, mit welcher ganz unbeschreiblichen Spannung, Aufregung und Erwartung das Nahen der Sonne begrüßt wurde. Es ist nicht zu viel gesagt, daß ein Sonnenanbeter dem Himmelslicht seinen Sinn und seine Seele nicht mehr zuwenden kann als diese Verlassenen der Eiswelt. Ihr Kommen besserte auch, ganz allmählich freilich nur, ihre Lage.

Und als sie nun wirklich kam! „Heute kam einer der Offiziere zu uns herein, über das ganze Gesicht lachend und glücklich wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat, und sagte: ‚Die Sonne macht warm, ich habe es gerade gefühlt.' Wir blickten ihn erst einen Augenblick an, dann aber eilten wir hinaus und ließen mit Wonne und Entzücken zum erstenmal seit fast drei Monaten die Strahlen der Sonne auf uns scheinen. Dieses Gefühl natürlicher Wärme, der Anblick der Sonne und die erfreuliche Aussicht auf bessere Tage war das Ziel unserer lang gehegten Wünsche. Kein Wunder, daß uns die Freude beinahe übermannte. Die Leute wandeln paarweise auf den gewundenen Pfaden über das Packeis hin; da und dort streckt sich einer auf einen bequemen Eisblock hin und sonnt sich wie die Schlangen im Frühjahr. Andere saugen mit Wohlbehagen die warme Luft ein und tanzen herum wie die Bären."

Die Arbeit wurde allmählich wieder mit Lust getan, der Appetit verschmäht nicht mehr Pinguinfleisch, trotz seines fischigen Beigeschmacks. Die Lebensgeister kehren zurück. Cook unternahm sogar nun mit einigen Gefährten eine Schlittenreise von mehreren Meilen zu einem großen Eisberg, der während der ganzen Zeit am Rande des Horizontes die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Endlich auch, als das Eis sich ringsum zu lockern anfing, der Entschluß, sich gewaltsam von der harten Umklammerung zu lösen. Denn „wenn wir uns nicht selbst helfen, dann ist es, so wie die Dinge jetzt sind, mehr als wahrscheinlich, daß wir noch einmal in dem Packeis überwintern müssen". Man versuchte zuerst durch schmale Gräben, die man vom Bug und Heck in der Längsrichtung des Schiffes aus dem Eise aushob, die Bildung von Spalten in der Fahrlinie zu begünstigen, ohne Erfolg. Dann unternahm man es, selbst der „Belgika" den Kanal zum offenen Wasser zu graben. Ohne Ausnahme arbeiteten nun alle daran, die obere Schicht des weichen Eises weg zu schaufeln und dann mit der Säge Schritt für Schritt die Eisplatten wie Flöße abzuschneiden; die Sprengung mit Tonit, die man mit großem Vertrauen versuchte, hatte einen gar zu kläglichen, ja komischen Erfolg gehabt. Da schob der Eisdruck den Kanal, der schon ein großes Stück fertiggestellt war, wieder zusammen! „Dieses plötzliche und unerwartete Ereignis, das uns um die Frucht unserer Arbeit brachte, noch ehe sie vollendet war, bereitete uns eine große Enttäuschung, und Verzweiflung malte sich auf jedem Angesicht. Jetzt war nicht

nur der Kanal wertlos geworden, sondern die ‚Belgika‘ noch dazu einer gefährlichen Pressung ausgesetzt.“ Doch „am Morgen des 14. Februar 1899 schlug der Wind neuerdings um, das Eis lockerte sich überall, breite Rinnen öffneten sich nach allen Seiten; auch unser Kanal wurde wieder frei. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, und mit Volldampf ging es hinaus. Nie war ein Häuflein Menschen glücklicher als die Offiziere und Mannschaft der ‚Belgika‘ in dem Augenblicke, wo unser gutes, altes Schiff von dem Rande der Eisscholle abstieß, in deren Gefangenschaft es ein Jahr lang geschmachtet hatte.“

Die Proviantverhältnisse gestatteten eine Fortsetzung der Expedition nicht mehr, und auch das Gefühl, die Aufgabe „so ziemlich gelöst zu haben“, lenkte den Kiel nach Norden, der offenen See zu. Die Ungeduld und fast krankhafte Erregung, die hier noch zum letzten Male sich Ausbruch verschaffte, trat einem deutlich entgegen. Unter heiteren Szenen betraten die Teilnehmer der Fahrt das Festland wieder, das sie nie so geliebt und geschätzt haben wie in diesem Augenblicke. Nicht nur ihr ganzer Aufzug war „etwas merkwürdig“, sondern auch in ihren Gesichtszügen waren radikale Veränderungen vor sich gegangen, die der Finger der Arktis eingegraben hatte.

Wenn wir hier der Expedition in großen Zügen gefolgt sind, so ist die Fülle des Interessanten und Anregenden der Forschung, des Schönen und Furchtbaren der Eiswelt und der Freuden und Leiden des Lebens der kleinen Schiffskolonie so wenig erschöpft, wie die Bedeutung der Erfolge der Unternehmung gewürdigt. Darüber gibt erst das Werk selbst den rechten Aufschluß, und die vollständige Verarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Fahrt wird ja erst noch zu erwarten sein.



Aufgang.

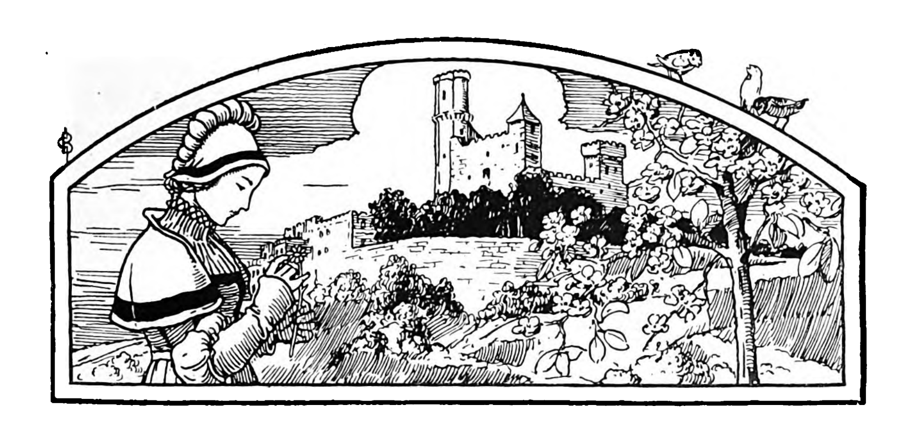
Von

Otto Thörner.

Das ist ein Klang in diesen Tagen;
Das ist ein Glühen überm Feld,
Als wär' der Himmel hergetragen
In diese stille Gotteswelt!

Als wär' ein Engelheer gegangen
Mit Sonnenfackeln durch das Land, —
Und Feuer hat der Mohn gefangen,
Und tausend Herzen stehn in Brand!





Son Altesse.

Novelle von Herman Bang.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen ritt Prinzeß Maria Karolina nach der Waldmühle herüber. Das große, nasse Rad stand stille, die Haustür und die Gartenpforte waren geschlossen. Maria Karolina stieg vom Pferde und ging die Stufen hinauf.

Sie öffnete die Tür und trat ein. Die Stubentür stand offen. Maria Karolina trat etwas vor und blieb dann stehen. Die beiden Alten saßen auf einer Holzbank zwischen den Fenstern. Sie saßen dicht nebeneinander, — ganz stille.

Der alte Müller wiegte den Kopf hin und her und seufzte.

„Ja, Johann — ja!“ sagte die Frau, als ob sie ein Kind beschwichtigen wolle.

„Ja, ja . . .“

Und wieder saßen sie stille nebeneinander. Die Mutter wischte mit dem Rücken der Hand die Tränen aus ihren Augen.

Maria Karolina wandte sich leise ab und öffnete die Tür zur Treppe.

An der schweigenden Mühle vorbei ritt ihre Hoheit über die Brücke dem Walde zu.

Die Ufer des Baches waren grün. Der Sand des Grundes leuchtete in der Sonne durch das klare Wasser hindurch. Da hatte Anna-Liese ihren Tod gefunden!

Ihre Hoheit sprengte durch den Wald davon. — —

Es war am Tage nach der Aufführung von „Romeo und Julia".

Frau von Pöllnitz hatte ihre Stunde bei Mlle. Leterrier. Komtesse von Hartenstein war ebenfalls anwesend. Sie hatte das Bedürfnis gefühlt, „sich einmal auszusprechen".

„Ich sah es ja," sagte Frau von Pöllnitz, „Ihre Hoheit stand gleich nach der Balkonszene auf."

„Und ging alleine fort — mit einem Lakaien!"

„Nach Hause?" fragte Mlle. Leterrier.

„Auf dem Schloß sah man Ihre Hoheit um elf Uhr, meine Beste."

„Um elf Uhr!" Mlle. Leterrier sprach es gedehnt, als wolle sie in diese wenigen Worte alle Missetaten hineinpressen, die man von der Balkonszene an bis um elf Uhr begehen könne.

„Wie sah Ihre Hoheit aus?" fragte Mlle. Leterrier nach einer Pause.

„Ich habe sie nicht gesehen —" Komtesse von Hartenstein war wie vernichtet — „Ihre Hoheit war ohne Hut . . ."

„Herr Heim greift immer die Nerven Ihrer Hoheit an," sagte Frau von Pöllnitz.

Ihre Hoheit war sehr blaß gewesen, als sie nach der Balkonszene die Loge verließ.

Der Lakai, der im Vorzimmer der Loge saß, war erwacht.

„Kommen Sie," sagte Ihre Hoheit.

Ihre Hoheit ging die Treppe hinab, durchs Vestibül hinaus ins Freie. Sie trug nur einen leichten Umhang, und einen Schleier um den Kopf.

Sie ging durch den Theaterpark und die Allee in den Schloßgarten. Sie öffnete die Pforte zu Onkel Otto Georgs Rosengarten, wo die Büsche noch kahl und unbelaubt waren. Dann ging sie auf die Terrasse.

Sie ging mit hastigen Schritten. Der Lakai folgte Ihrer Hoheit in einem Abstand von zehn Schritt stramm aufgerichtet, mit demselben Ausdruck, als wenn er bei Tafel servierte. Ihre Hoheit ging immer weiter. Sie mußte gehen. Es war ihr, als ob sie bei jedem Schritt mit ihrem Absatz etwas zerträte, während sie ruhelos weiter ging.

Zuweilen drückte sie inzwischen einmal die Hand auf die Brust, als tue ihr das Atmen weh. Und sie fing an langsamer zu gehen und ging schließlich ganz langsam mit zu Boden gesenkten Blicken.

Die Stirn Ihrer Hoheit brannte wie Feuer. Das Denken war etwas so Ungewohntes für Maria Karolina: fast wie ein körperlicher Schmerz.

Langsam erstieg sie die Stufen, bis sie auf der obersten Terrasse stand.

Sie trat ein paar Schritte vor und blieb dann stehen. Im Schein des Mondes lag der Garten in undeutlichen Umrissen zu ihren Füßen, begrenzt von den düsteren Mauern des gewaltigen Schlosses. Scharf zeichnete sich das lange, grade Dach gegen den leicht bewölkten Himmel ab.

Ihre Hoheit stand unbeweglich und sah herab auf das herzogliche Schloß.

Der Lakai war in einem Abstand von zehn Schritt stehen geblieben — starr und steif wie eine Schildwache.

Alle Gedanken schwanden. Die Worte — die heißen Worte, die über sie hereingebrochen waren, — der Schmerz, der ihr wie ein plötzlicher Stich das Herz durchbohrt hatte . . .

Ihre Hoheit sah nichts mehr als die langen, grauen Linien des Schlosses zu ihren Füßen . . .

Und plötzlich, während sie in Gedanken verloren darauf hinstarrte, war es ihr, als sehe sie Onkel Otto Georgs Bild vor sich. Sie sah ihn im blauen Saal vorm Feuer sitzen, das magere, spitze Gesicht in die Hände vergraben, bleich und hohl in die Flammen starrend, mit seinen glanzlosen, erloschenen Augen.

Und sie fühlte Onkel Otto Georgs Hände leise über ihr Haar gleiten, und sie hörte ihn flüsternd sagen, indem er mitleidig lächelnd auf sie herab sah:

„Pauvre enfant — pauvre enfant.“

Der Lakai trat auf den andren Fuß und wartete.

Ihre Hoheit wandte sich und ging auf die Terrasse zurück. Durch die Stille der Nacht ertönten die mächtigen Schläge der großen Schloßuhr.

Sie fühlte sich plötzlich so müde, wie sie die Treppe herunterging.

Der Mond war höher gestiegen und beleuchtete jetzt hell die Wege in Onkel Otto Georgs Blumengarten.

Ihr Kopf brannte noch immer . . . kaum konnten ihre Füße sie tragen.

Plötzlich fiel ihr Auge auf den Lakaien — er ging an ihr vorbei, um die Pforte zu öffnen — — sie hatte ihn ganz und gar vergessen.

Er stand im Mondlicht vor ihr, schlank und jung, den Hut in der Hand. Maria Karolina zuckte zusammen, sie blieb einen Augenblick stehen.

Der Lakai wandte sich um und hob ein wenig den Blick.

„Schließen Sie die Pforte!“ sagte Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina und ging an ihm vorüber.

Der Lakai schloß die Pforte.

Ihre Hoheit befahl, daß die Kammerjungfer die Lichter auf dem Kamin anzünden solle.

„Sagen Sie Sr. Hoheit dem Herzog, ich fühle mich nicht ganz wohl. — Sie können gehen. Ich bedarf Ihrer Dienste heute abend nicht mehr."

Der Lakai trieb sich noch auf dem Korridor herum.

„Aber wo in aller Welt seid ihr denn eigentlich gewesen?" fragte die Kammerjungfer.

„Auf der Terrasse, Jüngferchen ..."

Die Kammerjungfer kehrte in die Gemächer Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina zurück. Ganz bestimmt glaubte sie Ihre Hoheit drinnen weinen zu hören.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Theaterintendant war zur Tafel befohlen.

Der Herr Intendant sprach von der neuen Saison und Erneuerung der Engagements.

„Herr Joseph Heim hat ein Anerbieten aus Dresden," sagte er. Er saß Ihrer Hoheit gegenüber.

„Dann verlieren wir ihn wohl," sagte seine Hoheit der Herzog.

„Er macht große Ansprüche," sagte der Intendant.

Seine Hoheit der Herzog trank ein Glas Wein.

„Sehr große ..."

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina betrachtete scheinbar mit großem Interesse ein kleines Stückchen Eis, das in ihrem Weißwein umherschwamm.

„Aber Herr Heim hat eine große Zukunft," sagte der Herr Intendant.

„Wenn die Zukunft anbricht," — S. Hoheit lachte — „macht er sich doch aus dem Staube. Mir brüllt er zu laut."

Der Intendant schwieg und sah von seinem Teller zu Ihrer Hoheit hinüber.

„Ja", sagte sie, „Herr Heim ist gewiß ein großes Talent." Ihre Hoheit besah noch immer mit großer Aufmerksamkeit das klare Eisstückchen in ihrem Weißwein: „Er hat gewiß noch eine große Zukunft vor sich ..."

„Ganz gewiß —" der Intendant war eben damit beschäftigt, ein Stück Fisch zu nehmen — „ich meinte auch darum ..."

„Hm," sagte S. Hoheit der Herzog, „von dieser Sorte hat man immer genug."

Am selben Abend wurde Herrn Hofschauspieler Joseph Heim sein Gesuch, aus dem Verbande des herzoglichen Hoftheaters entlassen zu werden, bewilligt.

Herr David von Pöllnitz vergaß seine Galoschen überzuziehen, so eilig hatte er es, mit dieser Nachricht vom Theater nach Hause zu kommen.

„Marianne," sagte er. „Weißt du, was geschehen ist?"

Wer Herrn von Pöllnitz nicht kannte, mußte sich auf ein welterschütterndes Ereignis vorbereiten.

Frau von Pöllnitz sagte nur trocken: „Nein."

„Liebste Marianne —" Herr von Pöllnitz riß die Augen auf und starrte gen Himmel — „was kann man voraussehen?"

Herr von Pöllnitz machte eine Pause und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Nichts kann man voraussehen, Marianne," sagte er.

„Nein, — nichts!" fügte er hinzu.

„Warum fragst du nicht, was es ist?" sagte er dann.

„Was ist es denn?" — Frau von Pöllnitz fing an nervös zu werden.

„Herr Heim hat seinen Abschied."

Herr von Pöllnitz hatte die Hände überm Teller gefaltet. Erwartungsvoll sah er Frau von Pöllnitz an.

„Das Vieh!" sagte Frau von Pöllnitz.

„Das Vieh?"

„Ich sagte: Das Vieh," wiederholte Frau von Pöllnitz nachdrücklich.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am vierzehnten Mai, dem Tage, ehe die Saison des Hoftheaters schloß.

Ihre Hoheit hatte sich nach der Tafel ins Jagdschlößchen oben in den Bergen begeben. Komtesse von Hartenstein war unpäßlich. Ihre Hoheit war allein.

Sie saß am Erkerfenster im Speisesaal. Das war schon als Kind der Lieblingsplatz Ihrer Hoheit gewesen.

Sie hatte von hier oben einen herrlichen Blick. Die eben grünen Linden leuchteten hell zwischen den dunkleren Tannen und Fichten. Tief unten lag das Tal mit seinen verstreuten Ortschaften und einzelnen Höfen, die durch Hecken und Zäune voneinander getrennt waren, dann die Wiesen mit ihrem frischen, üppigen Grün — hier und da ein ein-

samer, bläulich schimmernder Baum, — und der Fluß, über dem eine Wolke leichten Dampfes schwebte.

Die gegenüberliegenden Höhen glänzten noch im Sonnenschein. Sie schienen ganz nah herangerückt zu sein. Weißgetünchte Bauernhäuser, von hohen Pappeln umgeben, die schwarze Riesenschatten über den Berg und die Wiesen oberhalb des Waldes warfen — alles rötlich von der Sonne beschienen.

Das ganze Herzogtum lag zu den Füßen und vor den Augen der Prinzessin.

Die große Glocke am Schloßtor läutete, und Ihre Hoheit hörte unter dem Erker den schweren Tritt des Kastellans, wie er über den Schloßhof ging.

Sie hörte, wie das Tor geöffnet wurde und laute Stimmen bis zu ihr heraufdrangen.

Der Kastellan kam über den Schloßhof zurück.

„Wer ist da?" fragte Maria Karolina.

„Es sind Fremde da, die das Schloß besehen möchten, Ew. Hoheit. Ich sagte, ich wolle Ew. Hoheit fragen."

„Natürlich können sie das Schloß besehen," sagte Maria Karolina.

Sie blieb am Fenster stehen, während der Kastellan zum Schloßtor zurückging.

Ihre Hoheit trat ein paar Schritt zurück, als sie Joseph Heim erkannte. Einen Augenblick stand sie blaß und zitternd am Eichentisch. Dann ging sie hastig der Türe zu.

Die Gesellschaft war schon auf der Treppe. Ihre Hoheit ging ihnen ein paar Schritt entgegen und blieb dann stehen.

Es waren sechs bis acht Menschen — Leute, die zum Theater gehörten. Die Damen verneigten sich, die Herren blieben in ehrerbietiger Haltung stehen.

Ihre Hoheit hielt sich mit der Hand am Geländer fest:

„Dürfte ich Ihnen vielleicht das Schloß zeigen?" fragte sie verbindlich.

Die Gesellschaft stand etwas verlegen da. . . . Eine der Damen faßte sich zuerst und stammelte einige Dankesworte.

„Möchten Sie die Treppe heraufkommen?" sagte Ihre Hoheit.

Sie traten in den Speisesaal. Ihre Hoheit kannte sie alle aus dem Theater und redete jeden bei seinem Namen an.

Wenn die Schauspieler antworteten, flüsterten sie ehrerbietig. Allmählich legte sich ihre Befangenheit etwas, aber ihre Bewegungen und ihre Ausdrücke blieben gezwungen und geziert.

Die Damen stießen bei jedem Gegenstand, der ihnen gezeigt wurde, kleine Ausrufe der Bewunderung aus.

Joseph Heim hielt sich ein wenig hinter den übrigen zurück. Bei den Fenstern im Erker blieb er stehen.

Auf die Fragen Ihrer Hoheit antwortete er nur mit einem klugen „Ja" oder „Nein".

Ihre Hoheit erzählte von der zerschossenen Fahne, die hier aufgehängt war. Es war eine herzogliche Trophäe aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Die anderen gingen weiter. Joseph Heim stand mit den Händen in den Taschen und sah sich die Fahne genauer an.

Ihre Hoheit erzählte von den Gemälden in der Bildergalerie. Die ganze Gesellschaft drängte sich vor einem Bilde von Maria Stuart zusammen.

„Sie kommt mir so dürftig vor," entschlüpfte es dem kahlköpfigen Komiker.

„Ja, eine Schönheit scheint sie nach diesem Bilde nicht gewesen zu sein," bemerkte Ihre Hoheit.

Man brachte Wein in den Speisesaal. Rheinweinflaschen in großen Kühlern.

Ihre Hoheit wollte mit den Künstlern auf einen angenehmen Sommer anstoßen. Die Gesellschaft fühlte sich geehrt und trippelte im Gänsemarsch nach dem Speisesaal zurück.

Man schenkte die Gläser voll. Ihre Hoheit ging von einem zum andern und stieß an. Die Damen lasen flüsternd die Inschriften auf den altdeutschen Gläsern, und die Herren schlürften langsam den Wein, schnalzten mit der Zunge und warfen sich entzückte Seitenblicke zu.

Es war ein ganz gewöhnlicher Tischwein.

Allmählich begann es zu dunkeln. Die leeren Weinflaschen wurden durch neue ersetzt, die Herren und Damen wurden lebhafter. Der kahlköpfige Komiker machte halblaute Witze, in der Hoffnung, von Ihrer Hoheit gehört zu werden, — dazu machte er seine berühmte Bewegung, eine Schwenkung der rechten Hand, die mit einem klatschenden Schlage auf den kugelrunden Bauch endete — die ganze Galerie hielt sich die Seiten, wenn er diese Bewegung ausführte.

Ihre Hoheit hatte nie viel Sinn für Komik gehabt.

Sie ging mit dem Glase in der Hand am Erker vorbei ins Turmzimmer. Die Tür nach dem Speisesaal blieb offen.

Ihre Hoheit fuhr zusammen: „Sie hier?" sagte sie, „Herr Heim, Sie stehen hier ganz allein?"

„Ich sah mir etwas an," erwiderte Herr Heim. Die kurzen Sätze kamen immer so abgestoßen heraus. „Ew. Hoheit" zu sagen, vergaß er jedes zweite Mal.

„Sie haben gewiß noch nie unsere Schätze gesehen, Herr Heim," sagte Ihre Hoheit. Sie hatten beide geschwiegen und er wollte eben gehen.

„Schätze, Ew. Hoheit . . ."

Ihre Hoheit nahm ein Schlüsselbund aus einem Schrein und öffnete ein kleines Schränkchen, das in die Wand eingelassen war. „Es will nicht aufgehen," sagte sie. Endlich ging es. „Ja, dies hier ist unser Museum."

Herr Heim blieb mit gebeugtem Kopf vier, fünf Schritt hinter ihr stehen.

Ihre Hoheit nahm ein kleines Schreibzeug aus dem Schrank.

„Es ist Napoleons Eigentum gewesen," sagte sie, indem sie es ihm reichte.

Er nahm es und sah es an. „Ja so . . ." Er blieb noch immer in gemessener Entfernung stehen und drehte das Tintenfaß in der Hand hin und her.

Ihre Hoheit warf einen Seitenblick auf ihn, wie er so dastand und den Museumsgegenstand in seinen großen Händen hin und her drehte.

Maria Karolina mußte wider Willen lächeln, wie sie Napoleons Tintenfaß wieder an seinen Platz zurückstellte.

Und indem sie lächelte, empfand sie den tiefsten Schmerz, den sie in ihrem ganzen Leben gefühlt hatte.

„Ja," sagte sie, „er hatte es mit in Rußland." Sie wußte nicht, daß sie gesprochen hatte; sie hörte den Ton der eigenen Stimme wie aus weiter Ferne.

Ihre Hoheit nahm ein kleines, goldnes Stäbchen aus dem Schrank.

Joseph Heim mußte die Edelsteine bewundern, die in einem Kranz das Stäbchen umgaben.

„Das ist ein Zepter," sagte Maria Karolina. „Es hat Maria Stuart gehört."

Joseph Heim zuckte zusammen: „Maria Stuart?" sagte er. Mit dem Zepter in der Hand ging er ans Fenster.

Es war beinah dunkel. Obgleich sie dicht nebeneinander am Fenster standen, konnte der eine kaum die Züge des andren unterscheiden.

Joseph Heim hielt das Zepter in der Hand und betrachtete es nachdenklich.

Drinnen im Speisesaal hatte der Komiker mal wieder einen Witz gemacht. Lautes Gelächter schallte zu ihnen herüber.

„Sie wollen uns verlassen, Herr Heim," sagte Ihre Hoheit leise, wie man im Dunkeln zu sprechen pflegt.

„Ja," sagte er. „Ich gehe nach Dresden."

Noch immer hielt er das Zepter in der Hand.

„Ja," wiederholte er.

Was half ihr das? Er sprach tiefer, seine Stimme klang so seltsam bewegt.

Ihre Hoheit fuhr zusammen.

„Nein," sagte sie leise.

Joseph Heim reichte Ihrer Hoheit das Zepter. „Danke," sagte er. „Hm, ja . . . solche alten Sachen sind sehr merkwürdig."

Ihre Hoheit bebte, als ihre Hand das kalte Gold des Zepters berührte. Ihr Antlitz war im Dunkeln sehr bleich.

Einen Augenblick schwiegen beide. Drinnen hatte der Komiker gewiß wieder seine berühmte Bewegung gemacht.

„Ich wünsche Ihnen alles Glück, Herr Heim," sagte Ihre Hoheit; sie war einen Schritt auf ihn zugetreten.

Joseph Heim blickte verwundert zu ihr auf. Noch nie hatte er bemerkt, wie weich und wohlklingend die Stimme Ihrer Hoheit war.

„Ich schulde Ihnen . . ." — der Ton klang seltsam bewegt — „vielen Dank für diesen Winter . . . ich . . ."

Ihre Hoheit wollte ihm die Hand reichen. Aber Herr Heim sah es im Halbdunkel nicht. Er verbeugte sich nur, und Maria Karolina neigte stumm den Kopf.

— — — — — — — — — — — — — —

Einen Augenblick lehnte sich die Prinzessin gegen die Wand, bevor sie im Speisesaal das letzte Glas mit ihren Gästen trank.

Die Gesellschaft empfahl sich.

Unten, am Fuß des Berges, hörte man noch ihr Gelächter und ihren Gesang.

„Häßlich ist sie," sagte Joseph Heim, „aber eine schöne Stimme hat sie; ein merkwürdig weiches Organ — so gefühlvoll . . ."

Maria Karolina stand im Erker. Sie hatte das Fenster aufgestoßen.

Über den Höhen und dem Tale war es Nacht. Die ganze Natur, die Erde wie der Wald schienen Frische und Wohlgeruch zu atmen.

Maria Karolina lehnte sich weit zum Erkerfenster hinaus.

Der Kastellan war noch einen Augenblick am Schloßtor stehen geblieben; nun schlug er es zu und kehrte über den Schloßhof zurück. Maria Karolina lauschte noch immer auf den sich entfernenden Gesang. Er wurde schwächer und schwächer, — endlich verstummte er ganz.

Ganz stille wurde es in der dunklen Nacht.

— — Ihre Hoheit wandte sich erschrocken um. Es war ihr, als sei jemand hinter ihr ins Zimmer getreten.

Es war die Fahne aus dem Dreißigjährigen Kriege, die in der Zugluft hin und her wehte und gegen die Wand schlug.

Ihre Hoheit fuhr durch den Wald nach Hause.

— — — — — — — — — — — — — —

Am fünfzehnten Mai schloß die Saison des Hoftheaters. Man gab „Des Meeres und der Liebe Wellen" — Herr Joseph Heim spielte den Leander.

Der Bericht im Tageblatt der Residenz schloß mit den folgenden Worten:

„Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina wohnte der Vorstellung bis zum Schluß bei. Nach dem dritten Akt ließ Ihre Hoheit dem scheidenden jugendlichen Helden und ersten Liebhaber unsers Hoftheaters, Herrn Joseph Heim, einen prachtvollen Lorbeerkranz mit den herzoglichen Farben überreichen." —

Am nächsten Tage siedelte der herzogliche Hof zum Sommeraufenthalt nach dem italienischen Schlosse über.

Der Sommer nahm seinen Verlauf.

6.

In diesem Herbst fanden viele Feste statt.

S. Hoheit der Erbprinz Ernst Georg verlobte sich mit seiner Cousine, der Erzherzogin Elisabeth. Im Oktober ward in Wien die Vermählung gefeiert.

S. Hoheit der Herzog und Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina trafen am Tage vor der Hochzeit in Wien ein.

Erzherzogin Elisabeth war blond, dünn wie eine Bohnenstange, und in Rosenrot gekleidet. Sie ließ sich von S. Hoheit dem Herzog zweimal auf den Mund und von Prinzeß Maria Karolina auf beide Wangen küssen.

Sie lächelte unaufhörlich, sprach ihre französischen Redensarten, als habe sie sie auswendig gelernt, und klemmte die Oberlippe herunter, um ein paar vorstehende Zähne zu verbergen.

Nach der Familientafel bei Ihren Kaiserlichen Hoheiten den erzherzoglichen Eltern saß man im täglichen Wohnzimmer.

S. Hoheit Erbprinz Ernst Georg unterhielt sich mit seiner Braut, die sich angelegentlich mit einer Stickerei beschäftigte.

Prinzeß Maria Karolina saß in der Nähe und besah eine Mappe mit Aquarellen. Sie überhörte die wenigen Sätze, die die Verlobten wechselten, verbindliche, inhaltslose Worte, mit langen Pausen dazwischen.

Maria Karolina sah die Malereien wie durch einen Schleier. Ihr Herz war so voll und schwer.

Beim Kaffee hatte Erzherzogin Elisabeth einen Augenblick allein in einer Fensternische gestanden. Maria Karolina trat auf sie zu.

Erzherzogin Elisabeth lächelte, und sie blieben schweigend nebeneinander stehen und spielten beide mit den Blättern der großen Palme, die hier aufgestellt war.

Endlich faßte Maria Karolina die Hand der Erzherzogin:

„Glaubst du nun —“ die Worte klangen kurz und abgebrochen — „daß du recht glücklich wirst?“ fragte sie.

Erzherzogin Elisabeth löste erschrocken ihre Hand aus der ihrer Cousine.

„Mais oui, cousine, je suis bien heureuse,“ sagte sie.

Prinzeß Maria Korolina trat einen Schritt zurück, und wieder blickten beide schweigend in den Schloßgarten hinaus.

— Schlag zehn Uhr zogen sich die Herrschaften in ihre Gemächer zurück.

S. Hoheit der Erbprinz sagte oben im Gemach Sr. Hoheit des Herzogs gute Nacht.

Er hatte sich vom Herzog verabschiedet und wandte sich nun an Prinzessin Maria Karolina:

„Gute Nacht, Mieze,“ sagte er.

„Gute Nacht.“

Prinzeß Maria Karolina legte ihre Hand auf seinen Arm: „Ernst Georg,“ sagte sie. Es klang wie ein Angstruf.

Der Erbprinz nahm die Hand seiner Schwester; — schweigend sahen sie sich einen Augenblick an.

„Gute Nacht, Maria Karolina,“ sagte er dann.

Prinzeß Maria Karolina wandte sich ab. Sie hörte seinen Säbel über den Teppich klirren.

— — S. Hoheit der Herzog warf die Karten auf den Tisch.

Er wartete auf die Partie Pikett, die ihm vorm Schlafengehen zur Gewohnheit geworden war.

„Maria Karolina!“ rief S. Hoheit.

Prinzeß Maria Karolina nahm Platz, und S. Hoheit mischte die Karten.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage um Mittag fand die Trauung des fürstlichen Paares in der Hofkapelle statt.

Ihre Kaiserliche Hoheit Erzherzogin Elisabeth trug während der feierlichen Handlung ein glückliches Lächeln zur Schau.

Nach dem Hochzeitsfrühstück empfahl sich das neuvermählte Paar. Die hohe Braut trug ein lichtgraues Reisekleid, dazu einen Hut mit kleinen Rosenknospen.

Alle Herrschaften küßten sie auf die Wange.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina stand am Fenster, um die Abfahrt zu sehen.

Der Erbprinz führte seine Braut an den Wagen. Die Erzherzogin grüßte mit einem freundlichen Lächeln die Lakaien, die sich in Reih und Glied aufgestellt hatten.

Dann stürzten ein paar große Windhunde bellend über den Schloßhof und sprangen an der Braut in die Höhe.

Sie ließ den Arm des Erbprinzen los und umschlang die Hunde. Sie bellten noch immer und legten ihr die Vorderpfoten auf die Schultern. Stumm drückte sie ihren Kopf gegen den Hals der großen Tiere und blieb neben ihnen stehen.

Als die hohe Braut endlich in den Wagen stieg, weinte sie und hielt das Taschentuch vor die Augen.

Die Pferde zogen an, das Schloßtor wurde aufgerissen und wieder zugeschlagen. Das hohe Paar war fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Etwa einen Monat später geruhte S. Hoheit der Herzog allergnädigst, Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina zur Äbtissin des adligen Fräuleinstifts in Eisenstein zu ernennen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina hielt nach alter Sitte ihren feierlichen Einzug im Kloster.

Junge Mädchen streuten auf dem Bahnhof Blumen, mit vor Kälte halb erstarrten Händen. Die Feuerwehr blies einen Tusch und stellte die Ehrenwache.

Nach dem Einzug fand in der Klosterkapelle ein Gottesdienst statt.

Steif und kerzengerade saßen die alten Damen in feierlicher Ordenstracht in den Kirchenstühlen. Fräulein von Salzen wurde von

der kleinen Priorin hereingeführt; sie wurde immer kümmerlicher; jetzt waren die Augenlider gelähmt und beinah ganz zugefallen.

Der Prediger sprach über das Wort: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch."

Beständig hörte man während der Predigt die murmelnde Stimme des alten Fräuleins von Salzen: „Ach ja, ach ja . . ."

Nach dem Gottesdienst war große Cour im Ordenssaal.

Der Thronsessel der Äbtissin stand unter einem Baldachin mit dem herzoglichen Wappen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina reichte den Damen die Hand zum Kuß.

Eine nach der anderen schwankten die alten Damen heran, knixten und beugten den Kopf über die Hand ihrer Hoheit. Sie zitterte ein wenig, wenn sie die Berührung der alten, kalten Lippen auf ihrer Hand fühlte.

Ihre Hoheit lächelte fortwährend, — ihr Blick ruhte fast geistesabwesend auf den wackelnden grauen Köpfen der alten Damen.

Sie hörte wie im Traum Fräulein von Salzens unaufhörliches Gemurmel: „Ach ja, ach ja . . ." und bewegte den Kopf liebenswürdig auf und nieder, wenn sie von neuem ein paar kalte Lippen auf ihrer Hand fühlte.

Die Priorin, Reichsgräfin von Waldeck, trat jetzt auf den Baldachin zu. Sie trug die Schlüssel des Klosters auf einem roten Sammetkissen.

Ihrer Hoheit Prinzessin Maria Karolina schien der Boden unter den Füßen zu schwanken, wie sie sich jetzt herabbeugte und die goldenen Schlüssel berührte.

In halb knieender Stellung nahm die Priorin sie wieder in Empfang. Ihr langer Trauerschleier floß wallend über das Kissen und die Schlüssel herab.

„Ach ja, ach ja . . ." hörte man das unaufhörliche, stille Selbstgespräch der alten Salzen durch den Saal.

Die Feuerwehr fiel vom Klosterhof ein. Sie bliesen den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, den sie zu dieser Gelegenheit eingeübt hatten.

7.

Ihre Hoheit hatte sich im Sessel zurückgelehnt und den Kopf in die Hand gestützt. Ihr Buch war ihr aus der Hand geglitten und lag auf dem Teppich; sie hatte die Kammerjungfer nicht eintreten hören.

Auf einmal ließ ihre Hoheit die Hand sinken und fuhr erschrocken in die Höhe. Es war ganz dunkel geworden.

„Wer ist denn da?“ fragte sie.

„Nur ich, Ew. Hoheit,“ sagte die Kammerjungfer.

„Ach ja,“ Ihre Hoheit stand auf, „es ist spät geworden. Es ist wohl die höchste Zeit ...“

„Stecken Sie die Lichter auf dem Kamin an. Ich komme gleich.“

Ihre Hoheit folgte mit den Augen den Bewegungen der Kammerjungfer. „Was mag es an der Zeit sein?“ fragte sie. „Es ist wohl spät.“

„Sieben Uhr, Ew. Hoheit.“

„Schon sieben? Gut, ich komme gleich ...“

Die Kammerjungfer hatte die Lichter angesteckt und ging.

Ihre Hoheit warf einen Blick in den Spiegel, ob man wohl sehen könne, daß sie geweint habe. Einen Augenblick stützte sie vorm Kaminspiegel den Kopf in die Hand, bevor sie sich abwandte und das Zimmer verließ.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina machte Toilette. Sie wählte ein burgunderrotes Kleid mit weißen Spitzen.

Um halb neun Uhr fuhren die hohen Herrschaften zum Hoffest im italienischen Schloß.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Gesellschaft erwartete die hohen Herrschaften im Erbprinzensaal.

Die Vornehmsten im Rang waren in einer langen Reihe von einer Tür zur anderen aufgestellt. Die Übrigen drängten sich hinter ihnen, wie Schafe in einer Hürde. Frau Hofapotheker war in Zitronengelb, ein Kranz von Farrenkräutern garnierte den Ausschnitt des Kleides.

„Gott weiß, ob dies anständig ist,“ hatte Frau Hofapotheker der kleinen Schneiderin gesagt, die ihr beim Ankleiden half.

Frau Hofapotheker hatte durchaus ein Spitzenfichu haben wollen.

„Hof ist Hof, Ew. Gnaden,“ sagte die Schneiderin, indem sie die Farren in kunstreiche Spitzen auf dem Rücken der Frau Hofapotheker zurechtsteckte.

„Darum brauchen alte Weiber aber nicht zu viel Fleisch zu zeigen,“ sagte Frau Hofapotheker.

Die Schneiderin erschrak so heftig, daß sie Frau Hofapotheker mit einer Nadel in den Hals stach. Die Schneiderin hatte solche Worte noch nie in den Mund genommen.

Frau Hofapotheker zeigte auf dem Ball eine Fülle salomonischer Reize.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Hofmarschall stieß dreimal mit seinem Stabe auf den Boden, und die Tür öffnete sich: die hohen Herrschaften traten mit ihrem Gefolge ein. Es wurde ganz still, ringsum verneigte und verbeugte sich alles auf dem Wege Ihrer Hoheiten durch den Saal.

Herr von Pöllnitz war neben Exzellenz von Kurth in die erste Reihe gekommen. Die Hoheiten kamen vorbei.

S. Hoheit redete Exzellenz von Kurth an.

„Gewiß, gewiß,“ sagte Herr von Pöllnitz.

„Sind Sie auch da, mein guter Pöllnitz,“ sagte S. Hoheit der Herzog. Und die ganze Reihe verneigte sich wie auf Kommando, als die Herrschaften jetzt weitergingen.

S. Hoheit der Herzog führte Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina an ihren Platz im grünen Saal.

Ihre Hoheit die Prinzessin gab Cour für die anwesenden Damen.

Der Hofmarschall stand abwartend an der Seite Ihrer Hoheit. Als die Cour beendet war, geruhte Ihre Hoheit Herrn Oberstleutnant Graf von Dürckfeld zur ersten Quadrille zu befehlen.

„Das Fest nahm den an unserem Hofe üblichen, prachtvollen Verlauf,“ — berichtete das Tageblatt.

Einen kleinen Unglücksfall erwähnte das Blatt nicht.

Im Laufe des Abends erwies ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina Herrn Hofschauspieler von Pöllnitz die Ehre, ihn zu einem Walzer zu befehlen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina war sehr gnädig gegen Herrn von Pöllnitz. Ihre Hoheit unterhielt sich siebzehn Minuten mit Herrn von Pöllnitz:

„Nun hatte Herr von Pöllnitz ja wohl König Philipps Rolle übernommen? . . .“

„Ja,“ . . . und Herr von Pöllnitz verbeugte sich tief. „Ja, wir werden alle alt, Ew. Hoheit,“ sagte er.

Ihre Hoheit lächelte. „Ja,“ sagte sie und ließ ihr Auge nachdenklich auf den Tanzenden ruhen. „Ja, Sie haben recht.“

Ihre Hoheit konnte sich Herrn von Pöllnitz’ noch ganz gut als Don Carlos erinnern . . . Später hatte Herr von Pöllnitz dann den Marquis Posa gespielt . . .

„Ja, gewiß . . . also Ew. Hoheit entsinnen sich noch“ . . .

„Das war damals mit jenem jungen Menschen ... wie hieß er doch gleich? — er war nur ganz kurze Zeit hier ..."

„Herr Heim."

„Richtig, ja. Er hatte gewiß viel Talent ... hört man je noch etwas von ihm?"

Herr von Pöllnitz zuckte die Achseln: „Ew. Hoheit, in Berlin nennt man ihn eine Größe!" — Herr von Pöllnitz zog eine etwas süßsaure Miene auf.

Fast hätte man sich einbilden können, daß die Wangen Ihrer Hoheit sich ein wenig tiefer färbten. Aber vielleicht war es nur der Schein des burgunderroten Kleides, der diesen Eindruck hervorrief.

„Er hat also, wie es scheint, Karriere gemacht," sagte Ihre Hoheit. Sie reichte Herrn von Pöllnitz die Hand zum Tanz.

Und da geschah das Unglück. Herr von Pöllnitz begriff es nicht, aber es geschah. Herr von Pöllnitz stürzte beim Walzer mit Ihrer Hoheit unter dem Kronleuchter zu Boden.

„Das kommt davon, wenn man mit Komödianten tanzt!" sagte Fräulein von Hartenstein am nächsten Vormittag beim Kaffee zu Mlle. Leterrier: „Aber Ihre Hoheit hat Ideen ..."

Fräulein von Hartenstein rief mit einem stummen Blick den Himmel zum Zeugen an. Fräulein von Hartenstein hatte schon lange gelernt, über hochgestellte Personen zu schweigen.

Ihre Hoheit hatte das Erlebnis nicht schwer genommen. Ein junger Referendar flog herbei, um Ihrer Hoheit zu helfen.

„Helfen Sie auch dem armen Herrn von Pöllnitz," sagte sie.

Herr von Pöllnitz lag hilflos zappelnd, wie ein dicker Maikäfer da, der auf den Rücken gefallen ist.

Kurze Zeit darauf setzte man sich zum Souper.

S. Hoheit der Herzog leerte ein Glas auf das Wohl seiner Tochter, Ihrer Hoheit der Prinzessin Maria Karolina, deren Geburtstag zu feiern man hier versammelt war.

Herr von Pöllnitz war im Ballsaal zurückgeblieben. Einsam und allein stand er an eine Säule gelehnt da und betrachtete die Unglücksstätte. — — — —

Nach dem Souper folgte ein Feuerwerk. Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina ließ die Balkontüren öffnen und trat auf den Altan hinaus.

Der Abend war schön und klar; unzählige Sterne funkelten am Himmel. Zischend sausten die Raketen in langen leuchtenden Bogen

durch die Luft, dann erloschen sie. Im Kanal schimmerte es wie fallender Goldregen.

In ihren Pelz gehüllt stand Maria Karolina schweigend da.

Sie hatte über den Garten nach den fernen Höhen hinübergesehen, als die Beifallsrufe sie aus ihrem Sinnen weckten.

Das gekrönte M. K. erschien in grün und gelb. Mit einem kleinen Knall erlosch erst das M., dann das K.

Die Prinzessin starrte wie geistesabwesend auf ihren Namenszug im dunklen Wasser des Kanals.

Die Krone hielt sich noch ein Weilchen. Sie schien auf der stillen Wasserfläche zu schwimmen.

Ihre Hoheit Prinzessin Maria Karolina blieb regungslos stehen, bis auch die Krone langsam ins Wasser sank und verlöschte.

Ende.



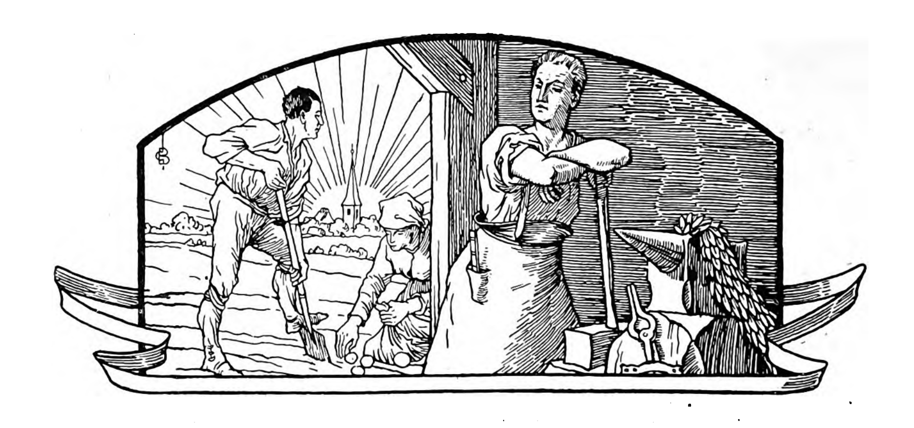
Weher Frühling.

Von

Johanna M. Lankau.

Vor meinem Fenster steht ein Baum
Behängt mit weißem Blütenflaum.
Ich senke meine Stirne leis:
Auch ich war einst so rein und weiß,
Auch ich trug einst ein Frühlingskleid,
Mit Unschuldsblüten überschneit,
Sah nach der Sonne frei und frank
Und sang ein Lied voll Lob und Dank ......
... Wie lang ist's her? Ich weiß es nicht!
Ich berge weinend mein Gesicht — — — —
Ach, wer noch ohne Schuld und gut,
Weiß nicht, wie weh der Frühling tut!





Reichsfinanzlage und Reichsfinanzreform.

Von

Dr. Georg Sydow.

Die Vorlage des Reichshaushaltsetats für 1903 mußte der Sekretär des Reichsschatzamtes im Januar d. Js. im Reichstage mit folgenden Worten einleiten: „Meine Herren, der vorliegende Etat ist der ungünstigste, der je einem Reichstage vorgelegt worden ist. Es erscheinen darin nicht allein rund 24 Millionen ungedeckter Matrikularbeiträge, sondern ferner noch eine Zuschußanleihe von 95 Millionen Mark und das beides neben einer ordentlichen Anleihe von 125 Millionen Mark" (Druckſ. d. Reichstages 10. Leg.-Per. II. Seſſ. 1900/03. S. 7394). Diese Ausführungen, die einen Betrag von rund 250 Millionen Mark zur Deckung des Reichsfinanzbedarfes aus nicht ordentlichen Einnahmen in Anspruch nehmen, werfen ein grelles Streiflicht auf die gegenwärtige Lage der Reichsfinanzen, da sie nicht einen abnormen Ausnahmefall darstellen, sondern das letzte Kapitel einer — allerdings durch die Ungunst der wirtschaftlichen Entwicklung in den letzten drei Jahren wesentlich verschärften — chronisch gewordenen Defizitwirtschaft im Reich zum Ausdruck bringen.

Diese Tatsache tritt überzeugend zutage, wenn man die Entwicklung der Reichsfinanzen im letzten Jahrzehnt an der Hand der Daten für Gesamtbedarf und Gesamtdeckung, wie sie das statistische Jahrbuch für das Reich gibt, verfolgt, und daneben das progressive Anwachsen der Reichsschuld, d. h. die Heranziehung der außerordentlichen Deckungsmittel beobachtet.

Danach stieg vom Etatsjahr 1892/93 bis 1901/02 der Finanzbedarf des Deutschen Reiches von 1244 Millionen auf 2344 Millionen Mark, während sich die Einnahmen in der gleichen Zeit nach Abzug der Anleihemittel im Etat für 1901 von 1136 auf 2110 Millionen Mark steigerten, also gegenüber der Erhöhung des Finanzbedarfes in der gleichen Zeit um 125 Millionen Mark zurückblieben.

Diese 125 Millionen Mark, die das Defizit darstellen, um welches die Einnahmen im Durchschnitt der letzten zehn Jahre gegen die wachsenden Ausgaben zurückgeblieben sind, findet man wieder, wenn man den Gesamtanleihebedarf des Reiches in dem betrachteten Jahrzehnt ins Auge faßt. Er belief sich auf rund 950 Millionen Mark und erhöhte die Reichsschuld von 1437 auf 2395 Millionen Mark, ihre jährliche Verzinsung von 55,8 auf 88,2 Millionen Mark, d. h. er belastete den Etat mit neuen unproduktiven Mehrausgaben von 33 Millionen Mark.

Wenn auch diese Steigerung der Staatsschuld für den deutschen Reichshaushalt keineswegs eine unerschwingliche Mehrbelastung darstellt, so ist sie doch angesichts der Ursachen, aus denen sie herausgewachsen ist, nicht zu rechtfertigen. Wenn man die Entwicklung des Etats im letzten Jahrzehnt betrachtet, so zeigt sich, daß den überwiegenden Anteil an der Steigerung des jährlichen Finanzbedarfes Heer und Marine für sich in Anspruch nehmen, eine Tatsache, die an und für sich ihre Erklärung in der Verteilung der staatlichen Aufgaben zwischen dem Reich und den Einzelstaaten findet. Von 1892—1901 steigerten sich die ordentlichen Ausgaben für diese beiden Kapitel von 481,4 auf 653,3, d. h. um etwa 173 Millionen Mark. Mit dieser Steigerung, die zu der Steigerung der Gesamtausgaben in keinem Mißverhältnis stehen würde, ist jedoch die Zunahme der Ausgaben für Heer und Marine nicht erschöpft. Neben den Ausgaben im ordentlichen Etat wurden alljährlich beträchtliche Summen für diese Zwecke in den außerordentlichen Etat eingestellt, der seine Mittel aus Anleihen bezieht. Die Anleihedeckung für diese Ausgaben, die alljährlich regelmäßig, in ungefähr vorauszusehender Höhe wiederkehren, ist nach den Grundsätzen einer richtigen Finanzpolitik nicht zu rechtfertigen, sie geschieht, weil die Mittel des ordentlichen Etats zu ihrer Deckung nicht ausreichen, und andere als die Anleihe zur Zeit nicht zur Verfügung stehen. Hier liegt die Wunde der deutschen Finanzwirtschaft, hier muß der Heilprozeß einsetzen. Es kann dies nur durch eine dauernde Vermehrung der Einnahmen geschehen, deren Höhe in der oben erwähnten Schuldsteigerung von jährlich 125 Mill. Mark zum Ausdruck kommt.

Der Weg, auf welchem eine Vermehrung der Reichseinnahmen erfolgen muß, und der zu dem Ziel einer Reform der Reichsfinanzen führt, wird durch Art. 70 der Reichsverfassung, der aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes übernommen worden ist, vorgezeichnet. Dieser lautet:

„Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Überschüsse der Vorjahre sowie die aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. Insoweit dieselben durch diese Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, *solange Reichssteuern nicht eingeführt sind*, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch den Reichskanzler ausgeschrieben werden."

Die summarische Fassung der finanziellen Grundlage des damaligen Norddeutschen Bundes mit ihrer Überwälzung der finanziellen Verantwortung auf die einzelnen Bundesstaaten wurde bei ihrem Erlaß gerechtfertigt durch den Wunsch, zunächst, wenn auch nur in großen Umrissen, etwas Positives zu schaffen, um später den Ausbau im einzelnen vorzunehmen. Die Fassung schloß zunächst auch keine besondere Gefahr in sich. Bei den wenigen gemeinsamen Aufgaben im Bunde, die sich in der Hauptsache auf die Unterhaltung des Bundesheeres beschränkten, war der jährliche Finanzbedarf ein so geringer, daß selbst bei einem Nichtausreichen der gemeinsamen Einnahmen keine Matrikularbeiträge zu befürchten waren, deren Höhe die Finanzen der Einzelstaaten ernstlich gefährdet hätte. Vor allem aber handelte es sich lediglich um ein Provisorium, worüber sich der konstituierende Reichstag bei der Beratung dieser Frage vollständig klar war. Die Worte des Abgeordneten Wiggers-Berlin: „Ich bekämpfe prinzipiell die Matrikularbeiträge und sehe dieselben nur als einen Übergangszustand an, zu dessen Annahme man sich entschließen muß, um erst die Bundesmaschine in Gang zu bringen," gaben der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

Diese Sachlage erhält eine wesentliche Verschiebung durch den Beitritt der süddeutschen Staaten bei der Begründung des Deutschen Reiches. Einmal wird das klare Bild, daß die Einnahmen aus den Zöllen den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern, aus dem Post- und Telegraphenwesen dem Reich vorbehalten bleiben sollen, verdunkelt durch das Zugeständnis der Sonderrechte an die süddeutschen Staaten bezüglich der Bier- und Branntweinbesteuerung, sowie durch die Exemtion Bayerns und Württembergs im Post- und Telegraphenwesen, ferner wird durch die Bestimmung in Art. 78 der Verfassung, daß diese Reservatrechte nur mit Zustimmung der berechtigten Bundesstaaten abgeändert werden können, die Möglichkeit einer Verselbständigung der Reichsfinanzen wesentlich erschwert. Hätte man, wie dies im Norddeutschen Bund beabsichtigt war, unter Beseitigung der Matrikularbeiträge damals alle indirekten Steuern und Zölle dem Reich zur alleinigen Verfügung überwiesen, so wäre damit eine reinliche Scheidung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen erfolgt. Dem aber widerstrebten die Bundesregierungen namentlich Süddeutschlands, weil mit der Übertragung aller indirekten Steuern an das Reich eine Umgestaltung ihres gesamten Finanzwesens erforderlich gewesen wäre, während der Reichstag, in dem an die Stelle der früher zentralistischen überwiegend föderalistische Tendenzen getreten waren, das formale Einnahmebewilligungsrecht der Matrikularbeiträge nicht aus der Hand geben wollte. Ein weiteres Glied in dieser Entwicklungstendenz, nicht ein neues Moment in dem Werden der Reichsfinanzen stellt die Frankensteinsche Klausel dar, die sich an die mit der Zolltarifreform des Jahres 1879 verbundene erste große Vermehrung der Reichseinnahmen knüpft.

Die von Bismarck inaugurierte Reform des Zolltarifs in schutzzöllnerischem Sinne war nicht allein ein wirtschaftlicher, sondern wie der Kanzler es in seiner großen Einleitungsrede ausdrücklich betonte, zugleich ein finanzpolitischer Akt.

Das Anwachsen des Reichsfinanzbedarfes, der sich vom Jahre 1871—1879 von 285 auf 419 Millionen Mark gesteigert hatte, machte eine Erhöhung der Reichseinnahmen erforderlich. Solange die Milliarden der französischen Kriegskontribution die Reichskasse füllten, waren diese in erheblichem Umfange mit zur Bedarfsdeckung herangezogen worden, sobald aber diese Quellen zu versiegen begannen, blieben als Deckungsmittel neben den ordentlichen Einnahmen verfassungsmäßig nur die Matrikularbeiträge und die außerordentlichen Einnahmen. Der Hauptbetrag der französischen Kriegskontribution war in den Jahren 1872—1875 entweder zur Deckung laufender Bedürfnisse verbraucht oder anderweitig festgelegt worden, so daß in den Etat von 1876 nur noch 84 Millionen gegen 164 im Vorjahre eingestellt werden konnten. Infolgedessen steigerte sich von 1876—1879, d. h. bis zum Einsetzen der Zolltarifreform der jährliche Satz der Matrikularbeiträge von 32,6 Millionen auf 71,1 Millionen Mark, während der Anteil der außerordentlichen Einnahmen an der Gesamteinnahme von 2,4 auf 14,1% anwuchs.

Mit der Steigerung der Matrikularbeiträge von 1876—1879 begann sich auch ihre nachteilige Einwirkung auf die Finanzen der Einzelstaaten zum ersten Male in erheblichem Maße fühlbar zu machen. Infolgedessen ging Bismarcks Bestreben, der die Beschwerden der einzelstaatlichen Regierungen aus erster Hand empfing, dahin, die wirtschaftspolitische Zolltarifreform mit einer Kräftigung der Reichsfinanzen zu verbinden. Durch eine erhebliche Erhöhung der ordentlichen Einnahmen des Reiches wollte er dieses finanziell selbständig machen, um dadurch die irrationelle Deckungsweise durch die Matrikularbeiträge zu beseitigen. Am 2. Mai 1879 sprach er diesen Gedanken im Reichstage aus, indem er erklärte: „Gewiß ist, daß es für das Reich unerwünscht ist, ein lästiger Kostgänger bei den Einzelstaaten zu sein, ein mahnender Gläubiger, während es der freigebige Versorger der Einzelstaaten sein könnte bei richtiger Benützung der Quellen, zu welchen die Schlüssel durch die Verfassung in die Hände des Reiches gelegt, bisher aber nicht benützt sind."

Dieser Plan scheiterte an dem Widerstand des Reichstages, der auf das bereits erwähnte Einnahmebewilligungsrecht nicht verzichten wollte, vielmehr „konstitutionelle Garantieen" für seine Aufrechterhaltung forderte. Das Bestreben, diese konstitutionellen Garantieen zu wahren, kam in zwei Anträgen zum Ausdruck, von denen der eine, seiner Tendenz nach gesundere, der in gewissem Sinne auch eine Beseitigung der Matrikularbeiträge anbahnte, von dem Führer der Nationalliberalen, Benningsen, der andere, der eine noch stärkere Verfilzung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen herbeiführen mußte, von einem Abgeordneten des Zentrums, Frankenstein, vertreten wurde. Benningsens Antrag lautete folgendermaßen:

„Ergibt sich im Reichshaushaltsetat nach der im einzelnen erfolgten Feststellung der Einnahmen und Ausgaben ein Überschuß der ersteren, so ist derselbe im Etat den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung zu überweisen."

Um die Einnahmen dem Bedarf anzupassen und außerdem einen gewissen Einfluß auf die Gestaltung der Einnahmeverhältnisse zu behalten, war folgender Zusatzantrag gestellt:

„Die Höhe des Zollsatzes vom Kaffee und die Höhe des Zollsatzes sowie der Abgabe vom Salz werden Jahr für Jahr im Reichshaushalt festgestellt.“

Mit der Annahme dieses Antrages wäre ein erster wesentlicher Schritt zu einer Reichsfinanzreform getan worden. Wurde auch durch den Antrag die Beseitigung der Matrikularbeiträge nicht offiziell ausgesprochen, so geschah sie doch in Wirklichkeit, da durch den beweglichen Steuerfuß die Möglichkeit einer jährlichen Ausgleichung zwischen Bedarf und Bedarfsdeckung gegeben war. Es mag dahingestellt bleiben, ob sich die eingeschlagene Richtung später bei weiterer Steigerung der Ausgaben innehalten oder weiter ausbauen ließ, da die Beweglichkeit des Steuerfußes für Salz und Tabak nach oben an gewisse Grenzen gebunden war, ein erster, hoffnungsvoller Anfang zu einer reinlichen Scheidung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen war jedenfalls gegeben.

Gerade in entgegengesetzter Richtung bewegte sich der Antrag Frankenstein zu § 8 des Zolltarifs, der folgendermaßen lautete:

„Derjenige Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer, welcher die Summe von 130 Millionen Mark in einem Jahre übersteigt, ist den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zu überweisen.“

Durch die Annahme dieses Antrages, der sattsam bekannten Frankensteinschen Klausel, mußte die Verquickung zwischen den Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten eine noch innigere werden, als dies bisher der Fall gewesen war. Während bisher nur die Einzelstaaten mit den Matrikularbeiträgen einzuspringen hatten, wenn, — was, wie immer im Auge behalten werden muß, ein Ausnahmezustand sein sollte, — die eigentlichen Reichseinnahmen nicht ausreichten, also nur eine einseitige Verknüpfung stattfand, wird durch die Überweisungen noch ein Band vom Reich zu den Einzelstaaten geschlungen. Die Folge ist eine mehrfache. Einmal wird das ursprüngliche Provisorium der Reichsfinanzen noch mehr festgelegt und die Unselbständigkeit der Reichsfinanzwirtschaft verschärft, weiter wird dem Reich jede Verfügung über einen großen Teil eigener Reichseinnahmen entzogen, endlich werden die unheilvollen Einflüsse der Einnahmeschwankungen im Reich auf die Einzelstaaten noch erheblich vermehrt, da diese nicht mehr wie bisher nur mit einem Minus, sondern mit einem Plus und Minus, also der viel größeren Differenz zwischen beiden zu rechnen haben.

Dann vor allem die finanziell durchaus unhaltbare, mechanische Festlegung der Summe von 130 Millionen Mark. Sie gründete sich allein auf die Schätzung, daß die Zölle und die Tabaksteuer des Jahres 1879 ungefähr diesen Betrag erreichen würden. Ihnen standen 50 Millionen Mark Matrikularbeiträge gegenüber. Jede Steigerung der Reichseinnahmen über die 130 Millionen floß nicht in die Reichskasse, sondern in Gestalt der Überweisungen

den Einzelstaaten zu. Erhöhte sich der Reichsfinanzbedarf, so sollte dieser nicht aus den erhöhten Reichseinnahmen, sondern durch entsprechende Steigerung der Matrikularbeiträge seine Deckung finden. Das Geschraubte, Widerspruchsvolle dieser Bestimmung leuchtet ohne weiteres ein. In Wirklichkeit fand natürlich von vorn herein nicht die Hinüber- und Herüberzahlung der ganzen Summen (Überweisungen und Matrikularbeiträge), sondern nur der Überschüsse, entweder der Überweisungen an die Einzelstaaten oder der Matrikularbeiträge durch die Einzelstaaten statt. Die nächste Konsequenz dieser widersinnigen Gestaltung der Reichsfinanzen war, daß auch bei der Einführung weiterer Reichssteuern wie der Reichsstempelabgaben vom 1. 7. 1881 bezw. 3. 6. 1885 bezw. 27. 4. 1894, sowie des Branntweinsteuergesetzes vom 24. 6. 1887 die gesamten Reinerträge nicht, wie dies das Normale gewesen wäre, in die Reichskasse flossen, sondern — formell wenigstens — den Einzelstaaten überwiesen wurden.

Das Irrationelle der Gestaltung der Reichseinnahmen durch die Frankensteinsche Klausel, vor allem die finanzielle Belastung der Einzelstaaten mit den Einnahmeschwankungen des Reiches trat zunächst nicht zutage, da unter dem Einfluß der Zollerhöhung und der späteren Steuererhöhungen vom Jahre 1879 an die Matrikularbeiträge erheblich zurückgingen und vom Jahre 1888—92 sich sogar erhebliche Überschüsse für die Einzelstaaten ergaben. Erst als vom Jahre 1893 ab ein Umschlag eintrat und an die Stelle der Überweisungen erhebliche Forderungen von Matrikularbeiträgen sich einstellten, als sich für die Einzelstaaten die Unmöglichkeit ergab, einen richtigen eigenen Haushaltplan aufzustellen, weil sich nicht voraussehen ließ, ob das Reich die einzelstaatliche Finanzkraft in Anspruch nehmen oder umgekehrt aus seinen Einnahmen Überschüsse an die Einzelstaaten überweisen würde, zeigte sich die verhängnisvolle Wirkung jener Bestimmung, und es wurden mehr und mehr Stimmen laut, die eine Reform dieser unhaltbaren Zustände befürworteten. Wie groß und geradezu unerträglich die Schwankungen für die Einzelstaaten waren, beweisen am augenscheinlichsten die 6 Jahre von 1888—93, die den ersten ernsthaften Vorschlägen zu einer durchgreifenden Finanzreform vorangingen. Von 1887—88 und 1889 bis 1890 steigerten sich nach den Berechnungen von Preuß die reinen Überweisungen von 5,3 auf 139,7 Millionen Mark, um von da bis 1893—94 in das Gegenteil umzuspringen und sich in einen Matrikularbeitrag von 20,8 Millionen Mark zu verwandeln. Innerhalb der angegebenen Frist stellt dies also eine vom Reich auf die Einzelstaaten abgewälzte Schwankung von 134,4 Millionen Mark hinauf und 160,3 Millionen Mark hinab dar. (Preuß: Reichs- und Landesfinanzen. Berlin 1894. S. 57.)

Unter der Wucht dieser Tatsachen beginnt sich die Reichsregierung im Jahre 1893 zum ersten Male ernsthaft mit der Frage einer Reichsfinanzreform zu befassen. Nachdem in der Thronrede vom 16. November 1893 zum erstenmal auf die Notwendigkeit einer Reform hingewiesen worden war, ging dem Reichstag zu Beginn der II. Session 1893—94 ein Gesetzentwurf von der

Regierung zu, dessen Grundidee darin bestand, die bisherigen Schwankungen für die Einzelstaaten durch Festsetzung einer Reichsdotation an diese von 40 Millionen Mark zu beseitigen. Die notwendige Erhöhung der Reichseinnahmen sollte aus der Einführung der Tabakfabrikatsteuer, der Weinsteuer, sowie aus der Erhöhung der Reichsstempelabgaben erzielt werden. Mehrerträge über die Dotation von 40 Millionen Mark sollten zu einem Ausgleichsfonds für ungünstige Zeiten gesammelt und jeder Rückgriff auf die Matrikularbeiträge ausgeschlossen werden.

Der Reichstag ging auf diesen Vorschlag nicht ein. Er lehnte sowohl die Tabakfabrikatsteuer wie die Weinsteuer ab und begnügte sich mit der Annahme der Börsensteuer und der Abgabe auf Lotterielose unter Ablehnung des gleichzeitig beantragten Quittungsstempels. Gleichfalls der Ablehnung verfiel ein neuer Vorschlag der Regierung im Jahre 1895, der unter Reduzierung der Steuerforderungen auf die Tabakfabrikatsteuer die Gleichstellung der Matrikularbeiträge und der Überweisungen erstrebte. Dieser Ablehnung lag in erster Linie der in der Mitte der 90er Jahre wieder eingetretene wirtschaftliche Aufschwung und die damit verbundene Erhöhung der Reichseinnahmen zugrunde. Mit dem Jahre 1895 begannen die Überweisungen die Matrikularbeiträge wieder zu übersteigen und damit war für den Reichstag das Hauptmotiv zur Finanzreform beseitigt, wie überhaupt der Ruf nach einer solchen fast immer nur erfolgt ist, wenn an die Einzelstaaten die Forderung erging, den Geldbeutel zu öffnen, um etwas herauszugeben, während er sofort wieder verstummte, wenn Überweisungen ihn zu füllen begannen.

Immerhin konnte sich der Reichstag nicht ganz der Einsicht verschließen, daß ein nicht zu rechtfertigender Widerspruch darin lag, auf der einen Seite Reichseinnahmen als Überschüsse an die Einzelstaaten zu überweisen und auf der anderen fortwährend Anleihen zu votieren, deren Betrag in den Jahren 1895—99, in denen die Überweisungen die Matrikularbeiträge überstiegen, rund 200 Millionen Mark erreichte. Dieser Erwägung verdanken die sog. Leges Lieber, die zum ersten Male im Jahre 1896 zur Anwendung gelangten, ihre Entstehung. Unter Heraufsetzung der durch die Frankensteinsche Klausel festgelegten 130 Millionen je nach den Bedürfnissen des Reiches verfügen sie, daß die dann noch die Matrikularbeiträge überschießenden Überweisungen nicht vollständig den Einzelstaaten zufließen, sondern — wie zunächst festgesetzt wurde — zur Hälfte, danach zu drei Vierteln zur Schuldentilgung verwendet werden. Bis zum Jahre 1899 belief sich der auf diese Weise vom Anleihesoll abgeschriebene Betrag auf rund 143 Millionen Mark.

Daß auch die Lex Lieber nichts weiter als ein dürftiges Flickwerk darstellt, bedarf kaum der Betonung. Abgesehen davon, daß von einer wirklichen Schuldentilgung nicht die Rede sein kann, solange der auf der einen Seite gutgeschriebenen Tilgungssumme auf der andern Seite Anleihen gegenüberstehen, die wie oben erwähnt nicht durch außerordentliche Bedürfnisse gerecht-

fertigt sind, fällt die ganze angebliche Schuldentilgung fort, sobald die Matrikularbeiträge die Überweisungen übersteigen, und macht dann, wie die Entwicklung von 1899 bis zum laufenden Etatsjahre zeigt, einer um so ärgeren Defizitwirtschaft Platz.

Aus dem gegebenen Überblick über die dem Reiche zur Verfügung stehenden Einnahmequellen und die seit seiner Begründung eingeschlagene Richtung in der Finanzpolitik ergibt sich folgendes Resultat. Die bisherigen Anläufe zur Stärkung der Reichsfinanzen und zur Beseitigung der immer unverkennbarer hervortretenden Defizitwirtschaft, sind unzureichend. Eine durchgreifende Reichsfinanzreform ist unumgänglich und darf ohne schwere Schädigung der Reichs- und Einzelstaatsfinanzen nicht länger hinausgeschoben werden. Die leitenden Grundsätze für diese Reform müssen sein:

1. Die Beseitigung der Matrikularbeiträge unter reinlicher Scheidung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen.

2. Die genügende Kräftigung der Reichseinnahmen, um dieses finanziell selbständig und von der Hilfe der Einzelstaaten unabhängig zu machen.

Nach dem oben zitierten Artikel 70 der Verfassung ist der Spielraum, der dem Reich zur Deckung seiner Bedürfnisse zur Verfügung steht, der weitest mögliche. Es gibt kein Gebiet der direkten oder indirekten Besteuerung das — abgesehen von den verfassungsmäßig gewährleisteten Reservatrechten — der Besteuerung durch das Reich entzogen wäre.

Die bisherige Entwicklung hat das Reich allein auf die indirekte Besteuerung verwiesen. Diese Entwicklung, die ursprünglich keineswegs beabsichtigt war, wie durch die Aufnahme der Worte „solange Reichssteuern nicht eingeführt sind" in die Verfassung dokumentiert wird, ist von hervorragenden Vertretern der Reichsfinanzreform, namentlich von Georg v. Mayr zum leitenden Prinzip erhoben worden, an dem nicht gerüttelt werden darf. Das Prinzip wird damit begründet, daß den Einzelstaaten auf dem Gebiet der direkten Besteuerung freie Bewegung vorbehalten bleiben müsse, da sie sonst nicht imstande seien, ihren Haushalt in Ordnung zu halten.

Man braucht der Forderung, die Finanzen des Reiches allein auf die indirekten Steuern zu fundieren, ein Ziel, das auch Bismarck anstrebte, nicht von vorn herein ablehnend gegenüberzutreten, um aber mit ihrer Hilfe eine reinliche Scheidung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen durchzuführen, muß sie folgerichtig durch eine zweite ergänzt werden, nämlich die Landesfinanzen ausschließlich auf die direkten Steuern zu stellen, um auf diesem Wege eine der Leistungsfähigkeit entsprechende Steuerbelastung durchführen zu können. Je mehr die indirekte Besteuerung im Reich ausgebaut wird, desto mehr findet eine Verschiebung der Lasten zuungunsten der wirtschaftlich minder Leistungsfähigen statt. Die Notwendigkeit, aus den Steuern möglichst hohe Erträge zu erzielen, führt zu der Heranziehung von Massenartikeln wie Salz, Bier, Tabak, Zucker und damit zu einer umgekehrt progressiven Besteuerung. Um eine solche recht-

fertigen zu können, muß ihr durch eine entsprechend stärkere Belastung der tragfähigeren Schultern ein ausgleichender Faktor gegenübergestellt werden. Die Möglichkeit hierzu wäre durch eine ausschließliche direkte, progressive Landesbesteuerung, die je nach den Bedürfnissen ausgebaut werden müßte, gegeben.

Auch v. Mayr kommt im wesentlichen zu diesem Resultat, muß aber zugestehen, daß dieses Ideal für die „Augenblickspolitik praktische Bedeutung“ nicht besitzt. (Die Reichsfinanzreform. 1902. S. 20.) Trotzdem aber hält er an dem Leitsatz fest, daß ein Zugreifen des Reiches auf direkte Steuern nicht erfolgen dürfe, und verlangt die von ihm als notwendig anerkannte Kräftigung der Reichsfinanzen, soweit sie nicht durch den neuen Zolltarif erreicht wird, durch einen weiteren Ausbau der Verbrauchssteuern, in erster Linie der Tabakbesteuerung.

In dieser Forderung liegt, da ein Korrektiv gegen die ungünstige Verteilung der Belastung durch indirekte Reichssteuern zurzeit nicht gegeben ist, ein Verstoß gegen den Grundsatz der Gerechtigkeit in der Besteuerung. Die Belastung pro Kopf der Bevölkerung im Reich durch indirekte Steuern, findet bereits heute nicht entfernt einen Ausgleich durch die direkte Besteuerung in den Einzelstaaten, jede weitere indirekte Steuer muß dieses Mißverhältnis noch weiter verschieben. So stellt sich in Preußen, wo die direkten Steuern noch die Hauptsteuerquelle darstellen, das Verhältnis der indirekten Belastung zur direkten pro Kopf der Bevölkerung wie $19{,}_{79} : 6{,}_{11}$, noch viel ungünstiger naturgemäß für Bayern und Württemberg, wo zu der indirekten Reichssteuer noch die indirekte Landessteuer hinzutritt. Hier ist das Verhältnis $26{,}_{18} : 5{,}_{95}$ bezw. $25{,}_{50} : 9{,}_{25}$.

Angesichts dieser Tatsachen müssen die Bedenken, die in einem Übergreifen des Reiches auf die direkte Besteuerung liegen mögen, zurücktreten hinter die schwerer wiegenden, die der weitere Ausbau der indirekten Besteuerung hervorruft. Die notwendige Kräftigung der Reichsfinanzen darf nach der gegenwärtigen Lage nur durch eine direkte Steuer erfolgen.

Als solche könnte zunächst eine Reichseinkommensteuer in Betracht gezogen werden. Mit Ausnahme von Bayern und Württemberg bildet die Einkommensteuer jedoch heut in allen deutschen Bundesstaaten die Grundlage der Bedarfsdeckung, sodaß ihre Übertragung auf das Reich eine finanzielle Revolution in jenen hervorrufen würde. Daher kann eine solche praktisch nicht in Frage kommen. Auch in Form eines Zuschlages zu der bereits bestehenden Staatseinkommensteuer erhoben, würde sie nicht zu befürworten sein, da es für Bayern und Württemberg an den erforderlichen Grundlagen fehlen würde.

Ähnlichen Bedenken namentlich wegen des Eingriffes in die einzelstaatliche Bedarfsdeckung begegnet die Forderung nach einer Reichsvermögenssteuer.

Erheblich anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Forderung einer Reichserbschaftssteuer. Die Erbschaftssteuer ist diejenige unter den direkten Steuern, die in Deutschland mit Ausnahme der Hansastädte und der Reichs-

lande am wenigsten entwickelt und daher ohne erhebliche Beeinträchtigung der Einzelstaatsfinanzen auf das Reich übertragbar ist, sie stellt außerdem eine Steuerquelle dar, die ergiebig genug gestaltet werden kann, um den zur Stärkung der Reichsfinanzen erforderlichen Betrag zu liefern. In Frankreich und England ist die Erbschaftssteuer eine der bestausgestalteten Staatssteuern und eine Hauptstütze der Staatseinnahmen.

In Deutschland stellt sich der Gesamtertrag der Erbschaftssteuer gegenwärtig auf 22 Millionen Mark, sie belastet bei einer Bevölkerung von 56,3 Millionen den einzelnen mit einem durchschnittlichen Betrage von 0,39 Mark. Einen erheblicheren Anteil an der Gesamteinnahme hat sie nur in Elsaß-Lothringen, wo sie 10,38 % derselben ausmacht, allenfalls auch noch in den Hansastädten, wo sie zwischen 4 und 6 % der Gesamteinnahme beträgt. Im Gesamtdurchschnitt bildet sie 3,38 % der Einnahme.

Demgegenüber bringt Großbritannien bei einer Bevölkerung von 41,4 Millionen aus der Erbschaftssteuer einen Betrag von 320 Millionen Mark bei einer Einzelbelastung von ca. 8 Mark pro Kopf auf, Frankreich bei einer Bevölkerung von 38,9 Millionen und einer Einzelbelastung von 3,95 Mark einen Gesamtertrag von 150—155 Mill. Mark.

Wie oben erwähnt wurde, beläuft sich der zur Kräftigung der Reichsfinanzen erforderliche jährliche Mehrbedarf auf durchschnittlich 125 Millionen Mark. Unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Ergebnisse würden die Erträgnisse der Erbschaftssteuer also etwa um das Sechsfache erhöht werden müssen, was einer Einzelbelastung von durchschnittlich 2,34 Mark gleichkommen, also weder an Frankreich noch England heranreichen würde.

Die Gesichtspunkte, nach denen eine Reichserbschaftssteuer aufgestellt werden müßte, sind durch die Erfahrungen der Länder, in denen sie bereits zu einer ergiebigen Steuerquelle ausgebaut ist, gegeben. Als solche lassen sich etwa folgende herausheben:

1. Abstufung des Steuersatzes nach dem Verwandtschaftsgrade.
2. Festsetzung eines besonderen, progressiv wachsenden Steuersatzes nach der Größe des Erbschaftsanteils entweder in Prozenten desselben oder in Gestalt von prozentualen Zuschlägen zu dem Steuersatz nach dem Verwandtschaftsgrade.
3. Abzugsfähigkeit der auf dem Erbteil ruhenden Schulden und Lasten.
4. Steuerfreiheit kleinerer Erbschaften und Legate bis zu einem im Gesetz festzusetzenden Maximum.

Nach der bisherigen Gesetzgebung besteht in Deutschland mit wenigen Ausnahmen eine Abneigung gegen die Besteuerung der Ehegatten und Kinder. Im Interesse der finanziellen Ergiebigkeit der Steuer muß eine solche, wie sie auch in den außerdeutschen Staaten bereits durchgeführt ist, gefordert werden. Tritt der Fall ein, daß der Tod des Erblassers für den überlebenden Ehegatten oder die Kinder zugleich den Tod des Ernährers bedeutet, so daß eine Abgabe von den hinterlassenen Ersparnissen sich als eine drückende Härte erweisen würde,

so kann das Gesetz durch Festsetzung einer hohen Steuerbefreiungsgrenze solchen Bedenken vorbeugen. Eine geringe Besteuerung, etwa mit 1 %, würde daher als gerechtfertigt anzusehen sein. Je weiter die Verwandtschaft des Erben von dem Erblasser entfernt ist, desto mehr muß auch der Steuerfuß anwachsen. Er würde für Enkel etwa auf 2 %, für Aszendenten auf 3—4 %, Geschwister 4 bis 5 %, entfernte Seitenverwandte auf 6—8 % und Nichtverwandte auf wenigstens 10 % festzusetzen sein.

Bis dahin wäre die Besteuerung lediglich nach dem Verwandtschaftsverhältnis ohne Rücksicht auf die individuelle Leistungsfähigkeit des Erben geregelt. Diesem sozialpolitischen Moment soll die progressive Ausgestaltung der Erbschaftssteuer durch Festsetzung eines zweiten nach der Höhe des Erbteils variablen Steuerfußes Rechnung tragen, wie er in England durch die Harcourtsche Steuerreform verwirklicht worden ist. Der englische Erhebungsmodus nach ganzen Prozentsätzen vom Erbteil bringt jedoch insofern gewisse Unzuträglichkeiten mit sich, als er eine feinere Abstufung der Steuersätze verhindert, infolgedessen empfiehlt es sich, diese etwa nach folgender Skala in Zuschlägen zu den Sätzen nach der Verwandtschaft zu erheben:

Bei einem Erbteil von	Zuschlag in %
10 000—20 000	2
20 000—30 000	4
30 000—40 000	6
40 000—50 000	8
50 000—100 000	10
100 000—200 000	20
200 000—300 000	30
u. s. w.	
mehr als 900 000	100.

Dann würde also z. B. ein Verwandter der direkten Linie, der nach dem Verwandtschaftsgrade 1 % zu zahlen hätte, bei einem Erbteil von 20 000 Mark zu entrichten haben: 1 % von 20 000 Mark = 200 Mark; hiervon 2 % = 4 Mark = 204 Mark Erbschaftssteuer. Ein Nichtverwandter, der 1 Million erbte, zunächst 10 % = 100 000 Mark, dazu einen Zuschlag von 100 %, weil das Vermögen 900 000 Mark übersteigt, also im ganzen 200 000 Mark Erbschaftssteuer.

Die Abzugsfähigkeit der Schulden und Lasten, die z. B. in Frankreich noch nicht besteht, muß zugestanden werden, da es sich nur um eine Besteuerung des wirklich erfolgten Anfalls, der effektiven Bereicherung handeln kann.

Für die Grenze der Steuerfreiheit müßte der Grundsatz aufgestellt werden, daß kleine Erbmassen — und zwar hier die Gesamtmasse gerechnet, nicht die Erbanteile —, etwa bis zur Höhe von 10 000 Mark, allgemein steuerfrei zu bleiben hätten. Für Erwerbsunfähige (Witwen, Minderjährige) müßte die Grenze heraufgesetzt werden, etwa auf 40 000 Mark, was einem Zinseinkommen von etwa 1200 Mark entsprechen würde.

Eine Schätzung der finanziellen Ergebnisse der Erbschaftssteuer ist, da es an genügenden Grundlagen fehlt, in bestimmterer Form kaum möglich. Immerhin haben sich Männer wie Schanz, Adolf Wagner, Neumann (Tübingen) übereinstimmend dahin ausgesprochen, daß ein geschätzter Ertrag von 120 Millionen Mark wohl als das mindeste zu betrachten sei.

Diese 120 Millionen Mark, die voraussichtlich noch überschritten werden würden, wären ausreichend, um das Reich von der finanziellen Hilfe der Einzelstaaten unabhängig zu machen und damit die Matrikularbeiträge zu beseitigen. Allerdings würde die ausschließliche Übertragung der Erbschaftssteuer auf das Reich für einzelne Einzelstaaten erheblichere Einnahmeausfälle bedeuten, ein Hindernis gegen die Gesamtreform würde diese Tatsache nicht darstellen. Eine Reichsdotation für einige Jahre, etwa so lange, bis das Gleichgewicht in den Finanzen wiederhergestellt wäre, würde hier vielleicht eine Abhilfe darstellen. Nicht ratsam wäre dagegen die Herauszahlung eines bestimmten Anteils von dem Ertrage der Erbschaftssteuer an die Einzelstaaten, da dadurch die Ausreichendheit ihrer Erträge zur Durchführung der Reichsfinanzreform in Frage gestellt werden könnte. Der Ertrag der Erbschaftssteuer muß in vollem Umfange der Reichskasse verbleiben. Überschüsse über den Bedarf wären bis zu einer bestimmten Höhe als Ausgleichsfonds für ungünstige Zeiten anzusammeln, darüber hinaus zur Schuldentilgung zu verwenden.

Ist damit für die grundlegende Frage der Reichsfinanzreform, die Verselbständigung der Reichsfinanzen auf Grund eigener Kräftigung die Lösung angebahnt, so bleiben zwei mit der Reform in Verbindung stehende Fragen noch kurz zu erwähnen.

Es hat sich in neuerer Zeit eine gewisse Neigung herausgebildet, gewisse Einnahmen für bestimmte Zwecke festzulegen. Die Verwendung eines bestimmten Anteils der voraussichtlichen Einnahmen aus dem Zolltarif für die Hinterbliebenenversorgung ist ein augenfälliger erster Schritt auf diesem Wege. Weitere Vorschläge mit ähnlicher Tendenz sind im Reichstage aufgetaucht, so der der Wehrsteuer zur Stärkung des Reichsinvalidenfonds, der Biersteuer zur Fundierung eines Militärpensionsgesetzes. Sie sind zwar nicht zur Annahme gelangt, sie bilden aber ein Warnungssignal vor dem Durchbrechen des Prinzips der Einheit des Etats. Gewiß wird nichts dagegen einzuwenden sein, wenn bei der Erschließung neuer Einnahmequellen, namentlich wenn sie, wie die Erhöhung des Getreidezolles, in erster Linie die schwächeren Schultern belasten, darauf hingewiesen wird, daß die Mehreinnahmen durch Erweiterung des Arbeiterschutzes oder der Arbeiterversicherung den unteren Klassen in mehr oder minder ausgedehntem Umfang wieder zugute kommen sollen, falsch und verwerflich aber ist es, wenn die ausschließliche Verwendung einer bestimmten Reichseinnahme für eine bestimmte Reichsaufgabe festgelegt wird. Nicht die eine Zwecksteuer an und für sich ist das Schädliche — sie allein würde den Reichsfinanzen nicht gefährlich werden —, sondern der Präzedenzfall in der Durchbrechung der Ein-

heit des Etats, der durch sie geschaffen wird und auf den bei allen weiteren Spezialforderungen, die sich unweigerlich einstellen werden, mit Recht verwiesen werden kann. Welche heillose Verwirrung aber durch die Aufstellung zahlreicher Nebenetats angerichtet, wie die Übersichtlichkeit über Gesamtausgabe und -einnahme erschwert und der Defizitwirtschaft Tür und Tor geöffnet wird, habe ich an anderer Stelle in meinen Ausführungen über die Entwicklung der französischen Staatsschuld nachzuweisen gesucht. (Theorie und Praxis in der Entwicklung der französischen Staatsschuld von Dr. Georg Sydow. Gustav Fischer. Jena 1903.) Der erste energische Schritt zur Beseitigung der Defizitwirtschaft in Frankreich geschah mit dem Entschluß, die Nebenetats aus dem Gesamtetat auszuscheiden und die Einheit des Etats wiederherzustellen. Diese muß auch für die Reichsfinanzen das unverletzliche Grundprinzip bleiben. Es darf nur ein Sammelbecken geben, in das alle Einnahmequellen fließen und aus dem alle Mittel zur Deckung von Reichsbedürfnissen, welcher Art sie auch sein mögen, geschöpft werden müssen.

In Erwägung zu ziehen bei der Frage der Reichsfinanzreform bleibt endlich noch ein dritter und letzter Punkt, der allerdings mehr verwaltungs- und staatsrechtlicher als finanzieller Natur ist. Er betrifft die Wahrung der im Etat aufgestellten Ausgabebedingungen bezw. die Überwachung der gewährten Kredite und die Prüfung ihrer event. Überschreitung durch eine mit genügenden Vollmachten ausgestattete Reichsbehörde. Diese Frage ist neuerdings im Reichstage bei der Prüfung der Reichseinnahmen und -ausgaben für das Rechnungsjahr 1900 wieder aufgerollt worden, als der Sekretär des Reichsschatzamtes, d. h. der Leiter der Reichsfinanzverwaltung, auf die Interpellation über verschiedene Etatsüberschreitungen die Erklärung abgeben mußte, daß er nicht in der Lage sei, Auskunft zu geben, denn die Mitteilungen, welche in der Übersicht über die Reichseinnahmen und -ausgaben gegeben würden, seien von den einzelnen Ressorts erteilt, aber nicht von dem Reichsschatzamt, und er sei nicht in der Lage, darüber Auskunft zu erteilen. Das heißt mit anderen Worten: jede einzelne Reichsverwaltung trifft die Verfügung über die ihr zur Disposition gestellten Kredite vollkommen nach eigenem Ermessen, überschreitet dieselben event., ohne der leitenden Finanzbehörde im Reich darüber Rechenschaft schuldig zu sein. Diese Tatsache ist die Erklärung, weshalb bei fast allen Etatstiteln alljährlich immer wieder erhebliche Nachforderungen und Etatsüberschreitungen auftauchen, die zu einem ganz anderen Etat führen, als er ursprünglich vom Reichsschatzamt aufgestellt und vom Reichstage genehmigt worden ist. Gegenwärtig hat nach Artikel 72 der Verfassung der Reichskanzler dem Bundesrat und dem Reichstag über die Verwendung aller Einnahmen des Reiches zur Entlastung jährlich Rechnung zu legen. Dabei handelt es sich aber um kaum mehr als einen formalen Akt, denn die Ergebnisse, die der Reichskanzler dem Reichstage vorlegt, sind fertige Tatsachen, die ihm von den Einzelressorts übermittelt worden sind und an denen nichts mehr zu ändern ist. Um daher eine mehr zen-

trale Leitung in die Reichsfinanzen hineinzubringen und willkürliche Etatsüberschreitungen zu verhindern, muß der Einfluß des Reichsschatzamtes verstärkt und den Einzelressorts auferlegt werden, jede andersartige Verwendung der Kredite, als sie im Etat vorgesehen ist, vor allem jede Etatsüberschreitung dem Reichsschatzamt zur Prüfung vorzulegen. Dadurch würde eine genauere Prüfung über die etatsmäßige Verwendung der Mittel ermöglicht werden, ohne daß deshalb eine Veränderung der Verfassung, wie sie z. B. die Schaffung eines Reichsfinanzministeriums bedingen würde, notwendig werden würde.

So weit die Vorschläge zu einer Reichsfinanzreform. Faßt man sie zum Schluß in wenigen Worten kurz zusammen, so gelangt man zu folgender Formulierung: Das Grundprinzip der Reichsfinanzreform ist unter Beseitigung der Matrikularbeiträge die reinliche Scheidung zwischen Reichs- und Einzelstaatsfinanzen. Zu seiner Durchführung ist eine ausreichende Kräftigung der Reichsfinanzen durch Erschließung ergiebiger Steuerquellen erforderlich. Diejenige Steuerquelle, welche gegenwärtig in erster Linie in Frage kommt, ist die Reichserbschaftssteuer. Erst für den Fall, daß diese sich wider Erwarten als nicht ausreichend erweisen sollte, könnte eine weitere Heranziehung indirekter Verbrauchssteuern, speziell eine Erhöhung der Bier- und Tabaksteuer in Erwägung gezogen werden.



Regenzauber.

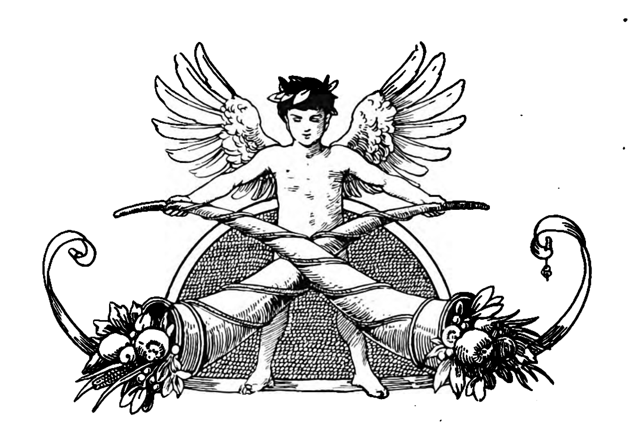
Von

Maurice von Stern.

Erwacht aus diesem rätselhaften Schweigen,
Hat nun der Wind den stillen Wald gesegnet.
Die Bäume rauschen auf, bevor es regnet,
Und atmen Schwermut mit bewegten Zweigen.
So sehnsuchtsvoll aufatmet nach der Schwüle
Der Südseefahrer, wenn die Winde wehen,
Die seine schlaffen Segel wieder blähen
Und sie erfüllen mit des Meeres Kühle.

Nun regnet es. Und große Atemzüge
Durchwehn den Wald, als wollte sich auf Schwingen
Ein tief Geheimnis aus dem Dunkel ringen! —
Horch, sind das nicht des Schwarzspechts leise Flüge?
Das Farnkraut und die Tannenkronen schwanken.
Der Regen rauscht. O, köstlich ist die Stille,
In deren Brunnentiefe sich der Wille
Versenkt mit den verzauberten Gedanken.





Schönheit und Liebe.

Von

Leonhard Jacob.

Venedig! — Schon der Name zaubert uns ein Märchenbild vor die Augen. Nun bin ich da! — Und die Wirklichkeit steht hinter der Einbildung nicht zurück.

Eine Mondscheinnacht! Wer Venedig gesehen haben will, muß es im blauen Mondlicht sehen. —

An die Brücke gelehnt. — Rechts Paläste und Kirchen aus Marmor und Gold, links das Meer, in der Ferne das verschleierte Lido, diese Sehnsucht aller Dichter, diese Heimat aller bunten Träume und wahrhaftigen Märchen. — —

Zitterndes Gold auf klagender Welle. Von fernher eine halbverklungene Melodie. Es kommt näher. Schwarze Gondeln mit goldtriefenden Rudern, bunte Lichter, Musik, ein junges Lachen, das Fest des Lebens schwimmt in die blaue Nacht. —

Selige Sehnsucht durchzittert die Seele. O du schöne Welt! Und wie schön, in dieser schönen Welt zu leben, gesund und stark und geliebt, um zu weinen und sich zu freuen! —

* * *

Wochen vergehen. Die Reise führt mich nach Bethel, in die große Anstalt für Epileptische. Was die Welt an Krankheit und Elend besitzt, ist hier zusammengekommen; Kinder, eine schreiende Anklage gegen Väter- und Vorvätersünden; Stumpfheit bis zum Wahnsinn, das Schlußresultat eines langen Leichtsinns; gebrochene Existenzen, der Ausschuß, die Abfallselemente der Menschheit.

Aber stärker als der Eindruck des Elends, ist der Eindruck der Liebe, die dieses Elend trägt und pflegt, den Körper kräftigt, und wie durch geheimnis-

volle Zaubermittel in den verkümmerten Seelen eine Freude weckt, die alles Elend gern erduldet.

Man feiert das „Jahresfest". Mitten im Wald unter hohen Buchenhallen, ein Festgottesdienst. Die meisten Kranken mit Pflegern und Freunden sind beisammen. Zwei schöne, lange Predigten auswärtiger Redner. Da tritt eine hohe Gestalt auf die Kanzel, in weißem Haar, ein Antlitz, in dem Vater- und Mutterliebe zugleich wohnen, Pastor v. Bodelschwingh. Wie da die müden Hörer wieder lebendig werden, wie die Augen leuchten, als er in seiner nicht nachzuahmenden, kindlichen Art zu erzählen beginnt von den vielen Wohltätern der Anstalt, wie er gerade die erwähnt, die wenig schicken können, ein armes, altes, einsames Fräulein mit fünfzig Pfennig Beitrag, einen unbekannten Pastor, der sich nach seiner Dienstniederlegung an Gartenarbeit erfreut und den ganzen Ertrag seiner Ernte, jährlich fünfzig Mark, den kranken Kindern schickt. „Mögt ihr einen solchen Pastor leiden, liebe Kinder?" „„Ja,"" schallt es hundertstimmig. „Ja, einen solchen Pastor mag ich auch leiden!" —

* * *

Ein andres Bild als jene Nacht in Venedig! Und ich denke, ein noch schöneres, ein erhebenderes und herzerfreuenderes! Denn nicht die plastische Schönheit ist das Ziel der Welt, der Anblick von gesunden und fröhlichen Menschen, sondern die Güte, der Anblick von wahrhaft guten und frommen Menschen.



Seltenheiten.

Von

M. Feesche.

Es gibt schöne Menschen! Die meine ich freilich nicht,
Die klassische Formen dir zeigen im Angesicht.
Du magst vielleicht achtlos an ihnen vorübergehn.
Ich meine die Menschen, die stets nur das Schöne sehn;
Die immer am liebsten an Hohes und Reines denken;
Die vor dem Häßlichen zitternd die Augen senken;
Die böse Worte wie leibliche Wunden schmerzen.
Es gibt schöne Menschen mit wunderbar reichem Herzen,
Die das Schöne entdecken im Staube, wo niemand es fand;
Die Schönes nur schaffen mit starker, gesegneter Hand.
Du magst vielleicht achtlos an ihnen vorübergehn,
Sie scheinen wie Alltagsmenschen dir auszusehn;
Doch schau ihnen einmal ins Auge, ins tiefe hinein,
Da leuchtet die Schönheit, da siehst du den Wunderschein.





Lebensbilder in Briefen.

Es ist für die Nachlebenden von hohem Genuß, wenn sie sich das Wesen bedeutender Persönlichkeiten aus einem reichen brieflichen Nachlaß vergegenwärtigen können. Sind doch gerade Briefe und Tagebücher in der Regel recht geeignet, eine Anschauung von den Menschen zu geben. Die Neigung, Lebensbilder in dieser Weise zusammenzustellen, wächst in neuerer Zeit zusehends, und dabei läßt sich die erfreuliche Beobachtung machen, daß das eben dahingegangene Geschlecht in der Bewahrung von Briefschaften recht pietätvoll gewesen ist. Wie sorgfältig sind die Schriftstücke aus Bismarcks Feder von früh an vor der Vernichtung behütet worden! Dasselbe gilt von Moltkes und Roons Briefen. Daneben stelle man Bernhardis und Gerlachs Tagebücher. Eine besondere Erscheinung ist dabei, daß sich mit Vorliebe Frauen an der Herausgabe solcher Nachlässe beteiligen. Die unschätzbaren Tagebücher des Generals Leopold v. Gerlach gab bekanntlich seine Tochter heraus. Das Lebensbild der Gräfin Reden rührt von der Fürstin Reuß her. „Gabriele v. Bülow, die Tochter Wilhelms v. Humboldt", jenes köstliche Buch, das binnen weniger Jahre über zehn Auflagen erlebt hat, ist unseres Wissens auch von weiblicher Hand zusammengestellt. Das Leben Georgs v. Bunsen schrieb dessen Tochter Marie. Auch von den drei höchst bemerkenswerten Lebensbildern und Briefen, auf die wir heute die Aufmerksamkeit lenken wollen, Graf Alexander Keyserling, Ludolf Camphausen und Ernst Curtius, sind zwei von Frauen herausgegeben worden: dem Freunde Bismarcks, Graf Keyserling, hat die Tochter des Grafen, Freifrau Helene v. Taube v. d. Issen in einem zweibändigen Werke ein schönes Denkmal gesetzt, und das Leben des Ministers Ludolf Camphausen hat Anna Caspary nach dessen schriftlichem Nachlaß gezeichnet.

Einen tiefen Eindruck werden ohne Frage die Bilder der beiden Gelehrtennaturen machen, mit denen wir es hier zu tun haben, die friedsamen, harmonischen Persönlichkeiten des Naturforschers Alexander Keyserling und des Hellenisten Curtius. Denn über sie werden uns die schriftlichen Quellen reichlich erschlossen, und ihr Wesen hat dem Gemüt etwas zu bieten. Weniger befriedigt das Buch

über Camphausen. Das liegt teils an der Abgerissenheit der Darstellung, an den gar zu häufigen Lücken in den Briefen, teils an dem etwas mehr als zuträglich von des Gedankens Blässe angekränkelten Stile der Verfasserin, deren Geist nicht bestritten werden soll, und schließlich insbesondere an dem Wesen Camphausens selbst, das doch etwas Nüchternes und Kaltes hat.

Keyserling und Curtius sind der größeren Welt vornehmlich interessant durch ihre Beziehungen zu Personen von geschichtlicher Bedeutung, Keyserling, weil er unter allen Menschen am längsten Bismarcks intime Freundschaft genossen hat, Curtius, weil er Erzieher des Kaisers Friedrich gewesen ist. Nach Anna Casparys Veröffentlichung könnte man fast sagen, daß Ludolf Camphausen, obwohl er selbst als geschichtliche Persönlichkeit gelten muß, am meisten Interesse verdient wegen der Freundschaft, mit der ihn die Prinzessin von Preußen, die spätere erste deutsche Kaiserin, beehrte.

Wer an das Werk über Keyserling (Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene v. Taube v. d. Issen. Zwei Bände, groß 8⁰. Mit zwei Porträts und fünf Abbildungen, V, 655 u. 692 Seiten. Berlin, Georg Reimer, 1902. Preis 20 Mark) mit der Erwartung herantritt, darin viel Neues über Bismarck zu erfahren, wird enttäuscht sein. Zwar kommt Bismarcks Name häufig genug darin vor, wir erhalten auch gelegentlich einige Mitteilungen aus Bismarcks Studienzeit, eine reizende Schilderung des Varziner Lebens und wertvolle Aufzeichnungen aus dem Juli 1890, die während eines Aufenthalts Keyserlings in Friedrichsruh gemacht wurden. Aber bisher unbekannte schriftliche Äußerungen von Bismarck selbst, auf die man sich hätte Hoffnungen machen können, finden sich gar nicht vor. Bismarck hat anscheinend außer in seinen Studienjahren mit Alexander Keyserling nur wenig in Briefwechsel gestanden, und jener Briefwechsel aus der Studienzeit muß leider als verloren gelten. Später hat er die Korrespondenz mit dem Freunde meist durch seine Angehörigen besorgen lassen. Immerhin wird jeder Bismarckfreund für das Gebotene dankbar genug sein. Als das Wertvollste von dem, was den ersten Reichskanzler angeht, müssen die zahlreichen Urteile Keyserlings über den großen Mann angesehen werden, weil sie aus der vollsten Kenntnis der Persönlichkeit Bismarcks geschöpft sind. So macht K. am 18. Mai 1879 die Bemerkung: „In Deutschland hat Bismarck es dahin gebracht, daß alle Menschen verdutzt sind. So trieb er es eigentlich von jeher.“ Über Moritz Buschs Buch „Fürst Bismarck und seine Leute“ urteilt er: „Man hat den leibhaftigen Bismarck vor sich, wenn auch nichts von seinen unter der Meeresfläche verborgenen etwaigen Vorausberechnungen und verwegenen Kombinationen, von denen andere nicht viel wissen können, da er selbst so wenig davon weiß.“ Ein andermal schreibt er: „Einen kleinen Beitrag zum psychologischen Verständnis des großen Mannes glaube ich Ihnen zu geben, wenn ich Ihnen sage, daß ihm in einem seltenen Maße alles Verehrungsbedürfnis fehlt, sowohl passives als aktives. Kein Autor hat die Rezensionen so gleichmütig angehört als der Begründer der deutschen Einheit seine Tadler ... Lieben, ja das kann er, mit ganzer Seele, — aber verehren, nein!“ Im Juli 1890 schrieb Keyserling nieder: „Die Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurecht zu kommen.“

Auch über andere bemerkenswerte Persönlichkeiten erfahren wir mancherlei, so insbesondere über die schöne Großfürstin Helene, eine württembergische Prinzessin, und ihre Hofdame Editha Rhaden, zwei ganz ungemein anziehende Frauengestalten, und über einzelne deutsche Gelehrte und einige interessante Balten. Auch der andere baltische Freund Bismarcks, Graf Hermann Keyserling, Alexanders Bruder, der seit seiner Studienzeit den Spitznamen Flesch führte, kommt oft genug vor. Das Schwergewicht der Veröffentlichung ruht indes durchaus in der breiten Schilderung der edlen Persönlichkeit des Titelhelden. Man könnte die Frage aufwerfen, ob diese Schilderung nicht allzubreit gehalten ist. Manches an den berührten Verhältnissen interessiert doch wohl nur baltische Leser. Wir wollen wünschen, daß diese ausgedehnte Anlage dem Buche nicht übermäßig schadet.

Mit Arbeiten über Fledermäuse begann Keyserling seine wissenschaftliche Laufbahn und machte sich dadurch einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt. Später waren Farnkräuter seine Leidenschaft, dann lange Jahre die Käfer und ihre Welt. Stets fanden seine Untersuchungen Beachtung bei den ersten Forschern. Zuletzt hat er sich auch religionsphilosophischen Forschungen hingegeben. Daneben entfaltete er eine Zeitlang als Kurator der Universität Dorpat eine segensreiche Tätigkeit, die er aufgab, als der Russifikationsprozeß begann. Sein harmonisches, tiefangelegtes, vielseitiges Wesen, dem sich ein nicht geringes Verwaltungstalent gesellte, brachte Bismarck zu Beginn der siebziger Jahre auf die weitaussehende Kombination, ihn an Stelle Mühlers zum Kultusminister zu berufen. Der Plan scheiterte an dem Widerspruche Kaiser Alexanders II. Es ist fast müßig, dem Gedanken nachzuhängen, wie der Kulturkampf verlaufen wäre, wenn diese hochbegabte irenische Natur, die Vielseitigkeit der Bildung mit praktischer Befähigung in sich vereinigte, statt Falks ins preußische Ministerium getreten wäre. Aber die zahlreichen Urteile, in denen Keyserling über Bismarcks und Falks kirchenpolitisches Vorgehen abspricht, reizen förmlich dazu. Politisch stimmten die Freunde überhaupt vielfach durchaus nicht zusammen. Keyserling gehört, näher betrachtet, schließlich mehr dem „Lager der Besiegten" an, wie Marie v. Bunsen den Kreis der politischen Gegner Bismarcks genannt hat. Um so fesselnder ist es, zu verfolgen, wie die beiden Freunde sich bis zuletzt zueinander hingezogen gefühlt haben. Die Freundschaft ehrt beide Teile. Ein gemeinsamer Grundzug ihres Wesens war ihr großer Unabhängigkeitssinn. Königliche Naturen könnte man sie beide nennen. Dieser Unabhängigkeitssinn mag sie zusammengeführt haben, und ihre edle, vollkräftige Menschlichkeit fesselte sie dann dauernd aneinander.

Es versteht sich, daß ein so feiner Kopf wie K., der schließlich ganz im einsamen Studium und in sinnender Betrachtung des Weltenlaufs aufging, oft treffliche allgemeine Wahrheiten aussprach. „Nicht angespießt sein an einen Gedanken, nicht verdummen" war sein Grundsatz, wie uns die geistvolle, tiefempfindende Tochter berichtet. Zu der gedankenlosen Russifizierung seines baltischen Heimatlandes bemerkte er: „Das Deutschtum in den Ostseeprovinzen war für Deutschland gefährlich, durch seine Feldherrn und Diplomaten — niemals für Rußland." Über Wilhelm II. äußerte er im Dezember 1890: „Er scheint für einen Kaiser wirklich ungewöhnlich diskussionsfähig", und dem deutschen Volk schrieb er nicht ganz mit Unrecht ins Album: „Die Wähler in Deutschland haben ihn (Bismarck) im Grunde vertrieben. Dabei bleibt es, ob die Nation ihm auch

Monumente setzt. Er war entschlossen, mit Konflikten es wiederum zu versuchen. Das scheute Wilhelm II." Nur ungern scheiden wir von dem schönen Buche, aus dem wir noch viel mitteilen möchten, um ihm die wünschenswerte Beachtung zu verschaffen.

Ebenso reizvoll dünkt uns das von dem früher im Elsaß als Richter tätigen Friedrich Curtius herausgegebene Lebensbild seines Vaters zu sein (Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen, herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, J. Springer, 1903, groß 8°, X und 714 Seiten. Preis 10 Mark). In dem stattlichen Bande fällt die Ausbeute für die deutsche Zeitgeschichte reichlicher aus als bei der Veröffentlichung der Frau v. Taube, weil der treffliche Historiker Altgriechenlands, Ernst Curtius, eben ausschließlich im reichsdeutschen Leben gestanden hat. Den Mittelpunkt des Interesses bildet zweifellos das Verhältnis von Ernst Curtius zu seinem hohen Zögling, dem späteren Kaiser Friedrich, und daneben das zu der erlauchten Mutter des Kaisers. Was wir über den Kaiser Friedrich und besonders dessen jüngere Zeit erfahren, ist das Intimste, was bisher von dieser leuchtenden Gestalt unseres Fürstenhauses veröffentlicht worden ist. Auch die Tagebücher des Kaisers gewähren nicht einen so tiefen Einblick in sein Wesen. Mit Curtius hat den Kaiser wahre Freundschaft verbunden, die von dem Beginn der Beziehungen bis zum Tode angedauert hat. Solche Freundschaftsbande zwischen Fürsten und geistig bedeutenden Menschen gehören zu den Seltenheiten. Von Max Duncker, der dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm auch nahe trat, kann z. B. nicht gesagt werden, daß er sich so die Zuneigung des hohen Herrn zu bewahren gewußt hat. Der Grund dieses Bestandes der Freundschaft liegt in der friedsamen, harmonischen Künstlernatur von Ernst Curtius. Ihm erschloß sich der Kronprinz sogar rückhaltlos in jener kritischen Periode, in der Bismarck die Preßordonnanzen erließ (Juni 1863). Man ist ganz überrascht über den tiefen Gegensatz des Kronprinzen zu seinem Vater und zu Bismarck, wie er hier aufgedeckt wird. „Wohin das uns führt, weiß Gott allein, mir steht der Verstand still," schrieb er am 26. Juli 1863 seinem alten Lehrer. Auch noch zu Ende des Jahres 1866, wo nach der bisherigen Meinung die Gegensätze bereits einigermaßen ausgeglichen waren, klaffte noch eine erstaunlich tiefe Kluft zwischen dem Kronprinzen und dem leitenden Staatsmann. „Jetzt", so schreibt der Kronprinz am 8. Dezember 1866, „hat die Vorsehung Preußen plötzlich beim Schopfe erfaßt und es um ein Bedeutendes weiter geschleudert ... Zwar wird Bismarck wie ein Halbgott angestaunt, der das alles vorher berechnet, aber mir werden so leicht keine Blender bereitet ... Daß dieser Krieg aber seit langer Zeit eine angelegte Absicht Bismarcks war, ja daß die ganze Schärfung des inneren Konfliktes bei uns in einer solchen Lösung nur ihren Ausgang finden sollte, das war mir leider schon im Laufe des Winters klar geworden ... Wir trieben einer gewaltsamen Katastrophe entgegen, die mein Vater mit allen seinen persönlichen Mitteln zu verhindern trachtete, ohne zu sehen, daß andere anders wollten und es auch erreichten." Solche Auslassungen, die sich zahlreich finden, beleuchten die Verhältnisse in der willkommensten Weise. Nicht so harmonisch wie zu Kaiser Friedrich gestalteten sich die Beziehungen des feinsinnigen Geschichtsforschers zu der Mutter seines Zöglings. Was wir darüber erfahren, ist ungemein wertvoll. Es bestätigt durchaus die Auffassung, die die moderne Forschung aus Bismarck, Ger-

lach, Roon und sonstigen autoritativen Quellen über das Wesen der hohen Frau gewonnen hat und wie ich sie in meiner Skizze „Kaiserin Augusta" (Leipzig bei Duncker & Humblot, 1900) niedergelegt habe. So schreibt Curtius am 25. Juni 1848: „Die Prinzessin bedarf nicht der Aufklärung, nur der Beruhigung und Beschwichtigung, denn es stürmt oft zum Entsetzen in ihrem großartig leidenschaftlichen Gemüte", und am 9. Juni 1845 bemerkt der junge Lehrer von ihr: „Mit klarem Verstande erkennt sie die Mängel nur zu stark, aber es fehlt ihr die ruhige Weisheit, welche die Grenzen menschlicher Hilfe erkennt." Zahlreiche andere Züge vervollständigen dies Bild. Die geistige Energie, die reichen Gaben, die vielseitigen Interessen dieser bedeutenden Fürstin bewunderte Curtius. Jedoch als Erzieher hat er, wie aus vielen Andeutungen hervorgeht, sehr unter ihr gelitten. Ihrem hohen Gemahl stand er anfänglich fremd, ja ohne Zuneigung gegenüber. Aber mit den Jahren fühlte er sich mehr zu ihm hingezogen, und es war ihm eine Freude, zu konstatieren, daß das erlauchte Ehepaar allmählich „harmonischer gestimmt" wurde als in der Anfangszeit (S. 481). Ein näheres Verhältnis hat Curtius zu der Kaiserin nicht gewonnen, so viel Huld ihm die hohe Frau auch zuteil werden ließ. Der treue Mann bewahrte ihr jedoch große Anhänglichkeit, und als sie starb, hat er ihr ein schönes Lied gesungen.

Neben den beiden Fürstengestalten treten in den Briefen noch besonders Alexander v. Humboldt als Gönner des jungen Gelehrten, ferner Emanuel Geibel, Heinrich Kruse aus Stralsund und der Diplomat Kurd v. Schlözer hervor. Die Schilderung, die von Humboldts Wesen bei den Hofabenden entworfen wird (S. 411), ist ungemein anschaulich und stimmt auffällig zu der von Bismarck gegebenen. Während man Bismarck in diesem Punkte als befangen anzusehen geneigt war, ist das Zeugnis von Curtius als das Zeugnis eines Freundes und Verehrers des großen Gelehrten über allen Zweifel erhaben. Zur Wertschätzung Geibels darf notiert werden, daß sich Curtius, bei aller Liebe für den Dichter, von Anfang an ein einschränkendes Urteil über dessen poetische Begabung bewahrt hat. Außer über die genannten Persönlichkeiten erhalten wir eine Fülle von Material zur Beurteilung anderer bedeutender Männer, so Karl Ritters, Otfried Müllers, Döllingers, Wallots, Treitschkes. Mit großer Liebe hängt Curtius, der im wesentlichen eine durchaus unpolitische Natur war, an König Friedrich Wilhelm IV. Der edle Mensch in dem unglücklichen Monarchen, der leider immer noch häufig zu wenig beachtet wird, zog sein friedsames Gemüt unwiderstehlich an. Sein Schlußurteil über ihn lautete bei Erscheinen des 5. Bandes der deutschen Geschichte Treitschkes mit einem bitteren Beigeschmack: „Der äußere Erfolg steht im umgekehrten Verhältnis zu dem inneren Wollen. Weniger tief angelegten und weniger idealen Naturen ist nachher alles viel besser gelungen." Als wenn es in der Politik auf das Wollen und nicht auf das Können ankäme! Man sieht, Curtius gehörte auch mehr ins „Lager der Besiegten", denen Wilhelm I. und Bismarck nicht ganz homogen waren. Sie würdigten diese daher nicht ganz so gerecht, auch nicht nach ihrem inneren Gehalt, wie wir es heute, im Besitz so mancher brieflicher Schätze, können und wie es Keyserling schon konnte, weil er Bismarck tief ins Herz gesehen hatte.

Wir begleiten Curtius bei seinem Lebenswege auf vielen anregenden Reisen. Der Aufenthalt in Griechenland in den Jahren 1837—40 wurde für sein Leben entscheidend. Dort legte der für alle Eindrücke in hohem Maße Empfängliche

die Hauptgrundlagen zu seinem Wissen, in ihm wurzelten alle seine wissenschaftlichen Produktionen, er verschaffte ihm indirekt seine Stellung als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, er führte ihn schließlich dazu, die Beteiligung der deutschen Regierung an dem Werke der Ausgrabungen zu Olympia zu erwirken. Nicht nur für den Fachmann sind die ausführlichen Briefe über das Auffinden antiker Denkmäler, das neugriechische Leben und die griechische Landschaft genußreich. Auch andere Gegenden und Stätten werden uns näher geführt. Was ist es doch um den Lokalpatriotismus der Lübecker für eine schöne Sache! Fein bemerkt Curtius einmal von seiner Vaterstadt: „Die Stadt ist wie eine alte Eiche, die auf einmal wieder frische Zweige treibt." Brügge vergleicht er mit einer stolzen Witwe. Die Madeleine in Paris findet er, nicht mit Unrecht, frostig. Anziehend sind auch die vielen Einblicke in das Berliner Leben. Manches Echo wird das Wort finden, das Curtius am 24. Oktober 1845 an Heinrich Kruse geschrieben hat: „Mit germanischer Kraft den Orient wieder erwecken, das ist mein Lieblingsgedanke." Allzuviel des Guten hat Curtius in Versen getan, und es war schlecht von dem Sohne, so viele Gedichte seines Vaters abzudrucken. Es steckt unleugbar große Begabung darin, wie denn Platen sein Muster war, und manches Gedicht ist ihm gelungen. Aber weniger wäre mehr gewesen.

Ergreifend ist der feste Bibelglaube dieses hochstehenden Forschers. Noch wenige Monate vor seinem Tode, als ihm die Augen bereits den Dienst versagten, schrieb er seinem Sohne: „Ich sehne mich immer nach den gewaltigen Worten des Paulus über den Glauben des Abraham, die ich mit dir in Gastein las. Gott öffne uns den Wolkenschleier, um hinaufzuschauen in die ewige Klarheit der Kinder Gottes, die das volle Leben in seinem Sohne haben." Als an ihn der Ruf herantritt, die Erziehung des preußischen Thronerben zu übernehmen, da schwankt er lange, ehe er sich entschließt, und schreibt dann darüber: „Wie ich nicht aus noch ein wußte, da hat mir Gott auf meine Bitte den Gedanken in das Herz gegeben, der mich mit einem Zauberschlage aus dem Bann jenes quälenden Zweifels befreite, den Gedanken, daß ich gar kein Recht habe, meine Kraft zu verweigern." Auf Heinrich Kruse redete er ein: „Der Glaube ist eine Tat, du bedarfst eines Gottes, credere aude ... Darum sind alle Widerlegungen von Strauß' Leben Jesu matt und unglücklich, die Tat läßt sich nicht demonstrieren." Als er auf einem Grabe ein Kreuz errichtet hat, schreibt er: „Das Kreuz ist sehr schön geworden, und seine Worte: ‚Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft' haben für mich etwas unglaublich Erhebendes. So etwas kann kein menschlicher Verstand sich ausdenken, das sind Klänge aus der Ewigkeit." Als Treitschke mit dem Tode kämpft, da entringen sich Curtius, der dem großen Historiker der deutschen Geschichte wenige Monate im Tode nachfolgte, die erschütternden Worte: „Der Schmerz um Treitschke liegt wie eine dunkle Wolke über mir! Wer kann sich in den Gedanken finden, daß dieser gewaltige Mann so dahingerafft werden soll in der Blüte seiner Kraft! Er kann sich selbst nicht in die Härte des Schicksals finden, das ihn verfolgt. Vorstellungen, die nicht religiöser Art sind, bekämpfen sich mit der Sprache des Glaubens. Gott gebe, daß sich auch an einem solchen Manne die weltüberwindende Kraft des Glaubens bewähre! Ich muß mir immer den teuren Mann seinem Gott gegenüber denken."

Menschlich gesprochen ist es ewig schade, daß die Saat, die dieser harmonische Charakter in das Herz und in den Geist des Sohnes Wilhelms I. ge-

legt hat, durch ein schweres Geschick für Deutschland so wenig zur Entfaltung gelangen durfte.

Weit ab von Curtius und Keyserling steht Ludolf Camphausen, der das Licht der Welt im Flecken Hunshoven bei Aachen als der Sohn eines kleinen Tabak- und Ölhändlers erblickte und der es durch Fleiß, Energie und praktischen Verstand zum Ministerpräsidenten im Militärstaate Preußen brachte. Man hat von berufener Seite über den Mangel an Biographieen hervorragender Vertreter des deutschen Bürgerstandes geklagt. Bergengrüns vor einiger Zeit erschienenes Leben David Hansemanns und Anna Casparys Camphausen (Ludolf Camphausens Leben. Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary. Mit Camphausens Bildnis. Stuttgart, Cotta, 1902. XII und 465 Seiten. Preis 8 Mark) sind in der Tat schon von diesem Gesichtspunkte freudig zu begrüßende Erscheinungen. Das Casparysche Buch nähert sich von den drei Lebensbildern, mit denen wir uns heute beschäftigen, am meisten einer darstellenden Biographie. Die Zerhacktheit und Unebenmäßigkeit des Stils, der doktrinäre Ton, der sich hier und da breit macht, am meisten aber eine unglückliche Verquickung beider Darstellungsformen beeinträchtigen den Genuß der sonst mit vielem Verständnis besorgten Ausgabe des lehrreichen Buches. Von unseren drei Werken bringt es die meisten Aufschlüsse über politische Begebenheiten. Das Werden Ludolf Camphausens, bei dem sich, wie bei seinem jüngeren Bruder Otto, dem späteren Finanzminister, der politische Ehrgeiz schon in frühester Jugend zeigte, wird in knappen, vielleicht zu knappen Zügen geschildert. Seine Fähigkeiten entwickelten sich bei den großen Eisenbahngründungen im Rheinlande und der Förderung des Schleppverkehrs auf dem Strome der Provinz. Darin hat Camphausen geradezu Genialität bewiesen. Er trieb diese Verkehrspolitik zum Teil mit gutem Humor. Als Holland die Bemühungen Kölns, eine Dampfschleppschiffahrt einzurichten, mit dem Witze verspottete, die Stadt wolle eine Mühle bauen, weil sie einen Sack Weizen zu mahlen habe, meinte er, als sich sehr bald die Einträglichkeit der neuen Einrichtung zeigte: „Die Mühle haben wir gebaut; sie mahlt gut; wir wollen ihr noch einen Sack mehr zuführen," und stellte den Antrag auf Einrichtung einer Rhein-Seeschiffahrt zwischen Köln und Stettin. Er trieb seine kaufmännische Tätigkeit aber auch mit Poesie. So widmete er gelegentlich dem Dampfschiff eine förmliche Apotheose: „Wen möchte der erste Anblick des mystischen Geschöpfes nicht überraschen, hinreißen, verwirren? Wer zum erstenmal sähe, wie die ehernen Flossen die bestürzten Wellen auseinandertreiben, wie im wilden Laufe die stolze Brust sich mit weißem Schaum bedeckt, wie ein einziger Schlag des kaum sichtbaren Schweifes den Koloß herumwirft; wie bei seiner Annäherung die Wogen am Strande sich rauschend brechen; wie er mit verwegenem Fluge dem Hafen entgegenschießt, die dicken Mauern zu durchbrechen sucht und sich sanft und ruhig an das Ufer legt; wer dieses Schauspiel zum erstenmal genösse, der dürfte wohl ausrufen: Bist du kein geistiges Wesen, fürwahr, so bist du doch das schönste Tier der Schöpfung." In den Provinziallandtagen zeigte Camphausen sein parlamentarisches Geschick. So gelangte er schnell zu politischem Ansehen und am 28. März 1848 zur Ministerpräsidentschaft, die er bis zum 20. Mai innehatte. Dadurch trat er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. und namentlich der Prinzessin von Preußen näher, dieser insbesondere durch den Beschluß der Rückberufung des Prinzen von Preußen

aus England, der wichtigsten Tat Camphausens in seiner Ministerzeit. Sie erwarb ihm die Freundschaft der hohen Frau. In den Briefen, die sie ihm geschrieben hat, und in denen König Friedrich Wilhelms IV., die Anna Caspary mitteilt, beruht vor allem der Wert des Buches. Noch niemals ist eine solche Anzahl politisch bedeutender Briefe der Prinzessin von Preußen veröffentlicht worden. Selbst die Roonschen Denkwürdigkeiten enthalten nicht so viele. Auch hier findet meine Auffassung des Wesens der hohen Frau Bestätigung. Die Beziehungen Augustas zu diesem Freunde, dem sie im Jahre 1850 einen Sessel stickte, eine Arbeit, „welche einige ernste Monate hindurch meine ausschließliche Abendbeschäftigung war", erkalteten später, wenn sie auch gelegentlich wieder Fühlung mit ihm suchte. Camphausen empfand das mit Bedauern, ja fast schmerzlich. „Daß die Kaiserin die Initiative genommen hat, mich noch einmal zu sehen, ist mir äußerst angenehm und erleichternd," schrieb er 1884. In eine interessante Beleuchtung tritt der Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Oberstleutnant Fischer. Es war bisher noch nicht bekannt, wie sehr er politisch tätig gewesen ist. Recht merkwürdig ist der entschlossene Kampf, den Ludolf Camphausen von vornherein (seit 1848) gegen das allgemeine Stimmrecht führte. Der liberale Staatsmann von 1848 war objektiv genug, dem Ministerium Bismarck schon früh Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er freute sich an dessen kühnem Handeln und fand sich auch mit Ruhe darein, daß sein Bruder Otto, „vor dessen Verstandesschärfe und klarem Urteil" er sich nach seinem eigenen Ausdruck schon 1848 beugte, bei Eintritt einer Meinungsverschiedenheit mit Bismarck den Ministersessel aufgab, weil er erkannte, daß Bismarck unersetzbar sei. In solcher Anerkennung liegt einer der stärksten Beweise für die imponierende Größe Bismarcks.

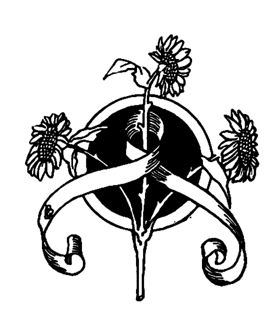
Von den drei Werken hat das Leben Keyserlings ein vorzügliches Register. Die beiden anderen entbehren einer solchen Zugabe. Gerade bei derartigen Publikationen sind Register aber beinahe unerläßlich. Ohne sie wird der wissenschaftliche Wert solcher Veröffentlichungen in einer Weise beeinträchtigt, die in gar keinem Verhältnis zu der Mühe und den Kosten eines Registers steht.

Herman v. Petersdorff.



Billige Bücher. Es ist eine wunderliche Bewegung, dieses vielverzweigte und immer noch wachsende Bestreben, die Kunst dem Volke durch tausenderlei Kanäle nahe zu bringen! Billige Bilder, billige Bücher, billige Theatervorstellungen — jeder Tag bringt neue Bemühungen auf diesem Gebiet. Ich fürchte fast, es wird des Guten zu viel. Kann man denn das alles verdauen? Tut uns nicht Beruhigung not, Sammlung, Verinnerlichung? Ist nicht das gemeinsame Wandern mit einem oder ganz wenigen guten Geistern und großen Herzen viel mehr wert? — Nun, das sind Fragen für sich. Wir wollen hier nur einige Neuheiten verzeichnen, unter denen sich manches gute Werk in neuer Ausgabe findet. Sehe jeder, was er damit anfange! Da ist der sehr tätige Verlag von Max Hesse (Leipzig), der unter dem Titel „Max Hesses Volksbücherei", zum geringen Preise von 20 Pfennigen die Nummer, Meister-

werke der schönen Literatur aller Zeiten und Völker bringt. Unter den bis jetzt vorliegenden acht hübschen Bändchen sind hauptsächlich Grillparzer, dann Stifter und Gerstäcker vertreten. Derselbe Verlag gibt „Meisterwerke der deutschen Bühne“ heraus. Jedes Drama bildet einen besonderen Band, wird mit Einleitung und Anmerkungen von Fachmännern versehen und kostet gleichwohl nur 30 Pfennige. Als Herausgeber zeichnet der Leipziger Literarhistoriker Professor Dr. G. Witkowski; unter den Mitarbeitern sind erste Namen wie Max Koch, Berthold Litzmann, Adolf Stern, Karl Lamprecht, Erich Schmidt u. s. w. Und alles für 30 Pfennige! Die Bibliotheken von Reclam, Meyer und Hendel machen offenbar Schule. Auch die Cottasche Firma hat sich zu einem ähnlichen Unternehmen entschlossen: uns liegen einige Exemplare aus einer „Cottaschen Handbibliothek“ zur Beurteilung vor, von ansprechendem Aussehen, den Hesseschen etwas überlegen an Druck, Papier und Ausstattung, und dennoch nur in einer durchschnittlichen Preislage zwischen 20 Pfennigen und 1 Mark! Grillparzer, dessen Werke kürzlich frei geworden, steht auch hier im Vordergrund; neben ihm andere Klassiker. Übrigens Schopenhauers Hauptwerk („Welt als Wille und Vorstellung“) ist in dieser Sammlung für ganze 1,80 Mk. gebunden zu erhalten! Noch einmal: sehe jeder, was er sich davon aneigne! Solche Verbilligung guter Literatur verdient in den aufdringlichen Tagen „pikanter“ Brettl-Lieder, Witzblätter und Romane Förderung. F. L.





Ein Blick nach Osten und Norden.

Wien und Rottenburg.

Habsburgs altehrwürdiger Kaiserstaat erlebt in voller Heftigkeit der Leidenschaften den Kampf der auseinanderdrängenden Gegensätze. Werden sich die geschichtlichen Ursprungskräfte Österreichs stärker erweisen, oder die bewußten und unbewußten Triebe des nationalen und religiösen Ringens? Beide hängen unverkennbar zusammen; beide fühlen sich unfrei in dem Staatsverband, welcher durch die katholische Gegenreformation ein eigentümliches Gepräge empfangen hat. Einem Worte Bismarcks zufolge ist Österreich eine politische Notwendigkeit. Man müßte ein Österreich schaffen, wenn es nicht existierte. Ob dies Bismarcks letzter Gedanke hierüber war? Die großen Staatsmänner sprechen nur die Urteile aus, welche ihrem nächstliegenden Zwecke ersprießlich sind. Jedenfalls wäre dann ein einiges Großdeutschland unmöglich. Die Kraft, mit der einst Österreich aufgebaut und zur Großmacht zusammengeschmiedet wurde, ist zweifelsohne der deutschen Reichseinheit entzogen worden. Österreichs Werden war — gegen alle Absicht — des Deutschen Reiches Vergehen: durch das Vorbild, das damit gegeben war. Das hehre Ideal der deutschen Reichseinheit war auch in den Jahrhunderten der Erniedrigung und der Glaubensspaltung noch stark genug, um dem Österreich der Habsburger als fester Rückhalt zu dienen. Anders, nachdem auf allen Gebieten die Folgerungen aus jener großen Umwälzung gezogen waren, durch welche Frankreich zum Bannerträger der modernen Kultur geworden ist: trotz aller Schutzhoheit über Papsttum, Missionen und Kirchenstaat und unbehindert durch seinen Anspruch, als die älteste Tochter der Kirche der Erstling ihrer Liebe zu bleiben. Der Sieg des Nationalgedankens über die dynastischen Überlieferungen ist eines dieser Kulturideale. Österreich, das Werk der Habsburger Dynastie, mußte mit empfindlichen Opfern bei den zwei nationalen Reichsgründungen mitwirken, mit denen es im Dreibund verbündet, wenn auch nicht ganz befreundet ist. Und doch fühlt es sich durch beide Nationalreiche still bedroht, wie dies offenkundig durch die Selbständigkeitsgelüste fast

aller in ihm zusammengeschlossenen Nationen geschieht. Österreich ist das gerade Gegenteil eines modernen Nationalstaates, mehr ein Werk der staatsmännischen Kunst als der Natur, mehr das Gebilde von Fürstenrecht als von Völkerwillen und Völkerverwandtschaft. — Da der nationale Zusammenschluß Deutschlands unter der Führung des Protestantismus, derjenige Italiens im Gegensatz zum Papsttum erfolgte, so wenden sich unwillkürlich die Hoffnungen derjenigen Österreicher, denen das nationale Ideal des Deutschtums, des Magyarentums, des Slawentums als das Höchste gilt, dem Protestantismus und der romfreien Kirche des Orientes zu. Dazu kommt bei allen Volksgruppen die Erinnerung an die Gegenreformation. Durch sie, glaubt man, sei der selbstgewollte Entwicklungsgang des Volkstums in Österreich gewaltsam gehemmt worden.

Die Unfruchtbarkeit auf den meisten Kulturgebieten wird als das große Übel beklagt, welches die Kronländer Österreichs dem Zeitalter der Jesuitenherrschaft zu verdanken haben. In den Liedern, die Hermann von Gilm bei der Rückkehr der Jesuiten ins heilige Land Tirol gesungen, findet man die Gedanken, welche die Los-von-Rom-Bewegung erzeugt haben. Damit, daß man diese Bewegung als Rückfall ins germanische Heidentum brandmarkt, ist für deren Verständnis nichts gewonnen; noch weniger für deren Überwindung. Der deutsche Klerus steht der nationalen Bewegung ferner als der slawische: nur darum hat die Bewegung in den slawischen Volkskreisen einen mehr christlichen Charakter. Die Tschechen haben sich vielfach gewöhnt, unter dem Namen St. Johannes von Nepomuk den eigentlichen Nationalheiligen, Johannes Huß, in Verehrung und Liebe lebendig zu erhalten. Huß gilt weithin als der Held des echten Christentums und des slawischen Volkstums.

So bietet die Lage Österreichs und der katholischen Kirche im Gesamtbild der Gegenwart manche Vergleichungspunkte. Beide sind vom Glanz der Vergangenheit umstrahlt, während die Gegenwart sie vielfach als Hemmnis empfindet. Beide wollen mit der Macht einer Idee die Vielheit und Eigenart der Sprachen und Nationen unter die Einheit eines internationalen Reiches beugen. Beide fordern von den Völkern in gewissem Sinn das Opfer ihrer Souveränität, ihrer Sprache und ihres Eigenwesens. Beide befinden sich in Spannung mit den nationalen Bestrebungen, die sich gleichwohl immer selbstbewußter regen und immer weniger bereit sind, auf ihre höchste Kulturentwicklung zu verzichten.

Die Los-von-Rom-Bewegung wird, wie man glaubt, durchschlagend, mit dem Vorwurf bekämpft: sie bedeute im Grund: Los von Christus! und Los von Österreich! — Aber ist die Abneigung gegen den hierarchischen Klerikalismus bei den Kämpfen der Los-von-Rom-Bewegung nicht bereits so heftig und bitter geworden, daß sie bereit sind, wie jene Indianer auch den Himmel preiszugeben, falls sie dort wieder mit den verhaßten Spaniern zusammenleben müßten? Die Hierarchie mit ihrem Absolutismus oben und Servilismus unten ist den Nationalen fast bei allen Kulturvölkern so zum Abscheu geworden, daß sie auch Österreich und Christentum opfern, wenn es ihnen als untrennbar vom Klerikalismus dargetan wird. Es sind dort sogar gläubige Katholiken zu der Ansicht gelangt, das Christentum habe kein verhängnisvolleres Hemmnis als die Hierarchie. In Österreich sind es Laien: in Frankreich sagen und schreiben kühne Abbés, wie jüngst Abbé Hébert das gleiche Verwerfungsurteil über den Catholicisme despotique.

Die Kirche wolle das Gegenteil von dem, was die moderne Kultur wolle. Diese wolle in Sache und Form freie Geistesmenschen, schaffensfrohe Renaissancegestalten, sittlich-freie selbstgewachsene Charaktere! Allerdings: auch die Kirche pflege und fördere Bildung, Wissenschaft und Sittlichkeit: es frage sich nur wozu und wieviel? Soweit es zur Durchführung ihrer Kirchenpolitik notwendig und mit der geistigen Hörigkeit der gläubigen Massen vereinbar sei, allerdings. Aber nicht um freie Geistesmenschen und sittlich selbständige Charaktere zu bilden! Nicht um dem unbefangenen Vorwärts der freien Forschung eine Gasse zu bahnen!

Diesem Urteil wollte Ehrhard durch eine geschichtliche Betrachtung entgegentreten und so die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich und der modernen Kulturwelt mit ihrem eigenen Kulturideal überwinden. Aus der geschichtlichen Untersuchung erhelle, daß Kirche und Kultur nicht Gegensätze, sondern im tiefsten Wesensgrunde einig seien. Eine Versöhnung von Kirche und Kultur sei möglich und zu erstreben: weder die Kirche noch die Kultur brauche von ihrem wahren Wesen etwas preiszugeben. Die Geschichte widerlege die großen Anklagen, mit denen die moderne Kultur der Kirche den Krieg erkläre. Die Hauptanklage lautet: Der Katholizismus ist der große Gegner der modernen Kultur. S. 3. Man begründet diese Anklage nicht damit, daß die Kirche zu hohe Forderungen an den Menschen stelle: vielmehr sei sie selber der große Abfall von der wahren Religion und Sittlichkeit, vom echten Christentum Christi. Die wahre Religion sei im Evangelium, nicht in der Kirche. Die wahre Sittlichkeit bestehe gerade in der Pflege dessen, was die Kirche im sacrificium intellectus unterdrücke, nämlich im Wollen und Können des eigenen Urteils in der Glaubens- und Lebensfrage. Die Kirche predige Lohn und Strafe als Beweggrund des Guten; das moderne sittliche Bewußtsein verlange eine uneigennützige Tugend. — Harnack und Chamberlain erheben den Vorwurf: Die katholische Kirche erstrebe die Weltherrschaft des Papsttums. Die Religion diene für diesen Endzweck als Material und als wirksamstes Mittel. Die Religion eröffne der Herrschsucht ein unendlich weites Gebiet — den Innenmenschen; sie ermögliche die intensivste Herrschaft, wenn es gelinge, der Vernunft und dem Gewissen das Bewußtsein ihrer Herrenwürde und ihrer Verpflichtung als Wahrheits- und Freiheitskraft zu nehmen und dafür das Pflichtgefühl des unbedingten Gehorsams einzuprägen. Wie jedes Imperatorentum rechne auch der kirchliche Imperialismus auf die Bedürfnisse und Instinkte der großen Masse, auf das rassenlose Völkerchaos. So Chamberlain. Der Absolutismus befördert überall die Nivellierung, die geistige Genügsamkeit. Er proklamiert den schlichten, aber fügsamen Durchschnittsmenschen ohne Glaubensfragen und Gewissenskämpfe als das Musterbild des Christen. Die Indianer-Reduktionen in Paraguay wären dieser Auffassung zufolge das Vollkommenheitsideal der kirchlichen Gemeinschaft, natürlich unter der Leitung der Gesellschaft Jesu. Höhere Bildung und Tüchtigkeit will auch der Absolutismus: aber nur für seine Prätorianer. Die Kirche wolle also ein Reich irdischer Weltherrschaft über den Innen- und Außenmenschen mit all den Mitteln, welche die Völker zu fügsamen Massen und einzelne zu brauchbaren Werkzeugen machen. Allein, das sei der gerade Gegensatz zu dem Endziel der modernen Kultur.

Diesen Urteilen trat Ehrhard gegenüber mit einer geschichtlichen Betrachtung. Hiernach seien die kirchenpolitischen Machtbestrebungen ausschließlich

mittelalterliche Erbstücke, auf welche die Kirche verzichten könne und wolle. Auch die *zweite* Forderung werde die Kirche erfüllen: es liege ja in ihrem eigenen Beruf, mit positivem Verständnis und Wohlwollen die Aufgaben zu fördern, welche den berechtigten Kern der modernen Kultur bilden: ungehemmte Betätigung und Ausbildung der auf Wahrheit und Tugend, Persönlichkeit und Kunst angelegten Geisteskraft, der Vernunft und Freiheit, dieser höchsten Güter und Werte! Sogar die *dritte* Forderung könne und werde erfüllt werden: der Katholizismus befähige geradezu im höchsten Grade seine eigenen Bekenner, auf allen Gebieten der modernen Kultur, der allgemeinen Volksbildung und der nationalen Entwicklung eine fruchtbare Initiative zu betätigen. Was die Geschichte Gegenteiliges berichte, sei kein Gegenbeweis. Denn die Kirche sei eine streitende, nicht nur weil sie mit äußeren Gegnern zu kämpfen habe, sondern weil ihr das Menschliche in ihrem eignen Lager die Erfassung und Erfüllung ihres göttlichen Berufs zur Sache steten Kampfes mache.

Ehrhards Buch erntete zuerst Anerkennung und Beifall: aber mehr und mehr wurde den kirchlichen Kreisen das Bewußtsein beigebracht, daß es sich bei diesem Aufruf um eine *Reformbewegung* handle. Daß Ehrhards Auffassung nicht in Übereinstimmung mit den maßgebenden kirchlichen Kreisen sei, wurde bald offenkundig. Schon aus dem Ton und Inhalt der zahlreichen Gegenschriften von Braun, Rösler, Grisar, Einig, Hofmann. Der achtzigste Satz des *Syllabus*, richtig verstanden das Programm Ehrhards, blieb trotz aller Auslegungsversuche der Stein des Anstoßes. Das Anathem wurde nicht zurückgenommen, vielmehr durch die Kundgebungen der Bischöfe Korum, Keppler und Fischer erneuert. Die Forderung bleibt abgelehnt. Der römische Papst könne und dürfe sich *nicht* mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Bildung verständigen und versöhnen. Syllabus 80.

Die *Programmrede* des Bischofs *Keppler* von Rottenburg verdient die höchste Beachtung: denn nach Form und Inhalt läßt sie erkennen, mit welchen Gedanken man in hierarchischen Kreisen solche Anregungen, wie sie Ehrhard ausgesprochen hat, ablehnt, und in welchen Ausdruck man diese Ablehnung einkleidet. — Bischof Keppler sagt: Jede wahre Reform müsse von *innen*, vom *Wesentlichen* ausgehen. Nicht einseitige Verstandesbildung, nicht äußerliche Vermehrung des Wissens dürfe ihr Ziel sein, sondern die Bildung des Gesamtmenschen, der sittliche Charakter. Man dürfe nicht Kultur und Politik in den Vordergrund stellen, die Religion sei das Wichtigste. Man dürfe das Volk nicht vernachlässigen: eine wahre Reform dürfe nicht die Gebildeten allein ins Auge fassen.

Diesen Grundsätzen wird wohl allgemeine Zustimmung gewiß sein. Auch die moderne Kultur nimmt sie als ihre eigensten Ziele für sich in Anspruch, und zwar in ausgesprochenem Gegensatz zur herrschenden Richtung in der Kirche. Kampf gegen alle Äußerlichkeit und Kasuistik, gegen konfessionelle Tendenzwissenschaft und Parteipolitik ist die Losung der Modernen. Die Volksbildung soll nicht nur verallgemeinert, sondern vertieft und gesteigert werden! — Ehrhard hatte in gewinnendster Form die von Bischof Keppler ausgesprochenen Grundsätze in Welt und Kirche hinausgerufen. — Trotz all dem konnte keinen Augenblick ein Zweifel bestehen, daß Bischof Keppler den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Kirche und Kultur aussprechen und infolgedessen die drei Forderungen Ehrhards ablehnen wolle. Die Art, *wie* die Ablehnung erfolgte, ist eigentümlich. Im

Namen der Innerlichkeit und des religiösen Katholizismus! — Gerade die von Bischof Keppler sogenannten „Reformer" betonen vor allem die Innerlichkeit in der Religion: man macht ihnen deswegen den Vorwurf des Subjektivismus! Sie wollen Vertiefung des Wissens gegenüber allem Drill, aller Kasuistik und Dialektik: man macht ihnen deshalb den Vorwurf des Vernunftkatholizismus! Sie wollen die Wahrhaftigkeit als die erste Pflicht auf der Wahlstatt von Wissen und Glauben zur Geltung bringen: man zweifelt deshalb an ihrer unbedingten Unterwerfung unter die Autorität! Hat je ein „Reformer" der Halbbildung das Wort gesprochen, von der Bischof Keppler mit Recht sagt, daß sie schamlos mache? Darum Vollbildung — wenn auch unter Wahrung der gesellschaftlichen Unterschiede. Also Vollbildung in allen Volkskreisen, Vollbildung zu wahrhaft sittlichreligiösen Charakteren! Aber hier fürchten wir, öffnet sich eine weite Kluft. Gehört zur Vollbildung des Geistes und Charakters nicht die Selbständigkeit von Überzeugung und Gewissen? Ist der — bei aller Ehrbarkeit und Ehrlichkeit seiner Gesinnung — doch geistig unselbständige Durchschnittsmann aus dem Volke das Musterbild eines religiös vollgebildeten Geistes und Charakters? — Noch mehr. Bischof Keppler überrascht Gläubige und Ungläubige mit der Behauptung: „Gegenüber dem Glauben ist die Vernunft nicht mehr wert, als irgend ein körperliches Organ gegenüber der Vernunft." „Der Mensch braucht die Vernunft so notwendig wie das Atmen: aber der Glaube steht höher als beides." — Uns, die wir an die Gottebenbildlichkeit des Geistes glauben, gilt die Vernunft als die Anlage und Kraft für die Wahrheit. Wenn es nichts Höheres gibt, als die Wahrheit, und wenn Gott die Wahrheit und die Wahrheit Gott ist, so besitzen wir eben in der Vernunft eine Kraft von allerhöchstem Wert und Adel, eine Anlage zur Gottesgemeinschaft! Durch die Vernunft sind wir Ebenbilder Gottes, berufen zur Selbstbestimmung für alles, was wahr und gut ist. Denn Vernunft und Gewissen lassen sich nicht auseinanderreißen. Durch die Vernunft erkennen wir die Wahrheit des Glaubens; durch die Vernunft vollziehen wir die Tat des Glaubens! Weil wir mit der Vernunft Christen sind, sind wir es auch mit dem Glauben! Einen Gegensatz zwischen Vernunftchristentum und Glaubenschristentum können wir nicht anerkennen. Wenn es einen gäbe, so wäre eben ein Gegensatz zwischen Vernunft und Glauben! Darum aber auch kein Gegensatz zwischen dem echten Ideal der modernen Kultur und dem Christentum. Wahrheit ist beiden das Höchste. Wir erkennen im Glauben den höchsten Akt der Vernunft, nicht deren Abdankung und Unterwerfung unter eine fremde Macht: wir erkennen in dem Kern der modernen Kultur das Ringen nach der vollen Ausbildung des göttlichen Ebenbildes, der anima naturaliter christiana.

Bischof Keppler sagt uns allerdings: „Unser Heiland war die Vernunft selber; aber er hat der Vernunft nie und nirgends den ersten Platz in seinem Leben und seinen Pflichten angewiesen." Wem denn? Kann man ohne Vernunft Gottes Willen und Auftrag erkennen? — Christus habe durch seine Persönlichkeit gewirkt, nicht durch Gedanken! — Als ob nicht die Macht der Persönlichkeit Jesu eine durchaus geistige gewesen wäre und sich nicht vor allem durch die Weisheit seiner Gedanken und die Kraft und Klarheit seiner Lehren bekundet hätte!

„Gott fragt den Menschen nicht, was er gelernt hat, sondern ob er gut gewesen ist." — Ich glaube, Gott fragt sehr eindringlich darnach, ob der Mensch

im Leben die Gotteserkenntnis — wenn auch als Gottsucher — gelernt hat. Es dünkt uns, dem Lernen sei damit eine sehr hohe Aufgabe gestellt. Hat nicht Christus die Gotteserkenntnis als die erste und letzte Notwendigkeit erklärt? „Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesum Christum.“ Joh. 17. Wenn ein „Reformer“ jemals gesagt hätte: „Gott frage den Menschen nicht, was er gelernt habe, sondern ob er gut gewesen ist“: welches Anathem wäre über dessen undogmatisches Christentum und dessen Rückfall in die seichte Aufklärung verhängt worden!

Offenbar denkt sich der Bischof unter dem, was der Mensch im Leben zu lernen hat, etwas ganz anderes als diejenigen, welche gerade im Gottsuchen, im Lernen der Wahrheit den höchsten Lebenszweck finden. Ist es nicht leichter, durch schroffe Gegenüberstellung des Glaubens und Wissens die Vernunft als „geborne Heidin“ mit frommem Eifer aus dem Heiligtum zu verweisen, als mit der Vernunft auf der Wahlstatt des exakten Forschens das wissenschaftliche Wahrheitsrecht des Glaubens zu erweisen?

Bischof Keppler hält es im Interesse der Wahrheit und der Personen für richtiger, den Gegensatz zwischen moderner Kultur und Kirche zu behaupten, als deren innere Verwandtschaft. Gewiß, wenn man den Grundzug in der modernen Kultur für dämonisch hält, ist es das einzig Richtige, dies offen und scharf auszusprechen. Aber steht denn das so unbestritten fest, daß der Grundzug in der modernen Kultur satanisch sei? d. h. modernd und mordend? Steht dieser Behauptung nicht die andere seit Jahrhunderten gegenüber, welche das römische Papsttum als den Antichrist erklärt? Wird das ganze Streben Roms nicht als ein Ausfluß jenes Geistes erklärt, welcher Jesus mit der Herrlichkeit der messianischen Weltherrschaft blenden wollte?

Der dämonische Geist, Selbstsucht, Herrschsucht, Genußsucht, Habsucht, kann sich überall einschleichen — in Kirche und Welt. Kein Ort und kein Gewand schützt vor der Versuchung jenes Geistes, der sogar an Christus heranzutreten gewagt hat. Wo Menschen sind, findet sich Dämonisches. Aber daraus folgt nicht, daß auch dasjenige widergöttlich sei, was vom Geiste der Selbstsucht zum Gegenstand und Werkzeug seiner Bestrebungen gemacht wird. Daß an der modernen Kultur vieles modernd und mordend sei, hat kein „Reformer“ übersehen, Ehrhard hat noch zuletzt sehr energisch die tiefe Zerklüftung beklagt, an der die moderne Kultur kranke. Bei allem Eifer der Geistesarbeit und trotz der vielen neuen Erkenntnisse seien die modernen Weltanschauungen doch verfehlt. Das offenbare sich „in dem Sinken des inneren Wertes und des bleibenden Gehaltes der tonangebenden Leistungen, in den sittlichen Schwächen der literarischen Erzeugnisse bei aller Virtuosität der Formengebung, in der Armut an Gedanken und dem sklavischen Naturalismus der Kunst trotz aller Fortschritte der Technik, in der inneren Hohlheit des ganzen modernen Lebens bei allem Glanze seiner äußern Erscheinungen.“ S. 361, 362. Die kulturfreundliche Bewegung im Katholizismus unterscheidet in der modernen Geistesbildung sehr wohl, was echt und was falsch ist. Wer die Pflicht erkennt, in der Kirche zwischen Göttlichem und Menschlichem zu unterscheiden, wird die moderne Kultur nicht in Bausch und Bogen als lauteres Gold hinnehmen. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß man über den Mängeln der einzelnen Vertreter nicht den

Grundzug des Strebens selber übersehe. „Wahrhaftigkeit ist die erste aller Pflichten“: auch in der Beurteilung gegnerischer Richtungen!

Man hat der freieren Richtung im Katholizismus, welche die Versöhnung von Kirche und Kultur erstrebt, die Lebenskraft abgesprochen. Es ist dies eine von den vielen Unbegreiflichkeiten, denen man im Urteil über katholische Dinge begegnet. Kann es denn befremden, daß die Autoritäten so lang als möglich das Alte festhalten zu müssen glauben? Die Vertreter der kulturfreundlichen Bewegung haben gezeigt, daß sie der Kirche zu geben gewillt sind, was der Kirche gebührt. Ist dies nicht eine Bürgschaft dafür, daß sie auch in loyaler Weise für ihre Überzeugung zu arbeiten und zu kämpfen wissen? Eine so tief empfundene Bewegung läßt sich durch Hindernisse nicht entmutigen, noch weniger auslöschen. Wer so urteilt, hat kein Verständnis für geistige Strömungen. Die Schwierigkeiten, unter denen Joseph Müllers Renaissance und Bumüllers Zwanzigstes Jahrhundert in Deutschland die Verständigung zwischen der neuen Zeit und dem alten Glauben in die Wege leiten, sind die denkbar größten: trotzdem unentwegt fortzuarbeiten, ist ebenso ein Beweis von Idealismus wie von Opferkraft. Man hat die Bewegung für bedeutungslos erklärt, weil sie keine politische Partei hinter sich habe und über keine Wählermassen verfüge. Als ob der Wahlzettel wirklich der Gradmesser für geistige Strömungen wäre! Gedanken, die von der Gunst der Massen, der Staatsregierungen, der Maßgebenden ihre Existenzkraft entlehnen müssen, sind keine zukunftstarken Gedanken. In langsamer Ausdauer und treuer Hingebung wachsen die Ideen zu geschichtlicher Bedeutung und zu siegreichem Erfolge heran. Ihnen gilt das apostolische Wort: Die Liebe läßt sich nicht erbittern: — sowenig als entmutigen. —

Unterdes darf der Freund der wahren Kultur und ihrer Versöhnung mit der altehrwürdigen katholischen Kirche den Erfolg freudig begrüßen, der in dieser Hinsicht nach langen Verhandlungen praktisch erzielt worden ist: die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Straßburg. Mögen Kultur und Deutschtum, Katholizismus und Christentum die gleiche Förderung durch die neugegründete Fakultät erfahren! **Dr. Erwin Flammer.**



Justus von Liebig.

Leibniz hat von sich gesagt: „Zweierlei ist für mich von großem Nutzen gewesen: einmal, daß ich fast ganz Autodidakt bin; zweitens, daß ich in jeder Wissenschaft, so wie ich sie nur aufgriff und kaum das Erkannte darin aufgefaßt hatte, alsbald auf Neues ausging. Dadurch habe ich zwei Vorteile gewonnen: den einen, daß ich den Kopf nicht mit unnützen, nur wieder zu vergessenden Dingen ausfüllte, die mehr auf das Ansehen einzelner Lehrer, als auf Gründe gestützt, angenommen werden; den andern, daß ich nicht eher ruhte, bis ich jeder Lehre in ihren Fäden und Wurzeln nachgeforscht hatte und auf die Grund-

sätze selbst gekommen war, von wo aus ich das, was ich eben behandelte, auf eigenem Wege und durch eigene Forschung finden konnte." Das paßt fast wörtlich auch auf Justus von Liebig, dessen hundertster Geburtstag der 12. Mai 1803 war.

Im Gymnasium seiner Vaterstadt Darmstadt ist er ein so schlechter Schüler, daß er sich mit dem späteren Operndirektor und Komponisten Wilhelm Reuling regelmäßig um die Ehre des letzten Platzes streitet. Als ihm während des Unterrichts seine Schulmappe explodiert, weil er darin Knallsilber mit in die Klasse gebracht hat, ist seiner unrühmlichen Gymnasiastenlaufbahn ein Ziel gesetzt. Aber dieses Knallsilberpräparat, das schon den Knaben beschäftigt hat, gewinnt auch weiterhin noch Schicksalsmacht. Es beschäftigt ihn in seiner Apothekerlehrlingszeit, die er alsbald antritt, und schleudert ihn ebenso prompt auch aus dieser heraus. Schon nach zehn Monaten muß er wegen einer unliebsamen Explosion im Hause seines Prinzipals die Apotheke zu Heppenheim verlassen, und nun kann er die Universität beziehen. Er studiert in Bonn und Erlangen und wird auf Grund eben desselben Knallsilberpräparats Doktor der Chemie. Ein Reisestipendium des Großherzogs von Darmstadt ermöglicht ihm, seine Studien in Paris fortzusetzen. Er möchte dort gern Schüler des berühmten Gay-Lussac werden. Wieder ist es sein Präparat, das ihn in die Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 28. Juli 1823 führt. Ein Fremder interessiert sich für seinen Vortrag und lädt ihn zum Diner in einem Restaurant ein. Dort erst gibt dieser sich zu erkennen: es ist Alexander von Humboldt, der den jungen Landsmann nun an Gay-Lussac empfiehlt. Humboldt bewirkt es auch, daß Liebig, erst 21 Jahre alt, bereits Professor in Gießen wird. Und hier wird er in mehr als 25jähriger Lehrtätigkeit der Begründer einer unvergleichlichen Chemikerschule, zu der Jünger nicht nur aus ganz Europa, sondern aus allen Teilen der Erde förmlich wallfahrten. 1852 siedelt er nach München über, um noch weitere 21 Jahre mit solchem Erfolge zu wirken, daß, als er am 18. April 1873 stirbt und die mathematisch-physikalische Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften, der er seit 1838 angehört hat, in einer Festsitzung den Toten zu ehren gedenkt, man dazu nicht mit einer einzelnen Denkschrift glaubt auskommen zu können. Es werden gleich drei Mitglieder seiner Klasse beauftragt, in besonderen Denkschriften den Chemiker, den Agrikulturchemiker und den Physiologen zu feiern. Und als diese Denkschriften viel zu umfangreich ausfallen, um in der Festsitzung mündlich zum Vortrag gebracht werden zu können, wird noch ein Vierter, der berühmte Hygieniker Max von Pettenkofer, herangezogen, um in einer Gedächtnisrede das knapp umrissene, aber zusammenfassende Bild von Liebigs Persönlichkeit und wissenschaftlicher Tätigkeit zu entrollen. Das ist bezeichnend für die Bedeutung und Vielseitigkeit des Mannes, wenn er auch in erster Linie, wie August Vogel in seiner Denkschrift sagt, „jeder Zoll ein Chemiker" war.

Charakteristisch für Liebigs Art ist seine Vereinfachung der Elementaranalyse organischer Körper, d. h. der Methode, die Menge der einzelnen Elemente in organischen Verbindungen zu ermitteln. Bis dahin hatte eine solche Analyse zu den höchsten und schwierigsten Aufgaben der Experimentierkunst gehört, und nur die größten Meister wagten sich daran, der gewöhnliche Professor der Chemie hatte kaum eine machen sehen, geschweige eine gemacht. Liebig hatte den Drang, womöglich alle organischen Körper, die es gab, auf ihren Kohlenstoff-, Wasserstoff-

und Stickstoffgehalt hin zu untersuchen: er mußte also eine bessere Methode dazu erfinden, und er erfand sie. Mit seinem berühmten Fünfkugelapparat, den er als geschickter Glasbläser sich selber aus einigen Glasröhren herstellte, wurde das Verfahren schließlich so einfach und sicher, daß die organische Analyse leichter und schneller zu arbeiten vermochte als die unorganische, die Mineralanalyse. Freilich hatte er sich mit dieser rein technischen Aufgabe jahrelang beschäftigt. Nachdem er so die organische Chemie aus ihren bis dahin ganz ungenügenden Anfängen in praktischer wie theoretischer Hinsicht auf eine Stufe mit der unorganischen gestellt hatte, mußte es einem Geiste von der Art, wie sie die angeführten Worte von Leibniz charakterisieren, nahe liegen, nunmehr nicht nur an die Untersuchung der wichtigsten Bestandteile der Pflanzen und Tiere zu gehen, sondern auch an die Erforschung der Beziehungen zwischen den Lebenserscheinungen des Tier- und Pflanzenkörpers und dessen chemischer Zusammensetzung. So schuf er die Agrikulturchemie, wies den innigen Zusammenhang der Pflanzenaschen mit den Mineralbestandteilen des Bodens nach, worauf er auch gleich wieder praktische Methoden der Ackerdüngung begründete. Von der Ernährung der Pflanzen ging er zu der von Tier und Mensch über und wurde bahnbrechend für die meisten Zweige der Physiologie. Was wir über das Wesen von Fleisch, Blut, Fett, Milch u. dergl. wissen, verdanken wir zumeist den Forschungen Liebigs. Und wieder besonders charakteristisch ist es, wie das praktische Resultat der Wissenschaft vom Fleische, das allbekannte Liebigsche Fleischextrakt, zustande kam. In Liebigs Familie war eine junge Dame am Typhus schwer erkrankt. Trotz überstandener Krisis lag sie nach dem Urteile der Ärzte hoffnungslos darnieder. Da bereitete ihr Liebig aus Fleisch leicht verdauliche und anregende Mittel und erreichte, daß die Patientin immer mehr zu Kräften kam und schließlich auch genas. Nun veranlaßte er seinen Schüler Max von Pettenkofer, dessen Onkel Vorstand der Münchener Leib- und Hofapotheke war, Fleischextrakt für den allgemeinen Gebrauch herzustellen, und als nach des Onkels Tode Pettenkofer selbst Vorstand der Hofapotheke geworden, kam dieses Fleischextrakt so in Aufnahme, daß im Kleinbetriebe jener Apotheke schon jährlich einige hundert Pfund hergestellt wurden. Aber bereits sann Liebig darüber nach, der Bevölkerung von ganz Europa das gute Nahrungsmittel zugänglich zu machen. Freilich war es 16 Jahre lang vergeblich, daß er auf die reichen Fleischschätze von Ausstralien, Mexiko, Buenos-Ayres und Podolien hinwies. Erst dem mit südamerikanischen Verhältnissen vertrauten Ingenieur Giebert, der anfangs der 60er Jahre nach München kam und sich von Liebig und Pettenkofer in die Herstellung von Fleischextrakt einweihen ließ, gelang es, mit Hilfe von Großkapitalisten die erste Fleischextraktfabrik zu Fray-Bentos in Uruguay zu begründen, die sich schließlich zu den gewaltigen Werken der „Compagnie Liebig" entwickelte. Jetzt kommen dort in manchen Monaten über 30000 Ochsen zur Schlachtung, um zu Extrakt verarbeitet zu werden.

Am charakteristischsten für den Forscher, Praktiker und Menschen aber ist sein Wirken als Ackerbauchemiker. Nachdem er die Gesetze erkannt, nach welchen die Kulturpflanzen mit den alljährlichen Ernten gewisse Summen von Mineralbestandteilen dem Acker entziehen, ging er mit Feuereifer an die Zusammensetzung von künstlichen Mineraldungstoffen, um dem Boden die geraubten Bestandteile wieder zuzuführen. Dabei ging er von der Annahme aus, daß diese Stoffe in schwer löslicher Form hergestellt werden müßten, damit das Regenwasser sie

nicht sofort in die Tiefe des Bodens entführe und so unwirksam mache. Aber siehe da, gerade die Liebigschen Mischungen erwiesen sich als recht unwirksam. Woran lag es? Das hat Liebig selbst in folgenden Sätzen erkannt und bekannt: „Den größten Schaden in Beziehung auf die Anerkennung und Verbreitung meiner Lehre fügte ich mir leider selbst zu, ich war durch meine eigene Unwissenheit ihr schlimmster Feind ... Endlich, nachdem ich alle Tatsachen einer neuen und aufmerksamen Prüfung Schritt vor Schritt unterworfen hatte, entdeckte ich den Grund! Ich hatte mich an der Weisheit des Schöpfers versündigt und dafür meine gerechte Strafe empfangen, ich wollte sein Werk verbessern, und in meiner Blindheit glaubte ich, daß in der wundervollen Kette von Gesetzen, welche das Leben an der Oberfläche der Erde fesseln und immer frisch erhalten, ein Glied vergessen sei, was ich, der schwache, ohnmächtige Wurm, ersetzen müsse. Es war aber dafür gesorgt, freilich in so wunderbarer Weise, daß der Gedanke an die Möglichkeit des Bestehens eines solchen Gesetzes der menschlichen Intelligenz bis damals nicht zugänglich war, so viele Tatsachen auch dafür sprachen; allein die Tatsachen, welche die Wahrheit reden, werden stumm oder man hört nicht, was sie sagen, wenn sie der Irrtum überschreit. So war es denn bei mir. Die Alkalien, bildete ich mir ein, müßte man unlöslich machen, weil sie der Regen sonst entführe! Ich wußte damals noch nicht, daß sie die Erde festhalte, sowie ihre Lösung damit in Berührung komme, denn das Gesetz, zu welchem mich meine Untersuchungen über die Ackerkrume führten, heißt: an der äußersten Kruste der Erde soll sich unter dem Einfluß der Sonne das organische Leben entwickeln — und so verlieh denn der große Baumeister den Trümmern dieser Kruste das Vermögen, alle diejenigen Elemente, welche zur Ernährung der Pflanzen und damit auch der Tiere dienen, anzuziehen und festzuhalten, wie der Magnet Eisenteile anzieht und festhält, so daß kein Teilchen davon verloren geht. In dieses Gesetz schloß der Schöpfer ein zweites ein, wodurch die Pflanzen tragende Erde ein ungeheurer Reinigungsapparat für das Wasser wird, aus dem sie durch das nämliche Vermögen alle der Gesundheit der Menschen und Tiere schädlichen Stoffe, alle Produkte der Fäulnis und Verwesung untergegangener Pflanzen- und Tiergenerationen entfernt."

Liegt schon in diesen Sätzen das Bekenntnis angedeutet: „Wahre Naturforschung führt zu Gott", so finden sich in den berühmten „Chemischen Briefen" eine Menge von Stellen, die dieses Bekenntnis in bestimmtester Weise aussprechen. So vergleicht er in dem 23. seiner Chemischen Briefe (der 4. Auflage vom Jahre 1858) einen Organismus mit einem wohlkonstruierten und eingerichteten Hause. Dessen äußere Gestalt und innere Einrichtung, die Verteilung der Räume u. s. w. könnten niemals allein aus den Kräften der Materien, aus denen das Haus zusammengesetzt sei, und aus den Gesetzen, denen sie in ihrer Wirksamkeit unterliegen, erklärt werden, sondern setzten einen Baumeister voraus, in dessen Geist die Idee des Hauses und seiner inneren Einrichtung dem wirklichen Hause vorausgegangen sei, und der bei der Erbauung des Hauses die chemischen und physikalischen Kräfte, von denen das Baumaterial seine Eigenschaften empfangen, zu Dienern seiner Idee mache. Gerade so erkennten wir auch in den Formen und der geordneten gesetzlichen Entwicklung eines Organismus einen Zweck und die Idee eines Urhebers. „Wir sehen die Kraft nicht, welche das widerstrebende Material bewältigt und es zwingt, sich in die vorgeschriebenen Formen und Ord-

nungen zu fügen. Aber unsere Vernunft erkennt, daß die Idee einen Urheber habe, und daß in dem lebendigen Leibe eine Ursache bestehe, welche die chemischen und physikalischen Kräfte der Materie beherrscht und sie zu Formen zusammenfügt, welche außerhalb des Organismus niemals wahrgenommen werden." Und weiter: „Die Erscheinungen des höheren geistigen Lebens, sie können auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht auf ihre nächsten, viel weniger auf ihre letzten Ursachen zurückgeführt werden; wir wissen weiter nichts davon, als daß sie vorhanden sind; wir schreiben sie einer materiellen Ursache zu und zwar, insofern ihre Äußerungen an die Materie gebunden sind, einer Kraft, welche durchaus verschieden ist und nichts gemein hat mit der Lebenskraft." „Wir kennen genau den Mechanismus des Auges, allein weder die Anatomie noch die Chemie wird uns jemals Aufschluß geben, wie der Lichtstrahl zum Bewußtsein gelangt. Die Naturforschung hat eine bestimmte Grenze, die nicht überschritten werden darf, sie muß sich stets daran erinnern, daß mit allen Entdeckungen nicht in Erfahrung gebracht werden kann, was Licht, Elektrizität, Magnetismus für Dinge sind, eben weil der menschliche Geist nur Vorstellungen für Dinge hat, welche Materialität besitzen. Die Gesetze des Lebens und alles, was sie stört, befördert oder ändert, können zweifellos erforscht werden, ohne daß man jemals wissen wird, was das Leben ist." Die Geistestätigkeiten sind ihm Ursachen und nicht Folgen materieller Veränderungen des Körpers. In diesem Sinne weist er den Materialismus zurück: „Es haben manche Philosophen behauptet, das Leben sowie die Materie sei von Ewigkeit dagewesen, es habe keinen Anfang gehabt. Die ganze Naturforschung hat bewiesen, daß die Erde in einer gewissen Periode eine Temperatur besaß, in welcher alles organische Wesen unmöglich war; schon bei 78° gerinnt das Blut. Sie hat bewiesen, daß das organische Leben einen Anfang hatte." Und in demselben Sinne wendet er sich auch vom Darwinismus ab, so sehr er anerkennt, daß dieser viel Anregung zur Vermehrung unserer Erkenntnisse durch neue und sorgfältige Forschungen gegeben hat. Er findet, daß dem Dilettantismus zwar die einfache Vorstellung außerordentlich zusagen müsse, alle Organismen seien einer aus dem andern hervorgegangen; aber töricht sei es doch, vorauszusetzen, daß es dem Schöpfer bequemer geworden sein solle, anstatt vieler, der mannigfachsten Entwicklung fähiger Keime oder Zellen, nur einen zum Leben zu wecken und die Entfaltung der Idee durch diese eine Zelle der Zeit und dem Zufall zu überlassen. Und die gleiche Unvernunft findet er in der Meinung, daß alle anderen Individualitäten auf dieser Erde einer fortwährenden Weiterbildung entgegengehen sollen, die wichtigste, ausgesprochenste und höchstentwickelte Individualität aber, die des menschlichen Geistes, sich in die elementaren allgemeinen Naturkräfte verlieren soll: „Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit und unergründlichen Weisheit eines höheren Wesens in seinen Werken und Taten erkennen: unbekannt mit dieser Geschichte kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden, ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zu dem Bewußtsein ihrer Würde und des Ranges, welchen sie im Weltall einnimmt."

Paul Schettler.



Zur diesjährigen Berliner Sezessions-Ausstellung.

Im Katalog der heurigen Sommerausstellung in Charlottenburg stimmt Wilhelm Trübner eine Lobeshymne auf die Kunstausstellungen an. „Während innerhalb früherer Kunstepochen", so heißt es da, „die höchste künstlerische Kultur in den Kirchen und in den Palästen, bei den Ratsherren und den Gilden zu finden war, so ist in unserer Zeit an deren Stelle die öffentliche Kunstausstellung getreten. Nicht genug können wir uns mit der Wichtigkeit dieser ihrer höheren Mission vertraut machen. Denn nicht mehr der Auftrag eines Bestellers, sondern der eigene Antrieb des Künstlers bringt heutzutage das der Zeit entsprechende Kunstwerk hervor."

Diese Ansicht klingt gerade im Munde des kürzlich nach Karlsruhe berufenen Frankfurter Professors recht seltsam. Wir wollen an der sehr wenig logischen Fassung keinen Anstoß nehmen und ihn auch nicht darnach fragen, was er unter dem der Zeit entsprechenden Kunstwerk versteht (die großen Künstler des 19. Jahrhunderts haben nämlich unserer Meinung nach fast immer das der Zeit widersprechende Kunstwerk geschaffen). Jedenfalls aber setzt er sich damit in den schneidendsten Gegensatz zu den besten ihren eigenen Weg gehenden — daher „sezessionistischen" — Meistern der letzten Jahrzehnte. Wie hat Millet gegen den verderblichen Einfluß der Pariser Salons geeifert, wie hat Böcklin über die Sensationsmacherei, die eine unausbleibliche Folge der großen Ausstellungen ist, gezetert! Aber freilich, Millet war ein Dichter und Träumer, und Böcklin wird von den Herren in der Kantstraße scheinbar auch mehr aus Politik als aus Begeisterung zu den Ihrigen gezählt. Allein, haben sich nicht Degas, Monet, Renoir, also gerade die von ihnen am lautesten gepriesenen lebenden Meister, zeitlebens und grundsätzlich von den Ausstellungen ferngehalten? Ich glaube, der ganze Erguß ist weiter nichts als eine geschickte captatio benevolentiae des Publikums.

Was die Ausstellung selbst betrifft, so ist sie sicher nicht schlechter, vielleicht sogar noch besser als ihre Vorgängerinnen. Allein, die Beschränkung auf eine kleine Auswahl von Bildern und die Abwesenheit fast aller rein dilettantischen Versuche, die sich an anderen Orten so erschreckend breit machen, noch einmal als besondere Vorzüge hervorzuheben, dürfte beinahe abgeschmackt sein; solche Dinge setzt man in der Kantstraße als selbstverständlich voraus. Überdies befinden sich unter den Bildern doch nicht mehr wirklich gute, als in einem gewöhnlichen Kunstsalon Unterkommen finden könnten. Und so ist es nicht recht ersichtlich, warum diese Ausstellung mehrere Monate statt vierzehn Tage oder vier Wochen dauert. Es würde sich also kaum verlohnen, den Lesern des Türmers darüber eigens zu berichten, wenn nicht gewisse Kennzeichen der sogenannten „fortgeschrittenen" Kunst unserer Tage in ihr so deutlich wie noch nie hervorträten und sie gerade darum von ihren unbedingten Anhängern als eine Eliteausstellung gefeiert würde. Diese Kennzeichen aber sind: das fast vollkommene Fehlen neuer Gedanken und die Zurschaustellung rein maltechnischer Vorzüge. Fast nie fragt man sich vor ihren Werken: Wie ist das empfunden? sondern eigentlich immer nur: Wie ist das gemalt?

Zwei der besten, ja vielleicht die beiden besten Bilder der Ausstellung sind meines Erachtens die Stillleben von Eduard Manet. Das eine, schon von der Pariser Weltausstellung her bekannte, stellt ein auf grünen Blättern liegendes Bund Spargel, das andere einen Zweig weißen Flieders in einem Wasserglase vor. Wie dort die vielfachen Nüancen der Spargelköpfe sich mit dem Grün und Weiß zu einer köstlichen Harmonie verbinden, wie hier das Spiel des Lichtes im Wasser gegeben ist, das ist einfach unbeschreiblich fein und schön. Es gibt in der modernen Kunst nichts Besseres, sagte mir ein Manetschwärmer. Allein ist das nicht eine recht bedenkliche Kritik? Wem würde es wohl einfallen, de Heem oder Chardin in den Mittelpunkt der Kunstgeschichte zu stellen! Der Impressionismus ist die Malerei des Stilllebens; dann folgt die Landschaft, dann das Tier, zuletzt der Mensch. An der Darstellung von Gefühlen und Handlungen ist er bisher fast immer gescheitert. Und daß diese das höchste Ziel der Kunst darstellen, darin waren sich selbst Antipoden wie Ingres und Delacroix einig.

Und doch unterscheiden sich die Manetschen Bilder von fast allen übrigen, wirken sie neben ihnen geradezu klassisch, aus dem einfachen Grunde, weil bei ihm die Technik sich dem darzustellenden Stoffe angepaßt, untergeordnet hat, während die meisten anderen sich Stoffe suchen, um ihre Technik vorführen zu können. Ein Hauptgrundsatz der Anhänger der Berliner Sezession ist es, mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu sagen. Er wird auch in der Tat meist befolgt, wenn man den Nachdruck auf den ersten Teil legt; denn sehr oft sagen sie uns herzlich wenig. Allein, was hat es denn mit Kunst zu tun, wenn uns Trübner zeigt, daß er mit ein paar Dutzend fingerdicken Pinselstrichen, von denen jeder noch auf mehrere Meter deutlich zu unterscheiden ist, einen Pferdekopf „herunterhauen“ kann? Selbst beim besten Gelingen steht dieses Kunststück doch nur auf dem Niveau etwa einer anständigen akrobatischen Leistung. Kommt einem vor den Sibyllen Michelangelos wohl jemals der Gedanke, wie er es gemacht hat? Das In-den-Vordergrund-stellen der Technik hat von jeher als ein Zeichen des Niederganges gegolten, und immer und immer wieder fällt einem das Wort des Conti aus der Emilia Galotti ein: Oder meinen Sie, Prinz, daß Raffael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden? Übrigens habe ich Trübner nur genannt, weil er in einer meines Erachtens verkehrten Richtung einer der Besten ist. Mit ihm wird man sich auch künftig noch auseinanderzusetzen haben, wenn die Welt über die Schmierereien mancher anderer lächelnd zur Tagesordnung übergegangen ist.

Und wenn nur die Technik wenigstens nicht so einseitig aufgefaßt würde! Gehören denn nicht Zeichnung, Komposition, anatomische Kenntnisse ebensogut dazu? Aber darauf blicken jetzt viele mit souveräner Verachtung herab. So kann man heute z. B. lesen, daß Manet ein großer Maler geworden ist, obwohl er das Atelier von Couture eine Zeitlang besucht hat, während es doch auf der Hand liegt, daß seine oftmals ziemlich auffallenden zeichnerischen Unvollkommenheiten in längerem Umgang mit diesem Meister hätten ausgeglichen werden können, der nicht nur einer der vorzüglichsten Lehrer der französischen Schule gewesen ist, sondern auch neben seinen eminent gezeichneten Römern der Verfallszeit manches koloristisch treffliche kleinere Bild gemalt hat. In Frankreich erleiden alle plötzlichen Moden eine Korrektur durch das viel stärker als bei uns aus-

gebildete Kunstverständnis des Publikums. Dort weiß man, was wirkliches Können ist, nämlich nicht nur die Kenntnis der malerischen Erscheinung, sondern z. B. auch die eindringendste Analyse des Körperbaus. Auch der Allermodernste zieht seinen Hut vor einem Könner wie Lefebvre, der bei uns als „lederner Akademiker" mit einem Achselzucken abgetan wird. Gilt doch bei uns in gewissen Kreisen schon die liebevolle und gewissenhafte Durchführung eines größeren Gemäldes fast als ein Verbrechen. Als neulich der Däne Kröyer hier seine Ausstellung veranstaltete, die wie ein heller Sonnenstrahl in das Berliner Kunstleben fiel, da lobte man wohl die Studien über den grünen Klee, stand aber den großen Bildern fast verständnislos gegenüber. Eine solche Rechtschaffenheit war man nicht gewohnt. Bei Monet schätzte man wohl die älteren Bilder, begeisterte sich aber vollkommen erst vor den spätesten Werken, die im Grunde weiter nichts als aus dem Ärmel geschüttelte Wiederholungen eines Kunstgriffes sind. Glaubt man denn im Ernste, daß viele unserer Akademiker das nicht auch lernen könnten? Technik im Sinne dieser Berliner Richtung ist geschmackvolle Farbenzusammenstellung, geschickte Verteilung der farbigen Massen, virtuose Wiedergabe eines Sinneneindrucks. Die ganze Lehre läßt sich dahin zusammenfassen: Verblüffe mich durch die Keckheit deines Pinselstrichs; gib mir einen pikanten Nervenreiz; aber hüte dich vor allem, was nur entfernt hübsch aussehen könnte; hüte dich vor zu gewissenhafter Durchbildung, und vor allem hüte dich vor Gedanken! Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, ist die Charlottenburger Ausstellung in der Tat eine Eliteausstellung.

Über dies alles brauchte man nicht so viele Worte zu verlieren, wenn das Publikum — das Berliner Publikum — nicht neuerdings so viel Gefallen daran fände, oder, wie ich fast annehmen möchte, so viel Gefallen daran finden zu müssen glaubte. Es steht heute in stummem Staunen vor Bildern, vor denen es sich noch vor einem Jahrzehnt halb tot gelacht hätte. Und es sieht nicht einmal, was für Banalitäten und selbst Gemeinheiten man ihm unter dem Deckmantel der Kunst bietet. Als in Elberfeld die Figuren eines öffentlichen Brunnens aus Scheu vor der nackten menschlichen Gestalt verstümmelt worden waren, da entrüstete man sich mit Recht über die Dunkelmänner. Ich weiß aber nicht, ob es nach der anderen Seite nicht ebenso schlimm ist, wenn sich deutsche Frauen und Jungfrauen Szenen aus Pariser Maisons publiques vorführen lassen, ohne einen Widerspruch zu erheben.

Was soll uns die ganze „Kunsterziehung", wenn das Ergebnis die Verflachung des Geistes ist! Dann ist es immer noch besser, unser Volk vergräbt den Kopf in die erhabenen Werke seiner Dichter und Denker und bleibt dafür „kunstblind". Zum Hellenentum haben wir mit unseren elektrischen Bahnen und Fabrikschornsteinen, unserm ganzen hastenden Leben ja doch nicht das Zeug, und wenn unsere Maurermeister lauter Wallots und unsere Tischler lauter van de Veldes würden. Nein und abermals nein: Kunst kommt nicht von — mechanischem — Können. Wie heißt es in dem schönen deutschen Spruch:

Meister soll sein: der was ersann.

Der Könner, der Techniker ist nur der Geselle. Nur wer uns etwas Neues zu sagen, wer aus der Fülle seines Geistes Ärmere zu beglücken vermag, nur der hat einen wirklichen Anspruch auf den Namen Künstler. Hier aber handelt es sich eben in den weitaus meisten Fällen um vorübergehende kleine Nervenreize.

Wir haben den sogenannten Befreiungskampf der modernen Kunst mit angesehen, wir haben für sie gestritten und manche von uns haben auch für sie gelitten. Aber wie unsere Ideale auch heißen mochten — Böcklin, Puvis de Chavannes, Watts, Segantini —, diese Kunst war es sicherlich nicht. Der Impressionismus war uns eine Anschauungsart, eine freudigst zu begrüßende Bereicherung des Darstellungsvermögens, aber kein Selbstzweck. Es sollte ein Beginn sein, hier stehen wir vor seinen Epigonen. Und darum: so interessant, so sehenswert diese siebente Ausstellung der Berliner Sezession ist, die Zukunft der deutschen Kunst kann nicht auf diesem Wege liegen.

Walther Gensel.



Theateroptik.

Björnson: „Auf Storhove". — Giordano Bruno: „Il Candelajo". — Maeterlinck: „Pelleas und Melisande".

Das jüngste Werk Björnsons, der in diesem Winter zu wiederholten Malen schon erschienen und zur Auseinandersetzung aufgerufen, „Auf Storhove", ist ganz Altersphase. Björnson geht in ihm die schattenhaften Pfade des späten Ibsen, und was dieser Geheimnisspürer sein Leben lang getan, die Gespenster mitten im Alltag zu entdecken und leibhaft zu zeigen, damit plagt sich nun auch sein norwegischer Altersgenosse.

Aber diese Art liegt ihm nun einmal nicht. Nur einmal — man muß immer wieder daran erinnern — in „Über unsere Kraft" erstem Teil hat er Geheimnisvolles beschworen und Gefühlsmächte zur Erscheinung gebracht.

In diesem Stück, das anspruchsvoll in das Helldunkel schicksalsgeladener Atmosphäre getaucht ist, wirken nur starre Konstruktionen nach deutlich sichtbarem Schema, und die Schnörkel des Seltsamen und Unheimlichen sind äußerlich aufgesetzt.

Aus dem Gedankenkreis stammt das Drama, den man von dem Schauspiel „Laboremus" kennt. Björnson hat selbst in der „Nachschrift" zur Buchausgabe (München, Albert Langen) die beiden Arbeiten als „Geschwister" bezeichnet: „Dies ist der Laboremusstoff, mit dem ich in verschiedener Form beschäftigt war, als jenes erste Stück entstand, welches dann den Titel ‚Laboremus' bekam. Diese Stücke sind also Geschwister. Es gibt ihrer noch mehr, die alle unter dem Obertitel ‚Laboremus' gehen könnten. Aber ich werde wohl nicht mehr dazu kommen, sie in die Welt zu schicken."

Die Motivberührung der beiden vorliegenden Stücke besteht darin, daß gegenübergestellt werden werktätige, tüchtige, lebenserhaltende Kräfte, die das Gute mehren wollen, und zerstörerische, die aus Freude am Schlimmen das Bestehende unterminieren und Unheil stiften.

Dämonien will Björnson verdichten, in Gestalten von Frauen will er sie erscheinen lassen. Die Rasse der Hedda Gabler, die jetzt in so vielen Spielarten auf unseren Bühnen umgeht, die in Strindbergs „Rausch", in Frank Wedekinds „Erdgeist", in der Hülle der Unbewußtheit auch in Schnitzlers „Beatrice" Verderben schafft, hat es auch Björnson angetan. Sie soll auch ihm fortzeugend Böses gebären.

Jene Dichter aber sahen in dem Problem des Weibes als Triebgeschöpf die Aufgabe für eine Charakteristik, Björnson jedoch faßt den Typus nur in der Absicht auf, ihn unschädlich zu machen. Wie in „Laboremus" waltet nicht dichterische Gestaltung, sondern heil- und lehrsame Teufelaustreibung.

Um auf das Ziel möglichst energisch loszugehen, malt er die Teufelin in den schwärzesten Farben. Er charakterisiert sie nicht in ihren Eigenschaftswirkungen, im Zwang schlimmer Naturanlage, er sagt nur: Seht, so arg ist sie — apage Satanas! Ein tüchtiges Sündenregister schreibt er seiner höllischen Maria. Sie ist der Verderbegeist des Hauses Ura. Diese junge Frau mit den Kinderaugen verhetzt ihren Mann mit seinem Bruder, sie verrät heimlich die Geheimnisse der chemischen Fabrik, die den beiden Brüdern gehört, sie legt Feuer an, sie schneidet die Wasserschläuche durch, sie intrigiert und schürt Mißtrauen und Haß. Sie ist völlig moral insanity.

Will ein Dichter solchen Typus künstlerisch darstellen, so muß er ihn sozusagen transparent machen, er muß ihn in Situationen bringen, wo sich die komplizierten Vorgänge im Inneren solcher verirrter Naturen scharf erkennen lassen; wir müssen sehen, wie eine Natur, die sich nicht wehren kann, von einem schrecklichen Trieb gleichsam umzüngelt wird.

Björnson aber hat nur die Sachlichkeit eines Arztes, er sagt, Maria ist so, sie macht das und das, warum weiß ich nicht, es ist mir auch ganz egal, mir kommt es nur darauf an, ein schlimmes Schreckgespenst in seiner ganzen Scheußlichkeit zu zeigen und dann ad majorem gloriam des Guten in der Versenkung verschwinden zu lassen.

Wie in „Laboremus" bei der Austreibung der Lydia — Maria ist ihre Nichte, also tantenhaft belastet — wird dazu ein deus ex machina bemüht. Es ist der Dr. Kann.

Er nimmt sich den Troll Maria gründlich vor, er redet ihm ins Gewissen, und als alles nichts hilft, droht er — damit fällt Björnson aus der Sphäre des Unheimlichen — mit der Polizei. Das fruchtet. Maria weicht, und ihre Zukunft liegt bei Tante Lydia in Paris.

Nun frohlockt Björnson: Die Luft ist gereinigt. Alsobald geht alles wieder im richtigen Geleise. Nach der Herrschaft des Schlimmen kommt das Gute. Es ist vertreten durch die Mutter der Brüder Ura, Frau Margareta. Sie schreitet als der gute Geist des Hauses über die Bühne und wendet alles zum Besten. Ihren Mann, den Erfinder, das krause Original, der selbst etwas Trollhaftes hat und der mit einem grimmigen Behagen die Teufeleien der Maria mitgenossen, wandelt sie sacht in sänftlicheres Wesen und bringt ihn auf den Weg der Güte. Ihre beiden Söhne, Knut und Hans (den Mann der Maria), die uneins geworden durch das Weib, zwischen denen Haß und Zwietracht aufgegangen, führt sie zueinander. Der Trollspuk ist verflogen, die Brüder erkennen sich wieder; alles ist Friede und Eintracht, und nur ein Bedauern herrscht, daß nicht Maria

auch gebessert werden konnte. Diesen unversieglichen Glauben an menschliche Besserungsmöglichkeit hegt das gute Prinzip des Stückes, Margareta. Der Dichter aber selbst ist froh, daß er den Störenfried entfernt und die guten Menschen isoliert hat, und dröhnend ruft er ihnen die Parole des neuen Lebens zu: Laboremus, laboremus, laboremus!

Aus diesem Schauspiel spricht der ethische Ernst Björnsons sehr vernehmlich, aber zur Dichtung geprägt hat er ihn nicht; lediglich moralischer Traktat ist er geworden, an schematischen Schulbeispielen demonstriert. Die betonte Gegensätzlichkeit, auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz, hie gutes Prinzip, hie böses — Theateroptik auf Moral eingestellt —, macht Björnsons Lehre zwar den Unmündigsten deutlich, aber menschliches Interesse und Schicksalsanteil kann mit so durchsichtiger, die Absicht allzu klar verratender Technik nicht erweckt werden. Und wenn man sich die Lehre näher ansieht, die in so anspruchsvoller Form verkündigend hier auftritt, so merkt man, daß sie weder tief noch stark ist, keine Offenbarung des Gemüts, sondern nur biedere und brave Schulweisheit: Hüte dich vor bösen Weibern, tue deine Pflicht und Schuldigkeit, Arbeit ist der beste Trost.

Um solche stabile Wahrheit zu verkünden, braucht es nicht eines mit allerlei Arabesken scheinbarer Tiefsinnigkeit ausgestatteten und mit Dämmerschleiern behangenen Dramas.

* * *

In den Theaterkreis von heut tauchte, in langen Mantel gehüllt, eine Gestalt aus vergangenen Jahrhunderten. Auf dem Campo di Fiore in Rom steht ragend ihr ehernes Standbild und schaut über das feilschende Gewimmel des Trödelmarktes. Giordano Bruno, der auf diesem Platze verbrannt ward und dann im Denkmal wieder erstand, erlebte eine andere Renaissance in einer literarischen Matinee der Lessinggesellschaft. Es war wohl kaum allgemein bekannt, daß der Denker auch ein Theaterstück geschrieben: „Il Candelajo“.

Es wurde nun der Versuch gemacht, dies Drama (in einer Bearbeitung von C. Diettrich und Philipp Spandow) auf die Bühne zu bringen.

Dieser Versuch, das war von vornherein klar, mußte Stückwerk bleiben. Was an diesem Werk charakteristisch ist, daß nämlich auch die feinsten Geister im sechzehnten Jahrhundert, wenn sie fabulierten, mit starkem Behagen die turpissima naturalia malen, nicht nur alle Dinge mit richtigem Namen, sondern auch gewisse Dinge mit dreifach gepfeffertem Namen nennen, in Jan Steenschen Grobianismen schwelgen, das geht selbstverständlich auf unserer Bühne nicht mehr an.

Die kecken Farben müssen also reichlich mit destilliertem Wasser begossen, das ganze muß chemisch gereinigt werden. Vom Original bleibt daher nicht viel mehr übrig als die Andeutungen des Themas und der Motive. Ganz ohne Anregung sind freilich diese Reste nicht. Man erkennt literarische Verwandtschaften, ahnt etwas von der Seelenwanderung der Motive und bekommt immerhin die Andeutung eines Zeitspiegels.

Einer deutschen Gattung der Zeit ist dieses Spiel verwandt, den Satiren Murners und Brands. Narrenschneiden, Revue der Torheiten scheint die Aufgabe. Wie in den derben Holzschnitten sieht man den Schelmenmeister als Narrenbändiger auftreten:

Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.

Verliebte Eitelkeit des alten Gecken; Geiz und Geldgier des Habsüchtigen, der sich der Alchimie ergibt, um Gold zu machen; gespreizter Gelehrtenhochmut des dünkelhaften Pedanten (einer Lieblingsfigur jener karikaturistischen Literatur) — und um diese Früchte der Torheit herum die flinke Meute der Glücksritter und Beutelschneider und gefälliger Mädchen, denen die Opfer der Narrheit Tribut zahlen müssen.

Diese Piraten spielen in der Bearbeitung die Hauptrolle, nach ihnen ward sie die „Brüderschaft" genannt. Und das Motiv des Prellens, des Schabernacks kam in den Vordergrund. Ein charakteristischer Zug wurde dabei gerettet, der uns heute sehr verwundert. Höchst seltsam ist's, daß selbst die feinsten Geister, wie sie sich an den deutlichsten Derbheiten vergnügten, auch eine kräftige Vorliebe für hahnebüchene, handfeste Prügelspäße hatten. Die Clownerien der Fahrenden, die Püffe, Fußtritte, das Überlegen und Fellversohlen bis zur Roheit sind außerordentlich beliebt. Neben diesem Narrenmummenschanz mit Hindernissen ist aber in dem wirklichen „Candelajo" noch eine Haupthandlung, nach der das Stück auch heißt. Candelajo bedeutet wörtlich der Lichtzieher, d. h. der, der alle Aufmerksamkeit auf sich zieht und dadurch dem andern Gelegenheit gibt, im Trüben zu fischen. Ein ungetreuer Ehemann wird ertappt, und während man ihn aufgreift, läuft seine Frau mit ihrem Liebhaber davon.

Ein sehr bekanntes Motiv der damaligen Dramatik (in Shakespeares „Ende gut, alles gut" erscheint es auch) geht noch daneben her: Verwegene Eskamotage mit einer poetisch-pädagogischen Gerechtigkeitspointe ganz im Sinne der „moralischen" Erzählungen, wie sie Italiens und Spaniens Autoren vergnüglich ausgesponnen. Jene bedenkliche Irrung ist's, daß der treulose Gatte durch eine geschickte Intrige bei einem dunklen Stelldichein statt des erhofften Liebchens die eigene Frau vorfindet und den Betrug nicht merkt. Für die Romanen ist dieses beliebte Motiv sehr bezeichnend. Es zeigt das Überwiegen des karnevalistischen Zuges, der auch in Moralitäten mit Maskenscherz gaukelt, den Ernst verleugnet und das Leben zum Bühnenspiel in künstlicher Beleuchtung macht — Theateroptik.

* * *

Theateroptik, freilich in ganz anderm Sinne, voll neuer, für die Bühne bisher ungewohnter Beleuchtungsstimmung und seltenen Farbenzaubers, gab unvergeßliche Illusion in der Aufführung von Maeterlincks „Pelleas und Melisande" unter des feinfühligen Max Reinhardt Leitung.

Das Drama ist noch aus der Periode des Dichters, in der kein theatralischer Ehrgeiz waltete. Es ist eine jener lyrischen Szenenreihen, in denen gleichsam mit Flüsterworten hinter Schleiern Traumgestalten zueinander und voneinander gleiten, in denen unkörperlich Visionen von Gefühlen aufsteigen, die Angst, die Liebe, die Sehnsucht sich zu Gebilden verdichten. Die Worte bedeuten dabei wenig; Maeterlincks künstlerisches Ziel ist es, die seelische Atmosphäre, das Fluidum, in dem die Menschen stehen, zur Ahnung zu bringen; das Unbewußte der Menschen, das, was sich in ihnen schicksalsvoll vorbereitet und ihnen die Fäden spinnt, ohne daß sie selbst es merken, fühlbar zu machen.

Märchenklima, in dem alles bedeutungsvoll und bestimmend wird, wählt er gern dazu, weil es da in allen Zweigen geheimnisschwer flüstert und klingt.

In „Pelleas und Melisande" tönt's wie Nachhall des alten Liedes von den zwei Königskindern. Melisande ward von dem düsteren Golaud im Wald gefreit; die Sonnige mit dem Goldhaar aber fror und schauerte in der düsteren Burg; ihr Herz neigte sich zu dem sanften, träumenden Pelleas, und ihrer Sehnsucht antwortete die seine. Wie Kinder sind sie dabei ohne Arg des eignen Blutes. Doch Golauds grimmer Argwohn zückt auf den Bruder in jähem Zorn das Schwert zum tödlichen Streich, und Melisandens hauchzartes Leben erlischt.

Das ist keine Dramatik, das sind verwehte Klänge, Schilfgeflüster, Echos von Träumen, Schattenspiele des Gefühls.

Für unsere robusten Theaterproportionen, die die Freskolinien verlangen, paßt diese Poesie des Unausgesprochenen nicht. Sie verlangt nach anderen Formen.

In dieser Aufführung wurden sie ihr. Zum erstenmal sind in Berlin die Errungenschaften der modernen Landschaftsmalerei für die Bühne nutzbar gemacht worden. Ich sagte schon, daß es in diesen Dissolving Views wenig auf die Worte ankommt, vielmehr auf die Situation, die eine Stimmung ausströmt. Die Umgebung, der Waldplatz, der Brunnen im Park, die steile Klippe am Meer, das Turmgemach über den Wipfeln im silbertriefenden Mondlicht, sie bekommen seelisches Wesen, das die Menschen umspinnt; sie stehen in dieser Atmosphäre, wie Gestalten des Märchens in dem Bannkreis zaubrischer Mächte stehen. So paradox es klingt, in diesen Schauspielen ist die Schauspielerei weniger wichtig, als die szenisch-bildliche Nachdichtung, als die Illusion durch die Stimmung der Bühnenbilder. Und ähnlich suggestive haben wir in Berliner Theatern allerdings noch nicht gesehen.

Der Wald von Stämmen, mit ihren grünen, gelben und roten Lichtern, den flackernden, am grünen Boden spielenden Sonnenflecken, dem feuerlohenden Hintergrund, glich Walter Leistikowschen Bildern.

An Brachtsche Stimmungen erinnerte der Küstenstrich mit der rot überhauchten Klippe, der Wald auf der Höhe, der Dünenabhang mit seinen rundgespülten, in den weißen, weichen Sand tiefeingebetteten Steinen und dem buntgesprenkelten Auswurf der See.

Ein klingendes Landschaftsgedicht war die Parkszenerie mit der breitästigen Linde und dem alten Marmorbrunnen in stillheißer Glut der Mittagsstunde.

Balladesk war der Eindruck der Säulenhallen mit ihren farbigen Mirakelfenstern, durch die der Sonnenuntergang auf dem Meer glühte.

Die Szenen gleiten aneinander vorbei wie die abgebrochenen Strophen eines Volksliedes; eines Herzschlags Länge nur scheinen sie zu währen; wenig Worte fallen; aber jedes Wort öffnet Perspektiven des Gefühls; und wenn der Schleiervorhang sich darüber senkt und in letztem Schimmer in Schatten und Dunkel sich die Szene löst, dann klingt Erinnerung lange nach: „Sie mußten beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb" . . .

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Memoiren eines Generals Napoleons I.

Soviel auch über den Korsen geschrieben ist, den „groß“ zu nennen christlich-deutschem Gefühl trotz allen Genies und aller Erfolge stets widerstreben wird, so sehr reizt uns doch immer wieder diese seltsame Erscheinung, deren sich die Vorsehung zur Erfüllung ihrer Zwecke bedient hat, um sie dann wie ein Meteor verschwinden zu lassen. Und wir lernen Bonapartes Schicksal auch mehr und mehr aus seinen menschlichen Eigenschaften begreifen. Die wahre Größe, die einen Friedrich II. gerade im Unglück aufrecht erhielt und ihn in verzweifelten Lagen auf der Höhe seiner Aufgabe zeigte, hat ihm gefehlt. Sein Genie war zu dauernden Schöpfungen nicht berufen. Nachdem er seine Aufgabe als furchtbares, aber doch reinigendes Gewitter des verrotteten Europa erfüllt hatte, zerfloß auch seine Macht gleich einer Wolke. Ein Werkzeug der Vorsehung, war es ihm doch nicht gegeben, ihr mit Hintansetzung seines persönlichen Ehrgeizes und Machtwillens bewußt und selbstlos zu dienen...

Es ist ein echter Franzose, man möchte sagen: einer aus der alten, ritterlichen Schule, der uns in seinen „Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs“ manchen schätzenswerten Beitrag zur Psychologie des phänomenalen Mannes lieferte: General Thiébault, Sohn des Dieudonné Thiébault, des bekannten Vorlesers Friedrichs des Großen. Eine seltsame Mischung von aufrechter Ritterlichkeit und Noblesse und doch wieder echt französischer Leichtigkeit, über ethische Schwierigkeiten hinwegzukommen, offenbart sich in den merkwürdig aufrichtigen Bekenntnissen des Verfassers. Eine liebenswerte Eigenschaft, die uns seine menschlichen Schwächen weniger empfinden läßt, als es irgend welche Beschönigungsversuche täten. Wie er ist, gibt er sich, im Guten und Bösen, und echt französisch im besten alten Sinne ist die ritterliche Galanterie, die er seiner Gattin auch in den schwierigsten und gefährlichsten Lagen bewahrt. Immer wieder findet er Gelegenheit, ein Lebens- und Liebeszeichen an die Entfernte gelangen zu lassen. Mit strategischen Entwürfen, außerordentlichen Verwaltungsaufgaben, fortgesetzter Abwehr mannigfacher Intrigen paart sich das liebevolle Gedenken an die Teure daheim.

Das Buch ist in deutscher Bearbeitung von F. Mangold mit 15 Porträts und einem Plan in dem bekannten Memoirenverlag von Robert Lutz, Stuttgart, in drei Bänden erschienen. Die folgenden Proben berichten teils weniger Bekanntes, teils lassen sie auf den Charakter des „Helden“ scharfe Schlaglichter fallen. Sie werden vielleicht manchen Leser bestimmen, die menschlich und geschichtlich gleich anregenden Bände selbst zu lesen.

* * *

Von dem berühmten russischen Feldmarschall Suworow gibt der französische General einige charakteristische, echt russische Züge zum besten.

„Suworow war ein phantastischer und ungewöhnlich begabter Mensch. Er machte sich bald bemerklich, trat bei der Garde ein und brachte es schnell zum

Hauptmann, wäre aber trotzdem vielleicht unbekannt gestorben, wenn er nicht über alle Maßen häßlich gewesen wäre. Zar Peter III., dem dieses abstoßende Gesicht unerträglich war, ernannte ihn aus dem einzigen Beweggrund zum Oberst, weil er ihn aus der Garde entfernen und nicht mehr bei den Paraden sehen wollte.

Da er sich als ein Mann von Genie hervortat, erlangte Suworow bald die höchsten Grade. Er machte sich durch seine Grausamkeit nicht weniger berüchtigt als wegen seiner Verdienste berühmt, und es wurde bald bekannt, daß man in jeder Hinsicht auf ihn zählen konnte, selbst wenn es sich um die größten Abscheulichkeiten handelte. Deshalb wurde er mit der Erstürmung von Ismail beauftragt, bei der 30 000 Türken umkamen, ebenso mit der Beendigung des Feldzuges gegen Polen, wo er auf dem Marsch gegen Warschau Praga in entsetzlicher Weise zerstörte. Der Ort wurde bei Nacht angegriffen, fast gar nicht verteidigt, und deshalb ohne Verlust genommen. Hierauf war es den russischen Generalen gelungen, ihre Truppen bis Tagesanbruch im Zaume zu halten. Als dann die letzten polnischen Soldaten abgezogen waren und Suworow die Parade abgenommen hatte, rief er seinen Leuten zu: ‚Nun seid ein bißchen lustig, Kinder!‘ Das war das Zeichen zur Plünderung und zum Mord, wobei auch die Klöster nicht verschont blieben. Zehntausend friedlicher Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, wurden auf die entsetzlichste Weise ermordet. Während dieser scheußlichen Metzelei bemerkte Suworow einen Puterhahn, der an der Pfote verwundet war. ‚Du armes Tierchen,‘ rief er in mitleidigstem Tone, ‚was hast du denn verbrochen, daß du den Streitigkeiten der Menschen zum Opfer fällst?‘ Sofort ließ er den Oberarzt der Armee kommen, und während er beim Angstgeschrei von Tausenden, die rings um ihn aufs schändlichste ermordet wurden, unbewegt geblieben war, befahl er in höhnisch-weinerlichem Tone dem Arzt, den Puter zu verbinden.

Einmal schickte der König von Preußen einen seiner Generale zu Suworow, um diesen zu irgend einer Waffentat zu beglückwünschen. Suworow führte den General ins Lager, und als er merkte, daß viele seiner Leute folgten, stellte er ihnen den Abgesandten vor: ‚Glaubt ihr,‘ sagte er zu einem Soldaten, ‚daß so gekleidete Leute im Kriege gefährlich sind? Seht euch mal die beiden Fässer an, die er an den Beinen hat (auf die Stiefel zeigend); zu Pferde sind sie unnütz, und zu Fuße kann er keinen Schritt darin machen. Und diese Kanonen (eine Locke des Generals lösend)! Ihr braucht nicht zu denken, daß man damit schießen kann ... Und diesen Schwanz (dabei schwenkte er den Zopf des Generals) dürft ihr nicht für ein Bajonett halten.‘ So verletzte er bei seinen Späßen jede Rücksicht des Anstandes, aber er brachte seine Soldaten zum Lachen, und sie beteten ihn an.

Die Kaiserin Katharina wollte ihm das kleine Kreuz des Annenordens verleihen und hatte sich in den Kopf gesetzt, es ihm selbst anzuheften. Suworow bedankte sich in überschwenglichen Ausdrücken, hielt aber bei seinen Verbeugungen seinen Kopf so, daß die Kaiserin nicht an sein Knopfloch kommen konnte. ‚Ach Mütterchen, liebes Mütterchen,‘ sagte er dabei; ‚das kann ich nicht dulden.‘ Schließlich gelang es ihm, ihr das Bändchen abzunehmen, und nun bemühte er sich, es über seinen Kopf zu ziehen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sagte er: ‚Ihre Majestät sehen, daß es unmöglich ist, mein Kopf geht nicht hindurch,

das Band ist zu klein.‘ Katharina lachte und ließ einen Großkordon holen, den sie ihm überreichte.

Wenn seine Soldaten im Kampfe wichen, warf er sich auf die Erde, wälzte sich und schwor, er werde sich töten lassen, und sie seien für seinen Tod vor Gott verantwortlich. So brachte er einen gewaltigen Eindruck hervor, und ähnlichen Auftritten verdankte er mehr als einmal den Sieg.

Als er seine Armee gegen uns führte, verbarg er seinen Soldaten nicht, daß sie es mit furchtbaren Feinden zu tun haben würden. ‚Ihr habt die Deutschen, die Polen und die Türken geschlagen, aber das ist alles nichts. Jetzt werdet ihr es mit den Franzosen zu tun haben, Feinden, die eurer würdig sind. Die verstehen das Kriegführen, und sie werden nicht, wie die Deutschen, durch lächerliche Uniformen beengt‘.

Indessen führte Suworow glücklicherweise den Krieg nach Art der wilden Tiere, und seine plötzlichen Vorstöße, die er ohne Zweifel für die Stöße eines Adlers hielt, ließen ihn oft in Fallen geraten, worin er hängen blieb. Schérers ganze Unfähigkeit und Macdonalds Leichtfertigkeit gehörten dazu, den Schlägen eines Suworows zu erliegen. Moreau, dem er eine zehnfache Überlegenheit entgegenstellen konnte, hielt ihn durch tief durchdachte Bewegungen und durch die geschickte Kühnheit in Schach, womit er diesen verwickelten Feldzug führte, der selbst unsern Mißerfolgen Glanz verlieh, und als sich der russische Bär schließlich in der Schweiz einem Gegner wie Masséna gegenüber sah, da war es der Bär, der verschlungen wurde."

* * *

Szene: das Schloß zu St. Cloud. Zeit: der 19. Brumaire, morgens. Alles auf den Staatsstreich Napoleons gestimmt, der das Direktorium zu stürzen im Begriff ist, um auf dem Wege über das Konsulat den Cäsarenthron zu besteigen. General Thiébault ist dem Direktorium nicht besonders freundlich gesinnt. „Immerhin bildete das Direktorium einen Teil der Verfassung, die ich beschworen hatte, und meine Eide waren mir heilig. Ebenso, wie ich stets die Rolle eines Verschwörers verabscheut habe". Die nun geschilderten Vorgänge sind geschichtlich ebenso bedeutsam wie charakteristisch für des Verfassers eigenartige, durch bewundernde Hingabe nicht weniger, als durch aufrechte Selbstachtung bestimmte Stellung zu Napoleon. Thiébault betritt das Schloß:

„Im dritten einer Reihe von Salons, die ich durchschritt, fand ich die Generale und Generalstabsoffiziere, die Bonaparte begleitet hatten. Einige der mir am besten bekannten sprach ich an, aber ich mochte tun, was ich wollte, alles beschränkte sich auf den Austausch weniger mit leiser Stimme gesprochener Worte. Man sah sich gegenseitig an, allein man redete nicht, und niemand schien den Mut zu haben, zu fragen oder zu antworten. Diese Art von Kampfplatz sagte den Tapferen nicht zu, die ihn füllten. Einige Minuten vergingen in dieser Lage, die eher geeignet war, meinen Unmut zu nähren, als ihn zu zerstreuen. Endlich öffnete sich eine Tür, und der General Bonaparte erschien. ‚Ruf doch mal jemand den General X...‘ Ein Adjutant verschwand und kam nach einigen Minuten mit dem Genannten zurück. Als Bonaparte benachrichtigt war, trat er wieder ein und redete diesen Offizier in gröbstem Tone an: ‚Auf wessen Befehl haben Sie den und den Posten eingezogen?‘ Der Offizier nannte die Persönlichkeit, die ihm den betreffenden Befehl erteilt hatte, und bemerkte

dabei, das sei nicht die erste Weisung, die er von dieser Seite erhalten habe. Die Antwort war durchaus angemessen und hätte, da sie von einem höheren Offizier kam, Berücksichtigung verdient, was indessen Bonaparte nicht abhielt, sehr zornig fortzufahren: ‚Hier gelten keine anderen Befehle, als die meinen. Verhaftet diesen Menschen und führt ihn ab‘. Wirklich fanden sich einige Schergen, die roh genug waren, sich auf den General zu stürzen und ihn wegzuschleppen. Ich war empört, andere teilten ohne Zweifel meine Entrüstung, aber sie verstanden es, ihre Zunge im Zaume zu halten, allein ich war zu jener Zeit meiner selbst sehr wenig Herr und besaß diese Weisheit nicht. ‚Sind wir hier, um Zeugen solcher Handlungen zu sein?‘ rief ich aus, und als ich sah, daß niemand den Mund öffnete, daß sich die Gesichter sogar verfinsterten und daß einige meiner Nachbarn Miene machten, sich von mir zu entfernen, stieg mir das Blut vollends zu Kopfe, und ich fügte trotz des Beispiels der Schweigsamkeit, das mir eine große Anzahl meiner Vorgesetzten gab, hinzu: ‚Solche Auftritte sind mir widerwärtig, und ich kehre nach Paris zurück‘. In diesem Augenblick vertrat mir César Berthier, der meine Worte vernommen hatte, den Weg: ‚General Thiébault, was tun Sie?‘ ‚Das fragen Sie auch noch?‘ entgegnete ich. „Habe ich nicht laut genug gesprochen!‘ — Nach diesen Worten verließ ich den Salon, ohne zu ahnen, mit welchen Widerwärtigkeiten und Zurücksetzungen ich später für mein Auftreten büßen sollte, und daß ich die glänzende Zukunft, die das Schicksal in den Bereich meiner Hand gelegt, vernichtet hatte.

Am 11. November (20. Brumaire) erhielten wir ziemlich früh von allem Kunde, was sich in St. Cloud zugetragen hatte. Wir hörten, die Sitzung der Fünfhundert habe einen stürmischen Verlauf genommen und Bonaparte sei in ernster Gefahr gewesen, aus der ihn die anwesenden Offiziere errettet hätten. General Gardanne habe ihn auf den Armen fortgetragen, um ihn den Dolchen, womit die Mehrzahl der Abgeordneten bewaffnet war, zu entziehen. Schließlich sei der Saal durch einen Angriff von Grenadieren mit gefälltem Bajonett und schlagenden Tambours unter Murats Führung geräumt worden. Ebenso vernahmen wir, daß Lucien Bonaparte durch seine Geistesgegenwart und seinen Charakter Sieyès' Plan ausführbar gemacht habe, indem es ihm nicht nur gelungen war, die Truppen zu begeistern, sondern auch einige 50 Abgeordnete zu gewinnen und als Rat einzusetzen, den einige Witzbolde, ohne es mit der Zahl allzu genau zu nehmen, ‚Conseil des Trentes‘ nannten. (Wortspiel mit ‚Conseil de Trente‘: Konzilium von Trient).

Als Vorsitzender hatte Lucien während der Nacht die Kühnheit gehabt, diesen Rat dahin zu bringen, die Konsularregierung an die Stelle des Direktoriums zu setzen."

* * *

Die hundert Tage. Noch einmal erstrahlt Napoleons Stern. Aber es scheint, als glaube er selbst nicht mehr an ihn. Günstige Konjunkturen werden nicht ausgenutzt. Die äußere Macht des Kaisers, wie sie die prunkvolle Feier auf dem Maifelde ausbreitet, wird nicht mehr vom alten, seiner Sache sicheren, die Dinge schnell durchschauenden und derb anpackenden Siegesinstinkt, wie einst mit Naturgewalt, von Erfolg zu Erfolg geführt.

„Eine ungeheure, gedeckte und reich geschmückte Tribüne war vor der Militärschule erbaut worden, das Marsfeld war mit Truppen gefüllt, und die

Sonne, die sich in 60000 Bajonetten spiegelte, übergoß den gewaltigen, von 400000 Zuschauern umgebenen Raum mit ihrem Glanze. Der Anblick war großartig, und besonders steht mir noch die Königin Hortense vor Augen, die versuchte, das herrliche Bild mit ihrem Stifte festzuhalten. Ihr zur Seite saßen ihre beiden Söhne, die durch ihre Schönheit und durch die Pracht ihrer Husarenanzüge alle Blicke auf sich lenkten . . .

In der Mitte der Tribüne war ein Thron errichtet, den Napoleon und seine Brüder Joseph, Lucien und Jérôme bestiegen. Nachdem er seinen Mantel mit einer wundervollen und anmutigen Armbewegung zurückgeworfen hatte, hielt der Kaiser eine Rede, die bei aller Kraft und Wärme und trotz einiger im höchsten Grade glücklicher und geschickter Wendungen mehr kaiserlich als französisch war . . .

Die Zeit, wo die Truppen, die das Maifeld mitgemacht hatten, ihren Bestimmungsort erreichen sollten, lief am 10. Juni ab, und alles ließ auf die bevorstehende Abreise Napoleons schließen. Da dieser 10. Juni ein Sonntag war, nahm ich an der letzten Messe, die er in den Tuilerien hörte, und an der letzten Audienz teil, die er dort halten sollte. Ich beobachtete ihn unausgesetzt, und meine Blicke folgten ihm mit einer Art von Gier, die zum Schmerze wurde, je mehr sich mir die Überzeugung aufdrängte, daß der Mann, den ich da vor mir sah, ein ganz anderer war, als zur Zeit seiner Größe und Kraft, und dieser Eindruck, den seine Erscheinung in diesem Augenblick in mir hervorbrachte, ist unauslöschlich geblieben. Sein stets so durchdringender und gewaltiger Blick hatte seine Macht und Festigkeit verloren; sein Gesicht, das ich häufig in Gnade strahlend oder wie aus Erz gegossen gesehen hatte, war ausdruckslos geworden und ließ jede Spur von Kraft vermissen; seinem zusammengepreßten Munde war der alte zauberische, gewinnende Zug abhanden gekommen; in der Haltung des Kopfes lag nichts mehr vom Herrscher der Welt, und sein Gang wie seine Gebärden waren verlegen und unsicher. Alles schien entartet, zersetzt in ihm, und die gewöhnliche Blässe seiner Haut hatte einer ausgesprochen grünlichen Färbung Platz gemacht, die mir auffiel. Voll trüber Ahnungen verließ ich das Schloß und sandte, während ich nach Hause ging, Wünsche gen Himmel, an deren Erhörung ich nicht glaubte . . ."

Es war, als würde Napoleons gewaltige Tatkraft durch eine höhere Macht gelähmt. Die Kammer der Abgeordneten, die ihm am 11. Juni, als er zur Armee abgereist war, in der niedrigsten Weise geschmeichelt hatte, erklärte sich am 21. Juni gegen ihn in Permanenz und diejenigen für Verräter und Feinde des Vaterlandes, die ihr nicht gehorchten. Die Pairskammer schloß sich ihr an. Absetzung forderte diese, Abdankung jene.

„Napoleon tat dem gegenüber nichts. Statt sich an das Volk zu wenden, in dessen Namen man ihn verleugnete, und das nur auf ein Wort von ihm wartete, um alle die zu vernichten, die sich gegen ihn verschworen, verhielt er sich ruhig und wollte um keinen Preis die Hilfe derjenigen Volkskreise annehmen, die bis zum Rausche für ihn begeistert waren, und denen es um so weniger an Unterstützung gefehlt haben würde, als die Armee diese Begeisterung teilte. Auf ein Zeichen von ihm würden sie die Kammern verjagt und kurzen Prozeß mit allen gemacht haben, die sich widersetzt hätten. Wenn man alles zusammenrechnet, was Napoleon durch einen Aufruf an das Volk an regulären und irre-

gulären Truppen hätte vereinigen können, so standen ihm mehr als 300 000 Mann zur Verfügung, denen nur ein Führer fehlte, ebenso wie Napoleon nur ein General Bonaparte fehlte, der den Sieg wieder zurückgerufen, die Befestigungen von Paris unüberwindlich gemacht oder schlimmstenfalls die Alliierten gezwungen hätte, ehrenvolle Bedingungen zu bewilligen. Alles das wurde unwiderruflich ausgeschlagen, aus Gründen, die ich nie als berechtigt habe anerkennen können. Napoleon stand noch in dem Wahne, daß die Beschlüsse der Kammern von Einfluß auf die Entschließungen der Souveräne sein würden, die doch, wenn sie ihn erst los waren, nichts mehr zu fürchten hatten und keine Rücksichten mehr zu nehmen brauchten. Um der Absetzung zu entgehen, entschloß er sich zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes und begab sich nach Malmaison, sobald die Proklamation Napoleons II. erfolgt war ...

So hatten also die Hölle und Fouché das Schicksal Frankreichs entschieden; Davoust machte ihre Entscheidung unwiderruflich, und damit komme ich auf den Schritt zurück, den Napoleon nach seiner Ankunft in Malmaison getan hatte. Mit tiefem Schmerze mußte ihm General Becker nicht nur mitteilen, daß sein Verlangen abgeschlagen sei, sondern auch, daß dieses der Regierung die Augen über die Hilfsquellen geöffnet habe, worüber wir noch verfügten, und wie gefährlich diese in Napoleons Händen werden könnten. Man fürchtete, daß sich dieser nach einigen Tagen der Ruhe in Malmaison auf sich selbst besinnen würde, und drang deshalb auf seine Abreise, ja, die Kammer schickte einen Abgeordneten namens Almeida nach Malmaison mit dem Auftrage, Napoleon zu eröffnen, er werde in die Acht erklärt werden, wenn er Frankreich nicht sofort verlasse. Allein ein Vorfall, der entweder aus Unkenntnis, oder weil er zu schmachvoll ist, noch nirgends verzeichnet steht, obgleich Hunderte ihn erfahren und weiter erzählt haben, muß hier mitgeteilt werden, und das ist die Tatsache, daß Davoust, den der Kaiser in der Hoffnung, eine Stütze an ihm zu finden, zum Divisionsgeneral, zum Oberbefehlshaber der Reiterei bei der Armee von Italien (obgleich er sehr kurzsichtig war), zum Generalobersten der Garde und Marschall gemacht, den er mit Orden und Ehrenzeichen überhäuft, den er zum Herzog und Fürsten mit einer Dotation von 1 800 000 Frs. und ungeheurem Gehalt erhoben, dem er, um das Unglück voll zu machen, 1815 das Kriegsministerium anvertraut hatte — daß dieser Davoust, der Liebe und Dankbarkeit verriet und die heiligsten Eide brach, es wagte, seinem Wohltäter und alten Herrn sagen zu lassen, wenn er nicht sofort abreise, so werde er — Davoust — kommen und ihn mit eigener Hand töten, worauf er mit einem ruhigen Lächeln, das mehr sprach als tausend Worte der bittersten Verachtung, erwiderte: ‚Er mag kommen; ich werde ihm meine nackte Brust bieten!‘ (Nach einigen soll General Flahaut, nach anderen der oben genannte Almeida, diesen Auftrag ausgeführt haben.)“ ...

* * *

„Ein Geheimnis, das zu enthüllen schmerzlich, das zu verschweigen aber unmöglich ist und das der letzten Periode der hundert Tage angehört, möge hier Platz finden. Daß ich Mitwisser geworden bin, verdanke ich meiner alten, innigen Freundschaft mit Cadet-Cassicourt. Bis heute habe ich es treu bewahrt, und wenn ich es jetzt nicht mehr als Geheimnis betrachte, so tue ich das, weil Napoleon und Cassicourt, die beiden einzigen Menschen, die ein persönliches Interesse an seiner Bewahrung hatten, schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Cassicourt hatte sich von seiner Frau getrennt und bei diesem Bruche einen Teil seines Vermögens zum Opfer gebracht, wodurch sein Einkommen sehr geschmälert worden war. Um diesen Verlust auszugleichen, entschloß er sich, eine Apotheke unter dem Namen Cadet zu gründen, einem Namen, den bereits sein Vater zu hohem Ansehen im gleichen Berufe gebracht hatte. Lag schon darin eine Gewähr, so taten seine umfassenden Kenntnisse und seine Tüchtigkeit das übrige, so daß der Erfolg seine Hoffnungen rechtfertigte. Als der Kaiser einen Leibapotheker suchte, fiel seine Wahl auf Cassicourt, dem eine Wohnung in den Tuilerieen angewiesen wurde und der den Kaiser überall hin begleitete. Auch nach der Rückkehr von Elba beeilte er sich, seinen Dienst beim Kaiser wieder aufzunehmen.

In dieser Stellung wurde er in den ersten Tagen des Juni ins Kabinett des Kaisers befohlen. Nach einigen Worten über den Ernst der Lage, die Möglichkeit eines Mißerfolges, den er nicht überleben wolle, oder einer Gefangenschaft, die er nicht ertragen könne, gab ihm der Kaiser unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit den Auftrag, ein unfehlbares Gift herzustellen, das einen möglichst kleinen Umfang haben müsse, so daß er es leicht verbergen und jederzeit bei sich tragen könne. Dieses Gift solle in ein Medaillon eingeschlossen werden. das nur ein Eingeweihter zu öffnen vermöge ... Im höchsten Grade bestürzt über diesen Befehl, bat Cassicourt den Kaiser, ihm einige Worte zu gestatten, und diese wurden mit allen Anzeichen einer tiefen Bewegung ausgesprochen, blieben aber ohne Wirkung. Der Befehl wurde aufrecht erhalten und ausgeführt. Wenige Tage vor Napoleons Abreise überreichte Cassicourt das Medaillon, das die furchtbare Pille enthielt.

In der Nacht vom 21. zum 22. Juni wurde Cassicourt in großer Eile nach dem Elysée gerufen. Napoleon hatte das Gift genommen, war aber dann anderen Sinnes geworden und verlangte von Cassicourt, es unschädlich zu machen. Obgleich ihm vor Schreck die Haare zu Berge standen, und kalter Schweiß aus allen Poren brach, tat er alles, was in Menschenkräften lag. Er gab dem Kaiser wiederholt Brechmittel ein, die eine solche Wirkung hatten, daß die Aufnahme des Giftes ins Blut verhindert wurde. Napoleon befand sich bereits drei Jahre auf St. Helena, als mir Cassicourt diesen Vorfall erzählte, aber er hatte seine Angst, daß das Gift doch teilweise nachwirken könne, noch nicht überwunden, und als er von den Leiden Napoleons hörte, zitterte er bei dem Gedanken, daß es die befürchteten Nachwirkungen seien. Nach Napoleons Tode wurde es bekannt, daß er einem Magenleiden erlegen sei, worauf Cassicourt mehr als einmal zu mir sagte: ‚Es war doch ein Teil des Giftes zurückgeblieben, und demnach mußte es den Tod unfehlbar früher oder später herbeiführen‘.

Das ist die Ursache dieses vorzeitigen und qualvollen Todes und ein schlagender Beweis der furchtbaren Leiden Napoleons, die ihm die Kammer der Hundert Tage bereitet hatte, als ob es ihre Aufgabe gewesen wäre, ihn und Frankreich zu ermorden.“ G.



Niemand.

„Natürlich hat's wieder niemand getan," sagt ingrimmig unsere Hausfrau, die eben wieder einen Tassenhenkel ab- oder aus einer Schüssel oder Kanne ein Stück ausgeschlagen findet und vergebens bei den Dienstboten herumgefragt hat, wer den Schaden angestiftet. Niemand will's getan haben; und wenn Madame noch so ärgerlich wird, es ändert sich daran doch nichts, daß der Henkel ganz von selbst, aus eigenem neckischen Antriebe, von der Tasse fortspaziert ist und das Stück aus dem Schüsselrande sich vermöge einer geheimnisvollen Kraft losgelöst hat. Wenn aber unsere Frauen glauben wollten, daß erst das heutige Dienstbotengeschlecht zu solchen Klagen besonders häufigen Anlaß gibt, so wäre das ein Irrtum. Denn schon im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hat der Straßburger Barbier Jörg Schan, wie Johannes Bolte in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" mitteilt, ein scherzhaftes Flugblatt veröffentlicht, das eine prächtige Satire auf die liederlichen und gewissenlosen Dienstboten gibt, die Schüsseln und „Häfen", Krüge und Scheren, Lichtstöcke und Löffel zerbrechen, Speise und Trank verwahrlosen und stets, wenn die Herrschaft nach dem Schuldigen fragt, mit der Antwort bei der Hand sind, niemand habe es getan. Es ist ein aus 133 Versen bestehendes Gedicht, in dem der arme unschuldige ‚Niemand' mit unbeholfener Treuherzigkeit über das Gesinde Klage führt, das alle Übeltaten ihm zur Last legt. Geschmückt ist das Blatt mit einem ebenfalls von Schan herrührenden Holzschnitt, der den vielbescholtenen Niemand als einen bettelarmen, zerlumpten Wanderer darstellt, welcher durch eine Menge zerbrochenen Hausgerätes dahinschreitet und dessen Mund zum Zeichen, daß er sich nicht zu verantworten vermag, mit einem Schlosse versperrt ist. Auf einem Spruchbande steht die Aufschrift: „Niemants hait ich; was jederman tut, das zücht man mich." Schans Flugblatt muß bei den Zeitgenossen viel Anklang gefunden haben, denn zahlreiche Nachdrucke, die zum Teil einen abgekürzten und auch abgeänderten Text, sowie abweichende bildliche Darstellungen aufweisen, finden sich aus den späteren Jahrzehnten des 16. wie aus dem 17. Jahrhundert. So erschien gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bei W. Traudt in Frankfurt a. M. ein solches Blatt mit nur 52 Versen, auf dem der Niemand mit Brille und Wanderstab, einen Federhut auf dem Kopfe, dargestellt ist, vor dem bärtigen Munde ebenfalls ein Schloß hat und durch allerlei zerbrochenes Gerät schreitet. Das Gedicht beginnt:

„Es ist gewesen lang im Brauch;
Wie noch zu unsern Zeiten auch,
Daß wo im Haus durch das Gesind,
Sey Söhnen, Knechte, Mägd und Kind,
Verwahrlost und zerbrochen wird,
Oder sonst Unrechts wird gespürt,
So scheelt sich jedes dann darvon
Und spricht, der Niemandt habs gethon. —

Niemandts so bin ich genandt.
Mägden und Knechten wohlbekandt,
Und auch den mutwilligen Kinden,
Die mich allzeit wissen zu finden.
Was für Unrath von jhn geschicht,
Das man verwahrlost und zerbricht.

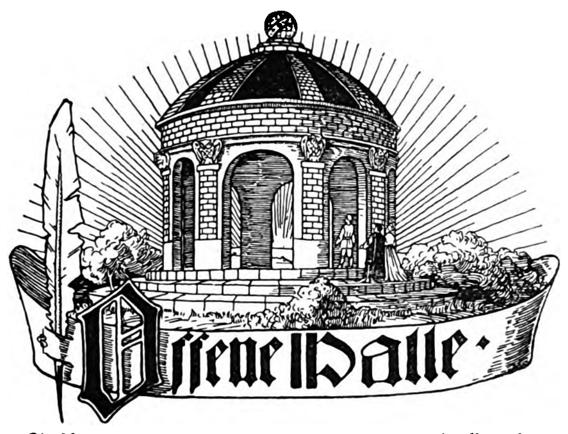
Das muß ich alles haben gethan,
Das macht, daß ich nit reden kan.“

Weiter heißt es:

„Wann die Frau zu der Magd thut sprechen:
Warumben thustu diß zerbrechen:
Ob sies gleich noch in Händen trägt
Ein Trumb, die schuld auff mich sie legt.“

Übrigens hat auch der berühmte Ulrich von Hutten schon 1512 eine lateinische Elegie „Nemo“ gedichtet, die in geistreich-witziger Weise die unvergleichlichen Tugenden des Herrn Nemo, des lateinischen Niemand, und seine unverdienten Leiden schildert; und in England erschien außer mehreren wortgetreuen Nachahmungeu des Jörg Schanschen Niemand-Gedichts sogar eine dieses Gedicht zur Grundlage nehmende satirische Komödie „Nobody and Somebody“ — Niemand und Jemand.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Eine Kulturaufgabe.

(Vgl. Heft 5, Seite 513, Heft 7, Seite 88 ff. und Heft 8, Seite 209 ff.)

Daß der Mensch eine Tierspezies ist und sich nur durch ein etwas geringeres Maß angeborener Beschränktheit von den andern Tierarten vorteilhaft unterscheidet, darüber war man sich schon lange im klaren; daß er aber näher=hin zur Klasse der Raubtiere gehöre, weiß man erst seit einigen Jahren.

Es war eine ganz eigene Veranlassung, welche die Aufmerksamkeit der denkenden Menschheit auf dieses interessante Problem lenkte. Man hielt es dem Fortschritt der Humanität entsprechend für angemessen, den Gefühlen dieser Humanität auf einer Friedenskonferenz Ausdruck zu geben. Zu diesem Zweck versicherte man sich gegenseitig hoch und heilig, daß man unbedingt den Frieden wahren werde für den Fall, daß der eigene Vorteil dies wünschenswert erscheinen ließe. Man ging sogar soweit, noch näher zu bestimmen, wie man sich am an=ständigsten und humansten gegenseitig ums Leben bringen wolle. Es war ein erhebendes Schauspiel für die erstaunte Welt, ein Triumph der Diplomatie, der Kultur, des Fortschrittes.

Man war kaum zu Hause angelangt, als man einmütig entdeckte, daß die vorhandenen Friedenswerkzeuge zur Sicherung des Friedens nicht genügten und jeder friedliebende Mensch von dem Wunsche beseelt sein müsse, daß Heer und Marine baldmöglichst verstärkt würde.

Und dann kam der glorreiche Feldzug nach den Goldminen Transvaals; es war eine Sache der Ehre und der Gerechtigkeit, sich diesen verlockenden Profit nicht entgehen zu lassen.

Und die „Abrechnung“ mit China.

Das alles wäre ganz in der Ordnung, wenn es nicht Leute gäbe, welche die Achseln zucken, sobald von diesen Dingen die Rede ist.

Sie begreifen nicht, daß es höchst interessant ist, keinen Augenblick zu wissen, ob man nicht morgen schon den Befehl erhält, sich vor den Mündungen

der Kanonen aufzustellen oder die Durchschlagkraft der neuesten Gewehre an sich erproben zu lassen: zum Ruhme und zur Verherrlichung eines Vaterlandes, welches für diese Gefälligkeit die Anwartschaft für die Stelle eines Drehorgelmannes auf Jahrmärkten und ähnlichen Gelegenheiten bereit hält; zum Nutz und Frommen einer Anzahl Großindustrieller, deren Handelsinteressen man zu schützen hat.

Eines läßt sich allerdings nicht leugnen: es hat etwas für sich, wenn man jedem Schurken, der sich einem in den Weg stellt, ohne weitere Verhandlungen die Faust vor die Stirn setzen kann. Das wußten die Ritter des Mittelalters. Deshalb suchten sie sich dieses Recht zu wahren: sie setzten sich aufs Pferd, griffen zur Lanze oder zur Streitaxt; der Stärkere blieb auf dem Platze, den Besiegten machte ein Stich in die Kehle mit der kleinen misericordia unschädlich, wenn dies noch erforderlich war: der Streit war geschlichtet.

Auch unsere Bauernburschen wissen den Reiz und die Poesie einer lustigen Rauferei zu schätzen; sie bildet den Höhepunkt jeder Feierlichkeit.

Wer mit dem Säbel und Revolver umzugehen weiß, macht es etwas feiner. Er setzt sich zuerst an seinen Schreibtisch, macht sein Testament, schreibt einen zärtlichen Abschiedsbrief an seine Mutter oder an seine Braut; erst dann läßt er sich nach Brauch und Gesetz — wie es einem geordneten zivilisierten Menschen entspricht — vorschriftsmäßig totstechen oder totschießen, oder er besorgt dieses Metzgergeschäft an einem andern, von dem er nichts weiß, als daß er einmal „dummer Junge“ zu ihm sagte.

Das ist feiner, gesitteter, als eine von der spontanen Begeisterung diktierte Rauferei. Es geht dafür aber auch viel an Frische und Unmittelbarkeit dabei verloren.

Also: Der Drang, der Instinkt sich zu raufen ist da.

Aber wir sind doch, glaube ich, alle im reinen, zu welcher Art menschlicher Tugenden und gedeihlicher Veranlagungen dieser Instinkt gehört.

Wenn wir in einem interessanten Romane lesen, wie ein Ritter vor einigen hundert Jahren, um sich die Zeit zu vertreiben, in ein benachbartes Dorf einfällt, Weib und Kind aufspießt, die Häuser anzündet und sich dann aus dem Stall noch einen Braten mitnimmt, dann läuft es uns kalt über den Rücken und wir denken mit dankbarem Gefühl an die Männer mit den glänzenden Helmen, die an unsern Straßenecken stehen und mit ihren selbstbewußten, Unheil verkündenden Mienen schon den Gedanken an jede böse Tat ersticken. Wir denken — vielleicht mit etwas Mitleid — an den halbwüchsigen Jungen, welcher einige Monate auf allgemeine Kosten Luftveränderung und Verpflegung genießt, weil er einige Stahlfedern für seinen Gebrauch geeignet erachtete und dabei vergaß, den Eigentümer vorher um die erforderliche Erlaubnis zu bitten. Nicht zu vergessen die Genugtuung, die wir empfinden, wenn es in der Zeitung zu lesen ist, daß ein erholungsbedürftiger Kassier die Nötigung empfand, mit seiner Kasse irgend eine Seereise anzutreten, daß er aber beim Aussteigen von der allgegenwärtigen Hand der Gerechtigkeit ergriffen und zuvorkommend wieder nach Hause geleitet wurde.

Wenn so etwas überhaupt noch vorkommt oder wir gar nachts durch irgend eine improvisierte Hymne mit oder ohne Instrumentalbegleitung oder etwas ähnliches aus dem wohlverdienten Schlafe geweckt werden, so ist daran nichts anderes schuld, als der Umstand, daß die Polizei ihre Pflicht nicht getan

hat und nicht rechtzeitig auf dem Platze war. Denn mangelhaft ist jede menschliche Einrichtung.

Aber daran, sich selbst mit der Faust Recht zu verschaffen, denkt ein gesitteter Bürger nicht. Er müßte auch geradezu übergeschnappt sein. Denn die Polizei kostet ihn ja gar nichts — seine Steuern muß er so wie so bezahlen — einen Rittergürtel gibt es nicht mehr zu erkämpfen und mit der Poesie ist es auch nicht weit her: sie endet mit Untersuchungsrichter und Staatsanwalt, mit denen man doch lieber nur außerdienstlich verkehrt.

Unsere Studenten vermögen mit ihren blanken Klingen kein Loch in diese spießbürgerliche, aber äußerst vernünftige Theorie zu stechen. So eine hübsche, rot angelaufene Schramme über die Backe ist immerhin interessant genug, um dafür etwas Herzklopfen und Angst zu erdulden. Mit solchen Passionen kann und braucht man nicht zu rechnen. Sie sind glücklicherweise sehr singulär. Wenn eine Überschwemmung über das Land dahingegangen ist und die Wasser wieder ablaufen, bleiben immer einige Pfützen zurück; es kommt nur darauf an, daß einige Löcher vorhanden sind, welche alles aufnehmen, was kommt, aber nichts mehr herausgeben.

Mit dem launisch dahin und dorthin überströmenden Strome der Zeit und dem, was er mit sich bringt, hat es eine ähnliche Bewandtnis.

Mit dem Faustrecht ist es trotz Mensuren, Duell und Sonntagsraufereien endgültig vorbei. Es gibt in sämtlichen europäischen und außereuropäischen zivilisierten Staaten keinen Menschen, der damit nicht vollständig einverstanden wäre — die Spitzbuben natürlich ausgenommen, von denen man die Anerkennung einer solchen Theorie billigerweise nicht verlangen kann.

Diese ganze Sachlage aber ändert sich mit einem Schlage, sobald der gesittete Kulturmensch nicht mehr allein, sondern in Gruppen auftritt.

Man sagt, es gäbe gewisse Dummheiten, welche auszuführen ein einzelner Mensch gar nicht im stande sei. Darum wähle man für solche Fälle ein Komitee oder sonst ein Kollegium.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob dieser Satz richtig ist. Aber aus der Luft gegriffen ist er nicht. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, der Pflicht wird abgeschwächt: es verteilt sich ja alles auf mehrere Schultern. Die Möglichkeit, einzugreifen, mit seiner Meinung durchzudringen, ist sehr problematisch. Wer schon einigemal sich die Mühe nahm, seinen „Kollegen" sonnenklar zu zeigen, was zu tun sei, und dann sehen muß, wie man mit einer Prise Schnupftabak und einem Ceterum censeo zur Tagesordnung übergeht, verliert leicht die Lust, ein anderesmal auch nur darüber nachzudenken, mit welchen Beweisgründen die bereits fertige conclusio gestützt werden könnte. Unter solchen Umständen ist es dann erklärlich, daß Gewissen und Pflichtgefühl hie und da vom Schlummer vollends überwältigt werden.

Es läßt sich nicht leugnen: Wir sind als Kollegium, als Nation, Volk oder Staat ungemein schwerfällig, wenn es sich um Gewissensfragen handelt. Es ist keiner verantwortlich und keiner schuld, sondern immer nur ein „es", welches augenscheinlich zu den unvernünftigen Wesen zu rechnen ist.

Dazu kommt, daß niemand da ist, welcher dieses Gewissen von außen anregen könnte. Wenn innerhalb der menschlichen Gesellschaft jemand sich mit der Absicht trägt, eine Dummheit zu machen, so hat er mit der Öffentlichkeit zu

rechnen, welche über den Fortschritt der Kultur nach dem Maßstabe ihres Gesichtskreises wacht.

Die menschliche Gesellschaft selbst aber hat keinen Richter. Es ist niemand da, welcher ihr sagen könnte, daß ihm dieses oder jenes höchst sonderbar vorkomme und mit den allgemeinen Begriffen von Bildung und Kultur nicht übereinstimme.

Dafür ist sie sich selbst Gesetz und Richter. Kein Gesetz ist so heilig, wie das ihrige. Selbst die geringfügigsten Paragraphen sind von eminenter Wichtigkeit. Moral- und Staatsgesetze zu übertreten, ist eine Kleinigkeit, aber wehe dem, der es wagt, mit einer Toilette aus der vorjährigen Mode in Gesellschaft zu erscheinen!

Wenn eine Anschauung noch so unhaltbar, eine Sitte noch so töricht ist, mit vereinten Kräften läßt sie sich halten; das gegenseitige Beispiel wirkt überwältigend. Dem Durchschnittsmenschen ist nichts so erhaben wie er selbst, sein Gesichtskreis und seine Umgebung. Er steht immer auf der Höhe der Kultur; die Vergangenheit liegt in grauenvollem Dunkel hinter ihm. Wenn er wohlwollend gegen sie ist, dann erkennt er in diesem Dunkel bereits Spuren seines Geistes, eine Morgenröte, welche das Aufgehen der Sonne ankündigt. Mit Besorgnis blickt er in die Zukunft, denn er sieht bereits da und dort die Symptome, welche an den unvermeidlichen Untergang dieser Sonne mahnen.

Trotzdem fehlt ihm die nötige Beweglichkeit des Geistes, um sich vorzustellen, daß die Welt einmal anders aussah, als er sie sah, und es ist ihm nichts so selbstverständlich, als daß sie immer so bleiben werde.

So kommt es, daß es für sämtliche Spießbürger innerhalb und außerhalb Europas eine ausgemachte Sache ist, daß das internationale Faustrecht ein integrierender Bestandteil der sittlichen Weltordnung sei. Das Bestreben, einen ewigen Gottesfrieden unter den Völkern aufzurichten, ist für sie das Attentat eines Wahnsinnigen auf ein unverbrüchliches Naturgesetz.

Es ist ihnen nicht gegeben, das Erniedrigende und Gemeine eines solchen Standpunktes herauszufühlen. Es gibt ja Dinge, die wir nicht ändern können, aber diese Tatsache ist nicht der Maßstab für unsere Anerkennung. Können wir sie nicht ändern, so können wir unsern Geist doch von ihnen loslösen, indem wir sie verurteilen.

Wer sich auf das Faustrecht beruft, macht den Grundsatz: G e w a l t v o r R e c h t zu dem seinigen. Er will kein Gesetz und keinen Richter über sich, weil er nicht gesonnen ist, nach dem Rechte etwas zu fragen. Ein Schiedsgericht ist für ihn ein Hohn; es wäre für ihn nur dazu da, zu konstatieren, daß er mit dem Gesetz und Recht gebrochen und sich unter die Kategorie der Räuber und Mörder gestellt hat. Das will er natürlich vermeiden, denn glücklicherweise ist das Rechtsbewußtsein immerhin noch stark genug, ihn zu ächten und seine Kraft zu lähmen.

Soll das Recht entscheiden und nicht die Gewalt, so muß eine Behörde da sein, welche das Recht konstatiert. Wer überhaupt an ein Recht glaubt und an eine praktische Durchführung desselben, muß auch an diesen Richterstuhl glauben und gewillt sein, ihn anzuerkennen. Ohne internationales Schiedsgericht gibt es — praktisch genommen — kein internationales Recht.

Das Recht kommt erst praktisch zur Geltung, wenn es von einer berufenen Behörde auf den einzelnen Fall angewendet wird. Andernfalls sagt jeder, er habe

recht, und niemand weiß, wo das Recht ist, am allerwenigsten bei internationalen Konflikten, wo alles hinter dreifach verschlossenen Kabinettüren sich abspielt.

Die ganze Frage des Weltfriedens läuft darauf hinaus: Gibt es ein internationales Recht und haben wir noch den Mut, an eine solche Rechtsordnung zu glauben?

Es ist eine sehr betrübende Tatsache, daß heute diejenigen in der Mehrzahl sind, welche diese Frage mit Nein beantworten. Noch betrübender aber ist es, daß die übrigen sich dadurch bis auf den Punkt einschüchtern lassen, daß sie es nicht mehr wagen, wenigstens theoretisch dagegen Einspruch zu erheben.

Das Recht braucht nicht immer die Sanktion, um Recht zu sein, aber es lebt von seiner Anerkennung wie alle moralischen Größen.

Ich kann mir auch nicht recht denken, wie diese Leute sich das Rechtsbewußtsein überhaupt vorstellen. Es gehört doch nicht zu den Dingen, die man nach Grenzpfählen abstecken kann. Wenn es ein Recht für einzelne gibt, dann gibt es auch ein Recht für Nationen und Staaten. Wenn es kein Recht für letztere gibt, dann ist unsere ganze staatliche Organisation Willkür, all unsere Begeisterung und Hingabe dafür Täuschung und Phrasenmacherei.

Das ist die ideale Seite der Sache, die von großen Geistern mit einem mitleidigen Lächeln abgefertigt wird.

Man kann aber das alles auch vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachten. Das ist ein Glück, denn davon verspreche ich mir alles. Für praktische, materielle Ideale sind wir heute mehr zu haben als je.

Wenn heute alles mit der gesetzlichen Staatsordnung — soweit sie sich auf Eigentumsrecht und persönlichen Schutz bezieht — zufrieden ist, so verdanken wir das lediglich der praktischen Einsicht, daß es sich so am besten leben lasse und jeder am besten dabei wegkomme. Die Sicherheit dieser Rechtsordnung ist von dieser Einsicht abhängig und diese Sicherheit ist vorhanden. Jedermann hält es für selbstverständlich, daß hier jedes Rütteln unmittelbar seine eigene Sicherheit und seine Existenz gefährden würde.

Der Gedanke, zum Faustrecht zurückzukehren, existiert nicht einmal mehr als Problem. So vollständig ist also dieses Ideal, an welches man früher nicht einmal denken konnte, verwirklicht worden.

Nation und Staat haben aber dasselbe Bedürfnis, zu existieren, wie der einzelne. Ihr Rechtsschutz und ihr Wohlergehen ist kein anderes als das des einzelnen. Wäre es denn gar so schwer, die Leute zu überzeugen, daß sich auch hier im staatlichen Verkehre bei einer gemeinsamen Rechtsordnung viel leichter auskommen ließe? Wäre keine Aussicht vorhanden, sie zu bewegen, ihre staatlichen Rechtsvorstellungen auf die internationalen Beziehungen der Staaten zu übertragen? Wäre der Gedanke nicht verlockend, auch die nationalen Besitztümer gesichert und geschützt zu wissen?

Was bedeutet denn ein Krieg? Wir wissen es alle. Er kostet uns immer das Teuerste und Liebste, was wir haben: das Leben und das Blut vieler von den Besten und Tapfersten unter uns. Es ist niemand unter uns, der nicht in einem, wenn auch vielleicht entfernten Familiengliede oder in einem Freunde diesen fürchterlichen Sold des Hasses und Bruderzwistes zahlen müßte.

Und das alles nicht etwa, um das Recht zu wahren — darüber entscheidet die brutale Gewalt — nein, günstigsten Falles, um einen Versuch zu machen.

Und wer kann in solchen Augenblicken sagen, ob wir nicht getäuscht werden und vielleicht, durch Intrigen irregeleitet, gegen das Recht kämpfen?

Das Blut muß fließen auf alle Fälle.

Schon der Gedanke an die Möglichkeit eines Krieges ist geeignet, Schaffens- und Lebensfreude lahmzulegen.

Es gab eine Zeit, in der man Freude hatte an Kampf und Streit, an Blut und Wunden. Man lebte davon und es gab kein größeres Vergnügen, als sich mit gesenkten Lanzen die Rippen einzurennen.

Glücklicherweise haben wir in dieser Beziehung erhebliche Fortschritte gemacht. Man hielt es früher für selbstverständlich, daß man den besiegten Feind niedermachte und sich sein Eigentum — einschließlich der leibeigenen Mannen — als Kriegsbeute aneignete. Heute pflegt man die Wunden, die man selbst zuvor geschlagen hat, und ist gut Freund miteinander, so lange man sich nicht offiziell als „Feind" gegenübersteht.

Von Haß oder auch nur persönlicher Abneigung ist keine Spur vorhanden. Wenn man, anstatt eine Automobilwettfahrt miteinander zu veranstalten oder sonst sich zu amüsieren, mit scharfem Geschütz aufeinander losgeht, so tut man es lediglich in dienstlicher Eigenschaft. Man schießt sich gegenseitig tot nur aus dienstlichem Pflichtbewußtsein. Das sind doch mehr als unhaltbare Zustände.

Ist unsere liebe zivilisierte Menschheit wirklich so schwerfällig, daß sie nicht einsehen könnte, in welch verhängnisvollem Widerspruch sie sich hier mit ihren eigenen Gefühlen und Anschauungen befindet?

Ist keine Aussicht da, sie zu bewegen, diese „dienstliche Angelegenheit" in einer etwas weniger blutigen und grausamen Weise zu erledigen?

Der Krieg ist ein schreiender Anachronismus. Er ist von dem Fortschritt der Humanität längst überholt. Wir kennen das Gefühl der Genugtuung schon längst nicht mehr, einem überwundenen Feind den Fuß auf den Nacken zu setzen und ihm das Messer in die Kehle zu stoßen. Nach unserer Anschauung hat jeder zivilisierte Mensch, gleichviel welcher Nation er angehört, dasselbe Recht zu existieren und frei zu leben. Nur etwas steht über ihm: das Recht im Staate verkörpert. Es handelt sich nur noch darum, die Energie zu finden, dieses Recht noch vollends auszubauen.

Vielleicht denken nicht alle so. Eine schwache Reminiszenz des angestammten Barbarismus ist noch da und taucht — aber meist nur in zündenden Worten und prahlerischem Ruhmesdurst — hin und wieder auf. Aber es ist doch nur eine absterbende, rückständige Anwandlung. Hoffentlich haben wir die Kraft, solche Reminiszenzen vollends zu überwinden.

Wenn wir von diesen „patriotischen" Gefühlen absehen, so ist das Interesse, das der einzelne an einem Kriege hat, sehr problematisch. Man muß sich da oft recht besinnen, um überhaupt etwas zu finden. Jedenfalls sind es immer Dinge, die ihn persönlich viel weniger berühren als andere Rechtssachen, die er sehr gerne dem berufenen Schiedsgerichte überläßt und für die er nie sein Leben aufs Spiel setzen würde.

Der Krieg wird — das liegt in der Natur der Sache — immer von einzelnen geführt, und man hat absolut gar keine Sicherheit, daß die Früchte desselben andern, d. h. der Gesamtheit, in den Schoß fallen werden. Wie schwer es auch für moderne, an der Spitze der Kultur marschierende Völker ist, sich

über ihre rechtliche Stellung in einem Kriege zu orientieren, dafür haben wir naheliegende Beispiele.

Die patriotische Begeisterung der Amerikaner für ihren Feldzug war rührend, die Ausdauer und Opferwilligkeit der Engländer erstaunlich. Und wofür kämpfte man?

Kluge Männer, welche die Zeichen der Zeit erkennen, sagen, daß man heute nur noch um Handelsinteressen kämpft.

Also, auf, Streiter des Vaterlandes! Es sind hohe Interessen, die du mit deinem Blute zu schirmen hast. Es sind — Handelsinteressen!

Was nun? Sollen wir unsere Soldaten nach Hause schicken, die Kasernen vermieten und aus den Renten unsere Staatsschulden decken?

Das wäre schade, schon wegen der hübschen Uniformen und wegen der vielen Leute, die dadurch brotlos würden, weil sie nichts anderes gelernt haben, als die Art und Weise, Leute möglichst restlos umzubringen, ein Metier, dessen Ausübung im bürgerlichen Leben ihnen höchstens Wohnungs- und Kostrecht in einem Zuchthaus verschaffen könnte.

Nein, man mag ganz ruhig weiter rüsten. Das kostet ja nur Geld, kein Blut. Wenn es den Leuten einmal zu bunt wird, dann werden sie sich schon wehren.

Zwei Dinge sind sehr wohl von einander zu trennen, ob man selbst ein Ideal verfolgen, und ob man darauf bauen will, dieses Ideal bei andern zu finden.

Wer klug ist, tut letzteres nicht. Es wäre eine recht peinliche Situation, darauf rechnen zu müssen, daß andere Staaten unser Recht — festgestellt durch einen Richterspruch — respektieren würden.

Wenn andere das Recht beiseite schieben und auf ihre Gewalt pochen wollen, so sollen sie Gewalt finden.

Was wir tun können, ist das: Wir müssen uns ernstlich an die Arbeit machen, unsere Mitmenschen zu überzeugen, daß es selbstverständlich ist, daß der zivilisierte Kulturmensch auch internationale Rechtsstreitigkeiten durch ein Gericht, nicht durch die willkürliche Gewalt des Faustrechtes zum Austrag bringt.

Je mehr diese Ueberzeugung Boden gewinnt, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit des Blutvergießens; hat sie einmal gleichmäßig und überall festen Boden gefaßt, dann ist das glückliche Zeitalter des Weltfriedens gekommen.

Es geht keine einzige Flinte los, ohne daß jemand da ist, der sie in den Arm nimmt und losdrückt. Wenn die Leute aber einmal fest davon überzeugt sind, daß ihr Interesse dies unter allen Umständen verbietet, dann wird keine Macht mehr im stande sein, sie zu einer solchen Tat zu bewegen.

Es wird für sie ebenso selbstverständlich sein, den Weltfrieden zu wahren, wie es jetzt für sie selbstverständlich ist, sich der gesetzlichen Staatsordnung zu fügen.

Das Gesetz des Weltfriedens wird für diese Generation ebenso heilig sein, wie das Eigentumsrecht es ist für die besitzenden Klassen.

Was dann mit dem Militär anzufangen ist, das mögen die Glücklichen, die dieses goldene Zeitalter erleben werden, sich ausdenken!

Hermann Joseph.



Das Schönheitsproblem.

Mögen hier einige Bemerkungen zu dem im Oktoberheft dieses Jahrganges enthaltenen Aufsatze des Herrn Johannes Gaulke über das Schönheitsproblem gestattet sein, zu denen ich infolge mangelnder Muße erst jetzt mich entschließen konnte.

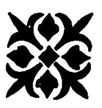
So wenig nämlich gegen den zweiten Teil des Aufsatzes einzuwenden ist, so sehr hat der erste Teil mich und gewiß auch andere Leser zum Widerspruch gegen einzelne seiner Sätze gereizt.

Herr Gaulke behauptet, wir wüßten gar nicht, weshalb wir etwas als schön oder häßlich empfänden, und es sei widersinnig, von einem allgemeinen Schönheitsideal zu sprechen. Von diesen beiden Behauptungen ist nur die erste insofern richtig, als in der Tat vielen Menschen die Ursache nicht zum Bewußtsein kommt, weshalb sie etwas schön oder häßlich finden. Andere wissen es dagegen recht wohl, denn es gibt eben doch eine Norm für das Schöne, und zwar eine einzige und für alle Zeiten unabänderliche, das ist das Gesetz der mathematischen Zweckmäßigkeit und die daraus entspringende Harmonie des Ganzen und seiner einzelnen Teile, und das Gefühl dieses Gesetzes schlummert mehr oder weniger in der Seele eines jeden höher entwickelten Menschen. Wenn wir einen Mann daherwandeln sehen, dessen breiter und gewaltiger Oberkörper von ganz dünnen und schmächtigen Beinen getragen wird, so empfinden wir das als unschön, und zwar erstens, weil es unzweckmäßig ist, denn ein starker Oberkörper verlangt auch kräftige Beine zur Stütze, und zweitens, weil unser Gefühl verlangt, daß die unteren und oberen Teile zueinander in harmonischem Gleichmaße stehen. Daher wird auch kein Weib in einer solchen Gestalt ihr Ideal von Mannesschönheit erkennen, mag es nun eine feingebildete Dame aus den höchsten Ständen oder eine noch so derb empfindende Bauerndirne sein. Ähnlich wirkt eine Hünengestalt, auf deren breiten Schultern ein kleiner Kinderkopf sitzt. Persönliche oder sexuelle Beziehungen des anschauenden Subjekts zum Objekt der Anschauung haben hiermit gar nichts zu tun, denn wer unter ihrem Einflusse steht, dessen Urteil ist getrübt, und er hat nicht mehr die Fähigkeit, das Gesetz der Schönheit ungehemmt auf sich wirken zu lassen; ihr Strahl trifft bei ihm kein klares Auge mehr und fällt nicht in eine vorurteilslose Seele. Dieses Gesetz der mathematischen Zweckmäßigkeit und in ihr wurzelnden Harmonie hat sich nie geändert, und kein wahrer Künstler hat es vernachlässigt. Mag demnach immerhin, wie es Herr Gaulke im dritten Absatz ausführt, z. B. die weibliche Gestalt in der Kunst der verschiedenen Generationen mannigfache Wandlungen durchgemacht haben, mag Botticelli in ätherischen Gestalten, Raffael in der reifen, durch Mutterglück verklärten Frau, die Venezianer im üppigen und verführerischen, Rubens im kraftstrotzenden Weibe und Watteau endlich in zierlichen Rokokodämchen sein Ideal gefunden haben: das harmonische Gleichmaß hat keiner verletzt. Denn die Frauengestalten jener Künstler unterscheiden sich nur durch die absoluten Maße voneinander; aber nicht von diesen, ob schlank oder üppig, ob groß oder klein, hängt die Harmonie ab, sondern ganz allein von den relativen Verhältnissen. Deshalb hat Rubens seinen kraftstrotzenden Frauen keine Wespentaille, und Botticelli seinen schlanken Weibern keine Herkulesarme gegeben.

Psychische Momente sind nicht erforderlich, haben aber für das formal Schöne insofern Bedeutung, als sie allerdings den Menschen adeln und verklären, und es ist nicht zu leugnen, daß geistige Potenzen bei höher gebildeten Menschen eine größere Rolle in Hinsicht des ästhetischen Eindrucks spielen, als bei ungebildeten. Müssen sie aber deshalb bei letzteren ganz fehlen? Sicherlich nicht! Und deshalb sage ich, und jeder unbeeinflußte Leser wird mir beistimmen, mag Herr Gaulke auch noch so sehr widersprechen: auch eine Viehmagd kann dem Schönheitsideal des modernen Menschen entsprechen; sie kann sogar sehr schön sein. Deshalb haben auch noch zu keiner Zeit die Künstler ihre Motive nur in den Kreisen der oberen Zehntausend gesucht, sondern im Gegenteil oft mit Vorliebe in der breiten Masse des Volkes.

Wenn Herr Gaulke für seine Behauptung, es gebe keinen eigentlichen Kanon des Schönen, auch das von dem unsrigen grundverschiedene Schönheitsideal der Neger oder der Südseeinsulaner ins Feld führt, so ist hiergegen zu bemerken, daß allein und ausschließlich die Anschauungen und Empfindungen des auf der Höhe der Kultur stehenden Menschen in Betracht kommen, wenn wir von Kunstidealen schlechthin sprechen. Hier verwechselt übrigens Herr Gaulke den Geschlechtstrieb mit der ästhetischen Empfindung, wie aus Seite 41, Zeile 9—15 deutlich hervorgeht.

St. Wendel. W. Fuchs.



Zur Heiligkeit des Eides.

Erschreckend ist die Zahl der Meineide; es läßt sich nicht leugnen, daß in unserer Zeit mehr als früher die Heiligkeit des Eides verletzt wird. Ich will nun im nachfolgenden nicht etwa eine ziffernmäßige Statistik über die Meineidsfälle von einst und jetzt bringen; aber eines möchte ich hier einmal zur öffentlichen Diskussion stellen: den Mißbrauch des Eides seitens der Staatsgewalt in der Form des Verfassungseides. Nicht den Verfassungseid als solchen möchte ich freilich direkt als verwerflich bezeichnen, trotzdem er in vielen Staaten überhaupt als entbehrlich befunden wurde, aber die Begründung neuer Pflichten und — das vor allem — neuer Rechte durch ihn muß unbedingt als unlauter bezeichnet werden.

Als Beispiel will ich einmal bayerische Verhältnisse anführen. Dort wird nämlich das Recht zur Landtagswahl durch die vorherige Ableistung des Verfassungseides begründet. Da nun jede Partei zur Wahl zugelassen wird, so ist es selbstverständlich, daß auch die mit den jetzigen Staatseinrichtungen im Kriegszustande stehenden ihr bestmöglichstes tun, im Wahlkampfe möglichst gut abzuschneiden. Trotzdem nun diese Verhältnisse offen und klar daliegen, wird — wie von einem Angehörigen der staatserhaltenden Parteien — z. B. von jedem Sozialdemokraten gefordert, daß er vorher seine Treue zum König und die Aufrechterhaltung der bestehenden Staatsverfassung beschwöre.

Also: entweder werden diese Leute mundtot gemacht, indem man ihnen die Bekundung ihrer politischen Gesinnung unmöglich macht, oder sie werden — horribile dictu — gezwungen, einen Meineid zu schwören. Denn ein solcher ist und bleibt es, wenn einer, der nun einmal nichts von den bestehenden Verhältnissen wissen will und sich verpflichtet glaubt, dazu beizutragen, sie durch bessere zu ersetzen, schwört, sie jederzeit aufrecht zu erhalten.

Wem fällt aber dabei im letzten Grunde die Schuld zu? Ich glaube immer, dem Staate, der eine freie politische Gesinnungsbetätigung durch Forderung eines Eides zu verhindern sucht.

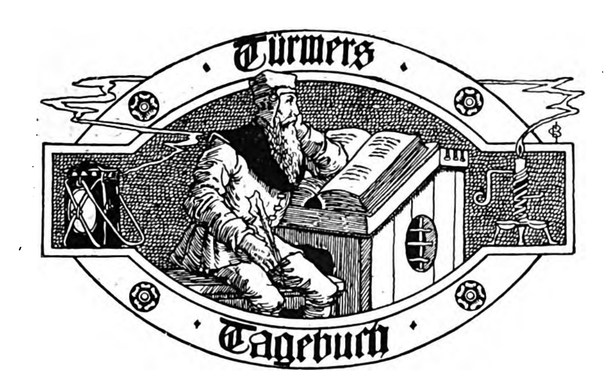
Ich hege nun in keiner Weise etwa die Absicht, genannter Partei dazu zu helfen, ein ihr im Wege stehendes Hemmnis zu beseitigen; denn erstens beachtet sie das ja gar nicht, und zweitens führte ich sie nur beispielsweise an; es könnte ja auch einmal der Fall eintreten, daß eine christliche und monarchisch gesinnte Partei in ähnliche Lage kommen könnte.

Zustände, wie die geschilderten, erwecken in mir aber immer und immer wieder das Gefühl, als ob sie zu einer allgemeinen Entwertung und Mißachtung der Heiligkeit des Eides nicht zum wenigsten beitrügen. Denn viele sagen sich eben doch: Wenn schon der Staat auf Meineide, die in persönlichen Angelegenheiten verbrochen werden, Strafe legt, sollte er auch in diesem Falle keine Ausnahme machen; aber wenn es hier nicht als eine Sünde und ein Verbrechen angesehen wird, wenn ich das Gegenteil von dem, was mein Sinnen und Trachten erfüllt — frei und offen der ganzen Mitwelt gegenüber erfüllt — eidlich bekräftige, so muß auch in jedem anderen Falle der Meineid straffrei bleiben. —

Ich weiß nicht, ist meine Meinung auch die des Türmers oder nicht. Ich zweifle aber nicht, daß er zu der Sache auch die hier in Betracht kommenden Fachleute — Theologen und Juristen — zu Wort kommen lassen und mich so über meine Irrtümmer aufklären wird.

F. L. H.





Im Spiegel.

Als Prügelknaben oder Spaßmacher hat das Ausland Jahrhunderte hindurch unser harmloses deutsches Volk betrachtet. Inwieweit wir noch oder — schon wieder die Prügelknaben abgeben, soll heute hier nicht untersucht werden, trotzdem wohl Anlaß genug dazu vorläge. Aber die Spaßmacher von Europa und Umgegend sind wir heute noch, man lacht im Auslande gern und herzlich über uns.

Und es kommen wohl auch nirgend so komische Dinge vor. Nicht umsonst versteht man unter dem geflügelten Worte querelles allemandes eine Welt kleinlicher Torheiten. Gewiß ist die Kultur der anderen Völker keine höhere als die unsrige, und sicher kommen bei ihnen nicht weniger bedauernswerte Erscheinungen vor als bei uns. Aber unsere Schäden und Gebrechen zeigen vielfach noch eine ganz besondere Eigenschaft: die absurde Lächerlichkeit, die völlig außer stande scheint, sich selbst als solche zu erkennen. Ein Augenblick „Im Spiegel" wird also vielleicht nicht ganz überflüssig sein. Es ist ja nicht alles Lächerliche zum Lachen, und so wird uns auch im folgenden der Ernst nicht erspart bleiben.

* * *

Ich bin natürlich weit davon entfernt, den Richtern, welche die folgenden Urteile gefällt haben, den Vorwurf der Lächerlichkeit oder irgend einen anderen zu machen. Aber ein gewisser tragischer Humor läßt sich dem Eindruck mancher dieser Urteile doch nicht absprechen. Sie wirken einmal so, und diese Wirkung ist eine objektive, in den Dingen und Zuständen, nicht in den Personen liegende.

Vor dem Charlottenburger Schöffengericht hatte sich der Student M. B. wegen körperlicher Mißhandlung zu verantworten. Bei einem Biergespräch über die Abhärtung, der sich die spartanische Jugend unterziehen mußte, hatte der Student behauptet, es gebe auch jetzt noch Knaben, die freiwillig Züchtigungen über sich ergehen ließen; er wette, daß sich ein derartiges Kind finde.

Die Freunde B.s nahmen die Wette an. Es gelang dem Studenten, einen Knaben aufzutreiben, der sich bereit erklärte, sich achtzehn Stockhiebe gegen Zahlung von 2,50 Mark versetzen zu lassen. Diese Prügelei wurde in der vereinbarten Weise vollzogen, und B., der sich von dem mißhandelten Knaben noch eine Quittung über die Prügel und das Geld geben ließ, gewann die Wette. Die Sache gelangte zur Kenntnis des Vaters des Kindes, der Strafantrag stellte. Das Schöffengericht sah das Verhalten B.s in außerordentlich mildem Lichte an und verurteilte ihn zu 50 Mark Geldstrafe event. 10 Tagen Gefängnis.

Hiermit vergleiche folgendes Urteil:

Eine Arbeiterfrau aus Labiau hatte im Winter, als ihr Mann krank lag, aus der Forst von Klein-Poppeln etwas trockenes Reisig geholt. Der Förster bekundete als Zeuge, das Holz habe einen Wert von zwei Pfennigen gehabt. Die alte Frau, die fortwährend weinte und beteuerte, nur aus größter Not gehandelt zu haben, wurde von der Königsberger Ferien-Strafkammer zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt.

Vor dem Schöffengericht in Augsburg war eine Beleidigungsklage anhängig. Ein Arbeiter hatte beim Austritt aus dem Geschäft mit einem Unternehmer eine Auseinandersetzung, wobei der Fabrikant wiederholt äußerte: „O, Sie Rindvieh!“ Vor Gericht bestritt er, daß er den Arbeiter mit diesen Worten beleidigen wollte; das Urteil lautete auf Freisprechung und Überbürdung der Gesamtkosten auf den beleidigten Arbeiter. In der Urteilsbegründung hieß es, daß die Absicht, zu beleidigen, nicht vorhanden gewesen sei und das Bewußtsein, daß „Sie Rindvieh“ eine Beleidigung ist, nicht nachgewiesen zu werden brauche, da der Fabrikant in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe.

„Sie Rindvieh“ ist also — einem Arbeiter gegenüber — keine Beleidigung, dagegen ist „Pickelhaube“ eine Beleidigung der Polizei! Ein Mann, der in einer Versammlung von Arbeitslosen gesagt hatte: „Wir können nicht zusammenkommen, und wenn wir nur ein Dutzend sind, ohne daß nicht eine Pickelhaube dabei sein muß,“ wurde vor der Strafkammer in Köln a. Rh. zu einer Geldstrafe von 20 Mark verurteilt.

Von peinlichem Beigeschmack sind nur allzu häufig die Urteile in Fällen mit politischem und sozialem Hintergrunde. So wurde seinerzeit der „Vorwärts“ wegen Unzuchtsvergehen bestraft, weil er die Unzucht — gegeißelt. Der verantwortliche Redakteur K. hatte aus einem bürgerlichen Blatte ein Inserat abgedruckt, in welchem ein Gerichtsassessor zu unsittlichen Zwecken ein Zimmer suchte. In dem Artikel, der sich damit befaßte, war in aller Deutlichkeit der Entrüstung Ausdruck gegeben. Vor Gericht wies K. darauf hin, daß der „Vorwärts“ seiner Tendenz gemäß Annoncen über Gummiartikel, pikante Bücher, Heiratsanzeigen u. s. w. grundsätzlich nicht aufnimmt und dadurch allein schon demonstriert, daß er die Un-

zucht nicht fördern will. Doch das half alles nichts. Das Berliner Gericht fand den Mann, der die Unzucht bekämpft hatte, des Unzuchtsvergehens schuldig und verurteilte ihn zu 30 Mark Geldstrafe!!

In dem Urteil gegen einen sozialdemokratischen Redakteur wegen Beleidigung stellte das Landeshuter Schöffengericht folgenden rechtlichen Grundsatz auf: „Der Angeklagte sei zwar unbestraft, aber er habe die Strafen seiner Vorgänger auf sich zu nehmen, wenn er eine Redakteurstellung an der übelbeleumundeten ‚Landeshuter Volkszeitung' übernimmt." Gegen Redakteure dieser Zeitung sind bisher nur zwei Urteile ergangen, eins lautete auf 30, das andere auf 50 Mark Geldstrafe! Der Angeklagte aber erhielt auf Grund der obigen Deduktion 1 Monat Gefängnis. Also eine „Zeitungs-Erbsünde".

Ein sozialdemokratischer Flugblattverteiler ist wegen groben Unfugs verurteilt worden, obwohl er darauf hinweisen konnte, daß er jeden, dem er ein Flugblatt angeboten, zuvor höflich gefragt habe, ob ihm ein sozialdemokratisches Flugblatt angenehm sei, also weder jemand belästigt, noch ein Ärgernis erregt sein könne. Die Freiberger Strafkammer erkannte auf eine Geldstrafe mit folgender Begründung: Wenn sich auch niemand belästigt gefühlt habe, so sei das Flugblatt doch geeignet, Haß in die Bevölkerungsklassen zu tragen. Dadurch sei der Tatbestand des groben Unfugs gegeben. Diese Auslegung des Groben-Unfug-paragraphen geht selbst über das in Sachsen Geleistete hinaus.

Die Directrice eines Berliner Geschäfts forderte nach § 133c der Gewerbeordnung vom Prinzipal die Fortbezahlung ihres Gehaltes während einer von ihrem Arzt bescheinigten Krankheit. Der Prinzipal verlangte, sie solle sich erst von seinem Arzt untersuchen lassen. Das lehnte die Directrice ab, und der Prinzipal weigerte sich deshalb, zu zahlen. Gewerbegericht und Landgericht wiesen die von der Directrice angestrengte Klage ab, weil der Prinzipal zu seinem Verlangen berechtigt gewesen wäre und die Klägerin, da sie sich nicht fügte, wegen unberechtigter Insubordination entlassen durfte. In dem gewerbegerichtlichen Urteil findet sich folgender Satz:

„Wenn Klägerin erklärt, daß man es ihr, als einem weiblichen Wesen, überhaupt nicht zumuten könne, sich von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, so liegt hierin eine hochgradige Prüderie, welche der Klägerin ihrer ganzen Stellung nach (!!) nicht zukommt."

„Die gediegene Bildung, welche jedem Gewerbegericht innewohnt," bemerkt hiezu die „Gegenwart", „bewirkt es, daß sich in seinem Urteile viele Fremdwörter finden. Immerhin hätte es diesmal für ‚hochgradige Prüderie' ruhig ‚weibliche Schamhaftigkeit' setzen können — denn die Weigerung einer anständigen Dame, sich ohne rechte Ursache von einem fremden Arzte untersuchen zu lassen, wird kein Verständiger als das bezeichnen wollen, was der gemeine Sprachgeist unter Prüderie versteht: als heuchlerische Schamhafttuerei

nämlich. Daß das Gewerbegericht die Prüderie oder was es so nennt, nach Stellung und Klassen einteilt, einer Bankiersfrau also mehr Recht auf Schamhaftigkeit zugesteht als einem Ladenmädchen, und der Lady Milford mehr als der Luise Millerin, dieser feine Unterschied macht zwar dem guten Herzen des Gerichtes alle Ehre, besteht aber in Wahrheit nicht. Das Schamgefühl der Frau richtet sich nicht nach den Sätzen der Einkommensteuer, sondern ausschließlich nach Empfindungen, denen allerdings weder juristisch noch verwaltungstechnisch beizukommen ist."

Mit einigem — Humor kann man auch einer Reihe der folgenden Fälle gerecht werden. Beginnen wir mit dem „Kampf gegen die Salamiwurst".

Eine italienische Salamiwurst bildete den Gegenstand eines längeren interessanten Prozesses, der auch das Kammergericht beschäftigte. Ein Berliner Namens N., der im vorigen Jahre nach Italien gereist war, hatte sich dort auch eine Salamiwurst gekauft. Da ihm die Wurst nicht schmeckte, packte er sie ein und sandte sie an seine Adresse in Berlin für seinen Hund. Als N. nach Berlin zurückkehrte, wurde ihm auf Grund des Reichs-Fleischbeschaugesetzes der Prozeß gemacht, da dieses Gesetz das Einführen von Würsten und sonstigen Gemengen aus zerkleinertem Fleisch verbietet. Während das Schöffengericht den Angeklagten zu 30 Mark Geldstrafe verurteilte, erkannte das Landgericht auf Freisprechung, da der Angeklagte nicht gewerbsmäßig gehandelt und auch nur eine Wurst eingeführt habe; das Gesetz spreche aber von Würsten. Auf die Revision der Steuerbehörde hob aber das Kammergericht die Vorentscheidung auf und wies die Sache zur anderweitigen Entscheidung an das Landgericht mit der Begründung zurück, die fragliche Bestimmung sei im Interesse von Leben und Gesundheit ergangen. Es genüge, daß eine Wurst eingeführt werde; unerheblich sei es, ob die Wurst gewerbsmäßig eingeführt worden und ob die Wurst lediglich für den Hund des Angeklagten gewesen sei.

Durch Verabfolgung zu knappen Gewichts sollte die Gemüsehändlerin F., welche vor der 131. Abteilung des Schöffengerichts stand, sich des Betruges schuldig gemacht haben. Bei der Angeklagten, die einen Stand in der Markthalle inne hat, verlangte am 2. September v. J. eine Dame 3/4 Pfund Gänseleber. Die Käuferin bemerkte an den Gewichtsstücken, daß diese insgesamt nur 360 anstatt 375 Gramm ausmachten. Sie ließ bei der Marktpolizei eine Nachwägung vornehmen, und hier wurde festgestellt, daß nicht 15, sondern 75 Gramm fehlten. Die Käuferin begab sich zur Angeklagten zurück und verlangte, daß das Geschäft rückgängig gemacht werde. Unter verletzenden Bemerkungen verstand sich die Angeklagte dazu. Ihr Verteidiger trat den Beweis dafür an, daß der Preis von 90 Pfg., den die Zeugin für die Gänseleber gezahlt hatte, auch für 300 Gramm nicht zu hoch sei, und da die Sachverständigen dies bestätigten, so glaubte das Gericht ein freisprechendes Urteil fällen zu sollen, weil eine Vermögensschädigung nicht festgestellt werden konnte!

Eine für Mieter und Hauswirte wichtige Entscheidung hat der vierte Zivilsenat des Kammergerichts gefällt. Ein Mieter hatte vor dem Einzuge seine neue Wohnung nach Angabe eines Sachverständigen in ordnungsgemäßen Zustand versetzen lassen und die Kosten, über 150 Mark, einstweilen verauslagt. Der Hauswirt verweigerte die Kostenerstattung. Das Kammergericht entschied, daß Risse in den Wänden und Decken, Beschmutzung der Tapeten, Klebrigkeit der Anstriche u. s. w. keine Fehler seien, welche die Tauglichkeit der Wohnung minderten, auch sei der Vermieter, selbst wenn diese Fehler auch nach Beginn der Mietszeit noch bestanden, mit deren Beseitigung nicht im Verzuge. Daß die Badewanne einen Anstrich hatte, der nach dem Urteil Sachverständiger dem ersten Badenden an der Haut kleben geblieben wäre, ebenso die übrigen Mißstände, beeinträchtigten nicht die Tauglichkeit, sondern seien nur Schönheitsfehler. Die vertragliche Abmachung, daß der Hauseingang stets verschlossen zu halten sei, enthalte nur eine Pflicht des Mieters, nicht des Vermieters. Zu der unter Beweis gestellten Behauptung, daß der Vorgarten zu der klägerischen Parterrewohnung als Zubehör ausbedungen und dies ortsüblich sei, bemerkt das Urteil: Dies sei bei der Beschaffenheit der lediglich Zierzwecken dienenden Vorgärten unwahrscheinlich und auf die Ortsüblichkeit komme es nicht an. Die betr. Wohnung befindet sich nämlich in einem Villengebäude eines Vorortes! Günstigere Urteile können sich unsere Hauswirte allerdings nicht wünschen.

Wegen Hinterziehung der Lustbarkeitssteuer war der Gastwirt B. angeklagt worden. Er sollte dadurch eine steuerpflichtige öffentliche Lustbarkeit veranstaltet haben, daß er es jedem seiner Gäste möglich machte, einen in seinem Lokal aufgestellten — Musikautomaten (!) durch Einwurf eines Geldstücks in Bewegung zu setzen. Das zuständige Landgericht als Berufsinstanz sprach ihn jedoch frei, indem es annahm, daß eine öffentliche Lustbarkeit dann noch nicht vorliege, wenn das Instrument an einem Tage nur mehreremal durch Gäste zum Spielen veranlaßt werde, wie es hier der Fall gewesen sei. Das Kammergericht hob aber auf die Revision des Staatsanwalts die Vorentscheidung auf und verwies die Sache mit folgender Begründung an das Landgericht zu nochmaliger Verhandlung und Entscheidung zurück: Die Benutzung des Musikautomaten im Lokal des Angeklagten stelle eine öffentliche Lustbarkeit dar. Es stehe fest, daß die Benutzung im Interesse sämtlicher anwesenden Gäste gelegen habe, und der Angeklagte sei als Veranstalter der Lustbarkeit anzusehen, da er das Instrument zu beliebiger Benutzung aufstellte. Es komme nicht darauf an, ob der Automat mehrere Male hintereinander in Tätigkeit gesetzt worden sei oder nicht. Öffentlich sei die Lustbarkeit insofern gewesen, als sie in einer Gastwirtschaft stattfand, zu der jedermann Zutritt habe. Die Lustbarkeitssteuer sei nun nach der angezogenen Verordnung voraus zu zahlen. Darum müsse der Wirt, so lange er nicht gezahlt habe, die Benutzung des Automaten sperren.

Ein Gutsbesitzer A. war auf Grund des Gesetzes über die Schonzeiten des Wildes vom 26. Februar 1870 angeklagt worden, weil er zur Schonzeit ein Stück Damwild geschossen habe. Das Schöffengericht verurteilte den Angeschuldigten zu einer Geldstrafe, die Strafkammer hingegen hob das Urteil des Schöffengerichts auf und sprach den Angeklagten frei, nachdem folgender Tatbestand ermittelt war: Im Mai v. J. teilten einige Arbeiter dem Angeschuldigten mit, daß sich auf seinem Jagdgebiete ein krankes Stück Damwild befinde, das sich nur mühsam fortbewegen könne, es seien dem kranken Tiere beide Hinterläufe durchschossen. A. tötete darauf das Tier, um es von seinen Qualen zu erlösen. Er machte hiervon dem Landrat Mitteilung. Das Fleisch des Damwildes hatte A. seinen Hunden als Futter gegeben. Unter diesen Umständen erachtete das Landgericht eine Zuwiderhandlung gegen das Gesetz vom 26. Febr. 1870 nicht für vorliegend. Gegen das freisprechende Urteil des Landgerichts legte die Staatsanwaltschaft Revision beim Kammergericht ein. Das Kammergericht hob die Vorentscheidung auf und wies die Sache zur anderweiten Entscheidung an das Landgericht zurück. Der Angeklagte habe das Damwild zur Schonzeit nicht töten dürfen, auch wenn es krank gewesen sei.

Eine verschollene Frau war im Aufgebotsverfahren für tot erklärt worden. Als die Verschollene wiederkehrte und das Ausschlußurteil durch Klage anfocht, weil sie noch am Leben und ihre Identität außer Zweifel sei, wies das Gericht die Klägerin ab, da die Frist zur Anstellung der Anfechtungsklage verstrichen war! Die Frau wollte natürlich wieder unter die Lebenden aufgenommen werden und verfocht ihre Sache bis zur letzten Instanz. Beinahe hätte sie sich bei ihrem Tode beruhigen müssen, denn jenen sachlichen Grund wollte das Reichsgericht auch nicht gelten lassen. Zum Glück fand sich ein — formeller Grund: Die Präklusivfrist zur Meldung der Verschollenen war nämlich irrtümlich auf „Donnerstag, den 12. März 1901", anstatt auf „Dienstag, den 12. März 1901", anberaumt worden, also auf einen gar nicht vorhandenen Tag. Darin fand, wie die „Deutsche Juristenzeitung" mitteilt, das Reichsgericht einen Formmangel, den das Gesetz als Anfechtungsgrund zulasse. Nun darf die Frau wieder „leben". Wenn es nicht die „Deutsche Juristenzeitung" erzählte, könnte es ein schlechter Aprilscherz sein. Und wenn der Fall vereinzelt dastände. Aber der Zopf kommt in den verschiedenen Arten von „Bureaus" immer wieder zum Vorschein.

Der Fabrikant L. in der Turmstraße zu Berlin ist der Vater zweier Töchter, von denen die älteste, ein 21jähriges Mädchen, den Vornamen Henny führt. Infolge eines amtlichen Versehens wurde in dem polizeilichen Personenregister der Name Henny in Harry umgewandelt, und auf Grund dieses Vornamens wurde Fräulein Henny schon im vorigen Jahre aufgefordert, sich zur Eintragung in die militärische Stammrolle auf dem Polizeibureau zu melden. Von einer zwangsweisen Vorführung der Dame wurde

jedoch abgesehen, nachdem sich ein Schutzmann bei wiederholten Besuchen (!) in der Wohnung des Herrn L. überzeugt hatte, daß hier ein amtliches Versehen vorliegen müsse. Die Militärbehörde scheint jedoch auf den aktiven Dienst des Fräulein Henny L. nicht verzichten zu wollen, denn dieser Tage erschien wieder ein Schutzmann in der Wohnung des Fabrikanten, um den weiblichen Rekruten zu requirieren. Herr L. weigert sich jedoch entschieden, seine Tochter dienen zu lassen.

Die Postverwaltung trägt folgendes Stückchen bei: Eine Steglitzer Firma suchte vor kurzem ein telephonisches Gespräch mit Hainichen nach, doch war eine Verständigung absolut nicht zu erzielen. Die das Telephon bedienende Beamtin gab den Bescheid, daß das Gespräch nicht in Anrechnung gebracht werden würde. Trotzdem erhielt die Firma hinterher die Aufforderung von der Post, eine Mark für jenes Gespräch zu entrichten, was von ihr verweigert wurde. Darauf hin hat dann das Steglitzer Postamt mitgeteilt, es habe zwar mit der Aussage der Firma seine Richtigkeit, doch sei die entsprechende Buchung bereits gemacht und bleibe der Firma nichts weiter übrig, als zu zahlen. Es stände ihr allerdings frei, später zu reklamieren. Dessen hat sich die Firma auch auf eine zweite Aufforderung hin geweigert. Darauf wurde ihr telephonisch folgender Bescheid: Die Buchung sei bereits durch sämtliche Bücher gegangen, die Firma müßte daher unter allen Umständen zunächst die Mark zahlen. Man würde sie noch einmal auffordern und, falls wiederum erfolglos, sie durch die der Post zu Gebote stehenden Zwangsmaßregeln zur Zahlung anhalten. Mit Recht weist die Firma in einer Beschwerde an die Oberpostdirektion darauf hin, daß sie selbst eine falsche Buchung einfach auszustreichen pflege, denn ihre Kunden würden sich zum mindesten sehr wundern, wenn sie eine der Firma nicht zukommende Zahlung nur deshalb leisten sollten, weil der Posten bereits in sämtliche Bücher eingetragen wurde.

Der „große Bruder" der Post, die Eisenbahn, ist ja bekannt durch seine „Tarif-Kuriosa", die Sankt Bureaukratius in immer neuer Auflage in Bereitschaft hat. Besonders reich scheint er die Berliner Vororte an der Stettiner und Nordbahn mit solchen Tarif-Merkwürdigkeiten zu bedenken. So zum Beispiel kostet eine Monatsfahrkarte dritter Klasse von der Stadt- und Vorortstation Gesundbrunnen nach dem Stettiner Bahnhof 2,50 Mark, hingegen kostet eine solche Fahrkarte nach der entgegengesetzten Richtung, nämlich nach dem Wedding, welche Station nur etwa zwei Drittel so weit von der Station Gesundbrunnen entfernt ist wie der Stettiner Bahnhof, merkwürdigerweise schon 3 Mark. Noch erstaunlicher aber ist der Preis von 5 Mark für eine Monatskarte dritter Klasse, ebenfalls nur für eine Zehnpfennigstrecke, nämlich vom Stettiner Bahnhof nach Reinickendorf-Rosental (Kremmener Bahn). Ein ebenbürtiges Eisenbahnkuriosum sind die Arbeiterfahrkarten: 60 Pfennig zahlt man vom Stettiner Bahnhof nach Pankow-Schönhausen an der Nordbahn, und für die Hälfte der Strecke, vom

Stettiner Bahnhof nach Gesundbrunnen kostet die Arbeiterfahrkarte ebenfalls 60 Pfennig. Fährt man aber in umgekehrter Richtung von Pankow-Schönhausen an der Nordbahn bis Station Gesundbrunnen, so bezahlt man für die Arbeiterfahrkarte nur 30 Pfennig. — Für die Stationen: Stolpe an der Nordbahn, Hohen-Neuendorf, Borgsdorf und Birkenwerder verabfolgt die Eisenbahnverwaltung überhaupt keine Arbeiterwochenfahrkarten, man muß nach diesen Stationen eine Arbeiterfahrkarte bis — Oranienburg lösen. Eine einfache Fahrkarte nach Oranienburg kostet 55 Pfennig, nach Stolpe an der Nordbahn aber nur 30 Pfennig, also müßte bei Arbeiterfahrkarten doch erst recht ein Preisunterschied gemacht werden. Obwohl die Eisenbahnverwaltung stets sehr genau darauf achtet, daß kein Fahrgast eine höhere Wagenklasse benutzt als die, für welche er bezahlt hat, gibt sie jetzt Fahrkarten dritter und vierter Klasse nach Pankow-Schönhausen an der Nordbahn zu gleichen Preisen aus. Wagen vierter Klasse nach Pankow-Schönhausen gibt es aber überhaupt nicht!

Durch ein solches Eisenbahnkuriosum wurde übrigens ein Reisender kürzlich aus einer sehr unangenehmen Lage befreit, als er vom Stettiner Bahnhof abfahren wollte. Er wollte, weil er einen ziemlich umfangreichen Koffer bei sich hatte — ein solches Monstrum konnte er weder in die „Elektrische“, noch in einen Vorortzug mitnehmen — nach dem Gesundbrunnen „reisen“, aber zu seinem Schrecken hatte er auch noch sein Portemonnaie vergessen und nach längerem Suchen fand er in seiner Westentasche — einen Sechser! . . . Da riet ihm ein Kriminalbeamter: „Gehen Sie doch einmal nach dem Stettiner Hauptbahnhof, dort bekommen Sie ja schon ein Billet für — 5 Pfennig. Und in der Tat erhielt der Gerettete ein solches. An diese Geschichte würde sich wieder ein weiteres Eisenbahnkuriosum anschließen; denn von jetzt ab brauchte man ja am Stettiner Bahnhof auch keine Bahnsteigkarten mehr für 10 Pfennig, sondern nur Fahrkarten nach dem Gesundbrunnen für 5 Pfennig zu lösen, wenn man den Bahnsteig betreten will. Denn es kann ja niemand gezwungen werden mitzufahren, so würde der gewöhnliche Menschenverstand urteilen. Anders freilich eine Verwaltung, die darauf Bedacht nehmen muß, daß ihre Einnahmen nicht gekürzt werden, wenn auch ihre Bestimmungen nicht immer der größeren Schlauheit anderer gewachsen sind.

Es ist nämlich, schreibt ein Leser jener Geschichte von dem geretteten Reisenden, bereits festgestellt, daß man, wenn man eine Fahrkarte für 5 Pfennig löst und dann die Fahrt unterläßt, noch 5 Pfennig nachzahlen muß. „In meiner Heimat Thorn besteht nämlich auch eine 5 Pfennigfahrkarte Thorn-Stadt—Thorn-Bahnhof. Als nun die Bahnsteigsperre aufkam, versuchten es auch einige, sich, wenn sie den Bahnsteig Thorn-Stadt betreten wollten, um z. B. jemand zum Zuge zu begleiten, eine Fahrkarte für 5 Pfennig zu lösen, um nachher zu erklären, sie wollten die Fahrt nicht mehr antreten. In einigen ersten Fällen ist dieser Trick wahrscheinlich geglückt. Als aber die Bahnbehörde dahinter kam, wurde sogar gegen einen Herrn ein Strafverfahren wegen Be-

truges eingeleitet, das allerdings eingestellt werden mußte, weil man ihm nicht nachweisen konnte, daß er nicht wirklich hatte fahren wollen. Alsdann wurde aber von der Eisenbahndirektion bestimmt, daß man in dem erwähnten Falle 5 Pfennig nachzahlen müsse." Danach besteht also das kurioseste Kuriosum, daß die Fahrt billiger sein kann, als das bloße Betreten des Bahnsteigs!

Überhaupt ist es mit der Rechtsauffassung bei der Bahn eine eigene Sache. Man sollte doch z. B. meinen, daß eine Verwaltung, die ihre Organe anweist, gegen Privatunternehmungen (Omnibus- und Straßenbahngesellschaften) mit aller Strenge vorzugehen und schon für einzelne überzählige Personen Strafen zu verhängen, in ihren eigenen Verkehrsanstalten grobe Übelstände gleicher Art gleichfalls nicht dulden oder gar begünstigen dürfte. Aber an jedem Sonntag kann der mit den Berliner Stadtbahn- und Vorortzügen Reisende das Gegenteil erleben. Muß es danach, fragt nicht ganz mit Unrecht ein Berliner Blatt, nicht fraglich erscheinen, ob wirklich Ordnungsliebe der Beweggrund zu dem rigorosen Vorgehen gegen andere Verwaltungen ist? Wie lange wird dies Zusammendrängen der Personen auf den Staatsbahnen noch geduldet werden? Sicher wäre längst eine Besserung eingetreten, wenn es sich um Privatbahnen handelte.

Aber wir wollen gerecht sein. Es sind nicht nur staatliche Bureaus, in denen St. Bureaukratius waltet, auch in städtischen und privaten kann er stark und groß werden.

In einer fränkischen Universitätsstadt fallen zwei kleine Kinder in den Kanal und werden durch einen jungen Arbeiter vom Ertrinken gerettet. Die Fabrikdirektion, in der Meinung, dem jungen Menschen könnten ein paar Pfennige Belohnung nichts schaden, benachrichtigt die städtische Behörde von dem Vorfall, worauf sich folgendes telephonische Gespräch entspinnt:

Behörde: „Wie groß war der Arbeiter?"

Direktion: „Mittel."

Behörde: „Genau gemessen?"

Direktion (nach einer Weile): „1 Meter 56."

Behörde: „Dann tut's uns leid. Der Kanal ist nur 1 Meter 46 tief, da war also keine Lebensgefahr im Spiel, und so wird nichts bezahlt. Schluß!"

Direktion: steht sprachlos am Telephon.

Ein anderes derartiges Stücklein hat kürzlich sogar sehr tragische Folgen gehabt: Der Berliner Nachbargemeinde Köpenick war es vorbehalten, dem Bureaukratismus ein Menschenleben zu opfern! Ein junger Mann erkrankte plötzlich an einer Blinddarmentzündung und zwei hinzugezogene Ärzte verlangten die sofortige Überführung in das Städtische Krankenhaus in Köpenick, weil es nur so möglich sei, den Betreffenden am Leben zu erhalten. Dort lehnte man jedoch die Aufnahme des Kranken ohne behördliche Genehmigung ab. Da an diesem Tage die Bureauräume im Rathause geschlossen waren, so war

es nicht möglich, die Genehmigung zu erlangen. Am nächsten Morgen wurde dann der Transport des Kranken nach dem Kreiskrankenhause vorgenommen. Nun war es zu einer Operation jedoch zu spät und der Kranke verstarb kurz nach seiner Einlieferung!!

Selbst bei den höchsten Behörden des Reiches, Bundesrat und Reichstag, hat unser sonderbarer Nationalheiliger seine Visitenkarte abgegeben und dadurch den Bundesrat in eine merkwürdige Situation gebracht. Ihm liegt die vom Reichstag beschlossene Novelle zum Krankenkassengesetz vor, und in den Beschlüssen findet sich eine durch einen Druckfehler hervorgerufene Bestimmung, an die der Reichstag niemals gedacht hat. Es heißt nämlich dort, daß ein Krankengeld „bis zur Höhe" des durchschnittlichen täglichen Lohnes bewilligt werden kann, während es nicht bis zur Höhe, sondern „bis zur Hälfte" heißen soll. In verschiedenen von der Reichsdruckerei hergestellten Druckschriften, die der Beschlußfassung des Parlaments zugrunde lagen, war dieser Druckfehler enthalten, war aber durch eine Berichtigung klargestellt worden. Ohne auf diese, am Schlusse der betreffenden Drucksache befindliche Berichtigung zu achten, ging der Druckfehler von Zeit zu Zeit immer wieder in einen neugedruckten Kommissionsbericht über, der dann nochmals mit einer Berichtigung versehen wurde. Wie eine parlamentarische Erbsünde schlich sich so dieser Fehler von Druckbogen zu Druckbogen weiter. Es liegt nun der kuriose Fall vor, daß Bundesrat und Reichstag über die bestimmte Fassung eines Gesetzes einig geworden sind, während über eine irrtümliche abgestimmt worden ist. „Man sieht also," bemerkt hiezu schadenfroh die Wiener ‚Zeit', „daß auch Berlin nicht gar zu stolz auf die Schlamperei anderer Leute herabzublicken braucht."

Da darf man sich über das eigenartige Mißgeschick nicht wundern, das der Regierung des biederen Mecklenburg-Schwerin passiert ist.

Sie veröffentlicht in Nr. 17 ihres Regierungsblattes die Bekanntmachung, betreffend Abänderung des Wahlreglements für den Deutschen Reichstag. Darin heißt es nun im § 35: „Sämtliche Verhandlungen, sowohl über die Wahlen in den Wahlbezirken, als über die Zusammenstellung der Ergebnisse, werden von dem Wahlkommissar unverzüglich der zuständigen Behörde eingereicht, welche dieselben der Zentralverwaltungsbehörde zur weiteren Mitteilung an den Reichstag des Norddeutschen Bundes vorzulegen hat." In einer Anlage C bringt dies Regierungsblatt ferner ein Verzeichnis der Wahlkreise und führt darin nur die Staaten des ehemaligen Norddeutschen Bundes auf, während ganz Süddeutschland mit Elsaß-Lothringen fehlt. Dagegen wird das einen preußischen Kreis bildende Herzogtum Lauenburg noch als selbständiger Staat „Herzogtum Lauenburg" aufgeführt.

So geschehen in — — Mecklenburg-Schwerin im Mai d. J.!

Was im Gemeindewesen als Bureaukratismus spukt, das geht im Privatleben als Kastengeist um. Zwei der kuriosesten Fälle von kleinstädtischem Kastengeist teilt die Dorfzeitung mit.

„In einem kleinen Kreisstädtchen des Thüringer Waldes kauft die Frau eines Beamten in einem Schnittwarengeschäft ein Kleid, bringt es aber bald darauf wieder zurück. Sie könne es unmöglich tragen, denn — — sie sei eben einer Lehrerstochter begegnet, die mit demselben Stoffe bekleidet sei, den diese offenbar in demselben Laden gekauft habe. Man wolle ihr doch nicht zumuten, daß sie als Gattin eines Beamten dritter Klasse ein gleiches Kleid trage, wie die Tochter eines Beamten vierter Klasse! Es war vergeblich, die erregte Dame mit dem Hinweis zu beruhigen, daß der Geschäftsmann doch von jedem Muster ein Stück von 35—40 Metern auf Lager nehmen müsse und nicht bloß ein Kleid davon verkaufen könne. Mit der Erklärung, mit ihm sei sie fertig, verließ sie voller Entrüstung den Laden. — Ein anderes Bild. In ein Thüringer Landstädtchen wird ein kleiner Beamter von auswärts versetzt, und die Gattin macht, wie üblich, Antrittsbesuche bei den ‚besseren' Damen des Ortes. Mit den Verhältnissen noch nicht vertraut, besucht sie auch ‚eine', die nicht für vollwertig angesehen wird, weil ihr Mann etwa 50 Mark pro anno weniger hat, als die Gatten jener. Eine der ‚standesgemäßen' Damen erfährt das und hat nun nichts Eiligeres zu tun, als dem Neuling folgende Vorhaltungen zu machen: ‚Aber meine liebe, beste Frau B., wie können Sie nur diese Person besuchen; wissen Sie denn um Gotteswillen nicht, daß sie nur eine Ziege hat, während wir alle deren zwei besitzen?'"

Am Ende hat jene Beamtenfrau — allerdings nur von ihrem Gänschen-Standpunkte aus — nicht einmal so unrecht, sich mit der Lehrerstochter nicht auf eine soziale Stufe stellen zu wollen, wenn man bedenkt, daß kürzlich die Regierung in Hildesheim in einer Verfügung die Kreisschulinspektoren ersuchte, veranlassen zu wollen, daß die unter ihrer Aufsicht stehenden „Schulbediensteten" an den patriotischen Gedenktagen den Festgottesdienst besuchen. (!!)

Über bessere Kenner der „Volksseele" scheint unsere kaiserliche Reichspost zu verfügen. Sehr im Gegensatz zu den regierenden Herren in Hildesheim, die in einem ganzen gebildeten Stande nur „Bedienstete" sehen, läßt es unsere Postbehörde ihren Unterbeamten gegenüber nicht an verführerischen Süßigkeiten echter deutscher Art fehlen. Man höre und staune, was alles den Glücklichen beschert wird, und wie sie „gehoben" werden.

Den etatsmäßig angestellten Unterbeamten werden fortab bei tadelfreier Führung einer Gesamtdienstzeit von 15 Jahren, von denen die letzten 5 Jahre in der Stellung als vollbeschäftigter Post- oder Telegraphen-Unterbeamter zugebracht sein müssen, als Auszeichnung goldene Schulterplattschnüre verliehen. Die Unterbeamten in „gehobener" Dienststellung erhalten nach der Art ihrer Verwendung die Titel „Ober-Postschaffner", „Ober-Briefträger", Ober-Leitungsaufseher". Für die bestätigten „gehobenen" Unterbeamten ist diese Titelsverleihung bereits in Kraft getreten. Es ist in Aussicht genommen, dieselben Titel auch bewährten Unterbeamten in „nicht gehobener" Stellung nach Voll-

endung einer längeren tadelfreien Dienstzeit zu verleihen. Die Schulterplattschnüre, die am Dienstrock und an der Sommerlitewka auf beiden Schultern zu tragen sind, haben eine Breite von vier Millimetern und werden an dem oberen Ende, einen Zentimeter von der Kragennaht, durch einen gelben, polierten Metallknopf mit aufgeprägtem kaiserlichen Adler, an dem unteren, mit der Ärmelnaht abschließenden Ende in einer dreifachen Schleife befestigt. Von denjenigen Unterbeamten, die regelmäßig Taschen u. s. w. mit Schulterriemen benutzen, werden die Schnüre nur acht Zentimeter lang von der Ärmelnaht ab getragen. Gegen Beschädigungen durch die Taschenriemen werden diese Schnüre durch erhöhte Schulterknöpfe geschützt, die zum Aufschrauben auf ein im Rock befestigtes Unterteil eingerichtet und so angebracht sind, daß der äußere Knopfrand mit dem oberen Schnurende abschneidet. — Nach alledem, bemerkt hierzu die „Welt am Montag", darf man wohl der Erwartung Ausdruck geben, daß nunmehr selbst die verbissensten Nörgler sich beruhigen und die Vollkommenheit unserer postalischen Leistungen nicht länger anzweifeln werden. Nur ein Trottel vermag nicht einzusehen, daß ein enger Zusammenhang besteht zwischen den vier Millimeter breiten Schulterplattschnüren und der höchsten Vervollkommnung der dem Postverkehr dienenden Einrichtungen. Auch der gelbe, polierte Metallknopf mit aufgeprägtem Adler ist keineswegs eine belanglose Neuerung. Ihm kommt im Zusammenhang der postalischen Dinge zum mindesten die gleiche Bedeutung zu, wie dem durchaus nicht nebensächlichen Umstand, daß der äußere Rand des Schulterknopfes genau mit dem oberen Schnurende abschneidet.

Leider gibt es aber doch verbissene Nörgler, die diese Weihnachtsüberraschung für ein Danaergeschenk erklären. Denn ein mit den „Schulterplattschnüren" Beglückter schreibt im „Postboten": „Trifft man heute einen älteren Kollegen ohne Schulterplattschnüre, so ist man sofort unterrichtet. Man weiß, daß es bei ihm in irgend einer Weise gehapert hat, und fragt man ihn: ‚Auch du, Brutus?', so hilft sich der Kollege, so gut er kann, zwar lächelnden Mundes, dem man aber die Verbissenheit ansieht, darüber hinweg. Das Publikum, das seinen langjährigen Briefträger nur als diensteifrigen, zuverlässigen und ebenso liebenswürdigen Mann kennt, stellt diese Frage ebenfalls und wird nun in vielen Fällen seinen bisher geachteten Briefbesteller für unglaubwürdig halten, wenn er ihm den oft geringfügigen Grund der Zurücksetzung nennt."

Andere meinen gar in ihrer ausschweifenden umstürzlerischen Phantasie, daß es den Postunterbeamten vielleicht angenehmer gewesen wäre, wenn man ihnen statt der Achselschnüre und des pompösen Titels eine Gehaltsaufbesserung gewährt hätte.

Bei einem Volke, dessen Titelsucht so weit geht, daß sich in einem Badeorte eine Nürnberger Schönheit als Ochsenmaulsalatfabrikantentochter ausgab, und in den standesamtlichen Nachrichten des „Würzburger Generalanzeigers" sich Standesbezeichnungen finden wie Maschinenhausgehilfenkind, Wagenaufschreiberskind, Grundbuchanlegungskommissar, Agenturvorstandswitwe, Bürger-

spitalrentamtmann, Wurstwarengeschäftsinhabersfrau, Wohltätigkeitsstiftungs-administrationsdiener, kann man der psychologischen Abschätzung der Postbehörde nicht ganz unrecht geben. In diesem Lichte mag auch das Bestreben einer andern Behörde zu betrachten sein, einen bereits bestehenden Titel vor der Profanierung durch Verleihung an Minderberechtigte zu schützen. So ist anfangs dieses Jahres im preußischen Staatsministerium ein Antrag zur schleunigen Beschlußfassung eingegangen, wonach vom Tage des Beschlusses ab die Verleihung des Ranges eines Geheimen Kanzleirats an Personen des mittleren Beamtenstandes nicht mehr stattfinden soll, damit das Prädikat „Geheim" nicht weiterhin Anlaß zu staatumstürzenden Verwechslungen mit den sogenannten höheren Beamten gibt. Schon vor einigen Jahren ist diese Verleihung wesentlich eingeschränkt worden, wie ein Vergleich im Berliner Adreßbuch von 1903 gegen 1893 beim Kultusministerium erkennen läßt. In Zukunft soll der Geheime Kanzleirat nur noch denjenigen mittleren Beamten zuerkannt werden, die als Abiturienten oder als ehemalige Leutnants in den Staatsdienst getreten sind, alle übrigen sollen unterschiedlich als Ober-Kanzleiräte bezeichnet werden.

Wer empfände nicht das tiefste Mitgefühl mit den Unglücklichen, die auf solche grausame Weise um das heißersehnte Ziel ihres Strebens, den geliebten Titel, kommen, ohne den sich ja die biedere deutsche Mannesseele nicht so leicht zur Achtung der eigenen Persönlichkeit aufzuschwingen vermag. Und da hat noch ein Berliner Arzt, der „beinahe" Sanitätsrat geworden wäre, die frivole Keckheit, sich in der „Medizinischen Reform" über die Geschichte seiner mißglückten Standeserhöhung, wie folgt, lustig zu machen:

„Daß die Zahl der Berliner und preußischen Sanitätsräte vermehrungsbedürftig sei, daß es Sanitäts-, geheime Sanitätsräte, überhaupt Räte aller Gattungen und Arten nie genug geben könne, davon war ich schon immer durchdrungen; nur mußte ich, wenn die Kollegen und andre Leute mich, wie so oft, darüber anulkten, daß ich bei meinen 30 Praxisjahren, d. i. so an die 70 Biersemester, es noch nicht einmal zum Sanitätsrat, und, was wichtiger, meine Frau nicht zur Frau Sanitätsrätin gebracht habe, ihnen gegenüber doch immer bestreiten, daß die so erwünschte weitere Nummer nun gerade ich unbedingt sein müsse. Aber beinahe wäre es doch geschehen, wenigstens schien mir das so. Von dieser meiner beinahigen Besanitätsratung und wie dann wieder alles Essig wurde — bittere Tränen habe ich darüber vergossen —, davon die Historie werde ich nunmehr den Herren Kollegen zur Unterhaltung und Belehrung in dieser stoffarmen Zeit hier wahrheitsgemäß erzählen.

„Es war so etwa vor sechs Monaten oder auch ein wenig darüber, ich hatte es schon ganz vergessen, wurde aber glücklicherweise noch rechtzeitig wieder daran erinnert, da erhielt ich unversehens eines Tages eine Vorladung vor die Kriminalpolizei zu dem und dem Tage, mittags so und so viel Uhr, zu welchem Zweck, war nicht weiter gesagt, nur, daß es sich um eine persönliche Angelegen-

heit handle. Ich kriege natürlich einen gelinden Schreck und sinne nach, was ich eigentlich Großes verbrochen haben könne. Hatte ich vielleicht einen Diphtheriefall nicht angezeigt? Aber diesmal fand ich wirklich nichts, was mein Gewissen gröblich belastete. Ich fasse mir also ein Herz, viel mehr als den Kopf kann es ja keinesfalls kosten, und wandere zu der bezeichneten Stunde pünktlich und erwartungsvoll nach dem Kriminalbureau. Ich werde da auch gar nicht grob und unhöflich empfangen, wie das polizeifeindliche Menschen so oft in die Zeitungen schreiben, sondern ganz freundlich vor den Herrn Polizeileutnant geführt. Der nimmt Feder, Tinte und einen Bogen Papier und dann geht das Verhör los. ‚Sie heißen also so und so — u. s. w. Zu welcher politischen Partei zählen Sie sich oder welche politische Richtung verfolgen Sie?‘ — Ich will gerade auf den Rücken fallen, denn so was ist mir denn doch noch nicht passiert, da kommt aber schon der Herr Leutnant etwas hohnlächelnd über mein erstauntes Gesicht mir mit den Worten zu Hilfe: ‚Ich will Ihnen offen sagen, es handelt sich um die Verleihung des Sanitätsratstitels, und da man obige Frage von mir beantwortet haben will, hielt ich es für besser, Sie selbst direkt, als andre darüber zu fragen.‘ Das leuchtete mir allerdings ein, denn welches Gerede wäre möglicherweise entstanden, wenn die Polizei nach meiner politischen Stellung andre Leute befragt hätte? Etwas verwundert war ich nur, daß die Polizei erst zu fragen brauchte. Ich beantwortete also die Frage, und damit war das Verhör zu Ende.

„Die ganze, auf so breiter Basis inszenierte Haupt- und Staatsaktion fiel kläglich ins Wasser. Wahrscheinlich hatte irgend jemand richtig herausgefunden, daß mein politisches und öffentliches Verhalten doch nicht in allewege so ganz rein und zweifelsohne sei, wie das die Wichtigkeit der Stellung erfordere, und auch für die Zukunft in der Art vielleicht nicht viel von mir zu erwarten sei. Soviel ist hiernach aber jedenfalls klar: Obgleich wir Beispiele dafür haben, daß selbst Tüchtigkeit und Verdienste um Allgemeinheit und Ärztestand gegen Sanitätsratisierung nicht unbedingt immun machen, so schafft doch sicher Gesinnungstüchtigkeit und politisches Wohlverhalten, auf welche in allen Fällen eingehend geprüft wird, nach obigem zum mindesten eine sehr starke Prädisposition. Für den aber, den es nach dem Sanitätsrat oder dessen Frau es nach der Sanitätsrätin verlangt, ergibt sich aus dem erzählten Beispiele die wichtige Lehre: Sei politisch hübsch brav und ordentlich, so wie man das oben wünscht, und bist du das, so sage es auch laut; das kann viel, mindestens ganze Semester und mehr wiegen, von allem andern gar nicht zu reden. Hast du aber einmal so deine eigene Meinung, so mach dich jedenfalls nicht allzu breit damit, sonst kann der ganze Sanitätsrat mitsamt der Sanitätsrätin ins Wasser fallen, und das wäre doch sehr traurig.“

Wo Titel und Orden nicht hinpassen, da tut's dann wenigstens ein Diplom. So hat die Handelskammer in Brandenburg a. H. die Verleihung von „Ehrenurkunden“ an Angestellte in Handel und Industrie

für langjährige, mindestens 25jährige treue Tätigkeit beschlossen. Die Urkunde versinnbildlicht die verschiedenen Hauptindustriezweige im Handelskammerbezirk. Die Verleihung des Erinnerungsblattes erfolgt auf schriftlichen Antrag der Arbeitgeber. Beizulegen ist ein behördliches Führungsattest über die Persönlichkeit des Auszuzeichnenden. (!) Die Inschrift von Stand und Namen des Empfängers der Ehrenurkunde, sowie des Namens der Firma, in deren Diensten er steht, läßt die Handelskammer in jedem einzelnen Fall in Kunstschrift einzeichnen und berechnet der antragstellenden Firma für die gesamten Unkosten 10 Mark. Der Nörgler bemerkt hier wieder: „Manchem Arbeiter wäre mit den 10 Mark mehr gedient als mit der ‚Ehrenurkunde', die überdies nicht ohne Zutun der Behörde gegeben werden soll." Ist das aber nicht ein geradezu cynischer Materialismus?

* * *

Die Liste kann fortgesetzt werden, ich meine aber, sie genügt vorderhand, hier und da zum Nachdenken und zur Selbsterkenntnis anzuregen. Ist auch nicht alles lustig darin, so ist doch zu hoffen, daß auch heute schon eine größere Zahl Deutscher fähig ist, über derartiges mit einem herzlichen Lachen zu quittieren. Wer über seine eigenen Torheiten und Schwächen frei lachen kann, der ist mit ihnen innerlich bereits fertig und steht über ihnen. Aber zwischen Lachen und Lachen ist doch ein Unterschied, und das des Auslandes klingt nicht gerade angenehm und erhebend an unsere Ohren. Wollen wir nicht einmal aufhören, die Spaßmacher für die schadenfrohen fremden Zuschauer zu sein?





Michael Glinka und die russische Musik.

Von

Dr. Karl Storck.

Während in den Programmen unserer großen Orchesterkonzerte und neuerdings auch vielfach in solistischen und in Kammermusikveranstaltungen die russische Musik einen recht breiten Raum einnimmt, ist die russische Oper in unserm Bühnenspielplan überhaupt nicht vertreten. Denn wenn gelegentlich an einer Bühne der Versuch gemacht wird, Tschaikowskis „Eugen Onegin", „Jolanthe" oder „Piquedame" aufzuführen, so geschieht das nur aus Achtung vor der musikalischen Gesamtpersönlichkeit des Komponisten. Auch erreichen diese Versuche nicht mehr, als daß sie den Nachweis erbringen, daß eine dauernde Gewinnung dieser Auslandswerke für den deutschen Spielplan unmöglich ist. Und während sonst unsere Bühnenleiter, sobald von einem ausländischen Erfolg die Rede ist, sich in der Erwerbung der fremden Werke den Rang ablaufen, verhallen die Mitteilungen der Presse auch über die größten Erfolge russischer Opern in Moskau oder Petersburg ohne alle Wirkung, selbst dann, wenn die betreffenden Komponisten im Konzertsaal hochgeschätzt sind.

Wir haben also gerade auf dem Gebiete der Oper, die von Anfang an einen internationalen Charakter trug, die Erscheinung einer Begrenzung auf nationale Wirkung, wie sie die Kunst kaum ein zweites Mal zeigt. Da man beim „Kunstprodukt" der Gattung Oper diese nationale Beschränkung kaum als Folge eines besondern Erdgeruchs, einer außerordentlich charakteristischen Bodenständigkeit auffassen kann, wird man sie sich von vorneherein als einen mit vollem Bewußtsein geschaffenen Zustand erklären. Und so ist es auch. Die russische Oper ist nach Inhalt und Form von ausgesprochener Nationalität, und zwar so weit, daß beim Ausland für das Verständnis des ersteren in der Regel alle Vorbedingungen fehlen. Das trifft sogar bei Tschaikowskis „Eugen Onegin"

zu, dessen Einbürgerung in Deutschland immer wieder versucht wird. Denn Tschaikowski setzt eine so genaue Kenntnis des Puschkinschen Gedichts voraus, daß er keine geschlossene Handlung, sondern nur Szenen bietet.

Eine so schroffe Haltung pflegt bei einem Volke, das seine ganze Kultur dem Ausland verdankt, in der Regel Rückschlagsbewegung zu sein. Auch das trifft hier zu. Borodin, einer der Vorkämpfer der national-russischen Oper, sagt bei seinem „Prinz Igor", daß er nur für Russen Interesse haben könne, „für uns Russen, die wir unsern Patriotismus an den Quellen unserer Geschichte selbst zu stählen suchen und die wir es lieben, den Ursprung unserer Nationalität auf der Bühne wieder aufleben zu lassen". Und zwar folgert er diese stolze Beschränkung aus der Tatsache, daß „wir Russen, wir Talglicht- und Eisbärenvertilger, zu lange für das Ausland nur Konsumenten waren, um bei ihnen als Produzenten etwas zu gelten". Man war also in der russischen Musik zur Erkenntnis jener Mahnung Turgenjews gelangt, die da lautet: „Vor allem notwendig ist, die nationale Wahrheit zu erkennen; vor ihr müssen wir uns beugen."

Der erste Musiker, der diese nationale Wahrheit erkannte und vor ihr sich beugte — in allem Stolz beugte, weil so seine eigene Persönlichkeit zu voller Geltung kam, war Michael Glinka, dessen hundertsten Geburtstag am 1. Juni dieses Jahres unsere Opernbühnen nicht feiern werden. Um so mehr Grund dazu hat die Musikgeschichte. Denn der 9. Dezember 1836, an dem in Petersburg Glinkas große Oper in fünf Akten „Das Leben für den Zar" zum erstenmal aufgeführt wurde, ist der Geburtstag der russischen Musik. Dieser Geburtstag wurde damals nicht gefeiert. Die Oper wurde allgemein als „Kutschermusik" verhöhnt. Aber es dauerte nur wenige Jahre, bis man zur Erkenntnis gelangte, daß dieser Ausdruck nur dann zutraf, wenn man ihn anstatt verächtlich, ehrenvoll aussprach und Glinka als den Wagenlenker ansah, der die Kunst aus den ausgefahrenen Geleisen der Auslandsnachahmerei in die Bahnen der Pflege des eigenen Volkstums führte.

Dieses war von Hause aus musikalisch genug. Aber erst eine zur Höhe internationaler Geltung erstarkte und dabei aus dem nationalen Boden genährte Gesamtkultur vermag natürliche Anlagen eines Volkes so zu erweitern und vertiefend zu entwickeln, daß von einer Kunst die Rede sein kann. Diese Entwicklung aber wurde der national-russischen Musik, die in der altrussischen Kirchenmusik und in einem kaum übersehbaren Schatze von Volksliedern ein kostbares Rohmaterial besitzt, nicht zu teil, weil von Peter I., dem Großen, her ausschließlich die ausländische Musik Pflege gefunden hat.

Unter Peter I. (1689—1725) selbst, dessen eigene musikalische Neigungen in leidenschaftlich betriebenem Trommelspiel gipfelten, kam die deutsche Musik zu starker Geltung. Nicht nur in den Hoboistenkorps der Regimenter, denn es wurde auch ein kleines Streichorchester gegründet, das sich bereits unter Katharina I. zur kaiserlichen Hofkapelle entwickelte, die noch heute besteht. Aber als

nun der Hof sich immer prächtiger entwickelte und nach dem Beispiel der übrigen Höfe nach einer Oper verlangte, war es mit der deutschen Vorherrschaft vorbei. Die italienische Oper erhielt einen Tributstaat her, und zwar einen der zahlungsfähigsten, so daß es nach der ersten italienischen Opernvorstellung im Jahre 1737 nicht lange dauerte, bis in Moskau und Petersburg ständige italienische Opernbühnen bestanden, die sich eines Weltrufs erfreuten und Sänger und Komponisten aus dem damals allein gelobten Lande der Musik nach dem kalten Norden zogen.

Diese italienischen Komponisten nun, geschmeidige Höflinge und immer willfährige Diener, waren die ersten, die russische Stoffe und Melodieen verwerteten. Allerdings in ihrer italienischen Art. Russische Volksmelodieen gaben das thematische Material, aus dem irgend eine Schablonenarie gebaut wurde. Stoffe der russischen Geschichte oder Sage wurden auf das Prokrustesbett gestreckt, bis sie den überkommenen leeren und gleichgültigen Textbüchern der opera seria zum Verwechseln ähnlich sahen. Das waren die Taten der Francesco Araja (1700—1770) und Catarino Cavos (1775—1840). Die eingeborenen russischen Komponisten aber taten wie bei ihren deutschen Nachbarn die Hasse, Graun und Naumann, gebärdeten sich italienischer, als die Italiener, und sahen als höchsten Ruhmestitel an, wenn man behauptete, der russische maëstro könnte ein echter Italiano sein.

Und wenn für die russische Kirchenmusik die Befruchtung durch den italienischen Palestrinastil, wie sie die Werke von Berezowski (1745—1777) und Dimitri Bortnianski (1751—1825) herbeiführten, eine wirkliche Bereicherung bedeutete, so lag diese doch jedenfalls nicht auf nationalem Gebiete. Erst Glinka wurzelte so tief im eigenen Volkstum, daß er in der Musik das Fühlen und Empfinden seines Volkes aussprach, indem er seine eigene Persönlichkeit auslebte. Sein Biograph Weimar kennzeichnet dieses Verhältnis zwischen Glinka und seinen Vorgängern mit folgenden Worten: „Er faßt die Begriffe russische Musik und russische Oper tiefer als seine Vorgänger. Er beschränkt sich nicht darauf, nur die Melodie der volkstümlichen Lieder mehr oder weniger genau nachzuahmen, nein, er erforscht den ganzen Inhalt der russischen Volksgesänge in ihrer Ausführung durch das Volk, — diese Aufschreie, diese plötzlichen Übergänge vom Getragenen zum Lebhaften, vom Leisen zum Starken, diese wechselnden Lichter und Überraschungen jeder Art. Endlich die besondere, auf keinerlei hergebrachten Regeln beruhende Harmonie und musikalische Periodenbildung, mit einem Worte, er deckte das ganze System der russischen Melodik und Harmonie auf, wie er es aus der Volksmusik selber geschöpft hatte, und wie es noch keine der ihm vorhergehenden Schulen zum Ausdruck gebracht hatte."

Glinka hat keineswegs eine neue Form der Oper erfunden. Er hat jene Gestalt der „großen Oper", wie er sie bei den klassischen und romantischen Meistern des Auslands vorfand, mit all den Arien, Duetten, Chören und sonstigen geschlossenen Kunstformen übernommen. Aber er erfüllte diese alten

Formen mit dem neuen Gehalt der russischen Volksseele. Er selber war in Denken und Fühlen, aber auch als Musiker Volkskind. Bezeichnend ist, daß er die natürliche Harmonisierung der russischen Volksmelodieen instinktiv aufs beste getroffen hat, daß er aber den theoretischen Schlüssel dazu nicht finden konnte. Diese wissenschaftlichen Untersuchungen haben ihn, der die Frage praktisch so oft gelöst hatte, bis zum Tod beschäftigt. Er hat sich dafür, und auch das ist bezeichnend, bei dem deutschen Theoretiker Siegfried Dehn, seinem Lehrer, Hilfe gesucht. Der Lehrer hat den Schüler überlebt. Dehn ist 1858, Glinka bereits am 15. Februar 1857 gestorben, und zwar in Berlin, wo er einst seine Ausbildung gesucht, wo er, der seiner Gesundheit wegen oft die geliebte Heimat meiden mußte, viel geweilt hat.

„Das Leben für den Zar" verherrlicht des Russenvolkes Treue gegen sein Herrscherhaus. Hier ist die echte historische Oper zur Tat geworden. Nicht Vorwand zu äußerlicher Prunkerei, sondern Betätigung des Volkstums, Vorbild für Tat und Gesinnung auf alle Zeiten hinaus. Glinkas zweite Oper „Ruslan und Ludmilla" (1842) hat diese Bedeutung nicht. Doch bildet sie eine schöne Ergänzung zu dem ersten Werk, indem sie zum geschichtlichen das Gebiet der nationalen Sage und des Volksmärchens hinzugewann.

Die Wirkung von Glinkas Tat beschränkte sich nicht lange auf die Oper (Dargomyzski, Sserow), sondern ergriff bald ebenso stark die Instrumentalmusik. Daß diese von vorneherein den Charakter der von Berlioz-Liszt angebahnten Richtung der Programmmusik annahm, ist gewiß zunächst auffällig. Doch sind die innern Gründe für diese Erscheinung nicht allzuschwer aufzudecken. Ich kann mich darüber, wie über den Gesamtcharakter der russischen Musik nicht besser ausdrücken, als ich es bereits früher getan habe, und möchte deshalb die betreffende Stelle aus jenem Aufsatze (Velh. & Klas. Mtsh. XVII, 8) einfach hierhersetzen.

Die Gründe, weshalb hier in der Fremde eine Richtung aufgenommen wurde, als sie in der Heimat noch schwer bekämpft wurde, liegen darin, daß es zunächst in Rußland keine geschichtliche Überlieferung gab, die mit einer sorgfältig auf Paragraphen abgezogenen und abgelagerten Ästhetik an jedes neue Kunstwerk herantrat. Sodann kam man in Rußland von der Oper zur Symphonie. Es finden sich bereits bei Glinka rein symphonische Sätze, die, wie z. B. der Einzugsmarsch des Zauberers in „Ruslan und Ludmilla", von Natur aus den Charakter der Programm-Musik haben. Der Oper hatte man einen nationalen Inhalt gegeben, was lag näher, als in rein instrumentalen Werken eine Art Ergänzung zu den dramatischen zu bieten, hier manche Seiten des nationalen Lebens zu entwickeln, die sich der Dramatisierung nicht gefügig erwiesen! Oder solche, von denen man nicht mit W o r t e n reden durfte. Der Rausch fesselloser Freiheit tobt durch alle diese Werke. Unbändigkeit des Ausdrucks, Freude am Umsturz aller Gesetze, Kühnheit des Gedankenganges, ein Umwerfen aller bestehenden, durch die Überlieferung geheiligten Formen — man

könnte fast von einem Nihilismus in der Musik reden. Sollte das alles nicht auch ein Ausfluß der allgemeinen geistigen Kultur sein? Können wir nicht hier die Seele des modernen Russentums belauschen?

Es ist überdies eine häufige Erscheinung, daß eine neue Kultur an die Erscheinung einer älteren anknüpft. Endlich erstrahlte auch gerade in den Jahren, als die zumeist im vierten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts geborenen Tonsetzer, die hier in Frage kommen, in ihre schönste Schaffenszeit traten, der Stern Richard Wagners im berückenden Glanze. Fragen wir nach den gemeinsamen Merkmalen der Werke dieser „jungrussischen Schule“, wie die Systematiker die Künstlerschar genannt haben, die zum ersten Male dem übrigen Kontinent das Vorhandensein einer russischen Tonkunst zur Kenntnis brachten, so ist das wichtigste Bindemittel eben der nationale Charakter. Man holt sich mit Vorliebe die Motive aus dem heimischen Liederschatze oder bildet sie danach. Es ist bezeichnend, daß die erste Sammlung russischer Volkslieder von M. Balakirew, einem Herold der Jungrussen herrührt. Dadurch entsteht ein gemeinsamer Zug, der dem hervorstechendsten des Charakters dieser Volksweisen entspricht. Diese sind zweifacher Art. Entweder langsam und kaum rhythmisierte Melodieen, aus denen die unendliche, gleichförmige Weite, die Traumstimmung der russischen Steppe spricht; oder aber kurzatmige Tanzweisen, die nur durch Wiederholung den Charakter eines geschlossenen Tonstücks erhalten, während sie ihrem Wesen nach Stimmungsschreie sind aus dem Hirten-, Krieger- und Jägerleben dieser russischen Steppenstämme heraus. Die Melodieen halten an Gehalt und melodischer Linienführung mit denen der Böhmen oder Ungarn keinen Vergleich aus. Dafür sind sie im Wechsel der Stimmung belebter, dramatischer und ausgezeichnet durch rein klangliche Reize eigenartigster Erscheinung.

In den Kompositionen der russischen Tonsetzer finden wir diese Merkmale wieder. Reicher und plötzlicher Wechsel der Stimmung, ein plötzliches Aufschreien aus träumerischem Stillesein, hingebende Zärtlichkeit und dann wieder brutales Drauflosgehen. In der Form ein Zusammensetzen kleiner Sätze, die gern wiederholt werden, dann wieder ein fast unbegreifliches Breittreten, Wiederholen und durch alle Instrumente Hindurchführen eines an sich unbedeutenden Motivs. Diese Hartnäckigkeit im Verfolgen kleiner Einfälle finden wir bei fast allen Russen. Auch die Farbe ist charakteristisch durch das Aufsuchen eigenartiger oder doch seltsamer Klangschattierungen, den plötzlichen Wechsel in denselben. Hinzu kommt angeborene Begabung für Orchestration und Kontrapunkt. Während der Ideengehalt der Werke durchweg kein tiefer, ans Innerste greifender ist, sprühen sie von Temperament, das allerdings über die beiden Gegensätze der Weichheit und Wildheit kaum hinausreicht.

Aus alledem ergibt sich als wichtigster Unterschied der russischen von der deutschen Musik, insbesondere der Beethovenschen Symphonieen, daß sie nicht persönliches Seelenbekenntnis, nicht innere Entwicklung bietet, sondern der Niederschlag von außen empfangener Eindrücke ist. Das gilt trotz des „nihilistischen“

Gehalts, von dem wir oben sprachen; denn auch dieser ist bereits Kulturerscheinung und weniger persönliches Erlebnis. In dieser Eigenart liegt auch der Grund, weshalb diese national russischen Werke im deutschen Konzertsaal nicht Fuß zu fassen vermochten. Dem Volke fehlt das Verständnis für die Vorbedingungen dieser Musik, und dagegen vermag das Lob der Musiker (Liszt, Berlioz, Bülow) nicht aufzukommen. Daher denn auch jene Komponisten und Werke am leichtesten in Aufnahme kommen, in denen das Russentum am wenigsten ausgesprochen ist. Einiges von Rimsky-Korsakow und Alex Glazunow, vor allem aber Peter Tschaikowskis Werke sind zum Gemeingut der europäischen Konzertsäle geworden.

Von den wichtigsten russischen Tonsetzern scheiden wir von vorneherein Anton Rubinstein aus, der zwar von Geburt Russe, als Musiker aber Kosmopolit mit Betonung der deutschen Schulung war. Michael Glinka steht auch hier an der Spitze. Seine beiden Symphonieen sind zwar unvollendet geblieben, aber wir haben die symphonische Dichtung „Kamarinskaja", die ganz den geschilderten Charakter des Volkslieds trägt. — Eine auffällige Erscheinung ist, daß die Mehrzahl der andern russischen Tonsetzer erst von einem andern Beruf her zur Musik gekommen sind. Borodin war Professor der Chemie, Balakirew Naturforscher, Tschaikowski Jurist, Mussorgski und Rimsky-Korsakoff Offiziere, Cui Ingenieur. Sie trafen sich im Hause des Komponisten Dargomyzski, der selber in den „Kosakentänzen" und in der „finnischen Symphonie" zwar keine starke Schöpferkraft, aber den Grundsatz schroffer Nationalität betätigt. Überhaupt hat der Umstand, daß diese Tonsetzer zumeist erst als reife Männer sich der Kunst widmeten, sicher viel dazu beigetragen, daß diese ganze Musik ausgeprägte Grundsätze bekundet.

Im einzelnen ist Caesar Cui (geb. 1835) allerdings mehr nur als Theoretiker Nationalrusse, während seine Kompositionen starke französische Einflüsse zeigen. Balakirews (geb. 1836) Verdienste liegen zumeist auf dem Gebiet der Pädagogik, indem er in Petersburg die unentgeltliche Musikschule begründete, und in der Sammlung der russischen Volkslieder. Mussorgski (1839—1871) ist in Deutschland fast ganz unbekannt. Die russische Bühne dankt ihm den nachhaltigsten Erfolg seit Glinka. Übrigens ist bezeichnenderweise auch „Boris Godunow" eine „Zarenoper". Von ausgeprägtester nationaler Eigenart, aber auch von hervorragender Schönheit ist Borodins (1834 bis 1887) bei uns häufiger gehörte Es-dur-Symphonie. Hier tritt übrigens jener orientalische Charakter bereits hervor, der zumal in Rimsky-Korsakoffs (geb. 1844) Werken vielfach störend wirkt. Jedenfalls ist dieser Mangel an Mannhaftigkeit und innerer Stärke der Empfindung das schwerste Hemmnis für die Wirkung dieser Werke im deutschen Konzertsaal. Sie regen nur auf, aber sie klären, reinigen und erheben nicht.

Peter Tschaikowsky (1840—1893) allein ist bei uns wirklich heimisch geworden. Beigetragen hat dazu sicher, daß sich die moderne Dirigier-

kunst an seinen Werken in hervorragendem Maße zeigen kann. Wichtiger ist, daß er in der Form alles schroff Russische zu umgehen weiß. Auf derselben Linie schreitet Alexander Glazunow (geb. 1865), der in der Form, in der Erfindung der Themen, überhaupt im eigentlich Musikalischen gar nicht russisch ist. Aber russisch ist die ganze Empfindung, aus der diese internationale Musik fließt, die formal von höchster Eleganz und tiefgründiger Gelehrsamkeit ist. Wenigstens eine Seite des Russentums, die Freude am Genuß um des Genusses, am Dasein um des Daseins willen findet hier einen der Natur nach nicht tief packenden, aber gut unterhaltenden Ausdruck. Von der jüngsten Generation russischer Tonsetzer nenne ich nur den in Berlin lebenden Paul Juon (geb. 1872). Seine Stärke liegt allerdings in kleinen Werken für Klavier und Kammermusik, in denen er reiche Erfindung und gediegene Formgebung bekundet. Letztere ist, besonders in einer Symphonie, stark von Brahms beeinflußt.

Damit wäre der Kreis geschlossen. Von Berlioz-Liszt zu Brahms ist in raschem Gang das ganze musikalische Wollen der Gegenwart von Rußlands Tonsetzern aufgenommen worden. Haben sie nun genug Eigenes hinzugegeben, um im gesamten Musikleben entscheidend mitzureden? Ich glaube es nicht. — Aber es war auch für sie zweifellos am wichtigsten, zunächst ausschließlich Russen zu sein. Ihre Bedeutung für die Gesamtentwicklung hängt davon ab, was sie uns als Menschen geben werden. Wir harren deshalb dankbar und ohne alle nationale Voreingenommenheit.



Bayreuth und Parsifal.

Es war an einem der ersten Tage des diesjährigen Mai. Vom heimatlichen Wasgau her kam ich nach Stuttgart. Die schöne Schwabenstadt freute sich der ersten sonnigen Tage nach dem bösen April; die Menschen freuten sich desgleichen und strömten in Scharen nach den Parkanlagen, wo der Flieder duftete und die Faulbaumblüten die Abendluft würzten.

Ich hätte, trotzdem der neue Theaterbau lockte, nimmer daran gedacht, diesen ersten schönen Abend im geschlossenen Raum zu verbringen, hätte nicht der Theaterzettel Liszts „Legende von der heiligen Elisabeth" angekündigt. Es war noch kein Jahr her, seitdem ich das Werk gehört hatte. Ein Fest hatte die Freunde der Tonmuse Franz Liszts in Weimar zur Enthüllung des Denkmals für diesen noch immer viel verkannten Genius vereinigt. Das unansehnliche Theater barg am Abend eine erlesene Zuhörerschar zu einer mit aller denkbaren Sorgfalt vorbereiteten Aufführung.

Als ich an alles das dachte, an die stimmungsvollen Wanderungen im Weimarer Park, den immer erhebenden Besuch in Goethes, in Schillers Haus, im Lisztmuseum, — da kamen mir doch Bedenken. Ob ich mir nicht die Erinnerung an jene schönen Eindrücke zerstörte, wenn ich jetzt so gewissermaßen zufällig und unvorbereitet das Werk wieder anhören würde? Aber die Bedenken schwanden bald. Lag es nicht ganz und ausschließlich bei mir, ob ich vorbereitet war oder nicht? Das wäre doch traurig, wenn es erst äußerer Hilfsmittel und besonders günstiger Verhältnisse bedürfte, um mich für etwas Schönes, Frommes und Großes empfänglich zu machen. Dazu bedarf es der Sammlung, die ich mir aber ebenso gut verschaffen muß, wenn ich eine große Dichtung, eine Sonate Beethovens wahrhaft genießen will.

Ich ging also ins Theater und habe einen der stärksten und tiefsten Eindrücke empfangen, die mir je zuteil geworden sind. Gewiß hat daran die vorzügliche Aufführung, in der vor allem Fräulein Wiborg als Elisabeth ganz Erlesenes bot, ihr gutes Verdienst. Aber stärker wirkte doch das Ganze. Ich dachte gar nicht daran, daß ich im Theater war. Der an sich nüchterne Bau war voller Weihestimmung, die gedrängte Schar der Anwesenden lauschte in andachtsvoller Ergriffenheit. Kein lauter Beifall störte; auch auf der Bühne waren alle Mitwirkenden sich sichtlich des Ernstes dieser Aufgabe bewußt. Mit einem Worte, wir erlebten ein Weihefestspiel, weil wir selber voll weihevoller Stimmung waren. Dabei war weder der Bühnenraum besonders geeignet, noch wird man das protestantische Stuttgart als besonders günstigen Boden für diese ausgesprochen katholische Musik bezeichnen wollen. Die Kunst hatte aber alles Entgegenwirkende überwunden. Wieder einmal hatte man die innige Verwandtschaft von echter Kunst und innerster Religiosität erfahren, wieder einmal hatte man erfahren, daß die Auffassung des Theaters als moralischer Anstalt im Sinne Schillers durchaus kein eitler Wahn zu bleiben brauchte, wenn wir nur mehr künstlerische Schöpfungen hätten, von denen diese Weihestimmung ausginge. —

In dieser gehobenen Stimmung mochte ich daheim den schönen Abend nicht ausklingen lassen, ohne aus dem neuen „Türmerheft“ wenigstens den einen oder andern Artikel zu lesen. Was war natürlicher, als daß ich Hans von Wolzogens Betrachtungen über „Bayreuth und seinen Parsifal“ wählte. Parsifal und heilige Elisabeth, beide erneuert vom Freundespaare, ein Protest beider gegen den Materialismus, gegen die Irreligiosität der Welt. Beide Werke nach Inhalt und Form, vor allem aber der ganzen Stimmung nach so ganz anders, als unser heutiges Theater ist.

Über die Stellung des von mir sehr hochgeschätzten Hans von Wolzogen zur Frage der Erhaltung des „Parsifals“ für Bayreuth war ich natürlich von vornherein im Klaren. Die ganze Angelegenheit ist ja bald ein Jahr lang Gesprächsstoff, und ich habe gleich in der ersten Nummer der „Hausmusik“ (Oktober 1902) zum „Parsifalbund“ Stellung nehmen müssen. Es ist ein sehr peinliches Gefühl für einen aufrichtigen Verehrer Richard Wagners, gegen die Bayreuther Wagnergemeinde irgendwie sich erklären zu müssen. Ich liebe Wagners Werke leidenschaftlich; es ist erklärlich, daß sich diese Liebe auf den Schöpfer selber und in gewisser Art auch auf die Wahrer seines Vermächtnisses überträgt. Außerdem aber liebe ich Bayreuth selbst und halte, wie ich schon oft geäußert

habe, den Bayreuthgedanken für den fruchtbarsten und segensreichsten der Kunsterziehung Wagners.

Aber für mich ist Parsifal und Bayreuth noch lange nicht dasselbe. Der Bayreuthgedanke ist das viel Weitere und Größere. Dieser Gedanke aber — ich wiederhole die Stelle aus jenem früheren Artikel im Oktoberheft — ist: Loslösung aus dem Gewöhnlichen, Befreiung vom Alltäglichen, Heraushebung für alle Schablone, also in einem Worte: Festtäglichkeit. Unsere öffentliche Kunst hat die Festtäglichkeit und damit das Beste verloren. Unser ganzer Theaterbetrieb und, was noch schlimmer ist, die ganze Art unseres Theatergenusses ist geschäftsmäßiger Werkeltag. Bayreuth bringt für die Künstler, für die Leitung und für die Besucher die Loslösung vom Alltag, und darin liegt sein größter Wert. Nur unter solchen Umständen wird der Durchschnittsmensch eine künstlerische Offenbarung erfahren. Treffen sie zu, so vermag auch ein künstlerisch weniger bedeutsames Werk die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke zu bewirken. Man denke doch an Oberammergau. Gewiß, bei Tausenden hallt das rein Religiöse nach. Aber dieselben Leute sehen daheim alle Tage den Kreuzweg, verrichten Kreuzwegandachten, lesen die biblische Darstellung, gegen deren Gewalt die Ammergauer Aufführung nicht aufkommt. Dennoch erfahren sie nicht diese Eindrücke. Aber auch religiös Gleichgültige werden ergriffen, rein künstlerisch, trotzdem die künstlerische Leistung nicht erstrangig, im musikalischen Teil sogar geradezu schlecht ist. Aber sie sind eben festlich gestimmt, wie die Griechen an ihren Theatertagen es waren.

Es ist klar, daß für Richard Wagner dieser Festspielhausgedanke das Wichtigste war. Festtäglichkeit des Kunstgenusses an sich, dadurch Weihe desselben. Es ist ja auch bekannt, daß Wagner bei Bayreuth auch durchaus nicht bloß an ein Wagnerhaus dachte, etwa wie die Karikaturerscheinung Bungert mit seinem Godesberger Haus, das hoffentlich ein Luftschloß bleibt. Aber es ist ganz natürlich, daß Wagner selbst, wie seine Erben, sich so lange auf die Aufführung Wagnerscher Werke beschränken, als diese für den Zweck genügen. Ich bin überzeugt, daß das noch für lange Zeit hinaus der Fall sein wird, so schön und wünschenswert ich es fände, wenn Bayreuth sich Glucks annehmen wollte. Es war auch durchaus berechtigt und entspricht dem Organisationsgenie wie dem idealen Opfersinn Wagners, daß er das einzige Werk, das er als von aller Welt anerkannter Meister noch schuf, diesem Festspielhaus gewissermaßen als Garantiekapital überwies, damit es außer der Festtäglichkeit auch noch ein anderes Anziehungsmittel habe, indem es etwas zeigen kann, was sonst niemand besitzt.

Von hier aus bis zu der Bestimmung, daß der „Parsifal" ausschließlich und für alle Zeiten nur in Bayreuth aufgeführt werden solle, war für Wagner selbst nur ein Schritt, der psychologisch sehr leicht erklärlich ist; das heißt wäre. Denn es ist auch nach Wolzogens Darlegungen durchaus nicht bewiesen, daß Wagner diesen Schritt wirklich getan hat. Wagner war ein so außerordentlich praktischer und klarer Kopf, er war so weitsichtig, so selbstbewußt und kühn, daß er, wenn er wirklich für seinen „Parsifal" einen Ausnahmezustand von allen übrigen Kunstwerken gewollt hätte, er kein Mittel gescheut hätte: 1) diesen seinen Willen aller Welt deutlich und klar kund zu tun; 2) alle möglichen Schritte selbst zu unternehmen, und sei es auch nur der stärkeren Betonung seines Willens wegen, um irgendwelche Garantieen dafür zu erhalten, daß sein Wille erfüllt werde.

Von alledem ist nichts geschehen. Man kann einige Stellen aus Privatbriefen beibringen, aus denen man einen derartigen Willen Wagners herauslesen **kann**, aber durchaus nicht **muß**. Denn Wagner wußte nicht, daß eine Zeit kommen würde, wo Bayreuth der finanziellen Stütze durch den „Parsifal“ nicht mehr bedarf. Wir sind so weit, daß die Festlichkeit der Bayreuther Veranstaltungen schon allein genügt, um Unzählige anzulocken und zu erheben. Es bedarf der besonderen Attraktion eines nur dort zu sehenden Stückes nicht mehr. Wolzogen selbst sagt, daß 1896, als der „Parsifal“ nicht gegeben wurde, der Zudrang am stärksten gewesen sei. Er betont ferner, daß gerade der „Parsifal“, doch nur durch die Ausnahmestellung, noch von zu vielen „als ein neues Werk“ besucht werde. Das ist also doch dann das Gegenteil von dem, was beabsichtigt ist. Es ist durchaus nicht gesagt, daß Richard Wagner angesichts der Entwicklung, die die Verbreitung seiner Schöpfungen, sowie Bayreuth genommen, jene Beschränkung aufrecht erhalten hätte.

Doch das ist ein Rechnen mit „wenn“, und das brauchen wir nicht. Denn es scheint mir noch sehr fraglich, ob ein Künstler überhaupt das Recht hat, für alle Zeiten der Welt gegenüber eine solche Beschränkung eines seiner Werke auszuüben. Es ist jedenfalls ein Ausnahmefall, der dem Wesen des Kunstwerks durchaus widerspricht. Indes auch das bleibe hier ununtersucht.

Bei der ganzen Frage kann man Wagners persönlichen Willen ausschalten. Auch den Größten gegenüber, ja gerade bei ihnen, handelt es sich um die **Sache**, nicht um die **Person**.

Es steht fest:

1) Bayreuth kann geschäftlich auch ohne „Parsifal“ bestehen.

2) Die tiefste Wirkung Bayreuths beruht darauf, daß seine Aufführungen den Charakter von Festspielen tragen.

3) Das wird am besten dadurch bestätigt, daß auch die überall bekannten und aufgeführten Werke unter den besonderen Bayreuther Verhältnissen eine besondere Wirkung ausüben.

Aus diesen Tatsachen muß man folgende Folgerungen ziehen:

1) Der stichhaltige Grund, den „Parsifal“ für Bayreuth allein zu erhalten, fällt weg, da Bayreuth ohne diese Attraktion bestehen kann.

2) Da die andern Werke Richard Wagners durch ihre Aufführung auf andern Bühnen nicht an ihrer Wirkungskraft in Bayreuth eingebüßt haben, wird das auch beim „Parsifal“ nicht der Fall sein. Im Gegenteil. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade jene von den Bayreuther Aufführungen die stärksten Eindrücke empfangen, die die Werke bereits vorher gut kannten. Es ist das nur natürlich, da sie eben besser vorbereitet sind. So werden auch in Zukunft die Hörer viel besser vorbereitet den „Parsifal“ auf sich wirken lassen können als jetzt, wo sie eine „Neuheit“ sehen.

Noch viel einfacher ist die Widerlegung der größeren Gruppe der andern Gründe, die da heißen: der „Parsifal“ ist zu gut für die Bühne; er ist zu religiös; er würde „entweiht“ werden; die Theater sind nicht würdig, ihn aufzuführen; die Darsteller sind nicht würdig, diese Personen zu verkörpern.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche Darlegungen liest. Sie sind der beste Beweis dafür, daß alles Einschwören auf den Buchstaben den Geist

tötet. Das Wagnerianertum bekommt immer mehr eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Goethephilologie.

Wenn der „Parsifal" in sich heilig ist, so wird er nicht entweiht, wenn er auf ein Theater kommt, sondern wird dieses heiligen, wenigstens für den Abend, wo er aufgeführt wird. Es ist noch kein Oratorium, nicht die Missa solemnis, noch die „hohe Messe" entheiligt worden, wenn sie in einem profanen Konzertsaal oder auch im Theater aufgeführt wurden. Man — wenigstens jene, die das Werk zu empfinden vermögen — vergaß den Raum oder empfand ihn als durch das erhabene Werk geheiligte Halle.

Geradezu traurig kann es einen aber stimmen, wenn man in einem ernsthaften Aufsatz als ernsten Grund etwas derartiges zu hören bekommt, wie das Zeugnis des Königsberger Herrn (S. 159): „Parsifal auf unserer Königsberger Bühne, und ich sehe da vorn rechts den wohlbekannten dicken, lächelnden Choristen und dahinten links den langen, hageren, und all die vertrauten ‚schwankenden Gestalten', die man alle Abend in Opern und Operetten mimen sehen muß, und das sollen nun mit einemmal alles Gralsritter sein."

Wenn der Mann nach Bayreuther Meinung „den Nagel auf den Kopf getroffen hat", so habe ich bislang die Bayreuther Kreise stark überschätzt. Ich habe gemeint, man zöge dort eine innerliche Kunstauffassung groß, die von allem Personenkultus ebensoweit entfernt ist wie von aller Personenverachtung. Über Unzulänglichkeiten der Werkzeuge muß man hinwegsehen können. Oder sorgt etwa Bayreuth dafür, daß die dort Mitwirkenden im praktischen Leben dem entsprechen, was sie darstellen? Man hatte in Bayreuth einen herrlichen Wotan, der körperlich so dick war, daß er wohl einen Gambrinus, nimmermehr aber den Wanderer verkörpern konnte.

Gewiß, man kann in Bayreuth mehr erreichen als anderswo. Aber es wäre jammermäßig um den Gehalt des „Parsifal" bestellt, wenn er durch solche Unzulänglichkeiten der Darstellung um seine Wirkung gebracht werden könnte.

Der „Parsifal" ist ein ergreifendes und erhebendes Kunstwerk. Er mag vielen Leuten geradezu religiöse Offenbarung sein, andern ist er nur die würdige Umkleidung tiefreligiöser Gedanken, die in anderer Form ebensostark oder stärker wirken. Und das ist doch entscheidend. Das Publikum ist in Bayreuth sicher ebensostark von Elementen durchsetzt, die keine innere Beziehung zum religiösen Gehalt des Werkes haben, wie in jeder andern Stadt. Aber Tausende von denen, die hier wirklich erbaut und ergriffen wurden, werden nie nach Bayreuth kommen. Oder doch?

Bayreuth ist für immer weitere Kreise eine Modesache geworden. Dadurch sind die gesamten Verhältnisse so in plutokratischem Sinne verschoben worden, wie es weder der Sache, noch dem Geiste des Begründers von Bayreuth entspricht.

In einem erinnert Bayreuth an das Geschäftsgebahren anderer Unternehmer. Es besitzt eine Attraktion stofflicher Art, die die Neugier wachruft und befriedigt. Das ist eben die Tatsache, daß nur hier der „Parsifal" zu sehen ist.

Das Bayreuth der Zukunft wird sagen können: Ich wirke nur durch zweierlei: 1) durch die Güte und Gediegenheit meiner Aufführungen; 2) wer zu mir kommt, kommt nicht aus einer Neugier, die überall befriedigt werden kann, sondern aus dem innern Grunde, daß er einem Feste der Kunst beiwohne, daß er sich innerlich läutern und erheben lassen will. Die Gesamtverhältnisse

bei den Bayreuther Festspielen können dadurch nur gesunder und dem Geiste ihres Begründers entsprechender werden. Dieser Geist belebt, der Buchstabe — und sei es der einer noch so ernst aufgefaßten Überlieferung — aber tötet.

Karl Storck.



Friedrich Wiecks Stellung zum Ehebund Robert und Klara Schumanns.

Eine Erklärung.

Im Januarheft habe ich in der „Hausmusik" an der Hand der neuen, von Berthold Litzmann herausgegebenen Biographie Klara Schumanns ein Bild des Liebesbundes zu geben versucht, der diese große Künstlerin mit Robert Schumann vereinigte. Die hohenzollernsche Hof- und Kammervirtuosin, Fräulein Marie Wieck, schickt uns zu diesem Aufsatz eine Erklärung, der wir schon deshalb gern Aufnahme gewähren, weil hier die einzige überlebende Tochter Friedrich Wiecks spricht, dessen ganze Haltung in der Angelegenheit auch jetzt noch ein psychologisches Rätsel bleibt. Die Erklärung Fräulein Wiecks hat folgenden Wortlaut:

„In der letzten Zeit sind vielfach Besprechungen des neuen, von Berthold Litzmann herausgegebenen Buches ‚Klara Schumann, ein Künstlerleben' erschienen. Das Material zu diesem Werke wurde in wenig pietätvoller Weise von der Tochter Klara Schumanns geliefert. Es handelt sich meistens um jene Briefe, welche meine Schwester Klara während der Brautzeit an ihren späteren Gatten, Robert Schumann, gerichtet hat. Es sollen auch noch mehr dergleichen Briefe, aus dem Jahre ihrer Verheiratung erscheinen. Es ist klar, daß der bekannte Zwist es mit sich brachte, daß diese erwähnten Briefe offenbar in gegenseitiger Hitze geschrieben wurden, und sind sie einem Liebespaar zu verzeihen. — Sicherlich ist aber diese Veröffentlichung nicht im Sinne Klara Schumanns gewesen, dafür spricht schon der Umstand, daß gerade diese betreffenden Briefe erst nach ihrem Tode gedruckt worden sind. Die dadurch wieder ausgegrabene Heiratskalamität hätte man schon der erzeugten Monotonie und der darin vorkommenden Schmähungen ihres Vaters wegen auslassen können. Bei der heutigen Generation müssen sie ein ganz falsches, unwahres Licht auf Friedrich Wieck werfen. — Ich, die mein ganzes Leben der Kunst geweiht, mit meinem Vater, dessen geniale, pädagogische Wirksamkeit noch jetzt in Büchern, Aufsätzen sowie Briefen gewürdigt wird, zusammen gelebt, als Schwester und Schwägerin am meisten mit beiden Schumanns künstlerisch gewirkt, fühle mich gedrungen, gegen diese Beschuldigungen aufzutreten. Es ist doch schon aus sehr vielen erschienenen Büchern 2c. und auch oft von der Presse erwiesen, daß Friedrich Wieck mit seinen drei Töchtern Klara, Marie, Cäcilie und seinen Schülern, ohne die ihm angedichtete tyrannische Strenge (zumal der Jetztzeit gegenüber), nur das Beste gewollt, und daß ihm auch, angesichts der

Heiratverweigerung, jede auch nur anscheinenden unedlen Motive fremd gewesen. Es ist auch leicht, jetzt nur auf der Seite des genievollen, weltunpraktischen Paares zu sein. — Viele kennen, wollen es aber nicht zugeben, die Beweggründe, welche Friedrich Wieck bestimmten, die Heirat seiner Tochter noch verschieben zu lassen. Er wollte sie sich noch ein Vermögen in England dazu verdienen lassen. — Wer die leider anfänglich sehr sorgenvolle Lage der beiden Schumanns in Dresden mit erlebt hat, würde dem vielleicht zu streng dagegen auftretenden, ängstlichen Vater recht geben, wenn auch nach jetzigen Begriffen ein Liebespaar lieber hungern soll als warten. — Daß meine Schwester und mein Schwager, welche zusammen gehörten, ihr Unrecht einsahen und auch die Kränkungen vergessen konnten und wollten, haben sie als edle Charaktere dadurch bewiesen, daß sie schon nach einem Jahr die Versöhnung anbahnten. Diese führte von beiden Seiten zu fortgesetzten guten Beziehungen mit Familie Wieck; gegenseitige Briefe, Geschenke, Dedikationen schon gedruckter Noten, Einladungen beweisen dies zur Genüge.

Daß Friedrich Wieck der Schumannschen Muse stets sehr zugetan und sie mit Liebe gepflegt hat, versteht sich von selbst, wenn auch manchmal durch gelegentlich von ihm hingeworfene Urteile dies abgeschwächt erschien. — Trotz aller Anfeindungen führte er Schumann und Chopin in die Öffentlichkeit ein. Dies wird aber totgeschwiegen. — Meine Schwester hing mit anbetender Liebe an ihrem Vater, und diese Liebe brach nach einem Jahr der Kämpfe mit aller Gewalt wieder hervor. Ebenso war die seinsollende Geldgier meines Vaters eine Fabel, gerade das Gegenteil war der Fall. Nichts war ihm verhaßter als diese. Seinen Töchtern Geld zu geben und zu lassen, war er stets bereit, wenn es auch bei dem Prozeß anders erschien. Im übrigen hatte Klara eine sonnige Jugend und schöne Heimat bei ihrer stets für sie sorgenden Stiefmutter Klementine Wieck-Fechner.

Neben vielem andern beweisen auch die Jugendbriefe, wie Schumann über seinen edlen Freund und Berater dachte. Meine demnächst erscheinenden ‚Erlebnisse und Gedanken' werden näher auf die Frage eingehen und Briefe darüber bringen."

* * *

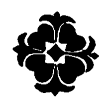
So begreiflich diese Stellungnahme Fräulein Wiecks zu dem Buche von Berthold Litzmann ist, so erklärlich es ist, daß sie diese ausführliche Darstellung des Kampfes, den Friedrich Wieck gegen die Verbindung seiner Tochter mit Robert Schumann führte, als schwere Kränkung des Andenkens ihres Vaters empfindet, so muß doch der persönlich unbeteiligte Beobachter sagen, daß ihre Darlegungen nichts an jenen Tatsachen zu ändern vermögen. Und ich fürchte, es wird auch den „Erlebnissen und Gedanken" nicht gelingen, diesen eigentümlichen Vorfall wirklich in befriedigender Weise aufzuhellen.

Es bestreitet heute kein Mensch — auch Litzmann in dem angeführten Buche nicht — daß Friedrich Wieck einer der ersten Klavierpädagogen war. Daß er seine Tochter in unverständiger Weise zum Üben angehalten habe, wird ebenfalls von Litzmann scharf widerlegt. Der schöne Erfolg zeugt hier für Wieck viel besser als alle Zeugnisse. Es bestreitet ferner auch niemand, daß Wieck zwar ein Hartkopf, aber ein durchaus gerader und ehrlicher Charakter war.

Aber gerade in diesem Widerspruch zwischen der Gesamterscheinung des Mannes und seinem Verhalten gegen die beiden Liebenden liegt ja das Uner-

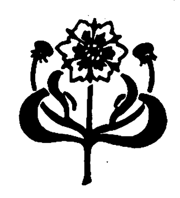
klärliche, das dem ruhigen Beobachter oft den Eindruck macht, als habe er es mit einem anormalen Menschen zu tun. Der Einwand, daß Wieck die Absicht gehabt, habe, seine Tochter sich noch ein Vermögen in England verdienen zu lassen, ist nur ein Glied in der Kette derartiger Ausflüchte, die ja gerade das junge Paar fast zur Verzweiflung brachten. Die nachherige Aussöhnung zeugt für den Edelsinn der dabei Beteiligten, ist aber keineswegs ein Beweis für die Lauterkeit des vorangehenden Verhaltens des alten Wieck. Übrigens wird ja der zweite Band der Litzmannschen Biographie hierüber wohl neue Aufschlüsse bringen.

Um einen Ausweg aus dem Widerspruch zwischen der Gesamtpersönlichkeit Wiecks und seiner Stellung in dieser Angelegenheit zu finden, habe ich sein Verhalten aus seiner Künstlerschaft psychologisch zu erklären versucht. Darüber, ob ich damit das Rechte getroffen, steht mir natürlich kein Urteil zu. Das eine aber ist sicher, daß alle diese Briefveröffentlichungen nur die Grundlage zu einer Erklärung, nicht diese selbst bringen können. Ob es angebracht ist, solche Briefe noch zu Lebzeiten von Menschen zu veröffentlichen, die dadurch schwer verletzt werden können, ist eine andere Frage, die ich nicht bejahen kann. K. St.



Zu unserer Notenbeilage.

Unsere heutige Notenbeilage bedarf keiner Erläuterung. Sie bietet vier einfache Minnelieder, die unter getreuer Wahrung der alten Melodie in die uns vertraute Notation gebracht und leicht harmonisiert worden sind. Diese Arbeit stammt von Franz Kugler (1808—1858), der als Kunstschriftsteller noch heute hochgeschätzt, als Komponist aber ganz vergessen ist. Denn jene, die das nach ihrer Meinung „alte“ Lied: „An der Saale hellem Strande“ singen, denken nicht daran, daß das Lied noch gar nicht alt, sondern nach Wort und Weise die Schöpfung eines Gelehrten ist. Von Kuglers Liedern, die in den alten Originalausgaben nur schwer aufzutreiben sind, wird unsere Notenbeilage noch häufiger Beiträge bringen. Denn sie sind gesund empfunden, melodiös erfunden und einfach vorgetragen, also im besten Sinne des Wortes „Hausmusik“.



Die Hochzeitsreise.

Zu unserer Kunstbeilage.

Unsere Genre- und Sittenmalerei hat zumeist etwas Ungesundes. Das liegt aber nicht an diesen Stoffgebieten an sich, sondern an den Künstlern, die sich in ihnen betätigen. Gerade der Maler unseres Bildes sagte einmal im Hinblick auf die Bauerntümelei in Malerei und Literatur: „Die höchste Begeisterung für alles, was Bauernlackl ist, und dabei gar nicht bemerken, daß alle diese sozial-kommunistischen Bilder genau für den Salon des Bankiers und Stutzers berechnet sind: das geht über meinen Horizont.“ Und so haßte Schwind, der doch ein gut Teil Sittenbilder gemalt hat, den Sittenschilderer Auerbach. Denn Schwind wollte nichts von Beobachtung und Darstellung und dergleichen wissen, sondern erleben. Sittenmalerei ist für ihn Lyrik im Goetheschen Sinne, sie soll vom Augenblick gegebene Stimmung vermitteln.

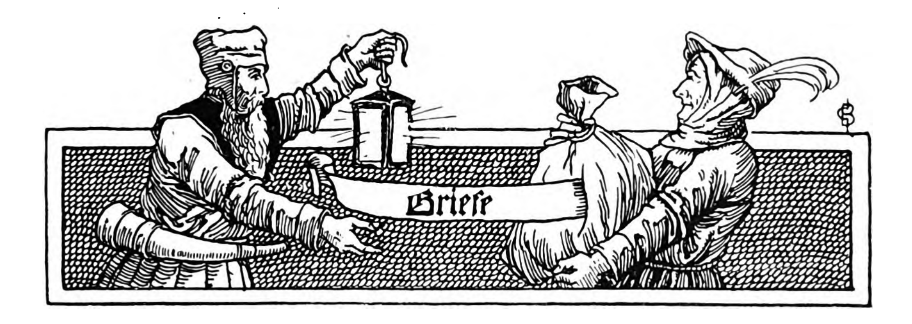
Und so ist er in allen seinen Bildern. Die Märchen hat er erlebt wie die Natur- und die Genrebilder. Nichts ist ihm des Stoffes selbst wegen malenswert, sondern um dessentwillen, was er dabei empfindet.

So kommt's, daß seine Märchen wahr sind, und daß umgekehrt ein wirkliches Geschehen, wie es unser Bild von der „Hochzeitsreise“ ist, ein Stück Märchen sein könnte. Dabei ist er selber der Bräutigam, und die Braut, zu der er so glückstrahlend und stolz einsteigt, ist seine Frau; im Hausknecht aber, der den Gast so ehrerbietig — er hat offenbar ein gutes Trinkgeld erhalten — hinausgeleitet, hat er seinen Freund Lachner dargestellt.

Nun ja, und den alten Marktplatz mit dem Wirtshaus zum Sternen daran und dem Brunnen mit dem zahmen Drachen und dem zahmeren Sankt Georg, gegenüber aber den Krämer hast du wohl selber schon einmal so oder ähnlich gesehen, wenn du auf fröhlicher Wanderschaft abends im Städtchen einkehrtest. Und da war wohl auch Brunnenrauschen dabei, Bäume wiegten sich im Winde, und ein kläffender Spitz war auch dabei, denn er gehört dazu. Hättest du dann noch ein junges Weib bei dir gehabt oder wärst gar in sauberer Kalesche auf der Hochzeitsreise gewesen, so hättest du's auch erlebt, gerade wie unser Schwind, und es stände dir in der Erinnerung so schön wie ein Märchen, dieses Stück stiller, heimlicher Poesie.

K. St.





E. W., D.-A. — F. B., D. (Rhld.) — J. S., D.-S. b. J. — J. B., L. — R. M. H., H. i. W. — A. G., P. — B. K. O. (Die gewünschte „kurze Rezension" wollen Sie — und andere! — eben darin sehen, daß die eingesandten Proben sich noch nicht zum Abdruck im T. eignen, also seinen Ansprüchen noch nicht genügen.) — **J. F. — R. Z., K. — B. N., R.** Verbindlichen Dank. Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

A. L. F., L. Sie drohen, uns in jeder Woche wenigstens drei Gedichte zuzuschicken, darunter „Das Tagebuch eines Mörders in Versen", und einige „Epigramme über Sachsen, Prinzessin Louise, Giron und D'obrian." Womit haben wir das nur verdient? Nach den eingesandten Proben können wir nur sagen, daß es Ihr und unser Glück ist, wenn, wie Sie schreiben, „andere Geschäfte Ihnen nicht erlauben, sich ganz der Literatur zu ergeben".

H. G. v. B., B. Wir hatten noch keine Gelegenheit, das Werk von H. E. Jost, „Der Erfolg" kennen zu lernen. Vielleicht kann ein Leser darüber Auskunft geben, ob das Buch hält, was es in den Anzeigen verspricht.

R. B., K. (E.). Wie Sie aus dem Maiheft ersehen haben werden, haben die Ausführungen des Herrn B. zur Friedensbewegung bereits eine eingehende Widerlegung gefunden, die sich mit der Ihrigen zum größten Teil decken dürfte, so daß deren Veröffentlichung zur Klärung der Frage keine wesentlich neuen Gesichtspunkte mehr herbeibrächte. Aus den eingesandten Gedichten spricht ein Talent, das sich wohl entwickeln kann, doch ist zum Abdruck im T. noch keines recht geeignet. Freundlichen Gruß!

D., R., Schl. H. Es freut uns aufrichtig, daß Sie „Stephan Remarx" mit solcher Anteilnahme und Erhebung gelesen haben. Mit Ihnen hoffen wir, daß unsere Ausschau nach ähnlichen Beiträgen nicht vergeblich sein wird. Freundlichen Gruß!

M. R., P. d. P. Besten Dank für die „vertrauliche Stimme", die uns im wesentlichen nur bestätigt, daß es an der Zeit war, das Thema zur Sprache zu bringen. Wir danken Ihnen auch für die Anerkennung, daß der T. dabei an „keine blinde und sensationslüsterne, keine agitatorische und mobile Öffentlichkeit" denkt, sondern lediglich der Wahrheit die Ehre geben und zur Abstellung von Mißständen sein Scherflein beitragen will. Freundlichen Gruß!

H. B., A. Auf Ihren liebenswürdigen Brief kommt der T. noch ausführlich zurück. Für heute der treuen Freundin herzlichen Dank und Gruß!

Türmerleser in B. und H. Besten Dank für die Zeitungsausschnitte. Warten wir ab, was in dem Fall noch geschieht.

F. W.-München. Warum wollen Sie nicht auch für 13—15jährige Volksschülerinnen Schillers „Tell" als erstes Werk zur Einführung der Jugend in die Meisterwerke dramatischer Poesie empfehlen? Es ist von den für die Schule in Betracht kommenden dasjenige, das am meisten in Sinn und Gemüt der Jugend überhaupt eingeht, und was an Begeisterungsfähigkeit Knaben aus dem „Tell" empfangen, das brauchte auch deutschen Mädchen nicht vorenthalten zu werden.

R. H., P. G. (P.). Ihre „Gedanken eines Beamten" hofft der T. in der Offenen Halle zum Abdruck bringen zu können. Sie bieten manches Anregende, und nicht nur für „Beamte". Freundlichen Gruß zum fernen Parana!

A. B., W., P. A. O. Besten Dank für Ihren Brief, auf den wir in Ihrem Sinne noch eingehen werden, und freundlichen Gruß!

Red. des „Zeitungsverlags". Wir haben uns über Ihre tapfere Haltung in der Frage des „Byzantinismus" sehr gefreut. Aber auch Ihre Bemerkungen zu dem Kapitel der „populären Gedankenlosigkeiten" haben uns gefallen. Sie warnen „vor dem Überschwang des Gefühlsausdrucks, den besonders kleinere Zeitungen im lokalen Teile pflegen", und

schreiben dazu: „Der Redakteur lacht mit den Fröhlichen und weint mit den Traurigen: Kein Schützenball ohne Loblied auf die Gemütlichkeit, kein Turn- und Radfahrerfest ohne das herzhafte Gut Heil und All Heil, kein Schneiderinnungstag ohne die Versicherung, er werde goldene Früchte bringen; kommt er vom Grabe eines Mitbürgers, so hört man sein Schluchzen aus den Spalten des Anzeigers und Wehklagen ertönt bei jedem ernsteren Unglück. Die Absicht ist ja schön und gut, aber die schrecklichen, dazu noch schablonenhaften Übertreibungen! Es läßt sich nicht bestreiten, daß auch auf diesem Gebiete, das ganz dem Einflusse des Gemüts vorbehalten sein sollte, vor allem die geschäftliche Konkurrenz die Ursache des Übels ist, an das sich die Leute aber schon so gewöhnt haben, daß sie über die landläufigen Fehlgriffe in der Tonleiter der Gefühle nur noch die Achsel zucken. Ein Lächeln kommt höchstens solche an, die wissen, daß der betreffende Redakteur, der hier so laut an der Freude anderer teilnimmt und 20 Zeilen weiter unten schon das dritte Taschentuch verbraucht hat, zufällig ein recht nüchterner und erfreulich praktischer Mensch ist, der in alltäglicher Gleichgültigkeit dahinwandelt. Wenn also Kollege X. vom Anzeiger danebenhaut, sollte Kollege Z. vom Tageblatt seinen Stolz darein setzen, erst recht auf geschmacklose Übertreibungen zu verzichten."

Münchener Künstler-Fächer. Wir bestätigen gern, daß der unter diesem Namen in den Kunsthandel gebrachte Fächer, auf dessen 12 Blättern Künstler wie Defregger, Diez, Grützner, Habermann, H. Kaulbach, Gabriel Max, Stuck, Uhde u. s. w. mit farbenprächtigen Schöpfungen vertreten sind, einen eigenartigen und wirkungsvollen Zimmerschmuck hergibt. Der Fächer, dessen einzelne Blätter ganz vorzüglich und getreu nach den Originalen reproduziert sind, ist im Verlage der Kunstanstalt C. Andelfinger & Cie. in München, Lindwurmstraße 24, erschienen und kostet 10 Mark.

☙

Herrn Hauptlehrer B. in F. Gern sandten wir an die von Ihnen angegebene Adresse die gewünschten 100 Türmer-Postkarten. Daß sie sich, wie Sie schreiben, für Werbungszwecke ganz vorzüglich bewähren, hörten wir auch von anderer Seite. Leider werden die Karten noch zu wenig benutzt. Vielleicht bewirken diese Zeilen, daß diejenigen unserer geehrten Leser, die von unserem Anerbieten bisher keinen Gebrauch machten, uns Bestellungen auf die Türmer-Postkarte zugehen lassen. Wir liefern jede Anzahl gratis und franko. Der Verlag.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T., beide Berlin W., Wormserstr. 3**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge **kann Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer**, Verlagsbuchhandlung **in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch sämtliche Buchhandlungen und **Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Rembrandt van Ryn pinx. Photogravure Bruckmann



SELBSTBILDNISS



Juli 1903. Heft 10.

... vor dem Sterben.

... von ... Rosegger.

... , ob der Hinblick auf den Tod mehr
... oder zu erhellen. Vielleicht wäre
... diesem Leibe und unter dem bekannten
... halten. Noch sicherer aber weiß di.
der Furcht vor dem Sterben, die uns
... mancher Weltweiser besteht darin,
... zu genießen, ohne zu denken, was
... aber bei dem ... begehrenden
... naturen — und
... , den Freudenbecher
... , weil sie ... während des Ge-
... . Es freut sie kein Glück, weil sie
... dauert, hat für sie keinen rechten Wert.
... über Unsterblichkeit überzeugt sein, wenn
... Wert sein soll. Gibt es für sie persönlich
... auch die Gegenwart nichts. Deshalb wirft so
... igen Leben auch das zeitliche weg.



SELBSTBILDNISS



V. Jahrg. Juli 1903. Heft 10.

Die Angst vor dem Sterben.

Eine Betrachtung von Peter Rosegger.

Wir wissen noch immer nicht genau, ob der Hinblick auf den Tod mehr beiträgt, unser Leben zu verdüstern oder zu erhellen. Vielleicht wäre das Bewußtsein, ewig auf dieser Erde, in diesem Leibe und unter dem bekannten Einerlei fortzuleben, einfach nicht auszuhalten. Noch sicherer aber weiß die Mehrzahl der Menschen von der Qual, der Furcht vor dem Sterben, die uns so viele bange Stunden macht. Ein Rat mancher Weltweiser besteht darin, stets den Augenblick wahrzunehmen und zu genießen, ohne zu denken, was kommen kann. Dieses Eintagsfliegenprinzip will aber bei dem alles begehrenden wirklichen Herrenmenschen nicht verfangen. Es gibt viele Seelennaturen — und wahrlich nicht die wertlosesten — die nie im stande sind, den Freudenbecher des Augenblicks in vollen Zügen zu trinken, weil sie schon während des Genusses an die nahe Neige denken müssen. Es freut sie kein Glück, weil sie dessen Ende fürchten. Was nicht ewig dauert, hat für sie keinen rechten Wert. Diese Anspruchsvollen müssen von ihrer Unsterblichkeit überzeugt sein, wenn ihnen das gegenwärtige Leben von Wert sein soll. Gibt es für sie persönlich keine Zukunft, so bedeutet ihnen auch die Gegenwart nichts. Deshalb wirft so mancher aus Verzweiflung am ewigen Leben auch das zeitliche weg.

Ob nun ewiges Leben oder ewiges Nichtsein, keinesfalls bleibt dem Erdensohne der Übergang geschenkt. Und dieser Übergang ist unheimlich. Man könnte sich aber doch wundern darüber, daß die Leute das Sterben nicht schon gewohnt sind. Seit Menschengedenken sterben sie, alle Zustände und Verhältnisse sind so eingerichtet, daß die Individuen einander in kurzen Zeiträumen ablösen. Mancher ist schon trostlos, wenn er sich selbst ein paar Jahre überlebt. Würde einmal eine Generation auch nur dreißig Jahre leben über das gewöhnliche Maß hinaus — es gäbe eine ungeheure Revolution. So sieht denn jeder jeden Tag die Reihen um sich sachte hinsterben, und die Totenglocken läuten nicht seltener als die Suppenglocken. Es gibt nichts Alltäglicheres, nichts Gewöhnlicheres als das Sterben. Und trotzdem ist es keiner gewohnt, weil bei jedem das erste Mal auch das letzte Mal ist. Wahrscheinlich fürchten wir das Sterben nur deshalb so arg, weil wir nicht schon wenigstens einige Male gestorben sind, oder uns nicht daran erinnern, je einmal gestorben zu sein. Man vermutet, daß das Kindergebären schmerzhafter ist, als das Sterben, und doch fällt es keinem braven Weibe ein, dem Glücke zu entsagen aus Furcht vor den Schmerzen.

Aber so gewöhnlich und gleichmäßig in der Natur das Geborenwerden und Sterben vor sich geht, für den Einzelmenschen bedeuten diese Vorgänge doch alles — Sein und Nichtsein. So wie die Natur mit unendlicher Energie nur auf das Ganze bedacht und gleichgültig gegen das Einzelwesen ist, so gleichgültig ist umgekehrt das Einzelwesen gegen das Weltganze und so leidenschaftlich hält es fest an dem *persönlichen* Sein. Das ist der Konflikt, den es gilt zu schlichten. Warum ist hier kein Vererbungsprozeß nachzuweisen? Der Tod vererbt sich, weshalb nicht auch das ruhige Philosophenbewußtsein seiner Selbstverständlichkeit? Nach der Anpassungstheorie müßten im Lauf der Zeiten die Wesen sich gelassen anpassen dem Todesgedanken und dem Tode, so wie der Frühlingsfrohe dem Herbste, dem Winter, ja selbst dem persönlichen Alter sich wohlgemut ergibt. Ist nicht ein williges Sichfügen in die unabweisbare Verwandlung zweckmäßig? Warum geschieht es nicht, da doch nach dem Naturgesetze das Zweckmäßige sich vollzieht! — Nun, das paßt auf das Leben, aber nicht auf den Tod. Eben das Entsetzen vor dem Tode ist Vererbung, weil nur die starken, leidenschaftlichen, im Sinne *dieses* Lebens todhassenden Lebewesen die mächtigste Fortpflanzung besorgen. Nach grobsinnlicher Auffassung ist die Empörung gegen den Tod das Zeichen eines gesunden Lebens. Aber ich stelle die Frage, ob sich energische Lebenslust mit Furchtlosigkeit vor dem Tode denn nicht verträgt? Wer es erfahren hat, wie im Volke so viele ihr Leben lang, ob gesund oder krank, in Todesangst sind, und diese Todesfurcht sie zu keiner wahren Erdenfreude kommen läßt, der sucht nach Mitteln, um dieses Gespenst zu vertreiben. Er trachtet in den Menschen Vorstellungen zu erwecken, jene Wahrheiten zu enthüllen, in deren Lichte der Tod seine Schrecken verliert und schließlich — bedeutungslos wird, als ob er gar nicht vorkäme. Und das wäre hier zu versuchen.

Ich will nicht erst historisch werden und daran erinnern, wie die Alten den Tod in lieblichen Gestalten personifiziert haben, als schönen Genius, der die Fackel bricht, als süß schlafenden Jüngling. Für das Symbolische hat der moderne Mensch wenig Sinn. Er denkt nur, daß das Sterben weh tut, unfaßbar weh. Er fürchtet und fühlt den Tod wie einen Scharfrichter, der gewaltsam das Leben vernichtet. Denn die meisten Menschen sterben eines unnatürlichen Todes. Sie sterben nicht an Altersschwäche, was ein Einschlafen am Abend ist. Sie sterben nicht am Ende des Lebens, sondern mitten im Leben — und das tut freilich weh. Doch nur das noch leidende Leben tut weh, nicht der nahende Tod. Viele Leute glauben, man sterbe an den Schmerzen einer Krankheit, diese Schmerzen würden so wahnsinnig groß, daß sie nicht mehr auszuhalten seien, und deshalb sterbe man daran. Nun ist der Tod aber gerade das Aufhören der Schmerzen, das Ende derselben. Der heftige Schmerz ist noch Zeichen großer Lebensenergie, erst wenn die Sinne gefühllos werden und der Geist stumpf und gleichgültig geworden, kann es das Nahen des Todes bedeuten. Gegen den Schmerz, der uns so zuwider ist, gibt es gar kein besseres Mittel als den Tod. Dieser kümmert uns also nicht weiter. Man könnte, ohne paradox zu werden, in allem Ernste sagen, der Tod gehe uns Menschen eigentlich gar nichts an, lebendig nicht, weil wir sind, und tot nicht, weil wir nicht sind.

Dem Tode die Schrecken hat das Mittelalter gegeben, das gegen die Menschenfreuden überhaupt erbarmungslos gewesen ist. Durch die Vorstellung eines schrecklichen Todes war auch das Leben schrecklich gemacht. Geschah das, um alle Freude ins Jenseits zu verlegen? Nein. Auf die meisten Menschen (denn der Himmel war kaum zu erringen) wartete im Jenseits die ewige Verdammnis. Im Mittelalter gab es kein Sterbebett, an dem nicht ein paar Teufel bereit standen, um die ausfahrende Seele in Empfang zu nehmen und ins ewige Feuer zu schleppen! Das Erdenleben schrecklich, das Sterben noch schrecklicher und das Jenseits am schrecklichsten. Das war das Los der Menschen im Mittelalter. In Wahrheit ist weder das Leben, noch der Tod, noch das Jenseits schrecklich gewesen. Einzig schrecklich nur war diese grausame Lehre, die eine Hölle von Angst, Jammer und Verzweiflung in das Menschenherz gesenkt hat. Diese Hölle ist noch heute nicht ganz ausgelöscht. Obschon die katholische Kirche die Himmelstür wesentlich erweitert hat, wenigstens für ihre Gläubigen, so behauptet sie doch noch immer, daß es nur für den Katholiken gut sterben sei. Wer jedoch Gelegenheit hat, Sterbende zu sehen, der merkt keinen Unterschied zwischen Angehörigen verschiedener Religionen. Vor kurzem habe ich einen Atheisten sterben gesehen, der — bis zum letzten Augenblicke bei Bewußtsein — mit Fassung und unter Zeichen der Liebe zu den Umstehenden dem Tode entgegensah. „Es ist doch angenehm, so zu sterben!“ Das war sein letztes Wort.

In meinem Hause habe ich ein junges Mädchen voll Frische und Lebenslust. Das hat über seinem Toilettentischchen das Bild eines lebensgroßen

Totenschädels geheftet, und an der rotseidenen Halsmasche als Busennadelknopf trägt das Mädchen ein Miniaturtotenschädelchen, hohläugig ebenso munter in die Welt blickend, wie die braunen Augen der Trägerin. „Man muß auch den Totenschädel zähmen, dann beißt er nicht“, sagte sie einmal, und dieses frühe Sichvertrautmachen mit dem Unvermeidlichen nimmt dem Tode den Stachel. Eine junge Schwester dieses Mädchens hat einmal ein vollständiges Totengerippe in einem Sacke von Wien nach Graz gebracht, das sie von einem Arzte für ihren Bruder, der Medizin studierte, erhalten hatte. Die Ehrfurcht, die sie für diese Reste eines vergangenen Menschen empfand, hinderte sie durchaus nicht, unterwegs harmlos zu scherzen und zu lachen.

So soll man niemals — selbst in blühender Jugend nicht — vor dem Tode die Augen abwenden, vielmehr über das Grauen, das uns anfangs bei Todeserinnerungen zu überfallen pflegt, Souveränität zu gewinnen suchen, die man auch in kürzester Zeit erlangt.

Nach der Beobachtung kann man sagen, daß die Todesangst, die manchen durch das Leben verfolgt, in der Nähe des Todes abnimmt und zuletzt ganz verlischt. Menschen, die sich in plötzlicher Todesgefahr, als z. B. Sturz von einem Felsen, Wagenzusammenstoß u. s. w. befanden, haben ausgesagt, daß sie in den Augenblicken der Gefahr weniger Angst empfanden als Neugierde, wie das verlaufen werde. —

Und doch diese Angst vieler Menschen vor dem Sterben! Sogar Selbstmorde werden verübt aus Furcht vor dem Sterben, allein soviel man den instinktiven Äußerungen solcher Selbstmörder entnehmen kann, ist ihr letzter Augenblick nicht so sehr erfüllt von der Angst vor dem Sterben, als von der Reue um das Leben.

Sehr viele scheuen das Sterben wie ein Elementarunglück, das ihnen die Welt zerstört, das sie lostrennt von allem, was sie hier geschaffen haben, lostrennt von allem, dem sie sich angelebt und in dem sie sich verkörpert haben. Dieser Verlust wäre allerdings hart, wenn man — davon etwas wüßte. Wenn man im tiefen Grabe eingeschlossen denken könnte: Mein Haus, meine Werke, meine Fähigkeiten, mein Rang — alles ist hin und mein lieber schöner Leib muß die Speise der Würmer sein! Aber dieses Bewußtsein, das uns unglücklich machen könnte, das Leben wäre es wieder, und nicht der Tod. Es gibt jedoch einen Fall, wo man das Sterben mit vollstem Bewußtsein empfindet und überdauert, das Gestorbensein gleichsam weiß und fühlt. Nämlich, wenn man liebe Angehörige hinterläßt, in denen wir leben, die am Totenbette stehen und die dann verlassen sind. Das und nur das ist das bitterste Sterben, doch wieder nur bitter für die Lebenden, nicht für den Toten. Man kann das Sterben drehen und wenden, wie man will — den es trifft, der ist geborgen.

Alte Leute sterben leicht, ja ersehnen den Tod oft so innig, als man im Alter nur etwas ersehnen kann. „Hat mich der liebe Gott denn ganz vergessen?“ hört man manche einsame Greisin seufzen. Nicht allein, weil die

Menschen sich von der Neunzigjährigen wenden, fühlt sie sich verlassen, sondern vielmehr, weil der Tod immer noch nicht kommen will. Es ist ihr, als sinke sie langsam und ewig in eine Tiefe hinab und niemand erlöse sie vor sich selbst. Das ist unheimlich, in ein solches Menschenwesen muß man sich hineindenken, um so recht inne zu werden, wie sehr wir Gott danken müssen dafür, daß wir sterben dürfen!

Aber gerade das erweckt bei den meisten den größten Abscheu vor dem Sterben: daß es tot macht! Die Vorstellung des Totseins ist für uns Kinder des Lebens unerträglich. Zum Glücke ist sie nur eine Vorstellung, und das noch eine ganz vage. Es gibt ein Sterben, das heißt ein Verwandeln, aber es gibt kein Totsein — kann keines geben für den, dessen Wesen im Geiste ist. Auf die Unsterblichkeit der Materialisten gebe ich nichts. Die sprechen in ihrem Sinne von der Unsterblichkeit des Körpers, der auch im Grabe lebe, dort anstatt eines Lebens deren tausend erzeuge! Wahrlich nein, als Wurm, als Insekt sein Leben fortzusetzen, das wäre meine Sache nicht. Dazu bin ich viel zu unbescheiden. Die Unsterblichkeit, die ich meine und wünsche und habe, ist die persönliche Unsterblichkeit, die Unzerstörbarkeit des Ichbewußtseins. Ich habe täglich meine Leiden, und doch ist mein Denken, Ahnen und Beten — ewig zu leben. Andere dürsten nach Ruhm, nach Wissen, nach Schönheit — ich dürste nach Leben. Nach ewigem Leben mit gesunden Sinnen und einem reinen Herzen. Der alte Spruch: „Ich komme und weiß nicht woher, ich bin und weiß nicht wer, ich gehe und weiß nicht wohin, mich wundert's, daß ich noch fröhlich bin," stimmt manchen traurig. Es gibt einen noch traurigeren: „Ich komm' aus dem Nichts, bin nichts und gehe ins Nichts." Dieser Spruch gefällt vielen gar so gut, obschon er ganz unsinnig ist. Denn wenn einer nichts ist, wie kann er kommen und gehen? Wenn einer nichts ist, wie kann er denken, daß er nichts ist? — Ich für meinen Teil bin erst zufrieden mit der absoluten Sicherheit, ewig zu leben. Allerdings nicht so, als ob ich die Erinnerung an alle sinnliche Vergangenheit auch nach dem Sterben mit mir fortschleppen müßte; diese Vergangenheit wird mit dem Hinfallen des Körpers, der sie gleichsam mechanisch erlebt, abgestreift. Aber so ist es, daß ich immer und zu jedem Augenblick durch alle Ewigkeiten hin weiß: Ich bin. Unsere Seele wird wohl nie einen Augenblick der Bewußtlosigkeit haben, auch im Schlafe, in der Ohnmacht nicht, es bleibt bloß die Erinnerung nicht haften. — Leben! Leben! Das ist mein fester Glaube, nein, meine unerschütterliche Überzeugung, die ich schon hundertmal ausgesprochen habe und die ich tausendmal zu bekennen das Verlangen trage: Meine Seele ist unsterblich, mein Ichbewußtsein ist unzerstörbar. Beweis dafür: Ich bin. Mit dem großen Philosophen sei's gesagt: Ich denke, ich schreibe das nieder, also bin ich. Und daß ich bin, ist mir ein sicheres Zeichen, daß ich immer war und immer sein werde. Denn wenn ich bin, weshalb soll ich denn ganz willkürlich annehmen, daß ich nicht wäre? Je einmal nicht gewesen wäre, nicht sein würde? Und gesetzt, ich

nehme an, daß ich nicht war und nicht sein werde, also im ganzen nicht bin: warum soll ich denn gerade jetzt, in diesem Augenblick sein, wenn ich überhaupt nicht bin? Das erschiene mir lächerlich, ungereimt, undenkbar. Strenge genommen ist es ja richtig, daß ich bloß für diesen einen Augenblick meines Seins bürgen kann. Aber dieser Augenblick war immer und wird immer sein. Denn dieser Augenblick ist die Ewigkeit. — Nach unserem Sprachgebrauch von „Zeit und Ewigkeit“ bilden wir uns ein, die Zeit sei ein Stück für sich, stehe im Gegensatz zur Ewigkeit, oder sei nur ein Bindeglied zwischen einer Ewigkeit nach rückwärts und einer Ewigkeit nach vorwärts. Und ich fühle es doch so deutlich, daß ich mit meiner Zeit mitten in der Ewigkeit stehe und andererseits, daß die Ewigkeit in mir steht. Man könnte sagen: Wenn die Ewigkeit nicht wäre, so wäre ich auch nicht, oder vielleicht noch richtiger: Wenn ich nicht wäre, dann wäre auch die Ewigkeit nicht. Heißt es doch, daß Zeit und Raum bloß Denkformen sind, die nicht sein könnten, wenn nicht jemand wäre, der sie denkt. Damit hebt man freilich alles auf: alle Wesenheit außerhalb mir ist nichts Reales für sich, ist nur eine Vorstellung, eine Denkform in mir. Und so hat sich die Sache mit einem Schlage umgekehrt. Wenn es sonst hieß: Ich bin nichts, aber die Welt ist alles, so kann es nun heißen: Ich bin alles und die Welt ist nichts.

Die Todesangst entspringt nicht realer Erfahrung, vielmehr philosophischer Vorstellung. Deshalb kann ihr nur wieder mit philosophischen Gründen entgegengearbeitet werden, obschon bei diesem tiefsten aller Geheimnisse der Mensch verstummen muß.

Du findest es, lieber Leser, also wohl ein wenig anmaßend, mit seinem Ich so groß zu tun. Ist es aber denn gerade mein Ich, das des Schreibenden, von dem ich spreche? Kann's nicht vielmehr das des Lesenden sein? Ja, mein Leser, du hast das volle Recht, dein Ich über alle Zeiten und Dinge zu stellen, es mit der Ewigkeit zu messen — wenn du dich in Gott fühlst. —

Unsere Seele ist eins mit Gott und unsere Heimat ist die Ewigkeit. Das ist mein großes, heißes Glauben, in dem die Stückwerke meines irdischen Wissens und Wünschens hinschmelzen wie Schnee in der Sonne des Mai. Alle irdischen Zeitläufte und Taten sind nur Atemzüge dieses unendlichen Lebens, vor dessen Majestät die Angelegenheit unseres zeitweiligen Sterbens nichts als ein Wäschewechsel ist.

Lassen wir uns also nicht bange machen von dem „raschen Enteilen der Zeit“, von dem stets steigenden Alter, von dem immer näher kommenden Sterben. Trachten wir möglichst naturgemäß zu leben, damit unser Sterben nicht ein unnatürliches werde, ein vorzeitiges, das Körper und Geist noch zu widerstandsfähig findet. Eine unserer Lebensaufgaben ist, dem frühen gewaltsamen Tode des Körpers zu entkommen, immer darauf hinzuarbeiten, daß wir im hohen Alter friedlich entschlafen können. Das weitere gibt sich: was wir in dieser Epoche zu verlieren haben, werden wir in der nächsten finden. Denn das Leben

ist aufsteigend, weil es unsere Wünsche sind. Unsere Wünsche, unsere Bestrebungen nach dem Höchsten sind da, um erfüllt zu werden, das ewige Leben hat Zeit genug dazu.

Ich rate nur, daß wir das Spiel nicht auf eine einzige Karte setzen sollen, nicht auf die des gegenwärtigen Erdenlebens, daß wir froh sein mögen, diesen Körper, wenn er unbrauchbar geworden, ablegen zu können, um einen neuen, frischen anzuziehen.

Betrachte doch einmal deinen Leib, dem du so grenzenlos ergeben bist. Gibt es an ihm einen Teil, der dir nicht schon Leid zugefügt hat? Der nicht schon versuchte, dich in die Tiefe zu ziehen? Hast du dich nicht oft gebalgt mit diesem Erdkloß, wenn du zur Höhe wolltest und er niederwärts strebte, dem Tiere, dem Schlamme zu? Danke ihm für manches schöne Erdenglück, das er dir verschaffte, und entlasse ihn kühl.

Im übrigen ist es der Mühe wert, sich geistig stark und froh zu machen — für ewiges Leben!



Ein Gedenktag.

Von

Anna Blum.

Sonst, wenn der Sommer mit dem warmen Hauche
Das Land bestrich und reichlich Blumen gab,
Wie schmückten wir mit grünem Reis vom Strauche,
Mit Kränzen stets dein Heim — doch nun dein Grab.

Sonst mischt' ich in der Kinder klare Stimmen
An jedem Fest im Jahr den Jubelsang —
Nun sind wir fast verstummt im Leid, dem schlimmen,
Und rüsten weinend uns zum schweren Gang;

Den kalten Stein mit Blumen zu umschlingen,
Der dich nicht mehr, doch unsre Brust beschwert:
Den armen Zoll der Liebe dir zu bringen,
Die einz'ge Gunst, die selbst der Tod nicht wehrt.





Die Stadt des Glückes.

Erzählung von Johannes Dose.

I.

Der Mai war gekommen — der des Jahres 1625 —, aber nicht als lachender, leuchtender, leutseliger Lenz, dem alle jungen Herzen zufallen, sondern als ein vornehm verdrießlicher Herr, sehr kühl und voll wetterwendischer Launen. Es hat schon oft sehr hoher Besuch viel Enttäuschung hinterlassen. Sie hatten den Winter lang auf das Kommen des Südlandgastes sich gefreut, und wenig Wonne hatte er den Harrenden gebracht. Bei sotaner Kühle war der Willkommengruß ohne Wärme, und kein Fink noch Vogel sang in kalter Nacht.

Mit dem Maien waren auch ungebetene Gäste zu Tausenden nach Holstein gekommen und wie die Heuschrecken über Süderdithmarschen hergefallen, nämlich 25 000 Lands- und Kriegsknechte der Königlichen Majestät von Dänemark. Sie kamen als Freunde und hausten wie Feinde. Nur in der neuen Elbfeste, allwo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wurde strengere Mannszucht gehalten.

Die Stadt lag noch in den Windeln und hatte in diesem Maimonat ihr neuntes Lebensjahr vollendet. Neben der unfertigen Kirche, von deren Turm nur das Fundament gelegt war, stand ein nagelneues, weißgetünchtes Haus, dessen Fensterläden geschlossen waren. Aber durch eine Ritze fiel ein fadenschmaler Lichtstreif. Dennoch konnte der hochgewachsene Mann, der davor stand, auf den Zehen sich reckte, in die Kniee sich beugte und oben und unten den Kopf an den Laden legte, durchaus nichts sehen. „Gern hätte ich Gisela erblickt," murmelte er und verließ unbefriedigt seinen Lauscherposten. Hatte der Mai- und Minnemonat trotz seiner Kühle den heimlichen Herzbrand platoni-

scher Liebe, welche nur des Anschauens Seligkeit begehrt, in dem Jüngling entzündet?

Im Zimmer hing über dem Eichentische die zweiarmige Tranlampe und verbreitete eine sparsame Helle. Die weißhaarige Frau, die früh gealtert, aber auch um Jahre älter als ihr Ehegemahl war, strickte emsig mit eintönigem Nadelgeklapper.

Der Hausherr und Pastor Martinus Klüver, ein kleiner Mann, nicht weit von den sechzig Jahren, mit ein paar borstigen Haaren auf dem großen, kahlen Denkerkopfe, sah von seinem Buche auf, durch das Geräusch in der schwer faßlichen Definition gestört.

„Mit heiligem Eifer fügst du Masche an Masche, als hänge das Heil der lutherischen Sache davon ab."

„Ist es nicht eine Sache aller Evangelischen, mögen sie nach Luther oder Kalvin sich nennen? Wenn zwei Nachbarn, die just nicht gut Freund sind, in einem Hause wohnen, und es wird böswillig in Brand gesteckt, so werden beide, sofern sie nicht ohne Vernunft sind, mit vereinten Kräften löschen und retten." Statt der immer friedfertig sanftmütigen Mutter hatte der etwas disputierlustige Sohn geantwortet.

Er war schlank und schmuck und nach seinem geistlichen Gewand und Habitus ein Kandidatus der Theologie, wäre auch gern Adjunktus des Vaters geworden, welcher aber beharrlich einer Stütze zu bedürfen bestritt.

Der Leser sah schräg über das Buch und brummte: „Die Kalvinisten haben ein andres Gotteshaus und einen andren Geist als wir. Ei, du sanfter Melanchthon und kecker Religionsmischer, willst du wohl vom Ketzergelüst lassen und nicht vergessen, daß du nach dem großen Dogmatiker der reinen und orthodoxen Lehre Carpzowius getauft worden bist!"

Bei dem Gepolter des Alten seufzte der Kandidatus Carpzowius Klüver, denn der entsetzliche Vorname war seine crux und Qual. „Ich hab' mein Kreuz und muß es noch nach meinem Tode auf meinem Grabstein tragen."

„Warum hast du nicht einen ehrlichen Hundenamen erhalten, wie Hektor oder Cäsar? Das wäre menschlich gewesen." Die lachende Schwester fixierte den Bruder mit launigem Augenaufschlag.

Sie hatte ein kluges und hübsches Gesicht und war immer heiter, trotz eines heimlichen Kummers, den ihr Herz hegte.

Von der Gasse her klang lärmendes Geschrei und trunkenes Gejohle.

Herr Klüver zog die Mundwinkel ins Verschmitzte und sah das Mädchen mit dem rechten Auge an. „Cäsar ist ein sehr guter und mannhafter Name."

Gisela wußte, auf wen der Vater anspielte, und erwiderte schnippisch: „Ja ... wenn ein Mann hinter dem Namen steckt."

„Willst du behaupten, daß Cäsar von Ancken unmännlich ist?"

„Ja." Kurz und kernig war die einsilbige Antwort.

„Dennoch wird er dein Mann."

Gisela machte eine erschaudernde Gebärde, als liefe es ihr kalt über den Rücken.

Auf dem Flur stampfte ein hastiger Schritt. „Wenn man vom Teufel spricht, ist er da," flüsterte die Schwester dem Bruder ins Ohr und rückte sich steif im Stuhle zurecht.

Gleichzeitig mit dem Geklopfe stürzte die Tür auf, und ins Zimmer stolperte ein echauffierter Jüngling, der nach Atem schnappte. Vom Wirbel bis zur Zehe war er tadellos alamodisch gekleidet. Das geschlitzte Wams, die weiten Pluderhosen, zu denen viele Ellen Tuch verwandt waren, die kurzen Stulpstiefeln — das alles hing an dem langen, hageren, schmalbrüstigen Leibe, auf dem ein merkwürdig kleiner Vogelkopf saß. Zu dem Haupte kontrastierte seltsam der Hut mit der riesigen Krempe, den er in der Hand hielt.

Sehr zuvorkommend begrüßte der Hausherr den Gast, welcher im Affekte stotterte: „Die ... die ... die ..."

„Laßt Euch Zeit zum Verschnaufen, Herr von Ancken, ehe Ihr berichtet, was Euch Schreckhaftes begegnet ist!"

Er rückte dem Sohn des Bürgermeisters einen Stuhl zurecht, und zwar so schnell und absichtlich, daß dieser zwischen dem Hausherrn und der Tochter zu sitzen kam. Die letztere, gegen welche Cäsar von Ancken mit ungelenker Courtoisie sich verneigte, rümpfte unmerklich die Nase.

Cäsar hatte sich erholt. „Eine rohe Horde von Landsknechten lief mir nach, und einer riß mir den Hut vom Kopfe und schrie: Leih mir deine Feder, Herr Troßweiber-Obrist!"

„Und was tatet Ihr?" Gisela saß steif im Stuhle.

„Ich erwischte mein Eigentum und salvierte mich, denn wer Pech anfäßt, besudelt sich. Sie rannten hinterdrein und riefen mir ein Schimpfwort nach."

„Wie lautete das Epitheton ornans?" fragte die gelehrte Gisela recht unverschämt.

„Ich glaube, es war der Name eines Quadrupeden ...“

„Eines Vierfüßlers ... und zweisilbig?“

Der Vater warf ihr einen strengen Blick zu und sprach mit Ernst und Salbung: „Schon sieben Jahre wütet diese Kriegsfurie und verheert Deutschland. Keiner der Kriege, von denen die Historie berichtet, ist so blutig gewesen und hat so lange gewährt. So Gott will, müssen die Friedensglocken in diesem Jahre noch läuten.“

Ach, es war die Zeit des großen Krieges, welcher der Dreißigjährige genannt wird — und der noch 23 Jahre dauern sollte.

„Christianus Rex ist der Mann, um die katholische Liga in alle Winde zu zerstreuen und Schlachtenpläne auszudenken, von denen der triefäugige Tilly sich nichts träumen läßt. Ja, das ist ein König! Etliche Male hat er mich zur Audienz rufen lassen, und die Majestät hat an meiner freimütigen Rede kein Mißfallen genommen, sondern vertraulich meine Ansicht über manche Sache erforscht ... Haha! In Rendsburg auf dem Landesting rief er mich und nannte des Adels Anmaßung Dänemarks Krebsgeschwür — sie hatten nämlich die Steuer ihm nicht bewilligt — und fragte mich: ‚Was würdet Ihr an meiner Statt machen, Alter?‘ Ich erwiderte offen, obgleich es mich der Majestät Ungnade hätte kosten können: ‚Jedweder Krankheit wird durch Aderlaß geholfen ... um alle Majestätsrechte zu erlangen, zapfe man ein paar Last Blut ex corpore nobilium ... Das wird des Adels Hitzblütigkeit heilen.‘ ‚Pst, pst!‘ machte König Christian — und klopfte mir lachend und leutselig die Schulter.“

Der höfliche Cäsar von Ancken brach in ein laut meckerndes Gelächter aus und fragte: „Ein Gerücht geht, daß die Majestät auch wegen Gründung dieser Stadt Euren Rat eingeholt hat.“

Herr Klüver, der gern ein wenig mit seiner Königsbekanntschaft prahlte, war ins rechte Fahrwasser gesteuert. „Die Glückstadt kann mir sozusagen den Namen verdanken, und ich habe sie quodammodo aus der Taufe gehoben.“

Gisela, die am Rahmen stickte und die Geschichte aus- und inwendig wußte, bezwang ein Gähnen und verlor dabei den Fingerhut.

Cäsars langer Leib schnellte ebenso höflich als unbeholfen empor, um das Entfallene aufzuheben — dabei trat er fehl und traf ein Frauenfüßchen mit der ganzen Breite seines Stulpenstiefels.

Die Antwort auf diese Courtoisie war ein Au-au-Schrei, der eine mehr als notwendige Lautigkeit und Länge hatte.

Der Alamodische knickte wie gebrochen in seinem Stuhle zusammen.

Die fünf Haare auf Klüvers Haupt sträubten sich, welches seinen Hausgenossen die erste Verwarnung war. Um dem Gast über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, erzählte er lebhaft und launig. „Die Hamburger, die Hansen und Gansen, wie der König am liebsten sie nannte, wollten den Elbstrom zu ihrem Flusse machen und an der Mündung einen Zoll erheben. Wider diese Anmaßung der Krämer beschloß Christianus, einen Hafen und eine Feste an der Elbe zu bauen. Vor zehn Jahren, als ich noch Pastor in Herzhorn war, kam der König von Rendsburg geritten und ließ mich rufen. Ich fand die Majestät in der Sumpfwildnis zwischen Rhin und Elbe, und wir standen just dort zusammen, wo jetzt die Elbbastion am Hafendamme erbaut ist. Der König grübelte, und weil der Wind mein Haar mir fegte, bedeckte ich mich."

Cäsar von Ancken schielte nach den fünf letzten Haaren und lachte nicht.

„Endlich faßte mich der König am Knopfe. ‚Alter' — so nennt er mich gern, obschon er an Jahren nichts mir nachgibt —, ‚Alter, was dünkt Euch von diesem Ort?' Ich erwiderte: ‚Es ist im Frühling, wenn die Rohrdommeln und Frösche singen, ein feiner und lustiger Ort.' Da stampfte Christian unwillig, daß der Schlamm aufspritzte. ‚Hier soll über Jahr und Tag die Festung mit ihren fünf Basteien stehen . . . Dixi!' Ich brachte gehorsamst und wahrhaftig die Schwierigkeiten vor, die solchem Vorhaben widerstünden, und drückte durch Achselzucken meine Zweifel aus und sagte platt und gradeaus: ‚Glückt dat, Majestät, dann glückt dat!' Worauf der König an die Plempe schlug und mich anschrie: ‚Dat schall und mutt glücken, und darum schall de Stadt ok Glückstadt heten.' So heißt sie bis auf diesen Tag, und Christian hat mir später 100 Kronen zum Bau der Pastorei verehrt."

Herr von Ancken lispelte: „Eurer Freimütigkeit verdankt sie den Namen . . ."

„Immediate et indirecte," murmelte Carpzowius.

. . . „Den Namen, der ein gutes Omen sei, und eine Fortuna ist ihr ins Wappen gesetzt worden."

„Soll das liederliche Weibsbild mit dem flatternden Haar eine Glücksgöttin vorstellen?" fragte Frau Klüver in sittlicher Entrüstung.

„Die Göttin gab Glück," sprach Cäsar, begeistert und beredt wie ein Cicero. „Welche Stadt ist in so wenig Jahren geworden, und wie Steinpilze wachsen die Häuser aus der Erde!"

„O weh, sie möchten auch wie Pilze vergehen," meinte Gisela.

„Glaubt Ihr nicht, Jungfer, daß sie uns eine Stadt des Glückes werden wird?" Seine Augen verdrehten sich in verliebtem Geschmacht.

Spöttisch spitzte sie den Mund. „Ist das ein Glück, wenn ich im Hause eingesperrt sitze und nicht über die Gasse mich getraue?"

Wieder mischte sich die Mutter ins Gespräch. „Ja, traurig und schwer sind die Zeiten und werden zum Ärgeren gedeihen. Noch lange nicht werden die Schleusen dieses Jammers zugetan, und Ströme von Menschenblut seh' ich fließen."

Zärtlich streichelte Klüver ihre magere Hand. „Mein Weibchen, du bist eine Düsterseherin geworden und viel von bösen Ahnungen geplagt, seitdem du kurz nach Giselas Geburt verstarbst und wieder auferstandest von den Toten."

Die Kinder kannten die merkwürdige Begebenheit, aber Cäsar sah den Prediger mit offnem Munde an.

„Ja, diese meine Frau war tot und ist wieder lebendig geworden . . . Das verdanke ich nächst des Allmächtigen Güte meinem Gebet." Der Pastor, der stolz auf dieses Gebet war, richtete sich auf. „Meine Gattin war gestorben, und wir hatten sie in der Sakristei im Sarge aufgebahrt. Ich rang bis zum Morgen mit Gott, daß er, der Ausgänge vom Tode hat, mein Weib mir wiedergäbe . . . Um die fünfte Stunde hörte ich ihren Schritt und fürchtete mich nicht . . . Sie stand hinter mir und fiel in meine Arme . . ." Der Vater schwieg bewegt.

Cäsar von Anckens Haare standen zu Berge.

„Der Totengräber, der ein schlechter Schelm war, hatte den Sarg geöffnet und ihr den Ring vom Finger gezogen . . . Davon erwachte die Scheintote . . . Der Leichenräuber aber ist in die Sklaverei nach Rendsburg gekommen." Carpzowius hatte den Bericht vollendet.

Der lange, alamodische Jüngling gaffte erschrocken die auferstandene Tote wie eine Art von Geist und gewesenem Gespenst an und stotterte: „Ehrsame Frau Klüver, ich hätte Euch im Leichenhemde — sit venia verbo, verzeiht das unschickliche Wort! — nicht begegnen mögen . . . Mir wird ganz gruselig zu Mute."

„Tragt Ihr nicht eines Helden Namen und fürchtet Euch vor einem scheintoten Weib?" Das war Giselas scharfe Stimme. Aber die Borsten des Vaters sträubten sich. Darum setzte sie hinzu: „Mir wird nicht gruselig, sondern fröhlich und zum Lobsingen, dieweil Gott an meinem Mütterchen solches Wunder getan."

Von der Gasse her erscholl heiseres Gebrüll, und mitten in dem Lärm der Männerstimmen ein helles, die Luft durchschneidendes, entsetztes Gekreisch.

Carpzowius sprang ans Fenster. „War das nicht eines Weibes Notschrei?“

Ein zweiter und dritter Hilferuf gellte.

Herr Klüver rückte unruhig. „Unter dem rohen Kriegsvolk sind leibhaftige Teufel und Bestien ... Wenn nur die Scharwache käme ...“

„Sie tun einem armen Weibe Schimpf an!“ rief der Kandidat und stürzte hinaus in die Nacht.

„Um Gottes willen, seid nicht unbesonnen!“ schrie Cäsar dem Eilenden nach.

Gisela blickte den Junker fest und fast drohend an. „Müßt Ihr nicht auch dem edlen Sporn des unbesonnenen Herzens gehorchen? Ihr wollt doch meinem Bruder und der Bedrängten beistehen!“

Mit einem langen Gesicht und in unbehaglicher Stimmung verließ Cäsar von Ancken die Stube, aber er drückte sich hinter der Haustür an die Mauer und getraute sich nicht weiter.

Drüben in der Dunkelheit hinter der Kirche, wo noch der große, unbebaute Stadtteil in Acker und Sumpfröhricht lag, war das Getümmel und Geschrei.

Mutlos und mürrisch brummte der Junker: „Was schert die widerspenstige Landsknechtdirne den Kandidaten?“

Zwei Gestalten kamen durch die Finsternis auf das Haus zu. Rasch salvierte er sich in den sichern Flur und spähte aus.

Als er Carpzowius deutlich erkannte und nirgends Landsknechte sah, trat er schnell und tapfer dem Kommenden entgegen und sagte: „Ich wollte Euch Entsatz bringen, Herr Klüver ... Aber was bringt Ihr ...?“

Vor Erstaunen erstarben die Worte auf seinen Lippen. Am Arme des Kandidaten hing eine hohe und schlanke Frau, deren Halskrause zerzaust und deren Haarflechte herabgefallen war.

Carpzowius würdigte ihn keiner Antwort und führte die Fremde in die erleuchtete Wohnstube. Drei verwunderte Augenpaare fixierten die völlig Unbekannte, und der Bürgermeistersohn, der von hinten vortrat, begaffte sie recht unverschämt.

Wie schwarzglänzende Seide war das Haar, aber schneeweiß vom Schreck das Antlitz, in dem die großen, dunklen Augen unter den langen, schwarzen Wimpern schüchtern um sich blickten. Die bezaubernde Anmut und schier erstaunliche Schönheit des jungen, etwa zwanzigjährigen Mädchens machte sogar auf den Junker einen solchen Eindruck, daß er vor der eigentümlichen Erscheinung die anstarrenden Augen senkte.

Herr Klüver senior war am wenigsten benommen und begann sogleich sein Verhör. „Ich ziehe aus Eurer schmucken, aber fremd- und südländischen Visage den Schluß, daß Ihr nicht von hier, sondern mit dem Kriegsvolk gekommen seid . . .“

„Nein, nein,“ stieß sie erschreckt hervor.

„Wer seid Ihr denn, mein feines Jungferlein?“ Unhöfliches Mißtrauen lag in der Frage.

Aber der Sohn drückte die Fremde sanft in einen Stuhl und sagte: „Sie muß sich erst von der ausgestandenen Angst erholen . . . Ich glaube, ein Gläschen Wein täte guten Dienst.“

Gisela eilte zum Wandschranke, füllte ein Glas mit Muskateller und hielt es an den kleinen, schön geschwungenen Mund, der von dem Getränk nur einige Tropfen nippte.

Des Pastors Neugier hielt es nicht länger aus. „Darf ich nun mit Verlaub die Frage stellen, wer meines Hauses Gast geworden?“

„Ich bin Rebekka Lopez, die Tochter des Münzmeisters.“ Sehr leise und sehr lieblich war die Stimme.

„Aha . . . Des Juden Albertus Lopez, und Ihr gehört zur portugiesischen Nation dieser Stadt . . . Die Nase sagte es mir, daß Ihr eine Tochter Israels seid.“ Durch die Worte ging ein spöttischer Unterton.

Die schwarzen, schüchternen Augen sahen den Prediger fest an. „Ja, ich bekenne mich zum israelitischen Glauben.“

Verächtlich und geflissentlich setzte sich der Junker so, daß er ihr den Rücken kehrte.

„Ja, ja . . . Sie mag sich von Ihrem Echauffement erholen und dann heimgehen . . . Hm, was ist Ihr denn da draußen widerfahren?“ In dem „Sie“ und „Ihr“ lag das Wegwerfende und Verletzende.

Rebekka wurde schamrot, und statt einer Antwort traten zwei Tränen in ihre Wimpern.

Aber zart und schonend gab Carpzowius von dem Vorgefallenen Bericht. „Drei Fußknechte hatten die Jungfrau unsäuberlich attackiert und wollten die Wehrlose nach dem dunklen und wüsten Orte hinter der Kirche zerren . . . Als ich aber herzukam, ließen die Unholde ab.“

Die Jüdin schlug die schwarzen Augen voll und flammend zu ihrem Retter empor und sagte schnell und fließend in der neu erlernten Sprache: „Nein, der junge Christenrabbi, dem Adonai es vergelten wird, erkannte den einen Buben und rief ihm zu: ‚Peter Lyng, du Scheusal und Schrecken dieser Stadt! Wenn ich es dem Obristen anzeige, wird er dich dem Profoß übergeben.‘

In den Mundwinkeln des alten Klüver saß ein satirischer Schalk. „Mein lieber Christenrabbi, nicht bloß Jehovah Adonai, sondern auch der lange Peter könnte dein Heldenstück dir häßlich lohnen.“

Ohne die Jüdin ferner zu beachten, entnahm er seinem eisernen Bestande eine alte Schnurre, die er mit breitem Behagen erzählte.

Als Cäsar von Ancken sich vor Lachen ausgeschüttet hatte, wandte der Pastor sich nicht zur Seite, sondern blies seine Worte in die leere Luft hinein. „Getraut Ihr Euch jetzt nicht heimzugehen? Die Gasse ist ganz ruhig geworden.“

Rebekkas hohe Gestalt schnellte vom Stuhle empor. Carpzowius aber nahm hastig sein Barett, um sie zu begleiten.

Zum zweiten Male heute abend richtete Gisela das Wort an den Junker. „Vier Arme schirmen besser als zweie ... Ihr wollt doch auch dem schutzlosen Mädchen eine Sauvegarde sein.“

Cäsar schnitt ein Gesicht, als habe er Essig verschluckt, während des Vaters Haare zu spät sich sträubten, nahm widerstrebend den Hut mit der riesigen Krempe, verneigte sich dreimal und schritt hinter jenen beiden steif, vornehm und wortlos, weil er es für unter seiner Würde hielt, mit einer Jüdin zu reden.

Um so gesprächiger unterhielt sich der Kandidatus der Theologie.

„Wie lange seid Ihr in der Glückstadt?“

„Seit zwei Jahren ... Die Priester in den schwarzen Kappen und Kutten vertrieben uns ...“

„Bin ich nicht auch ein Schwarzer?“ lachte er.

„Nein, Ihr seid ein guter Christenrabbi.“

Er hörte aus ihrem Munde den Namen gern. Später aber hat er ihm viel Verdruß bereitet.

„Sie erwirkten ein königliches Reskript, durch welches unsre Volksgenossen gezwungen wurden, das gelbe Judenabzeichen zu tragen ... Darum wanderten wir nach diesem Orte aus, wo der gute König uns freie Religionsübung und manches Privilegium gewährte und verbriefte.“

„Christian ist ein guter und duldsamer Herr,“ sagte Carpzowius mit Überzeugung. „O, der unselige Irrwahn der Menschen, die um ihres Glaubens willen meinen, den andern Glauben verfolgen und hassen zu müssen. Ohne die Liebe ist der Glaube eine tönende Schelle und jetzo ein zweischneidiges Schwert.“

Cäsar von Ancken spitzte die Ohren. Jenen aber traf ein dankbarer Blick der schwarzen Augen, und er fragte: „Wie gefällt es Euch in der Glückstadt?“

„Wohl gefiele es mir hier, wenn der Nebel nicht zöge und die Nächte nicht so kalt wären und die Sonne wie im Süden immer schiene, wenn ringsum Berge ständen und das Land nicht so flach wie ein Mazzotkuchen ...“

„Mit einem Wort, wenn alles anders wäre, als es ist.“

Sie lachten wie zwei Kinder, die um ein wenig lustig werden.

Da waren sie schon längst in der Danneddelstraße und standen vor der Münze.

Carpzowius reichte Rebekka die Hand; und ihre Finger waren weich und warm.

Der Junker hatte vorher den Rücken gekehrt.

Der Kandidatus aber ging in einem Traume heim — die Schönheit und Unschuld der Jüdin hatte sein unerfahrenes Herz bezaubert.

II.

Die Biersuppe war verzehrt und die Morgenandacht gelesen worden. Carpzowius trug sein bestes Gewand, ein Wams von gutem Samt, aber ganz glatt und schlicht, und nur an den Schultern — als kleine Konzession an die weltliche Alamode — saßen zwei krause Püffchen. Aber die schwarzen Strümpfe und die breiten Schnallenschuhe machten das wieder gut und gaben ihm den rechten Kandidaten-Habitus. Ernst und würdevoll war sein Gang und seine Haltung etwas gezwungen, gleich als ob er sie einübe. Er wartete auf den Vater, mit dem er der Königlichen Majestät seine untertänige Aufwartung machen sollte.

Klüver senior hatte den Talar angezogen, und hinter ihm trippelte seine Gattin, die in beiden Händen den handhohen und eine halbe Elle breiten Predigerkragen trug, den sie allein zu steifen und an seinem Halse zu befestigen verstand.

Sehr gravitätisch gingen die beiden Klüver über den Markt und an der Kirche vorbei, von deren Turm nur das Fundament und das Holzgerüst zu sehen war. Zur Linken lag der weite, von den Wällen eingeschlossene, aber unbebaute Stadtplan.

Der Pastor geriet in Pathos, dieweil er zum König sollte. „Vor neun Jahren war hier noch ein Tohuwabohu von Wasser und Sumpfschlick ... Christianus sah mit den klugen Augen die Trefflichkeit der Stätte — er winkte — und die Glückstadt wurde ...“

„Trotzdem Ihr es ihm widerredetet.“

Der Vater wollte sich nicht ereifern. „Dennoch erkannte ich des Königs Scharfblick, mein Sohn, und schaue die Zukunft ... Auch dieses Feld wird zu Gassen und menschlichen Wohnungen werden.“

Zweifelhaft blickte Carpzowius die gradlinigen Straßen, die auf dem Markte zusammenliefen, hinunter und sagte zögernd: „Es ist noch sehr viel Raum in der Kleinen Deich- und der Danneddel- und den andern Straßen."

Er hatte recht. Hier und da standen die Häuser verstreut, und zwischen ihnen lagen Kohlgärten und kleine Haferfelder.

„Sind sie nicht alle schmuck und sauber und wie aus einem Stücke geschnitzt?" brummte der Alte.

„Ja, nach einem Maß und Muster sind sie alle gemacht ... Sehr neu und sehr nett ... Aber das Anheimelnde fehlt."

„So möchtest du lieber in der Rattenpastorei zu Herzhorn hausen, wo die Hauswurz auf dem Dache wuchert?"

„Ja ... Diese Häuser haben keine Geschichte und keine Erinnerungen."

Durch die Schlachterstraße führte ihr Weg. In dieser, und zwar an der Ecke der kleinen Deichstraße, zog ein stattliches Haus den Blick des Pastors auf sich, aber es war just kein freundlicher, mit dem er das Haus von der Seite streifte. Hinter demselben erhob sich ein langgestrecktes Gebäu, aus dessen hohem Schornstein schwarzer Rauch quirlte und qualmte.

„In der Sulze wird fleißig gearbeitet ... Diese Holländer sind ein gewerkfleißiges Völkchen, und was sie gründen, gedeiht. Des Johann Albermann Salzsiederei ist eine Zierde der Stadt." Carpzowius lobte.

Aber der Vater schielte grimmig nach den hohen und hellen Fenstern zur Rechten der Haustür. „Eine Schmach und Schande der Stadt ist dieser Ketzertempel, in dem die Kalvinisten ihren Afterdienst treiben."

„Sintemal Johann Albermann der holländischen Nation und reformierten Konfession zugehört, hat er in guter Meinung, weil die Gemeinde klein und arm ist, den Saal seiner Wohnung ihnen zum Gotteshause gemacht und nach bestem Gewissen gehandelt. Das darf keiner dem Manne zum Vorwurf machen."

„Die Kalvinisten haben einen andern Geist und ein andres Gewissen als wir. Pah! Ist diese kahl getünchte Ketzerbude, in der nicht einmal ein Kruzifix geduldet wird, ein Gotteshaus? Haha! Dort läuft Kalvinus Albermann, der Sohn, in Schurz und Hemdsärmeln über den Hof."

„Er legt selbst Hand mit an und scheut sich nicht vor der geringsten Arbeit ... Wir Holsten können von den Holländern noch manches lernen."

„Mein lieber Christenrabbi, du möchtest wohl bei ihnen in die Ketzerschule gehen?"

Nun war der neue Spottname geprägt und blieb im Umlauf.

Geärgert versetzte der Sohn: „Ich bin so gut lutherisch wie Ihr, aber ich sehe nicht nur die Fehler, sondern auch die Vorzüge unsrer Religionsgegner."

Der junge Albermann, ein frischer, stämmiger Bursche, zog ehrerbietig die Mütze von dem krausen Lockenkopf und grüßte. Herr Klüver sah nach der andren Seite, aber Carpzowius nahm höflich das Barett ab.

Kalvinus Gottlieb Albermann — so war er in Utrecht getauft worden — blickte den beiden nach und spintisierte über etwas. Plötzlich blitzte der Übermut in seinen blauen, gutmütigen Augen, und mit seiner Arbeitsfreudigkeit war es vorbei. Er lief ins Haus, warf sich mitten am Werkeltage in sein Feiertagsgewand und ging justement denselben Weg, den die beiden Klüver gekommen waren.

Dreist betrat er das lutherische Pfarrhaus und schien sehr bekannt im Hause, denn er fand allsogleich die Küche, wo die Frauenzimmer hantierten.

Frau Klüver schlug entsetzt die Hände zusammen. „Um Gottes willen, Kalvinus, wie kommt Ihr am hellen Vormittage hierher?"

„Auf meinen zwei Füßen."

Die errötende Gisela reichte ihm beide Hände. Sie und Kalvinus hatten sich lange lieb gehabt, und die Mutter wußte von dem Geheimnis und war die gütige Helferin, die je und dann eine kurze und heimliche Zusammenkunft nicht verhinderte.

„Ich stand gestern abend vor dem Fenster, um einen Sonnenblick von dir zu erhaschen ... aber es blieb Nacht ... und trotz Mai und Minne und meines siedeheißen Herzens fror mich zuletzt wie einen Hindu, der nach dem Eismeer verschlagen ist."

„Geht in die Vorderstube!" drängte die Mutter, „aber nur ein Viertelstündchen ... mein Mann Martinus wird bald zurückkehren ... und sehet euch nicht immer an, sondern fleißig aus dem Fenster und über den Markt!"

Kalvinus zog die Geliebte in das Vorderzimmer und küßte sie. Lachend gewahrte er ein schwarzes Rußfleckchen auf ihrer Wange, wischte es mit dem Tuche hinweg und küßte die Stelle. Fröhlich schäkerten sie miteinander in dem flüchtigen Augenblicke des Alleinseins, den die Göttin Fortuna, die über dieser Stadt waltete, ihnen gewährte.

Frau Klüver lief in ängstlicher Eile von der Küche nach dem Flur und sah über den Markt. Ach, sie werden in ihrer Liebe, die blind macht, das Auslugen vergessen. Darum tat die vorsichtig furchtsame Mutter es und trippelte von der Küche nach der Haustür hin und wider und nach dem Kochherde zurück, damit der Brei nicht versenge.

Einmal steckte sie den Kopf in die Stube hinein und flüsterte: „Ihr müßt jetzt gehen, Kalvinus.“

Aber er ging nicht, sondern saß im vollsten Behagen, Gisela auf dem Knie und den Arm um ihre schlanke Gestalt geschlungen.

Was sich liebt, das küßt sich — und das neckt sich.

„Hast du mich lieb?“ fragte er, obwohl die Frage schon sattsam beantwortet und bekräftigt worden.

„Ja, ich liebe deine Augen und deine Stirn und deinen Mund.“ Zu drei Malen und an drei Stellen küßte sie sein Antlitz, und in ihren Mundwinkeln lächelte ein Schalk. „Nur eines ist mir unleidlich an dir, dein Name!“

„Ja, wenn du mich ehelichst, werden sie dich schlichtweg die Salzsiederin oder die Albermännin heißen . . . Just nicht lieblich klingt der Name. Die gnädige Frau Bürgermeisterin von Ancken würde deinen Ohren wohl besser gefallen?“

„Nein, nein! Der Spaß gehet mir doch über den Spaß!“ Sie war hochrot geworden. „Aber der greuliche Ketzername Kalvinus wird meinem Vater ein Skandalon sein . . . Du mußt lutherisch werden und dich anders taufen lassen.“

„Sind die Lutherischen wiedertäuferisch geworden?“ gab er zurück.

Und noch eine lange Zeit gaben sie es sich zurück, Wort um Wort, Blick um Blick, Kuß um Kuß. —

Im Turmhause am Hafen, wo der König sein Einlager hielt, öffnete ein Page in goldgestickter Liberei, vor dem der Kandidatus sich verbeugt hätte, wenn nicht der Vater ihn am Ärmel gezupft, eine getäfelte Eichentür, und heftig klopfte Carpzowii Herz.

Martinus Klüver war in Gegenwart der Majestät ein scheinbar dreister und doch devoter Mann.

Christian IV. war gealtert und stark ergraut; aber die Gestalt war ungebeugt, und das Auge hatte nichts von seinem Feuerglanz verloren. Oft derb in Wort und Wesen, blieb er dennoch ein König. Nicht immer fein und fromm in seinen Sitten, war er ein aus voller Herzensüberzeugung evangelischer Fürst, der durch keinen Vorteil sich beirren ließ.

„Ich danke Ew. Majestät für die hundert Kronen, die Eure Huld mir zum Bau des Pastorhauses geschenkt hat . . . auch die drei Golddukaten, die Ihr meiner Tochter verehrt habt, werden bei ihrer demnächstigen Vermählung gute Dienste tun.“

„Wem hat denn Eure schmucke Tochter Herz und Hand geschenkt?“ sagte gleichgültig der König.

„Sie hat nichts zu verschenken . . . Ich habe mich entschlossen, sie einem achtbaren Manne zu vermählen.“

Christian schmunzelte. „So hatte auch ich mich entschlossen und wollte meine vielen Töchter zu Fürstinnen und Königinnen machen . . . aber sie wählten sich ihre Liebhaber nach ihrem Geschmack und wählten schlichte Adelsleute. Haha, mein lieber Klüver! Wer da meinet, daß er junge Weiber und störrische Füllen einbrechen könne, dem schlagen sie über Stränge und Sielen.“

Der Pastor zog den Mund breit und ging nicht auf das Gespräch ein. Noch einmal dankte er für alles Wohlwollen, das die Majestät ihm bewiesen, mit hochtönenden und hochtrabenden Worten.

Christianus kniff das eine Auge zu und zupfte seinen Schnauzbart. „Ich habe eine Königserfahrung gemacht. Wenn einer so viel dankt, schließt er gemeiniglich mit einer neuen Bitte. Mein guter Mann! Redet frei weg von der Leber und Lunge, so will ich bündig mit Ja oder Nein darauf antworten.“

„Ich nehme kein Blatt vor den Mund und habe eine dringliche Bitte, nicht für meine geringe Persona, sondern für die Wohlfahrt der Stadt und das Heil der wahren Kirche, in der das Wort allein lauter und rein gepredigt wird.“

Der König ahnte, worauf die Sache hinauslief. „Heraus mit der Weisheit, mein Alter!“

„Die Historie wird Euch den Städtegründer nennen, denn Christiania, Christiansstadt, Christianspris tragen nach Eurer Majestät den Namen, aber es wird Euch nicht glücken mit diesem Ort an der Elbe, in welchem Gerechte und Ungerechte, Gläubige und Ketzer, Juden, Kalvinisten und Lutheraner wie Kraut und Rüben, wie blausaure Milch und Rebenwein gemischt sind. Diese Religionsmengerei gibt eine stinkende Gärung und ist ein Greuel vor Gott.“

Christian war ganz König und richtete auf Klüver die durchdringenden Augen. „Ich habe meiner Glücksstadt das Privilegium der freien Religionsübung gegeben, dabei soll es verbleiben, basta! Ich will den Konfessionen im Reich ein Exempel geben, daß die ver-

schiedenen Religionsbekenntnisse friedlich nebeneinander leben können, wofern sie nur wollen. Ich will zum letzten nicht, daß meine Prediger auf der Kanzel dawider poltern, schreien und stänkern."

„Wenn Ew. Majestät diese Stadt nicht reinigt, kann der Herr das für die wahre Religion gezeuchte Schwert nicht segnen." Der Pastor wurde salbungsvoll wie ein furchtloser Diener des Herrn.

Aber der König wurde grob. „Alter Graukopf, höre auf mit deinem Gewäsch, wenn ich nicht böse werden soll."

Bitter-süßlich verbeugte Herr Klüver sich, aber das Auge des Sohnes sah mehr bewundernd als böse zu dem König empor.

„Noch einmal wage ich den Mund aufzutun ... Wenn diese Feste, was Gott verhüte, vom Feind umlagert werden sollte ... es sind zu viel Ungerechte in der Stadt, die mit der Liga kommunizieren und konspirieren möchten ... Darum bitt' ich untertänigst ..."

„Ich sage dreimal Nein und schlage die Bitte rund- und vorweg ab. Vater Klüver, was habt Ihr sonst noch auf dem Herzen? Um Eurer wunderlichen Starrköpfigkeit willen bin ich Euch gewogen."

„Eurer Gnade rekommandiere ich diesen meinen Sohn, welcher Kandidatus der Gottesgelahrtheit ist und etliche Jahre auf Vokation wartet. Wofern eine geeignete Stelle ledig wird, mögen Ew. Majestät sich des Carpzowius Klüver erinnern."

„Haha, das ist raisonnable geredet und läßt sich hören. Wenn ich den verteufelten Namen nicht vergesse, will ich's im Auge behalten. Wie heißt Er?"

„Carpzowius," stammelte der errötende Kandidat.

Der König fixierte ihn scharf. „Hm, Er hat ein aimables und friedfertiges Gesicht ... Wird Er auch, wie sein Erzeuger, gegen die Andersgläubigen eifern und geifern?"

„Majestät, der trübt kein Wasser und ist ein sanftmütiger Leisetreter," verbürgte sich der Vater.

Der Sohn aber stand für sich selber Rede und Antwort, unblöde und unbefangen. „Ich bin der Meinung, daß jeder seines Glaubens leben soll, aber in Lindigkeit gegen alle Menschen."

Christian nickte wohlwollend. „Eia, mein Alter, der junior gefällt mir besser als der senior und soll eine Vokation einmal haben."

Herr Klüver hob die Hände gegen den König und wurde voll Salbung. „Der ewige Gott, dem alle Macht gegeben ist, segne den Schirm- und Schutzherrn seiner lutherischen Kirche! Du starker Gottesheld und Gideon, zeuch dein Schwert und schlage die Philister und

Amalekiter, die den Weinberg des Herrn verwüsten! Säume nicht, sondern fahre wie Simson drein mit Blitz und Donner der Kartaunen . . ."

Christian, der lustig mit den Augen gezwinkert hatte, unterbrach ihn. „Amen, mein Alter, und Dank für den Segen! Aber auf dem Kongreß zu Lauenburg, wo mir das Amt eines Kreisobersten übertragen wurde, ist beschlossen worden, es solle meiner höchstvernünftigen Diskretion anheimgestellt sein, wo und wann ich dreinfahren wolle mit Schwert, Kraut und Lot."

Der König fixierte Carpzowius. „Mich dünkt, Ihr drückt . . . als wenn noch eine Supplikatio in der Kehle Euch säße."

Der junge Mann schoß seine Beschwerde hervor. „Ja, viele Kriegsknechte hausen ärger als die Heiden und machen diese Stadt des Glückes zu einem Ort der Greuel, insonderheit dem schwachen Geschlecht."

Der Vater, der vergebens mit den Augen geblinzelt und die Borsten aufgerichtet hatte, trat vor. „Wir wollen Ew. Majestät nicht mit Kleinigkeiten molestieren . . . es war nur eine Jüdin, welche in unser Haus floh, weil etliche Landsknechte mit ihr schäkern wollten."

Das Antlitz des Königs verfinsterte sich, und er verhörte: „Auch die Juden sind meine Untertanen . . . Eine Frau wurde verunehrt und schimpfiert?"

„Ja, die Tochter des Gonsalvo Lopez," erwiderte Carpzowius mit fester Stimme.

„Die Tochter meines Münzmeisters! Habt Ihr die unflätigen Buben erkannt?"

„Der eine, ein verrufener Raufbold und Bruder Liederlich, ist der Schrecken der Stadt und wird der lange Peter Lyng genannt."

„Ich will in meinem Heere Zucht und Subordination . . . Der Staupbesen des Profossen soll den Schmutzfink fein sauber fegen."

Der König winkte. Die beiden waren entlassen.

Herr Martinus Klüver stieg mit gemischten Gefühlen die Treppe des Turmhauses hinab. Der huldvolle Empfang schmeichelte seiner Ehrliebe, aber mancherlei tat ihm nicht wohl, und unwirsch trug er seinem Sohne auf, dem Maurermeister Hans Bruhn zu bestellen, daß er den Turmbau beschleunige.

Heute sah man's ihm an Schritt und Habitus nicht an, daß er beim Könige zur Audienz gewesen. Spornstreichs ging er nach Hause und schob und rückte an dem Barett, wenn die Bürgersleute ihren Pastor grüßten.

Als seine kurzbeinige und lang ausschreitende Gestalt auf dem Markte in Sicht kam, riß Frau Klüver die Stubentüre auf und lamentierte: „Mein Mann, mein Mann!“

Ein letzter Kuß! Ein nochmaliges Feldgeschrei: „Mein Mann!“ Nach diesem dritten Alarmgeblase retirierte Kalvinus durch die Küche und den Garten und das Hinterpförtchen.

Während dieser Jüngling eilfertig rannte, stand Carpzowius Klüver mitten auf der Straße ganz still. Es war aber nicht die Bauart des Hauses, die seine Bewunderung erregte, auch lag die Wohnung des Maurermeisters Hans Bruhn gar nicht in der Danneddelstraße — wohl aber die königliche Münze, welche er mit einem scheuen Schrägblick von unten herauf recht verdächtig beobachtete.

So verdächtig, daß Gonsalvo Lopez die Habichtsnase spitzte und seiner Tochter, die in der hinteren Schreibstube als Zähler und Buchhalter saß, zurief: „Bekka, Bekka! Ein Gojim steht auf der Gasse ... Wenn er nicht trüge den schwarzen Jesuiterrock der Bibelpfaffen, würde ich sagen, daß er will Böses tun und einbrechen zur Nacht ... Wenn er aber will Gutes und machen ein Geschäft, warum kommt er nicht hinein ins Haus?“

Da kam er schon und rührte bescheiden den Türklopfer, und die errötete Rebekka lispelte: „Es ist der gute Christenrabbi von gestern abend.“

Sie huschte an den Schreibtisch und horchte. Die Türkette klirrte.

Gonsalvo Lopez, ein hageres, hakennasiges, lebhaftes und in allen Gliedern gelenkiges Männchen, dem die schwarzgrauen Ohrlocken über das bräunliche Gesicht flogen, verneigte sich dreimal: „Gelobet sei Adonai, der Gott Israels! Hat nicht gesagt Judith, da sie abgeschlagen das Haupt des Holofernes: So wahr der Herr lebt, hat er mich durch seinen Engel behütet, daß ich nicht bin verunreinigt worden? Herr Klüver, Ihr seid gewesen der Engel des Herrn, der meine Rebekka ohne Schmach heimgebracht hat.“

Feuerrot und verwirrt wehrte der Kandidatus ab. Solche Standeserhöhung war seiner Bescheidenheit zu viel; aber der Jude verneigte sich zum viertenmal. „Ihr seid gewesen der Engel des Herrn.“

Carpzowius, dem nicht engelhaft, sondern unbehaglich zumute war, stotterte: „Mit Verlaub wollte ich ... mich erkundigen ... nach der ... nach dem Ergehen der Jungfer Rebekka.“

„Sie gehet nicht, sondern sitzet vor den Büchern,“ schmunzelte Gonsalvo und mummelte vertraulich: „Ich hätte nicht gelassen mein

einziges Kind auf die fürchterlich finstre Gasse, wenn nicht die Ditha, ihre Freundin, das Weib des Baruch, in Wochen gekommen wäre und sie gerufen hätte."

Die Horcherin, welche die Worte vernahm, preßte die Hände gegen die feuerheißen Wangen und faßte den Entschluß, den Vorderraum nicht zu betreten.

Carpzowius schaute um sich und sah nicht, was er suchte, und stammelte schüchtern: „Ist es erlaubt ... die Münze ein wenig in Augenschein zu nehmen?"

„Welche Ehre ist widerfahren meinem geringen Dach!" Gonsalvo ging aus den Gelenken und hüpfte hin und her, wies die Tiegel und Töpfe, den Schmelzofen und die Prägstöcke und erklärte alles ausführlich. Der Besucher betrachtete die Münze mit Wißbegierde und lugte verstohlen nach der halboffnen Tür.

Der Münzmeister blieb vor einem großen Haufen von funkelnagelneuen, blitzenden Kronentalern stehen. „Kann der gut Goj—, der gute Christenprediger schätzen, wie viel wert unter Brüdern dieser Schatz? Haha, damit kann einer kaufen das feine Haus des Bürgermeisters, und er wird gerne das feine, alamodische Gewand seines Sohnes als Draufgeld geben."

Die schwarzen Judenaugen, die mit dem Silber um die Wette gefunkelt hatten, blinzelten verschmitzt und lustig. „Greifet, Herr Klüver, greifet einen ... einen Kronentaler heraus!" Der Kandidat stutzte sehr. „Wahrhaftig! Habe ich, Gonsalvo Lopez, es gesagt, so habe ich's gesagt. Greifet einen ... einen Kronentaler heraus!"

Gekränkt trat der junge Mann zwei Schritte zurück und sprach mit selbstbewußtem Stolz: „Nein, ich nehme nichts!" So wollte er sich nicht ablohnen und abfinden lassen.

Der Jude lamentierte: „Davor sei Jehovah Adonai, daß ich sollte nehmen und stehlen meinem Könige einen Kronentaler ... Ich lege aus meinem Beutel einen vollötigen wieder hin."

Carpzowius verneigte sich kurz: „Ich glaube, Herr Lopez, ich glaube ..."

„Sie werden sehen, daß ich nehme einen alten Taler aus meiner Tasche."

„Ich glaube, daß ich mich empfehle."

Da wurde Rebekka, die sehr rot war, ihrem festen Entschlusse untreu und stand plötzlich in der Tür.

Der Kandidat empfahl sich nicht, sondern verneigte sich tief. Das

glitzernde Metall hatte ihn kalt gelassen, aber die glänzende Schönheit der Jüdin in des Tages heller Beleuchtung blendete ihn.

„Mißverstehet meinen Vater nicht!" sagte sie bittend, „es soll kein Geschenk sein, sondern ein Andenken daran, daß Ihr einmal in der Münze gewesen ... Auch andere Besucher erhalten ein neues Geldstück."

Alles, das Mißverständnis und das Gesicht des Kandidaten und die erstaunte Miene des Juden, klärte sich auf, als Rebekka mit drei Fingern ein Geldstück aus dem Haufen hervorzog und knixend überreichte.

„Ein Andenken von Bekka und ein Glückspfennig von Gonsalvo," sagte der Münzmeister und setzte segnend hinzu: „Möge er sich vermehren wie der Same Abrahams und sein wie der Sand der Wüste!"

Carpzowius, der insgeheim an einer schicklich schönen Ansprache hobelte und drechselte, drehte den Kronentaler hin und her und betrachtete das Gepräge von allen Seiten.

Lange Seidenwimpern hoben sich wie der Schleier von einem schönen Antlitz, und schwarze, freundlich funkelnde Augen ruhten mit Wohlgefallen auf seiner Gestalt. Nicht wie Baruch, der Mann der Ditha, nicht wie Isaak und Isidor und die andern Söhne ihres Volkes war dieser blondhaarige Jüngling mit den frischen, rotweißen Wangen. Es war etwas Helles und Lichtes an ihm, wie an dem Tage, dem die Menschen vertrauen.

Er schob noch immer den Taler hin und her und die ungesagten Worte im Munde und schwieg. Sein gutes Ingenium, das ihm in Gegenwart der Königlichen Majestät die rechten Worte eingab, hatte ihn völlig und schmählich verlassen.

Ihm war verwirrt und wundersam, als habe ein heißer Sonnenstich sein Hirn und Herz getroffen. Die schwarzen und wie die Sonne blendenden Augen hatten es ihm angetan.

O, die stillen, tiefen, treuherzigen Gemüter, die, unangefochten von Weiberschöne, auf ihren geraden Wegen Jahre der Jugend hinwandern — in die schlägt's oft nieder wie ein im Nu aufleuchtender Blitz, und der Pfeil, den Frau Minnes lockerer Sohn entsendet, fährt hinterrücks in das Herz, das unverwundbar, wie der hörnerne Siegfried, sich wähnte.

Die Kinder des Gottesvolkes haben einen scharfen Blick als eisernes Erbteil behalten.

Rebekka lächelte klug und lispelte holdselig: „Könnt Ihr die Inschrift des Reverses nicht entziffern?"

„Ja, es ist der Wahlspruch des guten Königs." Der Bann seiner Zunge war gebrochen, und er las: „Providebit Deus!"

Obwohl sie längst die Deutung kannte, bat sie: „Erkläret mir den lateinischen Spruch!"

„Gottes Vorsehung wird über uns walten." Wie er in seiner freien Übersetzung das „uns" betonte, wie er sie ansah! „Glauben nicht Juden und Christen an den einen Gott, welcher war und ist und sein wird, und an seine allgütige Vorsehung?" Der Theologus hatte einen gemeinsamen Glaubensgrund gefunden.

„Beten sie nicht alle zu Jehovah Adonai?" fragte Rebekka. „Warum werden die Kinder Israels von den Christen geschmäht und verfolgt? Auch viele Rabbiner lehren uns die Gojim verachten. Warum hassen sich die Christen, die einen, die den Papst in Rom anbeten, und die andern, die den Luther zu ihrem Abgott gemacht haben?"

Der protestantische Kandidat protestierte lebhaft. „Wir halten Luther für einen von Gott gesandten Lehrer."

„Warum morden sich die Christen in ihrem grausigen Haß?" fuhr sie fort.

„Bekka, was schwatzest du so viel?" krähte der Vater dazwischen und rieb sich die Hände. „Wenn sich balgen die Gojim, sitzen die Kinder Israel in Abrahams Schoß ... wenn sie aber schließen einen Bund, schreien sie Hep-hep und raufen uns die Haar."

Die Tochter rümpfte die fein gebogene Nase und wiederholte die Frage: „Warum hassen sich die Menschen, die an einen Gott glauben?"

„Weil die Liebe nicht in ihnen ist."

„Die Liebe ..." Rebekka errötete und senkte die Augen, in die er hineinblickte.

Eine etwas schrille Frauenstimme rief von oben herunter: „Gonsalvo, Rebekka!" Und der Ruf machte dem Religionsgespräch ein Ende.

Gonsalvo geriet in trippelnde Unruhe. „Darf ich Euch laden als Gast an meinen Tisch? Sarahleben, mein Weib, hat gebraten eine fette, koschere Gans."

Carpzowius aber hatte beiden die Hand gereicht, nachdem er den Kronentaler in die Brusttasche gesteckt. Er ging nach Hause.

Dumpfer Trommelwirbel riß ihn aus seinen Träumen. Auf dem Markte war eine Kompanie von Fußknechten in einem offenen Viereck aufgestellt, und in der Mitte desselben tat der Profoß — allen frommen Landsknechten zum abschreckenden Beispiel — seine Arbeit.

Auf der Bank lag der Delinquent, und die Schläge des Staupbesens klatschten auf dem rotstriemigen Rücken.

Zwischen zwei Musketieren stand Peter Lyng, der Schrecken der Glückstadt, bis zum Gürtel entblößt und die Lippen aufeinander beißend. Als er Carpzowius gewahrte, ballte er nach ihm die Fäuste und schoß aus den verschleierten Augen einen rasenden, teuflischen Haßblick.

Die Soldaten im Gliede zählten und schrieen: „Fünfunddreißig ... sechsunddreißig ... Stockmeister, schenk ihm die letzten drei!"

Der menschliche Profoß übte sein Begnadigungsrecht hinsichtlich der drei letzten Schläge und wischte sich mit dem Ärmel die Stirn. Peter Lyng kam an die Reihe.

Carpzowius bewunderte den König, der so schnelle Justiz übte, und strebte schaudernd an dem häßlichen Exekutionsschauspiel vorüber.

Aber der friedfertige Kandidat, der keiner Fliege ein Leid tat, hatte einen erbitterten Todfeind in der Stadt.

Nicht selten und am hellichten Tage ist er ins Haus der Danneddelstraße gekommen. An einem wonnig schönen Herbstabende jedoch, als er zwei Stunden in der Münze gewesen war, nahm er zuhause seinen Kronentaler aus der Schreibschatulle und bohrte ein Loch hinein.

Und der Kandidatus der lutherischen Gottesgelehrtheit hängte sich den Glückspfennig der Jüdin um den Hals, gleichwie ein Landsknecht es mit dem geweihten Amulett oder Passauer Zettel macht. Carpzowius, was soll das werden? (Fortsetzung folgt.)



Gegengruß.

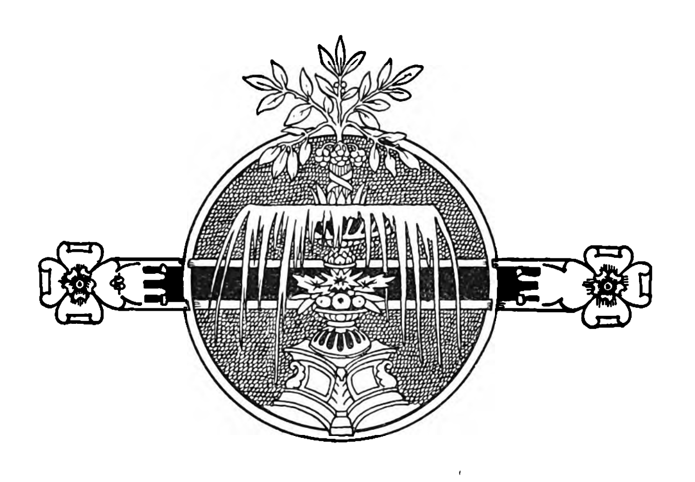
Von

Otto Thörner.

Von den Bergen her ins Tal
Morgens geht ein Blinken;
Aber noch im Gegenstrahl
Kann der Grund nicht winken.

Doch ein Glöcklein tut es kund,
Was ein Glanz sonst riefe:
Also grüßen, Mund um Mund,
Höhe sich und Tiefe.





Bauerntum und Bauerntümelei.

Von

Johannes Gillhoff.

Feiertagsruhe rings umher. Verträumt liegt das Dörflein am Waldessaum. Über dem altersgrauen moosbewachsenen Strohdach kreuzen sich die Pferdeköpfe des Sachsengottes. Geruhsam klappert der Storch den Abendsegen; langsam sucht blauer Rauch seinen Ausweg. Behaglich wiederkäuend stehen zu einer Seite der großen Lehmdiele die Kühe, zur andern stampfen die Pferde den Stallboden. Am Ende der großen Diele dehnt sich der große, offene Herd, über dessen Feuer die Abendsuppe kocht. Drinnen im niedrigen Stüblein, in der Döns, sitzt der alte Bauer hinter dem riesigen, lehmüberworfenen Backsteinofen, gelassen raucht er seine Pfeife, bedächtig rückt er an der blauweiß geringelten Zipfelmütze — ein Mann, weiß und bedächtig, von wenigen Worten. Was sein Denken bewegen mag? Von der Diele her schallt unablässig das traulich-einförmige Klippklapp des Dreschflegels, das untrennbar verbunden ist mit unserer Vorstellung altfriedlichen Dorflebens. Scharfe Töne begleiten es in taktgemäßer Weise: auf der alten Häckselade schneidet der Knecht noch Stroh und Heu für morgen. Vielleicht denkt der Alte an Häckselade, Dreschflegel und Dreifelderwirtschaft. Vom Dorfende herüber schallt zwischendurch das Klappern der Flachsbraken, der uralte, anheimelnde Ton. Die geschäftige Hand der Bäuerin ruht einen Augenblick müßig im Schoß. Sie denkt an Braken, Hecheln, Schwingen, Spinnen, Spulen, Weben und Bleichen. Dann trägt sie die dampfende Suppe auf den Tisch.

Noch eine Weile schnurren hernach die Spinnräder, und der Knecht schnitzt Eßlöffel aus rotgeädertem Holz vom Pflaumenbaum. Knarrend dringt das Messer durch das harte Holz. Alte, verstaubte Sagen, halbvergessene Volkslieder ziehen traumhaft durchs stille Stüblein. Und dann kommt die Nacht. Verträumt liegt das Dörflein am schweigenden Waldessaum. Von dem Dach

herab noch ein letztes melancholisches Klappern in den Abendfrieden hinein. In der Ferne das letzte Bellen eines Hundes. — Still! — Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, es schläft die ganze Welt. —

Wir alle kennen und lieben das engumfriedete Dorfleben. Es atmet Ruhe und Frieden in ruheloser Zeit. Seine Poesie ist uns in Bild und Wort oft genug dargestellt, wird aber weder im Habitusbilde der Landschaft noch im eigensten Innern der Persönlichkeit so bald ausgeschöpft. Das Dorfleben ist ja kein Konglomerat beliebiger Zustände und Qualitäten, die irgend eine Schicksalslaune zusammenwarf. Es ist bis in seine letzten Ausläufer geworden, bodenständig und festgefügt. Es ist eine abgeschlossene Kultur von einer Eigenart, wie wir ihresgleichen nimmer finden, und kein windiger Geist der Neuzeit soll uns dies Bild stören. Dringt er doch ein, dünkt es uns wie Sakrilegium.

Wenigstens in der Poesie. Denn die Poesie des Dorflebens bleibt in ihrem Wert, aber das reale Dorfleben selbst wird umgewertet, hier leise nur und unmerklich, dort so, daß wir es mit unsern Augen sehen und mit den Händen greifen. Es will ein Neues werden, und das Alte ist vergangen. Nicht erst seit heut, oder gestern. Verspinnwebt hängt der Dreschflegel an der Wand, laut und geschäftig arbeitet die Maschine. Mit den moosbewachsenen Strohdächern sinken die Pferdeköpfe des alten Sachsengottes, und der Bauer zieht seine Zipfelmütze von den Ohren. Der Bauer tritt ein in die neue Kultur, langsam und besonnen sucht und findet er den Anschluß, ehe es zu spät für ihn wird, eh und bevor der Geschichtschreiber hergeht und ihm den Nachruf widmet: Er wußte sich nicht in die Zeit zu schicken; schon lange gehörte er einer untergehenden Welt an. Doch ist er eingegangen zu den epheuübersponnenen Toren der Dichtung. Es ist eine tragische Geschichte, aber der herbe Ausgang wird gemildert durch die Versöhnung der Poesie. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — Der Bauer denkt nicht daran, mit der langen Pfeife im Munde und mit der Zipfelmütze über den Ohren ins Museum zu wandern oder vor den Augen der teilnehmenden Zuschauer die tragische Rolle eines untergehenden Standes zu markieren. Mit fester Hand wirft er seinen Pflug herum, mit ruhiger Sicherheit schiebt er zur Seite und legt er nieder, was seine Furche hindert, wenn's auch just anmutig blühendes Gebüsch ist. Wir müssen uns schon darein finden, daß ihm ein gutes Stück Poesie verloren geht. Uns bleibt aber die Aufgabe, aus unserer Vorstellung vom alten Bauern etliche Merkmale herauszulösen und andere einzuschalten. Sollen wir darum ein Klagen und Jammern anheben, als ob er sich selbst verliere? Schließlich ist der Bauer doch nicht um unserer Poesie willen da, oder um unsere Vorstellungsmerkmale zu konservieren.

Es will ein Neues werden. Wir sehen die Anfänge einer Entwicklung, die, abgesehen von der Fortbildung der Industrie, ihresgleichen nicht aufzuweisen hat. Ein Stand, der die Erde bedeckt, einer der ältesten in der Kultur, besinnt sich darauf, daß er noch eine Zukunft hat, daß seiner Aufgaben harren. Mit der ruhigen Sicherheit, die nur dem erwächst, der den Pflug über die heimische

Scholle führt, sieht er, daß die neuere Kultur eine Lebensbedingung für ihn ist, der er sich anschließen, die er sich untertan machen muß, wenn er Herr der Erde bleiben will. Und mit derselben ruhigen Sicherheit schält er aus ihren Ergebnissen heraus, was ihm taugt. Er steht erst in den Anfängen dieser Entwicklung, und niemand weiß, wie weit er theoretisches Erkennen in praktisches Können umsetzen wird, aber die Bewegung greift schon heute tief in Politik und Staatsraison ein. Wir können nicht auf eine mathematische Formel bringen, was alles er aufgeben muß, was er gewinnen wird. Aber wir trauen seinem gesunden Sinn, daß er im Ringen des Alten mit dem Neuen sich selbst nicht verlieren wird.

Deß ist das Leben, der es erfaßt! Wer es in verträumter Unbeholfenheit nicht zu fassen vermag, über den schreitet es brutal hinweg, dem wird kaum ein Eckplatz am Tisch des Lebens, der wird mit samt seiner Poesie zum alten Eisen geworfen. Im Ringen des Alten mit dem Neuen stehen die Sympathieen gewöhnlich auf seiten des Alten. Das Abgeschlossene bietet auch mehr ästhetischen Genuß als das Unfertige. Aber hier handelt es sich um ernstere Dinge als um ästhetischen Genuß und poetische Geltung. Wer will sich da abseits stellen und mit den Händen in den Taschen zusehen, ob er das Ringen nicht doch noch als das letzte galvanische Zucken eines dem Untergang geweihten Standes definieren könne? Wer will da auftreten und sagen: „Ich leide seelisch ob dieser Verstörung aller Poesie?"

Das altersgraue Strohdach ist schön — in der Poesie. Aber die Versicherungsgesellschaften neigen im allgemeinen nicht zu poetischer Auffassung. Sie schätzen den Strohkaten mit geklehmten Wänden ohne massiven Unterbau auf rund 3000 Mark und damit führt man heute just eine Häuslerei auf. Der norddeutsche Kleinbauer, dessen Hufe mit einem Kanon von etwa 2—300 Mark belastet ist, hat zum massiven Neubau des Wohnhauses rund 10 000 Mark nötig. Gleicht nun die poetische Teilnahme seiner Mitmenschen die Hypothek von 7000 Mark aus? Viehhaus und Scheune bleiben dabei noch ungerechnet. Verliert der Bauer sich selbst, wenn er den Neubau massiv, ohne Strohdach und ohne Pferdeköpfe aufführt? Verleugnet er sein Wesen, wenn er im neuen Hause einen Sparherd setzt? Wer es nur einmal erlebt hat, wie das Feuer im Zeitraum einer Stunde eine Reihe von zehn alten Bauernhäusern in Asche legte, der bleibt lebenslang verstockt gegen alle Strohdachhymnen.

Die vorspringenden Waldecken, die eingebetteten Waldwiesen sind schön — für den vorüberfahrenden Sommerfrischler. Die anmutig eingerahmten Wiesen, die fleißigen Knechte und Mägde, die das Heu wenden und wieder wenden und zwischendurch Erholung suchen im kühlen Schatten am Waldessaum, — der Sommerfrischler freut sich mit Recht des landschaftlich schönen Bildes. Was gilt's? Billig schilt er über die „begradigten" Wälder, von deren Saum alle Poesie flieht. Und kommt er nach vierzehn Tagen desselben Weges gefahren, dann kann er sich noch einmal der landschaftlichen Anmut

freuen. Für den kleinen Mann ist es minder erfreulich: sein Heu ist inzwischen schwarz geworden. Die Waldwiesen sind zu feucht, sie haben zu wenig Sonne. Ein Regenquantum, das für freiliegende Wiesen noch erträglich ist, ruiniert die Futterwerbung auf der Waldwiese. Nicht umsonst stehen Waldwiesen so niedrig im Pachtkurs.

Ja, gilt die Poesie denn gar nichts, sind Mark und Pfennig denn die einzigen Gradmesser aller Werte geworden?

Ja, seit wann macht man mit Poesie die Kühe fett? Sind die Waldwiesen für den Sommerfrischler oder für den Bauern da? Die Erhaltung anmutiger Landschaftsbilder ist an sich gewiß berechtigt, nur darf nicht zu viel Bauernschweiß und Bauernfluch daran kleben, sonst wird sie zu einem Stück sozialen Unfugs.

Nicht viel anders steht es um die viel besungenen und oft gemalten Bächlein. In reizvollen Windungen führen sie durch die Fluren; weißer Hahnenfuß schmückt sie, uralte Weiden neigen sich über sie zu flüsternder Zwiesprach. Aber der Bauer ist von aller Poesie verlassen. Er zieht gerade Gräben und Kanäle und zerstört die reizvolle Bachpoesie. Wie unschön! — Aber das versumpfte Wässerlein mit seinem trägen Lauf, mit seinen Lachen, Kolken und Rieden versauert ihm seine Wiese. Nur die Binsen führen ein gedeihliches Dasein, und bei Binsen und sauren Wiesen verhungert sein Vieh. Also zwingt er das Wasser, in geraden Kanälen zu fließen. Oder soll er das versumpfte Bächlein stillversunken anstarren und seinen magern Kühlein zur Entschädigung einige Dutzend Jamben Bachpoesie vorlesen?

Ein anderes Bild. Allerorten klagt man über den Niedergang der guten alten Volkssitte. Die Wendung hat fast sprichwörtliche Geltung erlangt, und wer nicht unbesehen in die Klage einstimmt, kommt fast in den Geruch, als versündige er sich an heiligen Dingen. Gewiß weist namentlich das Leben im Dank, im Recht, in der Treue zahlreiche und wertvolle Züge auf, die zu dem Besten gehören, was der alte Volksgeist je aus sich herausgestellt hat. Sie wollen wir nach Kräften pflegen und in vollem Leben unserer Jugend überliefern, daß sie in ihnen aufwachse und mit ihnen zusammenwachse. Denn nichts mag binden, wie Sitte bindet. Daneben aber ist unverkennbar, daß die literarische Einschätzung der guten alten Volkssitte im Laufe der Zeit uns dahin gebracht hat, gut und alt als schlechthin gleichbedeutend zu fassen. In der alten Volkssitte steckt viel Unsitte, unsagbarer Schund und blödester Aberglaube. Die drei ersten blühenden Roggenähren zieht der Bauer durch den Mund; das ist gut gegen allerlei Fieber. Angeschnittenes Brot darf mit der Schnittfläche nicht der Tür zugekehrt liegen, sonst weicht der Segen aus dem Hause. Aus demselben Grunde darf man den Knaust vom Brot nicht verschenken. Über den Baum der Schiebkarre, auf der man Brot zum Backofen schob, darf man nicht hinwegtreten, sonst gibt es abgebackenes Brot. Am Palmsonntag muß man hinter der Kirchentür heimlich einen Apfel essen, dann

bleibt man das Jahr hindurch fieberfrei. In den Zwölften darf keine Wäsche auf der Leine hängen, die Viehställe dürfen nicht ausgedüngt werden; auch ist es rätlich, ein in rotes Tuch gewickeltes Beil vor die Stalltür zu legen. Der Grund ist die Furcht vor Wodan, dem Herrn der Zwölften. Zahllose Züge der Sitte, des Rechts bezeugen, daß ihr Untergrund die Furcht vor dunklen Mächten ist. Aber Furcht gibt nicht Sittlichkeit und innere Freiheit; sie schafft nur dumpfen Herdensinn. Wir dürfen nicht alles alte Volkstum in Bausch und Bogen verherrlichen. Es taugt nicht, Dinge mit dem Nimbus des Heiligen zu umgeben, die durchaus unheilig sind, Volkssitten in die Peripherie des Religiösen hereinzuziehen, die sich jeder Wertschätzung entziehen. Sollen wir nun wieder klagen und jammern, daß der Bauer sich selbst verliert, wenn er diese und andre Sitten als „Tatergloben“ fahren läßt? Folgerecht müßten wir dann im letzten Grunde bedauern, daß der deutsche Bauer Christ wurde. Denn die Volkssitte ist ohne ihre Wurzel, ohne den alten Volksglauben, überhaupt nicht zu beurteilen. An die Wurzel legte der Missionar die Axt, und seit der Zeit hat die alte Volkssitte ihre natürliche Basis verloren. Nur zum geringen Teil wurde sie vom Christentum durchtränkt. Zum größten Teil blieb sie davon unberührt, blieb heidnisch. Man mag sich wundern, daß das Christentum sich ohnmächtig erwies, hier völlig Wandel zu schaffen; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Furcht vor bösen Mächten bis heute die Triebkraft vieler Sittenzüge ist, und darum können wir uns nur freuen und sagen, daß so viele Einzelzüge der Sitte nach allem Recht untergegangen sind, nicht nur nach dem einer zertrümmerten Mythologie. Und mit demselben Recht gehörte der Bauer einer untergehenden Welt an, wenn er sich hier nicht innerlich freimachen könnte. Daß er es kann, daß er die Idee der Freimachung in seinem eigensten Innern durchführt, das gibt uns die Bürgschaft seiner gesunden Entwicklung.

Daß dabei auch manches über Bord geht, was um seines Sittenkerns willen wert war, erhalten zu werden, wer wollte es nicht beklagen? Ob dazu die alten Volkstrachten gehören, mag dahingestellt bleiben. Den Vereinen, die sich zur Erhaltung dieser Trachten hier und da aufgetan haben und unter größter Selbstlosigkeit, unter viel Opfern an Zeit und Geld arbeiten, wird niemand höchste Anerkennung versagen. Aber der Gegenstand selbst scheint mir nur sekundäre Bedeutung zu haben, und es steht zu befürchten, daß trotz aller Mühe das Leben der alten Trachten nur noch für eine Weile künstlich erhalten wird. Außer Zweifel aber steht, daß der Zweck wenig gefördert wird, wenn hohe Herrschaften hier und da für eine Stunde Volkstrachten anlegen. Es soll jedenfalls eine Ehrung der Tracht sein, ist aber nicht viel mehr als eine Art Maskerade. Mit dem Ablauf der Programmnummer tritt die moderne Tracht doch wieder in ihr Recht, und man kann nicht sagen, daß dieser Wechsel in den Augen des Volks sonderlich für die Beibehaltung seiner Trachten spricht. Überzeugend würde es erst wirken, wenn die hohen Herrschaften für ihre Person

und dauernd die Trachten zu Ehren brächten. Das hätte mehr Beweiskraft als der regelmäßige Beitrag zur Vereinskasse. Daran ist aber ebensowenig zu denken, wie an den Ersatz der Landschlösser und Villen durch alte Bauernhäuser inkl. Strohdach, offenen Herd und gardinenlose Fenster. Ja, Bauer, das ist etwas ganz anderes. Aber der Bauer hat längst gelernt, zu vergleichen, und notwendig fragt er: Warum soll denn gerade ich als Dekorationsstück meiner Landschaft herumlaufen? — oder mit andern Worten: De Herren hollen bannig vel von uns' oll Drachten un von uns' oll Hüser. Alls, wat recht is! Äwer nu seggen S' mi blot, min leiw Herring, worüm dregen Sei dat denn nich sülwst, un worüm wahnen Sei nich sülwst in'n Strohkaten? —

Eine eigenartige Illustration zur Wandlung in den Gedankengängen des Bauern liefert das bekannte Wetterläuten. In frommer Glaubenseinfalt wurden bei nahendem Unwetter die Glocken geläutet, damit das Wetter vorübergehe. Fulgura frango! Die Gebweiler Chronik des Dominikaners Seraphin Dietler berichtet aus dem Jahre 1531 von einem großen Unwetter, das über Basel niederging: „Dises war ein straff vndt wahrnung von Gott . . . sie wolten daſ wetter mit schiessen vertreiben, dahero fiehrten sie die stückh fir das thor auff die wähl vndt schussen darauſ: aber Gott liesse geschehen, daſ die stückh zersprangen, vndt vnbrauchbar wurden: wan sie aber geleitet vndt darbei gebetten hatten, wurden sie daſ wetter vill ehender vertrieben, vndt den erzurnten Gott begietiget haben.“ — Das Hagelwetter ist wohlverdiente Strafe, das Wetterschießen offenbarer Frevel und Gottversuchen. Allmählich fiel der Kurs des Wetterläutens, und die Kanone verdrängte die Glocke trotz aller Antischießpredigten und Polizeiverbote. Doch blieb es in der Erinnerung der Alten und in den Sammlungen von Sitte und Brauch als tragischer Umschlag des klangvollen frango: fulgura fregi!

Damit nicht genug. Jahrhunderte sind wir dazu erzogen, den Hagel als besondere Warnung und Strafe des Himmels anzusehen. Aber die Hagelschläge erwiesen sich stärker als die Erziehung. Auf der einen Seite das alleinige Vertrauen in Gottes Hilfe, auf der andern die zerschlagenen Saaten — und das Ende? Der allgemeine Übergang zur Versicherung. — Bis dahin mochte es religiöse Konflikte geben im Seelenleben des Bauern. Wer die göttliche Mahnung oder Strafe zu kompensieren sucht durch Versicherung, der widersetzt sich den göttlichen Absichten, und die Versicherungsgesellschaft ist ein Institut zur Förderung der Gottlosigkeit. Das mochte zuerst der einfache Gedankengang sein. Noch blieb der Ausweg, den Hagel auf den Teufel abzuschieben. Dann konnte man die Versicherung mit dem Stempel einer gottgewollten Einrichtung versehen; zum mindesten war sie dann moralisch unbedenklich. In den „100 Höllengeschichten“ Kellers versichert uns auch ein Bericht aus dem Jenseits, daß die Teufel zweiter und dritter Klasse zur Hochsommerzeit gern in den Lüften hausen und von da Gewitter und Hagel auf die Menschen niedergehen lassen, auch sonst allerhand Allotria treiben. Nun ist aber die Sommerfrische der

Teufel sonst nicht recht beglaubigt, und das allgemein-volksmäßige Denken wird sich zu derartigen Kompetenzerweiterungen zugunsten der Unterwelt nie verstehen. Heut erst recht nicht.

Schließlich mochte der Gedanke an eine Kompensation der göttlichen Heimsuchung durch Geld doch nur für kurze Zeit auftauchen, weil der Sonderfall alsbald zurückgeschoben wurde in die Ebene paralleler Erscheinungen (Feuer- und Lebensversicherung, Haftpflicht u. s. w.). Diese Zurückschiebung hat sich hier wie immer als Ruhekissen erwiesen, und heute hat der Bauer die alten Schranken hier und da schon mit dem verblüffenden Erfolg durchbrochen, daß er die göttliche Heimsuchung des alten Glaubens völlig illusorisch macht durch Versicherung über den Wert hinaus, bei Brandschäden also noch einen anständigen Profit in die Tasche steckt. — Nüchtern gesprochen wird man sagen dürfen, daß in den religiösen Anschauungen der Alten manche Verschrobenheit mit unterlief. Bibel und Versicherungspolice stehen nicht widereinander, und der totgerittene Gemeinplatz: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! hat mehr innere Wahrheit als die Chronik des Dominikaners. Die Grenzen zwischen Gottvertrauen und Gottversuchen liefen vielfach durcheinander, und nicht selten wurde der Menschen Dummheit als Gottes Wille deklariert. Religion und Volksleben sind nicht getrennte Sphären. Nie wird das Volksleben voll und reich strömen, wenn ihr Grundgedanke es nicht von den Quellen bis zur Mündung geleitet. Nie wird Religion in der Mitte des Lebens stehen, wenn sie nicht einzugehen vermag in die gesunde Rüstigkeit des Volksgeistes. Deß ist beides, Leben und Religion, der es erfaßt. Unsere tiefste Kausalbeziehung liegt immerdar in Gott, und mehr als die Vorzeit faßt unser praktisches Volksleben diese Kausalbeziehung doch an der Hand der alten syntaktischen Fügung: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!

Die fruchtbarste Entwicklung unter dem Leitgedanken der Selbsthilfe finden wir in der Feldwirtschaft. Ungefähr zu Karls d. Gr. Zeit löste die Dreifelderwirtschaft den einfachen Wechsel ab. Die Sache war verblüffend einfach. Das landwirtschaftliche Getriebe wurde aufgezogen und lief ab wie eine Uhr. Roggen, Hafer, Brache — Hafer, Brache, Roggen — Brache, Roggen, Hafer — in diesem einfachen Rotationsverfahren lag das ganze Geheimnis. Wer diese mechanische Formel konnte, der konnte auch Landwirt sein. Aber für die ersten Jahrhunderte war sie zweckmäßig. Sie war bequem, und Bequemlichkeit ist süß; sie kostete wenig Nachdenken, und Nachdenken greift an. Dabei steckte sie der Menschheit doch mehr Brot in den allzeit offenen Mund als die Zweifelderwirtschaft. Nicht der Geist der Poesie, sondern die praktische Idee des Sattwerdens und Sattmachens führte sie ein. Dennoch sahen die Felder hübsch aus. Radel, Tremse und Mohn sorgten für reiche Abwechslung, um nasse Stellen führte man den Pflug in vorsichtigen Ellipsen herum, und den sauren Stellen wurde ebenfalls Dispens erteilt. Kam dann der Bauer auf sein Feld, dann sah es aus wie die Backe eines alten Mannes, auf der nur noch ein

spärlicher Bart keimt, oder wie ein Pelz, in dem die Motten mit Ernst und Hingebung arbeiteten.

Langsam bürgerten sich andere Pflanzen ein: Flachs, Kartoffel, Klee u. s. w. Aber erst Thaer suchte die Grundsätze des Fruchtwechsels wissenschaftlich zu begründen, seine Vorteile praktisch zu erproben. Durch ihn kam der deutsche Bauer zu der Erkenntnis, daß er den Ertrag einer Ackerfläche durch ständigen Fruchtwechsel steigern könne. Diese Erkenntnis hob auch die Ruhezeit der Brache auf und war ein Fortschritt, der durch die Aufnahme neuer Formen in das Habitusbild der Landschaft nebenbei auch eine Mehrung der Poesie bedeutete. Doch fehlte noch die Hauptsache: das naturkundliche Wissen um die Vorgänge im Leben der Pflanze; und ohne dies Wissen würde in der Praxis schließlich ein Mechanismus an die Stelle des andern getreten sein. Da trat Liebig auf: Soll die Fruchtbarkeit des Bodens erhalten bleiben, so muß für Ersatz der unverbrennlichen, mineralischen Stoffe Sorge getragen werden, sonst betreibt man Raubbau. Die Gesamtheit der in der Ernte dem Boden entnommenen Produkte an mineralischen Pflanzennährstoffen darf nicht mehr betragen, als was ihm in derselben Zeit durch den Betrieb als Ersatz wieder zugeführt wurde. Das statische Moment zwischen Erschöpfung und Ersatz darf nicht verletzt werden; — und das ist der fruchtbarste Gedanke, der bis heute in der Landwirtschaft gedacht wurde.

In der Wüste trat der Versucher zum Herrn und forderte ihn auf, den Beweis seiner Gottessohnschaft damit zu erbringen, daß er aus Steinen Brot mache. Seitdem hat die Gegenüberstellung von Steinen und Brot fast sprichwörtliche Geltung erlangt. Liebig wirft taghelles Licht auf den Weg der angewandten Chemie, den der Bauer zu gehen hat, um aus Steinen Brot zu machen. Hier ist nicht mehr mechanisches Tun, wie unter der Formel der Dreifelderwirtschaft, hier ist freies Herrentum. Wenn der ein Wohltäter genannt wird, der den Armen aufhilft, wie viel mehr ist der ein Wohltäter der Menschheit, dessen Erkenntnis überall dort nach selbsttätiger Anwendung strebt, wo im Ringen gegen den Hunger des Menschen Schweiß den Acker dünkt, — dessen Erkenntnis nicht einen Stand, nicht ein Volk hebt, sondern Stände hebt und Völker aus der Knechtschaft emporführt.

Liebigs Enthusiasmus war nicht frei von Irrungen. Vereinzelt war auch schon vor ihm auf die Bedeutung der mineralischen Bodenbestandteile hingewiesen worden. Aber erst von ihm ging das erste Streben, gingen die umfassendsten Untersuchungen aus. Daß einem Felde von 10000 qm durch eine Weizenernte außer Wasser, Kohlensäure, Ammoniak rund 70 kg Kalisalze, 40 kg Kalksalze und 130 kg Kieselerde, zusammen 240 kg mineralischer Bestandteile entzogen und also auch wiedergegeben werden müssen, ist nur ein Beispiel aus den vielen tausend Untersuchungen, die das landwirtschaftliche Denken in neue Bahnen trieben. Das Gestein verwittert und löst sich in Salze auf, die durch Wasser verflüssigt, von den Wurzeln aufgenommen werden. Die

Bezugsquelle der verbrennlichen Stoffe ist dagegen die Luft. Die Kohlensäure versorgt die Pflanze mit Kohlenstoff, Ammoniak u. s. w., mit Stickstoff zur Bildung von Eiweiß, Kleber, Käsestoff und organischen Basen. Durch ihre Blätter schöpfen die Pflanzen ihren Stickstoffbedarf aus dem salpetersauren Ammoniak der Luft. Durch Tau, Regen und Schnee werden stickstoffhaltige Verbindungen auch in den Erdboden geführt, so daß sie für die Wurzeln aufnahmefähig sind. — Überall gibt die Naturwissenschaft dem früher mechanischen Tun das Bewußtsein der Kausalität. Sie zeigt das Stärkemehl als den großen Wärmebildner und Wärmeregulator. Sie lehrt im Haushalt der Natur, daß Stärke in Zellstoff, Zucker, Gummi, Harz, Säuren u. s. w. umgewandelt wird, im Haushalt des Menschen, daß Stärke zur Herstellung von Kleister, zum Verdicken von Beizen, zum Schlichten und Appretieren, zum Steifen und Glätten dient, daß sie in Stärkezucker und dieser wieder durch Gärung in Alkohol und Essig umgesetzt wird, daß auf dieser Umwandlungsfähigkeit all unser Backen, Brauen, Branntweinbrennen und Essigbereiten beruht. — So zeigt sie auch Entstehung, Zusammensetzung und Vorkommen der Eiweißstoffe, vor allem ihre Funktion als Blut-, Fleisch- und Knochenbildner. Dem Bauern sind darum die stickstoff- oder eiweißhaltigen Futtermittel schlechtweg Kraftfutter, und er weiß, daß, wie und warum er bei ihrer Anwendung die höchste Leistung seiner Tiere erwarten darf. Kannte er vorher auch das Daß, der Erkenntnis des Wie und Warum ist er doch erst durch die Vertiefung der Naturwissenschaften einen Schritt näher gekommen, und an die Stelle der Formel: Roggen, Hafer, Brache sind die vier Organogene getreten.

Die Landwirtschaft, früher ein Schlendrian, ist zur Wissenschaft geworden und stellt Forderungen an ihren Betriebsleiter. Landwirtschaftliche Akademieen haben sich aufgetan, Versuchsstationen, Ackerbauschulen und Vereine überziehen das Land wie ein dichtes Netz und tragen die Bildung auch zu den Kleinbauern. Es ist vielfach üblich geworden, über den wissenschaftlich gebildeten Bauern, über Küchenchemie u. s. w. zu spotten. Gewiß ist der Spott oft notwendig, gewiß werden in der Zeit des Übergangs die Fehlgriffe nie ausbleiben, gewiß kann die angewandte Chemie ihren Einzug in den Bauernhof nur in vereinfachter Form halten, aber im ganzen geht die Idee doch den rechten Weg, und die kleinen Kulturzentren legen alles Gewicht auf die praktische Kontrolle. Ihnen ist es zu danken, daß die Befreiung des Bodens heute auch auf den kleinen Hufen in der Hauptsache bereits durchgeführt ist, daß die Wirtschaft auch des Kleinbauern heute ein wesentlich anderes Bild zeigt als etwa vor fünfzig Jahren.

Wo sind die guten alten Zeiten geblieben, da der Bauer vier Ochsen und zwei Pferde zugleich vor den leichten Pflug legte und damit langsam und behutsam eine flache Furche aufkratzte, damit nur ja nicht der wilde Boden ans Tageslicht käme, — wo die Zeiten, da er mit zwei Pferden und einer leichten Holzegge den halben Tag lang auf einem kleinen Ackerstück herumtrampelte und dann mit dem Bewußtsein nach Hause zog: Ick heff min Land

klor makt, — wo sind die Zeiten geblieben? Kam das Korn in die Ähren, dann saßen die Wurzeln fest und der Bauer saß mit seiner Weisheit auch fest. Auch die nassen Stellen trugen vordem ihren Namen mit Recht. Der Boden schwankte unter den Füßen; gurgelnd schlugen die Blasen auf, mit Pferd und Wagen durfte man solchen Stellen überhaupt nicht nahe kommen, und den Pflug führte der Bauer in schön geschwungenen Ellipsen herum. Es war ein gedeihliches Leben für Frösche und reizvoll anzusehen für poetisch veranlagte Naturfreunde. Ähnlich war es in den trockenen Wiesen. Das Gras knisterte unter dem Schritt, die Eidechsen strichen raschelnd durch die dürren Halme, und die Ameisen ließen sich's wohl sein bei ihrer Arbeit. — Fragte jemand den Bauern: Warum wächst da nichts? so mochte die mit nachsichtigem Lächeln gegebene Antwort lauten: Es ist ja eine nasse Stelle, — oder in plattdeutscher Umschreibung: Du bist jo woll heil und deil mall! Aber es fragte keiner, denn das einfache Warum setzt schon einen guten Posten revolutionärer Gesinnung voraus, und daran fehlte es eben.

Heute bedeuten Kanalisierung, Drainage und Rieselung positive Kulturwerte, und die Anwendung der Kalisalze für Sandboden und Moorland zieht weite Strecken, die bis dahin wüst lagen, oder den Bebauer nur dürftig ernährten, in intensive Kultur. Noch haben wir 5,3 Millionen Hektar Weiden, Hutungen und Ödland. Wie verschiebbar die Verhältnisse sind, zeigt das landwirtschaftlich hochentwickelte Sachsen, in dem Weide und Brache nur 0,8 v. H. des gesamten Ackerlandes bilden, während beide im Durchschnitt des Reiches 10,5 v. H. ausmachen. In ruhiger Sicherheit wird der deutsche Bauer mit der Zeit den Pflug der Kultur auch über das Ödland führen. — Was soll da der sentimentale Jammer über den unausstehlich langweiligen Realismus? Roggen, Hafer, Hafer, Roggen, das war früher die einzige Poesie des Sandbodens. Jetzt decken neben dem Getreide verschiedene Kleearten weite Flächen des Landes, Kartoffeln und Rüben sind eingesprengt, Hülsenfrüchte verschiedenster Art wechseln miteinander ab, Raps, Flachs und Zichorie blühen andersfarbig, und im knietiefen Sande, in dem sich sonst der Bauer festfuhr, gedeiht der prächtigste Spargel. Die Artenzahl der Kulturpflanzen ist größer geworden, und die Zahl der Varietäten ist unübersehbar. Das Wort Roggen ist ein Sammelbegriff, und die Kartoffel hat schon mehrere hundert Spielarten aufzuweisen. Was soll angesichts dieser endlos reichen Entfaltung der sentimentale Jammer über das ermüdende Einerlei? Er ist traditionell geworden, aber er ist unwahr durch und durch, und darum ist er auch unwürdig und undeutsch. Sentimentales Deutschtum schickt sich nicht mehr für uns. Mit verträumten Augen in den vermeintlichen Glanz der Vergangenheit starren und zwischendurch die Hände ringen und ein Wehe rufen über die Gegenwart, — ja, was ist das anders als Verelendungstheorie? Die Gegenwart ist reich genug, Auge und Herz zu erfreuen. Aber es scheint, als ob der Deutsche notwendig etwas zu versentimentalisieren haben muß. Hat er literarisch ausgetoggenburgert, so

muß er jetzt landschaftlich jammern. Eins ist so unfruchtbar wie das andere. Besser wäre es, man sänge ein stickstoffhaltiges Loblied auf Chilisalpeter und schwefelsaures Ammoniak, oder ein phosphorsaures Poem auf den Erfinder der Thomasschlacke. Hier wie dort sind wir mit der Ehrung im Rückstande.

Tolstoi weist irgendwo auf die Tatsache hin, daß in geschichtlicher Zeit kein wildes Tier in ein nutzbringendes Haustier umgewandelt wurde. Die Bemerkung ist so einfach wie überraschend. Neue Kulturpflanzen in großer Zahl, aber keine neuen Kulturtiere. Doch ist die durch Kreuzung innerhalb derselben Art erzeugte Zahl von Spielarten erheblich gewachsen. Der große Fortschritt der neuen Zeit liegt aber in der sorgfältigen Auswertung des Haustieres. Die nutzbaren Eigenschaften sind dieselben geblieben, aber sie haben eine ganz wesentliche Steigerung erfahren. Die den Tieren gereichte Nahrung wird weit vollkommener in Milch, Fleisch, Wolle, Arbeitskraft umgesetzt. Beiläufig erzielte schon Thaer besondere Erfolge in der Produktion von Wolle, so daß das mit Beziehung auf seine philosophischen Neigungen und seine Verdienste um die Wolle aufgebrachte Wort, er sei der deutsche „Wollthaer", durchaus kein schmerzhafter Kalauer ist. Die höchste Steigerung aber erfuhr die Gewinnung, Verarbeitung und Verwertung der Milch. Einen Milchertrag pro Kuh, wie er heute gang und gäbe ist, kannten die Alten schon gar nicht. An Milchverkauf dachte niemand, das Pfund Butter kostete einen Papphahn (25 Pfg.), ein eigentlicher Viehhandel ward erst durch die Eisenbahn möglich. Von Verkauf nach Gewicht konnte schon darum nicht die Rede sein, weil große Gewichte auf den Dörfern fremd waren. Die Einführung des Ünzels mit langem und kurzem Hebelarm bedeutete einen außerordentlichen Fortschritt, fand in meinem Heimatdorf aber erst nach 1830 Eingang. Noch immer befällt mich ein mäßiger Neid, wenn ich an die Viehpreise jener Zeit denke. Ein halbjähriges Schwein kostete zwei Taler, und wer acht Schilling mehr bekam, hatte ein gutes Geschäft gemacht. Der Viehstapel war groß, aber er war fast ausschließlich für den eigenen Gebrauch da. Unter solchen Umständen ist keine Kapitalbildung möglich. Wer damals mit der Behauptung aufgetreten wäre, daß der Bauer nach Ablauf etlicher Jahrzehnte für ein Schwein von 300 Pfund ebenso viel erhalten würde wie damals für eine Herde von zwanzig halbjährigen Tieren, daß ein Kalb, wie man es damals den Elbschiffern auf zwei Sack Roggen zugab, den Wert von drei Schweinen repräsentieren werde, daß wiederum ein Schwein von drei Zentnern einem kleinen Stall voll Kühe entsprechen, und daß sogar Milch bar Geld kosten werde, der wäre möglicherweise ins Narrenhaus gesteckt, jedenfalls aber abends auf der dunklen Dorfstraße als „Irrgeist" jämmerlich verhauen worden. Und heute weiß auch der Kleinbauer als Mitglied der Genossenschaftsmolkerei ganz genau, was seine Milch wert ist. Seine Augen sind aufgetan und der Kausalzusammenhang zwischen Kraftfutter und Milchertrag steht ihm mit mathematischer Klarheit vor Augen. Er hat denken gelernt, und er hat rechnen gelernt.

Sein Sohn aber wandelt die Wege des Vaters und nicht die Wege des Großvaters. Der trug als Jüngling einen Armkorb voll Eier nach Grabow. Dort hatte der Nachbar für die Mandel (15 Stück) einen Groschen erhalten, da lohnte es sich schon den Weg. Aber das Glück ist nicht jedem hold, und mit wenig erleichtertem Armkorb mußte er sich auf den Heimweg machen. Der Weg war drei Stunden weit, heiß schien die Sonne und schwer drückte der Korb. Verdrossen trug der junge Bursch an seiner Last, aber nicht lange; ein kurzer Entschluß — ein kurzer Ruck — und sämtliche Eier lagen im Graben. Leicht und fröhlich trabte der Bengel nach Hause und einen schlimmen Empfang brauchte er nicht zu fürchten. Wo kommt dergleichen heute noch vor? Aber wie hier im Einzelfall, so warf man vielfach die Produkte achtlos zur Seite; sie hatten ja keinen Wert.

Wissen ist Macht. Volksbildung bedeutet Volkswohlfahrt. Das ist die große reale Erkenntnis, die dem Bauern aufgegangen ist, von der er nicht lassen wird, in der er kämpfen wird, mit der er siegen wird.

Wollten wir nur auf die steigende Entwicklung der Landwirtschaft in technischer Hinsicht blicken, müßte ihre Lage mindestens befriedigen. Das ist nicht der Fall. Die ungeheure Entwicklung der Verkehrsverhältnisse hat ihr zunächst mehr Schaden als Vorteil gebracht. Der Begriff der Entfernung ist zu einer relativen Größe geworden. Die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft setzte erst ein, als der Verkehr gestiegen war. Der deutsche Bauer war etwas spät aufgewacht; nun er sich die Augen rieb, begann sofort der Kampf ums Dasein mit der ganzen Erde. Dazu kommt, daß der Kreislauf von Einnahme und Ausgabe bei Kulturpflanzen oft ein Jahr, bei den Haustieren noch länger dauert, und daß der Boden sich dem Menschenwillen nicht so unbedingt fügt wie die Maschine, deren Leistung sich genau vorausberechnen läßt. Das Wetter ist nur eine dieser unberechenbaren Größen.

Auch der Zug vom Lande drückt mehr und mehr die Entwicklung. Der Bauer macht sich frei von der Schablone und der Arbeiter macht sich frei vom Bauern und lähmt dadurch wieder dessen Freiheit. Allerdings sucht der Bauer auf Rad und Riemen zu legen, was in der Hand und auf der Schulter des Arbeiters lag, aber als Universalmittel gegen Leutenot kann die Maschine nie gelten, am wenigsten für den Kleinbetrieb mit getrennten Flurstücken. Dazu steht der Zug vom Lande offenbar erst mitten in einer Entwicklung, deren Ende nicht abzusehen ist. Hier ist am Himmel des deutschen Bauern eine Wolke aufgestiegen, größer denn des Mannes Hand. Vielleicht, daß der Genossenschaftsidee beschieden ist, durch Verkoppelung der Fluren zu großen Gemeindeschlägen und zur Bewirtschaftung durch große Maschinen, deren Lasten sich gleichmäßig auf viele Schultern verteilen, dieser drohenden Gefahr wirksam zu begegnen. Das wäre dann freilich das genaue Gegenteil der weitgehenden Individualisierung, die eben erst an die Stelle der Schablone getreten ist.

Aber es ziemt sich nicht, mit trüben Gedanken Abschied zu nehmen vom

deutschen Bauern. Elegisches Verständnis geht ihm auch so wie so ab. Ist er einmal in die Kultur eingetreten, dann läßt er auch nicht von ihr. Schon manches Wetter ging über ihn hin, und er hat sich doch durchgekämpft. Aus der Berührung mit der Mutter Erde erwachsen ihm wie jenem sagenhaften Riesen immer wieder neue Kräfte. Und schlägt ihm doch einmal irgend ein Blitz Haus und Wohlstand zusammen, dann macht er es wie Roseggers Waldbauer: aus der letzten Glut hebt er eine Kohle, setzt seine Pfeife in Brand, geht hin und fängt von vorn wieder an. — Es wird ein langer, harter Kampf sein und viel ehrlicher Schweiß wird vergossen werden. Aber auf die Dauer hat die gute Erde ihre Frucht noch niemals dem versagt, der in ehrlicher Arbeit den Pflug über die Scholle führt, und wo die Scholle Bauernschweiß trinkt, da wogen doch zuletzt goldne Saaten. Des wollen wir uns von Herzen freuen, denn wir wissen, daß es hier eine Kulturaufgabe größter Bedeutung gilt, unter deren Lösung Generationen ins Grab sinken. Wir wissen aber auch, daß in dem Kampf Kräfte sich entwickeln werden, daß in der harten Arbeit der Quell physischer Kraft reicher strömen, daß in diesem Kampf auch die geistige Stärke wie aus einem Jungbrunnem sich immerdar neu erzeugen und mehren wird. Es ist gesunder Realismus, dessen mühseliges Schaffen doch von der Idee der Freimachung durchleuchtet wird. Der Kampf, den der Vater als Vermächtnis forterbt auf den Sohn, gibt uns die Gewißheit, daß auch die Söhne in den Wegen der Väter wandeln werden, daß sie wiß und bedächtig das Ihre schaffen, freudigen Mutes bleiben und heimfest.

Anders der jammernde Poet. Er schaut schon heute den Ausgang des Volkes im Lichte geschichtlicher Parallelen. Wo wir den Realismus des Blühens und Gedeihens sehen, da sucht und findet er den des Faulens. Wo wir mühevolles Ringen in ehrlich vergossenem Schweiß finden, da sieht er im Geist das Volk in Genußsucht erschlafft und verweichlicht. Wie lautet doch seine düstere Prophezeiung? — „Unsere noch blühenden Fluren gehen langsam aber sicher dem Schicksal entgegen, das die gesegnetsten Staaten der alten Welt ereilte. Wo ist das Reich, in dem der überreiche Krösus herrschte? Was ist aus den andern fruchtbaren Ländern Kleinasiens geworden? Welches Bild bietet heute das alte Delhi, einst die Residenz der Großmoguln von Indien, dessen Straßen mit Gold gepflastert waren, dessen ganze Umgebung aus einem einzigen paradiesischen Garten bestand? Die alte Herrlichkeit blickt uns nur noch aus wehmütigen Trümmern entgegen, die der wehende Wüstensand im Laufe der Jahrhunderte begraben wird. Diesem traurigen Schicksal gehen wir ebenfalls entgegen."

Worauf der Bauer bedachtsam erwidert: „Von Krösussen heww ick noch nich hürt, un wo sin Land blewen is, kann ick Sei nich seggen. Dor möten Sei den Köster nah fragen, dei hett de grot Kort. Wat ut Lütten-Asien worden is, dat weit ick ok nich, von min Fründschaft wahnt dor keiner. Wenn Sei äwer meinen, dat in dat anner oll Lock de Straten mit Gold affleggt sünd,

dat bün ick doch nich recht beglöwt; ne, alls, wat recht is! Un mit den Sand, dat laten S' ok man gaud wesen. Wenn Sei den ollen Großmogul mal seihn, denn seggen S' em man, up den Sand, dor süll hei man Spargel bugen; ick wüßt in Grabow noch en gauden Kunden för em."

Worauf der andere — es war ein namhafter Kulturhistoriker — seine Elegie anhub: „Ein in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten verbrenne wie Sardanapal."

Weiter kam er leider nicht, denn der Bauer fiel ihm in die Rede: „Begraben laten!? Sardanapal!? Ick will di hier bald versardanapalen, wenn du nich in'n Ogenblick makst, dat du von minen Hof kümmst! Wer is hier Sardanapal? Bün ick Sardanapal odder büst du't? Dunnerkiel! — Jehann, führ nah de Isenbahn un hal de Slack un den Kainit, hier is de Frachtbreif." —

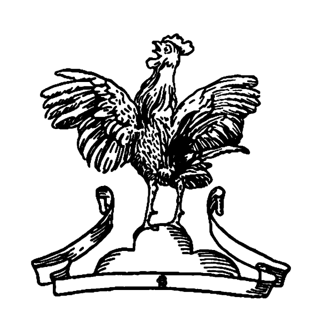
Prophetie ist auch eine Gabe Gottes, aber man soll sie nicht mißbrauchen zum Verderb berechtigter Freude an gesundem Fortschritt. Besser und wertvoller ist Mitfreuen und Mitarbeiten. Jammernd zur Seite stehen und die Hände ringen, ist unfruchtbar. Der Bauer hat auch ohne Verelendung schwer zu kämpfen. Der deutsche Bauer ist Manns genug, sich selbst zu helfen. Er ist nicht mehr jung genug, ein reines Leben der Poesie zu führen. Er ist noch nicht alt genug, um auf ein sentimental-prophetisches Wehe hin zu resignieren. Er steht just im Alter der kräftigen Mannestat, und das Mannesalter ist immer die Zeit des gesunden, rüstigen Realismus.

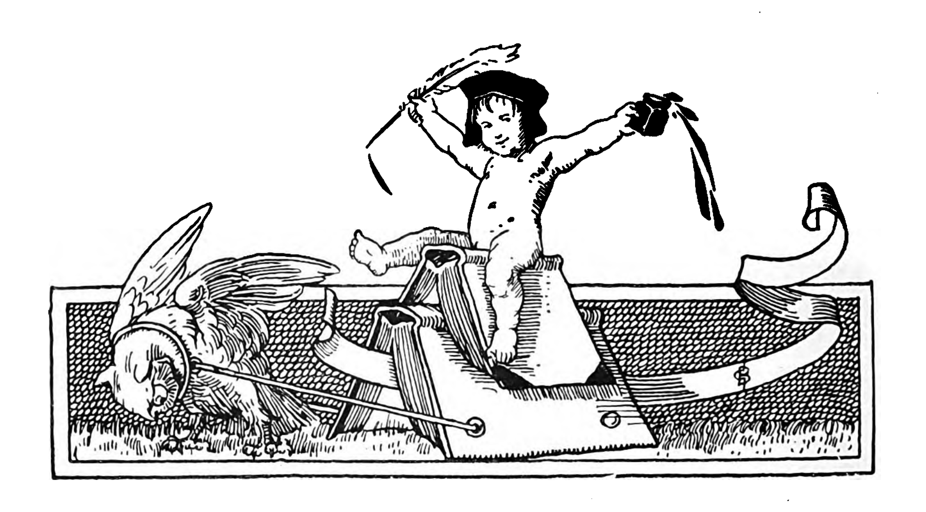
Daß nur dieser gesunde und berechtigte Realismus nicht unter der Hand zum flachsten Materialismus werde, der mit breiten Arealstiefeln durchs Land schreitet und hier den buschigen Rain nebst Blütenduft und Vogelsang, dort die vier alten Eichen auf der Höhe abräumt, weil Eichenschatten und Vogelsang nicht zahlenmäßig abzuschätzen sind! Und in der Volkswirtschaft ist es nicht anders als auf der einzelnen Bauernhufe. Auch die Wälder müßten gelegt werden, weil sie sich vielleicht nur mit 1—2 v. H. verzinsen, — unsere deutschen Wälder, zu denen wir hinüberblicken von unsern alten Burgen aus, die noch weniger Zins eintragen und die wir beide lieben mit unserm deutschen Gemüt, das im Etat des platten Erwerbslebens erst recht nicht einen annehmbaren Zinsfuß garantiert.

Um den derben Verstand brauchen wir nicht zu sorgen, er weiß im Leben immer recht zu behalten. Aber seine ausschließliche Herrschaft führt zu leicht zu einer Verarmung des Seelenlebens, zu einer Vernichtung jener Imponderabilien des Gemüts, ohne die wir doch nimmer auskommen im Haushalt unsers persönlichen und des gesamten Volkslebens. Auch der nüchternste Bauer hat Stellen, auf die er sich in sich selbst zurückzieht, in denen er zu rechnen aufhört: stille Winkel des Herzens, lauschige Plätzchen des Lebens, abgelegene Ecken in Feld und Flur, auf denen er für sich den Idealismus pflegt, der Arbeit

vertieft, ergänzt oder anmutig umrankt. Das deutsche Gemüt samt seiner Naturfreude ist ein empfindliches, schutzbedürftiges Wesen. Seine zarten Regungen wird der einzelne Bauer stets vor dem Verkümmern bewahren, pflegen und kräftigen. Aber in ihrer Gesamtheit geraten sie doch unter die materielle Walze, die jetzt über das ganze Land geht, wenn nicht eine stärkere Hand hier und da ihre Achsendrehung aufhebt und uns die Erhaltung landschaftlich schöner Punkte sichert. Wir gehören nicht zu denen, die bei jeder drohenden Wald-, Burg- oder Flurverschändung gleich nach dem Staat rufen, und was dem einzelnen nicht gelingt oder was der einzelne verweigert, das mag der Verein oder die Gemeinde durchsetzen. Tritt die Sache aber aus dem örtlichen Rahmen heraus, müssen zur Unterhaltung, zum Ankauf größere Mittel bereitgestellt werden, dann ist doch der Augenblick da, wo die Behörde und in weiterm Sinne der Staat eingreifen muß.

Daß dies längst und in ausgezeichneter Weise geschieht, zeigt an zahlreichen Beispielen Sohnreys Wegweiser für ländliche Wohlfahrtspflege, — ein vortrefflicher Ratgeber zugleich für den, der Mittel und Wege sucht, die technische Wirtschaftsreform in der Weise mit dem ländlichen Leben zu vereinen, daß uns allezeit eine heimfeste und heimfrohe Landbevölkerung erhalten bleibt. Der bekannte Ausschuß stellt das Moment der Erhaltung in den Vordergrund seiner vielgestaltigen Tätigkeit; so wirkt er als Bremser auf das Tempo der Wirtschaftsreform. Und das tut mittlerweile not. Der Verwüstung der deutschen Fluren und Wälder läßt sich wie der Verwüstung des deutschen Gemütes nur in den Anfängen erfolgreich begegnen. — Darüber hinaus aber gibt die ganze Tätigkeit des Ausschusses uns die Zuversicht, daß er den besonnenen Anschluß an den Reformgedanken gesucht und gefunden hat, daß auch er heute nicht mehr daran denkt, den Bauer auszustopfen mit veralteten Wirtschaftsplänen, ihm die Zipfelmütze aufs Haupt zu drücken und ihn zum ewigen Gedächtnis in Spiritus zu setzen: Seht, das ist der letzte Bauer der guten alten Zeit!





Der Bettler.

Von

Carl Busse.

Im Anfang des Juni, wenige Tage nach Pfingsten, schritt ein vielleicht dreißigjähriger Mann mit stillem und heitrem Gesichtsausdruck an den waldigen Ufern eines Sees entlang, der sich in der Nähe eines märkischen Städtleins hinzog. Er hatte den Hut in die Hand genommen, um die gute Luft durchs Haar wehen zu lassen, und blickte ab und zu, während er stehen blieb, über den klaren Spiegel.

Es wollte Abend werden, und ein schönes Sonnenrot, das im Westen stand, verkündete nach der Nacht einen hellen Morgen. Der rote Schein bestrahlte das Wasser, aus dem sich manchmal ein Fisch emporschnellte, daß die Tropfen, welche er abschüttelte, lichtdurchglüht zurücksanken. Sonst keine Regung über der weiten Fläche. Nur in der Ferne ein schwarzer Punkt, der minutenlang verschwand und an einer anderen Stelle dann von neuem sichtbar ward. Es mochte ein scheuer Tauchvogel sein, dem die Einsamkeit und Stille gerade behagte.

Die Ufer waren dafür um so lebendiger. Wohl klang kein Menschenwort und -Tritt über die üppigen Gräser, aber die Frösche freuten sich ihrer Stimmen und die Grillen sangen unermüdlich dazwischen. Über dem Schilfe jedoch wiegten sich mit glasigen, durchäderten Flügeln die Libellen, und manch müder Schmetterling klappte schon zur Nachtruhe an den sichren Stauden die zarten Schwingen zusammen.

In der Ferne kam das Städtchen zum Vorschein, wenigstens der Kirchturm und ein paar höhere Dächer. Der einsame Wanderer lächelte, als er sie sah. Besonders der Kirchturm schien ihm vertraut. Und ein Wunder war es nicht: seit einigen Jahren schon war Georg Leuschner der Pfarrer des Städt-

chens, und von jenem Turm herab riefen die Glocken zur Andacht, mahnten die Säumigen, grüßten die Freudigen, begleiteten die Trauernden, denen allen er das Wort Gottes herzlich und eindringlich verkündete. Seine Kirche war's, die da emporragte, und er war stolz auf sie.

Er setzte sich auf einen Baumstumpf und sah hinüber. Aber die Grillen lenkten ihn ab; die Frösche heischten Aufmerksamkeit.

„Es war schon vor hundert Jahren so," sprach er vor sich hin, „allwo mein lieber Kollega Schmidt zu Werneuchen dichtete und nach Döbritz hinüber poetische Episteln schrieb. ‚Beim Abendsange lieber Heimchen und der Frösche Quaken ruht sich's gut' — so ähnlich müssen die Zeilen heißen. Ich will zu Haus nachsehen."

Er nickte und schwenkte den Hut über ein paar Grashalmen. Doch die Stille ward unterbrochen. Hinter einander, mit vorgestreckten Hälsen, kamen Wildenten vom Walde herüber und fielen ins Röhricht. Nur eine blieb im frischen Wasser, hob sich etwas und schleifte geräuschvoll und flügelschlagend ein Ende weiter.

Der Pfarrer beobachtete sie geraume Zeit. Dann schrak er plötzlich auf, und als müsse er sich entschuldigen, sprach er zu sich selber:

„Ich vergesse wirklich noch die Blumen darüber! Und meine Liebe wird mit dem Abendbrot auf mich warten."

Rasch bückte er sich, pflückte einen Strauß und machte sich geschwind auf den Heimweg. Es war wirklich später, als er selbst gedacht, und seine Frau, so gut sie war, liebte es nicht, wenn er die Stunde der Mahlzeit nicht genau innehielt.

Mit raschen Schritten ging er dahin, bog in die Chaussee ein und näherte sich mehr und mehr der Stadt.

Unweit davon, auf einem Steine, saß ein alter Bettler. Er hatte ein müdes, durchfurchtes Gesicht mit struppigem, grauem Bart, seine Stiefel waren rissig, und der Staub der Landstraße hatte sich auf seinen abgeschabten Kleidern gesammelt.

Wie er es zu tun pflegte, griff der Pfarrer, als er dicht bei dem Manne war, in das kleine Seitentäschchen des Rockes, um ein Almosen zu spenden. Aber ob er die kleine Münze, die sonst stets bereit lag, schon vergeben oder gar nicht zu sich gesteckt haben mochte — es fand sich jedenfalls nichts vor, das Täschchen war leer.

Und gerade, als Georg Leuschner das bemerkte, stand er vor dem alten Bettler. Er pflegte schnell und ungesehen im Vorübergehen zu geben — er ging auch heut vorüber, aber die Hand des Bettlers blieb leer.

So hatte er einige Schritte weiter getan, als er rot ward und den eiligen Gang hemmte. Fast scheu blickte er nach dem Bettler zurück. Mit halb stumpfen, halb seltsam flehenden und unterwürfigen Augen hatte der ihm nachgeschaut. Die Blicke der beiden begegneten sich. Der Pfarrer wurde noch röter.

Halb unschlüssig griff er in die Tasche, wo das Portemonnaie steckte. Er wollt' es hervorholen, wollt' zurückgehen, wollt' jenem Armen ein Scherflein in den Hut legen.

Aber da kam in scharfem Trab von der Stadt ein Wagen die Chaussee herunter — und Georg Leuschner erinnerte sich, daß seine Frau warte und er sowieso zu spät komme — und ein seltsames Schamgefühl ergriff ihn obendrein, daß er jetzt umkehren solle und zu dem Bettler zurückgehen. Vielleicht fuhr gerade der Landrat vorüber. . . .

Fast instinktiv beschleunigte er seine Schritte.

Es war wirklich der Landrat. Die beiden Herren grüßten, dann faßte der Pfarrer seinen Blumenstrauß fester und stand bald vor seinem freundlichen Hause.

Er hatte sich nicht mehr umgesehen. —

Er aß das Abendbrot mit weniger Appetit als sonst.

„Ist dir heute der Spaziergang nicht gut bekommen, Georg?“ ragte seine Frau und sah ihm ins Gesicht, während sie ihn bisher nur immer von der Seite angeguckt hatte.

„O doch . . . gewiß,“ antwortete er. Aber dabei legte er die Serviette hin und preßte die Lippen zusammen. Er sah ein müdes, durchfurchtes Gesicht, stumpfe und daneben doch flehende Augen — ganz seltsame Augen. . . .

„Danke! Ich . . ich habe keinen Appetit mehr.“ Und nach einer Pause: „Noch eins, Käthe: schick mir die Bettler doch von jetzt ab in mein Zimmer. Ich geb' ihnen . . dann selber 'was.“ —

Den ganzen folgenden Tag wartete der Pfarrer.

„Ein Bettler geht beim Pfarrhaus nicht vorüber,“ sagte er sich wohl zehnmal. Aber eine Stunde nach der andern schwand, ohne daß der Alte sich hätte blicken lassen.

Georg Leuschner versuchte vergebens zu arbeiten. Er mochte tun, was er wollte — dieser Bettler, den er mit leeren Händen hatte sitzen lassen, störte ihm die Gedanken.

„Was hast du nur, Mann?“ fragte seine Frau kopfschüttelnd. Doch als ob er sich schämte, gab er ausweichende Antworten. Dann machte er sich selber Vorwürfe und schloß sich in sein Zimmer ein. Er wollt' mit sich selbst erst ins Reine kommen.

Er prüfte sich und er schonte sich nicht. Aus Trägheit und Bequemlichkeit, weil gerade in dem Seitentäschchen die kleine Münze fehlte, hatte er nicht gleich zum Portemonnaie gegriffen. Um zu Haus vielleicht einem kleinen Ärger, der Verspätung wegen, zu entgehen, hatte er einen Armen unbeschenkt gelassen. Aus einer Art Menschenfurcht heraus, weil der Landrat gerad angefahren kam, hatte er einen Mitbruder verleugnet. . . .

Dies und noch viel mehr sagte sich der Pfarrer. Es machte ihn ruhiger, wenn auch nicht ganz ruhig. Er konnt' die Augen nicht vergessen. Und wenn

ihm die Bettler von nun ab auch ins Studierzimmer geführt wurden, wenn er ihnen auch reichlich gab — wie eine leise Schuld blieb doch etwas zurück in ihm. Denn der Alte bettelte nicht.

Allmählich vergaß er den Vorfall, wenigstens dachte er eine Woche später kaum mehr daran. So kam der erste Sonntag nach Trinitatis. Dieser Sonntag mit seinem Evangelium vom reichen Mann und vom armen Lazarus.

Als Georg Leuschner am Freitag vorher seine Predigt schrieb, die er halten wollte, wurde der Vorfall von neuem lebendig in ihm. Mit um so größerer Inbrunst und Innigkeit vertiefte er sich in die Schrift. Nie hatte er eine Predigt mit mehr Wärme und bis ins Innerste gefühlter Herzlichkeit verfaßt. Er war selbst zufrieden mit sich.

Er bestieg am Sonntag die Kanzel. Er sprach gut und eindringlich. Andächtig hörte die Gemeinde zu, ein Seufzer hier und da verkündete, daß sich mancher schuldig fühlte.

„Im Evangelium Lucä," sprach der Pfarrer droben, „steht geschrieben im 12. Kapitel und 33. Verse: ‚Verkaufet, was ihr habt, und gebt Almosen.' Machet — —"

Es war plötzlich still. Die Gemeinde ward unruhig. Was hatte der Pastor? Warum sprach er nicht weiter?

Mit großen Augen starrte er hinunter. Als er die Worte gesprochen: „Und gebt Almosen," hatte er den Blick vom Buch erhoben. Und dieser Blick hatte sich gekreuzt mit einem andern. Ganz weit hinten, fast auf der letzten Bank, saß der alte Bettler. Und der alte Bettler sah den Pfarrer an.

Die Pause, die entstand, war bänglich und peinigend. Der Kantor ging leise, auf den Fußspitzen, zur Orgelbank, um nötigen Falles den Choral zu beginnen.

Aber Georg Leuschner faßte sich. Er sprach weiter. Nur jetzt unsicher, ängstlich, wie demütig. Er sprach von den Hartherzigen und beugte das Haupt tief, als bekenne er eine Schuld. Seine Stimme zitterte, und er kam rasch zum Schluß.

Als nachher die Orgel brauste, lag er in der Sakristei auf den Knien. —

Man sah den Pfarrer an diesem Sonntag und den folgenden Tagen öfter auf der Straße als je. Niemand konnte es sich erklären. Mit unruhigen Augen ging er dahin. Und von diesem ersten Sonntag nach Trinitatis ab war er ein anderer.

„Es gibt eine große Gefahr für Sie, mein junger Freund," hatte ein alter Konsistorialrat ihm einst gesagt, „Sie sind wohl heiter und fröhlich, wie es ein rechtes Herz und ein rechter Gläubiger sein soll, aber mich dünkt, Sie fangen sich in den Fußangeln, die der eigene Geist Ihnen legt, und ziehen sich unter Umständen die Schlinge der Schuld selbst allzufest um den Hals, anstatt nach ehrlicher Reue das still unserm lieben Herrgott zu überlassen."

Und darin hatte der Konsistorialrat, der seinen Georg Leuschner gut kannte, recht gehabt.

Als nämlich der junge Pfarrer den Gottesdienst beendigt, war er überall herumgelaufen, um den Bettler zu finden. Er fand ihn nicht. Spurlos schien er verschwunden.

Da senkte sich die Schuld wie ein schwarzer Schleier über sein einst so heiteres Herz. Es war ihm, er hätte die größte Totsünde begangen. Und der Mann, der hungernd und heimatlos am Wege gesessen, den er nicht getröstet und nicht beschenkt hatte — — das war nicht mehr ein Landstreicher und Bettler, nicht mehr ein alter Vagabunde, sondern das war der Herr selbst, der ihn geprüft, der Herr selbst, den er verraten hatte.

Niemals sonst hatte er den Bettler gesehen. Nie seit dem Tage, an dem er schnell vorbeigegangen, ihn erblickt. Erst als er die großen Worte der Schrift sprach: „Verkaufet, was ihr habt, und gebt Almosen," erst da hatten ihn die wunderlichen Augen wieder angesehen — zum zweiten Male.

Und diese Augen sagten: „Du, der du hier von heiliger Stätte dies lehrst, — hast du Almosen gegeben, als ich hungernd am Wege gesessen?"

Und diese Augen fragten: „Bist du der gute Hirt, der treulich mit schönem Beispiel der Herde vorangehen soll? Hast du mich nicht auch verraten, wie mich Petrus verraten hat, wie mich die Welt tagtäglich verrät? Und du willst ein treuer und bestallter Diener des Herrn sein?"

Das Symbol ward ihm zur Wirklichkeit. Den Herrn hatte er verraten — der Herr mußte ihm verzeihen. Er nahte sich jedem — in Bettlergestalt war er ihm erschienen. Er hatte die Prüfung nicht bestanden.

„Die Frau Pastorin wird blässer," sagten die Leute. Und die Augen der Leute waren gut. Die Frau Pastorin weinte sich manchmal in Schlaf, wenn ihr Mann bis in die späte Nacht hinein im Studierzimmer saß, auf und ab wanderte, grübelte, mit sich und seinem Gott rang.

„Der Herr Pastor sprach früher besser," sagten die Leute weiter. Auch darin hatten sie recht. Georg Leuschner hatte alle Sicherheit verloren. Er schien sich nicht mehr würdig, die Kanzel zu betreten. Nicht mehr würdig, das Wort des Herrn zu verkünden, den er verleugnet.

Er gab den Spaziergang an den stillen See auf. Er hatte keine Freude mehr an der Schönheit der Welt, am Zirpen der Heimchen, an den Wald- und Wiesenblumen, an dem Rauschen der Wipfel.

So kam sein Geburtstag heran. Er fiel in den August. Die wundervollste Reifezeit war über die Welt gekommen.

Was Frauenliebe an Gutem und Schönem nur ersinnen konnte, hatte Frau Käthe ihrem Eheherrn aufgebaut und dargebracht. Er dankte ihr, er küßte sie, aber als er in sein Zimmer gegangen, weinte sie doch. Es war nicht das rechte Fest wie ehemals.

Georg Leuschner stand derweil am Fenster und sah hinaus.

Plötzlich packte seine Hand mit wilder Kraft nach dem metallnen Riegel — ein kurzer Aufschrei — eine Stille, die nur sein keuchendes Atmen unterbrach.

Draußen, im hellen Sonnenschein, ging lässig der alte Bettler vorüber.

Der Pfarrer sah ihn nur einen Augenblick. Im nächsten stürzte er aus dem Zimmer. Auf der offenen Straße trat er an den Alten, der verwundert aufschaute, heran. Er griff nach seiner schmutzigen Hand.

„Wenn Sie eine Minute nur bei mir eintreten möchten," sagte er — „Sie werden müde sein, vielleicht auch hungrig . . . Ich wollte Ihnen damals schon etwas geben, auf der Chaussee . . . nicht wahr, Sie kommen?"

Hast und Zittern und Hoffnung auf Erlösung — das alles war in seiner Stimme.

Ein dumpfes Staunen trat in die Augen des Alten. Halb scheu, halb mißtrauisch betrachtete er den Pastor.

„Was . . . wollen Sie denn?" fragte er mürrisch.

Aber Georg Leuschner ließ ihn nicht los. Er führte ihn in sein Haus, in sein Studierzimmer. Er ließ ihm das beste Essen bringen.

Als der Bettler begriff, daß er gut verpflegt werden sollte, schmunzelte er. So gut war es ihm lange nicht ergangen. Er ließ sich nicht viel nötigen, tapfer griff er zu.

Der Pfarrer hatte ihm den Rücken gedreht, damit er sich nicht etwa scheue, nach seiner Façon zu essen. Und immer, wenn er hörte, wie das Messer klappte, freute er sich. Es war ihm so wundersam, als ob mit jedem Bissen, den der Bettler täte, ein Stück des schwarzen Schleiers sich von seiner Seele löste.

Und als der Alte durchaus nicht mehr konnte, als er seinen Dank stammelnd aussprach, da war es dem Pastor, als künde Jesus Christus selbst durch den Mund dieses Aermsten und Verlorensten, daß er ihm verziehen habe. . . .

Fröhlich, mit einem reichen Geldgeschenk, verließ der Bettler das Pfarrhaus. Fröhlicher aber war Georg Leuschner. Die Vögel sangen wieder so schön, es war ein Reifen im ganzen Lande, und ihm war, als könne er nun wieder mit reinem und ganz erfülltem Herzen an den stillen See gehen, wo die Frösche quakten.

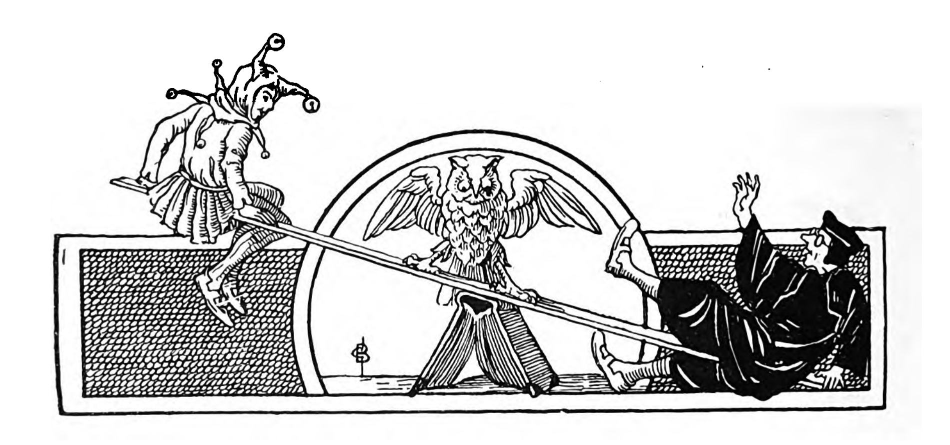
Die Pastorin jedoch schob das auf die Geschenke. Sie war glücklich, daß diese Geburtstagsgeschenke ihr wieder den heitren Gatten zurückgegeben hatten.

„Welches war es denn besonders?" fragte sie lächelnd. „Ich wette, du läßt die Handarbeit liegen und zeigst auf das Buch!"

„Nein," sagte er, und er sagte es sehr ernst, — „all deine Gaben in Ehren, Käthe, sie sind wunderschön. Aber das herrlichste Geschenk hat mir heute der ärmste Bettler gebracht. Es ist niemand so gering, daß er nicht ein andres Herz erlösen könnte."

Und da erzählte er ihr die Geschichte, die sich auf diesen Seiten findet.





Mark Twain und der amerikanische Humor.

Von

Dr. Benno Diederich.

I.

Der neue, geschichtslose Erdteil jenseits des großen Wassers hat zwar auf manchen Gebieten der Technik und Industrie mit praktischer Hand die Führung an sich genommen; in geistiger Hinsicht aber, in Kunst und Wissenschaft, steht er immer noch erheblich hinter dem alten durchgeistigten Europa mit seiner zweitausendjährigen Kultur zurück. Gleichwohl hat die amerikanische Literatur besonders in unserem Jahrhundert einige markante Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Bedeutung echt ist, weil sie naturkräftig im Boden ihrer Heimat wurzeln, und die auch dem belesenen Abendlande manches Neue zu sagen wußten. Solche originellen Charakterköpfe sind z. B. der Kalifornier Bret Harte, der Bostoner Edgar Allan Poe, von dem soeben eine trefflich verdeutschte kritische Gesamtausgabe in 10 Bänden bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. zu erscheinen begonnen hat, und last not least der Vollblutamerikaner Samuel Longhorne Clemens, mit seinem Schriftstellernamen Mark Twain, aus Florida, Grafschaft Monroe, Missouri.

Kürzlich ist er nach fünfjähriger Abwesenheit von Amerika in sein Vaterland zurückgekehrt, das ihm einen fürstlichen Empfang bereitet hat. Bekanntlich hatte er 1895 sein gesamtes bedeutendes Vermögen durch den Zusammenbruch einer Verlagsfirma verloren, deren stiller Teilhaber er war. Die Gläubiger meldeten in dem Konkurs eine Forderung von fast einer Million Mark an. Und diese Riesensumme hat Mark Twain nunmehr bis auf den letzten Cent abgezahlt: die Vorlesungstour, die der Sechzigjährige zu diesem Zweck antrat und die ihn ziemlich über die ganze Erde führte, hat sie ihm reichlich eingebracht, er brauchte die bereitwillig dargebotene Hilfe von Freunden und Landsleuten nicht einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Das öffentliche Vorlesen freilich hat er dabei herzlich satt bekommen. Sein langjähriger Agent und

Freund, Major Pond, hat ihm 10000 Dollar geboten, wenn er nach seiner Rückkehr noch zehn Vorlesungen halten wollte; doch Mark Twain schlug es ihm rundweg ab. „Einmal in Wien und einmal in Budapest," schrieb er, „bin ich noch zu meinem Vergnügen öffentlich aufgetreten; aber für Geld zu reden betrachte ich als Arbeit, und das verdirbt mir den Spaß daran." —

Für den, welcher sich für die Lebensgeschichte eines Menschen interessiert, ist es ein gefundenes Glück, wenn jener selbst zur Feder gegriffen, um über sich zu berichten. Auch in Mark Twains Werken findet sich eine „Selbstbiographie", und wir eilen, sie aufzuschlagen. Der Verfasser fängt etwas seltsam an:

„Da zwei oder drei Personen zu verschiedenen Zeiten angedeutet haben, daß, wenn ich eine Selbstbiographie schriebe, sie dieselbe lesen würden, falls sie Muße dazu fänden, so gebe ich endlich diesem heißen Verlangen des Publikums nach und überreiche hiermit meine Geschichte."

Die ganze Autobiographie ist merkwürdig und zugleich eine Probe Mark Twainscher Komik. Der Autor verfolgt darin seine Ahnenreihe bis in das graue Altertum zurück. Der älteste Ahnherr habe Higgins geheißen. Dann erzählt er von Arthur Twain, der Steuereinnehmer an der Landstraße zu William Rufus Zeiten gewesen sei, bis er sich nach dem schönen altenglischen Vergnügungsorte Newgate (dem berüchtigten Kriminalgefängnis) begeben habe; dort sei er plötzlich gestorben.

Um das Jahr 1160 scheint ein Augustus Twain einigermaßen von sich reden gemacht zu haben. Er war ein überaus lustiger Gesell und pflegte seinen alten Säbel hervorzuziehen, ihn scharf zu machen, sich in finsterer Nacht an einem geeigneten Orte zu postieren und ihn den Leuten, welche vorbeikamen, in den Leib zu stoßen, um sie hüpfen und springen zu sehen. Er war ein geborener Humorist. Allein er gewöhnte sich bald daran, den Spaß etwas weit zu treiben; und das erste Mal, als er dabei ertappt wurde, wie er einem seiner Mitmenschen die Kleider abstreifte, entfernte die weltliche Obrigkeit einen Teil von seinem Körper und steckte denselben zu Temple-Bar auf eine schön gelegene Anhöhe, wo er sich die Leute mit Muße betrachten und vergnügt sein konnte. Niemals hat ihm eine Stellung so gut gefallen und niemals hat er sich irgendwo so lange aufgehalten.

Im Beginn des 15. Jahrhunderts lebte Beau Twain, mit dem Beinamen der Gelehrte, der jedermanns Handschrift genau nachmachen konnte und viel Spaß von seinem Talent hatte; leider aber in der Folge einen Kontrakt einging, für die Landstraße Steine zu brechen, was ihm die Handschrift verdarb.

Jon Morgan Twain kam gleich mit Kolumbus nach Amerika. Als er an Bord kam, brachte er nichts mit als eine alte Zeitung, worin sich ein Taschentuch befand, gezeichnet B. G., ein baumwollener Strumpf, gezeichnet L. W. C., eine wollene Socke, gezeichnet D. F., und ein Nachthemd, gezeichnet O. M. R. Trotzdem schaffte er, als man später Amerika entdeckt hatte, sein Gepäck in vier Koffern, einer Packkiste und ein paar Champagnerkörben an Land.

So führt Mark Twain noch manche liebenswürdige Ahnen an, Guy Fawkes, Hans mit den sechzehn Stricken, Jack Sheppard und den berüchtigten Seeräuber Kapitän Kydd, um schließlich mit keckem Sprunge bei seinen Eltern und sich selbst anzukommen.

„Ich kam ohne Zähne zur Welt," sagt er, „und in dieser Beziehung war Richard III. gegen mich im Vorteil; aber ich kam auch ohne Höcker zur Welt, und in diesem Punkte war ich gegen ihn im Vorteil. Meine Eltern waren weder sehr arm, noch hervorragend rechtschaffen."

Weiter setzt der Autor seine Selbstbiographie nicht fort.

Das Ganze ist natürlich ein Scherz, etwas pietätlos allerdings, aber echt amerikanisch. Wie sollte auch in jenem Lande ohne nennenswerte Vergangenheit, wo noch mehr als anderswo der Lebende recht hat, wo die Bevölkerung drei, vier Generationen vorher aus allen Teilen der alten Welt zusammengeweht ist, heimatlos, wie die gefiederten Samensporen, die der Wind über das Meer trägt, wie sollte da eine besonders gemütvolle Betrachtung der Vorfahren entstehen? Der Amerikaner ist in Zeiten der Erholung ein leichtlebiger, frohgelaunter Mensch, aber sentimental ist er nicht.

Der Vatersname Mark Twains war Clemens (die Familie scheint ursprünglich aus Holland eingewandert zu sein), seine Mutter war eine geborene Longhorne (ursprünglich englischer Abkunft), mit Rufnamen hatte man ihn Samuel getauft, und so hieß er denn nach amerikanischer Sitte Samuel Longhorne Clemens. Geboren ist er am 30. November 1835; seine Jugend verlebte er in der Stadt Hannibal am Mississippi, wo sein Vater Friedensrichter war. Als dieser starb, wurde Sam, um etwas zu verdienen, Lehrjunge in der Druckerei des „Wöchentlichen Courier" von Hannibal. Das war eine solche Hinterwäldler-Zeitung wie „Das tägliche Hurra", „Das Morgengeheul" oder „Das halbwöchentliche Erdbeben", die er selbst später so launig beschrieben hat, wo die Abonnenten in Kolonialwaren und Klafterholz zahlten und ein „Schießeisen" das notwendigste Requisit der Redaktion war.

Nach drei Jahren hielt er sich für ausgelernt, bat seine Mutter um fünf Dollar und erklärte, als er diese nicht erhielt, er werde sich trotzdem auf die Wanderschaft machen. Er ging, ohne daß in Hannibal irgend ein Mensch wußte, wo er steckte, nach New-York und Philadelphia. Dann, als er meinte, nun die Oststaaten genügend zu kennen, wandte er sich wieder nach Westen, nach Cincinnati, Louisville, St. Louis, sich durchfechtend oder hie und da in Druckereien arbeitend. In St. Louis wurde er Mississippi-Lotse. Von seinen Büchern behandeln „Tom Sawyer", „Huckleberry Finn" und „Das Leben auf dem Mississippi" diese erste Periode seines Lebens, die ersten beiden recht lustig, das dritte gehaltener.

Aus der Lotsenzeit stammt auch sein Pseudonym „Mark Twain". In dem gefährlichen Fahrwasser des Mississippi durfte das Senkblei kaum einen Augenblick aus der Hand gelassen werden. „Mark Twain!" schreit der Matrose

vom Bugspriet dem Kapitän und Lotsen zu, wenn er zwei Fuß Wasser findet. Der Ruf ist gewissermaßen das Kriegsgeschrei der Mississippifahrer. So hat ihn unser Autor angenommen.

Der Bürgerkrieg nahm ihm die Lotsenstelle. Sam wurde jetzt Goldgräber in Nevada und Mitglied einer Gesellschaftssphäre, in der Stulpenstiefel, Zahnstocher und Revolver die unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenstände bildeten. Von hier aus schrieb er viele seiner berühmten „Skizzen“ für eine Zeitung in Virginia. Dann ging er nach Franzisko, wo er zuerst als Reporter Stadtneuigkeiten und Polizeiberichte schrieb und dann mit Bret Harte zusammen den „Kalifornier“ herausgab. Viele seiner besten Skizzen erschienen hier und machten ihm nach und nach einen Namen. Aber es ging ihnen zu langsam, und eines Tages schlossen die beiden Redakteure ihr Bureau, hängten den Schlüssel außen an den Nagel und machten sich nach den Bergen auf, um es noch einmal mit dem Goldgraben zu versuchen. Sie hatten Glück, insofern Bret Harte hier die Stoffe zu seinen „Kalifornischen Erzählungen“ fand, die ihm einen literarischen Weltruf begründen sollten. Aber Gold fanden sie nicht.

Nach Franzisko zurückgekehrt, begann Mark Twain, Vorlesungen haltend, herumzureisen, wurde bekannt und bekannter, schrieb nach einer Touristenfahrt nach Süd-Europa und dem Orient, die er im Auftrage einer Zeitung mitmachte, sein erstes umfangreiches Buch, die „Innocents abroad“, auf Deutsch „Die Harmlosen auf Reisen“, und wurde mit einem Schlage ein gemachter Mann und der größte Humorist Amerikas. Von seinen ferneren Büchern sei noch genannt „A tramp abroad“ (die Reise ins Ausland), nach der Ansicht vieler sein bestes. Außerdem seine „Reise um die Welt“, ein Buch voll ernster und heiterer Bilder, voll treffender Beobachtungen eines wahren Menschenkenners. Dann machte neuerdings seine Erzählung „Wie die Stadt Hadleyburg verderbt wurde“ von sich reden. Mark Twain schildert darin aufs drastischste die verführerische Macht des Geldes. Diese neueste Geschichte ist kürzlich auch in deutscher Übersetzung in einem Band mit der bereits früher herausgegebenen Erzählung „Querkopf Wilson“ (Verlag von Robert Lutz in Stuttgart) erschienen, worin er einen Menschen schildert, der bei seinen Mitmenschen als Tor und Dummkopf gilt, aber gescheiter ist als sie alle.

Es ist der richtige Lebenslauf eines Amerikaners, der im Vertrauen auf seine „Smartness“ ohne Geld auszieht, aber keine Arbeit für entehrend hält, sich in jeder Lage zurecht findet, als Mississippi-Lotse seinen Platz ebensogut ausfüllt wie als Redakteur und ohne Bedenken wieder die Schaufel des Goldgräbers in die Hand nimmt, wenn ihm dies aussichtsreicher erscheint. Mark Twain ist smart, wie nur ein echter Yankee sein kann. Als ihm eine Firma nicht genug für seinen Huckleberry Finn bietet, gibt er das Buch im Selbstverlag heraus und verdient netto 100 000 Dollars. Er sieht, das Geschäft geht, und bleibt Verlagsbuchhändler. Er kauft die Memoiren des Generals Grant zu einem Preise, den keine andere Firma riskiert, und erzielt eine ungeheure Einnahme

damit. Daneben macht er Erfindungen: ein Notizbuch, das sich immer an der gewünschten Stelle aufschlägt, eine Weste, die Tragbänder überflüssig macht, ein Hemd mit Kragen und Manschetten, an dem man keine Knöpfe braucht; er bringt seine Erfindungen in den Handel und gewinnt auch damit. Dann heiratet er die Tochter eines Millionärs und lebt mit ihr als glücklicher Gatte und Vater von drei hübschen Töchtern, und schließlich, als er ungefähr alles verloren, fängt er rüstig noch einmal von vorn an, um im Verlauf von fünf Jahren alles wieder eingebracht zu haben.

Charakteristisch für den Mann ist seine Lebensweise. Ein Bekannter, der ihn noch vor seiner Verheiratung besuchte, erzählt: „In seinem Zimmer herrschte der größte Wirrwarr; auf dem Schreibtisch, der eine förmliche Sehenswürdigkeit war, lag alles durcheinander, neben alten Manuskripten standen nicht selten alte Stiefel. Beim Schreiben legte er das Papier nie auf den Tisch, dazu war kein Platz, und die aufrechte Haltung war ihm zu unbequem. Die Füße auf einem Haufen Manuskripte, den Stuhl hintenübergekippt, Notizbuch und Bleistift in der Hand, so pflegte er zu arbeiten. Dazu war die Luft mit dem abscheulichsten Tabaksqualm durchschwängert, den er aus einer Pfeife dampfte, die niemals gereinigt wurde." Es hat offenbar recht hinterwäldlerisch bei ihm ausgesehen.

Mark Twain hat eine Leidenschaft, das Tabakrauchen in jeglicher Gestalt. Seine Freunde können ihn sich nicht ohne Zigarre oder kurze Pfeife denken; eine aus dem Geschlecht der letzteren, die der Dichter zu einer Zeit mit Vorliebe rauchte, führte bei den Redaktionskollegen den bezeichnenden Namen „der Leichnam", womit diese eine zarte Anspielung auf ihren Geruch machen wollten. Sonst ist der Dichter alles andere als leidenschaftlich, noch niemand hat ihn aufgeregt gesehen, und seine langsame, schleppende Sprache paßt vortrefflich zu seinem ruhigen Charakter. Außerdem sind ihm ein gerader, praktischer Verstand eigen und eine unerschütterliche Gesundheit.

Über seinen Charakter äußert sich der oben erwähnte Major Pond: „Er hat das beste und edelste Herz von der Welt und ist als Mensch ebenso groß wie als schriftstellerisches Genie. Doch nur wer genau mit ihm vertraut ist, lernt die besten Züge seines Charakters kennen. Er hat ein zart empfindendes Gemüt, aber er scheut sich, dies merken zu lassen, und verbirgt seine weicheren Gefühle meist ängstlich vor jedermann. Seine Freunde wissen jedoch, was sie an ihm haben und wie fest sie auf sein Wort bauen können. Auch ihn selbst kann man durch nichts so sehr verletzen wie durch den geringsten Vertrauensbruch ihm gegenüber."

So ist also der Mann beschaffen, der neben dem schon bei weitem unbekannteren Artemus Ward der größte amerikanische Humorist und für den Fernerstehenden neben dem „Arizona-Kicker" überhaupt der Träger amerikanischen Humors ist.

II.

Der amerikanische Humor ist ein seltsames Gewächs, das durchaus nicht nach jedermanns Geschmack ist. Auf der einen Seite kindlich und harmlos, gefällt er sich in grotesken Übertreibungen, die naiven Gemütern ein herrliches Vergnügen bereiten müssen — da ist er leicht den drolligen und mitunter handgreiflichen Späßen unserer Zirkusclowns zu vergleichen —, ein andermal wieder, allerdings selten, scheint er herbe und durchdringend, ein echtes Kind einer gefühlsarmen Nation, die stolz ist auf diesen Mangel, und kann so auf feinere Naturen abstoßend wirken. Im ganzen dringt er nicht tief und ist im ästhetischen Sinne des Worts kein Humor, sondern eine bestimmte Art Witz, der sich freilich auch zu derber Satire erheben kann, wie in Marc Twains „Willkommgruß des 19. an das 20. Jahrhundert“: „Ich bringe Ihnen eine imposante alte Dame, welche die Christenheit heißt. Sie kommt bespitzt, besudelt, entehrt von ihren Raubzügen in Kiautschau, in der Mandschurei, in Südafrika und auf den Philippinen zurück. Sie hat den Geist voll gemeiner Schändlichkeiten, die Tasche voll gestohlener Beute, aber den Mund voll frommer Heuchelei. Geben Sie ihr Seife und einen Schwamm, aber verstecken Sie ja den Spiegel.“ —

Eins der bekanntesten Produkte amerikanischen Witzes ist der „Arizona-Kicker“. Das ist die Fiktion einer Hinterwäldler-Zeitung, aus der ab und zu Originalartikel in den großen Zeitungen „New-York Herald“ 2c. abgedruckt werden. Da heißt es z. B.:

Der Arizona-Kicker ist jüngst einmal drei Tage hintereinander nicht erschienen. Der Herausgeber erläßt hierfür an der Spitze der neuesten Nummer folgende Erklärung: „Mit Schmerzen werden unsere verehrten Abonnenten wahrgenommen haben, daß der ‚Arizona-Kicker‘ in den letzten drei Tagen nicht erschienen ist. Dieser sicherlich vom ganzen Territorium mitempfundene Unglücksfall wurde durch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung veranlaßt, durch die der unterzeichnete Herausgeber sich derartige Kopfschmerzen zuzog, daß er drei Tage das Bett hüten mußte und seinen redaktionellen Pflichten nicht nachkommen konnte. In besagte wissenschaftliche Auseinandersetzung hatten wir uns mit unserm Marine-Redakteur eingelassen, welcher bekanntlich nebenbei auch die Geschäfte der Setzerei und der Expedition besorgt. Der Marine-Redakteur, den wir seinerzeit trotz seiner mangelhaften wissenschaftlichen Bildung aus Gnade und Barmherzigkeit in unser weltbekanntes Office aufnahmen, glaubte uns auf einige Mängel in der Haltung unseres Blattes aufmerksam machen zu müssen, worauf wir ihn ein stumpfsinniges Greenhorn nannten. Daß der Marine-Redakteur, bevor wir ihm Gelegenheit gegeben haben, das ehrenwerte Journalistenhandwerk zu ergreifen, sich am Missouri vom Pferdestehlen nährte und nur mit knapper Not einem frühzeitigen Erstickungstode entging, gehört nicht hierher und wird von uns auch nie der Öffentlichkeit preisgegeben werden. De mortuis nil nisi bene. Der Kerl ist tot, und das hat er nur seiner mangelhaften wissenschaftlichen Bildung zuzuschreiben. Wäre das Greenhorn nicht so ungebildet

gewesen, so hätte es wissen müssen, daß es nicht genügt, uns einen Lappen Haut über dem linken Ohr wegzuschießen, um uns an einer ‚treffenden‘ Gegenerklärung zu hindern. Unsere Entgegnung überzeugte den Marine-Redakteur auch so vollständig, daß der Coroner, den wir trotz unserer heftigen Kopfschmerzen sofort herbeiholten, als Todesursache Bluterguß ins Gehirn feststellen konnte. Im Anschluß an diese Mitteilung suchen wir einen neuen Marine-Redakteur. Nur solche wissenschaftlich gebildete Bewerber, die im Setzen, Drucken und Zeitungsfalzen, sowie im Umgehen mit kleinen Kindern und Schußwaffen durchaus bewandert sind, haben Aussicht auf Berücksichtigung.“

Solche Artikel gehen alle paar Wochen einmal durch die großen Zeitungen jenseits und diesseits des großen Wassers. Das Schießeisen ist immer die Hauptsache, und die vorsündflutlichen Zustände einer Zeitung im wilden Westen werden mit breitem Pinsel in höchst drolligen Übertreibungen dargestellt. In Wirklichkeit existiert der Arizona-Kicker natürlich nicht.

In ähnlicher Weise schrieb einmal der „Anzeiger von Marlingtown“ über eine Hamletaufführung der „Morrisonschen Truppe“:

„Unser Publikum hat gestern wieder einmal bewiesen, daß es den richtigen Takt besitzt. Shakespeare ist nun einmal ein Dichter, den man respektieren muß, wenn er auch ein Engländer ist. Man darf also füglich nicht dulden, daß er heruntergehudelt wird. Das aber, was uns gestern geboten wurde, hat nicht nur unsere Haare, sondern auch die Borsten von Jim Piggys Schwein, das zufällig ins Parkett geraten war, zum Sträuben gebracht. Der Strohwisch, den Ophelia im Haar gehabt hat, war wahr und wahrhaftig mehr wert als die ganze Ophelia selber, die ein seltenes Exemplar von einem Frauenzimmer überhaupt ist, denn so was von Haut und Knochen haben wir bisher noch nicht gesehen und überhaupt nicht für möglich gehalten. Daß Hamlets Geist im Betttuch aufgetreten ist, während Horatio von der kriegerischen Rüstung spricht, das mag noch hingehen, daß aber das Leintuch quer über den Vermerk trug: ‚Aus Billy Roades Tavern gestohlen‘, das ging uns über die Hutschnur. Das war jedoch alles noch nichts. Aber der König! Aber die Königin! Wenn Hamlet die Königin wirklich bloß ‚schlotterig‘ genannt hat, auf unser Wort, er hat sie da noch ganz — glimpflich behandelt und bewiesen, daß er ein Gentleman ist und sich durch nichts, selbst durch das Grauenvollste nicht beirren läßt. Er selber aber war das Prachtexemplar von einem Kerl! Daß das eine Bein im Bogen nach Chicago, das andere nach New-York wies, ist noch das geringste, dafür waren die Beine ja glücklicherweise so kurz wie die eines Dachshundes und konnten nicht, wie sie's sonst wohl getan hätten, über seinem Kopfe zusammenschlagen; aber die Augen sahen beide nach innen und schienen das Stichwort auf der Nase zu suchen, und die Hände schlenkerten auf und ab und baumelten wie verrückt gewordene Schlagbäume! Das schlug natürlich dem Fasse den Boden aus, und das Publikum, das lange mit einer Geduld, die wir bewundern, die Sache mit angesehen hatte, gab ihr

nun endlich die richtige Wendung. Bill Stevens war es, glauben wir, der sich zuerst den unglücklichen ‚Prinzen‘ herunterlangte. Kein Wort sagte er, stand nur auf, warf seine Schlinge, und bums zog er den Kerl herunter. Und nun ging es los. Die verrückte Ophelia klapperte mit ihren Knochen sogleich ihrem geliebten Hamlet nach, der dicke Polonius, der herausstürzte, um zu sehen, was geschehen sei, kugelte gleich ebenfalls, und all die anderen wurden unter Hallo hopp genommen und unter die Brause geführt. Hier wurden sie gründlich durchweicht und dann, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt worden wäre, ihrem Schicksal überlassen. Heute früh fanden wir sie, als wir vorbeigingen, nicht mehr am Brunnen vor. Die Vorstellung für heute soll aber, wie wir vernehmen, abgesagt sein. Geholfen hat's also doch, und das ist die Hauptsache."

Das sind so zwei Proben amerikanischen Witzes. Was ist nun im ganzen Großen dessen Eigenart?

Zunächst sind es die verdrehten sittlichen, sozialen und kulturellen Zustände und Situationen, in denen die Menschen einander und den Dingen gegenübertreten und das Disparateste zusammengebracht wird: daß z. B. die beiden Redakteure eine kleine Meinungsverschiedenheit sofort mit dem Revolver ausgleichen, daß Jim Piggys Schwein sich im Parkett des Theaters bei einer Hamletvorstellung befindet, daß mißfallende Schauspieler mit dem Lasso von der Bühne geholt und unter dem Brunnen abgepumpt werden. Dann ist es die unglaubliche Sachlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der all dies berichtet wird. Trocken und ohne eine Miene zu verziehen werden die haarsträubendsten und verrücktesten Dinge erzählt und von einem Gesichtswinkel aus angesehen, auf den kein Mensch auf Gottes Erdboden außer einem amerikanischen Humoristen verfällt. Dazu kommen noch die seltsamen Bilder, daß z. B. die Arme eines Schauspielers mit zwei verrückt gewordenen Schlagbäumen verglichen werden, und die abenteuerlichsten Übertreibungen, wenn erzählt wird, daß das eine Bein im Bogen nach Chicago, das andere nach New-York gewiesen hätte. All das zusammengequirlt ist wohl im stande, eine höchst belustigende Wirkung auszuüben.

Daß die ganze Art aber nicht als unmögliche Phantasterei ermüdet, liegt darin, daß ihr Witz trotz aller Ungeheuerlichkeiten sich nicht in das Gebiet des absolut Unwahrscheinlichen verirrt; und daß man diesen Humor nicht als albern abweist, sondern seinen Gestalten sogar mit innerem Interesse folgen kann, hat darin seinen Grund, daß in diesen revolverschießenden und lassowerfenden Menschen eine selbstbewußte und gesunde Kraft steckt, die, gerade weil sie unbewußt ist, selbst in ihrer verrückten Betätigung etwas Erfrischendes hat.

All diese Eigenschaften amerikanischen Witzes finden sich nun bei Mark Twain in ihrer reinsten und ausgeprägtesten Gestalt. Er weiß am selbstverständlichsten von allen die seltsamsten Geschichten aus Stadt und Land von Amerika zu erzählen. Ein ganzes Buch, das berühmte „Roughing it", ist ihnen gewidmet. Auch in seinen Skizzen findet sich vieles davon. So eine prachtvolle Humoreske „Zeitungsschreiberei in Tennessee", wo er bei einer Art „Arizona=

Kicker" die ergötzlichsten Abenteuer erlebt, dann wie er eine landwirtschaftliche Zeitung redigiert, wobei er z. B. den Guano als einen herrlichen Vogel preist, über Austernparks unter dem Titel „Landschaftsgärtnerei" diskutiert und von der Mauserzeit der Kühe spricht. Oder er übernimmt eine Sekretärstelle bei einem Senator, wo er dessen Weisungen betreffs der Korrespondenz wörtlich auffaßt und an seine Wähler Briefe schreibt, die diese zu der Drohung veranlassen, sie würden ihren Senator aufknüpfen, wenn er jemals wieder ihr Gebiet betreten würde. Ein andermal macht er sich zu einem Subalternbeamten bei der Regierung in Washington, wo er dem Finanzminister vorschlägt, Gedichte, Rätsel und Schnurren in seine Berichte einzuflechten, damit sie nicht so trocken seien, und dem Kriegsminister, er möge die Indianer statt mit Soldaten mit Seife und Bildung bekämpfen. Solcher Geschichten gibt es eine Menge bei ihm, alle mit treuherziger Miene und im ehrlichsten Tone überzeugter Wahrhaftigkeit vorgebracht.

In der gleichen Weise schildert Mark Twain auch Ereignisse und Situationen, die ihm auf seinen weiten Reisen zugestoßen sind.

In dem Buche „Meine Pilgerfahrt" z. B. schildert er eine Reise nach dem heiligen Lande zum Besuche der geweihten Stätten. Der durchgehende Gedanke des Werkes ist der Gegensatz zwischen der frommen, ehrfürchtigen Meinung, die der Pilger von Kindheit auf von diesen Örtern eingesogen hat, und den wirklichen Zuständen, wie sie sich den hellen Augen eines modernen Menschen präsentieren. Dieser Gegensatz gibt zu den mannigfaltigsten Äußerungen des Witzes genügenden Anlaß.

Er erzählt z. B., als er in Samaria durch ein Beduinenlager reist, er habe einmal in früheren Jahren einen Stahlstich gesehen, der gerade Samaria, wo Christus mit der schönen Andersgläubigen auf dem Brunnenrand saß, in wunderbar friedlicher Verklärung zeigte. Aber, fährt er fort, auf dem Stahlstich gab es keine Verödung, keinen Schmutz, keine Flöhe und kein Gefühl, welches den Gedanken erweckte, daß ein paar Tonnen Schießpulver unter die ganze Gesellschaft gelegt und losgebrannt den Effekt erhöhen und dem Schauspiel ein echtes Interesse und einen Reiz verleihen würden, an den man sich immer mit Wohlgefallen erinnern würde, selbst wenn man 1000 Jahre das Leben behielte.

Mit den Eingeborenen des heiligen Landes hat es Mark Twain nie besonders gut zu tun. „Als wir über die Ebene von Jesreel trabten," erzählt er, „begegneten wir einem halben Dutzend Wurzelgräber-Indianer — ich wollte sagen Beduinen —, die sehr lange Spieße in ihren Händen hatten, sich auf alten Krähenscheuchen von Gäulen im Kreise herumtummelten und eingebildete Feinde spießten. Sie stießen ein Kriegsgeheul aus, ihre Lumpen flatterten im Winde und sie gebärdeten sich in jeder Beziehung wie ein Rudel unheilbar Verrückter. So sahen wir sie denn endlich, die ‚wilden, freien Söhne der Wüste auf ihren schönen arabischen Stuten wie der Wind über das Blachfeld eilen',

von denen wir so viel Bewunderndes gelesen, hier waren sie, die ‚malerischen Trachten‘, und dies war das ‚stattliche Schauspiel‘. Lumpenkerle — Strolche — wohlfeiles Bramarbasieren — arabische Stuten mit Rückgraten und Hälsen wie der Ichthyosaurus im Museum, bucklig und eckig wie ein Dromedar.“

Sehr ergötzlich ist auch die Beschreibung, die Mark Twain von der Stute gibt, die er reitet, und die auf den Namen „Jericho“ hört. „Ich habe schon merkwürdige Pferde gesehen,“ hebt er an, „aber kein so merkwürdiges wie dieses. Ich wünschte ein Pferd, das scheuen könnte, und dieses entspricht meinem Begehren. Ich hatte die Vorstellung, daß Scheuen ein Zeichen von Leben wäre. Wenn ich darin recht habe, so habe ich das lebensvollste Pferd auf Erden. Es scheut sich mit der äußersten Unparteilichkeit vor allem, was ihm in den Weg kommt. Es scheint besonders eine Todesangst vor Telegraphenpfählen zu haben, und es ist ein Glück, daß diese sich auf beiden Seiten der Straße befinden, weil, wie die Sache jetzt steht, ich niemals zweimal hintereinander auf dieselbe Seite falle. Wenn ich immer auf eine Seite fiele, würde es nach einer Weile monoton werden. Dies Geschöpf ist heute vor allem erschrocken, was ihm vor die Augen kam, ausgenommen vor einem Heuhaufen. Auf diesen ging es mit einer nichts achtenden Kühnheit los, die erstaunlich war. Und es würde jeden Menschen mit Bewunderung erfüllt haben, wenn er gesehen hätte, wie es seine Gemütsruhe in Gegenwart eines Habersackes bewahrte. Diese den Teufel nicht fürchtende Unerschrockenheit wird einst der Tod dieses Rosses sein.

„Es ist nicht besonders schnell, aber ich denke, es wird mich durch das heilige Land tragen. Es hat nur einen Fehler. Sein Schweif ist ihm abgeschnitten oder es hat sich einmal zu derb darauf gesetzt, und so muß es sich die Fliegen mit seinen Füßen verjagen. Das ist alles recht schön, aber wenn es den Versuch macht, sich eine Fliege, die ihm oben auf dem Kopfe sitzt, mit seinem Hinterfuß wegzuschlagen, so ist das zu viel Abwechselung. Es wird sich damit eines Tages Schaden tun. Es langt auch herum und beißt mich in die Beine. Ich mache mir nicht besonders viel daraus, nur gefällt mir es nicht, wenn ich ein Pferd zu zutulich werden sehe.

„Ich glaube, der Besitzer dieses Schatzes hatte eine falsche Meinung von ihm. Ich hielt es für eins jener feurigen, ungezähmten Rosse, aber es ist nicht von diesem Charakter. Ich weiß, der Araber hatte diese Vorstellung, weil er, als er uns den Gaul in Beirut zur Besichtigung brachte, fortwährend mit dem Zügel zuckte und auf arabisch schrie: ‚Hü, wirst du gleich! Willst du etwa weglaufen, du wütendes Vieh, und dir den Hals brechen?‘, wo das Pferd doch die ganze Zeit nicht das mindeste tat, und nur aussah, als wollte es sich an etwas anlehnen und nachsinnen. Noch jetzt hat es dazu Lust, wenn es nicht vor einem Dinge scheut oder nach einer Fliege ausschlägt. Wie es seinen Eigentümer überraschen würde, das zu erfahren!“

Hier haben wir ein Beispiel für die Art, wie Mark Twain bei seinen Reisebeschreibungen verfährt. Er sucht sich das heraus, was ihm für eine humo-

ristische, häufig auch satirische Behandlung geeignet scheint. Was ihn nicht interessiert, läßt er beiseite, in der richtigen Voraussetzung, daß der Leser bei ihm weniger sachliche Belehrung als Unterhaltung an seinem eigenartigen Witz sucht. Nicht selten unterbrechen auch kleine Capriccios, wie hier die Geschichte mit dem Pferde, den regelrechten Lauf der Schilderung, und gerade hier kommt dann das spezifisch Amerikanische in seinem Humor zu glücklichster Wirkung.

Wir dürfen diese kurze Skizzierung von der Eigenart unseres Schriftstellers nicht schließen, ohne einer Eigenschaft zu gedenken, die ihn vor allen Humoristen auszeichnet, und die er zu einer besorgniserregenden Vollkommenheit ausgebildet hat. Es ist die Fiktion einer Naivetät, die, leise aufgetragen, eine gute Folie für satirische Einfälle bildet. Stärker accentuiert wirkt sie in der Richtung derber Komik und ist ein echtes Kind des amerikanisch übertreibenden Witzes. In ihrer stärksten und bei Mark Twain beliebtesten Form läßt sie den Verfasser beinahe blödsinnig erscheinen und ist dann in dessen geistreichsten Schriften von zwerchfellerschütternder Wirkung.

Von der ersten Stufe haben wir in der Schilderung seiner Stute ein Beispiel. Der Schlußsatz „wie es seinen Eigentümer überraschen würde, das zu hören" und die ganze Haltung des Stückes ist naiv, denn der Verfasser tut so, als sei er überzeugt von der Ehrlichkeit und dem guten Glauben des Verkäufers. Von der stärksten Art ist ein klassisches Beispiel, der „Besuch des Interviewers" in den „Skizzen", wo Mark Twain, um über die Unsitte des Interviewens die satirische Geißel zu schwingen, einen derartigen Besuch bei sich fingiert, und den Fremden dadurch, daß er ihm mit ehrlichster Miene die absonderlichsten Antworten gibt, in die Flucht schlägt.

Ein Bruchstück daraus mag hier noch angeführt werden:

Frage: Wie alt sind Sie?

Antwort: Neunzehn im Juni.

Fr.: Was Sie sagen! Ich hätte Sie für fünf- bis sechsundreißig gehalten. Wo sind Sie geboren?

A.: In Missouri.

Fr.: Wann fingen Sie an zu schriftstellern?

A.: 1836.

Fr.: Aber wie ist das möglich, wenn Sie jetzt erst neunzehn Jahre alt sind?

A.: Ich weiß nicht. Scheint es nicht sonderbar zu sein?

Fr.: Es scheint wirklich so. Wen halten Sie für den merkwürdigsten Mann, den Sie kennen lernten?

A.: Aaron Burr.*)

Fr.: Aber Sie können Aaron Burr nicht gekannt haben, wenn Sie erst neunzehn Jahre alt sind —

*) Oberst Aaron Burr war Vizepräsident der Union und erschoß 1804 den verdienten Staatsmann Alexander Hamilton im Duell.

A.: Nun, wenn Sie besser mit mir Bescheid wissen als ich, wozu fragen Sie mich?

Fr.: Es war nur eine Vermutung, weiter nichts. Wie lernten Sie Burr kennen?

A.: Nun, ich war eines Tages zufällig bei seiner Beerdigung, und er sagte zu mir, ich solle nicht solchen Lärm machen, und —

Fr.: Aber, gütiger Himmel! Wenn Sie bei seiner Beerdigung waren, muß er doch tot gewesen sein; und wenn er tot war, wie konnte er sich darum kümmern, ob Sie Lärm machten oder nicht?

A.: Ich weiß nicht. Er war immer ein eigentümlicher Mensch.

Fr.: Immerhin begreife ich es nicht. Sie sagen, er sprach mit Ihnen und er sei tot gewesen.

A.: Ich habe nicht gesagt, daß er tot war.

Fr.: Aber war er denn nicht tot?

A.: Hm, manche sagten ja, manche sagten nein.

Fr.: Was meinten Sie?

A.: O, das ging mich nichts an! Es war ja nicht meine Beerdigung.

Fr.: Haben Sie — indessen, wir können das doch nicht ins Reine bringen. Lassen Sie mich nach etwas anderem fragen. An welchem Tage sind Sie geboren?

A.: Montag den 31. Oktober 1693.

Fr.: Was! Unmöglich! Dann wären Sie ja hundertundachtzig Jahre alt. Wie wollen Sie das erklären?

A.: Ich will es gar nicht erklären.

Fr.: Aber Sie sagten vorhin, Sie wären erst neunzehn Jahre alt, und nun geben Sie sich für hundertundachtzig aus. Das ist ja ein schauderhafter Widerspruch.

A.: Ha! Haben Sie das gemerkt? (Händeschütteln.) Oftmals kam es mir wie ein Widerspruch vor, aber ich weiß nicht, ich konnte mich nicht entscheiden. Wie rasch Sie so etwas merken!

Mit dieser Geschichte wollen wir von Mark Twain scheiden; wer sich weiter für das merkwürdige Interview interessiert, findet es in einem der sechs Bändchen Skizzen, die in der Reclamschen Universalbibliothek in vortrefflicher Übersetzung erschienen sind, und wer noch andere Schriften des berühmten Amerikaners in guter Verdeutschung lesen will, für den hat Robert Lutz in Stuttgart eine ganze Auswahl seiner humoristischen Schriften herausgegeben. Mark Twain ist keiner von den Großen der Weltliteratur, und in dem weiten Reich der Dichtkunst bearbeitet er ein Feld, so abgelegen, daß viele es nicht einmal zur Poesie rechnen. Und wenn man ihn recht betrachtet — allzuviel hat er auch nicht vom Poeten an sich. Aber er ist ein geistvoller Schriftsteller und in dem kleinen Kreise, den seine Anlage sich erwählt, unerreicht und wohl im stande, vielen eine lustige Stunde zu bereiten.



Objektivität und Persönlichkeit in der Kunstgeschichte.

Eine Umschau über neue kunstgeschichtliche Bücher.

Für das Studium der Kunstgeschichte besitzen wir seit einigen Jahren eine so große Reihe das Gesamtgebiet umfassender Darstellungen von daumendicken Leitfäden bis zu mehrbändigen, den ganzen gewaltigen Stoff umfassenden Büchern, daß man meinen sollte, es müßte jeder Anspruch befriedigt werden können, und es müßte gerade ein selbstherrlicher Geist vor dem Plane, noch ein solches Werk zu geben, zurückschrecken. Gerade weil hier noch so viele wenig erforschte Gebiete sind, so manche Künstlererscheinung noch ein Rätsel ist, bieten sich dem Forscher so viele dankbare Einzelstoffe, daß man denken sollte, es müßte ihn mehr zur Erforschung dieser dunkeln Gegenden locken, als zu einer neuen Zusammenfassung des ganzen vorhandenen Stoffes, wobei man sich immer wieder in der schwierigen Lage befindet, zugunsten des Ganzen eine Auswahl treffen und auf fesselnde Einzelheiten verzichten zu müssen. Und gerade die Betrachtung der Kunst lockt ja zu diesem Eingehen auf Einzelheiten; dem Forscher erscheinen sowohl die des Künstlerlebens, wie die der Technik oft bedeutsam und folgenreich.

Und trotz alledem wird fast jedes Jahr der Büchermarkt um eine neue Kunstgeschichte bereichert. Und nicht nur um Lehrbücher, die in das gewaltige Gebiet einführen wollen, sondern um Werke, in denen bedeutende Forscher ihr Bestes, ein Stück persönlichen Lebens, geben. Oder liegt es vielleicht gerade an der Möglichkeit, das Letztere zu tun, daß wir neuerdings so viele Gesamtdarstellungen der Kunstgeschichte erhalten? Denn jener Wandel in der Auffassung der Kunstgeschichte, dem zufolge wir in ihr nicht mehr eine Entwicklungsgeschichte der Kunstformen sehen, sondern die Offenbarung, wie das gesamte Leben der Menschheit sich in der Kunst ausdrückte, bietet die Möglichkeiten zu ganz verschiedenartigen Darstellungen des gleichen Gebietes. Während jene ältere Auffassung in die Darstellung etwas durchaus Gegenständliches brachte, gewissermaßen nur Stil- und biographische Künstlergeschichte zuließ, wird bei der neueren Darstellungsweise das

Psychologische von der höchsten Bedeutung. Es gilt alle geistigen und seelischen Strömungen zu erkennen, die eine Zeit bewegen, ihre sozialen Bedingungen und Forderungen, die bedeutenden Ereignisse der äußeren Geschichte, Handel und Philosophie, Religion und Wirtschaftsverhältnisse, Kriege und friedlichen Völkerverkehr. Alle diese Verhältnisse, diese Kräfte in ihren Wechselbeziehungen, ihren umgestaltenden Einflüssen sind auch für die Kunstentwickelung von großer Bedeutung. Dazu kommt dann allerdings als unabhängige Kraft die der genialen Persönlichkeit. Aber auch sie muß sich bis zu einem gewissen Grade den allgemeinen Zeitverhältnissen beugen. Und zwar mehr noch, als in ihrem Schaffen, in der Wirkung desselben. Was hat es genützt, daß Leonardo da Vinci für sich Beobachtungen und Erfindungen gemacht hatte, zu denen die Welt erst drei Jahrhunderte später gelangte? Kein Mensch wollte etwas davon wissen, und diese Offenbarungen eines unvergleichlich kühnen Menschengeistes schlummerten in ungeordneten Papieren, während auf den Scheiterhaufen Unzählige als Hexen und Zauberer verbrennen mußten, die einen einzigen Bruchteil jenes Wissens durch Zufall erfaßt hatten. Und was vermochten seine gewaltigen und bis ins Letzte ausgearbeiteten Pläne großer Kanalbauten, durch die öde Landstrecken in fruchtbare Gefilde verwandelt worden wären, in einer Zeit, die Hunderttausende für lächerliche Maskenfeste ausgab, aber es als Verschwendung oder Gottlosigkeit betrachtete, wenn sie einige Hunderte zur Umgestaltung des von Gott geschaffenen Antlitzes der Erde hingegeben hätte? Gewiß, Leonardo da Vinci blieb trotzdem der gewaltigste Schöpfergeist der Menschheit. Aber seiner Zeit war er doch nicht mehr, als der haltlose Pläneschmied, der „schimpfbedeckt alles im Stiche lassen mußte", womit der Tatmensch Michelangelo den Denker höhnte.

Aus alledem ergibt sich, daß für alle geschichtliche Darstellung Entwicklung und Persönlichkeit das Wichtigste sind. Goethe hat bereits diesen Satz aufgestellt. Entwicklung ist im letzten Sinne das Ergebnis der Wechselbeziehungen sämtlicher Kräfte; Persönlichkeit ist oft ein Gegensatz dazu, in ihrer Wirkung nicht an die Zeit gebunden, eine meist unberechenbare Kraft. Eins aber ist klar: Zur Erforschung dieser Kräfte reicht alle bloß gegenständliche Betrachtungsweise nicht aus. Die ausgiebigsten Materialiensammlungen bleiben eben immer nur tote Stoffsammlungen, der belebende Geist liegt in der Persönlichkeit, die sie nutzt. Sobald wir das erkannt haben, verblaßt die sogenannte Objektivität aus dem Idealbild der Geschichtschreibung, als das man sie immer und immer wieder hingestellt hat, zu einem blutlosen Schemen. Objektiv magst du sicher beglaubigte Tatsachen wiedergeben können. Aber was sind Tatsachen an sich? Es kommt darauf an, wie man sie ansieht. Die Tatsachen der Weltgeschichte, das ist wie das Knochengerüst eines menschlichen Körpers. Weißt du, wenn du ein solches vor dir siehst, etwas von dem Menschen, den es einst trug? Sagt dir der nackte Schädel etwas von dem Geist, der darin gelebt; künden dir die grausigen Höhlen etwas von den Augen, wie sie die Wunder der Welt sahen, der verzerrte Mund, ob er nicht vielleicht die Götterrede Goethes sprach? Nicht Objektivität darfst du verlangen, sondern Wahrhaftigkeit. Sie aber ist für jeden einzelnen Subjektivität im höchsten Grade.

Für den Künstler war das immer das höchste Gebot. Aber dieselben Leute, die es für ihn annahmen, verlangten vom Kunstschriftsteller die Verleugnung seiner selbst, indem sie ihm Objektivität als höchstes Ziel vorrückten. Sie

taten es, während sie gleichzeitig die im Künstler waltende Kraft als der des göttlichen Schöpfers verwandt priesen. Ja, müßte denn nicht der Historiker auch diese Kraft besitzen? Bedarf es einer geringeren schöpferischen Tätigkeit, um aus einer Reihe von einzelnen Tatsachenberichten, Aussprüchen und allerlei Denkmälern die Vergangenheit in lebendigen Bildern wieder erstehen zu lassen, als nach der Natur eine Landschaft zu malen? Ist eine tief in die Seele dringende Charakteristik eines Mannes eine geringere Schöpfertat, als sein Bildnis? Gewiß nicht. Und darum, so hoch man immer den nüchternen Erforscher vergangener Zeiten und Geschehnisse, den Urkunden- und Regestensammler, den Quellennachweiser und Statistiker schätzen mag, er ist nur Handwerker der Geschichtsschreibung, nicht Künstler. Und wenn der letztere oft auf den ersteren angewiesen ist, wenn er seine Arbeit verwerten muß, so ist es dasselbe, wie wenn der Baumeister zur Verwirklichung seiner kühnen Gesichte die technischen Erfindungen seiner Vorgänger ausnutzt. Oder in anderm Bilde. Zwischen historischem Handwerker und Schöpfer ist derselbe Unterschied, wie zwischen Photograph und Künstler. Jener ist sicher genauer und in allem Materiellen wahrer. Trotzdem hat der Künstler die höhere Wahrheit für sich. —

Alle großen Historiker waren subjektiv, selbst wenn sie sich noch so große Mühe gaben, objektiv zu sein. Denn dieses Bestreben war weiter nichts, als das nach Wahrheit. Nun gibt es in allen mathematisch bestimmten Dingen eine allgemein gültige Wahrheit. Sobald aber die unwägbaren Geistes- und Gemütswerte in Betracht kommen, ist für jeden einzelnen nur das und nur so wahr, was und wie er es als Wahrheit empfindet. In der Geschichtsschreibung gibt es eine mathematische Wahrheit. In der Kunstgeschichte gehören dazu alle äußeren Daten, die Untersuchung der Technik an sich, die der Konstruktion der Formen. Darum hat man sich immer und immer wieder mit der bloßen Biographie und Beschreibung der Werke begnügt. Damit hat man aber nur den Körper, nicht die ihm erst Leben gebende Seele. Und hier muß ich an eine Beobachtung des großen Wahrheitsforschers Leonardo da Vinci erinnern. Er macht darauf aufmerksam, daß die Künstler in den Körpern ihrer Gestalten immer mit der Gefahr zu kämpfen haben, ihre eigenen Körper zu geben. Es gilt das natürlich nur von jenen, die sich nicht mit der bloßen Kopie der Erscheinung begnügen. Leonardo glaubt, das komme daher, daß „die Seele die Bildnerin ihres Körpers ist, sie ihn nach ihrem Ebenbilde geschaffen hat; wenn sie nun wieder gezwungen wird, mit Hilfe von Farben und Pinsel einen neuen Körper zu schaffen, so reproduziert sie am liebsten das Bild, in das sie sich hineingelebt hat". Das gilt vom Künstler. Sollte jener Forscher davon freibleiben, der die Seele vergangener Zeiten, die Seele eines Kunstwerkes bloßlegen will?! —

Bei derartigen Betrachtungen gerät man leicht ins Theoretische und bleibt darin allzulang stecken. Ich fürchte, mir ist es jetzt schon so ergangen. Und es wäre statt dessen vielleicht einfacher gewesen, auf einen Forscher hinzuweisen, der den Gesamtstoff der Kunstgeschichte behandelt und dabei von vornherein auf die sogenannte Objektivität verzichtet. Cornelius Gurlitt, dessen „Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert" unsern Lesern bereits früher empfohlen worden ist, hat jenem ersten Werke eine große zweibändige „Geschichte der Kunst" (Stuttgart, Arnold Bergsträßer, 44 Mk.) folgen lassen, für die er bereits im Vorwort nur den Anspruch einer persönlichen Darstellung erhebt.

„Wagt sich einer für bedingt zu erklären, so fühlt er sich den Augenblick frei", sagt Goethe. Und Gurlitt bewahrheitet den Spruch durch sein Buch. Er erlangt eine Freiheit der Bewegung, eine Kühnheit im Ziehen großer Linien, dadurch ein Aufdecken von Zusammenhängen und Beziehungen, wie kein Werk zuvor. Diese Freiheit der Bewegung allein täte es allerdings nicht, wenn nicht der Verfasser den ganzen Stoff in so bewundernswerter Weise beherrschte, wenn er nicht eine Eigenschaft besäße, die ich Elastizität der Seele nennen möchte und die darin besteht, sich in ferne Zeiten, in andere Seelen hineinleben zu können. Nun ist es ja natürlich, daß die großen Vorteile auf der einen Seite auf der andern auch Nachteile nach sich ziehen. Der eine beruht darin, daß durch das beständige Hineinbeziehen fremder Gebiete die Geschlossenheit der Kunstentwicklung an einem Orte nicht genügend hervortritt. Durch Hinweise am Rand wird dieser Schaden allerdings einigermaßen wett gemacht. Schlimmer ist der Mangel eines Registers, dessen Fehlen die Benutzung des Werkes als Nachschlagebuch ungemein erschwert. Und auch die Illustrationsfrage ist nicht gelöst. Die dreißig Bildertafeln bedeuten, so gut sie auch ausgeführt sind, nichts. Aber das wäre ja weniger schlimm, man kann sich das Anschauungsmaterial ja anderweitig beschaffen. Aber es hätte sich hier die dankbare Aufgabe geboten, auch durch die Illustration manche Zusammenhangsvorstellungen zu beweisen. Nun, diese Mängel können in der zweiten Auflage verbessert werden, die, wenn seine Güte für den Erfolg eines Buches maßgebend ist, nicht lange auf sich warten lassen wird. —

Geradezu das Gegenteil dieses Werkes ist nach Anlage und Absicht „Die Geschichte der Baukunst vom Altertum bis zur Neuzeit" von D. Joseph, Professor an der neuen Universität Brüssel. (Berlin, Bruno Heßling.) Das Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen die beiden ersten, die die Geschichte der Architektur von ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts behandeln, als geschlossenes Ganzes vorliegen. In diesen beiden sehr schön ausgestatteten Bänden vermitteln 773 zumeist nach Photographien vorzüglich ausgeführte Abbildungen ein Anschauungsmaterial, wie man es sich besser nicht wünschen kann. Angesichts des Geleisteten ist der Preis von 20 Mk. für das gebundene Werk erstaunlich billig. Prof. Joseph wollte ein Lehrbuch der Baugeschichte schreiben, außerdem dem Architekten, Kunsthistoriker und Kunstfreund da zur Hand sein, wo er sich in Kürze über einen Baumeister oder ein Architekturwerk unterrichten möchte. Der Verfasser beschränkt sich durchaus auf seinen Gegenstand; die kulturgeschichtliche Seite ist kaum gestreift. Das Bauwerk an sich ist ihm bereits die geschlossene Einheit. Über seine Art, den Stil, die Ausdrucksmittel erhalten wir eine gründliche Belehrung. Nach den großen Stilepochen und innerhalb derselben nach Völkern ist der Stoff gegliedert. Fast jeder Abschnitt zerfällt in eine Darstellung des Systems und der Baudenkmäler. Alles ist in knapper, sachlicher, zuweilen aber doch zu trockener Darstellung geboten; überall ist die neueste Literatur berücksichtigt, und die Führung ist immer zuverlässig. Dieser Führer ist durchaus Baukünstler, nicht Philosoph, nicht Psychologe, nicht Historiker großen Stils, wie wir ihn zu Anfang zeichneten. Aber unter diesen Umständen hat die kühle Sachlichkeit einen Vorzug: sie läßt dem Leser die Freiheit, selber die Umgebung zu schaffen, in der das Bauwerk steht, und unterrichtet ihn zuverlässig über dieses selbst. —

Vor allem Unterrichtsbuch ist auch Georg Warneckes „Hauptwerke der bildenden Kunst" (Leipzig, E. A. Seemann, 6 Mk. —). Es verbindet in

glücklicher Weise Anschauungsunterricht und geschichtliche Darstellung. Die letztere ist im groß gedruckten Text gegeben, die erstere in den Erklärungen zu den Abbildungen. Das ganze Buch kann und will natürlich nicht ein geschlossenes System sein; immerhin wird man mit seiner Hilfe sowohl einen Überblick über die Gesamtentwicklung gewinnen, wie eine Fülle Kunstwerke kennen lernen. Obendrein lehrt der Verfasser seinen Leser sehen, was ja auch eine Kunst ist. So sei das Buch zumal der Jugend, dann aber auch allen jenen, die schnell einen Überblick über das ganze Gebiet gewinnen wollen, bestens empfohlen. Der bei der Bilderfülle — 4 Farbendrucktafeln und 441 Abbildungen — außerordentlich billige Preis ist natürlich nur einem Verlage möglich, der wie der Seemannsche aus seinen übrigen Werken über eine unvergleichliche Fülle von Illustrationsmaterial verfügt. Daß er an diesem Vorteil auch die Bücherkäufer teilnehmen läßt, verdient unsern besten Dank.

In diesem Zusammenhang sei gleich auf ein zweites Werk des genannten Verlags hingewiesen, das allerdings über den Rahmen dieser kunstgeschichtlichen Rundschau hinausgreift. Denn G. v. Grävenitz gibt in seinen Studien und Skizzen „Deutsche in Rom" (Preis 8 Mk. —) ein allgemeines Bild über die Entwicklung und Ausgestaltung deutschen Lebens in Rom. Der Verfasser muß sich dabei mit den allgemein geschichtlichen Fragen, mit kultur-, kirchen- und kunstgeschichtlichen Verhältnissen beschäftigen. Hat von des großen Karl Zeiten an bis auf den heutigen Tag der Deutsche seine Sehnsucht nach der ewigen Stadt nicht verloren, so hat er dort keineswegs bloß Anregung geholt, sondern er hat auch viele gesunde Kraft und kräftige Arbeit hingebracht. Ist andererseits Rom auf kunstgeschichtlichem Gebiet eigentlich immer eine unschöpferische Stadt gewesen, die niemals Kunst gebar, sondern sie nur aufsog, so war es doch immer das beste Anregungsfeld für jeden Künstler. Und so ist es auf allen Gebieten. Gewiß, unser Volk hat, zumal im Mittelalter, viele kostbare Kräfte an den Gewinn Roms verschwendet, hat darüber die eigene Heimat oft vernachlässigt, aber diese Arbeit ist doch nicht verloren gegangen. Diese deutschen Fahrten über die Alpen haben eine unschätzbare Bedeutung für den europäischen Kulturaustausch und damit auch den Kulturfortschritt. Und so darf auch der heutige Romfahrer mit frohem Herzen die Stätten aufsuchen, die in der Stadt der Städte von deutscher Vergangenheit künden. Das Buch von Grävenitz wird ihm dabei ein zuverlässiger Führer sein. Allerdings nur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts; doch hoffen wir auf den in Aussicht gestellten zweiten Band namentlich im Interesse unserer Kunstgeschichte nicht zu lange warten zu müssen. Auch dieses Buch hat einen guten Bildschmuck von hundert Abbildungen.

Mit besonderer Freude weise ich auf die „Geschichte der kirchlichen Kunst" von Richard Bürkner (Freiburg i. B., Paul Waetzel, geb. 12 Mk.) hin. Es tritt damit auch auf evangelischer Seite zu den mehr von ästhetischen Gesichtspunkten geleiteten kunstgeschichtlichen Darstellungen eine solche, die das Augenmerk mehr auf den Inhalt richtet. Und das ist durchaus berechtigt. Denn da die Gesamtkunst vom Anfang unserer Zeitrechnung bis gegen Ende des Mittelalters fast durchaus kirchliche Kunst war, so ist es ganz natürlich, daß die kirchlichen Bedürfnisse, die liturgischen, gottesdienstlichen und auch theologischen Absichten für das Kunstschaffen im höchsten Sinne maßgebend geworden sind. Die ganze Kunst dieser fünfzehn ersten Jahrhunderte ist ohne Kenntnis ihrer religiösen

und kirchlich-liturgischen Vorbedingungen schlechterdings unverständlich. Es ist also vollauf berechtigt, wenn einmal die Kunstgeschichte vom Standpunkt des Theologen aus betrachtet wird, wobei natürlich dieser Theologe auch Ästhetiker sein muß. Denn auch der Theologie ist für eine historische Erkenntnis der Kirche die Kenntnis der kirchlichen Kunstgeschichte unentbehrlich. Erfährt doch das kirchliche Leben hier eine ebenso eigenartige und kräftige Offenbarung, wie in der Bildung der Lehre und der Sitten.

Es gibt nun allerdings bereits ein derartiges Werk, das gleichzeitig eines der glänzendsten Zeugnisse deutschen Gelehrtenfleißes, tiefdringendsten Wissens, feinsinnigsten Verstehens und höchster Vorurteilslosigkeit ist, obendrein mit prächtiger Ausstattung eine schöne Darstellung vereinigt. Ich meine die „Geschichte der christlichen Kunst" von Franz Xaver Kraus (Freiburg, Herder), die zu den schönsten kunstgeschichtlichen Werken der Weltliteratur gehört. Aber abgesehen davon, daß es sehr gut ist, daß neben dem katholischen Theologen nun auch der evangelische zu Worte kommt, das Buch von Kraus ist sehr umfangreich, deshalb kostspielig und reicht leider bloß bis zur Renaissance. Es wäre danach gerade die Neuzeit ein dankenswertes Kapitel umsomehr, als hier auch die Verschiedenheit der Auffassungen schroffer zum Ausdruck kommen müßte. Das Handbuch Brückners hat also neben dem grundlegenden und vielfach erschöpfenden Werke von Kraus noch gut Platz. Brückner besitzt dieselbe Ruhe und vornehme Sachlichkeit gegenüber fremder Weltanschauung, die Kraus auszeichnete. Es steht in dem ganzen Buche kein Wort, das einen vernünftigen Katholiken verletzen kann. Aber es ist doch selbstverständlich, daß von den beiden verschiedenen Auslugen aus manches sich verschieden ansieht. So gleich die Auffassung, daß der Altar der katholischen Kirche auf heidnische Einflüsse zurückgeht. Im übrigen sind aber auch bei Brückner jene Teile die besten des Buches, die dem Torso von Kraus entsprechen. Vor allem die altchristliche, die romanische und gotische Kunst sind sehr gut gewürdigt. Leider sind beide Gelehrte nicht auf den Gedanken gekommen, die auffällige Erscheinung, daß die ersten christlichen Jahrhunderte eine ablehnende Haltung gegenüber der bildenden Kunst einnehmen, mit der gesteigerten Pflege der Musik in Beziehung zu setzen. Und doch liegt diese klar zutage. Die Bevorzugung der Musik entspricht der gesteigerten Wertschätzung des Ausdrucks des seelischen Lebens gegenüber der Hochschätzung der körperlichen Erscheinungswelt in der bildenden Kunst. Daß Augustinus, der die Musik als geeignetes Hilfsmittel für das Verständnis der Heiligen Schrift rühmte, für die bildende Kunst nur verdammende Worte hatte, ist geradezu ein Symptom. Im übrigen wiederholt sich ein Ähnliches bei den Reformatoren, von denen keiner ein näheres Verhältnis zur bildenden Kunst fand, — Luther eigentlich am meisten, aber doch auch nur zum Inhalt der Bilder —, wogegen sie alle die Musik außerordentlich hoch schätzten.

Gefreut hat es mich, daß der Verfasser in Giotto und Dante nicht Vorreformatoren sieht, sondern sie als Vollender des Mittelalters auffaßt. Sehr vernünftig sind die Darstellungen, daß der Maler religiöser Dinge durchaus nicht persönlich religiös zu sein braucht. Wäre die gegenteilige „romantische" Anschauung richtig, so müßten „folgerecht auch die Schlachtenmaler tapfere Kriegshelden, die Waldmaler gute Forstmänner und die Bildner von Stilleben gefräßige Leute oder doch arge Feinschmecker sein". Man merkt überhaupt überall,

daß der Verfasser Kenntnis und Verständnis des künstlerischen Schaffens besitzt. — Ein Mangel ist nun allerdings doch, oder genauer, es ist Stückwerk, daß die Künstler nun bloß nach ihrem kirchlichen Schaffen gewürdigt werden. Ein Leonardo da Vinci ohne Monna Lisa ist doch nicht erschöpft. Noch auffälliger ist, daß Dürer nicht als Holzschneider und Kupferstecher gewürdigt wird; denn dadurch vermochte er doch „echt evangelisch" kirchliche Kunst ins Haus zu bringen. Die Neuzeit ist dann entschieden zu kurz gekommen. Des Verfassers schroffem Urteil über den modernen deutschen evangelischen Kirchenbau stimme ich vollkommen bei. Aber gerade wer die Meinung vertritt, daß die Aufgabe eines dem protestantischen Kult entsprechenden Gotteshauses nicht gelöst ist, müßte die einzigen bedeutsamen Versuche in den Kirchenbauten der englischen Sekten eingehend würdigen. Das hat der Verfasser nicht getan, trotzdem das prächtige Buch von Muthesius „Kirchliche Baukunst in England" den Stoff vorzüglich behandelt. Das 19. Jahrhundert bekommt jetzt ganze zwölf Seiten ab; damit ist natürlich nichts anzufangen, was um so bedauerlicher ist, als hier ein Führer doppelt not täte, weil hier alle Tage das praktische Bedürfnis in Frage kommt. Das wird der Verfasser hoffentlich bei einer zweiten Auflage, die ich seinem schönen Buche von Herzen wünsche, nachholen. Dann muß allerdings auch die Frage des Bildschmucks anders gelöst werden; jetzt ist er zwar lehrreich, aber doch zu dürftig. —

Einen Ausschnitt nur, aber einen sehr wichtigen, aus dem großen Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte bietet Ed. Heyck in seiner Studie „Frauenschönheit im Wandel von Kunst und Geschmack" (Bielefeld, Velhagen & Klasing, 4 Mk.). In der an ihm bekannten klaren und übersichtlichen, auf breitem und tiefgehendem Wissen beruhenden Art verfolgt der Verfasser das Ideal der Frauenschönheit, wie es die Kunst aus dem Empfinden und der Auffassung und den Erscheinungen der verschiedenen Zeitalter und Völker heraus gestaltet hat — denn so ist doch im allgemeinen das Verhältnis, daß der Künstler abbildet, was er sieht. Wenig künstlerische Zeitalter bleiben dahinter zurück; hochkünstlerische entwickeln durch Auswahl aus einer Fülle von Eindrücken das höhere künstlerische Ideal. Der „Kanon", wie ihn die griechische und in schwächerem Maße die Renaissancekunst schuf, ist dann das Ergebnis. Heyck beschränkt sich mit Recht auf jene Völker, die im eigentlichen Sinne Geschichte und Kunstgeschichte bilden. Er schreibt ja Kunstgeschichte und nicht Anthropologie. In glücklicher Weise wird die Kulturgeschichte zu Hilfe gerufen. Etwas dürftig kommt das 19. Jahrhundert weg. Das ist ja durch mancherlei Rücksichten geboten. Aber Mackart hätte doch nicht ganz mit Schweigen übergangen werden dürfen; und wichtig scheint mir auch, als ein „Ideal" für sich, die wildbewegte Schönheit, wie sie neuerdings vom Tanz aus die bildende Kunst befruchtet hat in den Plakaten Jules Chérets, den Bronzen Carabins, Kiemlens, Klimschs u. a. Der Bildschmuck ist, wie bei allen Monographien des Verlags, äußerst reich und ausgezeichnet. Vielleicht wäre mit gutem Glück manchmal die Karikatur herangezogen worden. Das Schönheitsideal der Gräcomanie zur französischen Revolutionszeit kommt da am stärksten heraus, und auch sonst liefert die Betonung dessen, was man als häßlich empfindet, oft die beste Erklärung für die Auffassung der Schönheit (Leonardo da Vinci).

Fast noch wertvoller, weil sonst nirgends in dieser Fülle und verhältnis-

mäßigen Vollständigkeit geboten, ist der Bildschmuck in Alfred Köppens „Moderner Malerei in Deutschland", die in derselben Velhagen & Klasingschen Monographiensammlung erschienen ist. 137 Abbildungen aus der modernen deutschen Kunst wird man sonst kaum wieder zusammenbekommen. Die Bilder sind durchweg gut gewählt und fast immer charakteristisch. Wer die Schwierigkeiten kennt, die das Beschaffen der Vorlagen für solche Werke macht, wird über einiges Fehlende nicht schelten, und dankbar für das Gebotene sein. Köppens Text ist gut und gibt eine verständige Führung, zumal die großen Linien der Bewegung gut erkannt sind. Um so auffälliger ist, da ich mich auf Einzelheiten in der Beurteilung nicht einlassen will, das Fehlen von Marées und Hodler. Der erstere ist einer der wichtigsten Wegweiser für den modernen Idealismus geworden, der andere ist ein Vorbereiter einer neuen monumentalen Freskokunst. — In diesem Zusammenhang will ich auf ein neues Unternehmen der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München hinweisen, das den Titel führt „Die Kunst des Jahres". Der erste Band bringt auf zweihundert Seiten Abbildungen aller namhaften Werke, die auf deutschen Kunstausstellungen im Jahre 1902 gezeigt worden sind. 240 Künstler sind vertreten, viele derselben mit mehreren Bildern. Man erhält hier zwar keinen Text, aber ein Illustrationsmaterial, wie man es sich besser und reichhaltiger nicht wünschen kann. Der Preis von 4 Mk. 50 Pfg. für den gut kartonnierten Band ist bei der schönen Ausstattung recht mäßig. — Die Freude an illustrierten Monographien ist bei uns in Deutschland jetzt sehr groß, und Freunde dieser dankbaren, ebenso unterhaltenden wie durch die Anschauung zur Kunst erziehenden Literatur finden reichliche Gaben. Die Monographien aus dem Verlag Velhagen & Klasing behaupten dabei immer den ersten Platz, schon durch die Fülle des ausgezeichneten Bildschmucks. Der wird um so wertvoller, wenn er Meistern gilt, von denen die illustrierten Kunstblätter nur wenig Bilder bringen, von denen unsere Museen fast nichts haben. Das ist im höchsten Maße der Fall bei Burne-Jones, der bei uns so spät in Aufnahme gekommen ist — nun natürlich in eine modisch übertreibende — daß unsere Museen nichts von ihm besitzen. Aber auch der Erwerb einzelner Nachbildungen ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Um so freudiger wird man nun zugreifen, wenn man für 4 Mark 113 herrliche Abbildungen erhalten kann, wie das hier in der Biographie der Fall ist, die O. von Schleinitz in der bekannten Sammlung bietet. Auch der Text ist lehrreich und gut einführend, wenn auch hie und da etwas zerfahren.

Auch „Das Künstlerbuch" von Franz Hermann Meißner (Schuster & Löffler, Berlin, geb. 3 Mk.) ist um einen neuen, den achten Band bereichert worden. Es bringt eine mit feinstem Verständnis geschriebene Würdigung des umfangreichen Lebenswerkes unseres Adolf Menzel. Der Verfasser beleuchtet sehr gut die große Arbeit dieses kleinen Mannes, der als eigenwilligste und geschlossenste Persönlichkeit der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts nie eigentlich „modern" war, aber auch nie von gestern ist, weil er eine Kunstauffassung vertritt, die zwar nicht die größte, dafür aber immer echt ist: schärfste Erfassung der Wirklichkeit. Auch diese Bände sind mit Bildern geschmückt. Leider sind sie in diesem Menzelbuche sehr klein.

Mit Recht beliebt ist auch die Sammlung „Berühmte Kunststätten" aus E. A. Seemanns Verlag in Leipzig. Man könnte die reichgeschmückten Bände

als „ideale Bädecker“ für reisende Kunstfreunde bezeichnen. Denn sie geben nicht nur einen vollständigen Überblick über die an einem Orte angehäufte Kunst, sondern auch die Vorbedingungen für ihr Reifen, ihre Ansammlung an dieser Stelle, ihre kulturelle Bodenständigkeit. Mir liegen vier Bände vor. Bologna, das von den Italienreisenden allzusehr vernachlässigt wird, hat in Ludwig Weber einen trefflichen Schilderer erhalten; durch Gent und Tournai führt uns Henry Hymans. Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, läßt F. F. Leitschuh auf reichem kulturgeschichtlichen Hintergrund vor uns erstehen; das nordische Danzig tritt in A. Linderers Darstellung als Pflegestätte einer gut bürgerlichen Kunst hervor. Ich habe diese Bücher ideale Bädecker genannt; sie haben aber noch einen großen Vorzug. Sie führen nicht nur den Wanderer, sie sind herrliche Erinnerungen für den, der bereits gewandert ist, und eine Art Sehnsuchtserfüllung für jenen, dem irgendwelche Umstände bislang die Reise nach diesen Orten unmöglich gemacht haben. **Karl Storck.**



Die Vulkanausbrüche auf den Antillen. Von Ludwig Dressel, S. J. Hamm i. W. 1903. Breer & Thiemann. 34 S. 8⁰.

Das Schriftchen bildet Heft 6 von Band XXII eines literarischen Unternehmens, welches den Titel „Frankfurter zeitgemäße Broschüren“ führt; die „neue Folge“ derselben gibt Dr. J. M. Reich heraus. Wir erhalten einen guten Überblick über die Inseln Martinique und St. Vincent, wie sie seit der großen Katastrophe, die im Mai 1902 ihren Anfang nahm, umgestaltet worden sind. Der Verfasser erblickt als das einzig charakteristische, den Ausbruch des Mont Pelée von anderen Eruptionen unterscheidende Moment das Auftreten einer „Glutlawine“, die so furchtbar verheerend auf alles organische Leben wirkte; das kann man schon zugestehen, allein der eigentlich mörderische Faktor war doch allem Vermuten nach die Entbindung von irrespirabeln Dämpfen in Gasen in einer noch nie erhörten Menge. Der Ausbruch der Soufrière ist zumeist viel weniger als der des Martinique-Vulkanes beachtet worden, und deshalb ist die eingehende Schilderung, welche auch diese Seite des furchtbaren Phänomenes hier erfährt, zu begrüßen. Auch da ist die Ausstoßung einer glühend heißen, das Atmen behindernden Wolke konstatiert worden. Ganz mit Recht wird, abgesehen von den entsetzlichen Menschenverlusten, die geologisch-morphologische Wirkung der Ereignisse als eine nichts weniger denn großartige bezeichnet; neuere Lotungen haben ja auch ergeben, daß der Meeresboden in der Nähe der Inseln sich gar nicht nennenswert verändert hat. Ein kurzer Abschnitt beleuchtet die tektonische Stellung des Antillenkranzes, und ein dritter beschäftigt sich mit den dem Autor aus eigener Erfahrung bekannten Feuerbergen Südamerikas, vorab Ecuadors; die Andeutungen über das Wesen der vulkanischen Erscheinungen zielen hauptsächlich darauf ab, die Lage der Vulkane in den nächsten Umgebungen von Bruchlinien für die Theorie zu verwerten. Höchst angenehm berührt die rein naturwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes, die grundsätzliche Beiseitelassung fremdartiger Betrachtungen. **S. Günther.**





Zu Roseggers sechzigstem Geburtstag.

(31. Juli.)

Man schämt sich fast, einem Peter Rosegger auf gedrucktem Papier Glückwünsche in seine steirischen Sommerberge zu senden: man möchte wünschen, daß die Worte Juchzer oder Amselrufe, daß die Sätze Sträuße von Alpenveilchen und Edelweiß wären, daß sie reinklingend, grundehrlich, bergduftig und ein bißchen schalkhaft daneben den immer jungen Sechzigjährigen umfliegen möchten.

Wahrlich, auf dem Hintergrund einer Zeit, die so wenig echtes Menschentum spüren läßt in ihrer unreinlichen Literatur, dafür aber von Künstchen und Mätzchen des kurzlebigen Talentes übersättigt ist, hebt sich der warmherzige Mensch — und dann und darum erst Schriftsteller — Rosegger wohltuend ab. Es lacht uns ein Gesicht an aus seinen Büchern; es spricht eine seelenwarme Stimme zu uns in seinen Plaudereien. Wir sind ihm sogleich traulich nahe; wir hören ihm willig zu; es ist ein geschwisterliches Verhältnis zwischen dem Waldbauernbuben und seinen Zuhörern.

Rosegger wird ja wohl gemeinhin zu den Volksschriftstellern gerechnet. Er ist in der Tat in erster Linie und vor allem anderen Erzähler. Über den einfachen Geschichtenerzählern wie Horn, Glaubrecht, Caspari u. s. w. einerseits, und nahe den starken Talenten wie Gotthelf, Anzengruber, Reuter, zum kleinen Teil auch Auerbach, teilweise dem tiefen Wilhelm Raabe und sogar dem Poeten Gottfried Keller, ein wenig auch dem feinen Stilisten Adalbert Stifter andererseits: zwischen diesen allen, und diesen allen nahe, steht mit eigenartigem und doch einfachem Plaudertalent der volkstümliche Steiermärker Petri Kettenfeier Rosegger. Und zwar mit ganz besondrem Ton seines Wesens.

Er kann vor allen Dingen zweierlei, dieser Bauernsohn: er kann vortrefflich *erzählen*, in lebhafter, süddeutscher Art, und er kann vortrefflich *plaudern*, „schwätze", wie die Schwaben sagen, erörtern, eine Sache in frischem, anregendem, erwärmendem Ton besprechen. Allemal also ist's eine Begabung des Temperaments, des Herzens und der Zunge. Und dazu kommt ein drittes: er

erhöht diese Gabe oft zu einer gradezu dichterischen Kraft der seelischen und landschaftlichen Schilderung. Und alle drei Eigenschaften wachsen empor auf dem Boden herzlicher Anteilnahme. Er hat die Dinge und Menschen und den, der alle Dinge und Menschen geschaffen hat, aufrichtig lieb, recht von Grund aus lieb. Und darum haben wir auch ihn und seine Worte und Gestaltungen lieb.

Seine kleineren Waldgeschichten haben ihn besonders bekannt gemacht; sie drangen in die periodische Presse ein, sie lasen sich leicht und gut. Lebensvolle Gestalten laufen da überall über den Weg und bringen „Neues, Frohes, Ernstes, Wunderliches". Es begegnen uns da — mit dem Erzähler zu reden (Vorwort der Neuen Waldgeschichten) — „die derben, gutmütigen und auch die trotzigen Männer, die alltäglichen wie die Sonderlinge, die klugen, schalkhaften Weiber, die schlaugemütlichen Alten, die kecken Jungen, die reizenden, schlimmen Mädchen". Sie schießen mit all ihren Erlebnissen aus seiner reichen Fabulierungsfreude empor wie Waldpilze nach dem Regen, wie Brombeeren auf dem wilden Acker oder am Wegrain. Es ist ein wuchernder Überschuß von Erzählungslust und Gestaltungsfreude in diesem regsamen Älpler.

Aber niemand wird daneben seine größeren Werke übersehen. Man kann da zweierlei Arten unterscheiden. In einigen Werken gestaltet er den Kampf des einzelnen gegen die übermächtigen Verhältnisse der Außenwelt, etwa der wirtschaftlichen Notstände. Und Hand in Hand damit beschäftigt ihn der Kampf des einzelnen, der nur in uns selbst ausgefochten werden kann: mit uns und Gott allein. Also mit anderen Worten: soziale und religiöse Motive weben sich durcheinander, beschäftigen des Dichters ganze Anteilnahme, verdichten sich zu einer Fabel, werden von Episoden umrankt und durchsetzt — und so bildet sich ein blutvolles, warmlebendiges Ganzes, durchhaucht von des Verfassers Persönlichkeit, ein Roseggerscher Roman auf großem, landschaftlichem Hintergrunde. Romane dieser Art sind „Das ewige Licht", „Jakob der Letzte", „Der Gottsucher", „Heidepeters Gabriel" u. s. w. — soll man des vielgelesenen Autors Büchertitel aufzählen?*)

Und doch täte man unrecht, wollte man diese Werke irgendwie Tendenzromane nennen. Nein, dazu ist denn doch zu viel Menschlichkeit darin. Rosegger selbst bemerkt einmal zu diesem Punkte: „Ich habe bei meinem literarischen Schaffen schon lange keine andere Absicht mehr als die, meinem eigenen Naturtriebe Genüge zu tun, Dinge, die in meiner Seele leben und weben, möglichst wahr und klar darzustellen, und so eine Welt, welche durch die Sinne von außen nach innen kam und sich dort verdichtet und abgeklärt hat, wieder nach außen zu rücken" (Allerhand Leute).

Rosegger ist in seinem innersten Wesen verwachsen mit seinen herrlichen Bergen. Und doch spiegeln sich die Nöte und Kämpfe der Zeit in seiner teilnehmenden Seele wieder. Aus beidem heraus schafft er einheitlich sein Werk — und möge sein Werk noch lange schaffen als ein natürlicher Mensch in so viel Unnatur, als ein warmherziger Mensch in so viel Unfreude! Glückauf!

F. Lienhard.

*) Es wird unsere Leser freuen, zu vernehmen, daß Roseggers nächster großer Roman im „Türmer" (von Oktober ab) erscheinen wird. D. T.



Funkentelegraphie und -telephonie.

Wenn wir heute irgend einem Finanzkonsortium den in vierzehn Tagen fälligen Kurszettel der New-Yorker oder Chicagoer Börse zuverlässig und einwandfrei verraten könnten, so würde das Komitee ganz sicher jeden gewünschten Preis dafür bezahlen. Das ist auch begreiflich, denn die Millionen, selbst Milliarden, die der Zettel kostete, könnten auf Grund der dadurch erlangten Kenntnis der zukünftigen Kurse leicht wieder eingeholt werden.

In einer ähnlichen Lage befanden sich nun die Regierungen der Staaten und auch ebenso Bahn- und Finanzinteressenten, als vor etwa 50 Jahren der elektrische Telegraph in praktisch brauchbarer Form auftauchte. Vordem erhielten die Rothschilds in Frankfurt die neuesten Pariser Kurse durch berittene Eilboten, welche alle zwei Meilen Relaispferde vorfanden. Vordem ließen sich Spekulanten in Berlin Hamburger Kurse durch Brieftauben melden. Die preußische Regierung verfügte schließlich über ein ganz erträgliches optisches Telegraphensystem, welches Nachrichten von Frankfurt a. M. in zwei Stunden nach Berlin brachte, solange Tageslicht und nebelfreies Wetter herrschte.

Die Inhaber von elektrischen Telegraphenlinien mußten allen diesen natürlich gewaltig überlegen sein. Sie hätten die Pariser Kurse einen Börsentag früher erhalten als die Rothschilds und wären danach in der Lage gewesen, deren sämtliche Pläne zu durchkreuzen. Die Inhaber elektrischer Telegraphen hätten auch wichtige politische Nachrichten viel früher als die Regierung selbst erfahren und in unerwünschter Weise benutzen können. Unter solchen Umständen mußten die Interessenten jeden geforderten Preis zahlen, um in den Besitz elektrischer Telegraphen zu kommen. Daher ließ man sich auch nicht die Zeit, alle Verbesserungen erst im Laboratorium zu erproben, sondern man griff mit beiden Händen nach allem, was geboten wurde. Viele hundert Millionen wurden dem Bestreben geopfert, den Erdball möglichst schnell in ein engmaschiges Netz elektrischer Landleitungen und Unterseekabel einzustricken. In Erinnerung ist noch das Vorgehen des unermüdlichen Cyrus Field, welcher bei der Legung des ersten atlantischen Kabels das Geld fünfzigmillionenweise verlor, aber hundertmillionenweise wiedergewann. Alles das mußte damals gewagt werden, weil nur durch den Besitz des neuen Verkehrsmittels Reichtum und Herrschaft gewährleistet wurde.

Mittlerweile ist die Naturwissenschaft vorwärts geschritten, und man hat gefunden, daß es nicht unbedingt notwendig ist, die Punkte, zwischen welchen man Nachrichten übermitteln will, durch eine Drahtleitung in körperliche Verbindung zu bringen. Bereits vor der elektrischen hatte man ja die eingangs erwähnte optische Telegraphie, bei der die Stellungen eines beweglichen Signalarmes auf einer anderen Station gesehen und an eine dritte Station weitergegeben wurden. Diese Art der Telegraphie, die auch heut für Eisenbahnsignale noch ganz allgemein Anwendung findet, ist ja ebenfalls eine drahtlose Telegraphie. Sie ist auch eine Wellentelegraphie, denn das Verkehrsmittel zwischen zwei Stationen bilden ja die Lichtwellen, welche von dem beleuchteten Signalarm der einen Station ausgehen und das Auge des Wärters auf der anderen Station treffen. In dem Sinne hat man, theoretisch genommen, also die drahtlose, die

Wellentelegraphie früher gekannt und für eine systematische Nachrichtenübermittlung benutzt, als die elektromagnetische, mit einer Drahtleitung arbeitende.

Nun haben die Lichtwellen als Träger von Nachrichten mancherlei für sich, aber auch sehr viel gegen sich. Die Lichtwellen, das heißt die wellenförmigen Bewegungen des unendlich feinen Lichtäthers, die wir als Licht wahrnehmen, sind sehr kurz. Die Länge einer solchen Welle, das heißt die Entfernung vom tiefsten Punkt eines Wellentales über den nächsten Wellenberg bis zum tiefsten Punkt des nächsten Tales beträgt nur wenige zehntausendstel Millimeter. Diese geringe Wellenlänge bedingt nun zweierlei Übelstände. Einmal ist die Energie, die Arbeit, welche man mit derartig kurzen Wellen durch den Raum strahlen lassen kann, nur gering. Zum Vergleich braucht man nur Wasserwellen heranzuziehen. Da leuchtet es ohne weiteres ein, daß die kleinen, nur wenige Zentimeter langen Wellen, die sich etwa auf einem Teich unter dem Einfluß eines Windstoßes bilden, auch nicht entfernt solche Wucht und Mächtigkeit entwickeln können wie die gewaltigen, mehrere hundert Meter langen Ozeanwogen. Die Energie der kurzen Wellen führt nun aber weiter dazu, daß sie sich auch an Hindernissen mancher Art leicht totlaufen, daß sie also leicht gedämpft werden.

Haben die kurzen Wellen einen von allen Hindernissen freien Raum, etwa den körperleeren Weltraum, zu durchlaufen, so findet eine solche Dämpfung nicht statt und sie sind längeren und daher kräftigeren Wellen vollkommen gleichwertig. So kommt, wie allbekannt, das Licht der Sterne über undenkbar viele Milliarden von Meilen durch den Weltraum zu uns und gibt dem, der Fernrohr und Spektroskop zu gebrauchen versteht, ausführliche Nachricht über vieles. Schiebt sich aber eine harmlose Wolke zwischen Beobachter und Stern, so ist es mit dieser kurzwelligen Telegraphie zu Ende. Die Schwingungen, welche ungebremst tausend Jahre durch den Weltraum liefen, kommen in einem wenig Wasserdampf in einer zehntausendstel Sekunde zur Ruhe und das Gesichtsfeld im Fernrohr bleibt dunkel.

Diesen Übelstand kann selbst der Vorzug nicht aufwiegen, daß wir für die direkte Wahrnehmung dieser kurzen Wellen ein besonderes Organ, das Auge, besitzen. Gewiß braucht sich der Erbauer irgend eines optischen Telegraphen um die Empfangsstation nicht eben viel Sorge zu machen. Es genügt, daß er einen Mann mit guten Augen hinstellt, und damit ist die Empfangsstation komplett. Was hilft aber dieser Vorteil, wenn jede trübe Witterung, jeder Nebel die Wellenbewegung bereits unterwegs bis zum Verschwinden dämpft.

Unter solchen Umständen liegt es nahe, lange Ätherwellen für die Nachrichtenübermittlung zu benutzen. Die Errungenschaften der modernen Elektrotechnik, besonders die Forschungen eines Hertz, Righi und Tesla haben ja die Mittel geliefert, den Lichtäther in jeder beliebigen Wellenlänge schwingen zu lassen. Alle diese Wellen haben auch dieselbe Fortpflanzungsgeschwindigkeit wie die Lichtwellen. Sie legen in der Sekunde rund 300 000 km zurück. Ihrer Schnelligkeit nach sind also sämtliche Wellen gleich gut verwendbar. In Rücksicht auf Konstruktionsverhältnisse hat man in der drahtlosen Telegraphie, wie sie von Marconi, Slaby-Arco und Braun ausgebildet wurde, ziemlich ausnahmslos Wellen von 160—200 m Länge benutzt. Das sind natürlich gegenüber den winzigen Lichtwellchen ganz gewaltige Ozeanroller, und es ist begreiflich, daß ihre Dämpfung nur gering ist. Im allgemeinen gehen sie durch mechanische Hindernisse, wie Häuser, Bäume und Berge, hindurch, und atmosphärische Er-

scheinungen, wie Nebel oder Regen, haben überhaupt keinen schwächenden Einfluß auf sie. Es wird daher begreiflich, daß man mit diesen Wellen einen sehr viel zuverlässigeren und von Zufälligkeiten unabhängigeren Verkehr einrichten kann als mit den leicht dämpfbaren Lichtwellen.

Als ein besonderer Vorteil hat sich weiter der Umstand erwiesen, daß diese langen Wellen auf der Erde wenigstens nicht unbedingt geradlinig fortschreiten. Eine Lichttelegraphie von Europa nach Amerika wäre ja bereits aus dem Grunde kompliziert, weil die dazwischen liegende Erdkrümmung einen geraden Verbindungsweg ausschließt. Das Problem wäre also theoretisch nur durch Einschaltung mehrerer Spiegel, praktisch aber überhaupt nicht zu lösen. Die langen Wellen der Funkentelegraphie unterliegen dagegen einem eigentümlichen Einfluß der Erde. Ursprünglich haben sie gewiß das Bestreben, sich rein geradlinig fortzupflanzen, dabei gehen sie nach allen Seiten rechtwinklig von dem erregenden Luftdraht aus, wie etwa die Nadeln eines Fichtenzweiges aus diesem hervorsprießen. Die Wellen sind zum Luftdraht, um einen botanischen Ausdruck zu gebrauchen, quirlständig. Auf dem weiteren Wege unterliegt nun ein Teil der Wellen der Anziehung der Erde und wird vom Erdboden gewissermaßen verschluckt. Ein anderer Teil verfolgt seine Bahn geradlinig durch den Weltraum und mag vielleicht in den Telegraphenapparaten irgend eines weit entfernten Sternes wahrgenommen werden. Das Gros der Wellen aber folgt der Erdkrümmung und kommt zu dem gewünschten Ort.

Als ein Nachteil wird es dagegen empfunden, daß es praktisch nicht möglich ist, diese langen Wellen durch Hohlspiegel oder Linsen nach einer Richtung hin zu reflektieren oder zu sammeln. Wäre das durchführbar, so hätte man damit ein wertvolles Mittel, die Wellen nach der einen Seite zu konzentrieren und zu verstärken, auf der anderen Seite dagegen ein unliebsames Mitlesen der Korrespondenz zu vermeiden. Selbstverständlich unterliegen ja auch diese Wellen den gleichen Spiegelungs- und Brechungsgesetzen wie die Lichtwellen. Wir können sie durch Spiegel aus Metall ebenso reflektieren wie Lichtwellen, und wir können sie durch Linsen aus Harz oder Pech in derselben Weise sammeln oder zerstreuen, wie man das bei Lichtstrahlen mit Glas- oder Kristallinsen besorgt. Nun bestehen aber zwischen der Größe der Linsen und Spiegel einerseits und der Wellenlänge andererseits bestimmte Beziehungen, nach denen die ersteren für die langen Wellen der Funkentelegraphie ganz unausführbar groß und massig ausfallen müßten. Daher muß man das schöne Problem, diese Wellen zu konzentrieren, als hoffnungslos fallen lassen, obwohl bereits viele Erfinder mit ihm geliebäugelt haben.

Dafür kommt aber den langen Wellen der Umstand zugute, daß sie sich nicht, wie die Lichtstrahlen, gleichmäßig nach allen drei Dimensionen, sondern nur nach zweien ausbreiten, daß sie, wie bereits vorher erwähnt, zum erzeugenden Draht quirlständig sind. Während also die Lichtstrahlen eines leuchtenden Punktes auf Kugelflächen mit stets wachsendem Radius fortschreiten, breiten sich die Wellen der drahtlosen Telegraphie auf Zylindermänteln aus, bei denen wohl der Radius wächst, aber die Höhe konstant bleibt. Infolgedessen nimmt die Intensität dieser langen Wellen nicht, wie die der Lichtstrahlen, mit dem Quadrat der Entfernung, sondern nur mit der einfachen Entfernung ab. In doppelter Entfernung ist also die funkentelegraphische Strahlung auf die Hälfte, die Licht-

strahlung dagegen auf den vierten Teil gesunken. Auf die zehnfache Entfernung beträgt die Funkenstrahlung den zehnten, die Lichtstrahlung nur noch den hundertsten Teil. Diesem Umstande verdankt die langwellige Funkenstrahlung ihre gute Verwendbarkeit auch ohne Spiegelung und Brechung.

Die ersten erfolgreichen funkentelegraphischen Versuche gehen bis auf das Jahr 1897 zurück, und es war, wie allbekannt, das Genie Marconis, welches durch passende Anwendung und Anordnung im einzelnen längst bekannter Apparate eine zuverlässige Nachrichtenübermittlung über mehrere Kilometer erreichte. Dabei ist freilich zu bemerken, daß die ersten Marconi-Apparate auf einer falschen Theorie basierten, und daß sie nur arbeiteten, weil es praktisch nicht möglich war, Apparate zu konstruieren, welche den theoretischen Anforderungen wirklich entsprachen. Die Arbeiten Marconis wurden in Deutschland einmal von Professor Braun und ferner von Professor Slaby aufgenommen. Der erste bildete ein System aus, welches gegenwärtig von der Siemens & Halske A.-G. vertreten wird. Der zweite fand in Gemeinschaft mit seinem Assistenten, dem Grafen Arco, das System, welches unter anderem von der deutschen Kriegsmarine angenommen wurde und nächst dem ursprünglichen Marconi-System bei weitem das verbreitetste System war.

Bei dieser Erfindertätigkeit sind Reibungen und Meinungsverschiedenheiten nicht ausgeblieben, besonders Marconi hat mehrfach Gelegenheit genommen, sich in der Presse als ausgebeuteten Erfinder hinzustellen, dem seine besten Ideen von den Deutschen abgelauscht worden seien. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß es allenthalben für Erfindungen Patente gibt, und daß man sich gegen eine Ausbeutung eben durch Patentschutz wehren kann. Das haben auch alle Beteiligten getan, und dabei war es Sache der Patentbehörde, die Verbesserungen auf ihre Neuheit und Originalität objektiv zu prüfen. So hat beispielsweise in Deutschland Marconi auf sein System ca. 20 Patente, während das System Slaby-Arco durch 30 Patente und das System Siemens-Braun durch etwa 15 Patente geschützt ist. Daraus geht hervor, daß doch an allen Stellen eine intensive Erfindertätigkeit entfaltet wurde, und daß die Vorwürfe, welche Marconi in die Welt geschleudert hat, nicht zutreffen. Man muß sich dabei eben vergegenwärtigen, daß es niemals einen Patentschutz für ein allgemeines Prinzip, sondern nur einen solchen für bestimmte brauchbare Ausführungen gibt. Es werden niemals Entdeckungen, sondern nur Erfindungen patentiert. Beispielsweise wäre es Werner Siemens niemals möglich gewesen, sich das von ihm entdeckte Dynamoprinzip, auf dem die gesamte moderne Starkstromtechnik beruht, patentrechtlich schützen zu lassen. Das mag für manchen Erfinder unangenehm sein, aber es läßt sich nicht ändern. Wir Deutschen aber müssen in dem Vorgehen von Braun und Slaby eine Wohltat erblicken, denn andernfalls wären wir rettungslos dem englischen Monopol verfallen. Gewiß kann man dem Erfinder Marconi alles Gute wünschen, und hoffentlich erhält er bei Gelegenheit den Nobelpreis. Aber schließlich ist das deutsche Geld nicht dazu da, um den Teehändler Lipton, den Finanzmann der Marconigesellschaft, noch reicher zu machen, als er es ohnedies ist. Charakteristisch ist es in dieser Beziehung, daß auch die englische Kriegsmarine nicht etwa Marconiapparate, sondern Konstruktionen eines englischen Seeoffiziers an Bord führt, weil eben Marconis Forderungen zu unbescheiden sind.

Ganz allgemein benutzt nun jedes funkentelegraphische System für die Erregung der elektrischen Ätherwellen den sogen. Teslakreis. Dieser Stromkreis besteht aus einer Funkenstrecke, einer Kapazität (Leydener Flaschenbatterie) und einer Selbstinduktion (Induktionsspule). Dieser Teslakreis stellt ein elektrisches System dar, welches eine bestimmte Eigenschwingung besitzt, ebenso wie auch gewisse mechanische Systeme, z. B. Pendel oder Stimmgabeln, mit einer ein für allemal festliegenden Schwingungsdauer behaftet sind. Schlägt man eine Stimmgabel an, so wird sie einen Ton geben, dessen Höhe, von der Art des Anschlagens unabhängig, lediglich durch die Abmessungen der Stimmgabel bedingt ist. Gibt man dem Teslakreis einen elektrischen Anstoß, indem man auf die beiden Beläge der Leydener Flasche entgegengesetzte Elektrizitäten packt, bis sie sich durch die Funkenstrecke in einem Entladungsschlag ausgleichen, so geschieht das ebenfalls in bestimmten Schwingungen. Wie etwa Wasser, das aus einem höheren Behälter in einen tieferen strömt, sich nicht sofort ausgleicht, sondern eine Weile zwischen beiden Behältern hin und her wogt, so flutet auch die Elektrizität im Teslakreis in einer ganz bestimmten Schwingung hin und her. Führt man dem Teslakreise ständig neue Energie zu, indem man ihn mit den Polen eines kräftigen Ruhmkorffschen Funkeninduktoriums verbindet, so erhält man solche Schwingungen dauernd, ebenso wie etwa die Unruhe einer Uhr dauernd in gleichbleibendem Rhythmus schwingt.

Der Teslakreis bietet nun das Mittel, um elektrische Arbeit in schnelle Schwingungen zu versetzen, um die hoch frequenten Wechselströme zu erzeugen, welche für die Funkentelegraphie notwendig sind. Dagegen ist er nicht geeignet, diese Energie auch in den Raum auszustrahlen. Dafür ist vielmehr das Luftleitergebilde vorgesehen, welches wir bei jedem System der Funkentelegraphie finden. Können wir den schwingenden Teslakreis mit einer schwingenden Saite oder Stimmgabel vergleichen, so entspricht der Luftleiter dem Resonanzboden. Erst durch ihn teilen sich die Wellen in ihrer ganzen Mächtigkeit dem umgebenden Raum mit, und erst durch diese Strahlungsfähigkeit ist weiter die Korrespondenzfähigkeit einer Station gegeben.

Die Strahlungsfähigkeit ist natürlich je nach der Entfernung, über welche korrespondiert werden soll, sehr verschieden. Die kleinsten Demonstrationsapparate für Schulzwecke arbeiten mit kleinen Energiemengen von etwa einer zwanzigstel Pferdestärke. Sie erzielen Verständigungen über 3—5 km bei Verwendung von etwa 8—10 m langen Luftdrähten. Die größeren deutschen Stationen strahlen etwa drei Pferdestärken aus und haben einfache Luftdrähte von etwa 50 m Höhe. Mit diesen Stationen werden bereits über 200 km zuverlässig Zeichen gegeben. Die großen Marconistationen schließlich, die in den letzten Monaten den atlantischen Verkehr aufgenommen haben, strahlen 50—100 Pferdestärken aus. Um diese gewaltigen Energiemengen in den Raum zu senden, genügen aber nicht mehr einfache Luftdrähte. Vielmehr ist es notwendig, eine größere Anzahl vorzusehen. So kommt man zu jenen ausgedehnten Luftleitergebilden von 100 und mehr Drähten, welche sich wie riesige Trichter an den Küsten Englands und Amerikas erheben und das Staunen der Vorüberfahrenden erregen.

Begreiflicherweise sind solche ausgedehnten Leitergebilde mit ihren Tragkonstruktionen teuer. Man wird die Selbstkosten für die Errichtung einer der großen Weltstationen, wie sie gegenwärtig in England und Kanada stehen und

über 2000 deutsche Meilen sprechen, mit 300 000 Mark pro Station nicht zu niedrig veranschlagen. Deutsche Firmen hatten daher vorläufig keine Veranlassung, ohne einen festen Auftrag derartige Riesenstationen zu errichten. Dagegen unterliegt es gar keinem Zweifel, daß eine Korrespondenz über den Atlantik mit jedem System durchführbar ist, sofern man nur die nötige Strahlungsfähigkeit durch genügende Ausdehnung der Strahlungsdrähte des Luftleiters erreicht. Interessant ist in dieser Beziehung eine Station, welche die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft vor kurzem in ihrem Kraftwerk in Oberschöneweide bei Berlin errichtet hat. Hier boten die vier Schornsteine des Werkes, die je 70 m hoch sind und dicht nebeneinander in quadratischer Anordnung stehen, ein wohlfeiles Gestell für die Luftleiter. So wurde hier zunächst eine Station errichtet, die bei einer Strahlung von doch nur vier Pferdestärken eine theoretische Korrespondenzweite von 1000 km hat. Es ist dies gegenwärtig die größte Station auf dem europäischen Festland, aber die wenigsten Berliner ahnen, daß sich über ihre Köpfe hinweg tagaus, tagein eine rege Korrespondenz zwischen Schönweide einerseits und den deutschen und dänischen Hafenstationen andererseits vollzieht.

Bevor man nun ernstlich auch von deutscher Seite an den Bau von Weltstationen gehen kann, wird man zunächst abwarten müssen, was die Marconi-Konferenz, welche im Frühjahr zusammentritt, an internationalen Abmachungen zeitigt. Hoffentlich gelingt es der Konferenz, das Antworten obligatorisch zu machen. Gegenwärtig lehnen es die Marconistationen bekanntlich ab, Apparaten fremder Herkunft zu antworten oder deren Nachrichten weiter zu geben, und führen dadurch zu mannigfachen und unangenehmen Weiterungen. Wird das Antworten zur Pflicht gemacht, so sind die Deutschen überhaupt der Mühe enthoben, in fremden Ländern Weltstationen zu errichten. Es genügt dann, in Deutschland eine solche Station zu bauen, die den Verkehr mit den 10—12 Weltstationen anderer Länder und Erdteile unterhält und die empfangenen Depeschen nötigenfalls durch schwächere Strahlungsapparate an deutsche Lokalstationen weitergibt.

Wenn man nun berücksichtigt, daß ein paar Funkenstationen zu beiden Seiten des Atlantik etwa 600 000 Mark kosten, ein einziges Kabel aber mit den zugehörigen Stationen und Apparaten gut das Fünfzigfache, so wird man zunächst die Sache der Funkentelegraphie für gut halten. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß zwei Stationen bei der jetzigen Art des Verkehrs nur einen Bruchteil der gesamten transatlantischen telegraphischen Korrespondenz erledigen können. Man könnte nun an das Mittel denken, mehrere solcher Stationspaare am Atlantik und den europäischen Küsten zu errichten und auf diese dann die Korrespondenz zu verteilen. Es würde wohl am Ende technisch möglich sein, je ein Paar zusammengehöriger Stationen so aufeinander abzustimmen, daß sie durch die Wellen anderer Paare nicht gestört werden. Bei einer solchen Anordnung würde aber die Billigkeit leiden. Man würde von dem Groschentarif pro Wort, den Marconi in Aussicht stellte, weit entfernt sein.

Die praktische Aufgabe geht deshalb dahin, einen telegraphischen Schnellverkehr einzurichten in der Weise, wie man ihn in der gewöhnlichen Drahttelegraphie nach der Erfindung Pollack-Virags bereits seit längerer Zeit hat. Nach dieser Erfindung kann man bekanntlich gegenwärtig den gesamten telegraphischen Verkehr Berlin-Hamburg auf einem einzigen Draht erledigen, und die

mehr als 100 anderen Leitungen sind überflüssig bezw. für den telephonischen Verkehr frei geworden. Nun stößt aber eine solche Schnelltelegraphie leider bei dem Funkenspruchsystem auf große Schwierigkeiten, weil hier nicht die verschwindend geringen Ströme der alten Telegraphie, sondern Energiemengen von mehreren Pferdestärken zu schalten und zu unterbrechen sind. Gegenwärtig arbeiten sämtliche Interessenten auf diesem Gebiet eifrigst daran, dies Problem zu lösen. Derjenige, dem das gelänge, wäre gleichzeitig auch der Erfindung der Funkentelephonie ganz nahe gekommen.

Man kann ja auch telephonische Verständigungen mittelst der Funkenwellen erzielen, wenn man Mittel findet, ihre Stärke entsprechend den Schwankungen der Tonwellen zu beeinflussen. Die Wellen der drahtlosen Telegraphie treten in der Sekunde etwa drei millionenmal auf. Die Schallwellen der artikulierten menschlichen Sprache haben dagegen eine Frequenz von etwa 600 in der Sekunde. Es stehen also für jede Schallwelle 5000 elektrische Wellen zur Verfügung. Die Aufgabe, eine Schallwelle funkentelephonisch zu übertragen, ähnelt nun etwa der Aufgabe eines Bildhauers, der mit 5000 Schlägen eines scharfen Meißels eine sanft geschwungene Kurve ausarbeiten soll. Der Bildhauer kann diese Aufgabe lösen, weil er die einzelnen Meißelschläge mit beliebig verschiedener Stärke ausführen kann. Die Aufgabe des Erfinders der Funkentelephonie wird darin bestehen, die aufeinander folgenden elektrischen Wellen in ihrer Stärke ähnlich zu beeinflussen. Nur auf diese Weise ist das Problem rationell zu lösen. Die Lösung, die theoretisch höchst einfach ist, setzt aber gerade einer praktischen Ausführung ungeheure Schwierigkeiten entgegen.

Einstweilen macht die Erfindung des Engländers Collin viel von sich sprechen. Dieser führte einen Telephon- und Induktionsstromkreis mit seinen beiden Polen in das Erdreich ein, so daß dieses einen Teil des Stromweges bildete. In ähnlicher Weise war die Empfängerstation mit der Erde verbunden. Tatsächlich soll nun Collin mit dieser Anordnung eine gute Verständigung über 5 km erzielt haben. Trotzdem muß diese Anordnung für ebensowenig entwickelungsfähig gelten, wie es die ersten drahtlosen Telegraphenversuche von Preece waren. Die richtige Lösung wird in der vorher angedeuteten Weise gesucht werden müssen.

Während nun die Funkentelegraphie sich anschickt, mit Riesenstationen den Weltball zu umspinnen, hat sie für kleinere Entfernungen bereits seit langem Bürgerrecht erworben. Die ein- und ausfahrenden Schiffe bleiben gegenwärtig noch lange, nachdem der Leuchtturm von Lizard, der letzte Punkt des alten Europa, im Atlantik untergetaucht ist, mit der Heimat in Verbindung. Die Schnelldampfer sind kaum noch drei Tage außer Verbindung mit dem Festland. Während dieser Zeit ist aber auch nur den Dampfern selbst die Möglichkeit benommen, Kunde von sich zu geben. Dagegen verfolgen sie die mächtigen Strahlenwirbel der großen Marconistationen von Poldhu und Kap Cod während ihres ganzen Weges über den Atlantik. Wenn heut ein gewichtiges Ereignis eintritt, so erfährt es sofort jedes Schiff auf dem Wege zwischen Europa und Amerika, das funkentelegraphische Apparate an Bord hat. Diese Verhältnisse haben bereits dazu geführt, daß die großen Dampfer der Cunard-Linie regelmäßige Schiffszeitungen während der Reise erscheinen lassen, die jeden Mittag ausgegeben werden und alles Neue, das sich mittlerweile 1000 Meilen entfernt zugetragen hat, melden.

Es ist schwer, heut bereits vorauszusagen, wie die verschiedenen Gebiete der Wellentelegraphie sich in der nächsten Zukunft entwickeln werden. Als sicher kann es jedenfalls gelten, daß ihr weit mehr als die Küstenkorrespondenz zwischen Schiffen, Häfen, Leuchttürmen und dergleichen mehr zufallen wird. Praktisch kommt dies zunächst einmal in einem langsamen Fallen des Aktienkurses sämtlicher Kabeltelegraphengesellschaften zum Ausdruck. Deren Papiere haben ziemlich ausnahmslos im Laufe der letzten zwei Jahre etwa 5 % verloren. Darin drückt sich die Besorgnis der Kabelinteressenten gegenüber der neuen Erfindung zahlenmäßig aus. Nicht übertrieben, nicht panikartig büßen alte sichere Werte an Schätzung ein, aber es ist offenkundig, daß auch nüchterne Kaufleute mit der neuen Erfindung rechnen. **Hans Dominik.**



Götter, Helden und Menschlichkeiten.

(Des Königs Kalidasa „Sakuntala" in deutscher Bühnenfassung von Marx Möller, aufgeführt im Kgl. Schauspielhaus. — Ernst Rosmers „Dämmerung" im Lessingtheater.)

Im Mai waren es gerade hundert Jahre, daß Herder, der wundertätige Magus, der mit hellen, ahnungsreichen Sinnen die Stimmen und Seelen der Völker verstand, die „heilige Götter- und Königsfabel" Altindiens, Kalidasas „Sakuntala", in Georg Forsters Übersetzung den Deutschen neu zuführte. Er gab als Vorklang dem Gedichte ein Eingangswort, das selbst ein Gedicht in Prosa ist und stärker noch seine farbenleuchtenden, idyllischen und heroischen Schönheiten im Echo wiederhallen läßt, als Goethes bekannte Distichen:

„Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen —
Nenn ich, Sakuntala, dich, und so ist alles gesagt."

Im Berliner Schauspielhause ging die liebliche Blumengestalt des Büßermädchens, die König Dushyantas Gemahlin im heiligen Hain wird, ihn durch eines Fluches bösen Zauber verliert und ihn nach Prüfungen und Läuterungen wiederfindet, um mit ihm der Welt ein Geschlecht von Helden zu schenken, neugestaltet über die Szene. Marx Möller bot diese deutsche Bühnenfassung. Sie hat, trotzdem sie „reinen, lauteren Kalidasa" verspricht, doch die feinverstrickten Maschen dieses sinnlich-übersinnlichen Gespinnstes durch gröbere Knüpfung ersetzt. Und sie weckte den Wunsch nach jener Urform, in der das Drama vor hundert Jahren die besten Geister entzückte.

„Ein Gesichtskreis über Himmel und Erde, über Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Brahmanen, Pflanzen, Weiber, Kinder und alle Elemente der Erde" . . . so erschien Herder die Dichtung, und so können wir sie auch heute noch im Lesen genießen, in „ihrer blühenden Mannigfaltigkeit von der sanftesten Idyllen-Anmut im Hain der Einsiedler bis zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken".

„Mit Blumenketten“ sind die Szenen gebunden und die Stimmung des Edengartens am Fuß des Himalaya steigt aus ihren Landschaftsbildern. Menschengeschlechts Frühling und unschuldige Jugend blüht weltverloren. Die heilige Stille indischer Tempelwälder umweht uns, Pflanzen und Tier sind hier geweiht und geschützt, und der Tod und das Böse scheint die Macht verloren zu haben. In wundersamem Einklang umfängt ein heiliges Allleben die Geschöpfe. Die Gazellen und die Vögel sind innig vertraut mit den Menschen, und die Mädchen des Hains fühlen sich wie die Schwestern der Blumen und Bäume, der Lianen, die sich um die früchteschweren Palmen schlingen, der Mangoblüten und der Lotuskelche. Geheimnisvolles Verstehen, Lauschen und Redetauschen schwingt zwischen allen Gliedern dieser Schöpfung, eins erkennt sich und sein Wesen im andern: Tat twam asi — das bist du. Die Pflanzen und Tiere empfinden wie die Menschen, und die Menschen gehen mit ihnen um, wie mit Gleichgearteten. Indische Weisheit und gläubig milder Sinn leuchtet daraus, und das Wunderbarste wird in dieser Luft natürlich: „alles ist in der indischen Natur belebt, die ganze Schöpfung ist Erscheinung des und des Gottes in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — Maja, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der alles sich so leise und zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.“

Sakuntala unter ihren Gespielinnen und Dienerinnen, wie sie das Gazellenweibchen liebkost, sein Junges aufzieht, wie sie die dürstenden Blumen tränkt und mit Zweigen und Blüten wie mit Freundinnen spricht, ist die holdeste Blume dieses glückseligen Traumlandes; als sie von ihm scheidet, um in die rauhe Welt der Wirklichkeiten zu ziehen und ihrem irdischen Los den Teil zu zahlen, da erbleichen die Farben ringsum: „alles im Büßerwalde erscheint so gedrückt, da die Stunde der Trennung von dir genaht ist. Fallen gelassen haben aus dem Maule die Bissen Opfergrases die Gazellen, aufgegeben haben ihr Tanzen die Pfauen; gelb hängen die Blätter der Schlinggewächse herab und es sieht aus, als vergössen sie Tränen,“ sagt die liebste Gefährtin Sakuntalas.

Vorherbestimmtes Walten schwebt mit Götterhänden über dieser Welt. Sakuntala ist selbst göttlicher Abkunft, im Schutz des Heiligtums wächst sie ihrer Bestimmung zu, Gattin des Edelsten, des Königs zu werden.

„Götter- und Königsfabel“ gibt das Drama, heroische Zeit ist’s, die Könige stehen den Göttern noch nah, und „aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde“ erwachsen erhabene Vorstellungen.

Zwischen jener Morgendämmerung im Büßerhain und der Heilserfüllung am Schluß liegen aber die harten, steinigen Pfade irdischer Irrwege. Die Götter ersparen auch ihren Lieblingen nicht die Prüfungen des Schicksals. Ein schlimmes Verhängnis fällt auf den König, aus seinem Gedächtnis verschwindet die Erinnerung an Sakuntala, an ihre Liebe und seinen Treuschwur. Und da sie, entsendet aus dem heiligen Frieden ihres Kindheitsparadieses in die Welt, mit dem Pfand im Schoß, vor seinen Thron tritt, vermag er in der fluchgeschlagenen Gebundenheit seiner Sinne sie nicht zu erkennen und verstößt sie.

Die Götter nehmen sie auf, sie bewahren sie für ihn, bis er nach Läuterung und Prüfung innerlich wahrhaft reif zu ihrem Besitz geworden.

Von stärkster poetischer Kraft ist's, wie der altindische Dichter seine Götter- und Königspoesie empfindet, und mit gewaltigem Aufschwung der Vorstellung führt er seinen Helden auf Indras Wagen durch die Lüfte, durch den Kreis der Schöpfung. Aus den Tiefen heben den im Feuer der Schmerzen Gereinigten die Götter empor. Seine Ahnen darf er in der Höhe grüßen. Sakuntala mit dem Sohn wird ihm zugeführt zu neuer Vereinigung. Schicksalsschule haben sie erfahren: die dunkelen Wege menschlich blinden Wandelns auf der Erde, wo man das Liebste und Nächste verblendet nicht erkennen kann und trügerischen Zielen nacheilt, und im Licht der lebensüberschauenden höheren Weisheit durften sie dann weilen. Jetzt kehren sie mit ihrem Sohne erkenntnisvoll in die Bezirke der Menschen zurück, den Erdenkindern beherrschende Führer und leuchtende Leiter durch das irdische Dunkel und die täuschende Welt der Erscheinungen zu sein. Und das Schlußgebet ist:

Verhüte, daß nach diesem Erdenleben
Ich nochmals muß auf dieser Erde leben.

Reiche Worte fand wieder Herder für diese großen Gesichte: „Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuß des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie. Ohne ihn würden wir in der Sakuntala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaars der Welt im Paradies der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste epische Geist der letzten Szenen dieses Dramas wäre von der Erde verbannt gewesen."

Große Erhabenheitsvorstellungen meistert der Dichter. Die stärksten Wunder gläubigen Gefühls werden ihm selbstverständliches Ereignis. Nach der Wiedervereinigung Sakuntalas mit Dushyanta soll Botschaft an den heiligen Büßer Kanva, den Pflegevater Sakuntalas, geschickt werden, aber der Gott spricht: „Durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüte Kanvas schon gegenwärtig sein."

Und neben solchen tiefen, weihevollen Gedanken spielt anmutiges Rankenwerk, zierliche Vignetten und Randeinfälle. Liebevoll schmückender Sinn pinselt mit zarten Strichen Gewänder, Schmucksachen, Blumenkränze und Gehänge. Fast japanisch wirkt in diesem weiten Rahmen die Nuance der Kleinkunst; an ostasiatische Holzschnitte, an die delikaten Farbendrucke des Hokusai oder des Outamaro denkt man bei dem Porträt der Sakuntala, der die Sirischablüte am Ohr steckt, daß die Staubfäden bis zu den Wangen reichen, und der eine Kette von Lotusfasern, „lieblich wie des Herbstmondes Strahlen", zwischen ihren Brüsten prangt; und an Hiroshige erinnert die Beschreibung des Bildes, das der König von seiner verlorenen Geliebten malt, und sein liebevolles Sinnen über die Motive der Landschaft: „Noch anzubringen ist der Strom Malini und darauf ein Schwalbenpärchen, das auf einer Sandbank haust. Hüben und drüben die ehrwürdigen Vorberge des Himalaya, auf ihnen einige Antilopen. Außerdem wünschte ich unter diesem Baum, wo an den Zweigen die Bastkutten hängen, eine Gazelle zu bilden, sie soll sich mit dem linken Auge am Horne des Männchens reiben."

Die Seele dieser Dichtung aber ruht, das ist festzustellen, in dem „heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang“ zwischen den höheren Mächten und den Menschen, in dieser im kleinsten sichtbar gemachten All- und Einheit der Schöpfung. Dahinein muß man sich fühlen, wenn man ihr gerecht werden will, man muß sie im indischen Geiste lesen.

Das sollte denn auch die vornehmste Aufgabe für einen Bearbeiter sein. Daß der neueste, Marx Möller, sie so für sich erkannt hat, muß bestritten werden.

Er hat gerade das getan, was Herder verpönte, er hat sie „europäisch, d. h. um etwa nur den Ausgang zu wissen,“ gelesen.

Ihm kommt es nur auf die äußeren Geschehnisse an. Die Idylle wird dabei noch leidlich gerettet, aber der „höchste epische Geist“ verflacht und der weite „Umfang der Phantasie“ schrumpft ein. Den Fluch des Vergessens macht Möller wirksam, aber die „höhere Ordnung der Begebenheiten“ vernachlässigt er. Er schlägt nicht den Bogen zum Wolkensitz der Götter. Das Gewebe von Weisheit und Schicksal hellt er nicht sichtbar auf, die beziehungsvollen Zusammenhänge zwischen Büßern, Königen und Göttern schimmern nicht im jenseitigen Licht.

Der Fluch bleibt hier nur hohler Spuk und das Wiederfinden der Verstoßenen in einer Waldhütte auf der Jagd (genovevamäßig) ist hier nur ein zufälliger, äußerlicher Theaterausstattungsschluß.

Alles, was uns an dieser Dichtung mit seltsam fremdem Reiz umspinnt, dieses Wallen starker, tiefer religiöser Gefühlsströme ferner Vergangenheiten, aus den Jugendtagen der Menschheit, aus dem goldenen Zeitalter, da gläubige Dichtung das Unmittelbare von Angesicht zu Angesicht sah, das ist hier durch den matten, rationellen Ausgang erstickt und ertötet. Es bleibt nur ein indisches Ausstattungsstück mit einer Märchenfabel zurück.

* * *

Ein weiter Schritt von diesen Wundern altindischer heiliger Haine, in denen das Schicksal sichtbare Gestalt gewinnt und von außen das Tun der Menschen lenkt, zum modernen Drama von heut, das die Gebärde und die Sprache des Alltags bewahrt und durch sie hindurch, scheinbar unabsichtlich, menschliche Charaktere in ihrem Wesenhaften, Bestimmenden sichtbar macht, und aus diesem Wesen das Schicksal sich bilden läßt.

Herder vergleicht in seinen Briefen über die Sakuntala die indische Dramatik mit dem Drama der europäischen Völker, vor allem der Griechen, und mit den ihnen zugrunde liegenden aristotelischen Theorieen, und er konstatiert, daß es dem Inder auf den „göttlich heiligen Zusammenhang“, auf das Eingreifen des Wunderbaren ankomme, während der Grieche will, daß jede Begebenheit aus der andern natürlich folge, daß „alles sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln solle“.

Und dieser Satz, daß „alles sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele entwickeln soll,“ gilt uns auch in dieser Gegenwart noch als das höchste Ziel der dramatischen Kunst. Technik, Weltanschauung, Psychologie haben ihre Wandlungen erfahren, aber dieser Gedanke, daß alle Darstellung darauf ausgehen müsse, den Menschen in den fruchtbaren Momenten seiner Gefühls- und somit seiner Schicksalsmöglichkeiten offenbarend zu zeigen, der ist und bleibt unerschütterliche Erkenntnis. Darin liegt das eigentlich „Poetische“, nicht

in der gehobenen Sprache, nicht in der heroischen Geste prunkvoll kostümierter Gestalten. Ergreifender wirkt es sogar, wenn in einem Bild alltäglichen Lebens, unter Menschen, die sich ganz natürlich geben und in der Sprödigkeit des Fühlens ängstlich jede tragische Pose scheuen, latentes Schicksalswirken sein Räderwerk beginnt und Herzen zermalmt. Ein feines, ebenso tief erlebtes, als künstlerisch lebendig und allseitig gespiegeltes Menschlichkeitsstück solcher Art sahen wir in Ernst Rosmers „Dämmerung", das nach einer früheren literarischen Sondervorstellung jetzt zur öffentlichen Aufführung gelangte.

Im ersten Akt scheint es noch realistisches Schulbeispiel, mit den breit ausgemalten Einzelzügen, den etwas redselig und aus unverkennbar selbstgefälliger Sachkenntnis gegebenen medizinischen Exkursen, der stark unterstrichen exponierten Ärztin und der provokant wirkenden Szene, in der das junge Fräulein Doktor den reifen Mann bis in die intimsten Gründe examiniert, um dem Augenleiden seiner Tochter auf die Ursache zu kommen. Wie renommistische Kühnheiten um jeden Preis sieht das aus, wie kalte Aktstudien ohne innerliche Absichten. Doch schon im zweiten Akt öffnen sich aus scheinbar ganz leicht hingeworfenen, wie zufällig erlauschten Situationen tiefe Perspektiven in den seelischen Organismus der Menschen. Wir erkennen sie und werden gefesselt von den Kristallisierungen, die wir, ohne daß die Personen selbst es vorläufig noch merken, von Wesen zu Wesen sich bilden sehen.

Es ist künstlerisch außerordentlich fein, wie es der Dichterin (denn Ernst Rosmer ist eine Frau, die einzige, der Dramatisches zur Erfüllung gedieh) hier gelingt, in einer Plauderei, in der alle sich zwanglos geben, mit jedem Wort Mosaiksteinchen zu setzen, die sich für uns zu restlosen Charakteristiken zusammenfügen. Wir kennen jetzt die Menschen von innen; durch Rückschluß und Spiegelung haben wir sie in ihrem Kern erfaßt, ohne daß sie sich selbst etwa geschwätzig mitgeteilt hätten.

Heinrich Ritter, der Musiker, der Mann von fünfzig Jahren, temperamentvoll, vibrierend in künstlerischen Eindrücken; humorhaft, bald polternd, bald weich, alles bis in die Fingerspitzen musikalisch empfindend, dabei ein großes Kind voll Herzensgüte, steht lebendig vor uns, leibhaftig in jedem Zug.

Seine Tochter, die der leidenschaftliche Wagnerianer Isolde genannt hat, nicht weniger echt. Krankheitsatmosphäre ist um sie, ihre Augen siechen dahin. Sie ist aber keine sanfte Kranke; mit sicherer Psychologie hat die Dichterin aus diesem Leiden heraus charakteristische Wesensmischungen abgeleitet. Das junge kokette Mädchen hat durch ihr Unglück einen starken, herrschsüchtigen Egoismus ausgebildet; wie ein ungezogenes, verzärteltes Kind setzt sie ihren Willen in allem durch; verschlagen und listig sinnt sie immer auf ihren Vorteil, sie spekuliert mit Mitleid und ihren Vater regiert sie vollkommen. Lebensgier ist dabei in ihr; die Einsamkeit, das müßige Liegen in den kranken Tagen haben ihre Phantasie erhitzt, etwas Ungesundes, Schwüles, Halbverdorbenes sitzt in ihrem Blut, von dem der Vater gar nichts ahnt.

In diesen Kreis tritt als neues Element die Ärztin Sabine Graef.

Gesundes, energisches, werktätiges Leben weht um sie. Ganz selbstverständlich, ohne daß die Kontrastierung unterstrichen wird, stellt sich der Vergleich zwischen Isolde und Sabine ein. Isolde versucht in schlecht verhohlener, lüsterner Neugierde die Ärztin auszuforschen, und es wird klar, wie die Frau, der in ihrem

Beruf nichts Menschliches fremd geblieben, viel reiner ist, als das sorgsam behütete junge Mädchen aus guter Familie.

Sabine behandelt Isolde und rettet ihr das schwindende Augenlicht durch eine meisterhafte Operation.

Ganz unmerklich aber haben sich neue Fäden gesponnen. Ritter, der auf alles, auf seine Dirigententätigkeit, auf Geselligkeit und Freude völlig verzichtet hatte, der nur als Pfleger seiner Tochter lebt, unter Last und Druck, frischt sich an der Vollnatur Sabinens, an dieser aufrechten, festen Menschlichkeit mit ihrem sicheren, unbeirrten Gang auf; es wird heller um ihn und leichter spielt sein Wesen, die eingetrocknete Schaffenslust fängt wieder an zu quellen. Er komponiert wieder. Die weiche, dunkle Altstimme der Ärztin tut seinen künstlerischen Nerven so wohl; Isoldens Genesung dazu; es ist, als ob das Leben neu geworden.

Und über Sabine, die bisher nur in den ernsten, strengen Kreisen ihrer Wissenschaft ein sachliches, im Gefühl ganz unpersönliches Dasein geführt hat, kommt es auch wie Erwachen im Umgang mit diesem Mann voll Güte, Kindlichkeit und innerem Reichtum. Es zieht sie zueinander.

Mit leiser Hand und feinstem Gefühlstakt ist von der Dichterin die Szene gezeichnet, in der über die beiden Menschen die Gewißheit der Zusammengehörigkeit kommt, und aus beider Wesen ein Aufschrei nach Glück bricht.

Doch nun steigt die Tragik auf. Jetzt ist der Moment, in dem sich Isoldens Charakter klar erweist. Wütende Eifersucht, ein hämischer Haß bäumt sich in ihr gegen die Fremde auf. Sie will den Vater für sich behalten, keiner soll ihr ihn streitig machen, sie will nicht teilen und — deutlich schimmert das durch — in ihr ist alles Böse, Neidische, Hämische losgelassen, das so fruchtbar auf dem Boden des Unglücks gedeiht. Andere sollen auch nicht glücklich sein, da sie es nicht ist. In den Aufregungen dieser Krisen, in den Wut- und Weinkrämpfen kommt das Übel wieder. Isolde erblindet. Und damit wird es auch um die anderen Nacht.

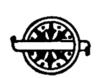
Ritter hat nicht die Kraft und den Willen, sich ein Glück auf Trümmern zu errichten, sich aus dieser Sphäre des Leidens, Absterbens und der Trübsal in ein frisches, gesundes Leben hinein zu retten.

Er scheidet von Sabine, bleibt bei der Tochter, die ihn jetzt an den Ketten ihres Unheils unauflöslich gefesselt hat, und in Resignation klingt dies Schicksalslied aus: Man kann auch im Dunkeln leben.

Opfer- und Entsagungstum, Überwinden eigenen Glücksverlangens durch die Pflicht unerbittlicher Aufgabe ist das. Aber das wird weder sentimental, noch mit moralisierender Nutzanwendung geboten. In großer, selbstverständlicher Einfachheit entwickelt sich alles „in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele".

Es wird weder Ritters stummes Heldentum verherrlicht, noch wird gegen Isoldens Art Partei genommen. Der Dichterin kam es nur darauf an, überzeugend darzustellen, daß hier jeder Mensch aus seinem innersten Wesen so handeln muß, wie er handelt. Will sein Wünschen es auch anders, er kann nicht über sich hinaus, und wieder erfüllt sich die alte Weisheit des Novalis: „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffes."

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Wahlkorruption im Altertum.

Im alten Rom nahm an der Verwaltung des Staates das Volk bereits durch eine Art allgemeines und gleiches Wahlrecht der Bürger teil. War dies auch kein direktes, da für das Endresultat nur die Stimmen der einzelnen Tribus ausschlaggebend waren, so kann doch diese altrömische Staatsverfassung, die dem Bürger einen Einfluß auf die Wahl derjenigen Personen gewährleistete, denen die Regierung anvertraut werden sollte, immerhin mit unserem konstitutionellen Staatswesen verglichen werden. Gemeinsam mit unserm Verfassungsleben aber hatte das alte Rom auch bereits das Unwesen der Wahlkorruption. Ja, es ging dabei noch unendlich wüster zu als heutzutage. Sehr anschaulich schildert das eine Studie von Dr. H. L. in der Wiener „Zeit“: „Durch ein Meer wüster Wahlkorruptionen hindurch ertönte vergeblich der Ruf der ‚Wohlgesinnten‘ nach ‚reinen Wahlen‘. Terrorismus, Stimmenkauf, Fälschung der Stimmtafeln, falsche Wählerlisten — all diese so modern klingenden Vokabeln aus dem Wörterbuch der Wahlkorruption enthielt schon das römische Staatslexikon.“ Die Bestechungsgelder zur Stimmengewinnung flossen so regelmäßig und reichlich, daß ein armer römischer Bürger von seinem Bürgerrecht beinahe leben konnte. Das Gewerbe der Wahlbestecher und Stimmenkäufer war zunftmäßig eingerichtet, „Großhändler für Einkauf und Verkauf von Stimmen nahmen das Geschäft in Akkord und ließen es von ihrem gemeindeweise organisierten Agentenstab ausführen. Die Preise wechselten nach der Kundschaft und der Art des Geschäfts. Am billigsten war es, jemand bloß durchfallen zu lassen, etwas teurer schon kam die eigene Wahl zu stehen, am teuersten aber die Annullierung einer bereits vollzogenen Wahl; bei letzterem Geschäfte mußten nämlich die Priester bestochen werden“. Selbst die höchsten Magistratspersonen beteiligten sich an diesem Gewerbe. Als ein gewisser Afranius sich um das Konsulat bewarb, übernahm der damalige Konsul Marcus Piso die Durchführung der gesamten Wahlaktion persönlich gegen einen Pauschalbetrag. Was dieser Afranius wert war, geht aus einem Briefe Ciceros an seinen Freund Atticus hervor: „Aber sage einmal, Freund, siehst Du nicht auch,“ so schrieb er diesem, angeekelt von dem Getriebe, „daß mein gerühmtes Konsulat zum Possenspiel wird, wenn ein Afranius dieses Amt bekommt? So lege man sich denn, wie mir deucht, aufs Philosophieren, wie Du es tust, und mache sich einen Pfifferling aus allen Konsulaten.“ —

Ein Senatsbeschluß, der Amtspersonen verbot, in ihrem Hause gewerbsmäßige Bestecher zu beherbergen, und sogar Haussuchungen bei derart Verdächtigen anordnete, vermochte dem Unfug nicht zu steuern. Auch daß man später bei den Stimmkasten Vertrauensmänner der einzelnen Parteien aufstellte, nutzte nichts: denn diese Aufseher wurden ebenfalls bestochen. Da immer nur das zur Zeit der Wahlen in Rom anwesende Volk stimmberechtigt war, so reisten die Agitatoren der einzelnen Kandidaten in die Landstädte, deren Bewohner römisches Bürgerrecht besaßen, und veranlaßten diese zu einem Wahlausfluge nach der



Hauptstadt, natürlich auf Kosten des Kandidaten. Und die besten Elemente waren es gerade nicht, die auf solche Weise in Rom zusammenströmten. Doch galten die Stimmen der Landbevölkerung, wenn sie auch teuer waren, wenigstens noch als zuverlässig. Oft ließ man aber, um gefügige Wähler zu bekommen, Sklaven frei und machte sie sogleich zu Bürgern. Bei derartigen Elementen war es kein Wunder, wenn an den Wahltagen alles drunter und drüber ging, blutige Schlägereien und Messerstechereien vorfielen. „Des öfteren konnte ein Kandidat bei der Wahl nicht erscheinen, weil er vorher halbtot geprügelt worden war. Cicero erzählt unter gewaltiger Entrüstung von einer Wählerversammlung, in welcher ihn und seine Anhänger die Gegner Punkt 3 Uhr wie auf ein gegebenes Zeichen anzuspeien begannen. Der Wahlort glich bald mehr einer Walstatt, die Zugänge zu den einzelnen Wahlorten auf dem Marsfelde wurden gewaltsam besetzt, man riß den Wählern die Stimmtafeln aus den Händen und zwang ihnen dafür andere auf. Natürlich waren auch falsche Stimmtafeln nichts Unbekanntes mehr, ebensowenig Wählerversammlungen ohne Wähler. Nach der Ermordung des Clodius ließ sich Milo eine falsche Volksversammlung arrangieren und sich von ihr das Absolutorium erteilen. Sklaven und andere Nichtbürger bildeten dabei das Volk. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß eine Wahlaktion Unsummen verschlang. Der Kandidat hatte dabei die ‚Wahl‘, Verteilungen von Öl, Brot und Theatermarken vornehmen zu lassen oder öffentliche Spiele und Gastmähler zu geben oder auch direkte Bestechungen und Gewaltmaßregeln durch bewaffnete Banden anzuwenden. Cicero beklagt sich bitter darüber, daß die Bewerbung für einen armen Advokaten fast unmöglich war. Verres bot in einer Versammlung seinen Gesinnungsgenossen ganz öffentlich so viel Geld, als sie nur wünschten, wenn sie Cicero durchfallen ließen. Ciceros Beliebtheit war jedoch damals bereits so groß, daß die meisten Anwesenden dies so lange für unmöglich erklärten, als die Höhe der Bestechungssumme nicht genannt war. Endlich fand sich ein Freund und Schüler von Verres' Vater gegen die Summe von 100 000 Mk. dazu bereit. Sofort schlossen sich einige der Anwesenden ihm an, und von nun an terrorisierte man die Wahlversammlungen, ließ Cicero nirgends mehr zu Worte kommen und arbeitete mit so schamlosen Mitteln, daß das Volk, um nur einigermaßen den Schein zu wahren, Cicero dennoch wählen mußte. Die Bestechungssumme mußte um so größer werden, je höher gestellt die zu bestechende Persönlichkeit war und je mehr Schulden sie hatte. Cäsar hatte man bei einer Konsulatsbewerbung einen bösen Streich gespielt, indem man die drei einflußreichsten Stellen Roms mit seinen starrsten politischen Gegnern besetzte. Banger Ahnungen voll mußte Cäsar diese ‚Andersgesinnten‘ um ihre Schulden fragen. Er erfuhr, daß sein politischer Gegenpart Paulus etwa sieben Millionen nötig hatte, um sich zu rangieren, die Passiven des zweiten waren noch größer, die des dritten hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt. Nach seinem Amtsjahre baute derselbe Paulus ‚den Römern zu Ehren‘ die sogen. ‚Säulenhalle des Paulus‘, einen Prachtbau, der an sieben Millionen gekostet haben soll. Man mag sich einmal eine Vorstellung davon machen, was dieser Beamte an seiner unbesoldeten Ehrenstelle verdient haben muß.“

Bei alledem gab es von jeher sehr strenge gesetzliche Bestimmungen gegen Wahlumtriebe. Als solche wurde es in ältester Zeit schon angesehen, „wenn der Kandidat bei seinem Rundgange eine besonders schöne Toga anhatte, oder wenn

er dazu die Markttage benützte, an denen er einen großen Zulauf der ärmeren und unwissenderen Landbevölkerung benützen konnte. In späteren Zeiten verurteilte man Kandidaten, die auf Wanderversammlungen Schmäuse gaben und Geld verteilten, zu hohen Geldstrafen und schloß sie von der Bewerbung aus. Schon damals aber unterschied man bei den Kandidaten zwischen Versprechen und Halten. Das Gesetz bestimmte ausdrücklich, daß, wer Bestechungsgelder in den einzelnen Wahlkörpern bloß versprochen, aber nicht gegeben habe, straflos bleibe, dagegen mußte er, wenn er sie tatsächlich gegeben hatte, den betreffenden Wahlkörpern lebenslänglich eine bestimmte jährliche Rente zahlen. Daher war man später — als das Volk den Versprechungen nicht mehr traute — gezwungen, die Gelder bei einem Sequester zu deponieren. Dieser unterschlug nun nicht selten die Summe. Clodius soll sogar die Agenten, an die er Gelder zu verteilen hatte, in sein Haus gelockt und ermordet haben. Bei dem regen politischen Leben in Rom sah man sich rasch genug vor der Notwendigkeit, ständige Gerichtshöfe zur Untersuchung der Wahlumtriebe zu schaffen, die sich gar bald ebenso über die Häufung der Anklagen als über den Terrorismus beschwerten, mit dem man ihre Urteilssprechung beeinflußte."

Zu Ciceros Zeiten wurde sogar zehnjähriges Exil und eine ansehnliche Belohnung für den Ankläger als Strafverschärfung gegen Wahlumtriebe und Amtserschleichungen eingeführt. Es hat nichts genutzt. Denn noch Kaiser Justinian mußte, obwohl zu dieser Zeit die vom Volke zu vergebenden Ämter bereits völlig bedeutungslos geworden waren, zu weiteren Strafverschärfungen schreiten. Mit Konfiskation der Güter, Verbannung und Stockstreichen wurde weltlichen Amtserschleichern gedroht, mit Absetzung, Ehrloserklärung und Geldstrafen der christlichen Geistlichkeit. Als die allgemeine Verderbtheit bis in die Gerichtshöfe drang, war es mit der Würde und damit auch mit der Macht des Volkes vorbei. Dafür, daß Rom aufgehört hatte, ein Rechtsstaat zu sein, führt Dr. H. L. ein klassisches Beispiel an: Ein gewisser Oppiancius war des Mordes an seiner Gattin angeklagt. Er übergab einem seiner Richter etwa 150 000 Mark zur Bestechung der anderen. Aber die Verwandten der Ermordeten, die ihre Rache haben wollten, brachten eine noch größere Summe auf. Nun unterschlug der Richter einfach das Geld des Oppiancius, der alsbald verurteilt wurde. „Die Geschichte kommt auf, der Skandal ist ungeheuer. Ganz Rom zeigt sich sittlich entrüstet. Ein Volksführer bemächtigt sich des Sensationsfalles, insultiert den Senat in öffentlicher Sitzung und stellt unter lautem Beifall des Volkes den Antrag, dieser Körperschaft die Gerichtsbarkeit überhaupt zu entziehen. Nach zwei Tagen zieht er seinen Antrag zurück; er war mittlerweile bestochen worden."



Der neue Indianer.

Unter den sorgsamst gehüteten Schätzen der Leni-Lenape-Sippe der Deleware-Indianer befindet sich ein Chronikstab, dessen letzte in Kerbschnitten gemachte Aufzeichnung lautet: „Von Norden und Süden kommen die weißen Männer. Sie sind friedliebend und sie haben große Dinge. Wer sind sie?" Und die Antwort auf die Frage, in der diese älteste historische Urkunde der eigentlichen Besitzer dieses Landes ausklingt, blieben sie schuldig. Vermutlich ließen ihnen die weißen Männer nicht viel Zeit, sich in Fragen über ihr Wesen und Wollen zu ergehen, denn die Leni-Lenape wie andere ihrer östlichen Stammesbrüder sahen sich nur zu bald in die Notwendigkeit versetzt, auf den Besitz des von ihren Altvordern ererbten Landes zu verzichten und den friedliebenden weißen Männern zu weichen. Sie zogen der untergehenden Sonne nach, kreuzten den Namesi-Sipi, den Fluß der Fische, und suchten im Lande der großen Schlange, deren Umrisse in der Nähe von St. Louis dem Indianerforscher künden, daß dort ein Volk seine Götter angebetet, seine Kinder geboren und seine Toten begraben hat, aufs neue Wurzel zu fassen und heimisch zu werden.

Das Schicksal der Leni-Lenape ward typisch für die Rasse, Der eine Stamm folgte dem Zuge nach dem Westen freiwillig, wenn er sich durch den Anmarsch weißer Kulturhorden in seinem Besitz bedroht sah; der andere unfreiwillig, wenn die weißen Männer, die ihm großmütig ihre Kultur zu übermitteln dachten, um sich dafür in den Besitz seiner erz- und fruchtreichen Ländereien zu setzen, ihn ohne weiteres auf fremden Boden verpflanzten. Als in Georgia Gold entdeckt wurde, wurden die Cherokees, die ihrer Rasse Sequioah geschenkt, den Erfinder des Cherokee-Alphabets, nach dem Indianer-Territorium befördert. Dort, im Regierungsgebäude der Stadt Tallequah, erhebt sich die Büste ihres großen Sohnes, und weiße Gelehrte nannten ihm zu Ehren die kalifornischen Riesenbäume „Sequioa gigantea". Als der Holzreichtum Wisconsins die weißen Kulturspender lockte, da geschah den Winnebagos dasselbe. Aus dem Schatten ihrer Kiefernwälder wurden sie in die baumlosen Ebenen Nebraskas verpflanzt. Dreimal brachen sie unter Führung ihres greisen Häuptlings auf und wanderten in ihre Heimat, um gewaltsam zurückbefördert zu werden; und das dritte Mal starb der Greis vor Kummer. „An gebrochnem Herzen" konnte man wohl sagen; und da es manchen Weißen gab, der des roten Häuptlings Freund gewesen, heißt eine Stadt in Iowa nach ihm: Decorah.

Die Geschichte dieser Verpflanzung habe ich aus dem Munde seiner in New-York als Künstlerin tätigen Enkelin vernommen. Denn schon die nächste Generation lernte aus den „Papieren" des weißen Mannes, daß es unnütz ist, wider den Stachel zu löcken, und fügte sich in die neue Ordnung der Dinge. Ihre Kinder traten in die Schulen, welche die Weißen für die Rasse gegründet, gegen die sie das zivilisierte Enteignungsverfahren angewandt: sie legten Büffelfell und Mokassins ab, und mit der malerischen Tracht auch ihre volltönenden Namen. Sie eigneten sich des weißen Mannes Sprache und Glauben an; und als sie die Schulen verließen, da gab es manche unter ihnen, die nicht mehr nach dem heimatlichen Tepee oder Wigwam zurückkehrten, sondern sich in der Welt der Weißen am Wettbewerb um des Lebens Güter zu beteiligen begannen. So ward der neue Indianer.

Wie dieser über das Kompromiß dachte, das seine erbeigentümliche Natur mit der ihm aufgezwungenen fremden Kultur eingegangen war, darüber verlautete lange nichts. Erst vor kurzem, seit der Indianer begonnen, die Schranken der seiner Rasse eigenen Unmitteilsamkeit zu durchbrechen, und gelernt hat, die Sprache der Weißen zu beherrschen, wird uns Kunde davon, was während dieser Übergangsperiode in seiner Seele vorgegangen. Ein Adoptivsohn der amerikanischen Forscherin Alice Cunningham Fletcher, die in bezug auf die Poesie der Indianer als Autorität gilt, der Omaha-Indianer Francis La Flesche, der eine Stellung im Indianer-Departement in Washington bekleidet, kann als typischer Repräsentant der Tüchtigsten dieser neuen Generation gelten. Er ist der Verfasser eines Bändchens Erzählungen, in welchen er seine und seiner Gefährten Erlebnisse in der Missionsschule schildert, wo er zuerst in Berührung mit Weißen kam. Die Vorrede des „The Middle Five“ genannten Büchleins gewährt einen Einblick in die häusliche Erziehung der indianischen Jugend, der geeignet sein dürfte, manche irrtümliche Voraussetzung zu berichtigen, vor allem die, als habe der Indianer erst durch die ihm von Weißen gewordene „Bildung“, Ehrfurcht vor dem Alter, Höflichkeit, Ordnung, Reinlichkeit und andere Tugenden gelernt, die als zur zivilisierten Gesittung gehörig betrachtet werden.

La Flesche erzählt, daß jedes Kind seines Stammes, nachdem es in dem für Wöchnerinnen reservierten Zelt zur Welt gekommen, erst eine „Wiegenbrett“-Periode durchmachen müsse, während welcher die Knochen „reifen“, ehe ihm die Mutter die Freiheit gewähre, umherzukriechen und laufen zu lernen. Von dieser Zeit an aber weiche die Erziehung des Indianers wenig von der ab, welche weiße Kinder zu erhalten pflegen. „Wir wurden Achtung und Höflichkeit vor dem Alter gelehrt; mußten für jedes Geschenk und bei Wiedergabe jedes geborgten Gegenstandes danken; bei der Anrede die richtigen konventionellen Verwandtschaftsbezeichnungen anwenden; durften niemals jemand mit seinem persönlichen Namen anreden; noch, ohne uns zu entschuldigen, vor jemand vorbeigehen; noch Besucher und namentlich Fremde anstarren. Von frühester Kindheit wurde jedes Omahakind im grammatikalischen Gebrauch der Sprache unterwiesen. Kein Fehler blieb ungerügt, und es gab daher unter uns keinen Kinderjargon wie bei englisch sprechenden Kindern. Nur die Aussprache mancher Wörter war den Kindern ungeläufig und wurde erst nach und nach bemeistert; aber ein Knabe von zehn oder zwölf Jahren sprach ein so gutes Omaha wie ein Mann in reifen Jahren.“ An anderer Stelle erklärt La Flesche, daß es in der Sprache der Omahas keine sprachlichen Auswüchse gäbe, keine profanen Ausdrücke, keine Lokalismen, keinen Slang. Erst im Verkehr mit ungebildeten Weißen eigneten sich die Indianer die unreine Mischsprache an, die sie manchmal redeten, und was ihr Englisch anbeträfe, so sei es eben das, was sie im Umgang mit diesen Leuten hörten und in aller Unschuld lernten.

In dem Ton der Mißbilligung, mit dem La Flesche auf die nicht gerade seltenen Fälle körperlicher Züchtigung hinweist, die er in der Schule erlebt, verrät er, wie der Indianer von diesem Strafverfahren denkt. Der Ernst und die Würde, mit der in seinem Buche indianische Väter ihren Knaben ins Gewissen reden, ist von überwältigendem Eindruck, und man kann sich wohl vorstellen, welchen Ruck es dem Gemüt dieser Kinder geben mußte, wenn sie, die an das milde Wort der Mutter und die eindringliche Mahnung des Vaters gewohnt

gewesen, nun plötzlich Rute und Hartholzstecken kennen lernten. Daß diese Art Züchtigung bei den geringfügigsten Vergehen in Anwendung kam, geht aus folgender Mitteilung hervor: „Wie die Erwachsenen waren wir Kinder gesellig und gesprächig, und während wir schnitzten oder spielten, plauderten wir ohne Aufhören und betrachteten es als einen grausamen Zwang, unsere Stimmen dämpfen zu müssen, während ältere Leute sich unterhielten. In der Schule aber erfuhren wir viel schwereres Leid; denn dort war es uns verboten, in unserer eigenen Sprache zu reden — eine Regel, die uns auf das unerbittlichste mit dem Stecken eingebläut wurde, so daß der Neuankömmling, mochte er noch so mitteilsam sein, gezwungen war, einem Strohmann gleich, stumm zu bleiben, bis er gelernt hatte, sich in englischer Sprache zu verständigen." Mit der Sprache aber wurden ihnen auch die Namen genommen. „Alle Knaben in unserer Schule erhielten englische Namen, weil die Aussprache der unsrigen den Lehrern schwer fiel, aber auch weil sie für heidnisch galten und daher ausgelöscht werden sollten. Nicht minder heidnisch waren ihre englischen Substitute, die freilich durch den Verlust ihrer ursprünglichen Bedeutung und durch langjährigen Gebrauch das Recht erworben hatten, als passende Namen für zivilisierte Menschen zu gelten."

La Flesche bedauert den Mangel an Verständnis, welcher den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der Indianer entgegengebracht wurde. Vorurteil und kollidierende Interessen hätten die natürliche Kluft zwischen den Rassen erweitert. Kein eingeborener Amerikaner könne umhin, zu bedauern, daß die Äußerungen seiner Väter, ins Englische übertragen, beständig verkleinert, ihre Gedanken parodiert und ihre natürliche Würde beeinträchtigt worden seien. „Die Schönheit und der Bilderreichtum, der melodische Schwung und die getragene Diktion, die ich bei meinem eigenen Volke beobachtet habe, sind im Englischen unmöglich wiederzugeben." Er verwahrt sich dagegen, daß das Land, da es noch seinen Vorfahren gehörte, in der Sprache der Weißen eine „Wildnis" genannt wurde, als sei es eine öde Strecke gewesen, ohne menschliche Interessen und ohne Geschichte. „Uns Indianern war es ebenso genau begrenzt wie heute; wir kannten die Grenzmarken der Stammesländereien, diejenigen unserer Freunde und unserer Feinde; wir waren mit jedem Strom vertraut, dem Umriß jedes Hügels, und jedes einzelne Element der Landschaft hatte seine Tradition. Es war unsere Heimat, der Schauplatz unserer Geschichte, und wir liebten es als unser Land."

Das kleine Buch dieses „neuen" Indianers ist maßvoll und objektiv gehalten und läßt doch manches ahnen, was die Seelen der neuen Generation bewegt: den leisen Spott, mit dem die fremde Kultur mit der eigenen verglichen wird; den Stolz auf die Vergangenheit und den nie zu verwindenden Schmerz, den der Gegensatz zwischen einst und jetzt hervorrufen muß. Der neue Indianer hat nicht vergessen, daß seine Väter einst die Herren dieses Landes gewesen, daß er der einzige eingeborene Amerikaner ist und einen ungehobenen Schatz von Kultur besitzt, an deren uralten Rätseln sich weiße Gelehrte noch lange die Zähne ausbeißen werden.

Wie La Flesche sich eine Stellung in der Welt der Weißen errungen, so sind gleich ihm Hunderte von Zöglingen aus den Indianerschulen hervorgegangen, haben ihnen unter ihren Stammesangehörigen neue Zöglinge geworben und nehmen in den verschiedensten Berufen an dem zivilisierten Kampf ums Dasein teil. Bietet sich ihnen die Gelegenheit und haben sie die Fähigkeit, dem, was

in ihren Seelen vorgeht, Ausdruck zu verleihen, so lassen diese Mitteilungen zwischen den Zeilen ohne Ausnahme das Bewußtsein der Tragödie erkennen, die diese Menschen an sich erleben — die Tragödie einer inneren Entwurzelung. Die bemerkenswertesten Äußerungen dieser Art sind die einer Dakota-Indianerin, Zit-ka-la Sa, die, nachdem sie in der Indianer-Industrieschule zu Carlisle (Pennsilvania) studiert und als Lehrerin gewirkt, durch einen Besuch in der Heimat die unüberbrückbare Kluft gewahrt, die sich zwischen ihr und den Ihrigen aufgetan. Die an ihrem Indianernamen festhaltende junge Mitarbeiterin des „Atlantic Monthly" ist in ihren Erinnerungen und Mitteilungen weit weniger objektiv; sie scheut sich nicht, den Zwiespalt zu offenbaren, den die neue Kultur in ihrer Seele hervorgerufen. Zwischen ihren Zeilen zittert immer der Schmerz nach um die verlorene Heimat, den verlorenen Glauben.

Als Zit-ka-la Sa nach langjähriger Abwesenheit — denn die Zöglinge der Indianerschulen haben keine Ferien, während welcher sie ins Elternhaus zurückkehren — in ihre Heimat kam, um ihre in anstrengender Lehrtätigkeit geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, ihre Angehörigen wiederzusehen und für die Schule neue Zöglinge zu werben, brach eine Enttäuschung nach der anderen über sie herein. Die Mutter, welche trotz ihres Alters in dem Äußeren des dürftigen Heims verriet, daß sie wohl geneigt war, mit der Kultur der Weißen ein Kompromiß einzugehen, zeigte nichtsdestoweniger ein heftiges Mißtrauen gegen des weißen Mannes Einmischung in die Angelegenheiten des Indianers. Sie klagte, landhungrige Bleichgesichter hätten sich der besten Strecken des Landes bemächtigt und machten es dem roten Manne nahezu unmöglich, seine Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Der Bruder Zit-ka-la Sas, der gleich ihr die Indianerschule besucht und in der heimatlichen Reservation eine Anstellung erhalten, hatte sich wegen verschiedentlicher, seinem Stamme zugefügter Unbill veranlaßt gesehen, sich beim „großen Vater" in Washington zu beklagen, und war darob vom Reservationsagenten entlassen worden. Ohne Gelegenheit, die erhaltene Ausbildung anderweitig zu verwerten, für das Leben einer jener „Wilden", die sich von den Behörden kümmerlich ernähren lassen, untauglich geworden, wanderte er, Arbeit suchend, umher. Die Familie war zerstreut, der innere Zusammenhang zerstört.

Als Zit-ka-la Sa auf ihren Posten zurückkehrte, sah sie die Schattenseiten der Indianerschulen und der ganzen von den weißen Behörden ausgeübten Bevormundung ihrer Rasse. Sie gewann die Überzeugung, daß die gutbezahlten Stellungen in den Indianerschulen deren weißen Inhabern nur Krippen seien, an denen sie sich mästeten; sie hörte, wie weiße Lehrer ehrgeizige Jünglinge daran erinnerten, die Zöglinge der Indianerschulen seien ja nur Almosenempfänger der Bundesregierung; sie sah, daß nur wenige ihrer weißen Amtskollegen ihre Pflichten mit Verständnis und Interesse erfüllten und daß die für die Propaganda benutzten Proben der Leistungsfähigkeit der Zöglinge für deren eigentliches Können keinen Maßstab boten. Sie begann sich zu fragen, worin eigentlich der praktische Wert, der Gewinn für die Zöglinge liege, die sich ihrer Heimat entfremdeten, um sich die zweifelhaften Segnungen einer Kultur anzueignen, die der Weiße der Rothaut als eine Wohltat darbietet, während sie nicht einmal ein Äquivalent für das ist, was er der Rasse geraubt. Und so machte sie folgendes persönliche Geständnis: „Für des weißen Mannes Papiere hatte ich

meinen Glauben an den großen Geist hingegeben. Für dieselben Papiere hatte ich die Heilkraft der Bäume und der Bäche vergessen. Wegen meiner Mutter einfacher Lebensanschauung und wegen meines Mangels an einer solchen hatte ich sie verlassen. Und doch hatte ich keine Freunde gewonnen unter der Rasse, die mein Volk haßt. Einem schwachen Bäumchen gleich war ich entwurzelt, der Mutter, der Natur, Gott entrissen worden. Alle Zweige, die der Heimat, den Freunden Liebe und Treue zugeweht hatten, waren beschnitten worden. Die natürliche Rinde, die meine überaus empfindliche Natur beschützte, war bloßgelegt worden." Das Feingefühl der begabten Indianerin litt es nicht länger in der Anstalt, wo sie gleich den Zöglingen von blöden Besuchern begafft wurde und immer wieder die Redensart hören mußte, es sei doch wunderbar, wie lenksam, geschickt und fleißig sich die Kinder der „Wilden" zeigten. Sie, die nur wenige Jahre vorher bei Erlangung des Reifezeugnisses durch ihre Leistungen Aufsehen erregt hatte, war auf die ihr gewordenen Auszeichnungen nicht mehr stolz und legte ihre Stellung nieder.

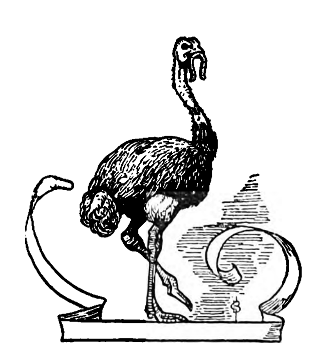
Seit sie diesen entscheidenden Schritt getan, hat Zit-ka-la Sa in Boston und New-York mancherlei Studien betrieben und ist dann wieder nach dem Westen zurückgekehrt, aber nicht, um die Kultur der Weißen in die Wigwams und Tepees ihrer Stammesgenossen zu tragen, sondern um ihren Geist am Jungbrunnen der heimischen Sagen zu stählen und körperlich wie seelisch zu gesunden. Eine Frucht dieser Rückkehr zur Natur ist ein Band indianischer Sagen, den sie vor einem Jahre erscheinen ließ. Sie sagte darin in der Vorrede: „Diese alten Legenden gehören ebensowohl den blauäugigen kleinen Patrioten wie den schwarzhaarigen Eingeborenen. Und wenn sie groß geworden sind, wie die klugen Erwachsenen, mögen sie des Interesses nicht ermangeln für ein weiteres Studium indianischer Folklore, eines Studiums, das unsere nahe Verwandtschaft mit der übrigen Menschheit so eindringlich darlegt, mit festem Finger auf die große Brüderschaft des menschlichen Geschlechts weist und uns zeigt, wie sich das Leben von der offenen Tür des Tepee ausnimmt. Wenn es wahr ist, daß viel am Auge des Beschauers liege, dann fordert beim amerikanischen Eingeborenen wie bei jeder Rasse die Aufrichtigkeit des Glaubens, und gründete sie sich auch auf Täuschung, ein wenig Achtung. Denn schließlich scheint er doch im Inneren sehr anderen Rassen zu gleichen."

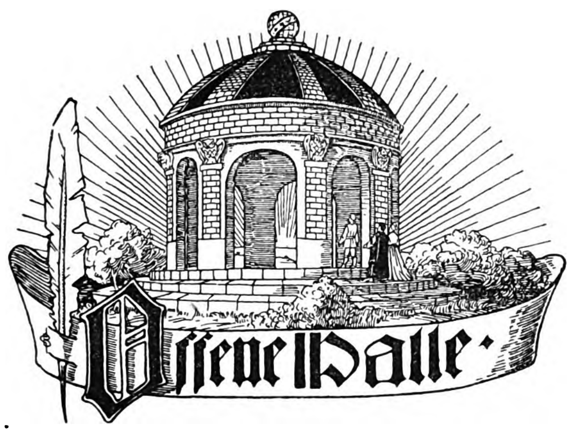
Es ist seit dem Erscheinen der genannten Bücher noch ein drittes hinzugekommen, das in der Form einer autobiographisch gehaltenen Schilderung ein überaus anschauliches Bild von der häuslichen Erziehung der indianischen Jugend bietet. Das Buch hat einen Sioux zum Verfasser, der, nachdem er die Indianerschulen absolviert, in Boston Medizin studiert, sich mit der amerikanischen Dichterin Elaine Goodall verheiratet hat und in Dakota als Arzt praktiziert: Dr. Charles Alexander Eastman. La Flesche, Zit-ka-la Sa und Dr. Eastman gesellen sich auf anderen Gebieten geistigen Schaffens kaum minder begabte Vertreter dieser neuen Generation der Indianer. Die beiden erstbesprochenen Bücher sind von der am Eingang dieses Artikels erwähnten indianischen Künstlerin illustriert, die sich in Boston, Philadelphia, New-York, und wo immer sie sich aufgehalten, der Freundschaft gebildeter Weißer erfreut. Angel de Cora, die Enkelin des Winnebago-Häuptlings, der sich so mutig gegen die Umpflanzung seines Stammes gewehrt, ist eine überaus interessante Individualität; ihr kräftiger, kerngesunder

Geist hat den Zwiespalt, an dem Zit-ka-la Sa krankt, überwunden; fern von der Heimat und den Ihrigen, steht sie in diesem Zentrum weißer Kultur in sich gefestigt da, eine Künstlernatur und ein echtes Naturkind.

Das ist überhaupt das Auffallende an dem neuen Indianer: daß er, wenn er auch die Kleider des weißen Mannes anzieht, um sich unauffällig und unbelästigt unter Weißen bewegen zu können, und wenn er auch seinen Namen gegen einen dem Weißen geläufigeren eintauscht, doch stets er selbst bleibt, ein Nachkomme der Herren und Besitzer des Landes, der sich zwar philosophisch in die neue Ordnung der Dinge fügt, aber seiner Eigenart nicht begibt. Er lernt vom Weißen, was er lernen will, aber er äfft ihn nicht nach, wie der Neger. Diese ersten Äußerungen des neuen Indianers sind ein Schritt zur Verständigung, der gar nicht warm genug begrüßt werden kann. Denn so viel auch Gelehrte, wie sie beim Amerikanisten-Kongreß in New-York versammelt gewesen, an wissenschaftlichen Forschungen über des Indianers Wesen zusammengetragen haben, der Laien Kenntnis der amerikanischen Eingeborenen gründet sich noch immer auf abgeschmackte und veraltete Lederstrumpfiaden.

A. von Ende, New-York.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Heiligkeit des Eides.

Die Erörterungen in der vorigen Nummer über die Heiligkeit des Eides legen die Frage nahe, welche Stellung die Bibel dem Eide gegenüber einnimmt.

Während das Alte Testament den Eid gebietet (5. Mos. 6, 13. 10, 20) und nur vor falschem Eide und mißbräuchlichem Gebrauch des Namens Gottes warnt (3. Mos. 19, 12. 4. Mos. 30, 3. 2. Mos. 20, 7), gibt es im Neuen Testament neben Stellen, welche unzweideutig zeigen, daß der Eid in den urchristlichen Gemeinden im Gebrauch war (z. B. Hebr. 6, 16), auch solche Stellen, denen zufolge der Eid verboten ist. Christus selbst sagt in der Bergpredigt (Matth. 5, 33 ff.): „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid tun und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollt weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Stuhl, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei Jerusalem, denn sie ist des großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht, ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Übel." An dieses Herrnwort denkt offenbar Jakobus, wenn er (5, 12) sagt: „Vor allem aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder beim Himmel noch bei der Erde, noch irgend einen anderen Schwur. Euer Ja sei Ja und euer Nein sei Nein, damit ihr nicht dem Gerichte verfallet" (zitiert nach der Übersetzung von Weizsäcker).

Ich meine, diese beiden Worte sind doch gar nicht mißzuverstehen. Christus will sagen: Wenn euer Ja immer Ja, euer Nein immer Nein wäre, wenn ihr in allen Fällen, im Kleinen und im Großen, die Wahrheit reden würdet, dann wäre der Eid für euch überflüssig. Damit hat uns der Herr ein köstliches Ziel gesetzt, welches wir fest ins Auge fassen, dem wir mit heiligem Ernst zustreben müssen, bis wir's erreicht haben.

Freilich ist die Zeit, in der wir leben, noch recht weit entfernt von dem Ideal, das der Meister uns gezeigt hat. Leider ist bei vielen von uns das Ja

Nein und das Nein Ja. Aber gerade darum kann man in unseren Tagen dem Eide die Berechtigung nicht absprechen. Seine absolute Notwendigkeit zu behaupten ist nicht möglich. Wäre der Eid absolut notwendig, dann wäre es unverständlich, wie den Mennoniten gegenüber, welche den Eid verwerfen, eine Ausnahme gemacht werden konnte, wie dies in der Tat geschieht, indem die Mennoniten nicht zur Eidesleistung gezwungen werden.

Hoffen wir, daß die Zeit nicht zu fern sei, wo ein schlichtes Ja oder Nein gleichviel gilt wie ein Schwur. Er, der dazu geboren und in die Welt gekommen ist, daß er für die Wahrheit zeuge, er, der selbst die Wahrheit ist, er, der Herr, wird — das ist unsere Zuversicht — der Wahrheit zum Siege verhelfen!

Sp.—Br.



Zur Charakteristik Goethes.

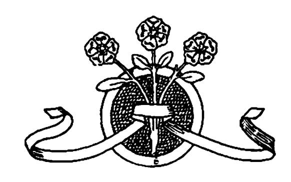
Nikodemus, der Schreiber des im Novemberheft, Jahrg. IV, enthaltenen trefflichen Briefes „Christentum und Sozialdemokratie", macht die immerhin berechtigte Bemerkung, daß in öffentlichen „Bekenntnissen" stets ein oft nicht kleiner Rest von verborgener Eitelkeit und Selbsttäuschung stecke, worauf er frägt: „Ist es nicht ein rührendes, wirkliches Bekenntnis, daß ein ganz Großer, wie Goethe, seinen ‚Bekenntnissen' die Überschrift: ‚Wahrheit und Dichtung' gegeben hat?" Diese Frage dürfte Goethe nun kaum selbst bejaht haben; denn er schrieb 1830 an Zelter: „Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermassen ohne Not, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben."

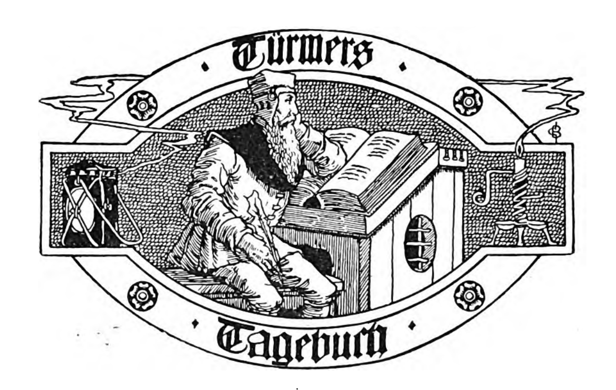
Mich persönlich interessiert diese Erklärung aus einem besonderen Grunde, für dessen kurze Erörterung ich den Türmer um ein wenig Raum bitte. Wie der eine oder der andere Leser sich vielleicht erinnern wird, bin ich wiederholt für die Tatsächlichkeit und große Bedeutung der sogenannten okkulten Phänomene eingetreten, hauptsächlich in meinem Aufsatze über das Medium Home. Hat man sich für eine viel bekämpfte Sache erwärmt, dann will man begreiflicherweise wissen, wie sich „ganz Große" zu ihr verhalten haben. Was Goethe anlangt, hatte ich übrigens eine doppelte Veranlassung, seine Stellungnahme zum Okkultismus zu untersuchen. Zu dem erwähnten Moment kam die Empörung darüber, daß es der sich fälschlich „Monismus" nennende Materialismus eines E. Häckel gewagt hatte, Goethe für sich in Anspruch zu nehmen; da wollte ich denn doch einmal zusehen, ob wir Okkultisten Goethe nicht wenigstens mit gleichem Rechte zu den Unsrigen zählen dürften. Das überraschende und wohl manchen Goethebündler enttäuschende Resultat meiner genaueren Nachforschungen war nun

aber, daß, wenn überhaupt irgend ein Ismus den universellsten aller Geister für sich reklamieren dürfte, dies am allerehesten gerade der Okkultismus wäre (siehe M. Seiling „Goethe und der Okkultismus", Leipzig bei O. Mutze; Preis Mk. 1.20). Die mystischen Dinge, welche Goethe entweder selbst erlebt oder auf zustimmende Weise in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, bilden nämlich folgende stattliche Reihe: Weissagung — Ahnungen — Übertragung des Ahnungsvermögens vom Seher auf andere — Wahrträume — Telepathie — Gedankenübertragung — Große Sensitivität — Animalischer Magnetismus — Führung und Fügung durch höhere Mächte — Visionen — Zweites Gesicht — Spuk- und Geistererscheinungen — Schreiben (Dichten) im nachtwandlerischen Zustande — Mystische Seelenzustände — Einwirkung geistiger Naturen auf Körper und Elemente — Sympathie bezw. Telepathie zwischen leblosen Gegenständen — Somnambulismus — Hexerei — Wunderbare Heilungen — Wunderglaube überhaupt — Wirkung der Imagination auf das Aussehen des erzeugten Kindes — Unbegrenzte Wirkung des psychischen Einflusses, und zwar sowohl des Gedankens als des Willens, namentlich des dämonischen Willens — Göttliche Inspiration beim genialen Schaffen — Interesse für geheimwissenschaftliche Literatur — Alchymie — An sich selbst erlebte Heilung durch ein alchymistisches Geheimmittel — Mystische Meteorologie — Astrologie — Unsterblichkeit, Präexistenz und Reïnkarnation, diese auch auf anderen Planeten — Anerkennung der Existenz eines Geisterreiches und einer übersinnlichen Welt. — Goethe war — wofür ich in meiner oben erwähnten Schrift zwei Dutzend Belege beibringe — von nichts so sehr überzeugt, wie von der individuellen Fortdauer nach dem Tode; diese bildet aber bekanntlich den Kardinalpunkt der okkultistischen Philosophie.

Bei meiner Beweisführung habe ich nun mehrfach auch „Wahrheit und Dichtung" herangezogen. Wären diese Bekenntnisse in dem von Nikodemus angedeuteten Sinne zu verstehen, dann könnte ein Anti-Okkultist im Übereifer die freilich mehr als dreiste Behauptung aufstellen, daß jener Teil meiner Zitate ganz und gar in den Bereich der „Dichtung" falle. Obschon dann keineswegs etwa gar alles verloren wäre, war es mir doch von großem Werte, zu erfahren, wie Goethe selbst den Titel „Wahrheit und Dichtung" verstanden wissen wollte. Leider wurde ich mit diesem Sachverhalt erst nach der Drucklegung meiner Schrift bekannt, daher ich dem Türmer doppelt dankbar wäre, wenn er die vorstehende Mitteilung veröffentlichen wollte.

P a s i n g bei München. **Max Seiling.**





Die menschliche Bestie. — Volksgefühl und „Realpolitik“. — Wahlschmerzen. — Militarismus und Presse.

Starres Entsetzen, tiefster Abscheu: — das war bei allen, die menschlich fühlen, der erste Eindruck von den fürchterlichen Greueln in Serbien. Das Gemüt wollte es nicht wahr haben, was doch dem nüchternen Verstande nicht einmal unerwartet kommen durfte. Die „zivilisierte“ Menschheit überschätzt sich eben noch ganz gewaltig. Sie wertet ihre sittliche und soziale Kulturhöhe mit einem Optimismus, der in den Tatsachen nicht begründet ist. „Wie haben wir es doch so herrlich weit gebracht“: das ist die Bilanz, die wir bei der so beliebten Buchung unserer kolossalen „Errungenschaften“ mit mehr Selbstgenügen als Wahrheitsliebe ziehen. Die Begriffe „Humanität“, „internationale Solidarität“ und was dergleichen mehr, sind bis zum heutigen Tage im großen und ganzen — Begriffe *geblieben*, und nur als blühende Phrasen wuchern sie üppig auf den mit Selbstvergötterung gedüngten Beeten der „patriotischen“ Festreden und Preßplantagen. Die Luft bedarf nur jeweils der genügenden elektrischen Ladung, und die dürftig-dünne Kulturschicht birst, und heraus grinst in ihrer ganzen brutalen Nacktheit und Wildheit die menschliche — *Bestie*!...

In Serbien hat sie soeben in Gestalt privilegierter „Stützen des Thrones“, der „Elite“ des serbischen Offizierkorps, ein Königspaar samt seiner Sippe mit der viehischen Wollust rasender Rachsucht zerfleischt. Und —: „das *Volk* erklärt sich *solidarisch* mit seiner tapferen *Armee*, *billigt deren Vorgehen* und spricht *ihr* sowie der Regierung *Dank* aus“ (offizielle Erklärung der Skuptschina, *einstimmig* angenommen). Die Regierung „stellt mit Befriedigung fest, daß sie, unterstützt von der selbstbewußten Haltung der Nation und der *patriotischen*, *heldenmütigen Armee*, die Ordnung im Lande aufrecht erhalten habe ...“ Die Nationalversammlung antwortet darauf, sie begrüße mit *Begeisterung* die *durch die Ereignisse* vom

11. Juni geschaffene neue Lage, bringe die völlige Übereinstimmung der Gefühle des serbischen Volkes und des gesamten Heeres zum Ausdruck und billige das Verhalten des Heeres, das ein Hort des Vaterlandes, die Verteidigerin von Ordnung und Gesetzlichkeit (!!) und ein Bürge für die heilige und glänzende Zukunft Serbiens gewesen sei und bleiben werde."

Und der neue König Peter I. Karageorgiewitsch, der von Mörders Gnaden den blutbespritzten Thron bestieg? Er versichert die nationale Volksvertretung für alle Zeiten seines königlichen Dankes, „weil sie die Stimme des Vaterlandes der Stimme des Allmächtigen (!!) zugesellte und in vollem Einvernehmen mit ihm (!!) mich auf den Thron meiner glorreichen Ahnen berief"!

Und die heilige Kirche? Der Metropolit verweigerte die Abhaltung eines Seelenamtes für den gemeuchelten König und duldete nur die Mitwirkung zweier niederer Geistlichen am Begräbnis. Dagegen betonte er in einem mit zahlreicher Assistenz zelebrierten Tedeum, daß „alles, was geschehen sei, Gott gewollt habe", und daß „vor dieser Fügung der göttlichen Vorsehung (!!) sich jeder Sterbliche beugen" müsse. Das serbische Heer habe, „wie immer, seine Pflicht getan".

Wenn das alles nicht Gotteslästerung, Blasphemie schlimmster Art ist, dann wüßte ich nicht mehr, was man noch so nennen dürfte. Es ist ein freches, geradezu teuflisches Hohngelächter auf alles, was uns als Christen und Menschen heilig ist.

Und dieses den übrigen Völkern gegebene Schauspiel und Beispiel lassen die Fürsten und Regierungen der Kulturstaaten Europas ungestraft und unbehelligt aufführen! — — —

Starres Entsetzen und tiefster Abscheu war das erste allgemeine Gefühl bei der Schreckenskunde von den serbischen Bestialitäten. Aber das natürliche und gesunde Empfinden verfügt im modernen Deutschland leider nicht über Organe, sich Luft zu machen. Und es fehlt bei solchen Gelegenheiten nie an eifrigen Bemühungen interessierter Kreise, dieses Empfinden im Volke durch allerlei „realpolitische" Sophistereien und sonstige Einschläferungsmittel nach Möglichkeit abzustumpfen und zu neutralisieren. So kam denn auch in diesem Falle die allgemeine natürliche Entrüstung nur siebenmal gesiebt durch die liebe Presse zum öffentlichen Ausdruck. Der Fall war aus mancherlei Gründen höchst unbequem. Waren es doch „Stützen des Thrones", von denen das Gottesgnadentum abgeschlachtet wurde, konnte man doch mit diesem selbst keinerlei Staat machen, und ließ sich doch bei redlichstem Willen auch nicht die geringste Mitschuld auf die „verfl.... Roten", die sogenannte „soziale Umsturzpartei" abwälzen. Fatal, in der Tat, äußerst fatal! Und so nahm man vielfach seine sittliche Entrüstung fein säuberlich beim Zügel und lenkte sie tapferer gegen die ja von keiner Seele bestrittene oder entschuldigte Schand-

wirtschaft des gemeuchelten Königspaares, als gegen die militärisch, staatlich und amtlich organisierte und privilegierte Meuchelmörderbande. Sehr „königstreue“, sehr „nationale“, sehr „patriotische“ Organe haben still und ergeben ihre sittliche Entrüstung auf diesen gefahrlosen Gemeindeanger geführt. Und sie sind doch sonst nicht so, und das war doch früher nicht?

Es ist nicht ohne Berechtigung, was die Berliner „Volkszeitung“ ausführt:

„Eine merkwürdige politische Moral ist über Nacht in dem lieben alten Europa erblüht. In Serbien hat die Soldateska eine Revolution vollzogen, so brutal, so radikal, so virtuos-königsmörderisch, daß alle anarchistischen Einzelmorde, über die sich die zivilisierte Welt entsetzt hat, dagegen als elende Stümperarbeiten gelten müssen. Und was geschieht gegenüber diesem durch einen Massenmord sanktionierten Umsturz? Wo bleiben die Scharfmacher aller Länder, die nach jedem spitzelmäßig arrangierten Sardinenbüchsenwurf nach Ausnahmegesetzen schrieen gegen die revolutionäre Bestie, als welche sich ihnen das alle göttliche und menschliche Ordnung verachtende, durch verbrecherische Irrlehren verführte ‚niedere Volk‘ darstellt? Wo bleibt ihre geblähte Moral den uniformierten Revolutionären gegenüber, die in Belgrad das Wohl des Volkes durch einen doppelten Majestätsmord in Begleitung eines regelrechten Massenabschlachtens zu fördern beflissen waren? Ruhig sehen sie zu, wie die Belgrader Umstürzler das ‚Recht auf Revolution‘, ohne es erst lange zu proklamieren, praktisch verwirklicht haben.

„Natürlich berufen sich die offizierlichen Herren Staatsstreichler auf das ‚Wohl des Vaterlandes‘. Wenn dergleichen ein überspannter Anarchist tut, der in der Nähe einer fürstlichen Equipage nur ein wenig mit einem Dolche fuchtelt, so ruft halb Europa nach Ausnahme- und Knebelgesetzen aller Art. Wird aber das ‚Wohl des Vaterlandes‘ von Verschwörern in Amt und Würden zur Beschönigung ihrer Mordtaten ausgespielt, so regt sich kein Hauch des Widerspruchs; der ganze Entrüstungsvokabelschatz der staatsrettenden Scharfmacher scheint eingerostet zu sein.

„Den Herren Mördern in Serbien wird natürlich kein Haar gekrümmt werden; um so fröhlicher dürfen sie mit dreistem Mut ihre Staatsstreich-Moral, ihre Mordpolitik als sittliche Pflicht hinstellen ...

„Mit solchen Wendungen ist bisher jede Revolution verteidigt worden; mit solchen Wendungen wird voraussichtlich auch in Zukunft jede Revolution verteidigt werden. Trotzdem ist von den Gegnern des Rechts auf Revolution stets nachdrücklich hervorgehoben worden, daß auch die ärgsten Missetaten regierender Instanzen nicht zu gewaltsamen Aktionen gegen sie führen dürfen. Wo bleibt diese Bekämpfung der Theorie von dem Recht auf Revolution im gegenwärtigen Augenblicke bei den deutschen Reaktionären und Scharfmachern? Wir sind begierig, zu sehen, wie viele reaktionäre Blätter in Deutschland es sein werden, die gegen die

Mordmoral der serbischen Soldateska Front machen ungefähr mit demselben Eifer, mit dem die Scharfmacherpresse gegen die Sozialdemokratie hetzt, der es nie in den Sinn gekommen ist, sich staatsstreichlerisch, geschweige königsmörderisch zu betätigen."

Natürlich läßt sich auch der „Vorwärts" diese ergiebige Gelegenheit, die bürgerliche Moral mit dem doppelten Boden zu geißeln, nicht entgehen:

„Kein Entrüstungstelegramm ist bis zur Stunde in die Welt gegangen. Im Gegenteil! Die neuen Minister, die auf den Leichen ihr Amt errichtet haben, werden als tüchtige Menschen geschildert. Weil ein fanatisierter Chinese einen deutschen Vertreter aus mißleiteter Vaterlandsliebe erschoß, wurde der Rachezug nach China unternommen. Unzählige Dörfer wurden niedergebrannt, die Flüsse waren mit Leichen erfüllt, die Heere Europas führten reiche Beute aus dem geplünderten Lande. Wenn der vornehmste Rock Könige mordet, so ist das eine interessante Tagesneuigkeit.

„All die Fanatiker, die sich an Staatsoberhäuptern vergriffen, glaubten um einer hohen Idee willen zu handeln, sie setzten mutig ihre ganze Persönlichkeit zum Opfer, sie bezahlten die Tat mit ihrem Leben. Dennoch schäumte die bürgerliche Presse über von Beschimpfungen der irregeleiteten Schwärmer und Wahnsinnigen: Abschaum der Menschheit, Bestien, vertierte Unholde — das waren noch die schwächsten Worte. In Belgrad wurde das Offizierkorps mobilisiert, um im Schlafe zu meucheln. Es war gar keine Gefahr dabei... Dennoch finden wir nirgends ähnliche Beschimpfungen der Helden des Königsmordes.

„Und schließlich findet sich nicht die leiseste Betrachtung über die Gefahren einer Herrschaft, die sich allein auf die Armee stützt. Sonst wurde die deutsche Sozialdemokratie verantwortlich gemacht für jede Tat, die ein irrsinniger Italiener ausführte. Jetzt zieht man nicht die bescheidenste Schlußfolgerung auf den allgemeinen Geist des Militarismus und sieht in den Belgrader Vorgängen nicht einmal eine Bestätigung der Nationalhymne, daß Rosse und Reisige nicht die steile Höhe schützen. Nur die ‚Konservative Korrespondenz' macht den schüchternen Versuch, zu beweisen, daß die Sozialdemokratie das serbische Heer demoralisiert hat. Das ist die Moral: die herrschenden Klassen sind immer nur da moralisch entrüstet, wenn sie damit Geschäfte machen.

„So jäh krachen Throne! Und niemand ist, der um die Gestürzten trauert. Der König ist gemordet, es lebe der Königsmörder! Schon beginnt Europa, sich auf die neue Herrschaft einzurichten. Kein Zweifel: wir befinden uns in der Geburt eines neuen Gottesgnadentums. Bald wird Herr Karageorgiewitsch König von Gottes Gnaden sein und der liebe Vetter aller europäischen Potentaten. Schon säubern zeitgemäß geschwinde Reporter die Krone von den Blutflecken und lassen den guten Peter höchlichst überrascht über die Mordtat sein. Was ihn nicht hindern wird, die blutige Erbschaft anzutreten. Bald wird er an den Höfen Europas herum-

reisen und Thron und Altar, Armee und Ordnung im Verein mit seinen Vettern gegen den Umsturz schützen. Und vielleicht hält ihm demnächst Herr Kirschner am Brandenburger Tor eine feierliche Ansprache ...."

Nicht ohne einen gewissen pikanten Beigeschmack ist, daß der „Vorwärts" sich hier in der objektiven Auffassung der Sachlage mit der — „Germania" begegnet. Nur erhebt sich die negative Kritik des sozialdemokratischen Blattes in dem katholischen zur positiven Forderung: „Wird das diplomatische und politische Europa nun auch noch diesen Hohn auf das vergewaltigte öffentliche Rechtsgefühl ruhig hinnehmen? Die grauenvollen Belgrader Verbrechen sind keine rein innere serbische Angelegenheit. In ihren verhängnisvollen Wirkungen greifen sie weit über die Grenzen Serbiens hinaus. Den gärenden Umsturzelementen in allen Ländern und nur ihnen kommt es zugute, wenn die Mächte Europas die ‚vollendeten Tatsachen' in Serbien als zu Recht bestehend anerkennen, ohne die kategorische Forderung einer vollen und gerechten Sühne für die begangenen Greueltaten zu stellen. An dieser Sühne haben daher alle Regierungen, an erster Stelle die monarchischen, ein vitales Interesse. Wenn die sittliche Charakterlosigkeit der modernen sogenannten Realpolitik auch dieses Mal wieder die Gefühle und die Forderungen des allgemeinen öffentlichen Rechtsbewußtseins unter die Füße treten sollte, so wird, wie das ‚Neue Wiener Journal' sehr richtig sagt, ‚der von der Diplomatie lokalisierte' Königsmord in Serbien seine vergiftende Wirkung üben: langsam aber unaufhaltsam. Und wenn sie endlich für die Augen der Legitimisten fühlbar geworden sein wird, dann dürfte es zu spät sein, nach ‚Abwehrmitteln zu suchen'. Diese unheilvolle Wirkung wird aber um so sicherer eintreten, als an den Universitäten des hochzivilisierten Europa unter den Augen und unter dem Schutze der Staatsregierungen jene Theorien vorgetragen werden, deren praktische Frucht im Belgrader Königsmorde und in den damit verbundenen Greueln zur Reife gelangt ist."

Mit der kläglichen Ausflucht, es handele sich um „innere Angelegenheiten" des fremden Staates, die Einmischungen nicht gestatteten, ist bisher noch jede Schandtat geduldet und die moralische Schwäche und Zerfahrenheit der europäischen Regierungen und Diplomaten bemäntelt worden. So war's bei der Niedermetzelung der Armenier, der Knechtung der Buren, und wo immer sonst das natürliche Rechtsgefühl der Völker, an dessen Erhaltung und Schonung sämtliche Rechtsstaaten ein gleichmäßiges und solidarisches Interesse haben, vergewaltigt wurde. Auf das bürgerliche Leben übertragen würde dieser „Grundsatz" unserer neunmalweisen „Realpolitiker" nichts anderes bedeuten als die Duldung von Raub und Mord. Denn wenn einer dem andern nach seinem Gut oder Leben trachtet, so ist das eine „interne Angelegenheit" zwischen den beiden, und der „unbeteiligte" Zuschauer ihres Kampfs darf und soll ruhig seines Weges gehen und den Ausgang der göttlichen Vorsehung überlassen. Aber

ich vergaß: — es ist ja strengstens verpönt, die allgemein anerkannten sittlichen und rechtlichen Grundsätze des bürgerlichen Lebens auf das Gemeinschaftsleben der Völker zu übertragen. Was dort unbestrittene Geltung hat, wandelt sich nach der Theorie unserer Realpolitiker sofort in blöden Wahnwitz, wenn es auf die hohe „Politik“ angewandt werden soll. Und es kann dem in Wirklichkeit so sein, das liegt dann aber nicht in der Natur der Dinge, in irgend welchen Notwendigkeitsgesetzen, sondern einzig und allein an der noch immer sehr geringen inneren Kraft unseres rechtlichen und sittlichen Gesamtwillens und seiner Entfaltung.

* * *

Auch sonst hat man leider versäumt, aus den blutigen Lehren der serbischen Vorgänge die richtigen Schlüsse zu ziehen. Und gerade die wichtigsten. Denn mit erschreckender Deutlichkeit erteilen uns diese Vorgänge einen förmlichen Anschauungsunterricht über die Verkehrtheit jener auch in Deutschland, wie es scheint, unausrottbaren Meinung, daß es in der Hauptsache nur auf ein „starkes Heer“ und „gute Wahlen“ ankomme, gleichviel mit welchen Mitteln jenes in der „Furcht des Herrn“ erhalten und diese — „gemacht“ werden. Auf „sein treues Heer“ glaubte sich der hingeschlachtete Alexander noch einige Tage vor seiner Ermordung verlassen zu dürfen, und die Wahlen zur Skuptschina waren nicht nur „gut“, sondern tadellos „gemacht“ worden. Man hatte kein Mittel gescheut, weder Geld noch Gewalt, eine willfährige Mehrheit aufzutreiben, und die gewählte war denn auch in der Tat zu den äußersten Schandtaten bereit. Eben die begründete Befürchtung, ja, die Gewißheit, daß das serbische Parlament den Bruder der Draga, einen nichtsnutzigen Schlingel, auf Wunsch des Königs zu dessen Nachfolger und die ganze Sippe der Frau Draga zu Mitgliedern des regierenden Hauses erheben werde, gab den Ausschlag für die schleunige Abschlachtung des Königspaares durch sein „treues Heer“. Und dieselbe „gut gemachte“ parlamentarische Körperschaft, die soeben noch bereit war, sich den verrücktesten Einfällen der gekrönten Frau und ihres Pantoffelhelden in sklavischer Demut zu fügen, beglückwünschte jetzt in bewegten Worten das „treue Heer“ zu der glorreichen Ermordung ihres beiderseits heißgeliebten Königs „von Gottes Gnaden“.

Es liegt mir natürlich fern, solche Zustände und Vorgänge in irgend absehbarer Zeit auch in Deutschland für möglich zu halten. Diese Zuversicht schöpfe ich aber aus dem Vertrauen zu der größeren Einsicht unserer maßgebenden Gewalten, die denn doch nicht so ohne weiteres geneigt scheinen, den frevelhaften Ausgeburten überhitzter „Scharfmacher“-Gehirne Gestalt zu geben. Freilich, ginge es nach deren Wünschen, so könnten wir manches erleben, was vielleicht noch nicht die serbischen Zustände erreichte, aber doch gerade genügte, um die innere Sicherheit und den äußeren Bestand unseres Vaterlandes im Tiefsten zu erschüttern, wenn nicht dauernd zu untergraben.

Das Ergebnis der soeben vorgenommenen Wahlen zum Deutschen Reichstage hat auf manche dieser überheizten Patriotenherzen einen solchen Druck ausgeübt, daß es ihnen das öffentliche Geständnis ihrer geheimsten Wünsche erpreßte. Das Ergebnis ist heute zwar nur ein vorläufiges, da noch eine Menge Stichwahlen ausstehen. Aber die eine Tatsache hebt sich schon jetzt in schärfster Klarheit aus all dem Wust der Feststellungen und Vermutungen heraus: die gewaltige Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen. Sie ist wohl nur wenigen unerwartet gekommen. Insbesondere hat sich durchaus bestätigt, was der Türmer bei wiederholten Anlässen, auch bei der Kruppaffäre, als bestimmt bevorstehend in Aussicht stellen mußte. Die bisher landesübliche, nicht nur von Regierenden, sondern überhaupt von „ordnungstützenden" Kreisen und ihrer publizistischen und parlamentarischen Vertretung gehandhabte „Staatsraison" hat sich als ein vorzügliches Mittel zur reißenden Verbreitung der — Sozialdemokratie bewährt. Das System der Vertuschung und Beschönigung von schreienden Mißständen und Schäden aller Art, der allgewaltig herrschende Bureaukratismus, der übelriechende Byzantinismus, der marktschreierische Hurrapatriotismus, die polizeilichen „Mißgriffe", militärischen Mißhandlungen und eine nur zu oft Staunen und Kopfschütteln erregende Art der Rechtspflege, nicht zuletzt auch die brutale Gier, mit der der Kampf um den Futtertrog über alle berechtigten Interessen und soziale Gerechtigkeit hinaus geführt ward, — alles das hat eine Atmosphäre der Unzufriedenheit geschaffen, die ja für die Sozialdemokratie wahre Lebensluft ist, ja ihr eigentliches Lebenselixier. „Diese Wahl", schreibt die doch sehr nationale, patriotische und monarchische „Rheinisch-Westfälische Zeitung", „ist das meisterliche Triumphstück des neuen Kurses und sein Spiegelbild. Alles was der neue Kurs bisher vermochte, ist, gemächlich und untätig im Strome mitzuschwimmen. ‚Es ist erreicht', ist die Losung. Das ältere Geschlecht hat ja den Deutschen das Reich geschaffen, und nach des vierten Reichskanzlers Ausspruch können wir damit vollständig zufrieden sein und haben gar keinen Anlaß, uns irgend etwas anderes zu wünschen. Der Gedanke aber an die ungeheure Mühe, mit der dieses Reich geschaffen, ist vergessen, und der Name dessen, der es schuf, wird heute in höfischen Kreisen nur mit Vorsicht ausgesprochen. Und was tritt nun an dessen Stelle? wofür soll sich der Deutsche begeistern? Der neue Kurs steuert rechts und steuert links und hält bald in der Mitte, so wie die Strömung gerade ist; Widerstand, den man nicht mit kleinen und größeren Liebenswürdigkeiten beseitigen kann, hält er nicht aus. Will man keinen Kanal, dann geht es auch ohne Kanäle, und ist das Zentrum nicht für die Kolonialpolitik, dann geht es ohne Kolonien. Wofür soll sich das Volk begeistern? Etwa für den Untergang der Buren und den drohenden Verlust des deutschen Afrikas, oder vielleicht für die glorreichen Erfolge des Herrn Speck in Washington und die berühmte Champagnerflasche der Miß Roosevelt, oder vielleicht für die glänzende Auffahrt am Vatikan . . .? Oder

soll man sich begeistern für die Siege und Schlachten des Grafen Waldersee, für Feste, Einweihungen und Vergnügungen aller Art, kurz für all den berauschenden Klimbim und Tamtam, der jetzt in Deutschland üblich ist?"

Den konservativen „Dresdener Nachrichten" entringt sich geradezu ein Schrei der Verzweiflung. Die Konservativen Sachsens haben freilich auch allen Grund dazu, da schier das ganze Königreich von der Sozialdemokratie erobert worden ist. „Die Wahlen", schreibt das konservative Blatt, „können nicht miserabel genug ausfallen, um den Machthabern in der Reichshauptstadt darzutun, wie es eigentlich im Volke aussieht, wie die wahre Volksstimmung beschaffen ist, die im schneidenden Kontrast steht zu allem offiziellen und offiziösen Hurrageschrei und zu der fest- und denkmalfrohen Talmibegeisterung unserer Tage. Wenn in der Reichshauptstadt auch die Sprache der diesjährigen Reichstagswahlen nicht verstanden wird, dann herrscht dort unheilbare Taubheit."

Die deutsche Sozialdemokratie hat beim ersten Wahlgange annähernd drei Millionen Stimmen auf sich vereinigt. Diese Ziffer bedarf keines weiteren Kommentars. Und gerade dort, wo die Partei den schärfsten Angriffen von den höchsten Stellen ausgesetzt war, ihre Anhänger genötigt wurden, gegen ihre wahre Überzeugung Huldigungsadressen zu unterschreiben, hat sie sich ins Kolossale vermehrt. „In Essen (!!) wuchs", berichtet der „Vorwärts", „nach der Kruppaffaire und nach der Tafeltuch-Rede unsere Stimmenzahl von 4400 auf 22000 Stimmen! In Duisburg vermehrten sich die sozialdemokratischen Stimmen von 7800 auf 25000! Und auch in Bochum betrug der Stimmenzuwachs nicht weniger als 18000 Stimmen; erhielt doch Genosse Hué 40000 Stimmen gegenüber 22000 im Jahre 1898. Das ist in den drei Wahlkreisen Essen, Duisburg und Bochum ein Zuwachs von 52800 Stimmen!" Als der „Türmer" bei Besprechung jener aus Anlaß der Kruppaffaire gegen die Sozialdemokratie in Szene gesetzten großen Haupt- und Staatsaktion diesem Schauspiel keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte, weil er sich sagen mußte, daß es nur das Gegenteil des Gewünschten erzielen könne und überdies demoralisierende und korrumpierende Folgen nach sich ziehen müsse, da wurde der „Türmer" sogar aus seinem eigenen Leserkreise heraus auf das leidenschaftlichste angegriffen und unbegründeter Schwarzmalerei bezichtigt. Ich stelle diese Tatsache nur beiläufig und in aller Bescheidenheit für künftige Fälle fest. Es bedurfte wahrlich keiner prophetischen Gaben, um die Dinge richtig einzuschätzen und ihren Gang vorauszusehen. Auch hier hat sich eben das alte Sprüchlein bestätigt: „Blinder Eifer schadet nur". —

Ist nun die durch die Wahlen geschaffene Lage so entsetzlich, daß zu den äußersten Mitteln der Staatsgewalt, zum unverhüllten Staatsstreich und Bruch der beschworenen Verfassung gegriffen werden muß? Man sollte es kaum für möglich halten, daß solche Ratschläge allen Ernstes in einem Blatte vom Range

der „Hamburger Nachrichten" erteilt werden, die sich doch sonst nicht als das Organ von politisch Unmündigen gebärden. Das ehemalige Blatt Bismarcks fordert die deutsche Reichsregierung zum offenen Bruch der Verfassung, zur Revolution von oben auf. „Sollte", so wird in dem Blatte ausgeführt, „wider Erwarten der Ausfall der diesmaligen Wahlen der Regierung die Augen öffnen und sie überzeugen, daß es so nicht weiter gehen kann, dann ist zu erwarten, daß sie, wenn das definitive Wahlergebnis den schlimmen Erwartungen entspricht, die wir auf Grund der vorliegenden ersten Depeschen hegen müssen, den neueröffneten Reichstag sofort wieder auflöst, und endlich denjenigen Schritt tut, um den sie doch nicht herumkommen kann, wenn sie nicht vor der Sozialdemokratie kapitulieren will: nämlich ein anderes Wahlgesetz zu oktroyieren, auf Grund dessen einen neuen Reichstag wählen und sich von diesem Indemnität erteilen zu lassen. Wir unsererseits würden uns gegebenenfalls keinen Augenblick bedenken, diesen Schritt zu tun, falls es keinen anderen Ausweg mehr gibt. Die Scheu vor einem sogenannten „Staatsstreich" ist unberechtigt, sobald das Wohl des Vaterlandes auf dem Spiele steht."

Mit dem „Wohle des Vaterlandes" und ähnlichen Schlagworten kann man jeden Rechtsbruch entschuldigen und jedes Recht umstoßen. Wer auf solch subjektivistischem Standpunkte steht, daß er, je nachdem, den Fortbestand oder die Zertrümmerung der auf gesetzlichem Wege bewirkten und von den Beteiligten beschworenen Rechtsgrundlagen von Staat und Gesellschaft in das augenblickliche Ermessen der jeweiligen Machthaber stellt, ist von wahrhaft „staatserhaltender" Gesinnung noch sehr weit entfernt. Mit dem „Wohle des Vaterlandes" entschuldigen bekanntlich auch die Mörder in Belgrad ihre Abschlachtungen. Es ist die beliebte Phrase aller Revolutionäre. Und da erscheint mir denn doch die von der friedlichen gesetzlichen Entwicklung erwartete „Revolution" der Sozialdemokratie, die ja eigentlich nur eine „Evolution" bedeuten würde, vom staatserhaltenden Standpunkte aus immerhin noch annehmbarer als die von den „Hamburger Nachrichten" empfohlene gewaltsame und willkürliche Revolution von oben durch offenen Eid- und Verfassungsbruch. Es würde also gegebenen Falles staatserhaltender sein, einem Sozialdemokraten die Stimme zu geben, statt etwa dem Verfasser des interessanten Hamburger Regierungsprogramms. Zu solchen Schlüssen wird man in der Tat gedrängt, wenn man das nicht ungefährliche Gebaren unserer Scharfmacher beobachtet. Nichts aber kann im Grunde der Sozialdemokratie willkommener sein.

Nur nicht zu ängstlich! Der Rotkoller hat wirklich etwas — Kurzgestirntes. Sogar ein nationalliberaler Reichstagskandidat spricht sich dahin aus. Der Professor an der Technischen Hochschule zu München, Kandidat für Erlangen-Fürth, Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckard, läßt sich in der Zeitschrift „Freistatt" also vernehmen: „Begreift man denn nicht, daß diese Bewegung ebenso

notwendig ist wie die mittelalterlichen Ständekämpfe und die des ‚tollen Jahres 48‘? Beruht nicht auf diesen ‚Genossen‘ mit zum großen Teile die Zukunft der deutschen Nation? Man gehe in die Werkstätten und sehe diese leuchtenden Augen, diese gesunden Schläfen, hinter denen noch unverbrauchte, unverdorbene geistige Kräfte pulsieren, die eines Tages dem Vaterlande zu Nutz und Frommen in Tätigkeit treten werden.... Wir sehen nur die Bitterkeit und den Groll der Massen und nicht das Große und Gewaltige, das in ihnen schlummert. Und doch muß ich sagen, habe ich aus dem Hohnlachen der erbittertsten sozialdemokratischen Abgeordneten bei den letzten Verhandlungen des Reichstages mehr deutsche Kraft und nationalen Mut herausgehört, als aus all den gekünstelten Wendungen der sämtlichen Redner der Ordnungsparteien... Ich halte unsere Nation für jung und noch für großer Dinge fähig gerade wegen der Kräfte, die in Stadt und Land geborgen liegen und, in gesunder Weise gehegt, machtvoll und herrlich sich entwickeln werden...."

Nüchterner als das Urteil mancher reichsdeutschen Blätter und auch den wirklichen Zuständen näher scheint mir das einer ausländischen Zeitung, der Wiener „Zeit":

„Die deutschen Reichstagswahlen vom 16. Juni haben einige Tatsachen zutage treten lassen: ein enormes Anwachsen der Sozialdemokratie, die nachgerade sämtliche Städte des Reiches erobert, und einen nicht minder bemerkenswerten Rückgang des bürgerlichen Liberalismus, der zumeist städtische Mandate besessen hat und demzufolge der eigentliche Verlustträger bei dem Siegesmarsche der Sozialdemokratie ist. Wollte man daraus aber auf eine fortschreitende Sozialisierung und Republikanisierung der deutschen Wählermassen schließen und das Nahen des Tages ankündigen, an dem die sozialistisch gewordene Nation ihre militärisch-aristokratische Oberschicht abstoßen werde, wie die Schlange ihre alte Haut, so würde man damit nur starke Unkenntnis der Kräfteverhältnisse im Reiche wie auch der deutschen Volksseele selbst verraten. Die Abgabe des Stimmzettels bedarf insbesondere bei der vollständigen Sicherung des Wahlgeheimnisses durch das neue Klosettgesetz so wenig moralischen Mutes und wirklicher Tatbereitschaft, daß nur der Statistiker, nicht aber der Realpolitiker die Ziffern des Wahlergebnisses so lesen darf, wie sie aus der Urne kommen. Vom eigentlichen Parlamentarismus ist ja auch das Deutsche Reich noch so fern, daß selbst eine sozialistische Reichstagsmehrheit noch keine Bedrohung der Reichsverfassung bedeuten würde. Zwischen Sozialdemokratie und jeglicher bürgerlicher Staatsauffassung ist aber außerdem ein so unüberbrückbarer Gegensatz, daß eine parlamentarische Wechselwirtschaft wie zwischen englischen Liberalen und Konservativen vollständig ausgeschlossen wäre, einer sozialistischen Herrschaft also nicht nur die Eroberung der Mehrheit der Stimmzettel, sondern auch die Okkupierung aller Machtpositionen des Reiches die faktische, nur durch eine enorme Willensanspannung zu erreichende Depossedierung aller übrigen

Klassen vorausgehen müßte. Ob zu dieser Willensanspannung auch nur ein Teil der sozialistischen Wähler bereit wäre, ist recht fraglich. Wenn am Tage dieser Tat die sozialistischen Führer ihre Truppen mustern würden, könnten sie die merkwürdigsten Erfahrungen machen.

„Die Furcht vor dem roten Gespenst, mit welcher die reaktionären Gegner des heutigen Reichstagswahlrechts sofort nach dem Abschluß der Wahl zu operieren beginnen werden, ist also trotz dem verblüffenden Anwachsen der sozialistischen Stimmen noch eine recht unbegründete."

Diese wohlbegründete Meinung wird sich in ihrer Ruhe am wenigsten durch die Schreckensrufe solcher braven Leute, aber schlechten Musikanten erschüttern lassen, die schon durch ihr krasses und blasses Entsetzen beweisen, daß sie von den Dingen völlig überrumpelt worden sind, deren Entwicklung also jedenfalls nicht sehr scharfsichtig beobachtet haben können. So erleichtert ein Leser vom Lande im „Reichsboten" wie folgt sein sorgenbelastetes Gemüt: „Die Sozialdemokratie hat in meinem Orte eine solche Zunahme gezeigt, daß man erschrecken möchte. Die wenigen, die noch konservativ oder freisinnig wählten, kann man fast an den Fingern abzählen. Es setzt einen in Erstaunen, was alles für Leute sozialdemokratisch gewählt haben müssen. Männer, die begeisterte Anhänger ihres Kriegervereins sind, dort freudig in die patriotischen Hochs einstimmen; Männer, die treue, andächtige Kirchgänger sind, in der herzlichsten Weise mit ihrem Pastor verkehren, Männer, deren Händedruck es dem Pastor schon anzeigt, daß ein inneres Band der Liebe und des Vertrauens besteht zwischen diesen Gemeindegliedern und ihrem Geistlichen; Männer, die harmlos fröhlich durchs Leben gehen, keinem ein Wässerchen trüben, auch solche, die ganz selbständig dastehen, auf ihrem Äckerchen ihr bescheiden täglich Brot gewinnen können, kurz Leute, denen man sozialdemokratische Gesinnung wahrlich nicht zutraut. Wie ist das möglich?"

Der Briefschreiber weiß keine andere Erklärung, als „die Art der Wahlagitation". Es ist erstaunlich, daß es immer noch Staatsbürger gibt, die so am Äußerlichen kleben, daß sie eine Bewegung, die über sämtliche Kulturstaaten verbreitet ist und im Deutschen Reiche allein über drei Millionen Wahlstimmen verfügt, durch „die Art der Wahlagitation" glauben „vollständig erklären" zu können, wie das der gutgläubige Leser des „Reichsboten" tut. Gewiß schüttelt die Agitation der Partei die Wahlfrüchte in den Schoß, aber doch nur die für sie reif geworden sind.

Solchen Selbstzeugnissen gegenüber hat es der „Vorwärts" zwar leicht, sich in die Brust zu werfen, aber in seiner Siegestrunkenheit merkt er es nicht, daß er dabei den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen tut: „So ungefähr (wie jener Reichsbotenleser) mögen im alten Rom die Heidenpriester es nicht haben begreifen können, daß selbst die anständigsten Menschen Christen wurden. Die leuchtende Kraft des Sozialismus ist die Lösung des Rätsels. Sozialdemokraten sind nicht nur anständige Menschen, sondern sie

sind die besten und edelsten Kräfte des deutschen Volkes, der wahre Adel der Nation, die einzige Partei, die Kraft, Energie, Bildung, Einsicht und Idealismus besitzt. Die Sozialdemokratie ist das Volk in seinem höchsten und reinsten Sinn, alle guten Geister der Zeit leben in ihr."

Solch ein ausgewachsenes Maß von Selbstlob st—arrt doch schon geradezu gen Himmel! Etwas mehr Bescheidenheit würde auch das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie zieren. Als ob's in den anderen Parteien keine anständigen und intelligenten Leute gäbe, und die sozialdemokratische Parteileitung und Presse nicht allen Grund hätte, vor ihrer eigenen Tür zu kehren, wo an — „Stoff" doch auch wahrlich kein Mangel. Besen gefällig?

* * *

Man hat der Regierung einen Strick daraus gedreht, daß sie ein Gesetz zur Sicherung des Wahlgeheimnisses durchgebracht: davon habe nur die Sozialdemokratie Vorteile. Mag sein, aber wenn dem so ist, so ist das doch ein klägliches Zugeständnis, denn damit wird klipp und klar anerkannt, daß bisher ein unmoralischer und ungesetzlicher Druck auf die Wählermassen ausgeübt wurde. Wenn nun die Regierung diesen Druck beseitigen wollte, so war das einfach ihre Pflicht als Hüterin der Gesetze. Ihr daraus einen Vorwurf machen, heißt selbst unmoralischen und ungesetzlichen Anschauungen huldigen und das Gleiche von der zur Wahrung der Gesetze berufenen Regierung verlangen.

Kann man von einer solchen „bürgerlichen Moral" Hochachtung und Respekt verlangen? Ist sie nicht vielmehr Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie, die sich nur auf solche Zugeständnisse zu berufen braucht, um zu beweisen, daß es Ordnungsstützen dieser Art mit der Wahrung der bestehenden Rechte und Gesetze durchaus nicht ernst ist?

Und wäre es etwa besser gewesen, wenn man die wahre Volksstimmung durch „gut gemachte" Wahlen verfälscht oder unterdrückt hätte? Nur ganz Kurzgestirnte konnten wünschen, daß das Volk eine „Vertretung" ins Parlament sende, die nicht die wahre Stimmung im Lande zum Ausdruck brachte. Gerade die Regierung hat das höchste Interesse daran, mit den in Wirklichkeit herrschenden Stimmungen und Strömungen zu rechnen, da sie sich mit den gegebenen Machtfaktoren auseinandersetzen muß. Es kann ihr daher nur erwünscht sein, mit diesen in direkten, parlamentarisch geregelten Verkehr zu treten. Ob ihr die Zusammensetzung der jeweiligen Faktoren willkommen oder unwillkommen ist, steht auf einem völlig anderen Blatte. Die Wahlen erzeugen jene Faktoren nicht, sie konsolidieren nur die bereits entwickelten, im Fluß befindlichen Kräfte. Auf die Erzeugung und Entwicklung dieser Kräfte einzuwirken, sind die Wahlen weder der Ort noch die Zeit. Sie haben nur den Zweck, die fertigen Ergebnisse der politischen und sozialen Entwicklung in greifbarer

und verhandlungsfähiger Gestalt möglichst unverfälscht je nach ihrer Verbreitung und Bedeutung im Staate zu größerer oder geringerer Geltung zu bringen. Die Wahlen wären also nur die Probe auf das Exempel, gefälschte Wahlen nur ein politischer Rechenfehler, und alle daraus gezogenen theoretischen und praktischen Ergebnisse weitere Fehler und Selbsttäuschungen, die sich über kurz oder lang auf das verhängnisvollste rächen müßten. Ist das so schwer zu begreifen?

* * *

... Wir müssen aus der Enge heraus, aus der Enge des Ewig-Gestrigen und der Kirchturmpolitik von Urgroßvaters Zeiten her. Noch immer sind für uns die Rücksichten auf Kaste und Milieu viel zu maßgebend, als ob nicht hinter den Bergen auch noch Leute wohnten, die dasselbe Recht haben, zu leben und sich des Lebens auf ihre Art zu freuen, wie wir. Die verschiedenen Klassen und Schichten unseres Volkes begreifen sich gegenseitig kaum; mißtrauisch gehen sie einander aus dem Wege. Liest man die Blätter der verschiedenen Richtungen, so erlebt man die reine babylonische Sprachverwirrung. Wo zwei im Grunde dasselbe wollen, da werden sie es doch nicht zugeben, ja, sie wissen es selber kaum. Nur die Gegensätze werden betont, auf beiden Seiten so scharf hervorgehoben, daß die Entfremdung immer größer wird, wo eine leidliche Verständigung bei einigem guten Willen doch leicht möglich wäre.

Ist es ein Nichtverstehen-Wollen oder -Können? Oft, glaube ich, geradezu das letzte. Da ist der freie Blick durch die Scheuklappen der Partei der Kaste, des Milieus, des Berufs, der ererbten und anerzogenen Vorurteile so eingeengt, daß darüber jegliches Verständnis für außerhalb dieser engen Grenzen liegende Anschauungen und Bestrebungen verkümmern muß.

Auch Herrn Generalleutnant von Boguslawski scheint das Verständnis für eine andere Weltanschauung als die rein militärische, richtiger: militaristische, völlig abzugehen. In einem vier Spalten langen Leiter der „Täglichen Rundschau“ polemisiert er gegen das Türmer-Tagebuch „Krieg im Frieden“, ohne auch nur eine einzige von mir behauptete Tatsache bestreiten zu können. Der ganze Aufsatz ist eine Bestätigung des von mir Vorgebrachten, keine Widerlegung. Herr von Boguslawski schreibt wörtlich: „Nun haben die Verhandlungen der Kriegsgerichte allerdings Fälle empörender Roheit und entmenschter Quälerei, die von Unteroffizieren an Soldaten verübt worden sind, ergeben. Glaubt der Türmer vielleicht, daß auch mir und ‚meinen Anhängern‘ nicht das Blut siedet, wenn er dergleichen liest?“ Nun, dann sind wir ja einig — mit dem einzigen, freilich wesentlichen Unterschiede, daß Herr von Boguslawski es nicht für opportun hält, dieses „Sieden des Blutes“ mit ganzer Kraft auch nach außen hin wirken zu lassen, während der Türmer allerdings die Meinung vertritt, daß das bloße „Sieden des Blutes“ über abscheuliche Untaten herzlich wertlos, daß es im Gegenteil Pflicht des Publizisten und Parlamentariers ist, solche schreienden,

fortwuchernden Schäden sachlich, aber mit aller Schärfe zur Sprache zu bringen. Etwas anderes als die breit ausgesponnene Darlegung dieses dem Türmer entgegengesetzten Standpunktes habe ich aus den vier Spalten langen Ergüssen des Herrn von Boguslawski im Prinzip nicht herauslesen können. Ich darf mich daher des weiteren wohl auf die Wiedergabe einiger spontanen Zuschriften beschränken, die dem Türmer aus dem Leserkreise — der „Täglichen Rundschau" zugegangen sind. Beide Briefe stammen von Vertretern des höheren Lehramtes, also von Männern, denen nicht wohl alles Verständnis für „Disziplin" abzusprechen ist:

I. „Zu der Entgegnung, die Ihre Besprechung der Soldatenmißhandlungen in der ‚Täglichen Rundschau' durch Herrn von Boguslawski gefunden hat, möchte ich mir einige richtigstellende Bemerkungen erlauben. Ich bin auch Soldat gewesen, habe dem Heere als Gemeiner und als Vorgesetzter angehört und rechne noch immer diese meine Militärzeit zu den schönsten Abschnitten meines Lebens, aber der Krebsschaden der Soldatenmißhandlungen ist auch mir von Anfang an in betrübender Weise entgegengetreten. Ich möchte daher gegenüber den beschönigenden Worten des Herrn von Boguslawski folgendes feststellen:

„1. Es ist nicht richtig, daß es jedem Soldaten so leicht gemacht ist, sein Recht zu suchen und zu finden, wie dies Herr von Boguslawski uns will glauben machen. Nach dem Wortlaute des Gesetzes und der Instruktion allerdings, aber in Wirklichkeit liegt die Sache ganz anders. Wer sich über eine Mißhandlung von seiten eines Vorgesetzten beschwert, der mag ja dann sein Recht finden, aber er ist von da an auch bei seinem Hauptmann persona ingratissima und bei allen Unteroffizieren nicht minder. Das weiß jeder Soldat, denn die Meldung wiederholter oder gar häufiger Mißhandlungen aus dem Bereiche der ihm anvertrauten Truppe verdirbt dem Offizier seine Karriere.

„2. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß es böswillige Elemente beim Heere gibt, die dem vorgesetzten Unteroffizier die Ausübung seiner Pflichten recht sauer machen können, wie Schreiber dieses an sich selbst erfahren hat; aber diese Böswilligen sind selten das Objekt der Mißhandlung, denn gerade sie gehören zu den Leuten, die sich nichts gefallen lassen und alles gleich melden. Das weiß der Unteroffizier ganz gut. Vielmehr gehören jene Mißhandelten zum größten Teile zu der Kategorie der ‚guten und dummen Tröpfe', die durch Torheiten und Nachlässigkeiten oder auch ihre Unfähigkeit leicht Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben. Bei ihrer Schüchternheit ist eine Meldung von ihrer Seite auch selten zu befürchten.

„3. Jeder, der dem Heere einmal eine Zeitlang angehört hat, weiß, daß es unter den Unteroffizieren sehr brave und ehrenwerte Leute gibt, aber ebenso auch eine ganze Reihe von schon in jugendlichem Alter gescheiterten Existenzen, die, um überhaupt noch Aussicht auf eine anständige und gesicherte Zukunft zu haben, ihre letzte Zuflucht in dem Eintritt ins Heer erblicken. Sie können dort gewiß sehr brauchbare Unteroffiziere werden, aber auf das Konto gerade ihrer

rohen und unzufriedenen Gemütsverfassung ist ein großer Teil der Soldatenmißhandlungen ohne Zweifel zu schreiben. Diesen Elementen will man die Laufbahn des Unteroffiziers nicht verschließen, denn wir haben keinen Überfluß an Unteroffizieren, und aus demselben Grunde fallen auch die Strafen bei Mißhandlungen verhältnismäßig milde aus, denn man sucht eben alles zu vermeiden, was geeignet scheinen könnte, jemanden von dem Berufe des Unteroffiziers abzuschrecken.

„Doch man sollte meinen, unsere Heeresverwaltung müßte bessere Mittel finden können, um die Stellung des Berufssoldaten für geeignete Leute zu einer begehrenswerten zu machen. Das deutsche Volk aber, das seine Söhne, sein teuerstes Gut, zum Heere schickt, kann sich das Recht nicht nehmen lassen, auch dort eine gute und ehrenhafte Behandlung seiner Kinder zu verlangen, und, wo das Gegenteil stattfindet, dies offen zu besprechen. Unser deutsches Heer steht so hoch, daß es die Wahrheit noch vertragen kann, und so wird auch ihm die Wahrheit mehr frommen, als jenes Leisetreten und Vertuschen, dem Herr von B. in schönen Worten die Stange hält."

II. „Ich benutze diese Gelegenheit, um dem Türmer meine vollste Zustimmung auszusprechen für seinen Aufsatz über Soldatenmißhandlungen. Mich veranlaßt dazu ein etwas hochmütig belehrender Artikel der Tägl. Rundschau — von der Hand des Herrn v. Boguslawski. Neuerdings ist wieder ein Unteroffizier verurteilt worden wegen 120 Fällen von Soldatenmißhandlungen; weshalb tritt die Bestrafung nicht gleich nach dem ersten Falle ein? Man sieht, daß der Beschwerdeapparat noch viel zu langsam arbeitet. Der Hinweis auf das Ausland, vor dessen Augen man deutsche schmutzige Wäsche nicht waschen dürfe, ist lächerlich. Vor dem Auslande brauchen wir uns nicht zu schämen, das zu tun, was recht ist — und wenn es sieht, daß unser Volk mit aller Entschiedenheit eine menschliche Behandlung unserer Mannschaften fordert, so kann es uns das nur zur Ehre anrechnen. Es sollte mich freuen, wenn der Türmer diesen Angriff kräftig abwiese. Die Anschauung, daß unser Heer ein noli me tangere sei und daß wir schweigend hinzunehmen hätten, was nur immer da getrieben wird, ist völlig unhaltbar, und ich finde es beschämend genug, daß es bisher der Sozialdemokratie überlassen wurde, die unleugbaren Übelstände ins Licht zu ziehen. Der Türmer erwirbt sich ein wahres Verdienst durch sein Vorgehen."





Männerchorgesang und Musikpflege.

Von

Dr. Karl Storck.

Von den Kunstreden des Kaisers hat noch keine so allgemeinen Widerhall in Laien- und Künstlerkreisen gefunden, wie jene, die er am Schluß des diesjährigen Sängerwettstreites zu Frankfurt gehalten hat. Selbst die davon Betroffenen müssen den Ausführungen im allgemeinen beipflichten.

Der Grundgedanke der Rede gipfelt in der Verurteilung einer bestimmten Richtung der Männerchorliteratur, die durch ihren „komplizierten" Tonsatz charakterisiert wird. Der Kaiser forderte dagegen die Pflege des Volksliedes. Er nannte dabei aber einige Komponisten und Lieder, die man mit dem Begriff des eigentlichen Volksliedes nicht zusammenbringen kann. Es war also das volkstümliche Lied gemeint oder ganz allgemein der einfach gesetzte Männerchor, jene Art, die man heute etwas verächtlich als „Liedertafelstil" bezeichnet.

Vom musikalisch-künstlerischen Standpunkt aus betrachtet bedeuten jene „verurteilten" Chöre Hegars, Brambachs, Bruchs, Curtis u. a. sicher die höhere Stufe. Wenn man dem Kaiser trotzdem beistimmen muß, so liegt es daran, daß diese Kompositionen dem Wesen des Männergesangs widersprechen. Und zwar nicht nur in musikalischer Hinsicht, sondern auch in geistiger. Sie verkennen die Aufgabe des Männergesangs, weil sie seine soziale Aufgabe wie sein geschichtliches Werden verkennen.

Wir wollen zum bessern Verständnis selber diese geschichtliche Entwicklung des Männergesangs kennen lernen. —

Man kann den Männerchorgesang bis zu einem gewissen Grade als das Volkslied des 19. Jahrhunderts oder doch wenigstens seiner zwei ersten Drittel bezeichnen. Und zwar in jenem echten Sinn des Begriffes Volkslied, wonach in ihm einerseits die Musikliebe des Volkes, andererseits das Sehnen der Volksseele den besten Ausdruck findet. Es ist aber charakteristisch für den Männer-



gesang, daß er weniger aus musikalischen als aus allgemeinen geistigen Bedürfnissen entsprungen ist.

In der Tat weist hier die musikgeschichtliche Linie Lücken auf, die für die künstlerische Einschätzung des Männergesangs ebenso bedeutsam sind, wie für die Auffassung seiner ethischen Aufgabe. Der Männerchorgesang erscheint ziemlich unvermittelt und rein musikalisch nicht begründet zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Wir erleben bei ihm den seltsamen Fall — und er ist ein starker Beweis für die obige Behauptung —, daß nicht eine vorhandene Männerchorliteratur die zu ihrer Ausführung nötigen künstlerischen Vereinigungen schafft. Vielmehr sind umgekehrt die Männergesangvereine zuerst da; sie rufen erst diesen Zweig der Komposition hervor.

Denn die natürliche Chorkomposition ist die für gemischte Stimmen. Die von der Natur gegebene Zusammenstellung besteht — das braucht nicht erst bewiesen zu werden — aus Sopran, Alt, Tenor und Baß. Die Stimmen ergeben sich aus dem Zusammenwirken von Männern und Frauen, oder bei jedem einzelnen Geschlecht durch das Nebeneinander von Kindheit und reifem Alter. Bei den Frauenstimmen tritt diese Vierstimmigkeit weniger charakteristisch hervor, ist aber gleichwohl vorhanden. Diese von der Natur gegebene Mehrstimmigkeit musikalisch auszubilden, war die Aufgabe der Musik des Mittelalters. Die kontrapunktische Polyphonie hatte sie zuletzt in einer Weise gesteigert, daß dabei schließlich nur eine Art mathematisch-musikalischer Ausnutzung des Tonmaterials geboten, der seelische Inhalt immer geringer wurde. Durch das Mittelalter und durchs 16. Jahrhundert hindurch ist also der mehrstimmige Gesang ausschließlich Kunstmusik. Noch im Beginn des 17. Jahrhunderts blühte das mehrstimmige Gesellschaftslied als vornehme musikalische Unterhaltung.

Die moderne Musik entwickelte sich bekanntlich in einem gewissen Gegensatz zu dieser kontrapunktlichen Polyphonie. Die harmonisch begleitete Monodie (Einstimmigkeit) wurde die Hauptform für den Gesang. Die theoretische Erkenntnis eines Vorbildes im griechischen Musikdrama, andererseits das einheimische Volkslied waren die anregenden Kräfte. Der Chorgesang tritt nun immer mehr zurück. In der Oper wie im Oratorium spielte er gegenüber den Formen der einstimmigen Arie, des Rezitativs, des Duetts eine nur sehr untergeordnete Rolle. Auch in der Kirche bevorzugte man die Einstimmigkeit. Auf katholischer Seite geschah es aus der durch liturgische Rücksichten verschärften Reaktion gegen die vorangegangene Vorherrschaft der mehrstimmigen Kontrapunktik. Der Choral der evangelischen Kirche hatte sich aus dem immer einstimmigen Volkslied entwickelt.

Der neue Chorgesang mußte erst wieder geschaffen werden. Am einflußreichsten wurden dafür Händels Oratorien. Auf sie geht der neuere Chorgesang im wesentlichen zurück. Und zwar nicht nur in der Komposition — wo J. S. Bach zwar noch gewaltiger, aber zunächst weniger und jedenfalls in engeren Kreisen wirksam neben den beherrschenden Weltmann Händel tritt —, sondern auch in der praktischen Chorgesangpflege. Dabei haben wir also das natürliche Verhältnis, daß eine vorhandene Musikliteratur sich das Werkzeug zu ihrer Reproduktion schafft.

Hier hat das „unmusikalische“ England, das einmal durch seine Musikschöpfungen in der instrumentalen Hausmusik Einfluß auf die Entwicklung gewonnen hat, auch ein großes Verdienst für die reproduktive Musik. England hatte, vielleicht gerade weil es bei der schnellen Musikentwicklung nicht mitkam, niemals mit der Pflege des Chorgesangs aufgehört. Außerhalb der Kirche diente er zur Verherrlichung der großen Musikfeste. Händel hat diese günstigen Vorbedingungen in glänzendster Weise ausgenutzt, indem er in seinen Oratorien den Schwerpunkt auf die Chöre legte, die ihrerseits so bedeutende Sängerscharen voraussetzten, wie sie bei derartigen Musikfesten zusammenkamen.

Ähnliche Verhältnisse galt es für Deutschland zu schaffen, wenn dieses die Oratorien Händels sich zu eigen machen wollte. Die Sehnsucht nach diesen gewaltigen Werken mußte noch wachsen, als der geliebte Haydn seine beiden Oratorien „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“, die beide bezeichnenderweise auf englische Anregung entstanden, unter denselben Chorbedingungen wie Händel schuf. In Deutschland fehlte es so völlig an größeren Chören, daß man in Leipzig zur Erstaufführung der „Schöpfung“ den Schülerchor des Thomasgymnasiums heranzog, in Dresden sogar die „Jahreszeiten“ 1802 italienisch aufführte, weil man den Chor der Oper verwenden mußte, da man keine deutschen Sänger hatte.

Mit der erwachenden Liebe zu Händel und der vor ihm liegenden polyphonen Musik — der schwierigere Bach kam erst später zur Neubelebung (1829 Aufführung der Matthäuspassion) — begann in Deutschland die Gründung von großen Singvereinen: 1790 Berliner „Singakademie“, 1800 Leipzig und Stettin, 1802 Dresden u. s. w. Reichten in den größeren Städten die Kräfte allenfalls für die Bewältigung der großen Oratorien aus, so mußte man sich an kleineren Orten durch Zusammenschließen der Kräfte helfen. Es ist das Verdienst des Kantors G. Fr. Bischoff (1780—1841), das erste derartige „Musikfest“ zustande gebracht zu haben. Am 20.—21. Juni 1810 wurde es in Frankenhausen unter Spohrs Leitung begangen. Das Beispiel fand denkbar stärksten Anklang. Überall wurden Provinzialverbände von Gesangvereinen gegründet. Für die zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts sind die Musikfeste geradezu die charakteristischste Erscheinung des Musiklebens. In der Komposition äußert sich diese Erscheinung durch eine beispiellose Fülle von Oratorien und Gesangswerken großen Stils.

So gewinnen wir also ein übersichtliches Bild für die Entwicklung des Chorgesangs, soweit er von *gemischten* Stimmen ausgeführt wird. Wir können hier die wichtigsten Linien *innerhalb* der Geschichte der Musik ziehen.

Anders liegen die Verhältnisse für den *Männergesang*. Schon die Singvereine und Musikfeste wären nicht so schnell und so mächtig emporgeblüht, wenn nicht die gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse diese Verbreiterung der Musikpflege begünstigt hätten. Man kann es als Symptom auffassen, daß die Gründung der Berliner Singakademie ins Jahr 1790, also ein Jahr nach der französischen Revolution fiel. Den wichtigen Aufschwung nehmen dann diese

Vereine zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Da war die bürgerliche Gesellschaft schnell zu einer Macht herangewachsen, die nun ihre gesellschaftliche Unterhaltung haben wollte. Die Schicht war breiter. Die Kammermusik, die in den Jahrzehnten zuvor alle Ansprüche der Liebhaber befriedigt hatte, reichte nicht mehr aus. Sie kam jetzt immer mehr aus dem Haus in den Konzertsaal, aus den Händen der Liebhaber in die der Berufsmusiker. Der Gesangverein bot den musikalischen Massen Gelegenheit zur Betätigung. Es ist sehr bezeichnend, daß fast gleichzeitig die Blüteperiode des modernen Tanzes (im Walzer) als bürgerlicher Unterhaltung begann gegenüber den „exklusiven“ Kunsttänzen der vorangehenden Zeit.

In weit höherem Maße beruht die Entwicklung des Männerchorwesens auf diesen allgemeinen Verhältnissen. Das ergibt sich mit Notwendigkeit schon daraus, daß jener musikalische Grund, der die großen gemischten Chöre notwendig gemacht hatte, hier nicht vorhanden war.

Man geht sicher nicht fehl, wenn man als erste oder doch innerste Ursache der Gründung von Männergesangvereinen den Wunsch nach geselligem Verkehr ansieht. Man darf auch in der Musikgeschichte nicht immer mit nur idealen Vorstellungen arbeiten. Die Deutschen um die Wende des 18. Jahrhunderts liebten auch wie die alten Germanen das Zusammensitzen bei einem guten Trunk, den sie sich mit viel guten Reden und mit Gesang würzten. Man kann es sich so leicht vorstellen, wie aus der gemeinsamen Tätigkeit in einer Singakademie bei der Männerwelt der Wunsch nach gemeinsamem Verkehr außerhalb des Vereins entsprang, und zwar ohne Damen. Der Name „Liedertafel“, den sich die vierundzwanzig männlichen Mitglieder der Berliner Singakademie beilegten, die sich am 20. Dezember 1808 unter Zelters Vorsitz versammelten, bekundet diesen geselligen Ursprung. In England war es auf gleiche Art bereits im 18. Jahrhundert zu „Klubs“ gekommen.

Die Mitglieder dieser ersten „Liedertafel“ waren ausschließlich Komponisten, Dichter und Berufssänger. Diese „artistische“ Zusammensetzung ist aber gerade ein Beweis für den „geselligen“ Zweck, genau so wie die Bestimmung der etwas freieren „Magdeburger Liedertafel“ (1818), daß nur Vomblattsänger aufgenommen werden durften. Man wollte eben keinerlei künstlerische Mühe und Vorbereitung nötig haben, sondern sich die gesellige Zusammenkunft nur durch einige Lieder würzen. Da für den ersten Verein noch keine entsprechende Literatur vorhanden war, schuf man sie sich derart, daß die Mitglieder selbstgedichtete und selbstkomponierte Lieder vortrugen, die, sobald sie gut befunden wurden, von allen Mitgliedern in ihre Notenbücher eingetragen werden mußten. Die Berliner Liedertafel hat sich so einen Schatz von 500 Liedern geschaffen. Von diesem ging dann eine starke Anregung auf weite Kreise aus. Es ist ja leicht erklärlich, daß die strengen künstlerischen Anforderungen an die Mitglieder der Liedertafel um so eher schwinden mußten, als die betreffende Literatur sehr einfach war. Sie war ja zum Vomblattsingen bestimmt, machte also auch richtigen Dilettanten keine Schwierigkeiten, wenn die Zeit zur Vor-

bereitung gegeben war. Dazu wurden dann besondere Männerchöre ins Leben gerufen. Die ausgedehnte Möglichkeit gemeinsamer geselliger Freuden und ungezwungenen Zusammenseins, die diese Vereine naturgemäß vor den „gemischten" Chören voraus hatten, machten die Männerchöre sehr schnell beliebt. So wurden sie bald aus den Künstlergesellschaften, die sie anfänglich waren, zu echt volkstümlichen Vereinen.

Damit traf dann die norddeutsche Bewegung mit der schweizerisch-süddeutschen zusammen. Hier hatte Hans Georg Nägeli (1773—1836) eine rege Tätigkeit entfaltet. Als Musikverleger sorgte er durch Neudruck für das Wiederbekanntwerden Händels und Bachs. Um diese Werke aufführen zu können, gründete er dann 1805 in Zürich ein „Singinstitut", das etwa der Berliner Singakademie entsprach. Nägeli aber, der selber jahrelang als Gesanglehrer an einer Volksschule wirkte, war eine viel volkstümlichere Natur, als die Berliner Fachmusikerkreise. Er hatte die Bedeutung der Musikpflege für das Volk erkannt und wirkte durch Wort, Schrift und Tat für eine Verbreitung des Gesangs. Aus solchen Erwägungen heraus kam er zum Männerchorgesang. Dieser stand also hier im Süden gleich auf der volkstümlichen Grundlage, zu der er sich im Norden erst aus geselligen Veranstaltungen hindurcharbeiten mußte. Der Umstand, daß im Süden das Volkslied noch lebendiger war, wirkte auch in diesem Sinne. 1824 folgte den Schweizern der Stuttgarter „Liederkranz". Die Württemberger erhielten in Friedrich Silcher (1789—1860) den Mann, der, obwohl Universitäts-Musikdirektor, sich doch ein so volkstümliches Fühlen bewahrt hatte, daß seine Bearbeitungen von Volksliedern am meisten zur Pflege des Volkslieds in den Männerchören beigetragen haben. In manchen seiner eigenen Lieder traf er aufs beste den Ton jener echten Volkslieder, von denen der schwäbische Dichter J. G. Fischer so schön sagt: „Man macht sie nicht, man singt sie bloß."

Hier im Süden offenbart sich auch deutlich der Zusammenhang, in dem dieses Singen der Männer mit dem in früherer Zeit steht, der Gesangspflege in den Meistersingerschulen. Als im Jahre 1839 in Ulm die letzte dieser Schulen sich auflöste, da vermachten die letzten Zünftler ihre Innungszeichen, Fahnen und Singbücher dem „Liederkranz". Sie hatten ihre Nachfolgerschaft, die allerdings dem Wechsel der Zeit entsprechend ein anderes Gesicht trug, gut erkannt.

Die Männerchöre fanden in Stadt und Land eine ungeheure Verbreitung. Nägeli konnte bereits 1834 rühmen, daß die Schweiz „wenigstens 20000 kunstgerecht zu nennende Figuralsänger, welche Mitglieder von Vereinen sind," habe. Ganz entsprechend den Musikvereinen schlossen sich auch die Männerchöre zu Provinzialverbänden zusammen. Es gibt jetzt siebzig solcher „Bünde", die den „Deutschen Sängerbund" mit über 80000 Mitgliedern bilden. — Die Provinzialverbände hatten schon 1830 mit gemeinsamen „Liederfesten" begonnen, die sich vielfach zu regelmäßig wiederkehrenden Einrichtungen entwickelt haben. („Norddeutsche Liedertafeln" seit 1833; „Märkische Gesangsfeste" seit 1840.) Auch der „Deutsche Sängerbund", der übrigens seit 1862 eine eigene Zeit-

schrift, die „Sängerhalle“, besitzt, hat große Feste gefeiert (1865 in Dresden, 1874 in München, u. s. w.).

Nach dem Vorbild des deutschen Männergesangs haben sich auch in Belgien (seit 1830), Frankreich („Orphéons“ seit 1835) und Holland (seit 1840) ähnliche Sängerbünde gebildet; in Nordamerika bilden sie eines der besten Bindemittel für die zahlreichen Deutschen und wirken so für die Erhaltung des Deutschtums inmitten der englischen Welt.

Hier sind wir bei einer Seite der Wirksamkeit der Männerchöre angelangt, die von Anfang an einerseits viel zur Beliebtheit dieser Vereinigungen beigetragen hat, andererseits aber auch gegenüber dem mehr ästhetischen Verdienst der Verbreitung der Musikpflege ein ebenso bedeutsames ethisches darstellt.

Es war eine Männerzeit um 1810 und im folgenden Jahrzehnt. Erst eine Zeit bitterer Not unter drückender Fremdherrschaft, dann die Jahre ruhmreicher Erhebung, darauf die lange Zeit böser Reaktion. Es ist sehr bezeichnend, daß die ersten wirklich volkstümlichen Männerchöre die packenden Weisen sind, die Karl Maria von Weber (1814) den Liedern Theodor Körners lieh. Aber segensreicher noch als für die Tage des Kampfes erwies sich der Männergesang für die Jahrzehnte der Reaktion. Als die Fürsten sich weigerten, dem Volke, das „in Waffen“ die Throne gerettet, im Frieden das zu geben, was ihm zukam; als man zaghaft vor dem wichtigen Schritt zurückwich, den die Zeit gebot, — da wußte das Volk besser, was ihm not tat, als die entweder furchtsamen oder kleinlich auf ihre persönlichen Machtrechte erpichten Fürsten.

Jetzt ward das Lied zum Künder der Sehnsucht nach dem einigen deutschen Reich. Die Männerchöre waren die Träger dieses Liedes. Tausende von Männern sangen von deutscher Größe in vergangenen Tagen, deutschem Hoffen für die Zukunft. In Millionen erweckte, erhielt ihr Gesang die große Sehnsucht. Unter diesen Umständen gewannen auch die großen Lieder- und Sängerfeste eine wichtige politische Bedeutung, denn sie führten Tausende deutscher Männer aus den sonst so unverbundenen deutschen Gauen zu gemeinsamer Tätigkeit zusammen. Die Gesangsfeste zu Würzburg (1845) und Köln (1846) trugen bereits ganz den Charakter großdeutscher Veranstaltungen. Daher auch Österreichs Gegnerschaft gegen das Männerchorwesen; der Wiener „Männergesangverein“ durfte erst 1843 gegründet werden. Um die Lebendigerhaltung des deutschen Einheitsgedankens und die zu dessen Verwirklichung unerläßliche Verbrüderung der deutschen Stämme hat sich der deutsche Männerchorgesang unvergeßliche Verdienste erworben. Die Musik hatte bereits ein rosiges Band um das deutsche Volk geschlungen, bevor die blutigen Schlachten es unlösbar zusammenkitteten.

* * *

In der musikalischen Entwicklung des Männergesangs kann man drei Perioden unterscheiden, die in innerem Zusammenhang mit der kulturellen Gesamtentwicklung des Männerchorwesens stehen. Die erfreulichste, weil gesündeste und natürlichste Periode ist die erste. Vaterland, Natur, Freund-

schaft geben den Inhalt der in einfachen Formen gehaltenen Kompositionen von Zelter (1758—1832), Friedrich Schneider (1786—1853), Ludwig Berger (1777—1839), Reichardt (1797—1884), Methfessel (1785—1869), Konradin Kreutzer (1780—1849), Karl Friedrich Zöllner (1800—1860), Vinzenz Lachner (1811—1893), Friedrich Kücken (1810—1889), Val. Ed. Becker (1814—1890), Wilh. Tschirch (1818—1890), Franz Abt (1819—1875), Julius Otto (1804—1877). Das sind nur einige wenige Namen aus der unübersehbaren Reihe der Komponisten, die sich dem dankbaren Gebiete zugewendet haben. Auch Silcher fand mit seinen Bearbeitungen von Volksliedern zahlreiche Nachahmer. Von unsern großen Komponisten haben neben Weber vor allen Mendelssohn, Marschner und in geringerem Maße Schumann für Männerchor (a capella) geschrieben.

Diese einfache Gesangsliteratur mit immerhin großem und begeisterndem Inhalt — zuweilen macht sich allerdings schon hier eine ungesunde Sentimentalität breit — genügte der Sängerwelt, solange sie selbst von diesen Ideen beseelt war. Wie in der Literatur nach 1848 die patriotische Sehnsucht nicht mehr so laut und vernehmlich zu Wort kam, an ihrer Stelle die akademische Kunst der „Münchener" die Herrschaft errang, so traten auch im Männerchorwesen ähnliche Erscheinungen zutage. Allerdings nicht so schroff und nicht so „akademisch". Die patriotische Sehnsucht hatte ja keineswegs nachgelassen, aber sie war zur stilleren Zuversicht, zur Gewißheit geworden. Und davon spricht man dann nicht mehr so viel und so leidenschaftlich, wie von einem heiß ersehnten Ziel, dessen Erreichen noch unsicher ist.

Es ist sehr bezeichnend, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Sängerwettstreite eingeführt werden. Man verbrämte die Einrichtung mit allerlei schönen Hinweisen auf die mittelalterlichen Sängerkriege und vielen Worten von Aufstacheln des Ehrgeizes und dergleichen mehr. In Wirklichkeit bedeutet jeder derartige Wettstreit mit Ehren-, womöglich mit Geldpreisen ein Anstacheln von Trieben, die mit Idealismus nichts zu tun haben. In künstlerischer Hinsicht ist am schlimmsten, daß alle diese Wettstreite mit Notwendigkeit zur Folge haben, daß sich der einzelne Verein „hervortun" muß. Das sucht er durch eine besonders „effektvolle" Vortragsweise und durch die Wahl „effektvoller" Kompositionen zu tun. Man sieht, daß das Ganze zur Äußerlichkeit, zu falschem Prunke, zur Unwahrhaftigkeit, dem größten Feind aller echten Kunstpflege, führen muß. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Entwicklung nach 1870 noch schlimmer wurde. Das große Jahr hatte nicht nur die Erfüllung der patriotischen Wünsche gebracht, es folgte als böse Geleitschaft des Aufschwungs des nationalen Wohlstands, jene unglückliche, materialistische Periode, die als „Gründerzeit" einige der schwärzesten Blätter der deutschen Geistesgeschichte füllt. Jetzt war die ganze Geselligkeit immer mehr auf Äußerlichkeiten gestellt; Effekt und geistlos genießende Unterhaltung wurde zur Losung der „Kunst".

Die Männergesangsliteratur spiegelt in ihrer Art diese Entwicklung. Bevorzugung seichter oder sentimentaler Texte, burleske Komik, Brummstimmen,

allerlei äußerliche Spielereien, grobe Tonmalerei, effektvoller Satz und effektvolle Vortragsweise. Die schlichten Silcherschen Volkslieder müssen zu tollen Kunststückchen herhalten. Die dynamischen Schattierungen bewegen sich in den schroffsten Gegensätzen. Noch immer ist mir in schlimmster Erinnerung, wie ein großer Gesangverein — ich führe das Beispiel an, weil der Verein beim Frankfurter Wettstreit einen der ersten Preise gewonnen hat — das melancholische „Zu Straßburg auf der langen Brück'" kunstgerecht verarbeitet hat. Da wurde von den beiden Schlußversen der erste: „Blast mir das Alphorn noch einmal in wunderbarem Reiz" im zartesten Pianissimo gesungen, worauf dann zweihundert Männerkehlen mit aller Gewalt losschrieen: „Und dann grüßt mir viel tausendmal mein Vaterland, die Schweiz." Es machte einen „kolossalen Effekt". Ähnliches, wenn auch nicht so schlimm, wird man bei fast allen Vorträgen von Volksliedern durch große Männerchöre erleben.

Das ist gröbste Unnatur, gewiß! Aber man muß sich doch fragen, ob überhaupt der Gesang von Volksliedern sich für so große Chöre eignet. Die Poesie dieser Gesänge ist zumeist von so heimlicher Art, daß gar oft bereits schon die Bearbeitung für vier Stimmen dem innersten Wesen der Dichtung widerspricht. Von „heimlicher Liebe" sollten nicht zweihundert Männer zugleich singen. Die Silcherschen Chöre z. B. klingen ausgezeichnet, wenn die Stimmen etwa dreifach besetzt sind, am schönsten sogar bei einfacher Besetzung, und noch besser für gemischte Stimmen.

Das ist überhaupt das Bedenkliche am ganzen Männergesang, daß sein Gebiet geistig und musikalisch sehr eng ist. Von Vaterlands-, Schlacht-, Jagd- und Trinkliedern abgesehen, gibt es nur verhältnismäßig wenige Texte, die innerlich die Vertonung als Männerchöre rechtfertigen.

Fast noch schlimmer erwies sich für die Folge die musikalische Enge. Man war sich nämlich gerade in ernsten Musikerkreisen bald darüber einig, daß die „Liedertafelei", wie sie sich allmählich entwickelt hatte, die Musikpflege nicht nur nicht fördere, sondern geradezu schädige. Man wollte dem abhelfen und den Männergesang in künstlerische Bahnen lenken; man wurde dabei aber bloß *künstlich*. Bei der Kleinheit des Tonumfangs, der Eintönigkeit der Klangfarbe, zu der der Männergesang verurteilt ist, suchte man die Abhilfe in „orchestraler" Schreibweise, d. h. durch Akkord- und Tonfolgen, die für Instrumente leicht zu treffen, für Gesangsstimmen aber unnatürlich sind, weil sie nicht im Gehör liegen. Außerdem werden die natürlichen Grenzen der Stimmen überschritten. Die Tenöre kommen kaum mehr aus der Fistellage heraus, die Bässe verharren beim Brummen. Der Komponist nutzt ferner jeden auch noch so kleinen Textanlaß aus, um daran Tonmalereien zu knüpfen oder scharfe Lichter aufzusetzen. Er verfällt dadurch in ein Aneinanderreihen von Kleinigkeiten und verliert die große Linie.

Wie gesagt, diese Erscheinungen erfolgten mit einer gewissen Notwendigkeit aus diesen Versuchen der Bereicherung des Tonsatzes. Ich stehe nicht an, Friedrich Hegars (geb. 1841) „Totenvolk", „Rudolf von Werdenberg", Franz

Curtis (geb. 1854) „Schlacht", „Die Toten vom Iltis", manche Chöre von K. Joseph Brambach (geb. 1833) u. a. als in ihrer Art sehr gelungene Werke zu bezeichnen, aber die Art selber ist eben ihrem Wesen nach unkünstlerisch. Einzelne Ausnahmen wie „Der tote Soldat" von Peter Cornelius bestätigen nur die Regel.

Nicht daß ein schwierigerer Satz, eine zerteilte Stimmenlage an sich schon unkünstlerisch sein müßte, aber man darf den Männerstimmen nicht Aufgaben zuerteilen, die in diesen Fällen dem Orchester zukommen. Bereits Franz Schubert hat einige wundervolle Chöre für Männerstimmen mit Orchester gesetzt, so den „Gesang der Geister über den Wassern". Er hat das Klavier („Nachthelle", „Schlachtlied") oder auch ein Hornquartett („Nachtgesang im Walde") zur Hilfe genommen. Dadurch ist die Möglichkeit geboten, daß die Instrumentalbegleitung die Stimmung, die Situation gibt, aus der das Lied herauswächst; die Menschenstimmen können sich dann auf ihre natürliche Aufgabe beschränken, den Text wirkungsvoll zu deklamieren und seinen Gefühlsgehalt melodisch zu erschöpfen. In derselben Weise hat Karl Loewe in seinen beiden Oratorien für Männerchöre und Soli „Die Apostel von Philippi" und „Die eherne Schlange" wenigstens gelegentlich Instrumentalbegleitung hinzugezogen, im übrigen aber durch die ganz dramatische Gestaltung einen starken Stimmungswert genommen. Schumann mit „Balladen", Richard Wagner im „Liebesmahl der Apostel", Brahms im „Rinaldo" und in der herrlichen „Rhapsodie" haben dann ferner den Weg gewiesen, auf dem der Männerchor in Verbindung mit dem Orchester zu starken künstlerischen Wirkungen geführt werden kann.

Aber, es braucht wohl kaum noch betont zu werden, diese ganze Chorliteratur liegt weit ab von dem, was der Männergesang ursprünglich sein wollte, was er sein muß, wenn er volkstümlich sein soll. Auf allen Seiten erklingt deshalb auch von den Freunden des Männergesangs die Mahnung, diese neu eingeschlagenen Wege zu verlassen und zum alten einfachen Gesang zurückzukehren. O. Elben erhebt diese Warnung gewissermaßen im Namen des „Deutschen Männergesangs" in seiner „Geschichte des deutschen Männergesangs": „Im Streben, Neues, Wirkungsvolles zu bieten, haben kunstgeübte Vereine mannigfach sich einer Seite der musikalischen Literatur zugewandt, welche dem Wesen des Männergesangs nicht mehr entspricht: verkünstelte Werke, mehr instrumentalen als vokalen Charakters, sind mannigfach die Liebhaberei der Vereine geworden; diese erheben sich damit wohl auf eine Stufe der Kunstvollendung, welche andern zu erreichen unmöglich ist, welche selbst aber nicht natürlich, nicht mehr mit dem wahren Wesen des Männergesangs vereinbar ist. Manchmal trägt die Eitelkeit der Vereine, manchmal auch die der Dirigenten die Schuld." (2. Aufl. 1887, S. 470.)

In gleichem Sinne hat sich der deutsche Kaiser im Verein mit den Preisrichtern beim Sängerwettstreit in Frankfurt ausgesprochen, daß nur in der Rückkehr zur natürlichen Einfachheit, zum Volkslied und dem volkstümlichen Lied Rettung möglich sei.

Das ist gewiß wahr. Ich glaube aber, man hätte einen Schritt weiter gehen und sich fragen müssen: Leidet nicht unsere ganze Musikpflege unter dem Überwuchern des Männergesangs? Entspricht dieser noch in gleichem Maße unserer Zeit und ihren Vorbedingungen? Der Umstand, daß der Männergesang in höchster Blüte stand, als er der Träger eines starken Volksempfindens war, gibt da zu denken. Man kann in musikalischer Hinsicht den Männergesang wohl auf jenen alten Stand zurückführen, man kann aber die geistigen Vorbedingungen nicht wieder herstellen, die jenen Zustand geschaffen haben.

Und sind nicht unsere gesellschaftlichen Zustände andere geworden? Haben nicht die Frauen heute ganz anders teil am öffentlichen und gesellschaftlichen Leben als ehedem? Mir will scheinen, hier erschlösse sich eine neue Aufgabe. Hebung des mehrstimmigen Gesangs mit gemischten Stimmen. Hier aber besondere Pflege des Volkslieds. Die Frauen bewahren ihre Lieder besser; sie singen sie nicht bloß im Verein, sondern auch daheim im Hause; sie lehren sie ihren Kindern. Ich will den Männergesang keineswegs verbannen. Aber wichtiger ist der Volksgesang. Zu diesem aber gehört das ganze Volk. Die Frauen tragen ihr gutes Teil an des Lebens Last, so mögen sie auch teilhaftig sein an des Lebens Schmuck. Ein solcher ist der Gesang; ein Schmuck, der nicht nur verschönt, sondern auch veredelt.



Sängerwettstreite.

An einer Stelle des leitenden Artikels der heutigen „Hausmusik" wird ausgeführt, daß die Einführung von Wettstreiten für die Entwicklung des Männergesangs schädlich gewesen sei. Das widerspricht so sehr der allgemeinen Ansicht, daß ich hier gern einen Brief einschalte, der mir schon vor geraumer Zeit von einem Lehrer aus Rheinland zugeschickt wurde. Er gibt ein anschauliches Bild von der Wirkung, die die Beteiligung an solchen Wettstreiten in kleineren Verhältnissen ausübt.

„In Westfalen und Rheinland (in anderen Gegenden ist es auch so. D. Red.) ist jetzt die Hochsaison der Gesangswettstreite. Gebildete Leser werden bei diesem schönen Worte an den Sängerkrieg auf der Wartburg denken; doch haben die Wettstreite unserer Tage fast nichts mehr, was an klassische Liederschlachten erinnert, bei denen es vorzüglich auf den Inhalt des Gebotenen, dann nicht minder auf Herz und Gemüt des Meisters und erst zuletzt auf seine Kunstmittel ankam. Heutzutage spielt die Güte des komponierten Chores überhaupt keine Rolle mehr. Der unfähigste Tonsetzer kann irgend ein Machwerk verbrochen haben — trägt der auftretende Verein das ‚Lied' möglichst künstlich vor, hält er den Ton und verfügt über annehmbares Stimmenmaterial, dann ist er seines Preises ziemlich sicher. Daß von den Dirigenten möglichst viel in den Chor hineingekünstelt

wird, ist nicht allein ihre Schuld, nein, größtenteils die der Komponisten und Preisrichter. Neulich sah ich einen Chor eines ‚besseren‘ Komponisten, da wimmelte jeder Takt eines Allegro-Satzes von dynamischen Zeichen. Sähe das Johann Sebastian der Große, er drehte sich im Grabe herum. Es kommt dem Verein dabei gar nicht darauf an, aus dem leisesten pp. zum brüllenden ff. zu schwellen — es wirkt eben, der Effekt ist erhascht. Da reden nun unsere Kunstkritiker und Volksfreunde vom Verflachen und Verderben des Volksgesanges und suchen die Hauptschuld, ja die alleinige Schuld bei dem Tingeltangel-Gesang. Mögen die Couplets schuldig sein, der Hauptschuldige ist der leidige Gesangswettstreit.

„Für einen solchen ‚Festtag‘ üben die meisten Vereine und Vereinchen mindestens ein Jahr, häufig länger an 2 bis 3 Chören. Nehmen wir etwa 45 Gesangsabende von 2½ Stunden, so ergibt das etwa 110 Gesangsstunden. Bitte, schütteln Sie nicht den Kopf, ich kenne Vereine, die doppelt so viel, ja in den letzten Wochen vor dem Streit 4—6mal in der Woche 3—4 Stunden gesungen haben. Es gibt Gesangvereine, die sind lediglich gegründet, um auf Gesangwettstreite zu gehen. Daß dieses nachdrückliche Üben ja auch Gutes hat, verkenne ich nicht; aber daß bei solch einer Drillkultur von einer Pflege des Volksgesanges keine Rede sein kann, liegt doch auf der Hand. Um die Stimmung in derartigen Vereinen (die schöne Namen wie Gemütlichkeit, Konkordia, Frohsinn, Eintracht haben) kennen zu lernen, muß man ihre Mitglieder nach dem Singen reden hören. Wie giftige Bierbankpolitiker über die ‚Weltlage‘ schwätzen, so legen die Trauten geschäftig Kritik an jeden Takt und jeden Menschen, und der liebe gelbe Neid führt sein Regiment aller Einschränkung bar. Die Konkurrenzvereine benachbarter Städte werden ‚besucht‘, d. h. man stellt sich vor den Vereinslokalen auf die dunkle Straße und freut sich nicht etwa der Leistungen, sondern setzt seine Kritikasterei endlos fort. Sind die konkurrierenden Vereine gar in einer Stadt, so teilt sich diese bei einem nicht geringen Teil der Bevölkerung geradezu in mehrere Lager; denn auch die inaktiven Mitglieder nehmen selbstredend kräftig Partei für oder wider. Unser heutiges Publikum des Mittelstandes ist deshalb gar nicht mehr imstande, einen Männerchor als Kunstwerk auf sich wirken zu lassen, und von einer Pflege der ästhetischen Kultur kann unter solchen Umständen durch die Musik keine Rede mehr sein. Die Kritik nimmt eben einen ganz unverhältnismäßig breiten Raum ein, und das ist durch die Lage der Dinge als etwas Selbstverständliches geschaffen.

„Nun kommt nach langer, mühseliger Arbeit endlich der ersehnte Tag. In fünf Minuten wird verpufft, was in langen Monden vorbereitet ward. Wie Schafe, die zur Schur geführt werden, geleitet man die einzelnen Vereine zur Bühne oder zum Podium. Eine große Zuhörerschaft begleitet die Gesänge mit konventionellen, abgedroschenen Phrasen: Die kriegen keinen — die singen gut — die kriegen den ersten — die u. s. w. Eine nette Wirkung des herrlichen deutschen Männergesanges, nicht wahr? Der Bühne gegenüber thronen, abgesondert von der Menge, die Herren Preisrichter. ‚Ja‘, fragte mich vor einigen Wochen ein musikalisch wohl gebildeter Herr, ‚wer in aller Welt gibt sich denn dafür als Preisrichter her?‘ Antwort: Unsere besten Musiker, Kgl. Musikdirektoren und Seminarlehrer, Professoren der Musik und andere aus den Musikzentren unserer westlichen Provinzen. Die Kunst geht wahrlich nach Brot. Ich könnte eine Auswahl klingender Namen nennen; allerdings bekommen die Herren

25—100 Mark für ihre Mühe. Doch das ganz nebenbei, und auch noch als nebensächlich erwähnt sei, daß die Wettstreite die einzelnen Vereine eine Menge Geld kosten, und dabei auch durch ‚Leihen‘ guter Stimmen und vieles andere die Mogelei in schönster Blüte steht. Ich möchte es geradezu eine sittliche Entgleisung nennen, wenn ein anständiger Gesangverein einen Wettstreit besucht. Daß drei Vereine um drei Preise singen, ist ebenfalls bezeichnend.

„Aber nun nach dem Auftreten. Ich will nicht viel mehr sagen: der eine Verein löst sich auf, wenn er kein Glück hatte, im zweiten gibt's Krach unter den Mitgliedern und mit anderen, der dritte bekommt potenzierte Blasiertheit, und selten sagt sich ein vornehmer Verein: Einmal und nie wieder, und kommt dadurch wieder ins richtige Geleise. Wenn Se. Majestät diese Wirkungen der Gesangwettstreite kennte, und wenn ein Berufener Allerhöchsten Ortes klarstellte, daß durch solche Veranstaltungen der liebe deutsche Volksgesang vernichtet wird, dann würde unser Kaiser, dem doch wahrlich ein warmes Herz für Hebung der idealen Volksgüter im Busen schlägt, den großen Gesangwettstreit aufheben und alle anderen polizeilich schließen lassen.“ —

In dieser Schilderung eines Kundigen ist sicher einzelnes übertrieben, anderes zu scharf ausgedrückt. Im allgemeinen aber muß ich dem Herrn Einsender aus eigener Erfahrung beistimmen. Es wird in unsern Vereinen überhaupt zu viel gedrillt, zu wenig künstlerisch geübt. Ich habe seiner Zeit als Leiter eines Gesangvereins alle Chöre nur so weit eingeübt, daß es der ständigen Aufmerksamkeit aller Beteiligten bedurfte, um gut durchzukommen. Ich habe damit die günstigsten Erfahrungen gemacht. Wir gewannen damit in unserm Dörfchen ein Repertoire, um das uns große städtische Chöre beneiden durften. Dabei war die Lust der Sänger sehr rege, und ihr Auffassungsvermögen wuchs zusehends. Man darf eben immer nur an die eigene und fremde Erbauung denken, und nicht an Protzerei. Diese ist nirgendwo unheilvoller als in der Kunst. **K. St.**

Zu unserer Notenbeilage.

Die beiden Lieder, die wir heute bieten, sind so einfach, daß sie kaum eines Geleitswortes bedürfen. Beide sind Gaben aus unserm Leserkreis; anspruchslos dargeboten, verdienen sie eine herzliche Aufnahme. H. Marnitzky hat zu Fontanes prachtvollem Gedicht eine Weise gefunden, die wohl volkstümlich werden könnte. Sie ist vom Komponisten auch für vierstimmigen Männerchor gesetzt, und ist in dieser Bearbeitung Gesangvereinen dringend zu empfehlen. — M. Naacke ist vor einiger Zeit mit einem Heftchen geistlicher Lieder hervorgetreten: „Hosianna!“ (Hagen, O. Rippel. Preis 1 Mk.) Ich mache sangesfreudige Leser gern darauf aufmerksam. Von einem Sänger für Sänger geschrieben, eignen sich die Lieder gleicherweise für Kirche und Haus.



Rembrandts Selbstbildnisse.

Zu unserer Kunstbeilage.

Das Persönlichste in der Kunst Rembrandts, das, worin er ganz auf eigenen Füßen steht, ohne Vorbild in der Kunst seiner Heimat, ohne ebenbürtigen Nachfolger, ist die Art, wie ihm alle körperliche Erscheinung, das Antlitz und die Gestalt, nur dazu da war, um darin den Menschen auszudrücken. Er ist vor allem andern Physiognomiker und Psychologe. Manches Mal behandelt er den Körper geradezu als Nebensache, nur skizzenhaft; Pedanten haben ihm selbst bei großen Gemälden verzeichnete Gliedmaßen (man denke an den zu kurzen Arm des Ephraim Bonus) nachgewiesen. Aber das schadet nichts, oft wird sogar die geistige Wirkung des Bildes dadurch erhöht.

Rembrandt war zu dieser Richtung durch seinen Bildungsgang geführt worden, oder besser: die in ihm liegende Anlage war zur vollen Entfaltung gelangt, weil ihr durch keine schulmäßige Erziehung entgegengewirkt worden war. War er doch in Leyden fast ganz auf sich angewiesen. Sein Lehrer, der bescheidene Swanenburgh, konnte ihn allenfalls in die wichtigsten Geheimnisse der Lichtmalerei einführen, zur Beobachtung der Menschen, zum Festhalten des Gesehenen mit Stift und Pinsel reizte ihn die eigene Natur. Er fühlte wohl selbst, daß ihm Lehrer nicht viel würden geben können. So blieb er denn, als er 1623 als Siebzehnjähriger zum berühmteren Pieter Lastmann in die Schule kam, nur ein halbes Jahr bei ihm in Amsterdam; dann kehrte er in seine Geburtsstadt Leyden zurück.

Er brauchte ja für sein Wollen nicht lang in der Ferne zu suchen. Jeder Kopf in seiner Umgebung war ihm recht. Vater und Mutter, die Geschwister, die Bedienten im Haus, Bettler, Landstreicher, alte Juden — jeden studierte er. Jeglicher Ausdruck des Gesichtes war ihm wertvoll; alles nahm er ernst. Jene Grimassen, in denen die holländische Malerei die Bauern so gern darstellt, finden sich bei ihm nicht. Er will nie unterhalten, er will einen Menschen darstellen.

Ein zweites wirkte in Rembrandt mit gleicher Stärke: seine Malernatur. Farbe und Licht in ihren Wirkungen, ihren Wechselbeziehungen aufzuzeigen, wurde er zeitlebens nicht müde. Beide Neigungen konnte er am besten im Selbstbildnis befriedigen. Sich selber hatte er immer am nächsten zur Hand. „Er stellte sich vor den Spiegel und zeichnete sich von vorn oder über die Schulter blickend, mit Hut oder Mütze oder mit bloßem Kopf, lachend, schreiend, mit aufgerissenen Augen, mit vorwärts gestrecktem Kopf und lauerndem Blick, mit gesträubten Haaren. Auf die Ähnlichkeit kommt es ihm weniger an, als auf den einzelnen treffenden Anblick, darum ist auch sein Porträt nicht immer mit der gleichen Sicherheit erkennbar." (Ad. Philippi, Blüte der Malerei in Holland, S. 128.)

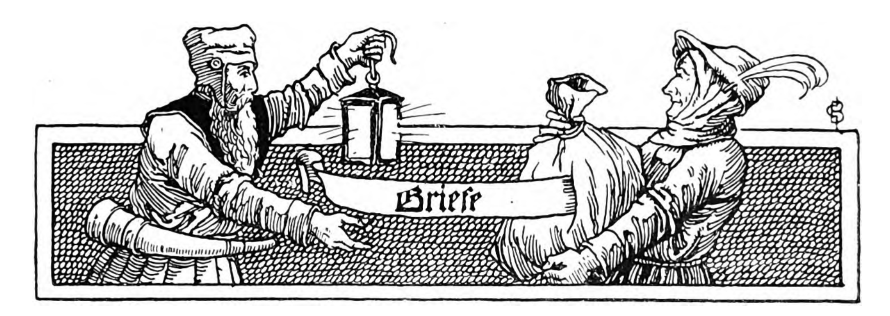
Die Zahl der Selbstbildnisse Rembrandts ist kaum zu übersehen. Er gibt in ihnen nicht nur seine ganze Kunst, sondern auch sein Leben. Noch in der Leydener Zeit hat er oft seinen Jünglingskopf gemalt. Auch als Zwanzigjähriger war er nicht schön; und er war immer ehrlich gegen sich. Die breite Nase und die kleinen Augen verschönerte er nicht, er verschönerte nicht einmal die unreine Hautfarbe. Nur eines verschönerte er: das Kostüm. Aber war das wohl Eitelkeit, wenn er sich im glänzenden Offizierskleid darstellte, wohl gar mit einer Sturmhaube, oder in prunkend reichem Gewand? Sicherlich nicht. Dann hätte sich die Eitelkeit doch auch auf die Darstellung des eigenen Körpers selber erstreckt. Hier war es eitel Freude an der Pracht der Farbe, am Spielen des Lichts in den Metallteilen.

In der Blütezeit seines Lebens hat sich Rembrandt am häufigsten gemalt, in den acht Jahren (1634—1642), als ihm die geliebte Saskia sein Haus verschönte. Es ist bezeichnend, daß der Meister gerade jetzt, wo sich die Aufträge drängten, immer wieder seine Saskia und sich selber malte. Er verlangte ja nie nach Geld und verstand nie zu wirtschaften. Er wollte nur die Kunst. Und offenbar hat ihm niemand für seine Beobachtungen so still gehalten, wie er selber und sein Eheweib. Aber es offenbart sich doch in dem allen die Freude am Leben, das eigene Behagen. Er, der solide, in sich gekehrte Arbeitsmensch, malt sich jetzt wohl gar als heiteren Zecher wie Franz Hals und hält seine Saskia auf dem Schoß, als wäre er Rubens und sie die schöne Helene Fourment. Aber nein, er ist immer er selber; auch seiner Saskia hat er nie geschmeichelt, und sie muß eine rechte Künstlerfrau gewesen sein, daß sie sich sogar im „unvorteilhaften“ Profil malen ließ, nur weil er so ein froheres Farbenspiel entfalten konnte.

Nach Saskias Tod ging es mit ihm abwärts, abwärts bis hinab ins bitterste Elend. Man vermochte seiner Kunst nicht mehr zu folgen, so lehnte man sie einfach ab und ließ ihn in Vergessenheit geraten. Man wird so am leichtesten mit einem allzu großen Künstler fertig. Jetzt hätte Rembrandt gern, um der bittersten Not zu entgehen, Bildnisse gemalt. Aber jetzt kamen keine Aufträge mehr. Da er nicht rasten konnte, malte und radierte er immer wieder sein Selbstbildnis. Ein billigeres Modell konnte er ja nicht bekommen. Ich kann nicht ohne tiefe Rührung das berühmte Selbstbildnis aus dem Louvre betrachten. Im alten, zerschlissenen Hauskleid steht er da, Pinsel und Palette in der Hand, eine weiße Mütze auf dem Kopf. Er ist gebrechlich und alt geworden, das Gesicht aufgeschwemmt, das Haar zwar noch voll, aber der Bart ungepflegt. Er hat sich in noch viel ärgerem Verfall gemalt, mit bresthaftem, geschwollenem Körper und kranken Augen. Er hat sich nicht geschont. Aber wie die reichen Bilder aus den guten Tagen keine Ruhmrederei bedeuten, so diese keine Selbstanklagen. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, als daß er kein guter Haushalter gewesen. Daß er schließlich halb blind wurde, das kam nicht, wie Pharisäer ihm später nachredeten, von schlechtem Leben und vielem Trinken, sondern vom vielen Arbeiten. In den Nächten hatte er radiert, und die Not hatte ihn gezwungen, in ungenügend erhellten Räumen zu malen.

Das Leben hatte ihm nichts erspart. Seine Saskia starb ihm, er verlor sein Vermögen, er verlor seinen Künstlerruhm; er, der seine Kunst so heilig gehalten, mußte sich als alter Mann dem Modegeschmack fügen, um nicht zu verhungern. Auch Hendrikje Stoffels, die ihm eine liebende Pflegerin geworden, sah er sterben, sein Sohn sank vor ihm ins Grab. Er brauchte sich nicht zu schämen, wenn er einen verfallenen, gebrechlichen Mann zeigen mußte. Man würde es nicht glauben, wenn man nicht die sichern Jahreszahlen hätte, daß er nur 63 Jahre alt war, als er starb. In seinen letzten Lebensjahren war er auch als Künstler schwach gewesen, man muß von einem Verfall reden. Aber bis ans Ende war er die gleiche starke Individualität, der die deutsche Kunst keine zweite an die Seite zu stellen hat. Bis ans Ende bewahrte er sich die unerbittliche Wahrheitsliebe, den heiligen Ernst, den Menschen zu betrachten und zu schildern, die wir aus seinen Selbstbildnissen kennen. K. St.





R. N., B. — O. O., M. a. R. — C. B., L.-C. — Th. W., W. i. E., P. N. — H. T., P. (Ruff. P.). — H. R., F. i. B. — C. S., O. b. Mchn. — K. Sch., R. — J. B., Mchn. — K. W., St. i. P. — O. B., G. — A. H., L., M.-Schw. — A. W. H., D. — C. A. K., B. — K. D. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

A. P. Wegen des Bildes von Burnand, das der T. in seinem Osterheft brachte, und das Ihnen so außerordentlich zusagt, wollen Sie sich an die Firma Braun, Clement & Co. Nachf. zu Dornach im Elsaß wenden. Diese Firma, in deren Verlage das Bild erschienen und gewiß in verschiedenen Formaten gedruckt ist, wird Ihnen bereitwilligst jede gewünschte Auskunft erteilen.

Sp., Vik., B. Besten Dank für die Zuschrift, die der T. gern zum Abdruck bringt. Ihren Vorschlag betreffs der Notenbeilagen hat er an die Verlagsbuchhandlung weitergegeben, und wenn nicht andere triftige Gründe dagegen sprechen, dürfte die gewünschte Änderung vom nächsten Jahrgange ab erfolgen. Für Ihre treue Freundschaft herzlichen Dank und Gruß!

E. R. F., G. N. b. D. Je mehr unsere öffentlichen Zustände sich derart entwickeln, daß man leicht darüber erbittert werden möchte, um so mehr soll man sich hüten, daß man nicht vollends verbittert wird. Auch den T. will's wohl bedünken, daß „Fabrik- und Großstadtluft dem Gedeihen des deutschen Geistes nicht förderlich" sei. Freundl. Gruß.

E. J., N. b. H., Schl. Wir möchten zu der Zeitschrift „Die Kunst für Alle" raten, die gerade „moderne Kunst" in reicher Fülle in Wort und Bild vorführt. Das Blatt erscheint bei F. Bruckmann in München und kostet vierteljährlich 3,60. Monatlich zwei Hefte. Natürlich kann es auch durch die Post, sowie durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Besten Dank für Ihre frdl. Worte aus Anlaß des vorletzten Türmer-Tagebuches. Sie schreiben dazu: „Unwillkürlich fällt mir da immer wieder eine Stelle aus Schopenhauers ‚Parerga und Paralipomena' ein: ‚Jegliches kündigt dieses Sansara an; mehr als alles jedoch die Menschenwelt, als in welcher moralisch Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, intellektuell Unfähigkeit und Dummheit in erschreckendem Maße vorherrschen. Dennoch treten in ihr, wiewohl sehr sporadisch, aber doch stets von neuem uns überraschend, Erscheinungen der Redlichkeit, der Güte, ja des Edelmuts, und ebenso auch des großen Verstandes, des denkenden Geistes, ja des Genies auf. Nie gehen diese ganz aus: sie schimmern uns, wie einzelne glänzende Punkte, aus der großen dunkeln Masse entgegen. Wir müssen sie als ein Unterpfand nehmen, daß ein gutes und erlösendes Prinzip in diesem Sansara steckt, welches zum Durchbruch kommen und das Ganze erfüllen und befreien kann'." An diesem guten Wort des alten Griesgrams Schopenhauer sollten in der Tat sich alle aufrichten, die „sonst ganz verzweifeln ob all der Schlechtigkeit und dem Jammer, den Menschen über Menschen bringen können". Freundlichsten Gruß!

S. R., Gr. L. Herzlichen Dank für den sinnigen Pfingstgruß! Auf Ihren letzten Brief kommen wir wohl noch zurück.

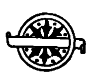
F. X. Sch., P. i. B. Die Gedichte zeugen unverkennbar von Begabung, doch können wir keines der eingesendeten im T. abdrucken. Vielleicht schicken Sie gelegentlich Neues.

G. B., S. Ihren Ärger über die maßlose Fahrerei der Automobilisten und deren schonende Behandlung durch die Behörden fühlen wir Ihnen von Herzen nach. Aber es sei genug davon, daß des Lateiners Spruch indignatio facit versum sich einmal bewährt hat; das Umdichten wollen wir lieber lassen.

H. B., A. Ihren frdl. Brief haben wir als eine der interessantesten Kundgebungen begrüßt, die uns aus Anlaß des vorletzten Türmer-Tagebuchs zugegangen sind. Zum Fall Hüssener schreiben Sie: „Trotzdem ich mitten im Militär stehe durch meine Heirat, acht Jahre hindurch, sage ich mit Ihnen, es muß unendlich vieles anders werden. Vielleicht ver-

wundert Sie das ‚trotzdem‘. Aber wenn Sie, wie ich, viele Frauen kennten, die, obwohl sie durch Geburt nicht aus Militärkreisen stammen, blind auf alles schwören, was den bunten Rock trägt oder getragen hat, dann begriffen Sie es vielleicht. Die Fehler sind: Streben nach dem äußern Glanz, nach der äußern Ehre, törichter Hochmut ... Aber in das alles werden sie vielfach hineingezwungen: wo die führenden Hände, die streng und doch mit Güte auf den rechten Weg führen? Die Oberhand, die Führung haben zum großen Teil das Gold, der Luxus. Wenn sie doch einsehen wollten: ehrlos werde ich durch unnötiges Schuldenmachen, ehrlos durch die reichen Heiraten und so vieles andere, aber daß mich ein Betrunkener, ein Roher schlägt, kann mich doch nicht ehrlos machen! Aber auch viel Gutes ist zu finden. Und nicht durchweg ist es ein häßliches Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ...“ Auf die übrigen Punkte Ihres anregenden Schreibens kommen wir vielleicht noch gelegentlich zurück. Herzl. Dank für den treuen Freundesgruß!

A. B., W., P. A., O. Sie haben darin vollkommen recht, „daß der Bearbeiter des altbekannten Heyseschen Fremdwörterbuches sich an katholische Fachmänner hätte wenden sollen, wenn er von rein katholischen Dingen so wenig wußte, daß er „Bulla in coena Domini“ als „am Karfreitag verlesene, die Ketzer bannende Bulle“, „correctio fraterni“ als „Dienstag in der dritten Fastenwoche“ „erklärte“, während es „brüderliche Zurechtweisung“ im Gegensatz zur Strafeinschreitung von seiten eines Vorgesetzten bedeuten soll, oder gar das „Credo“ für den „dritten Teil einer Messe“ ausgibt, „Tabernaculum“, nach Ihrer Anschauung die „leibhaftige Wohnung des eucharistischen Christus“, zu einem „Schrank für Meßgewänder“ herabwürdigt. Sie haben auch darin recht, daß Ignoranz — aber wohl hüben wie drüben! — ein gutes Stück zu gegenseitiger Anfeindung beiträgt. Sie wünschen, daß „es dem Ansehen des friedliebenden Türmers gelingen möge, auf diese Wunde etwas vernehmlich hinzuweisen und so ein neues Bindematerial zu schaffen für alle die, welche sich — wenn auch der Konfession nach getrennt — doch im Glauben an den Sohn Gottes eins fühlen“. Ihren Wunsch kann der T. nur zu dem seinigen machen, und als alter Türmerleser werden Sie seinen Standpunkt in diesen Dingen kennen. Für Ihr Vertrauen freundlichen Dank und Gruß!



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Berlin W., Wormserstr. 3**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer,** Verlagsbuchhandlung **in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche** Buchhandlungen und **Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



H.W. Tischbein pinx. 1787 Photogravure Bruckmann

GOETHE IN ITALIEN



V. Jahrg. August 1903. Heft 11.

Kleindeutsch und großdeutsch.

Von
Dr. Guntram Schultheiß.

Das deutsche Nationalgefühl hat sich abseits von den die deutsche Geschichte gestaltenden Kräften und lange Zeiträume hindurch sogar im Widerspruch mit ihnen [illegible]. Als Ideale, die nur stückweise verwirklicht werden können, haben seine [illegible] hoch über den Sorgen und Kämpfen der Tagespolitik ihr geistiges [illegible]: leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.

Auch die [illegible]geschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt das Auseinandergehen von Politik und Nationalgefühl.

Mit Recht sagt Albert v. Ruville (Das deutsche Einigungswerk im Lichte des amerikanischen, Halle 1902): „Die Einigung Deutschlands ohne Österreich war (um die Mitte des 19. Jahrhunderts) keinesfalls als ein nationaler Gedanke zu bezeichnen, denn das Interesse der Nation verlangte unbedingt den politischen Zusammenhang mit dem Kaiserstaat, dessen Abtrennung [illegible] Verlust, das Preisgeben großer nationaler Errungenschaften, [illegible]hergehenden Jahrhunderte gezeitigt hatten, die Einschnürung in [illegible] Grenzen bedeutete. Der große Bestand an nicht deutschen





V. Jahrg. August 1903. Heft 11.

Kleindeutsch und großdeutsch.

Von

Fr. Guntram Schultheiß.

Das deutsche Nationalgefühl hat sich abseits von den die deutsche Geschichte gestaltenden Kräften und lange Zeiträume hindurch sogar im Widerspruch mit ihnen entwickelt. Als Ideale, die nur stückweise verwirklicht werden können, haben seine Forderungen hoch über den Sorgen und Kämpfen der Tagespolitik ihr geistiges Sonderleben: leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.

Auch die Vorgeschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt das Auseinandergehen von Politik und Nationalgefühl.

Mit Recht sagt Albert v. Ruville (Das deutsche Einigungswerk im Lichte des amerikanischen. Halle 1902): „Die Einigung Deutschlands ohne Österreich war (um die Mitte des 19. Jahrhunderts) keinesfalls als ein nationaler Gedanke zu bezeichnen, denn das Interesse der Nation verlangte unbedingt den politischen Zusammenhang mit dem Kaiserstaat, dessen Abtrennung einen ungeheuren Verlust, das Preisgeben großer nationaler Errungenschaften, wie sie die vorhergehenden Jahrhunderte gezeitigt hatten, die Einschnürung in unnatürlich enge Grenzen bedeutete. Der große Bestand an nicht deutschen

Elementen in Österreich hob diese Tatsache keineswegs auf. Im Gegenteil, es charakterisierte sich als eine ungeheure Ungerechtigkeit, einen deutschen Staat deshalb aus der Gemeinschaft der Nation ausschließen zu wollen, weil er in ruhmvollen Kämpfen weite Gebiete für Deutschland gewonnen, deutscher Kultur und Kolonisation eröffnet hatte. Das gerade gab seinen Fürsten den besten Anspruch auf die nationale Krone, und wenn diese ihnen nicht mehr gewährt werden konnte, weil ein anderer Staat gleiche Verdienste erworben, gleiche Kraft entfaltet hatte, doch den auf Teilnahme an der Leitung des Ganzen. Der in innerster Seele deutsch gesinnte Friedrich Wilhelm IV. drückte das aus, wenn er 1847 sagte: Deutschland ohne Triest, Tirol und das herrliche Erzherzogtum wäre schlimmer als ein Gesicht ohne Nase."

Die großdeutsche Partei der vierziger und fünfziger Jahre hatte volles Recht, sich auf das unbeirrte deutsche Nationalgefühl zu berufen. Man braucht dabei nicht zu übersehen, daß gar mancherlei Interessen, die mit dem deutschen Nationalgefühl nur äußerlichen Zusammenhang suchten, unter der großdeutschen Fahne verfochten wurden, von Ultramontanen und süddeutschen Partikularisten — aber der großdeutsche Gedanke an sich war berechtigt.

Ihm entgegen stand freilich in unerschütterlicher Kraft die Einsicht, daß Österreich den historischen Anspruch der Vorherrschaft nur in dynastischem Interesse ausnützen wolle und weit entfernt sei von dem Gedanken, die leere Form der deutschen Einheit in dem Bundestag mit lebendigem Inhalt zu erfüllen, daß es die Befriedigung der Bedürfnisse des deutschen Volkes hintanhalte infolge der Schwierigkeiten, die ihm seine Zusammensetzung aus einer deutschen Minderheit und einer nichtdeutschen Mehrheit bereite.

Von einer Rücksicht auf Österreich und das dortige Deutschtum sagten sich die entschiedenen Wortführer der Kleindeutschen unbedenklich los. Der Münchener Humorist Martin Schleich rügte 1861 in seinem Blatte „Punsch" die Meinungsäußerungen des Abgeordneten v. Vincke in der preußischen Kammer, der sich damit einverstanden erklärte, wenn nicht nur Venetien, sondern auch Südtirol und Triest den Italienern zufiele, wenn acht Millionen Deutschösterreicher, vom Inn bis zur Theiß, echte Deutsche bajuvarischen Stammes, ausgestoßen und der Slawisierung preisgegeben würden. Treitschke schrieb 1865: „Wir müssen das Fortbestehen des Donaureiches in seiner Hauptmasse aufrichtig wünschen, aber unsere eigene Zukunft liegt uns natürlich mehr am Herzen als die Erhaltung Österreichs. So kann es sich leicht fügen, daß Preußen sich einst gezwungen sehen wird zur Verbindung mit Österreichs inneren Feinden — ein Gedanke, der schon unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. mehrfach auftauchte." Das nächste Jahr sah die ungarische Legion Klapkas.

Der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen bestand seit Friedrich dem Großen, und der Krieg von 1866 war in gewissem Sinne ein neuer „Schlesischer Krieg". Kurz vorher hatten geheime Abmachungen zwischen der

Wiener Hofburg und dem Kaiser Napoleon die Aufrechterhaltung des österreichischen Einflusses in Deutschland, die Erwerbung Schlesiens im Tausch für Venetien und Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ins Auge gefaßt. „Deutsche" Politik auf Kosten Preußens — aber sie blieb ein Gedankenspiel. Die überlegene Geisteskraft eines nach Goethes Ausdruck „dämonischen" Mannes war schon am Werk, die Entscheidung zu lenken und die Ereignisse zu benutzen, bis eine Verteilung der Macht erreicht war, die in sich das Schwergewicht des Beharrens besitzt.

Es ist inzwischen die Auffassung herrschend geworden, daß mit der Ausschließung Österreichs, mit der Errichtung des neuen Deutschen Reiches die „deutsche Frage" gelöst oder doch aus der Welt geschafft worden sei.

Heißt es die Größe Bismarcks verkennen, wenn man darin anderer Meinung ist? Alexander hat den gordischen Knoten nicht gelöst, indem er ihn mit dem Schwert durchhieb, und doch beugte sich Asien seiner Macht.

Das ursprüngliche, innerste Motiv von Bismarcks Politik war doch die Empfindung, daß Preußen kraft seiner Geschichte und seiner Ansprüche, eine selbständige Großmacht zu sein, sich nicht Österreich innerhalb des Deutschen Bundes unterordnen könne, ohne sich selbst zu erniedrigen, nicht aber der Wunsch, die deutsche Frage im Sinne des deutschen Nationalgefühls zu lösen.

Mit vollem Recht formulierte noch 1871 Immanuel Hermann Fichte in einem Vorwort zu Johann Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation" das Ideal der Einheit: „Wir können uns kein Deutschland denken ohne das urkräftige, eine Fülle unentwickelter Keime enthaltende Bergvolk Tirols, unserer südlichen Grenzmark, ohne die deutschen Stämme Vorder- und Hinterösterreichs, welche schon jetzt mahnend und grüßend die Hände zu uns herüberstrecken. Die Donau muß als deutscher Strom bis an ihren Ausfluß uns offen erhalten werden, und nur das Gewicht des deutschen Namens wird uns diese, sowie Triest, den Zugang zum Adriatischen Meere, offen erhalten, nicht das in seine Nationalitäten einheitslos zersplitterte Österreich."

Fichte wünschte, daß in der Verfassung des neuen Deutschen Reiches ausdrücklich der Eintritt Österreichs in einen „weiteren Bund" vorbehalten werde — das war eine vollständige Verkennung der 1866 geschaffenen Sachlage.

Die Ausscheidung der acht Millionen Deutscher in den früheren österreichischen Bundesländern, die Losschnürung des südöstlichen Viertels des geographischen Gebietes, das ein Jahrtausend lang auch politisch als Deutsches Reich gegolten hatte, mußte in den Kauf genommen werden für eine Zusammenfassung der übrigen drei Viertel, die sich als lebendige Einheit betätigen konnten.

Wie sich Österreich mit seiner neuen Stellung abfinden würde, das blieb ihm allein überlassen. Staats- und völkerrechtlich hatte das Deutsche Reich zu Österreich fortan kein anderes Verhältnis als zu Rußland oder Frankreich — so sagte die Theorie, so sagte die diplomatische Praxis.

Aber auch die öffentliche Meinung im Deutschen Reich gewöhnte sich in den siebenziger Jahren mehr und mehr an die Auffassung, daß Österreich aufgehört habe, ein deutsches Land zu sein, wie zur Zeit des Bundestages. Die kleindeutsche Beschränkung hatte jetzt den Erfolg für sich, der Horizont des durchschnittlichen „Reichsbürgers", besonders der „Reichshauptstadt", verengte sich zusehends. Der großdeutsche Gedanke dauerte nur noch bei den geistigen Spitzen als Bestandteil geschichtlich vertieften Nationalbewußtseins, als Hoffnung der Zukunft des deutschen Volkstums, dessen politische Gegenwart neben den erhebenden Erinnerungen mittelalterlicher umfassender Einheit und Kaisermacht sich ausnahm wie eine moderne Uniform neben einem Purpurmantel. Der großdeutsche Gedanke, das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit der im Reich vereinigten Stämme mit denen Österreichs und Ungarns lebte mit neuem Schwung erst wieder auf, als Bismarck 1879 das Bündnis zu Wien abschloß. Es war der großdeutsche Gedanke in der Modifizierung, wie sie auch die kleindeutsche Partei des Frankfurter Parlaments als Ergänzung ihres Programms aufgenommen hatte; nur ein so fanatischer Vertreter der kleindeutschen Beschränkung wie Treitschke konnte sich 1865 zu der Meinung bekennen, „auch der weitere völkerrechtliche Bund des preußisch-deutschen Bundesstaates mit Österreich, den die Frankfurter Reichsverfassung und die Berliner Unionsentwürfe vorschlugen, würde den Hader beider Mächte nicht versöhnen". Bismarck selbst erinnerte zur Empfehlung des neuen Bündnisses an das frühere Verhältnis im Deutschen Bunde; die Deutschen hüben und drüben begrüßten es jubelnd als die Ergänzung der kleindeutschen Gestaltung, als Unterpfand unzerreißbarer Volksgemeinschaft.

Die tiefe, schmerzliche Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Nicht nur, daß die von Bismarck angeregte Bekräftigung des Bündnisses durch die Volksvertretungen von Österreich abgelehnt wurde. Es war kein Bund geschlossen worden, der eine Lebensgemeinschaft begründete, sondern ein Bündnis, eine Allianz für bestimmte Eventualitäten — nicht die nationale Entwicklung oder die Rücksicht auf historische Verknüpfung hatte die beiden Großmächte zusammengeführt, sondern die internationale Lage.

Für die Nichteingeweihten kam diese Aufklärung zugleich mit einer noch schmerzlicheren Enttäuschung. Abermals soll Treitschke als Eidhelfer sprechen, gerade weil er der feurige, ideale Wortführer des kleindeutschen Gedankens, der temperamentvolle, glänzende Geschichtschreiber gewesen ist. „Österreich ist in Wahrheit geschwächt durch seine Stellung im Deutschen Bund, mit ungeteilter Kraft jenes Werk der innern Verschmelzung und Versöhnung zu vollführen, das für das Gemisch feindseliger Nationen das oberste Bedürfnis bleibt. Welchen Gewinn hat die deutsche Nationalität in Österreich aus der politischen Verbindung mit Deutschland bisher gezogen? Im Gegenteil: ist Österreich ausgeschieden, so wird das Deutschtum in Österreich sich kräftigen durch regeren Verkehr mit dem Geistesleben Deutschlands ... Wir haben einigen

Grund zu der Hoffnung, daß diese natürliche Stütze der Staatseinheit Österreichs sich den Gegnern gewachsen zeigen wird.“ So schrieb Treitschke 1865.

Und was geschah nun seit dem Abschluß des Bündnisses in Österreich und Ungarn! Es genügt an Namen Taaffe und Tisza zu erinnern. Man darf sie ja nicht über einen Kamm scheren. Der Sturz der deutschliberalen Partei in Österreich konnte nicht ohne ihr eigenes Verschulden erfolgen; es war doktrinäre Überschätzung ihrer parlamentarischen Macht gegenüber der Krone und den nichtdeutschen Nationalitäten. Und wenn Taaffe immer offener die Interessen und Stellungen des Deutschtums an dessen Gegner verhökerte zur Belohnung für genehme Abstimmungen, so waren die deutschen Ultramontanen stets unter den Feinden des Deutschtums zu finden. Taaffe glaubte die dynastische Idee zu stärken, indem er die Zurückdrängung und politische Zersetzung der früheren Regierungspartei förderte auf Kosten des Deutschtums. Tisza verstärkte mit allen Mitteln die Machtstellung seiner Regierungspartei und damit die unbedingte Herrschaft des Magyarentums über die Mehrheit der Bevölkerung, die Nationalitäten sollten zermalmt und zersetzt werden, das ungarische Deutschtum und die Siebenbürger Sachsen nicht anders als die Slowaken, Rumänen, Ruthenen. Gemeinsam hatten Taaffe und Tisza die zynische Auffassung der Politik, für beide heiligte der Zweck die Mittel.

Es wäre nicht möglich gewesen, das Deutschtum in Ungarn offen zu unterdrücken, in Österreich in die Verteidigungsstellung zurückzudrängen, wenn das Wiener Bündnis etwas anderes gewesen wäre als eine Allianz ohne alle Beziehung zu der inneren Politik. Bismarck machte selbst deutlich genug auf die Beschränkung des Bündnisses aufmerksam, als er im Deutschen Reichstag die deutschliberale Partei Österreichs als „Herbstzeitlosen“ verhöhnte. Ein seltsamer Widerspruch schien es, daß unter dem Schutz des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn hier das Deutschtum befehdet werden konnte; berechtigt war die Frage, ob das Deutschtum in Ungarn wie in Österreich nicht mehr Rücksicht finden müßte, wenn kein Bündnis bestände.

Vielfach wurde damals auch die Meinung ausgesprochen, daß die Verschlimmerung der Lage des Deutschtums in Österreich-Ungarn eine notwendige Folge der Entscheidung von 1866, der Ausschließung Österreichs sei. Die habsburgische Monarchie ziehe die Konsequenz daraus, daß sie eben kein deutscher Staat mehr sei, und suche ihre Stütze bei den nichtdeutschen Nationen. In diesem Sinne wäre also Bismarck vor dem Forum der Geschichte verantwortlich für die Bedrängnis des Deutschtums in Österreich-Ungarn. Wie stände es dann heute um das gesamte Deutschtum, wenn Bismarck nicht gelebt hätte, wenn der kleindeutsche Gedanke also überhaupt nicht verwirklicht worden wäre?

Es ist eine rein akademische Frage; aber für das historisch-politische Verständnis der deutschen Einheitsbewegung möchte es manchen Gewinn bringen, sie nach allen Seiten zu erörtern. Das soll hier nicht versucht werden. Nur darauf sei hingewiesen, daß allerdings die Lage des Deutschtums in Österreich

und Ungarn unter der Fortdauer des Deutschen Bundes in mancher Hinsicht günstiger geblieben wäre, daß aber andrerseits der Aufschwung der im Deutschen Reich vereinigten Stämme wohl auch gutenteils ausgeblieben wäre. Daß die innere Politik Österreichs im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts noch das Gebrechen hätte überwinden können, das schon Jahn als Hemmschuh von Österreichs Anspruch auf die Vormachtstellung in Deutschland erkannte, die zahlenmäßige Minderheit der deutschen Bevölkerung — das ist um so weniger anzunehmen, als der Versuch eines germanisierenden Einheitsstaates schon wieder so gut wie aufgegeben war, da das schöne Schauspiel der Eintracht der beiden Großmächte im Kriege mit Dänemark das Herz der deutschen Patrioten mit der Hoffnung erfüllte, es möchte doch immer so bleiben und die deutsche Frage durch eine gemeinsame Vorherrschaft Österreichs und Preußens friedlich gelöst werden.

Die Geschichte hat andere Wege eingeschlagen, daran ist nichts zu ändern. Wohin werden sie führen? Diese Frage an die Zukunft ist mehr als vorwitzige Neugier. Das Geschick der vom Deutschen Reich ausgeschlossenen Deutschen Österreichs ist keine so gleichgültige Sache für uns, wie der Balkan es sein soll nach Bismarcks bekanntem Ausspruch.

Wie soll das werden? Das ist die bange Frage der Besten, es ist in Wirklichkeit die noch ungelöste „deutsche Frage" des 20. Jahrhunderts. Wenn ein Mann wie Treitschke sich in seinen Prophezeiungen und Erwartungen so völlig getäuscht hat, so muß das zur Vorsicht mahnen. Man glaubt zu gern, was man wünscht. Es empfiehlt sich wohl eine andere Methode. Die verschiedenen Möglichkeiten der Entwickelung, die mancherlei Bestrebungen auf die Wahrscheinlichkeit ihres Durchdringens anzusehen, das scheint für den, der nicht am Steuer sitzt, das Zweckdienlichste.

In Aufrufen aus Österreich wie auch in Reden und Aufsätzen bei uns im Reich spielt der Todeskampf der österreichischen Deutschen die effektvolle Rolle des argumentum ad hominem. Ist mit dem Untergang des österreichischen Deutschtums ernstlich zu rechnen? Zugleich mit dem Sturz der deutschliberalen Partei wurden die Verluste offenkundig, die das Deutschtum in den letzten Jahrzehnten durch das Vordringen der Italiener, Tschechen und Slowenen erlitten hatte. Nicht ohne Schadenfreude, erklärlich aus dem alten Hader der Stämme, wie aus der kleindeutschen Verengung des Nationalgefühls, konnte damals dem Deutschtum in Österreich — wie noch mehr dem in Ungarn — das Schicksal prophezeit werden, gleichsam als Opfer für den frischen Glanz des Deutschen Reiches zu fallen, von den übermächtigen Gegnern überflutet und aufgesaugt zu werden. Aufsehen erregte ein Aufsatz des Philosophen Eduard von Hartmann, der diese Meinung ausführte, Wien werde so wenig wie Triest dem Schicksal entgehen, im 20. Jahrhundert eine slawische Stadt zu werden; nur ein paar Sprachinseln an der Donau und in den Alpen würden wohl noch länger aus dem slawischen Meere hervorragen.

Es war ein Leichtes, diese Unkenrufe des Pessimismus zu widerlegen, auf die maßlose Übertreibung der Gefahr, auf die Unterschätzung der Widerstandskraft des Deutschtums hinzuweisen. Heute wäre ein derartiger Pessimismus noch weniger zu vertreten. Die Ergebnisse der beiden letzten Volkszählungen sprechen nicht für ein Absterben des Deutschtums; es hat sich im letzten Jahrzehnt in Böhmen stärker vermehrt als die Tschechen, in Kärnten als die Slowenen. Die Wirksamkeit des Wiener deutschen Schulvereins und der verschiedenen wirtschaftlichen Schutzvereine ist im besten Zuge, den territorialen Besitzstand des Deutschtums gegen Überflutung zu sichern, wenn auch noch viel zu tun übrig bleibt. Nicht einmal in Ungarn ist trotz aller statistischen Kunstgriffe der zu befürchtende zahlenmäßige Rückgang des deutschen Bestandteils erreicht worden, der Fortschritt der Magyarisierung in den Städten wird immer noch aufgewogen durch die Verdichtung des deutschen Bauerntums. Der Sprachenkampf wird auch in Zukunft fortdauern, aber die Zähigkeit des Deutschtums scheint durch den Abfall der Schwankenden und Halbschlächtigen gewonnen zu haben. Von einem Todeskampf des Deutschtums kann nur in bezug auf einzelne besonders bedrohte Punkte gesprochen werden. Wohl aber ist eine andere Gefahr immer drohender emporgewachsen — das Zahlenverhältnis des Deutschtums innerhalb der gesamten Monarchie wird sich durch das raschere Wachstum der Magyaren, dann auch der slawischen Bevölkerung Galiziens voraussichtlich fortgesetzt verschlechtern.

Damit steht im engsten Zusammenhang die Gefahr, daß das Deutschtum als politischer Faktor immer mehr geschwächt wird. In Ungarn ist die Alleinherrschaft des Magyarentums seit 1867 immer stärker ausgebaut worden, wenn auch im Widerspruch zu den ethnographischen Verhältnissen; mit Ausnahme der wenigen Siebenbürger Sachsen, denen sich vielleicht später einige Vertreter des südungarischen Deutschtums zur Seite stellen werden, sind die dortigen Deutschen im ungarischen Reichstag politisch ausgeschaltet. Im Wiener Reichsrat hatte die Vertretung des Deutschtums unter Taaffe gegenüber dem „eisernen Ring" der Tschechen, Polen und der in nacktem Volksverrat mit ihnen verbündeten Deutschklerikalen alle Bitternisse einer stets niedergestimmten Minderheit durchzukosten. Das Deutschtum, der Zahl nach hinter den übrigen Völkern zusammen zurückbleibend, wird mit jeder weiteren Annäherung an das nivellierende allgemeine Wahlrecht der Gefahr politischer Knebelung näher geführt. Diese Gefahr ist mehr als theoretische Schwarzseherei. Eine vielgenannte ultramontane Zeitung im Deutschen Reich brachte unlängst eine Zuschrift „aus tschechischen katholischen Kreisen" unter dem Titel „Ein politisches Programm für Österreich"; darin steht: „Die Tendenz zur Erweiterung des Wahlrechts und das in absehbarer Zeit unabweisliche allgemeine Stimmrecht wird das arithmetische Verhältnis der Völker zum Ausdruck bringen." Daß unter dem Schlagwort der „Gleichberechtigung" bei dem „Verhältnis der acht Millionen Deutschen und der vierzehn Millionen Slawen in Zisleithanien der Staat mehr

ein slawisches Gepräge erhält, als es bisher der Fall war, ist nur die natürliche Konsequenz".

Daß die Deutsch-Österreicher gegen diese wachsende Gefahr nicht blind sein dürfen, ist doch selbstverständlich. Die Verschärfung ihrer Opposition seit dem Sturz der zahmen Verfassungspartei, das Anwachsen des deutschen Radikalismus inmitten ihrer fortschreitenden Zersplitterung in Parteien und Fraktionen hat ihnen immerhin einen Erfolg gebracht: die Aufhebung der Badenischen Sprachverordnungen, die eine Abschlagszahlung an die Tschechen auf ihren Wenzelsstaat, eine Kriegserklärung an die Deutschen bedeuteten. Seitdem besteht eine Art Gleichgewicht, mühsam gestützt von einem Beamtenministerium, aber ganz und gar nicht eine Ordnung der Dinge mit der Bürgschaft ihrer Dauer. Es bleibt die Frage: Wie kann dem Deutschtum in Österreich ein politischer Einfluß gesichert sein, wenn die Regierung nicht den Willen oder nicht die Macht besitzt, den historischen Charakter der „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder" aufrechtzuerhalten?

Eine Antwort darauf fand die deutsch-radikale Partei in der Forderung des „Linzer Programms" von 1882: Abtretung Dalmatiens an Ungarn, Sonderstellung Galiziens und der Bukowina, so daß deren bisherige Vertretung, die Polen im Wiener Reichsrate, wo sie als das „Zünglein an der Wage" zwischen Deutschen und Tschechen die entscheidende Partei bilden, aus dem Kampf um die Macht völlig ausgeschaltet würden. In dem Rumpf Österreichs, zugleich dem historischen Kern und von 1815—66 dem Deutschen Bund angehörig, besitzen die Deutschen die schwache Mehrheit (52—53 v. H.).

Diese Forderung ist seit 20 Jahren ein frommer Wunsch geblieben. Selbst wenn die Deutsch-Österreicher sich Mann für Mann dafür einsetzen würden — was bisher nicht der Fall ist —, bliebe der Widerstand der Tschechen und der andern zur Majorisierung bestimmten Völker, dann der der Polen, die ihre gewinnbringende Stellung aufzugeben keine Lust verspüren, ein gewaltiges Hindernis. Durchzusetzen ist die Forderung kaum anders als durch einen offenen oder verhüllten Staatsstreich, also durch den festen Willen des Kaisers von Österreich, die Tschechen und Slowenen den Deutschen zu unterwerfen.

Von der fast unbegreiflichen Kurzsichtigkeit, die 1869 Galizien den Polen unter dem Namen der Autonomie auslieferte — „in Entreprise gab", um einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen — und ihnen außerdem das Heft im Reichsrat in die Hände gab, möchte man sagen: „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück" —, wenn man in politischen Dingen mit der Ewigkeit rechnen könnte.

Die deutsch-radikale Partei hat sich weiter keine Mühe gegeben, ihren Programmpunkt über Galizien und Dalmatien im politischen Ringen durchzusetzen. Sie hatte von Anfang an einen andern Pfeil im Köcher — es ist der Glaube, daß die deutsche Einheitsbewegung mit der Errichtung des Deutschen Reiches wohl abgebrochen, aber nicht abgeschlossen sei; daß die Entwick-

lung der Dinge in Österreich die deutsche Reichsregierung dahin führen werde, die Einheitsbewegung in großdeutschem Sinne wieder aufzunehmen. Gerade in Österreich ist die Prophezeiung Johannes Scherrs festgehalten und oft zitiert worden: „Das wird kein Friedensschlußprotokoll und kein Grenzpfahl uns Deutschen einreden, daß nicht ein Tag, ein hoher Festtag kommen werde, kommen müsse, der die neun Millionen Deutsch-Österreicher in die Arme der Mutter Germania zurückführen wird." Der Glühhitze der nationalen Erbitterung Deutsch-Österreichs, die durch die Badenischen Sprachverordnungen entfesselt worden ist, entsprang der Glaube, daß dieser Tag nahe bevorstehe; man hat nicht unpassend von der „Katastrophentheorie" gesprochen. Im November 1899 rief ein deutsch-radikaler Abgeordneter im Reichsrat den Jungtschechen zu, die über die Rückgängigmachung der Sprachverordnungen höchst unwirsch taten: „Mögen Sie Obstruktion machen und die Folgen dafür auf sich nehmen. Wir Deutsche in Österreich sind auf alles gefaßt. Treiben Sie es zum Bürgerkriege zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Diese Länder sind nicht so weit vom Deutschen Reiche entfernt wie Südafrika. Nach Südafrika können die deutschen Heere nicht einmarschieren. Aber nach Böhmen, Mähren und Schlesien werden, wenn Sie es zum Bürgerkriege treiben, zuverlässig preußische Heere einmarschieren und preußische Kanonen werden Ihnen einen Tanz aufspielen, den Sie nicht vergessen werden." Der Sitzungsbericht verzeichnet hiezu Beifall bei den Parteigenossen des Redners.

Das Mitgefühl mit den Deutsch-Österreichern war während der Ära Taaffes im Deutschen Reich erwacht; es fand seinen Ausdruck vor allem in dem Allgemeinen Deutschen Schulverein. Im Gegensatz zu der Beschränkung des Wiener Schulvereins auf Zisleithanien faßte er eine Unterstützung des gesamten Deutschtums ins Auge und begann mit einer scharfen Erklärung gegen die Magyarisierung der Deutschen in Ungarn (1881). Nicht dem Namen nach, aber im Wesen trat hier die „alldeutsche" Richtung zuerst ans Licht. Die lebhaften Sympathiekundgebungen für den Kampf der Deutsch-Österreicher gegen die Sprachverordnungen, bei denen der jüngere „Alldeutsche Verband" — diesen Namen hatte der 1891 gegründete Allgemeine Deutsche Verband erst 1894 angenommen — in Beziehung zu den Vorkämpfern des österreichischen Deutschtums trat, durften in diesen die Vorstellung hervorrufen, daß eine starke politische Strömung innerhalb des Deutschen Reiches sich in derselben Richtung bewege wie die deutsch-österreichischen Radikalen. Daraus erklärt sich, daß diese unter dem Einfluß Schönerers 1901 den Parteinamen der Alldeutschen herübernahmen.

Mit besserer historischer Begründung hätten sie freilich den Namen „Großdeutsche" sich beilegen können. Ihr Programm ist in wichtigen Punkten eine Neubelebung von Gedanken des Jahres 1848. So die Forderung der Personalunion zwischen Österreich und Ungarn, entsprechend dem zweiten Abschnitt des Entwurfes der Reichsverfassung, wie er von dem Frankfurter Parlament beraten wurde: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staats-

oberhaupt, so soll das deutsche Land getrennte Verfassung, Regierung und Verwaltung haben.“ Was damals die Geister schied, die Undurchführbarkeit der weiteren Forderung, daß Reichsverfassung und Reichsgesetze auch in den deutsch-österreichischen Ländern gelten sollten, was dann auch bei der Neuaufrichtung des Deutschen Bundes wieder fallen gelassen wurde, das nehmen die österreichischen Alldeutschen wieder auf. Die Auffassung scheint dabei zu schwanken. In der oben angeführten Rede hieß es: „Nach der Lostrennung Galiziens müßte dann eine Anlehnung an das Deutsche Reich erfolgen, welche etwa dem Zustande entsprechen würde, der vor dem Jahre 1866 bestand.“ Ein anderer deutsch-radikaler Abgeordneter stellte vor kurzem das zu begründende Verhältnis dar wie folgt: „Aus Begeisterung wünschen wir den Anschluß an das Deutsche Reich. Wir sind ein Volk, wir haben noch vor wenigen Jahrzehnten einen Herrscher gehabt, der deutscher Bundesfürst war. Warum sollte nicht ein selbständiger Kaiser von Österreich auch ein deutscher Bundesfürst sein, wie ein selbständiger König von Bayern, ein König von Sachsen es ist?“

Das kann doch nur so verstanden werden, daß dann derselbe Mann, der als Kaiser von Österreich im Umfang der ehemaligen deutschen Bundesländer dem Deutschen Reich angehören würde, zugleich als König von Ungarn eine durchaus abgetrennte Herrschaft zu führen hätte.

Leicht beieinander wohnen die Gedanken. Eine Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes mit seinem lockeren Nebeneinander ist kein so begeisterndes Ziel, daß dafür im Deutschen Reich eine neue Partei erstehen wird. Und selbst dann bleibt das Deutsche Reich eine scharfausgeprägte Ordnung der staatlichen Verhältnisse Mitteleuropas, die als solche nicht durch die Forderungen des Nationalgefühls, nicht durch Reden und Beschlüsse des Frankfurter Parlaments oder des Nationalvereins geschaffen worden ist, sondern durch die Wucht kriegerischer Entscheidungen und vertragsmäßiger Kompromisse der Fürsten und Staaten. Es ist auch vorderhand recht wenig wahrscheinlich, daß der Kaiser von Österreich für einen Teil seiner Länder die Aufnahme in das Deutsche Reich beantragen werde.

Im Bereiche der Möglichkeit liegt die Angliederung der deutsch-österreichischen Länder an das Reich, falls dieses einen Eroberungskrieg siegreich durchführen sollte, oder infolge eines Zerfalls der österreichisch-ungarischen Monarchie durch innere Wirren. Die Trennung Ungarns von Österreich bis zur bloßen Personalunion, selbst mit wirtschaftlicher Befehdung durch Zölle und mit selbständigem Heerwesen wäre immerhin erst eine Vorstufe; die unerläßliche Bedingung zum Übergang Österreichs an das Reich wäre der Wegfall auch der dynastischen Verknüpfung, also die Thronentsetzung des Hauses Habsburg in Ungarn oder in Österreich oder seine Spaltung in zwei Linien.

Möglich ist das, aber wahrscheinlich ist es für absehbare Zeit nicht.

Es besteht auch keinerlei Anlaß zur Annahme, daß die deutsche Reichspolitik ihrerseits die Erwerbung der deutsch-österreichischen Gebiete als Ziel und Schlußstein der deutschen Einheit betrachte.

Ihre unveränderlich korrekte Haltung unter Bismarck wie unter seinen Nachfolgern hat sich stets von jeder Berührung mit den inneren Verhältnissen Österreichs ferngehalten, zeitenweise sind ja auch der öffentlichen Meinung im Deutschen Reich entsprechende Lehren gegeben, ist das Auftreten deutsch-österreichischer Redner einfach verboten worden. Die Korrektheit scheint sogar so weit zu gehen, daß sie von der Gegenseite als Parteiergreifung gegen das kämpfende Deutschtum benützt werden kann. Immer wieder versichern ungarische Minister und Abgeordnete, daß von den Vertretern der Politik des deutschen Reiches Äußerungen zugunsten der Magyarisierung des ungarischen Deutschtums gefallen seien, daß von amtlicher Seite freiwillig loyale Erklärungen abgegeben worden seien über die sogen. alldeutsche Bewegung, die Regierung stehe dieser nicht nur durchaus fern, sondern mißbillige sie. Der gemeinsame Minister des Auswärtigen habe in bestimmten Fällen bei der deutschen Regierung Beschwerde über die alldeutsche Bewegung geführt und größtes Entgegenkommen gefunden. Der Inhalt dieser angeblichen Erklärungen ist selbstverständlich allgemeiner Natur, die deutsche Reichsregierung hält daran fest, daß die verbündete Großmacht in ihrer inneren Politik vollständig freie Hand habe auch zu einer deutschfeindlichen Haltung, sie muß sich deshalb versagen, die großdeutsche Richtung im Reich oder vollends die nationale Betätigung der Deutschen in Österreich und Ungarn als berechtigte Reaktion gegen die deutschfeindliche innere Politik des Verbündeten zu unterstützen oder anzuerkennen. Es bleibt ihr gegenüber taktlosen Anfragen nichts übrig, als die Hände in Unschuld zu waschen. Taktlos sind derartige Anfragen, indem sie den Befragten, dem doch auch deutsches Nationalgefühl nicht fremd sein kann, an den Konflikt zwischen Politik und Nationalgefühl erinnern. Allerdings, er besteht ja auch gewissermaßen für den magyarischen Staatsmann, der, in seinem innersten Herzen für das Ideal des unabhängigen Ungarns eingenommen, es durch alle Mittel, besonders auch durch die Magyarisierung des ungarischen Deutschtums vorbereiten will, nach außen hin aber für den Dualismus, den staatsrechtlichen Zusammenhang mit Österreich, für die Großmachtstellung der Dynastie sich erklärt. Aber auch mit der Annahme einer reservatio mentalis bleibt es doch eine starke Zumutung an die verantwortlichen Staatsmänner des Deutschen Reiches, sie sollten Erklärungen gegen die alldeutschen Bestrebungen abgeben, um sie in den nationalen Kämpfen Ungarns gegen die dortigen Deutschen ausspielen zu können. Man darf wohl mit solchen Reibungen die gelegentliche Andeutung, daß der Dreibund für das Deutsche Reich keine unerläßliche Bürgschaft seines Bestandes sei, in inneren Zusammenhang bringen. Es ist eine Andeutung, die, aus dem Diplomatischen in das Deutsche der österreichischen Alldeutschen übersetzt, etwa so lauten könnte, daß die Politik des Deutschen Reiches im Notfall auch ohne Rücksicht auf das künstliche Gleichgewicht und die inneren Schwächen Österreich-Ungarns betrieben werden könnte, falls dieses im unklaren sein sollte, in welcher Richtung es die Anlehnung für seinen territorialen Bestand und seine Fortdauer als Großmacht zu suchen habe.

Maßregeln gegen die neuerwachte und im Vergleich zu den fünfziger Jahren viel geschlossenere großdeutsche Strömung in der öffentlichen Meinung des Deutsches Reiches, mit Verfolgung etwa des Allgemeinen Deutschen Schulvereins oder des Alldeutschen Verbandes — wie sie manche kleine Geisler des ungarischen Reichstages ohne Zweifel der deutschen Reichsregierung zumuten möchten als Konsequenz des Allianzverhältnisses — bleiben doch ganz außer Betracht. Die deutschen Staatsmänner müßten denn von der Geschichte Deutschlands, insbesondere der der deutschen Einheitsbewegung noch nie etwas gehört oder sie gänzlich vergessen haben.

Die Bedeutung der Allianz zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn hat ihr Begründer mit gewohnter unübertrefflicher Klarheit in seinem Testament an das deutsche Volk umschrieben. „Wir (im Deutschen Reich) müssen und können der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bündnis ehrlich halten, es entspricht unseren Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unseres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkans und des Schwarzen Meeres liegenden Versuchungen. Wir dürfen Österreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. *Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht tun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten.*“

Über die Aufrechthaltung oder die Kündigung des deutsch-österreichischen Bündnisses wird auf absehbare Zeit hinaus gerade wegen der komplizierten Verhältnisse des Donaureiches dem Herrscher die letzte Entscheidung zufallen. „Wenn der Kaiser von Österreich zu Pferde steigt, so folgen ihm alle seine Völker.“ Abgesehen aber von der politischen Einsicht des obersten Faktors bietet das sicherste Unterpfand für die Dauer des Bündnisses das Schwergewicht der 12—13 Millionen deutscher Bevölkerung Österreichs-Ungarns, von denen die 2—3 in Ungarn freilich zur Zeit durch die magyarische Herrschaft politisch fast ganz lahmgelegt sind. Eine Stütze des Bündnisses sind ja zur Zeit auch noch die 8 Millionen Magyaren (ohne Einrechnung der ihnen in den Listen der Volkszählung zugeschriebenen „Ungarn“ anderer Abkunft), aber mehr aus eigennütziger Berechnung des Vorteils, unter dem Schutz des Bündnisses ungestört für die Magyarisierung und die spätere Unabhängigkeit des Landes arbeiten zu können. In offener Abneigung stehen dem Bündnis die 7 Millionen Tschechen und Slowenen gegenüber; widerwillig lassen es sich die 4 Millionen Polen gefallen, solange es der Wille des Herrschers ist. Selbst im schlimmsten Fall der Verbindung der Tschechen, Slowenen, Polen und Magyaren aus gemein-

samer Herzensfeindschaft gegen das Deutschtum, die sich in erster Reihe aus der Furcht erklärt, ergibt das doch erst die kleinere Hälfte der Gesamtmonarchie, der sich freilich noch die feudalen und klerikalen Einflüsse zu Dienst stellen würden. Das Gewicht des deutschen Bestandteils würde Verstärkung erfahren durch die 4 Millionen Ruthenen, die kaisertreuen „Tiroler des Ostens“, die heute von den Polen niedergehalten werden, ebenso durch die 3½ Millionen Rumänen, die ebenso von den Magyaren zurzeit an politischer Betätigung gehindert werden, wie überhaupt die Mehrheit der Bevölkerung Ungarns. Sohin darf man wohl behaupten, daß die Divergenz der nationalen Bestrebungen keineswegs nur gegen das Deutschtum wirken muß, das mit den Rumänen, Ruthenen, Serben und Kroaten sich ohne nationale Einbußen auseinandersetzen könnte, so daß sich im Notfall eine deutsche und deutsch-freundliche Mehrheit ergäbe zugunsten des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche. Selbst eine fortschreitende Föderalisierung der Gesamtmonarchie würde der Stellung und dem Einfluß des Deutschtums gegenüber dem heutigen Zustand weniger Abbruch tun, unter der Voraussetzung freilich, daß nach dem Linzer Programm die Aufrichtung eines selbständigen Tschechenreiches ausgeschlossen bliebe.

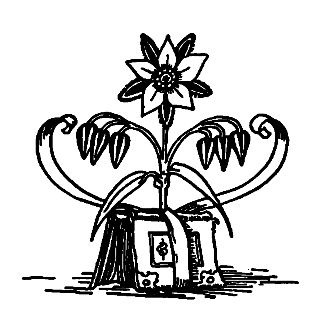
Die Erhaltung des Deutschtums in Österreich und Ungarn in seinem jetzigen Besitzstand bedeutet somit für die Politik des Deutschen Reiches nicht nur als Stütze für die Allianz, sondern für alle Eventualitäten im Sinne der oben angeführten Warnung Bismarcks ein Interesse von allerhöchster Wichtigkeit.

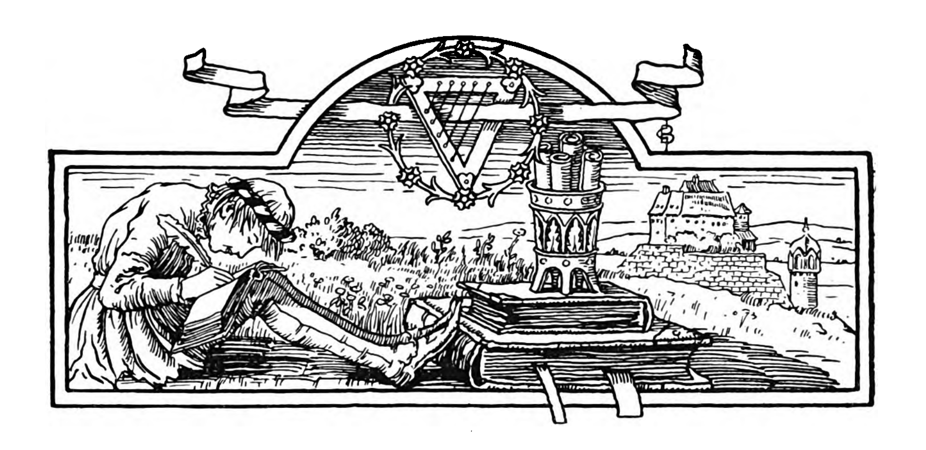
Bismarck unterließ es, in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ auf diesen Punkt einzugehen; er hat aber sonst mit seiner Meinung darüber nicht hinter dem Berge gehalten. Er hat sie ja in seinen letzten Lebensjahren nicht in so großdeutschen Worten ausgesprochen, wie etwa in einer Rede aus dem Dezember 1850: „Es ist eine seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten. Ich kann in nichts anderem den Grund hiervon suchen, als daß Österreich das Glück hat, fremde Volksstämme zu beherrschen, die in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil die Slowaken und Ruthenen unter der Herrschaft Österreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates und die Deutschen eine bloße beiläufige Beigabe des slawischen Österreichs seien; sondern ich erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat.“

Mit dem Rückblick auf eine lange Reihe tiefgreifender Wandlungen sprach er am 1. April 1895 zu einer Abordnung aus Steiermark: „Wir Deutsche müssen doch nicht darum an unserer einheitlichen Zukunft verzweifeln, weil wir mitunter im Lauf der letzten Jahrhunderte miteinander gerauft haben ... Je stärker der Einfluß der Deutschen in Österreich sein wird, desto gesicherter werden die Beziehungen zwischen den beiden Reichen sein. Sie werden den Frie-

den zwischen dem deutschen Ost- und Westreich dadurch pflegen, daß Sie sich in möglichst innigen Beziehungen zu Ihrer ursprünglich deutschen Dynastie halten. Ganz Österreich beruht auf deutscher Beamtenschaft und auf deutscher Heeresbildung."

Der großdeutsche Gedanke, wie er seit dem Abschluß des Wiener Bündnisses und unter dem Eindruck des Verteidigungskampfes, den das Deutschtum in Österreich-Ungarn zu führen hat, immer stärker sich regt, hat also volles Recht, sich auf Bismarck zu berufen, den Baumeister des kleindeutschen Reiches. Die nationale Zusammengehörigkeit der im Deutschen Reich geeinigten Stämme mit den Deutschen Österreichs und Ungarns behält unter allen Wechselfällen der Politik ihre schwerwiegende Bedeutung. Sie zur Geltung zu bringen, fällt dem Nationalgefühl als Aufgabe zu, und hier ist das Feld, auf dem jeder einzelne sich betätigen kann. Sich für ein Ideal deutscher Zukunft zu begeistern, die Verwirklichung aber ruhig der Zukunft oder der Vorsehung anheimzustellen, das ist wohl sehr bequem, aber auch durchaus unnütz. Das Verständnis für die nationalen Kämpfe der Deutschen im Südosten ist noch lange kein allgemeiner Besitz auch nur der sogen. gebildeten Schichten des deutschen Volkes. Es handelt sich dabei nicht um Vorgänge, bei denen der deutsche Reichsbürger, um nicht die Kreise der hohen Politik zu stören, zu tatenlosem Zuschauen verurteilt ist. Nur ein kleiner Teil der Begeisterung und Opferwilligkeit, die den heldenmütigen Buren zu teil geworden ist, wäre schon genügend, um die Aussichten des ringenden Deutschtums im Südosten wesentlich zu verbessern. An Mitteln und Wegen hiezu fehlt es ja nicht. In diesem Sinne ist „kleindeutsch" und „großdeutsch" kein Gegensatz: die großdeutsche Gesinnung ist die Ergänzung des kleindeutschen Reichsbürgertums. Und werktätiger Sympathie mit dem Deutschtum im Südosten, gerade dann, wenn sie darauf verzichtet, hohe Ansprüche zu erheben, mag der alte Spruch tröstlicher Ausblick sein: „Steter Tropfen höhlt den Stein."





Die Stadt des Glückes.

Erzählung von Johannes Dose.

(Fortsetzung.)

III.

Die Sonne ging auf und nieder, es wurde Tag und Nacht, winterkalt und wieder wärmer. Auf den Wällen lagen ein paar Kompanieen, und sie schliefen meistens, wenn sie nicht die Schelmbeine rollten oder sich rauften. Die Glückstädter gingen ungestört ihren Gewerben nach, und der Turm der Kirche wuchs um zehn Ellen aus der Erde.

Ein Jahr hatte seinen Kreislauf vollendet, und der Sommer war so heiß, daß die Angehörigen der portugiesischen Nation ihre Fenster der erfrischenden Elbluft öffneten und ihre ängstliche Furcht vor Verkühlung gemindert wurde.

Die Zeitläufe waren schwieriger und des Krieges Wüten nicht gestillet worden. Auf die blut- und greuelreiche Schaubühne des Kampfes war Wallenstein, der wundersamste Mann seines Jahrhunderts, getreten; aber er hielt sich im Hintergrunde noch, mit den unheimlich düsteren Augen des Feindes Nachteil und den eignen Nutzen erspähend. Der kalte Tilly, der am Morgen brünstig zur Gottesmutter betete und am Tage Tausende hinmordete und der Unmündigen nicht schonte, schlug die Schlacht.

Durch alle evangelischen Länder ging ein Schreckensschrei. Christian, der Hort des Protestantismus, hatte bei Lutter am Barenberge den Sieg und 4000 Mann verloren. Böse Botschaft reitet schnell. Gewitterschwüle lag in allen Lüften, und in den Häusern und Hütten zwischen Weser und Kattegatt kehrte die Sorge ein.

Jetzo waren endlich einmal die drei Nationen in der Stadt des
kes einmütigen Sinnes, einmütig in ihrer Furcht und Verzagtheit.
Der gewissenhafte Kalvinus Albermann lief zum Hafen, wo das
f lag, das die Kunde gebracht, und ließ in seiner Kopflosigkeit
Feuer brennen und den Kessel überlaufen.
Klüver senior, der in seinem Leben noch niemals krank gewesen,
e dermaßen in seinem Gemüt erschüttert, daß er drei Tage die
st verlor und auf die gepolsterte Bank sich legte. Gisela pflegte
Vater, der kein geduldiger noch sehr dankbarer Kranker war. Carp-
us mußte den Vater vertreten und besuchte eine arme Spittelfrau,
um Sterben sich schickte.
Sein Rückweg führte ihn durch die Danneddelstraße, in der er
zwei Wochen nicht gewesen. Warum zauderte sein Fuß auf der
welle? Zwei widerstreitende Gewalten, ein sehnsüchtiges Gefühl und
warnende Willenskraft, zerrten ihn gleichsam an beiden Armen hin
wider. Sein Verstand sagte ihm, daß die Schwelle ein Scheide-
sei. Aber stärker als Verstand und Wille ist das Herz und wird
r beide Gegner immer den Sieg behalten.
Doch just nicht mit sieghaftem, sondern etwas scheuem Gesicht
t er die Münze. Gonsalvo sprang weniger lebhaft als sonst, mit
ssenen Gesten und trübseligen Mienen ihm entgegen.
Der arglose Carpzowius argwöhnte, ob man durch kühle Behand-
ihn fernhalten wolle. „Ich störe Euch zu häufig bei der Arbeit."
„Was heißt häufig? Ihr kommt viel zu selten ... und gefragt
Rebekkchen nach Euch." Der Jude sprach das Deutsche besser und
ender als vor einem Jahre und schnitt ein jämmerliches Gesicht
seufzte. „O weih geschrieen! Der gute, der große König!"
„Auch Ihr trauert wegen des Kriegsunglücks, das ihn betroffen?"
„Haben wir doch gebetet alle Tage, wenn wir aus der Thora
en hatten, für den Sieg der Protestanten."
Der Kandidat erstaunte. „Ihr betet für das Evangelium? So
Ihr kein rechter Hebräer mehr und von der Wahrheit nicht fern?"
Staunen wurde zur Enttäuschung, als er die Antwort hörte.
„Was heißt Wahrheit? Wenn ich wohne in einer Stadt, soll
ein Narr sein und beten, daß die Tillyschen sie sengen und schän-
? Oder soll ich beten, daß sie nicht falle in die Hand des Fein-
Gonsalvo betet für das Evangelium!"
Carpzowius machte keinen Bekehrungsversuch und begrüßte Re-
, die in der vergitterten Schreibstube über einem Haufen von

Goldbukaten saß, je zwanzig Stück abzählend und in Rollen verpackend.

Sie sah empor mit einem sonnigen Lächeln. Das war das Bild, wie es in seinen wachen Träumen webte, und das er nicht aus seiner Seele verwischen konnte.

Dem Befangenen tupfte der Jude aufdringlich die Schulter und tuschelte verschmitzt: „Ich kenne meine Leut' und lass' nicht jeden Gast in die Münzstube ... Zu dem jungen Herrn Klüver hab' ich ein Vertrauen ... Die Bekka ist sehr fleißig gewesen und darf ein Achtelstündchen plauschen."

Carpzowius verneigte sich steif und war allein mit der schönen Jüdin. Mit Augen der Verwunderung betrachtete er die Fülle des gleißenden Goldes, das den ganzen Tisch bedeckte. Auch den Besten blendet es.

„So viel des Goldes sah ich noch nie."

Ihre Glockenstimme hatte einen neckischen Schellenton. „Könnt Ihr die Summe des Schatzes raten?"

Und seinem Munde entplatzten die Worte: „Das ist nicht zu raten ... Ihr seid des Hauses größter Schatz."

Aus ihren schwarzen Augen schoß ein Pfeil, der durch und durch ihm ging. Beide erröteten, und beide schwiegen, bis sie ihn schalkhaft ansah. „Helft doch, statt müßig hinter mir zu stehen!"

Er zählte und sammelte zwanzig Dukaten und rollte sie pedantisch auf dem Pergamentstreifen — da fielen dem Ungeschickten die mühsam gestapelten Stücke auseinander.

Ein lustig-helles Auflachen! Und sie zeigte ihm eingehend, wie er es machen müsse. Dabei berührten ihre Finger sich.

Beide erröteten, und beide schwiegen zum andernmal.

Beklommen schien's ihm in der Stube, daß er mit seinem Tüchlein die trockene Stirn rieb und von dem Wetter und dem Kriegsunglück, das den König betroffen, zu reden anhub.

So kam das zweite Religionsgespräch zwischen dem Kandidaten und der Jüdin in Fluß.

„Wie können sich die Menschen hassen, die an einen Gott glauben? Soll nicht die Religion die Herzen gut machen? Und die Christenreligion hat eitel Zorn und Zwietracht gesäet." Das war Rebekkas Rätsel. „Was ist das für eine Lehre, die Früchte des Blutvergießens trägt?"

Carpzowius sagte traurig: „In unsren Tagen ist mehr gestritten und gezürnt als geliebt und gebetet worden. Wollt Ihr einen Vater

verdammen, weil etliche seiner Söhne mißraten sind? Wollt Ihr Christum verwerfen, weil nicht alle, die nach ihm sich nennen, Christen sind? Die Lehre ist gut, aber in vielen Herzen ist die Liebe erkaltet."

„Auch die Kinder meines Volks suchen . . . jeder sein Eignes," nickte sie.

Scharf und scheu sah er ihr ins Antlitz. „Was haltet Ihr von Christo?"

„Ich glaube nicht, daß er, wie viele Rabbiner reden, ein Betrüger gewesen . . . Er war ein guter Mann, und unsre Väter haben ihn zu Unrecht gekreuzigt."

Entzückt hörte Carpzowius dieses Bekenntnis. „Nein, ich sage Euch, Rebekka, er ist der wahrhaftige Sohn Gottes."

„Wir dürfen nicht glauben, daß er der Messias sei," stammelte sie.

„Möchtet Ihr es nicht glauben?"

„Haben nicht die Kinder Israel viel tausend Jahre des Messias geharrt? Und müßte ich nicht fröhlich sein, wenn er wahrhaft gekommen wäre? Ich möchte es glauben."

„Ihr werdet des Glaubens gewiß werden, daß Christus der verheißene Sproß aus Davids Stamm ist."

In tiefer Bewegung ergriff er ihre Hände und küßte die schmalen, weißen Finger.

Sie sahen sich lange an und wußten, daß sie sich lieb hatten.

In plötzlicher Bestürzung stürmte er aus der Stube, durch die Münze und auf die Straße hinaus.

Mit offnem Munde starrte Gonsalvo ihm nach, hüpfte über einen Tiegel und sprang in die Stube, die Locken sich raufend. „Bekka, was hast du gemacht? Hast du ihn einen Gojim genannt oder gekränkt sein Herz?"

Sie beugte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß ich ihn beleidigt habe."

„Er wird nicht wiederkommen und war doch meinem Hause eine Ehr' und Zier vor den Leuten von Glückstadt," zeterte der Alte. Rebekka zählte weiter und schwieg. —

Der alte Klüver lag noch auf der Bank, und dem Untätigen wurde die Zeit lang und die Laune schlecht. Er fixierte den Sohn. „Wo bist du gewesen? Und was ist dir begegnet?"

„Was . . . was . . . sollte . . . begegnet mir sein?" Carpzowius stotterte verwirrt.

„Warum mauschelst du?"

„Nirgends ... Bei der alten Gret' bin ich gewesen.“ Der Kandidatus, welcher aus der Kasuistik wußte, daß auch ein Ausweichen und Verschweigen zur wissentlichen Unwahrheit, zur Lüge werden kann, sah aus dem Fenster, um sein Gesicht zu verbergen.

Barsch wurde ihm aufgetragen, am nächsten Sonntag die Predigt zu halten.

Die Arbeit beruhigte den Aufruhr des verliebten Kandidaten und rückte die Seele, die aus den Fugen zu gehen drohte, etlichermaßen zurecht. Dem Meditieren und Memorieren machte erst des Samstages Mitternacht ein Ende. Er war gestikulierend auf und ab geschritten und hatte seine eigene Predigt gehalten und mit rechter Kandidatenrührung angehört.

Am Sonntagmorgen erhob sich Herr Klüver unerwarteterweise von seinem Kummerlager, wie er es nannte, und strammte die etwas wackligen Beine zum festen Kirchherrnschritt. Weil er die Predigt hören wollte, überwand er die Schwäche.

Die Mutter und Gisela wechselten alle Woche mit Gottes- und Küchendienst. Heute blieb die Tochter im Hause, und Frau Klüver trug ihr Staatskleid, das fast so alt wie ihre Ehe war.

Nachdem sie mit Stolz ihrem Sohne den Predigerkragen umgebunden hatte, trippelte sie über den Flur und tuschelte der Tochter eine Vermahnung ins Ohr. „Wenn Kalvinus kommt, treib ihn bei den Betschlägen heraus und laß die Suppe nicht verbrennen!“

Der Gesang der Gemeinde scholl über den Markt. Da stand auch schon, wie auf ein gegebenes Glockenzeichen, Kalvinus Albermann in der Pastoreiküche und küßte — die Köchin.

Nach einigem Gekose, das recht leise verlief, hörte es sich wie lautes Gezank an.

Gisela betonte stark ihre Worte: „Mein Vater ist ein guter Mann ...“

„Ja, gegen sich selber,“ entfuhr's dem blonden Brausekopf; „jetzt dauert das Versteckspiel zwei Jahre ... Ich kann nicht länger warten ...“

„Bist du des Spieles satt?“ fragte sie, Betrübnis heuchelnd.

„Ja, ich will es frei und offen dem Herrn Klüver sagen ... Nachdem die Bombe geplatzt ist, wird sein Gemüt sich beruhigen.“

Erschrocken rief sie: „Er würde mich lieber einem Papisten zum Weibe geben.“

„Ich fürchte nicht den Kalvinistenfresser. Gisela! Darf ich heute unbeschränkten Willen haben? So sollst du von morgen an bis zu meinem Tode der Herr sein.“

„Verführerisch ist der Pakt.“ Sie streckte zum Ehevertrage die Hand aus.

Kalvinus Albermann wollte werben und suchte nach passenden Worten, und Gisela half ihm.

Aber das Schicksal fügte es so, daß er dem Pastor Klüver die Werbung nicht zu sagen brauchte. —

Carpzowius stand auf der Kanzel und las den Text: Haltet Frieden mit jedermann, soviel an euch liegt!

Martinus Klüver hob erstaunt die gerunzelten Brauen.

Frau Klüver aber war sehr gerührt und sehr stolz. Jede Mutter hört ihren Sohn, auch wenn er ein Stümper ist, lieber predigen als ihren Mann, selbst wenn dieser ein Hofprediger und des Landes größter Kanzelredner wäre.

Carpzowius war kein Stümper. „Am meisten schätzen die Menschen das Gut, das sie nicht haben. In unsern Tagen wird nur von Krieg und Kriegsgeschrei gehört, acht Jahre fleußt das Bruderblut und schreiet lauter gen Himmel als Abels Blut. Friede, Friede fasset darum alles, was wir begehren hier und dorten, und ist das höchste Gut an allen Orten. Das Schwert des Haders wird zerbrochen, des Greuels Pforten werden zugetan von Gott, mit Völkerfrieden wird des Glaubens Fehde enden.“

Die Borsten eines Hauptes unter den Zuhörern richteten sich auf. Wo bleibt die Posaune Gideons gegen den Papst und Antichristen in Rom?

Herzwarm und hinreißend predigte der Kandidat von der Liebe, die allein den Frieden schafft. „Der tote Glaube ist eine schlechte Stief- und Aftermutter, die Zwist gebiert. Aber der rechte Glaube erzeugt die rechte Liebe, und der Liebe ward schöpferische Gewalt von Gott gegeben. Sie schafft Frieden im Herzen und im Hause, Frieden im Volke und Frieden auf Erden.“

Die Borsten blieben aufrecht stehen, und Martinus murmelte: „Christus ist nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern ein Schwert. Warum zeucht er nicht das Schwert des Worts und schlägt damit die Ketzer und Papisten und Kalvinisten, die Juden und Judengenossen?“

Der schüchterne Carpzowius schien ein gewaltiger Redner vor dem Herrn geworden und schlug auf die Kanzel. „Wo die Liebe gesiegt hat, wenn Friede und Eintracht sich küssen auf der Gasse, wird diese Stadt in Wahrheit zur Stadt des Glückes, und die Erde, die im Weltall schwimmt und schwebt, zur Insel der Glückseligkeit werden,

welches wundersame Eiland die Menschheit seit Adam, dem Erstgebornen, sehnend gesucht hat und suchen wird, bis der letztgeborne Mensch seine Augen geschlossen und in und bei Gott das allein wahre und ewige Glück gefunden hat."

Martinus Klüver brummte halblaut: „Sie schreien Friede, Friede, und ist doch Krieg." Nein, er hielt's nicht länger aus, die süßliche Altweiberpredigt anzuhören.

Alle Köpfe drehten sich, und der Prediger blieb eine Minute lang stecken.

Der alte Pastor stand kerzengrade auf und rannte, trotz seiner schwachen Beine, aus der Kirche und flinkweg nach der Pastorei. Hier mußte er atemlos sich verschnaufen und trat langsam über den Flur.

Auf dem Herdschemel in der Küche saß Kalvinus Albermann — und Gisela auf seinem Knie.

Es hatte ja die Betglocke noch nicht geschlagen — und die Sturmglocke gellte.

„Was sehe ich? O Sodomsgreuel! Her . . . rrr . . . aus!" Den Alten wollte der Schlag rühren, und seine gelähmte Zunge schlug über.

Kalvinus verneigte sich und begann: „Wohlehrwürdiger Herr Klüver, ich bitte Euch ehrbar und geziemend um die . . ."

„Unehrbar habt Ihr meine Tochter gemacht . . . Sie ist so gut wie Cäsar von Anckens Braut . . . Er wird Euch vor die Klinge fordern . . . Heraus!" Klüver brüllte und raufte sich zwei von seinen Borsten aus.

„Ich werde in Ewigkeit nicht seine Braut, mein Vater."

Gisela wurde gezerrt und durch die Tür gestoßen.

„Her—aus!" So wütend waren die Augen und Mienen, als wenn er handgreiflich werden und seinen Rohrstock holen wolle.

Kalvinus machte mit einer Verbeugung seinen ehrenvollen Rückzug.

Wild, trotz der Schwachheit seines Leibes, rannte Klüver auf und ab und schnaubte.

Würdevoll und steif, im Zwang des ungewohnten Priesterkragens, trat Carpzowius über die Schwelle. Ein unheiliges Donnerwetter und zehn Zornesschalen ergossen sich über sein Haupt.

„Ei, du weich- und weitherziger Christenrabbiner! Dieweil du so schmachtend von der Liebe gepfiffen in einer Zeit, wo Haß und Mord sein muß, ist mir eine höllische Suspicion aufgestiegen. Du hast wohl auch eine Kalvinistin oder Mohammedanbeterin oder Heidenmohrin oder Jüdin lieb?"

Der Kandidat briet in der Qual und wurde rot wie ein gekochter Krebs.

„Ich sehe die Schriftzüge des schlechten Gewissens auf deinem Gesicht. Heraus mit der Rede, du sanfter Friedensapostolus!"

„Ich bekenne, daß ich etliche Male im Hause des Münzmeisters gewesen bin."

„Haha, haha!" Ein gräßliches Gelächter. „Mein Eidam ein Kalvinist und meine Schwieger eine Jüd'sche!" Klüver griff nach den geschwollenen Schläfen.

Aber das Überlaufen der Galle beseitigte die Stockung des Bluts. „Ich, der Kirchherr, verbiete dir, unter Androhung des Kirchenbanns, das Haus der Judensirene zu betreten."

Carpzowius war bußwillig und schwer angefochten — aber der Kronentaler blieb auf seiner Brust.

IV.

Kalvinus Albermann hatte ein drittes Jahr warten müssen. Das Totenregister des Kirchenbuches füllte sich Seite um Seite, und das Kopulationsbuch blieb ein leeres Blatt. In solchen Notzeiten denkt keiner an das Freien und Sich-freien-lassen.

In Holstein war groß Jammer, Unfried und Elende. Vor einem halben Jahre schrieb ein Augenzeuge: „Die gemeinen Bauern gebaren sich wie kleine, hoffärtige Krautritter und haben viel gemünztes Geld in ihren Truhen, die Ritterschaft des Landes aber lebt auf Schlössern, wie der hohe Adel Englands, mit Bankettieren und Jagen, Prassen und Prunken."

Tilly und Wallenstein brachen mit ihren entmenschten Horden über die Elbe. Landsknechte leerten die Truhen aus und praßten an den Bankettafeln der Schlösser. Sechs Monate machten das reiche Land zur armen, kahl gefressenen Wüstenei.

Die Chronik der Stadt des Glückes hatte viele schwarze Gedenktage zu verzeichnen. Der kaiserliche Obrist Altringer zernierte die Elbfeste mit 6000 Mann, aber die Belagerten hielten die Wälle und die vier Bollwerke.

Der Kirchherr Klüver, der einen Amtsgang angetreten hatte, kam kleinlaut ins Haus zurückgelaufen. „Zum Ergrausen ... zum Ergrausen! ... Die groben Stücke donnern wie des Herrgotts Hundstagsgewitter ... Leichtlich verstreut sich ein Geschoß und schlägt in das Dach unsers Hauses."

„Die Stücke reichen kaum bis zu den Bastionen, und ihre Eisensplitter morden die Regenwürmer des Erdreichs." Carpzowius lächelte.

Der Vater lamentierte: „Dieser Ort ist kaum elf Jahre alt und muß in seiner Kindheit viel Leid und Jammer erleben. Die Stadt des Glückes ist eine Unglücksstadt geworden."

„Es ist einer Stadt gut, daß sie das Joch in ihrer Jugend trägt." Der Kandidat schien im letzten Jahre zu selbständigen Anschauungen herangereift zu sein.

„Mein Sohn, so nimm das Predigerjoch auf deine stärkeren Schultern und bereite den Delinquenten, der morgen gehenkt werden soll, weil er als Späher ertappt wurde, zu einem christlichen Tode vor!"

Carpzowius ging, ohne sich vor dem Gedonner der Geschütze zu fürchten.

Er hielt sich die Nase zu auf der Gasse, die von einem pestilenzialischen Geruch erfüllt war. Gestürztes Vieh blieb liegen und stank. Allen Abfall und Kehricht warfen die Landsknechte, die in den Häusern kochten und schmorten, vor die Tür. Faules Stroh, schmutzige Lumpen, Asche und noch Ärgeres lag fußhoch, dazwischen Knochen von allem möglichen Getier verstreut. Es sah aus, als ob in der Glückstadt lauter Schlächter wohnten. Die gierigen Kriegsknechte der Besatzung hatten alles geraubt, so daß nicht Kuh noch Kalb, nicht Huhn noch Küken übrig geblieben.

Traurig kletterte der Kandidat sich durch die stinkenden Dunghügel und tiefen Schmutztäler der Danneddelstraße.

Ein viehisches Lachgewieher traf sein Ohr — und gleichzeitig ein Wurfgeschoß seine rechte Schulter, nach der er schmerzhaft griff. Peter Lyng, der einen schmutzigen Ochsenkinnbacken geschleudert und gut getroffen hatte, brüllte vor Schadenfreude.

Hinter dem Fenstervorhange aber stand Rebekka, erbleichte und sprang nach der Haustür, die sie halb öffnete. Die Münze war von Einquartierung befreit und eine Freistatt.

Carpzowius bürstete sich mit dem Tuche den Rock ab. Da kam ihr Kopf zum Vorschein, und ihre Augen winkten. Er verneigte sich unter tiefem Erröten und ging vorüber.

Das war seit einem Jahre der erste Gruß.

Gonsalvo stand in der Zählstube. „Bekka, warum sitzest du und heulest an den Wassern zu Babel?"

„Weil ich betrübt bin."

„Wenn ich sehe dein Gesicht, weiß ich, daß du nicht Psalmen und Sela singest."

„Ach, die Glückstadt ist eine Unglücksstadt."

„Wir wollen die Stätte verlassen, die Jehovah Adonai verflucht hat."

Bei diesem Troste seufzte und schluchzte Rebekka noch lauter aus tiefster Brust.

Carpzowius stieg in den Keller des Blockhauses hinab, wo das Wasser von den Wänden troff. Als der Unglückliche, der beim Spionieren ertappt war, den Schwarzrock sah, wurde er erdfahl und fiel gelenklos und geknickt in sich zusammen. Der Priester war ihm nur die Bestätigung des Todesurteils. Jedes Trostwort wurde von seinem Angstgeschrei verschlungen. Auf den Knieen rutschend, flehte er um Errettung vom Strick, wimmerte und heulte mit schreiendem Gegell. Der Kandidat war diesem furchtbaren Amt nicht gewachsen und verließ entsetzt den vor Verzweiflung halbtoten Menschen.

Auf dem Hausflure trat Gisela ihm entgegen und fragte heiß: „Wie war es in der Stadt? Seit einem Jahre hab' ich nicht aus dem Hause gehen dürfen, außer wenn der Vater als Geleit mich mitnahm ... Ist ein Bekannter dir begegnet?"

„Neide mich nicht! Draußen auf der Gasse ist's schauerlich, und ich sah ein Bild der Hölle und ihrer Qual." Der Bruder war noch blaß von dem Erlebten und setzte leise hinzu: „Kalvinus ist mir nicht begegnet."

Gisela ging vergrämt. Auch sie wohnte in der Unglücksstadt. Des Vaters Argusaugen standen unvermutet in der Küche hinter ihr. Weil sie mit dem Bruder flüsterte, schnaufte er herbei und scheuchte sie auseinander.

„Ihr singet wohl zusammen das Seufzerliedlein ‚O, o jeh, wie tut die Liebe so weh'? Ich will die Wunde, die Amors Pfeil geschlagen hat, mit der Salbe Rühr-dich, Rühr-dich fein verkleben. Du, Gisela, kannst im Garten Unkraut von sechs Beeten reuten, und du, Carpzowius, magst im Flacius, dem rechtesten und reinsten von allen Dogmatikern, die zwölf Pagina De coena Domini auswendig lernen." — — —

Der Obrist Altringer machte um Mittsommer Ernst, rückte mit Laufgräben gegen die Stadt vor und warf dem Norderbollwerk gegenüber eine Schanze auf. Von hier aus begann er mit grobem Geschütz die Stadt zu bestreichen. Unter Donnergetöse fielen die runden Stückkugeln wie Eisenbälle nieder und zerplatzten.

Etliche liefen mit den Eimern, um die Feuerbrünste zu löschen; aber die meisten ergriff ein lähmendes Grauen. Wer Vermögen hatte, ließ sein Haus im Stich und flüchtete auf dem Elbstrom, den der Feind, der weder Kahn noch Kiel besaß, nicht sperren konnte.

Gonsalvo Lopez hastete hin und her und fand keine Ruhe, weder im Oberstocke noch Keller des Hauses. Auch nachts hüpfte er wohl zwanzigmal aus dem Bette und sah nach den eisenbeschlagenen Kisten, in denen seine Schätze verpackt waren. Eine Kugel flog zischend über das Dach hinweg. Zitternd kroch er ins Bett und zog die Decke über die Ohren.

„Schläfst du, Gonsalvo?"

„Ich schlaf'."

„Fürchtest du dich?"

„Sarahleben, ich fürchte mich nicht ... aber werden sie nicht machen mein Weib zur Witwe und meine Tochter zur Waise? Sie werden rauben des Königs Gold, das ich gemünzt, und er wird zu mir sagen: ‚Gib mir mein Gold!' Und wenn ich es nicht kann geben, wird er nehmen meinen Kopf und mein Weib zur Witwe machen."

Die weißhaarige Frau sagte tapfer: „Liegt nicht ein Schiff am Hafendamm? Du mußt dem Könige die Münze retten."

Der pflichttreue Münzmeister erkannte, daß er auf das grausig große Wasser gehen müsse.

Am Morgen ging er, geschützt von einem starken Convoi, mit allen seinen neu geprägten Kronentalern und Golddukaten an Bord. Was ihn aus der belagerten Stadt trieb, war nicht bloß Pflichttreue, geschweige denn hispanischer Heldenmut.

Zum Heile der Glückstadt wurde Marquard Rantzau, ein selbstloser Mann, ein trefflicher Heerführer, Kommandant der Feste.

Der Obrist Altringer sandte ihm einen Brief mit übermütigen Propositionen. Die Kaiserliche Majestät habe bei ihren vielen von Gott verliehenen Viktorien wohl Fug und Recht, dem gezogenen Schwerte freien Lauf zu lassen; dieweil Ihre Majestät viel lieber durch angeborne Milde und Gütigkeit den Frieden wiederherzustellen geneigt sei, würden diese Konditionen vorgeschlagen: Die Truppen seien abzudanken, die Tore würden geöffnet, die Feste Glückstadt empfehle sich der Gnade der Römischen Majestät.

Rantzau erwiderte kurz, es solle mit der Eroberung Glückstadts gehen wie mit Ostende, davor die Spanier drei Jahre gelegen.

Darauf gab Altringer mit Kraut und Lot grobe Antwort. Die

dschlangen brüllten und spieen ihre Feuerkugeln in die Stadt. Aber
i Heile der Glückstadt trafen nur die wenigsten ihr Ziel. Die Dan-
delstraße, welche dem Norderbollwerk am nächsten lag, war am meisten
ährdet.

In einer hellen Sommernacht insonderheit ängstigte das fürchter-
e Gedonner die Menschen, und sie verkrochen sich in Kellern und
köfen. Aber in der Pastorei saßen alle um den Tisch, und Mar-
is Klüver hielt der Furcht stand und las laut aus dem Worte,
ches ist eine feste Burg der bangen Herzen.

Da verstummte er, wie ein Mensch bei niederschlagendem Blitze.
rpzowius sprang ans Fenster und sah, wie die Pflastersteine von
Eisensplittern aufgewühlt wurden.

Der Vater erhob sich blaß und bebend. „Der Herr gießt Feuer
Verderben über die Stadt. Wir müssen nach seinem Willen be-
bt sein, unser Leben zu erhalten."

Er ging mit den Seinen in den Keller, wo sie beieinander in
beten dem Morgen entgegen wachten. Bange Stunden sind lange
inden.

Um Mitternacht fiel durch das kleine, vergitterte Fenster ein immer
erer Feuerschein. „Gott gnade den Armen, die in Brandnöten sind!
ist Carpzowius?"

Der war heimlich und fürwitzig die Treppe hinaufgeschlichen,
ete die Haustür und sah über die flache Stadt.

Dort — in der Danneddelstraße brannte es an zwei Stellen —
jenes in Flammen gehüllte Dach mußte die Münze sein. Eine
usig gewisse Ahnung überwältigte ihn.

Ohne sein Haupt zu bedecken, rannte er über den Markt und die
aße hinunter, welche von den Stücken der Kaiserlichen unaufhörlich
richen wurde.

Er achtete nicht die eigene Gefahr und sah nichts als nur die
mmenlohe, die aus dem wohlbekannten Hause emporstieg, nur den
lrot flackernden Schein, der die leere Gasse beleuchtete.

„Hilfe, Hilfe ... herbei!" klang sein keuchender Schrei, unge-
t an den Mauerwänden verhallend. Kein Mensch kam, um zu löschen
zu retten. Wer kümmerte sich in seiner Todesangst um des Nächsten
? Alle, nur auf die Rettung des eignen Lebens bedacht, hatten
an dem Orte verkrochen, der ihnen am sichersten dünkte.

Carpzowius rüttelte an der Tür der Münze — himmlischer
er! — sie war verriegelt. Groß und ratlos gingen seine Augen

in die Runde. Aber die Not gebiert, was in dem Manne an Kraft und Klugheit schlummert. Schnell wird der Blick und entschlossen die Hand.

Der Kandidat zerschlug und zertrümmerte mit einem Pflasterstein ein Fenster, bis er durch die Öffnung klettern konnte.

Die Münzerei lag totenstill, und jeder Tiegel stand unversehrt an seinem Platze. Er tastete sich nach der Tür und auf den Flur hinaus. Hier brannte zum Glück die zweiarmige Öllampe.

Mit dem Licht in der Hand ging er weiter und stieg ins Obergeschoß hinauf. Mutig blieb sein klopfendes Herz unter dem fürchterlichen Geknister und Geprassel des Feuermeeres, das über seinem Haupte raste.

Sein bebender Ruf wurde laut und gellend. „Rebekka! Rebekka!"

Einen leisen, seufzenden Wehlaut meinte sein Ohr zu vernehmen. Von wo? Von wo? Aufs Geratewohl riß er eine Zimmertür auf.

Sein Fuß prallte zurück vor dieser Verwüstung. Die Geschosse hatten die Decke durchschlagen, und er sah durch das gähnende Loch, wie die Dachsparren brannten. Über Haufen von Mauersteinen und Mörtelstücken und heruntergestürzten Deckbalken wirbelte der Schuttstaub noch.

Sein Auge suchte im hell leuchtenden Feuerschein — und sein Herz stand still.

Mitten im grausigen Chaos, eingeklemmt zwischen den Balken, lag eine Frauengestalt.

Rebekka war tot!

Endlich, nach langer Lähmung seiner Sinne, faßte er einen klaren Gedanken: Ich will ihren Leib vor der Feuersbrunst bergen! Blaß beugte er sich nieder über das Gesicht der Erschlagenen — ein altes, runzelhaftes, von grauen, wirren Haarsträhnen umrahmtes Gesicht!

Die Tote war Rebekkas Mutter, und sie hielt noch den Gebetsriemen in den krampfhaft geschlossenen Fingern. Ihr Antlitz wäre voll Frieden gewesen, wenn nicht die gebrochenen Augen offen gestanden hätten.

Unwillkürlich drückte er die Wimpern darüber, und klagend klang sein Ruf: „Rebekka, Rebekka!"

Ein Seufzer gab Antwort. Über die Trümmer kletterte er auf Händen und Füßen hinweg — über ihm prasselte das gierig fressende Feuer —, er dachte nicht daran, daß das Dach einstürzen und ihn begraben könne.

Am Fenster lag sie, und ihre Stirne, vom Gemäuer getroffen, r blutig.

Carpzowius warf sich nieder und stillte mit dem Tuche das Blut. e Wunde war nicht tief, und Rebekka, noch im Halbtraume der nmacht, lächelte mit müden Augen ihn an.

Ohne Säumen nahm er sie auf die Arme, preßte ihren Kopf en seine Brust, damit sie die Tote nicht sähe, und trug sie über Trümmer hinweg aus dem Hause.

Der schmächtige Carpzowius Klüver hatte in dieser Nacht eine ärke, die er weder vorher noch nachher besessen.

Durch die Luft flogen Stückkugeln, sausend und zischend.

Rebekka lag mit offnen Augen, und ihre Sinne kehrten ganz ück. In einem süßen Schmerzgefühl hätte sie also liegen und sterben gen.

Aber sie richtete sich sogleich auf. „Ich will gehen!"

Sie konnte, was sie wollte. Von seinem Arme gestützt, schwankte über den Markt und sprach in hellsehender Ahnung: „Mein Mütterchen tot," und begann zu weinen.

„Ja, sie ist gestorben und zu ihren Vätern versammelt worden," wortete er, nach einem Troste suchend, und fand nur den einen: ber ihr letzter Gedanke war ein Gebet zu ihrem — und unserm Gott."

Martin Klüver hatte sich in Sorge um den Sohn aus dem Keller vagt und stand in der Haustür, unruhig den Namen des Ver-vundenen rufend. „Carpzowius? Wo bist du? Carpzowius!"

Da kamen statt des einen, den er gerufen, gleich zwei Gestalten r den Markt, und er erkannte die eine — die andere war offenbar e Frau —, und solches ging dermaßen über sein theologisches und ischliches Fassungsvermögen, daß er sich mit beiden Händen durch Haarborsten fuhr. Aber sein Mißtrauen erwachte, und der scharf- o argusäugige Argwohn seines Vaterherzens rief: Himmel! Es d die Judendirne sein!

Es war just kein christlicher Gruß, mit dem er die Näherkommen- begrüßte. „He! Was ist das für ein Weibsbild, welches du mir Pfarrhaus schaffen willst?"

Carpzowius gab keine Antwort und legte den Arm um die bebende bekka.

Pastor Klüvers Stirn schien zwischen den Haarborsten und den hgezogenen Augenbrauen zu verschwinden. „Ich frage dich zum andern: as soll die Jüd'sche hier?"

Der Sohn erzählte mit fliegendem Atem und ohne verlegenes Stocken: „Ihr Haus steht in Feuer, und ihre Mutter ist vom Gebälk erschlagen ... Ich half ihr aus der brennenden Münze ... Die Ärmste hat kein Heim, und wir sollen ihr barmherzige Liebe erweisen."

„Hm, hm ... ja, Liebe!" Klüvers Sprache wurde wie ein Grunzen, und seine Brauen standen wie Borsten. „Schaffe sie zu ihren Genossen, daß sie die Obdachlose beherbergen!"

„Die Juden sind sämtlich geflohen, und sie kann bei den Ihren kein Unterkommen finden."

„Haha, mein lieber Christenrabbi, ein guter Anlaß, um das feine Judenliebchen wie ein Kuckucksei ins Nest mir zu legen." Spottend sprach der Prediger des Evangeliums, der ein harter Mann war und mit seinen Armen den Eingang versperrte.

In diesem Augenblick wurde Carpzowius, der bisher seinem Vater in Kindesgehorsam untertan gewesen war, ein Mann, ein mutiger, entschlossener, beharrlicher Mann, der Gott mehr gehorcht als Menschen.

Wie stand er vor dem Vater! Seine Worte flogen und fielen, und jedes traf, wo es niederschlug. „Seht Ihr nicht ihre blutende Stirn, ihren Jammer um die Mutter, und daß sie halbtot ist vor Schreck? Seid Ihr der Priester des Gleichnisses, der vorüberging? Seid Ihr der Levit, der sein Herz verhärtete vor des Nächsten Not? So rufe ich Gott zum Zeugen, daß ich der Samariter sein will und sein muß, der diese Verwundete verbinden und in eine Herberge führen wird. Wehe dem, der die Barmherzigkeit nicht tut! Diese ist mein, und sie ist dein Nächster!"

Ehrn Klüver, der alle Jahre einmal über das Gleichnis predigte, war noch nie eine solche Textpredigt darüber gehalten worden, und er schwieg, wie auf den Mund geschlagen.

Der Sohn aber fing an zu flehen: „Mein Vater, nehmt Ihr die Verlassene nicht auf, so geht Ihr mit dem Pharisäer vorüber, und ich muß irre werden an Eurem Glauben, denn ein Glaube ohne Erbarmen ist eitel und ganz tot in sich selber."

Der alte Klüver trat stillschweigend zur Seite und machte freie Bahn.

Rebekka Lopez blieb vorläufig im Hause und wurde in Giselas Kammer gebettet, als das greuliche Gedonner des feindlichen Geschützes gegen Morgen verstummte.

Spät am Vormittage versammelten sich alle zum Frühimbiß im Wohnzimmer. Auch Rebekka kam mit verbundener Stirn, setzte sich bescheiden ans Fenster und legte die Hände in den Schoß.

Einen von seinen kurzen Schrägblicken schoß der Pastor nach ihr hinüber und schlug zur Andacht die Bibel auf — und las langsam das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Das war ihm in der schlaflosen Nacht durch den Kopf und wohl auch durch die Seele gegangen.

Als er das Vaterunser betete, beugte auch Rebekka das Haupt.

Es mißfiel ihm nicht, aber sein Mißtrauen begann bald zu fragen: Will sie um meines Sohnes willen eine Apostatin und Proselytin werden?

Carpzowius mied jedes Alleinsein mit Rebekka und machte keine Bekehrungsversuche.

Gisela jedoch gewann ihr Vertrauen und bald das Judenmägdlein lieber als ihre beste Christenfreundin. Zwischen den Lichten saßen sie beieinander und wisperten viel. Klüvers Tochter hehlte nicht ihre bittere Herzensnot, noch des Vaters harte Strenge, noch auch die Stärke ihrer Liebe zu Kalvinus Albermann, mit dem sie ins vierte Jahr heimlich verlobt sei.

Nach solcher Beichte blickte sie fragend in die schwarzen Augen der Jüdin hinein. Rebekka aber schwieg und hatte der Christenfreundin kein Herzensgeheimnis anzuvertrauen.

Gisela machte nach Frauenart ihre Bekehrungsversuche in unverfänglicher Weise und sagte in einer Schummerstunde plötzlich: „Mir träumte in der Nacht, daß du in einem weißen Kleide vor dem Taufstein ständest ... Meine Träume haben immer eine Vorbedeutung."

„Was heißt der Traum?" fragte die Jüdin erschrocken und sehr leise.

„Daß du noch eine Christin wirst!" antwortete die Traumdeuterin mit voller Überzeugung, „denn ein Suchen der Wahrheit, jener Zug zum Vater, wie mein Bruder es nennt, ist in dir."

Warum perlten Tränen in Rebekkas Augen? Warum wurde ihre Stimme so klagend? „Mein Vater und die Meinen haben mich verlassen, und der Christ wurde der Samariter, der mir half."

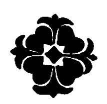
Gisela faßte ihre Hand und rief: „Die Deinen haben auch Jesum Christum, obgleich er der Messias war, verlassen und verstoßen und ans Kreuz geschlagen ... Wir aber haben ihn im Glauben angenommen."

Rebekka umschlang die Freundin und flüsterte ihr ins Ohr: „Es fehlt nicht viel, daß ich glaube, daß dieser Mann von Nazareth, an dem ich keine Sünde und immer nur das gute, edle Samariterherz sehe, der Sohn des Hochgelobten ist."

Gisela, die ein rechtes lutherisches Pastorenkind war, stand flugs und entschlossen auf, holte ein Neues Testament und legte es in die Hände der Jüdin mit den Worten: „Nimm selbst und lies und suche die Wahrheit! Nicht um meinetwillen sollst du glauben."

Rebekka Lopez saß oben in der Kammer — die Schrift auf dem Fenstersims aufgeschlagen und das Haupt leicht aufgestützt — und las mit Fleiß und großäugigem Erstaunen in dem Buche, darin den Kindern Israel zu lesen verboten ist.

(Schluß folgt.)



An alter Stätte.

Von

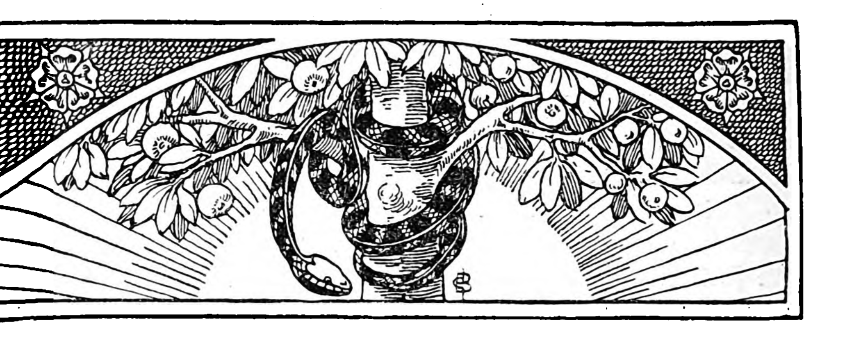
Magda Kühl.

Mit Wandersinn und Wanderschritten
Forsch' ich verlaßnen Spuren nach;
Hier haben Helden einst gestritten,
Den Tod erlitten —
Uralte Sage hält es wach.

Noch ragt ein Ringwall kühn ins Blaue,
Darüber weht's wie Feuerschein,
Denn die Vergangenheit, die graue,
Soweit ich schaue,
Hüllt sich in rote Heide ein.

Sturmvögel ziehen ihre Kreise,
Im Winde rauscht ein altes Lied;
Noch einmal tönt die Heldenweise
So traumhaft leise
Und schauert heimlich fort im Ried.





Das Leben der Seele im Traum.

Von

L. Th. Müller.

Zu den brennenden Fragen der Gegenwart gehört die Frage nach dem Leben der Seele im Traum durchaus nicht. Menschen, die ungern nachdenken, denen ihre Seele wie ihr Innenleben überhaupt gleichgültig ist, aber auch solche, die von wichtigeren Tagesfragen in Anspruch genommen sind, werden an solcher Erörterung weder Geschmack noch Gefallen finden. Wenn man aber bedenkt, daß die Menschheit ein Drittel ihres irdischen Daseins im Schlafe zubringt, und daß der Schlaf mehr oder weniger mit Träumen ausgefüllt ist, so gewinnt damit das Traumleben seine Bedeutung, gleichviel ob man nun den Traum als einen körperlichen Vorgang oder als eine Tätigkeit der Seele auffaßt. In dieser zuletzt angedeuteten Richtung gehen die Meinungen über den Traum seit den ältesten Zeiten auseinander.

Es ist nicht bekannt, von wem das nüchterne Wort stammt: „Träume kommen aus dem Magen", aber dieses Wort ist vielleicht recht alt. Alt ist auch wohl unser deutsches Sprichwort: „Träume sind Schäume" und das französische: „Songes mensonges" — Träume sind Lügen. In dem apokryphischen Buche Jesus Sirach findet sich der Ausspruch: „Träume sind nichts und machen doch einen schweren Gedanken."

Das könnte nicht dazu ermutigen, sich mit dem Traumleben überhaupt zu beschäftigen. Aber dem gegenüber stehen seit den ältesten Zeiten Aussprüche, die dem Traume Bedeutung, ja großen Wert beimessen. Im Gegensatz zu den Apokryphen sagt das uns weit höher stehende Buch Hiob: „Im Traum, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlummern auf dem Bette, da öffnet Gott das Ohr der Menschen und versiegelt ihnen Warnungen, daß Er den Menschen von seinem Vornehmen wende und beschirme ihn vor Hoffart und verschone seine Seele vor dem Verderben und sein Leben,

daß es nicht ins Verderben renne." Und der Prophet Joel vermittelt des Herrn Wort über die letzten Zeiten in den bekannten Worten: „Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch; eure Söhne und Töchter werden weissagen, eure Greise werden Träume haben und eure Jünglinge Gesichte sehen" — ein Ausspruch, der von Petrus in seiner Pfingstpredigt feierlich anerkannt wird.

Auch heidnische Philosophen und Dichter haben dem Traum geistigen Wert zuerkannt. Homer leitet in seiner Ilias den Traum her von Zeus, und in der Odyssee sagt er:

„Denn es sind zwei Pforten der flüchtigen Träume vorhanden:
Eine von Horne gebaut und von Elfenbeine die andre.
Die nun, welche heraus zum geschnittenen Elfenbein kommen,
Täuschender Art sind solche, nur eitle Worte dir bringend,
Aber die durchs geglättete Horn zur Türe hervorgehn,
Wahres gewähren sie, wenn sie ein Sterblicher schaut."

Daneben stellen wir den Ausruf des Äschylus in den Eumeniden: „Gerade im Schlaf ist der Geist an den Augen hell, am Tag ist sein Zukunftsbild beschränkt", und den Ausspruch des Xenophon: „Im Schlafe ist die Seele am göttlichsten", was keinen Sinn hätte, wenn damit nicht das Traumleben gemeint wäre. Ähnlich äußern sich Plato und Aristoteles, Tertullian und Cicero. Und daß ihr Standpunkt kein überwundener ist, beweise Immanuel Kants Bemerkung in den „Träumen eines Geistersehers": „Ich vermute, daß die Vorstellungen der Schlafenden klarer und ausgebreiteter sein mögen als selbst die klarsten im Wachen." —

Das Träumen ist etwas so allgemein Menschliches, daß niemand davon frei ist. Wir träumen von Kindesbeinen an. Was das Kind am Tage an Freud' und Leid erfahren, das durchzittert freudig oder schmerzlich die Kindesseele im Schlaf. Wer hat nicht schon um den Mundwinkel eines schlafenden Kindes ein Lächeln zucken sehen und aus dem halbgeöffneten Munde des eingeschlummerten Lieblings ein Seufzen gehört, das wahrlich mehr als eine körperliche Erscheinung ist? Ob der Mensch schläft auf seidenen Kissen hinter purpurnen Vorhängen oder ob er todmüde von harter Arbeit in kahler Dachkammer sich zur Ruhe streckt, sein Schlaf ist je und dann vom Traum durchwoben. Der moderne Europäer, der blasiert nichts Neues unter der Sonne wähnt, ebenso wie der Grönländer, der, von keiner Kultur beleckt, ein einförmiges Dasein in Schnee und Eis verlebt — beide träumen, der erstere vielleicht von immer raffinierteren Genüssen, der letztere von Tran und Eis, von Seehundsjagd und Bärenschinken.

Auch die Weltgeschichte und noch mehr die Gottesreichsgeschichte Alten und Neuen Bundes weiß von Träumen, nichtigen und bedeutungsvollen, zu erzählen. Wer das Alte Testament kennt, der kennt auch die Träume des Königs Abimelech, des Jakob, des Laban, des Joseph, der „der Träumer" oder

genauer: „der Traumherr“ genannt wird, die Träume des Königs von Ägypten, des Salomo, des Nebukadnezar; und jeder kennt im Neuen Testament den Traum des Joseph, der Weisen aus dem Morgenlande, ja jeder weiß auch, daß diese Träume sich gar nicht streichen lassen aus der biblischen Geschichte, ohne dieselbe an den betreffenden Stellen zu einem Rätsel zu machen. Was den Apostel Paulus veranlaßte, das Evangelium von Asien nach Europa zu bringen, war nichts anderes als jener bekannte Traum, darin ihm ein Mann in europäischer Tracht erschien mit der Bitte: „Komm herüber und hilf uns!“

Die Ausrufung der christlichen Religion zur Staatsreligion und der Übertritt des Kaisers Konstantin zum Christentum knüpft sich bekanntlich an einen Traum. Gehen auch die diesbezüglichen Berichte des Eusebius und des Rufinus in den Einzelheiten auseinander, so stimmen sie doch in der Hauptsache überein, daß dem Kaiser im Traume eine göttliche Weisung zuteil ward, das Kreuz Christi zu dem Zeichen zu machen, unter dem er und sein Heer streiten sollten, um den Sieg zu erlangen.

Ähnlich wie Paulus ließ sich Patricius, der Schotte, im Jahre 432 bewegen, Irland das Christentum zu bringen. Er sah im Traume einen Iren, der ihm eine Menge von Briefen brachte, in deren einem geschrieben stand: „Wir bitten dich, komm herüber und wandle mitten unter uns“; ja, Patricius glaubte, diese Worte im Traume nicht nur zu lesen, sondern auch aus dem Munde von Hunderten zu hören. Als er erwachte, fühlte er ein vorher nicht gekanntes brennendes Verlangen, diesem Rufe zu folgen. Er tat's und wurde „der Apostel der Iren“.

Am bekanntesten in Welt- und Kirchengeschichte ist wohl der Traum des Kurfürsten Friedrich des Weisen, den dieser in der Nacht vor dem 31. Oktober 1517 gehabt haben soll. Zwar ist auch an der Echtheit dieser Geschichte vielfach gerüttelt worden, aber es scheint doch, als könne sie in ihren Hauptpunkten nicht ganz bestritten werden. Dem Kurfürsten träumte — wie bemerkt vor Luthers Thesenanschlag —, daß er einem Mönche auf Gottes Weisung hin gestattet habe, etwas an die Türe der Schloßkirche in Wittenberg schreiben zu dürfen. Als der Mönch nun angefangen zu schreiben, habe er mit seiner meilenlangen Feder einem Löwen in Rom ins Ohr gestochen, ja an des Papstes dreifache Krone gestoßen, daß sie anfing zu wanken. Diesen Traum hat der Kurfürst nach dem Erwachen aufgezeichnet und mit folgenden Worten an seinen Bruder, den Herzog Hans, geschickt: „Ich habe bei mir wohl meine Gedanken und Auslegung, aber die behalte ich mir bis zur rechten Zeit alleine.“

In Rödenbecks historischem Archiv wird von einem Traum erzählt, den Friedrich der Große in der Nacht des 15. August 1769 gehabt habe. Er sah in diesem Traum einen Stern am Himmel erscheinen, der in einem so außergewöhnlichen Glanze erstrahlte, daß es dem König schwer wurde, ihn anzusehen. Doch blieb der Stern nicht lange am Himmel stehen, sondern versank bald hinter dem dunklen Horizont. In der genannten Nacht wurde Napoleon geboren, der,

wie jemand hierzu bemerkt, „gleich jenem Morgenstern im Propheten Jesaja eine Zeitlang viele Länder mit Kriegsdrangsalen erfüllte, den Staat Friedrichs II. in große Not brachte, aber nachdem dieser letztere sich verjüngt und durch den Napoleonsglanz sich hindurchgearbeitet hatte, seinen Schein verlor und in dem fernen Weltmeer sein Ende fand".

Mit der bisherigen Darstellung dürfte der Beweis erbracht sein, daß das Traumleben zum mindesten nicht belanglos ist und daß eine Erörterung desselben wenigstens nicht nutzlos sein wird. Wenn es sich im folgenden nun nur um das Träumen im Schlafzustande handeln soll, so ist die Frage, was denn der Schlaf sei, in welchem das Träumen geschieht, nicht zu umgehen. Allein diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Ein Kind freilich würde die Antwort schnell bei der Hand haben und meinen: Man schläft, wenn man die Augen zumacht. O glückliche Kindheit, die noch nichts weiß von den Sorgen und Ängsten, die den Schlaf des Erwachsenen auch bei geschlossenen Augen stunden-, ja nächtelang fernhalten können. Jeder Mensch bedarf des Schlafes; ihn daran längere Zeit hindern, würde ihn töten heißen. Und doch weiß die Wissenschaft kaum zu sagen, warum der Körper des Schlafes bedarf. Denn mit der Antwort: „damit er ausruhen kann," ist's nicht getan. Tatsächlich ruht der Körper im Schlaf nur zum geringsten Teil. Das Herz schlägt, die Lunge atmet, die Pulse klopfen, das Blut läuft durch die Adern, Magen und Eingeweide verdauen, ja selbst das Gehirn bleibt in Tätigkeit. So ist also zwischen einem schlafenden und einem wachenden Menschen scheinbar kein anderer Unterschied als der der geschlossenen Augen, ja auch dieser Unterschied erscheint minimal, wenn wir bedenken, daß es Leute gibt, welche bei hellem Tage eine Zeitlang mit offenen Augen schlafen.

Bis zu Luthers Zeit erklärte man wissenschaftlich den Schlaf damit, daß die in der Luft verbreitete, alles belebende Substanz — *πνεῦμα* genannt — durch den Atmungsprozeß in das Blut aufgenommen, im Schlaf in den Hirnhöhlen angesammelt werde, um von hier aus im Wachen nach allen Richtungen verbreitet zu werden. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts glauben die meisten Physiologen nach den Forschungen eines Gall den Grund des Schlafens darin zu finden, daß einerseits das Gangliensystem, welches die unwillkürlichen Verrichtungen des Körpers hervorruft, und andererseits das System der Gehirn- und Rückenmarksnerven, welche Empfindung und Bewegung vermitteln, daß also Gehirn und Ganglien, die Darsteller des denkenden und des vegetativen Lebens, abwechselnd das Übergewicht erhielten, das Gehirn im Wachen, das Gangliensystem im Schlafen.

Schopenhauer in seiner berühmten Studie über „das Geistersehen und was damit zusammenhängt" modifiziert diese Anschauung dahin, daß im Schlaf alle animalischen Funktionen eingestellt würden, die „Lebenskraft" dagegen sich gänzlich auf das organische Leben werfe und daselbst sich nur mit der Herstellung alles Verbrauchten, der Heilung alles Verletzten und der

Beseitigung aller eingerissenen Unordnung beschäftige. Während nun im Wachen das Gehirn durch seinen nach außen gerichteten Nervenapparat so viele Eindrücke empfange, daß es für die schwächeren, „aus dem inneren Nervenherd des organischen Lebens“ aufsteigenden Eindrücke unempfänglich sei, könne es die letzteren bei aufgehobener normaler Tätigkeit, also im Schlaf, wohl in sich aufnehmen, wie eine Harfe von einem fremden Ton nicht wiederklinge, solange sie selbst gespielt werde, wohl aber, wenn sie still dahänge. So geistreich und einleuchtend Schopenhauers Darlegung auch erscheint, das Wie und Wodurch dieses Wechsels ist damit noch nicht erklärt.

Sollte nicht die Unmöglichkeit einer befriedigenden physiologischen Erklärung ihren Grund darin haben, weil die meisten Physiologen von ihrem Standpunkt aus die Seele außer acht lassen? Sobald wir dieser den ihr gebührenden Platz anweisen als dem Geist von Gottes Geist, so drängt sich uns die Erklärung als die richtige auf, wie sie Splittgerber und neuerdings Better andeuten, wenn letzterer sagt: „Liegt der Körper bewegungslos da, obgleich seine Organe tätig sind, so ist es, weil die Seele sich einstweilen auf ein anderes Gebiet ihres Daseins begeben, eine andere Form des Lebens gesucht hat, wo mit anderen Sinnen gesehen, gehört und geschmeckt wird.“ Ähnlich sagt Passavant in seinen „Untersuchungen über Lebensmagnetismus“: „Der unermüdlich schaffende Menschengeist sucht gewiß einen neuen Weltteil seines Daseins auf, wenn ihm die alte Welt im Schlaf ihre Hütten verschließt.“

Wie wäre es auch denkbar, fragt man mit Recht, daß, während die wesentlichsten Funktionen des Körpers im Schlaf ungestört ihren Fortgang nehmen, die viel edlere und reicher begabte Seele im Schlafe nur ein hindämmerndes, bewußtloses Pflanzendasein führen sollte? Nein, die Seele ist während des Schlafens weder ganz bewußtlos, noch untätig. Beobachten wir doch bei dem Schlafenden oft lautes Sprechen und Seufzen, und können wir doch aus dem Ausdruck des Gesichts des Schläfers deutlich erkennen, daß die Seele mit einer inneren Arbeit beschäftigt ist oder Gefühle des Schmerzes, der Freude, der Unruhe empfindet. Wie die Sonne nach vollbrachtem Tageslauf nur scheinbar verschwindet, so versinkt die Seele unter dem Schlummer der Nacht auch nur scheinbar in ein leeres Chaos, in Wirklichkeit aber in die Tiefe unseres inneren Daseins zur Selbstbesinnung und Sammlung. Die Seele wendet sich im Schlaf intensiver als im Wachen der Welt zu, aus der sie stammt. Daher die Erquickung, die der Schlaf der Seele bereitet in Zeiten, wo der Tag mit Kummer und Leid erfüllt war. Deshalb können wir auch Seume nicht recht geben, wenn er in seinem „Spaziergang nach Syrakus“ sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Kein Geringerer als der Begründer der neueren Philosophie, Descartes, sagt: „Wie das Licht immer leuchtet, wie die Wärme immer wärmt, so denkt der Geist, die Seele des Menschen immer, also auch im Schlaf; eine nicht denkende Seele wäre ein Unding.“

Vollends mit den Äußerungen und Erscheinungen des Seelenlebens im Schlaf, welche wir Traum nennen, betreten wir ein Wunderland, in welchem an Mannigfaltigkeit kein Mangel ist, wo uns die größten Gegensätze begegnen: Harmloses und Ernsthaftes, Grausiges und Komisches, Erklärliches und Rätselhaftes, Absurdes und Tiefsinniges. Soweit unsere Selbstbeobachtung reicht, geht dem völligen Einschlafen stets eine Art von halbwacher Träumerei vorher. Die Seele fängt an, langsam in ihr Innerstes sich zurückzuziehen. Während die Augen geschlossen sind, hat der Sinneseindruck des Gesichts freilich sofort aufgehört, aber vom wachen Zustand ragt noch dies und jenes in den Halbschlaf hinein, der je nach den Umständen Sekunden, Minuten oder gar Stunden dauert. In diesem Halbschlummer, in welchem die Seele gleichsam noch an dem Ufer der lichten Wirklichkeit verweilt, überläßt sie sich meist dem regellosen Spiel der bei Tage empfangenen und noch immer auf sie einstürmenden Eindrücke. Bei diesen Träumen, deren Inhalt meist wirr und wahnwitzig ist, ist die Seele eigentlich nur eine passive Zuschauerin, welche in ein Kaleidoskop mit seinen bunten, schnell wechselnden und vorüberhuschenden Bildern hineinschaut, ohne selbst auf diese wirren Bilder von innen her einzuwirken. Dies dauert meist so lange, bis die aufgeregten Wellen des Nervensystems sich vollständig gelegt haben und die beruhigte Seele sich in ihre inneren Lebenskreise geborgen hat.

Ein ähnlicher Traumzustand, wie im Halbschlummer, tritt auch dann ein, wenn im weiteren Verlauf des Schlafes die Eindrücke der Außenwelt auf irgend eine Weise durch das immer wache Gefühl oder das nimmer ganz verschlossene Gehör eindringen und sich mittelst der Phantasie in der zurückgezogenen Seele zu wirren Traumbildern verdichten oder ausdehnen. Denn obschon die Seele im Traume zwar nie des Bewußtseins entbehrt, fehlt ihr doch manchmal die Urteilskraft und die Einsicht. Es geht ihr wie einem jungen Pferde, das bei völlig harmlosen Anlässen scheu nach rechts oder links ausbricht, ohne allen Grund durch falschen Alarm sich schrecken läßt, oft in wilder Flucht das Weite sucht und Gespenster sieht, wo sich alles im gewöhnlichen Geleise bewegt. So wird z. B. das Ticken einer Uhr für den Schlafenden zu Keulenschlägen von Einbrechern, und das Knacken des Bettes zum Revolverschuß eines Räubers. Ein Arzt fand bei seinen Versuchen, die er in betreff des Träumens anstellte, daß eine heiße Wärmflasche, im Schlaf ihm an die Füße gelegt, ihn träumen ließ, er habe bei der Besteigung des Ätna die Füße an der noch heißen Lava sich verbrannt. Ein anderer, dem man während des Schlafes Wassertropfen in den halbgeöffneten Mund träufelte, träumte, er befinde sich im Wasser und machte die angestrengtesten Schwimmversuche. Bekannt ist auch der Traum bei unbedeckten Füßen, man gehe durch den Schnee oder fahre über die Alpen. Aus solchen Träumen, die die Phantasie gewoben hat, erwacht man meist mit einem jähen Schrecken, oftmals mit dem Gefühl, eine Treppe herabgestürzt oder von einer Mauer herabgefallen zu sein. Indessen ist das wohl eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Denn nicht die Traumidee des Herabfallens

bringt das plötzliche Erwachen hervor, sondern umgekehrt das jähe Erwachen stellt mit einem Ruck das Gefühl des körperlichen Aufliegens, das man im Schlaf nicht empfand, wieder her und läßt uns mit blitzartiger Geschwindigkeit träumen, wir seien auf harten Boden gefallen. Die Geschwindigkeit ist übrigens allen Ideenverbindungen der Träume gemeinsam, so daß oft in einem kurzen Augenblick eine Menge von Bildern und Gedanken an uns vorüberzieht, zu deren Entwicklung und Bildung im Wachen längere Zeit erforderlich gewesen wäre. Die Schnelligkeit der Elektrizität ist — hat jemand gesagt — ein Schneckengang gegen die Schnelligkeit der Traumgedanken. So erinnerte sich ein Mann, der durch einen Schuß aus dem Schlaf geweckt wurde, daß er soeben geträumt habe, er sei Soldat geworden, dann desertiert, gefangen genommen, verhört und endlich erschossen worden. Da der Schuß die Veranlassung des Traumes, zugleich aber auch die Ursache des Erwachens war, so hatte der Traum nur den Bruchteil einer Sekunde gedauert.

Eine andere Eigentümlichkeit der bisher ins Auge gefaßten Träume ist die, daß stärker als im Wachen Begierde und Leidenschaft in der Traumwelt hervortreten. Läßt sich dies damit erklären, „daß die nächtlich entrückte Seele noch mehr zum Tummelplatz ihrer entfesselten Leidenschaften und Begierden wird als der wache, sich selbst beherrschende Geist“? Sollte der tiefste Grund der Erklärung nicht der sein, daß die selbstsüchtigen und oft unreinen Gedanken und Triebe des Herzens in den Phantasiegebilden des Traumes so unverhohlen zum Ausdruck kommen, weil sie nicht, wie im Wachen, durch Verstand und Willen gezügelt werden? Man muß es zugestehen: das Material, aus dem ein derartiger Traum sein Luftschloß baut, liegt nicht außer uns, sondern auf dem Grund unseres Herzens. „Er erfindet nicht, er schwatzt nur aus,“ wie Schiller sagt; von dem Unsrigen hat er's genommen, was er uns vor Augen stellt. Darin liegt die große Bedeutung solcher Träume für unser Leben: sie sollen eine Quelle für die Selbstprüfung und Selbsterkenntnis sein, da wir uns im Traum ohne jede Rücksicht „am natürlichsten geben“. Wohl dem, der von einer sündhaften Verirrung in Wahrheit sagen kann: Das fällt mir auch nicht im Traume ein. Doch darf man auch wohl nicht so weit gehen, den einzelnen Menschen für jedwedes „Über-die-Stränge-schlagen“ im Traume verantwortlich zu machen und ihn so der Sünde zeihen zu wollen; denn es wirken doch bei solchen Träumen zuweilen Faktoren mit, die rein körperlicher Art sind und von unserm Willen nicht verschuldet werden. Immerhin aber bleiben derartige Träume ein Spiegelbild des Herzens, wobei zu beachten ist, daß ein Spiegelbild niemals ganz naturgetreu ist, vielmehr leicht diesen und jenen Zug entstellt oder verzerrt wiedergibt.

Gefährlich werden solche Träume, wenn der Mensch den darin zutage tretenden Gelüsten des eigenen Herzens wie einer göttlichen Offenbarung folgt, anstatt sie zu unterdrücken. Hierfür sind Thomas Münzer und andere Schwärmer aus der Reformationszeit historische Beispiele, Träumer und falsche Propheten,

denen das alttestamentliche Gesetz den Tod für ihre falsche Traumauslegung und Anwendung androhte.

Darin besteht die Gefahr bei der Beurteilung des ganzen Traumlebens, daß nicht scharf unterschieden wird, wie doch schon Homer tat, zwischen den Träumen, deren Inhalt ein Spiel der Phantasie ist, hervorgerufen durch Außendinge und körperliche Zustände, und den Träumen, in welchen die Seele, einer reineren, besseren Welt zugewandt, Eindrücke empfängt, die nicht zufällig, sondern von einer höheren Hand gewirkt sind. Um von den ersteren noch ein Wort zu sagen, so ist die Phantasie in diesem Traumleben gewissermaßen zu Hause. Von der nüchternen Kristallhelle des Gedankens, in welcher der wache Geist seine Ideen ausbreitet, ist im Traume nicht viel zu finden. Im Traum entfalten sich leichter als Lufthauch zauberische Welten, die das leibliche Auge nie geschaut hat, Bilder, schnell hingeworfen, in lebhaften Farben, doch ohne scharfe Konturen, wie Schlachtenbilder mit gewaltigen Heeresmassen ausgeführt. Die Traumphantasie liebt die Vergrößerungen, Erweiterungen, Verstärkungen. Wir staunen im Traum über die großen Früchte, die wir finden, über die Vermehrung von Gold und Edelstein; wir bewundern die Höhe der Berge, die der Traum uns malt, wir entsetzen uns vor der Größe und Furchtbarkeit der Menschen, mit denen uns der Traum in Verbindung bringt. Kein Gebiet der Malerei ist dem Traum unzulänglich. Was die Seele im Traum an Bildern schafft, das kann nur in den seltensten Fällen die Hand des Erwachten auf das Papier oder die Leinwand bringen. Der erste helle Lichtstrahl, der in die sich öffnenden Augen fällt, läßt die Gebilde des Traumes in der Erinnerung oft spurlos verschwinden. Freilich Raphael verdankt sein schönstes Bild, die Sixtinische Madonna, wie er selbst berichtet hat, dem im Traum geschauten Vorbild; ein Beweis mehr für die Kraft der Traumphantasie, der nichts zu kühn, nichts zu groß, nichts unmöglich erscheint. Und was das Seltsamste ist, das Unmögliche erscheint im Traum uns selbstverständlich; wir verwundern uns dabei eigentlich über nichts, selbst wenn es den wohlbekannten Naturgesetzen schnurstracks zuwiderläuft. Es befremdet den Träumer zum Beispiel nicht, wie er den Fluß ohne Brücke zu überschreiten, die Lüfte ohne Flügel zu durchfliegen vermag, wie er in dem einen Augenblick in Deutschland und im nächsten in China sich befinden kann.

Erst recht kommt dem Träumenden niemals der Gedanke, daß die geschauten Dinge nicht äußere Wahrnehmungen, sondern im seelischen Innern auftauchende Bilder sind. Wenn manche meinen, daß es ihnen je und dann gelinge, im Traume sich darüber klar zu werden: „Du träumst ja nur“, so ist auch das insofern eine Einbildung, als dieser Gedanke nie früher eintritt, als im Moment des Erwachens, ja überhaupt nur eine Folge des Übergangs aus dem tieferen Schlaf in den leisen Schlaf und zum Erwachen ist.

Eine wohl allen bekannte Erscheinung der Traumphantasie ist die des Fliegenkönnens. Spielend löst sie die Probleme der Luftschiffahrt, indem sie

uns freiwegfliegen läßt über Berge und Täler, durch die Straßen und Gassen, ohne daß wir etwas von Schwingen oder Flügeln merken, die uns Schwungkraft verleihen. Der Grund dieser zauberischen Phantasie, von der sich die Seele umgaukeln läßt, ist ein realer, ja körperlicher, denn die Erregerin des Traumfliegens ist die Lunge. Nichts Harmloseres als der gedehnte, langdauernde Hinaufzug des Atems hat ein ebenso langes Schweben und Fliegen in der Phantasie zur Folge. Ähnlich erklärt sich das Träumen von Feuer bei Fieberzuständen, sowie das sogenannte Alpdrücken, d. h. das Träumen von vermeintlichen Ungeheuern auf der Brust während der Dauer von Atmungsbeschwerden.

Aber genug von diesen Nervenreizträumen, die mehr in das Gebiet der medizinischen Wissenschaft hineingehören und wobei die Seele mehr oder weniger passiv sich verhält, ja oftmals die Rolle einer Getäuschten, ja Betrogenen spielt. Je weiter wir kommen, um so wunderbarere Dinge enthüllen sich uns auf dem Gebiete des Traumlebens und machen daher auch eine strenge Sichtung von Wahrheit und Dichtung notwendig. Aus der Übereinstimmung mannigfaltiger, gut beglaubigter Traumerfahrungen und Erlebnisse der verschiedensten Menschen, die völlig unabhängig voneinander waren, ergibt sich, daß die Seele im Traum zuweilen unter einer unmittelbaren Beeinflussung von oben steht und diese sich zu innerlich wahrnehmbaren Vorgängen steigern kann, die durchaus nicht bedeutungslos, sondern recht verstanden von großem Werte sind. Für den, der an einen lebendigen, persönlichen Gott glaubt, in welchem wir leben, weben und sind, ist es nur natürlich, daß dieser auch im Traume Fingerzeige geben, mahnen, warnen, drohen, ja selbst die Zukunft enthüllen **kann**. Ja, der Schlafzustand ist für Einwirkungen Gottes fast noch geeigneter als der wache, weil in diesem letzteren das Beschäftigtsein der Seele mit vielen rein äußerlichen Dingen ein Hindernis bildet, das im Schlaf ohne weiteres fortfällt. Ganz gewiß, Gottes Kraft kann die Seele auch im Schlafzustand berühren, um Bilder hervorzurufen, wie er sie für seine Zwecke und seinen Plan mit den Menschen gebraucht. Wer darin etwa eine Übertreibung christlicher Anschauungen sehen sollte, der sei verwiesen auf die Anschauung aller heidnischen Philosophen des klassischen Altertums, die übereinstimmend bezeugen, daß in dem zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwebenden Zustand des Traumes die Seele für den Verkehr mit der Gottheit und für göttliche Mitteilungen überhaupt im besonderen Maße empfänglich sei und deshalb auch viele Träume als momentane Offenbarungen von oben her anzusehen seien.

Hierher gehören nun in erster Linie die **warnenden** Träume. Der Kirchenvater **Origenes** hat einmal den Ausspruch getan: „Gott straft niemanden, ohne vorher zu warnen", und die Erfahrung bestätigt diese Regel, wenn auch nicht ausnahmslos. Und daß solche Warnungen oft im Traume stattfinden, zeigt die große Zahl von Erzählungen derartiger Träume. Schon Cicero berichtet von einem solchen. Der Dichter Simonides ließ am Vorabend einer Seereise, die er antreten wollte, einen von ihm gefundenen, unbekannten Leichnam zur

Erde bestatten. In der darauf folgenden Nacht sah er im Traum den Leichnam und hörte ihn die Warnung aussprechen, er möge ja nicht das Schiff besteigen, weil er sonst umkommen werde. Simonides folgte diesem Rat und schiffte sich nicht ein. Das Schiff aber ging unter, und keiner kam mit dem Leben davon. Von Dank erfüllt, ließ Simonides seinem unbekannten Retter ein Denkmal errichten, das die Inschrift trug:

Dieser rettete einst den Simonides, Dichter von Keos,
Brachte gestorben Dank also dem Lebenden dar.

Ähnliche Träume sind übrigens von den ältesten Zeiten bis heute so zahlreich vorgekommen, daß sich ihre Möglichkeit nicht leugnen läßt. Statt vieler nur noch ein Beispiel. Ein junger Florentiner träumte, daß ein großer steinerner Löwe, welcher mit geöffnetem Rachen in der Vorhalle einer Kirche stand, ihn tödlich verwundet habe. Am anderen Morgen erzählte er seinen Freunden diesen Traum, und sie beschlossen leichtfertig, zu erproben, ob die Warnung berechtigt gewesen sei. In der Vorhalle zu der Kirche angelangt, steckte jener dem steinernen Löwen die geballte Faust in den Rachen mit den scherzhaften Worten: „Beiß zu, du Ungeheuer!“ Kaum hatte er das gesagt, so erblaßte er und zitterte am ganzen Körper. Eine giftige Schlange, die in dem Rachen verborgen gewesen, hatte ihn gebissen, und nach wenigen Stunden erfolgte sein Tod. Daß solche Träume in den meisten Fällen Ereignisse trauriger Art ankündigen, hat seinen Grund wohl darin, daß ein großes Unglück der menschlichen Seele immer mehr einschneidend erscheint als ein noch so großes Glück, weil die Seele vor dem Leide mehr bangt, als sie von der Freude bewegt wird.

Den warnenden Träumen verwandt sind die sogenannten Gewissensträume. Nicht wenige aus der Kirchengeschichte bekannte Personen sind, wie schon Origenes im 3. Jahrhundert bezeugen konnte, von ihrem Haß gegen den Sohn Gottes geheilt, ja zum Glauben an ihn und zur Todesbereitschaft für ihn im Traume gewonnen worden. Delitzsch in seiner biblischen Psychologie äußert sich darüber: „Träume oder auch innerhalb nächtlichen Sinnens ihn überraschende traumartige Gesichte bringen den Menschen vielfach zur Selbsterkenntnis und Selbstbesinnung und ziehen ihn vom Abgrund zurück.“ So haben es Evagrius, ein nachmals angesehener Lehrer der morgenländischen Kirche, und Gregor von Nazianz an sich erfahren. Ja, ein gewiegter Kenner der Missionsgeschichte, Heinrich Ostertag, schrieb 1863 im Baseler Missionsmagazin: „Es möchte fast scheinen, daß unter den Heiden, die recht eigentlich in der Nacht wandeln und ein düsteres Traumleben führen, jene mächtigen Wirkungen der Träume durch die herablassende Güte Gottes noch viel häufiger und stärker hervortreten als bei uns. Es gibt wohl keinen Missionsplatz der Welt, wo dies nicht wiederholt in den denkwürdigsten Vorkommnissen hervorgetreten wäre. Fast jeder Missionar wird Fälle erzählen können, wo da einer und dort einer aus der Heidenwelt durch Träume erschreckt oder gelockt zu dem Wort der Wahr-

heit hingeführt wurde. Nicht als ob wir in allen diesen Fällen eine unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes zu sehen geneigt wären, tritt doch in den Träumen oft genug dasjenige, was im verborgenen Grunde der Seele selbst bereits leise schlummerte, nur frei und lebendig hervor. Aber daß da und dort ein direktes Mitwirken Gottes sich kundgebe, wer ist berechtigt, das zu leugnen?" Ja, ich möchte behaupten, daß der Traum auch die Mahnung zur Buße und Umkehr, zwar nicht immer, aber doch manchmal intensiver einprägt, als das im Wachzustande möglich war. Derartige Erfahrungen haben mannigfach Gefängnisgeistliche an zum Tode verurteilten Verbrechern gemacht, daß, wenn alle seelsorgerlichen Bitten und Ermahnungen an dem verstockten Herzen abgeprallt waren, nachts im Traum die Eisrinde desselben Herzens zerschmolz, daß es am Morgen voll Zerknirschung und Reue war. Möglich, daß hierbei die Stille, ja das Grauen der Nacht mitwirkte, das Gewissen zum Erwachen zu bringen. Aber ist es nicht im letzten Grunde Gott, der Herr, der auf solche außergewöhnliche Weise diese Umwandlung gewirkt hat? Gewiß ist es nicht der gewöhnliche Weg, zum Glauben zu gelangen; der einfachere Weg ist vielmehr der des Hörens oder Lesens von Gottes Wort in der Hl. Schrift. Wenn nun aber ein Mensch nicht achten will auf das im Wachen an sein Herz ergehende Gotteswort oder wenn er sich dem Hören desselben fortgesetzt entzieht, sollte dann der barmherzige Gott nicht auch die stille, aber sehr eindringliche Sprache des Traumes gebrauchen können, um einen Menschen herumzuholen von dem Wege des Verderbens?

Noch wunderbarer als derartige Träume sind die divinatorischen oder auch telepathischen Träume, wie man sie nennt. Welcher Art solche sind, mögen drei Beispiele aus vielen hundert gut beglaubigten zeigen.

Der Amerikaner Dr. Bushnell berichtet in seinem Buch „Die Natur und das Übernatürliche" folgende Tatsache, die ihm von mehreren Seiten übereinstimmend und glaubwürdig erzählt wurde. Ein Kapitän Yount träumte zweimal in einer Nacht, daß 35 Meilen entfernt eine Gesellschaft von Reisenden im Schnee eingeweht sei. Er sah auch in seinem Traum den Schauplatz ganz deutlich vor sich, seltsam gestaltete Felsengebilde der Sierra Nevada. Als er diesen Traum einem alten Jäger erzählte, rief dieser: „Die Felsmassen, die Sie beschreiben, kenne ich, sie befinden sich im Karsonpaß, etwa 35 Meilen von hier entfernt." Der Kapitän ließ sich durch diesen Traum bestimmen, obgleich seine Nachbarn ihn auslachten, Männer um sich zu sammeln, Maultiere und wollene Decken mit sich zu nehmen und auf die Suche auszugehen; er marschierte mit diesem Trupp 35 Meilen weit, erkannte die Felsengruppe, die er im Traum gesehen, und fand tatsächlich eingeschneite Reisende, dem Tode nahe, am Fuße dieser Felsen. Er rettete sie und brachte sie an seinen Wohnort und bestätigte so die Wahrheit seines wunderbaren Traumes.

Vor drei Jahren etwa wurde bei Berlin die Schiffersfrau Graßnick, welche mit einem Handwagen über Land gefahren war, vergeblich von den Ihrigen

zurückerwartet. Nach einigen Tagen erzählte ihr 15jähriger Sohn dem Vater, er habe geträumt, die Mutter sei an einer Stelle der Chaussee zwischen Schmöckwitz und Zeuthen etwa 30 Schritte weit in den Wald hineingegangen, dort hätten zwei Männer die Frau ergriffen und sie getötet, während ein dritter den Handwagen der Frau von der Chaussee in den Wald gezogen habe. Der Knabe konnte der Gerichtskommission die Stelle, an der seine Mutter ermordet worden war, ganz genau angeben, und als man hinging, die Leiche zu suchen, wurde diese an der von dem Knaben im Traum gesehenen Stelle gefunden, und es wurden nach Ergreifung der Mörder die von ihm angegebenen Einzelheiten bestätigt.

Der nachmalige Konsistorialrat Dr. Lysius in Königsberg sah im Traum, während er noch in äußerst bedrückten Verhältnissen in Rendsburg wohnte, das ganze, erst später aufgeführte Gebäude des Collegium Fredericianum samt Schule und Kirche mit dem Bemerken, daß so die Kirche aussehen werde, an die er einst als Prediger kommen würde. Wohlgemerkt lag es für den Genannten außerhalb aller menschlichen Berechnung, ja auch nur Wahrscheinlichkeit, in eine hohe Stellung in einer fernen, großen Stadt aufzurücken, abgesehen davon, daß die im Traum geschaute Örtlichkeit damals noch gar nicht existierte.

Solche Träume können doch nicht aus einer gewissen Kombinationsgabe erklärt werden, wie dies allenfalls bei einem Traum wie dem der Römerin Calpurnia zugegeben werden kann. Diese träumte, sie sähe ihren Gemahl Cäsar blutig in ihren Schoß sinken, weshalb sie am nächsten Tage, den Iden des März, ihn dringend bat, nicht auszugehen. Als er, ihren Traum verlachend, dennoch auf die Kurie ging, wurde er bekanntlich unterwegs ermordet. In diesem letzteren Falle wird die im Wachen begonnene und im Schlafen fortgesetzte Erwägung der heraufziehenden Gefahren die natürliche Urheberin des Traumes gewesen sein. Bei den vorher geschilderten Traumtypen reicht indessen solche Erklärung nicht aus, erst recht können sie nicht durch den Gedanken an Zufall noch durch kritische Bedenken abgetan werden. Ja, Dr. E. R. Pfaff hat durchaus recht, wenn er in seinem Büchlein über die Symbolik des Traumes den Ausspruch tut: „Alle Skeptiker können mit ihren psychologischen Spitzfindigkeiten die divinatorischen Träume nicht aus der Welt schaffen.“ Wenn diese Träume beweisen, daß die Seele im Traum die wunderbare Fähigkeit hat, in die Ferne, ja in die Zukunft zu schauen, sich auszustrecken über die sonst vorhandenen Schranken des Raumes und der Zeit, so gibt es dafür m. E. nur die eine Erklärung, welche vor allem die Verwandtschaft der Seele mit dem Geiste Gottes betont, der als höchster absoluter Geist zu jeder Zeit das Weltall mit allen Vorgängen darin ohne jede Schranke des Raumes und der Zeit umfaßt. Der überweltliche Ursprung der Menschenseele aus Gott, oder, kurz gesagt, ihre Gottebenbildlichkeit macht es erklärlich, wenn es auch staunenswert bleibt, daß die Seele im Traum, wo sie weniger in den Fesseln des Körpers

liegt, über die gewöhnlichen irdischen Daseinsformen des Raumes und der Zeit sich erheben und in die Ferne schweifen kann.

Haben wir damit den Höhe- und Glanzpunkt des Traumlebens erreicht, so erübrigt noch, ohne daß wir von der Höhe des Erstaunlichen, ja Wunderbaren herabsteigen, auf eine andere Seite der Steigerung des Seelenlebens im Traum unser Augenmerk zu richten.

Der römische Schriftsteller Curtius ebenso wie Cicero erzählen, daß Alexander der Große zur Zeit einer gefährlichen Erkrankung seines Freundes Ptolemäus im Traum eine Schlange gesehen habe mit einer Wurzel im Munde, zugleich den Ort andeutend, wo diese zu finden sei und wie sie den Ptolemäus heilen würde. Die Wurzel sei an dem angegebenen Orte gefunden worden und habe den Ptolemäus geheilt. Man würde an dieser seltsamen Geschichte mit Schütteln des Kopfes vorübergehen können, schon um nicht in den Verdacht zu geraten, ein Anhänger der Mrs. Eddy und ihrer „Christlichen Wissenschaft“ zu sein, wenn nicht viele ähnliche, gut beglaubigte Traumbeispiele bewiesen, daß es einzelnen kranken Menschen je und dann im Traum gegeben ward, den Sitz und Grund ihrer Krankheit samt deren Heilmittel zu erkennen, worüber bis dahin keine Klarheit bei ihnen und den Ärzten geherrscht hatte. Damit soll übrigens keinerlei Handhabe geboten werden zum Ausbau einer Abart der „Christlichen Wissenschaft“, die sich etwa das „Gesundträumen“ nennte, gewiß nicht, denn Träume lassen sich nicht erzwingen und auch nicht handwerksmäßig veranstalten. Aber es ist andererseits auch nicht zu leugnen, daß bei vielen Menschen, wenn nicht gar allen, ein hellseherisches Einschauen in ihr Inneres möglich ist und auch manchmal stattfindet. Es ist das mehr oder weniger dem tierischen Instinkt verwandt, welcher z. B. den amerikanischen Geier Quiriquinqui allemal das gegen den Schlangenbiß gewachsene Heilkraut finden läßt, wenn er im Kampf mit seinem Todfeind, einer giftigen Schlange, verwundet worden ist; derselbe Instinkt, der den verwundeten Hirsch zu den heilsamen Kräutern hinführt, die er unverwundet nie berührt, ja vielleicht gar nicht gekannt hat. So kann der Schöpfer doch auch dem Menschen eine höhere Einsicht verliehen haben, die zwar durch die Sünde mit allen ihren Folgen getrübt ist und darum nur noch hie und da so glänzend hervortritt, wie es bei den in Rede stehenden Träumen geschieht.

Es ist interessant, zu sehen, wie das klassische Altertum diese Fähigkeit der Seele auch schon kannte und sie von der Gottheit herleitete, so daß man Kranke im Heiligtum des Äskulap schlafen ließ und ihnen vorher traumerregende Mittel eingab, um die Seele zu veranlassen, selbst das Heilmittel zu entdecken, dessen sie zu ihrer oder des Körpers Heilung bedurfte. Dazu sagt ein Kenner des Altertums, C. F. Hermanns, daß man in jenen angeblichen Erfolgen nicht bloß Wirkungen der erhitzten Phantasie, sondern wahrhaft physiologische und pathologische Erscheinungen zu erblicken berechtigt sei. Ja einer der Psychologen, die die Traumwelt zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht haben,

Karl Albert Scherner, der übrigens durchaus nicht religiös ist, geht so weit, zu behaupten, daß, wenn die Ärzte sich dem genaueren Studium dieser Traumgruppen hingeben wollten, sie den Sitz der Krankheit viel schärfer erkennen würden, als durch ihre von außen her angestellte Diagnose. Das ist freilich eine kühne Behauptung, aber wie vor einigen Jahren die Entdeckung der Röntgenstrahlen mit einem Male ein ungeahntes Einblicknehmen des menschlichen Körpers ermöglichte, so mag auf dem Gebiete des hellseherischen Einschauens der Seele noch manche Enthüllung späteren Zeiten beschieden sein, wenn erst die Wissenschaft nüchtern, aber gründlich, dieses jetzt noch dunkle Gebiet der Seelenlehre erforscht haben wird.

Auf ein vertieftes Geistesleben im Traum deutet vielfach im Traum geleistete Geistesarbeit hin. Einer der bekanntesten Romane, Defoes Robinson Crusoe, ist im Traum entstanden. Defoe träumte, daß er allein auf einer wüsten Insel gestrandet wäre und Mittel zu suchen begänne, um sein Dasein zu fristen. Als er erwachte, machte er sich eiligst daran, seinen Traum in dichterische Form zu bringen. Der englische Dichter Coleridge ersann sein bestes Gedicht, Kubla Khan, im Traum. Als er aus einem narkotischen Traum erwachte, stürzte er an seinen Schreibtisch und schrieb 300 Zeilen, ohne innezuhalten, nieder; aber am Schluß versagte sein Gedächtnis, und so blieb dies sein Meisterwerk unvollendet. Der große Violinspieler Tartinia komponierte seine herrlichste Sonate im Traum so lebhaft, daß er sie nach dem Erwachen niederschreiben konnte. Der geniale Bildhauer Dannecker in Württemberg behauptet, das Urbild seines gewaltigen Christus im Traum empfangen zu haben. Mehrere Mathematiker von Bedeutung — so Göns, Krieger und Wöhnert — haben die Lösung schwieriger Aufgaben im Traum gefunden und sie nach dem Erwachen niedergeschrieben.

Und nun nach alledem — was folgt für uns aus diesen Betrachtungen des Traumlebens? Zum ersten die Erkenntnis dessen, was Shakespeare sagt: „Es gibt zwischen Himmel und Erde mehr Dinge, als eure Schulweisheit sich träumen läßt.“ Zum anderen: Wie der Traum dem frühesten Menschen das Dasein einer anderen als der sinnlich wahrnehmbaren Welt zum Bewußtsein brachte und die Ahnung in ihm erzeugte von der Fortdauer der Seele nach dem Tode, so mag der Traum auch uns modernen Menschen noch immer ein Fingerzeig auf den Zustand nach dem Verlust der irdischen Leiblichkeit sein. Der Traum soll uns die Unsterblichkeit der Seele, wenn auch nicht erst lehren, so doch bestätigen, uns dies gewissermaßen als möglich zeigen. Nicht wahr, wir zweifeln so leicht daran, daß die Seele ohne Körper etwas sein könne? Der Traum beweist es uns. Im Traum sehen wir bei geschlossenen Augen und hören bei nicht hörenden Ohren. Sehr schön sagt der amerikanische Prediger Talmage in einer Predigt mit bezug hierauf: „Jeder Traum, ganz gleich, ob er angenehm oder beängstigend ist, ob er wie Sonnenschein oder wie Wettersturm wirkt, bedeutet so viel, daß ihr, erwachend, von eurem Lager aufstehen

und sprechen müßtet: O Gott! bin ich unsterblich? Woher? Wohin? Zwei Naturen in mir, Leib und Seele. Meine Seele jetzt noch im Käfig! Was aber einst, wenn die Tür des Käfigs sich auftut? Wenn meine Seele so weit in kurzen Stunden fliegt, in denen mein Körper nachts im Schlaf liegt, wie weit wird sie erst fliegen können, wenn mein Körper den langen Schlaf im Grabe schläft."

Eine Frage liegt noch nahe: Was denn der einzelne von seinen Träumen zu halten habe? Wie ich es vermeiden wollte, daß jemand in der Erinnerung an das Gelesene nun von schrecklichen Träumen gequält würde, wie ich darum in der Wiedergabe von charakteristischen und seltsamen Träumen mich der größten Nüchternheit und Peinlichkeit in der Auswahl befleißigt habe, so möchte ich auch für die Zukunft nicht Anlaß gegeben haben zu Traumdeuterei und dergleichen. Ich stimme durchaus nicht jenem Psychologen Scherner zu, der, trotz seiner scharfen Kritik des Traumlebens, doch zu einer übertrieben großen Wertschätzung desselben gelangt und es empfiehlt, „während des Schlafes wie wachend auf der Lauer zu liegen, um die Traumwelt zu beobachten, zu erforschen und daraus Schlüsse zu ziehen". Man soll das den Psychologen überlassen, die mit wissenschaftlicher Vorbildung beobachten können, aber für den Nicht-Psychologen ist dieses Gebiet des Traumlebens der Seele viel zu schwierig und noch zu dunkel, als daß man sich mit Erfolg ohne Vorkenntnisse hineinversenken könnte.

Wie denn nun? Die Frage spitzt sich immer mehr zu und wird zu der anderen Frage: Sollen unsere Träume für uns maßgebend sein? Mit einem einfachen „Nein" läßt sich die Antwort nicht geben. Unmaßgeblich freilich sind alle die Träume, die in einem körperlichen Reiz oder in einer Störung ihre Ursache haben; sie sind es kaum wert, daß wir nach dem Wachen uns auf sie besinnen und sie anderen erzählen. In Vergessenheit sinke so schnell als möglich das regellose Spiel der Phantasie, von dem die Seele wehrlos umgaukelt ward! Aber können nicht auch wir hoffen, Träume zu haben, wie ein Joseph sie hatte, dadurch auch uns Gottes Wille geoffenbart oder sonst etwas verkündet würde, dessen wir im Wachen nicht teilhaftig werden? Darauf ist zu erwidern, daß es solcher Träume nicht mehr in dem Maße bedarf, wie zu der Zeit, da die Menschheit das geoffenbarte Gotteswort noch nicht hatte oder nicht kannte, daß uns Christen vielmehr des Apostels Mahnung gilt: „Wir haben ein festes, prophetisches Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen" (2. Petri 1, 19). Nirgends in der Hl. Schrift werden wir gemahnt, auf Offenbarungsträume zu warten, geschweige denn, sie uns zu erbitten. Wie aber, wenn sie ungesucht und unerbeten uns zu teil werden? Werden wir sie als solche erkennen? Wir dürfen sicher sein, daß, wo Gott der Herr sich ausnahmsweise im Traum offenbaren will, er auch die Klarheit, dies zu erkennen und zu begreifen, hinzufügen wird. Wenn uns nun auch solche von Gott gewirkten Träume versagt bleiben, möge uns jedenfalls

die eine Erfahrung zu teil werden, von welcher der 126. Psalm spricht: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden“ — nicht in dem Sinne der dahindämmernden, sondern der aus dem Traum zu vollem, seligem Leben im ewigen Tageslicht erwachten Seele.



Vom Raine Gepflücktes.

Von

Walter Bormann.

Gibst Wahrheit du, so gib sie rein,
Glaubst du, daß auch ein Teil genüge,
So liebst du ihren ärgsten Schein,
Die halbe Wahrheit ist doppelt Lüge.

*

Das Plänkeln, die eitlen Prahlerei'n
Mit dem heiligen Schwerte, — wie ich's hasse!
Wir lüften der Wahrheit eine Gasse.
Kämpfer, nicht Fechter mag ich sein.

*

Wirf nicht die Perle in den Kot,
Er schwärzt nur ihren Schimmer,
Sie hellt sein Dunkel nimmer,
In Pfütz' und Sumpf ist Edles tot.

*

Die kleinen Geister
Können bloß schrauben und klauben.
Nur wahre Meister
Wissen herrlich zu glauben.

*

Geißle nicht andrer Schwächen
Und überhebe dich nicht!
Oft sind es die Gebrechen,
Woran es dir gebricht.

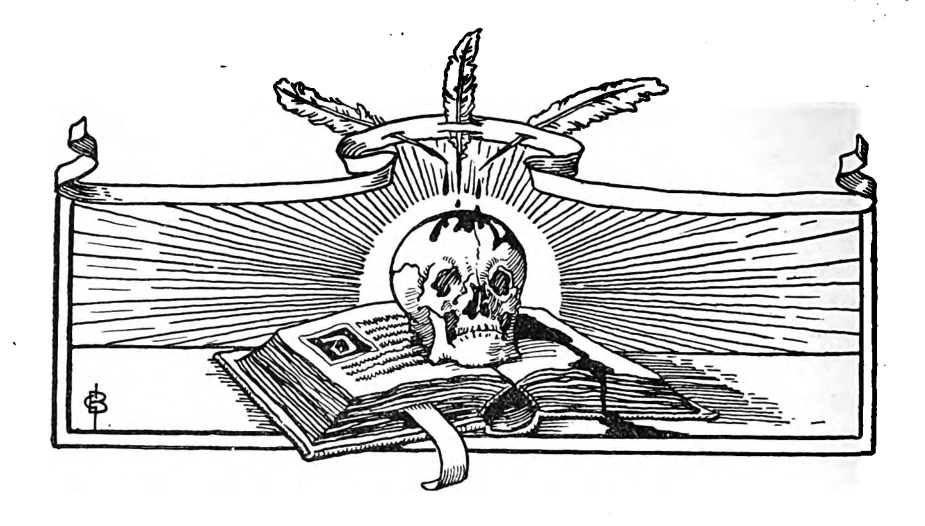
*

Die sich bitten immer und danken,
Sind nicht Freunde trotz allem Schein.
Sahest du zwei sich herzhaft zanken,
So mögen es ehrliche Freunde sein.

*

Sei so geschäftig wie der Waldesquell.
Hältst du den Becher, daß er dich erlabe,
Versorgt er dich vorüberbrausend schnell,
Und trefflich doch und rein ist seine Gabe.





Der Schnelläufer.

Von

Maurice Reinhold von Stern.

Es war in einer Stadt im Elsaß, vor Jahren, im Hochsommer. Im Begriff, mich in ein Schwarzwaldbad zu begeben, entschloß ich mich, jenem dunklen Drange folgend, der einen bisweilen in unbekannten alten Städten in rätselhafter Weise festhält, einige Tage hier zu verweilen. Die altertümliche, etwas düstere Stadt bot tatsächlich nicht viel Sehenswertes: ein aus der Zeit Napoleons stammendes Museum, in dessen Nähe ein bescheidenes Dichterdenkmal stand; einige mittelalterliche Kirchen, von denen eine als Getreidemagazin benutzt zu werden schien; ein mit Denkmälern französischer Generale geziertes Marsfeld; eine Markthalle, in der von Frauen und Mädchen in der kleidsamen Tracht der Elsässerinnen Blumen und Grünzeug feilgeboten wurden.

Die engen Gassen der Altstadt mit ihrem mittelalterlichem Gewirr von Kramläden, Giebelhäusern, Zunftabzeichen, Gasthausschildern und Inschriften aller Art hatten nichts besonders Fesselndes an sich. Doch schien mir etwas Fremdartiges, Traumhaftes gewissermaßen einen Schleier auf das alte Nest zu breiten, so daß mir die Menschen, Häuser und Dinge wie geträumt vorkamen. Man träumt bisweilen von solchen alten, unbekannten Städten mit seltsamen Schildern, knallroten, vor den Läden aufgehängten Handschuhen und blechernen, schwarzen Stiefeln, sonderbaren, redenden Wappen über den Türen und sonnigen kleinen Fenstern mit blühendem Goldlack. Das alles ist von so einem fremden, hellen Licht umflossen und steht entweder reglos, wie im Traum erstarrt, oder bewegt sich gleichsam stockend und unbewußt.

Diese traumhaften Empfindungen, die zum Teil in mir selbst vorhanden waren, zum Teil aber auch von den Dingen ausströmten, mochten mich zum Verweilen in der alten Stadt bewogen haben.

So trat ich, eines Morgens von der Markthalle kommend, wo ich mir bei einem hübschen Kinde ein Sträußlein duftender Reseda gekauft hatte, in ein unscheinbares Gasthaus ein. Es war eine Weinwirtschaft, in der nur einheimische Weine ausgeschenkt wurden. Aus der niedrigen, rauchgebräunten Gaststube, in der sich keine menschliche Seele befand und alles mit Ausnahme der Fliegen und einer alten Schwarzwälderuhr wie erstorben zu sein schien, drang ich durch einen schmalen Gang in das hinter dem Hause befindliche Gärtchen vor, das mit einem üppig wuchernden Flor blühender Gartenkresse phantastisch in der Sonne leuchtete.

Dort saß ein alter Mann auf einem Gartenstuhl und schlief. Die Zeitung war seinen Händen entglitten und die Brille hatte sich auf die äußerste Nasenspitze verschoben. Als ich mich räusperte und an einem der kleinen Tische Platz nahm, erwachte er, entschuldigte sich mit einiger Verlegenheit und fragte nach meinen Wünschen. Ich bestellte meinen Wein und sah mich derweil im Garten um, der eine veritable Wildnis blühender „Kapuziner“ darstellte.

Endlich blieben meine Blicke an einem farbigen Plakat hängen, das neben mir am Bretterzaun des Gartens angeklebt war. Auf dem Plakat war folgendes zu lesen:

„Noch nie dagewesen! Wettlauf zwischen einem Mann und einem Pferd. 500 Mark Belohnung demjenigen Reiter, der mich im Dauerlauf besiegt. Rennpferde nicht ausgeschlossen. Produktionen in allen Ländern vor den höchsten Herrschaften. Anfang heute den 17. August punkt 5 Uhr nachmittags auf dem Marsfelde. Tellersammlung vor der Vorstellung.“

Der Wirt brachte mir den Wein und begann das unvermeidliche Geplauder über das Wetter, den Stand der Ernten und so weiter. Mais und Hopfen ständen befriedigend, dagegen fürchte man, daß die Weinernte mittelmäßig ausfallen werde. Ich lobte den würzigen, wohlschmeckenden Wein und faßte im stillen den Entschluß, mir die Produktion des Schnelläufers nicht entgehen zu lassen.

Beim zweiten Schoppen war es mittlerweile Mittagszeit geworden. Ich zahlte und verließ den freundlichen alten Mann mit seinem verwunschenen Garten, um mich zum Essen in meinen Gasthof zu begeben, dessen Mauern auch schon mit den Ankündigungen des Schnelläufers geziert waren. Nach dem Essen wußte ich nichts Besseres zu tun, als am Ufer des Baches, der die Stadt durchfließt, in das grüne Land mit seinen Mais- und Hopfenfeldern, seinen Gemüse- und Weingärten, hinauszuwandern. Vor mir dämmerten in bläulichem Duft die Vogesen, und über mir wölbte sich der herbstklare Himmel.

Als ich gegen 4 Uhr von meiner Wanderung in die Stadt zurückkehrte, hatte sich das Wetter geändert. Es war trüb und windig geworden, und graue Wolken trieben hoch am Himmel dahin und verschatteten die alte, stille Stadt. Die roten Handschuhe und die Stiefel, die Rasierbecken und sonstigen Schilder vor den Läden schwankten träumerisch hin und her. Sonst war alles so still und stockend wie am Vormittage. Oder vielleicht noch stiller und stockender.

Das war allerdings kein Wunder, da sich fast die ganze Stadt auf dem Marsfelde befand, um dem „noch nie dagewesenen" Wettlauf zwischen dem Mann und dem Pferd beizuwohnen. Als ich auf dem Platz anlangte, war er schwarz von Menschen. Mühsam bahnte ich mir den Weg durch die Menge, die den mächtigen Platz im Kreise umstand und ihn dadurch sozusagen in eine Arena verwandelte. Die Tellersammlung hatte bereits begonnen. Der Schnelläufer, ein kleiner, kränklich aussehender Mann in scharlachroter Kleidung, zwängte sich mit seinen beiden Tellern, aufgeregt die Schultern vorschiebend, durch die summende Menschenmasse. Er hatte schwarze, unruhig flackernde Augen, mit denen er mißtrauisch um sich blickte, als wenn er sich versichern wollte, daß ihm auch niemand den Obolus schuldig bleibe. Einige gaben 50 Pfennige, die meisten Zehn- und Fünf-Pfennigstücke. Von Zeit zu Zeit heftete der Mensch seine Blicke bohrend und nachdenklich auf den Teller, als rechnete oder zählte er. Es schien, als mühe er sich ab, eine bestimmte Summe zusammenzubringen. Plötzlich, als ich so die murmelnde, neugierige und grausame Menge um ihn herum betrachtete, die grauen Wolken über uns dahintreiben sah, die Giebel, Dächer und Türme der alten Stadt erblickte und diesen aufgeregten Menschen im scharlachroten Kleide ins Auge faßte, hatte ich die seltsame Vision, längst verschollene, im grauen Mittelalter geschehende Dinge zu erleben. So zwar, als wenn ich nicht in jene Zeiten zurückversetzt, sondern mitten in ihnen drin gewesen wäre. Wenn etwa an Stelle des Schnelläufers rotgekleidete Henkersknechte aufgetreten wären, einen Karren mit zum Tode verurteilten Verbrechern begleitend, baarhäuptig, die Haare vom Winde bewegt, es hätte mich ebensowenig überraschen können. Es war eine Stimmung von Ruhe, Roheit, Stumpfheit und Selbstverständlichkeit über dieser Menge ausgebreitet, als wenn durch einen Zauber ein Bild aus dem 12. oder 13. Jahrhundert ins Leben zurückgerufen worden wäre. Sogar die Sprache der mich umgebenden Menschen erschien mir fremdartig. —

Mittlerweile war die Einsammlung beendet, und ich sah den Schnelläufer mit erregten Gebärden, innerhalb des von der Menge gebildeten Kreises, auf einen Mann einreden, der ein schönes Reitpferd am Zügel führte. Mit gellender Stimme suchte er ihm irgend etwas begreiflich zu machen.

Endlich begann die Produktion. Der Schnelläufer nahm ein weißes Tuch in den Mund, was alle Schnelläufer, ich weiß nicht weswegen, tun, und fing an gemächlich im Kreise zu laufen. Bald darauf setzte sich der Reiter im schärfsten Trabe in Bewegung, den Läufer sogleich überholend. Die Menge lachte höhnisch. Der Läufer aber machte eine verächtliche Handbewegung, als wenn er sagen wollte: „Wartet nur, das hat nichts zu bedeuten!" In der Tat handelte es sich nicht um eine Konkurrenz der Schnelligkeit, sondern um einen Wettkampf im Dauerlauf.

Das schien der Reiter, ebenso wie die Menge, auch endlich begriffen zu haben; denn er mäßigte sein Tempo, um zuletzt mit dem Läufer gleichen Schritt

zu halten. Die Zuschauer quittierten dies mit Applaus, der vom Schnelläufer mit einem Juchzer beantwortet wurde.

Es war ein grotesker, beinahe komischer Anblick, den keuchenden und bereits mit Schweiß bedeckten, scharlachroten Menschen mit dem trabenden Tier um die Wette laufen zu sehen, um so grotesker, als dieses offensichtlich den Sinn der Konkurrenz erkannte und den Menschen immer wieder zu überholen und sogar niederzurennen trachtete. Zuletzt waren alle: die Zuschauer, der Reiter, das Pferd und der Schnelläufer in einem Zustand von Nervosität, der lächerlich gewirkt haben würde, wenn er nicht von einer gewissen schwülen Angst begleitet gewesen wäre.

Jedesmal, wenn der Läufer meinen Standort passierte, faßte ich ihn genau ins Auge. Er schwitzte unbeschreiblich, war dabei aber kreideweiß im Gesicht und hatte einen Ausdruck sinnloser Todesangst in den starren, metallisch glänzenden Augen. Wenn der Reiter dicht hinter ihm war, so wandte er sich im Laufen häufig um und rief ihm heftige, abgerissene Worte zu, die nicht zu verstehen waren. Er schien zu befürchten, daß ihm das Pferd auf die Hacken treten könnte.

Die Aufmerksamkeit der Menge war hauptsächlich auf den Läufer konzentriert. Daraus folgte, daß sie den Reiter und das Pferd nicht aufmerksam genug beobachtete. Bald bemerkte ich, daß der Reiter halb demoralisiert war. Er schüttelte häufig nervös und mißmutig den Kopf, wechselte die Gangart und schien von Schwindel erfaßt zu werden. Das Pferd aber war von Schaum und Schweiß über und über bedeckt, schnaubte wiederholt und rüttelte mit unwillkürlichen Kopfbewegungen, die denen des Reiters ähnlich waren, ärgerlich am Zaum. Daß Roß und Reiter ermüdet seien, merkten nun auch die Zuschauer und brachen in wilden Jubel aus. Diese ersten Anzeichen des Sieges eines Menschen im Wettlauf mit einem der schnellsten Tiere der Welt fanatisierten das Volk.

Immer häufiger blickte der Schnelläufer hinter sich. Es schien mir, daß er seine gespannte Aufmerksamkeit auf die Beine des Pferdes richtete. Endlich blieb es keuchend stehen. Der Reiter sprang ab und wischte sich, ebenfalls keuchend, mißmutig den Schweiß aus dem Gesicht. Dann bedeckte er das Pferd, ein schönes lichtbraunes Tier, das nun beinahe schwarz aussah, mit einer ihm gereichten Decke. Von diesen Dingen hatte der Läufer in seiner Erregung offenbar nichts bemerkt, denn er lief mit automatisch pendelnden Beinen vorwärts.

Erst der donnernde, sinnlose Applaus der Zuschauer machte ihn stutzig. Er wandte sich um, sah das keuchende, zugedeckte Pferd und brach nun seinerseits in ein heiseres, unheimliches Siegesgeschrei aus. Um seinem aufs äußerste angestachelten Ehrgeiz Genüge zu tun, lief er noch einmal, zweimal, dreimal im Kreise, jedesmal heiser jauchzend und verächtlich die Hände schlenkernd, wenn er am Pferde vorbeikam. Dieses stand beschämt und zitternd da und zuckte nervös mit den Ohren.

Wieder tönte das heisere Jauchzen des Schnelläufers. Dann sah ich ihn plötzlich, keine zehn Schritte von mir entfernt, kopfüber hinstürzen, die Arme weithin ausgestreckt, reglos, röchelnd. Um ihn herum bildete sich eine dunkle Blutlache, die durch ihre dunklere Farbe seltsam vom scharlachroten Gewande abstach. Nur ein kleiner Teil der Zuschauer bemerkte den Vorfall. Einige eilten schnell zur Hilfe und hoben ihn von der Erde auf. Das Gesicht war ganz von Blut und Erde bedeckt, die Augen aber blickten starr und gebrochen in das Grau der fliehenden Wolken.

Die Menge zerstreute sich gestikulierend und in aufgeregter Weise diskutierend. Auf dem Platz blieb nur der reglose Körper des Schnelläufers zurück, über den sich eine Frauengestalt beugte. Neben ihnen lagen zwei Teller im Staube.



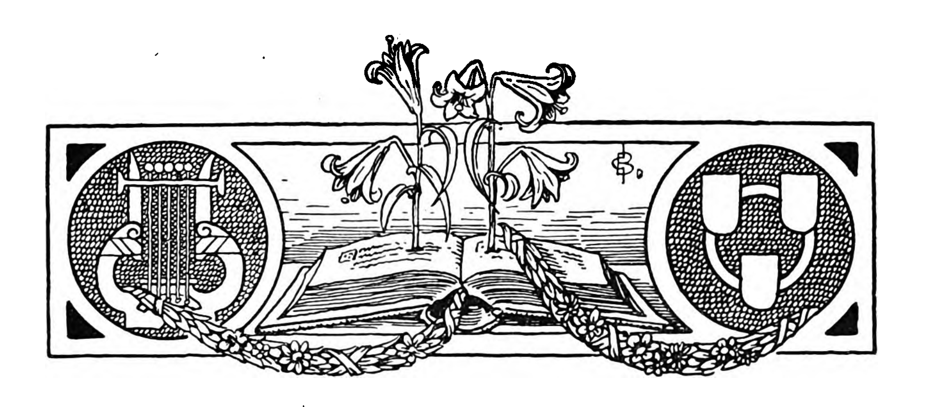
Saat.

Von

M. Feesche.

Wenn ich gestorben bin, mögt ihr ein Grab mir graben!
Ich will kein steinern Haus zur letzten Ruhe haben.
Im Schoß der alten Mutter Erde will ich liegen,
Den Leib in ihre kühlen, weichen Hände schmiegen.
Sie ist die Ewigjunge voller Kraft und Leben;
Ihr Schaffen will ich spüren und ihr heimlich Weben.
Das ist nach langer Wanderschaft durch Glück und Jammer
Ein wundersüßes Ruhn in stiller, dunkler Kammer.
Sie weiß, was meine Liebe war und mein Entzücken,
Und wird mit duft'gen Blumen mir das Lager schmücken.
Im Schoß der Mutter Erde mögt ihr mich begraben!
Die braune Ackerscholle soll ihr Saatkorn haben,
Weil es mein Herr so will. — Schon rauscht's wie Erntesegen
Wo seine Hände Samen in die Furchen legen.
Das ist ein heilig stilles, wundersames Warten!
Am Tor der Ewigkeit liegt Gottes Totengarten.
Das ist ein köstlich Ruhn fernab dem Strom der Zeiten;
Bis einst der Herr der Ernte übers Feld wird schreiten.
Dann wird zu arm, zu eng das Kämmerlein der Erden,
Dann soll am Throne Gottes meine Heimat werden.





Goethe und die Frauen.

Von einer Frau.

Wenn man die Berichte über die Schillerfeier aus dem Jahre 1859 liest, so fühlt man sich jetzt noch berührt von dem Hauch des Enthusiasmus, der damals durch das deutsche Land ging. Da in den Unruhen der Revolutionsjahre der hundertjährige Geburtstag Goethes unbeachtet vergangen war, so beschloß man, dafür die hundertfünfzigste Wiederkehr dieses Tages um so großartiger zu begehen. Doch der Erfolg war nicht so, wie man ihn erwarten konnte. Wohl fanden würdige Feiern statt an den Orten, die irgendwie zu dem Leben dieses Helden in Beziehung gestanden hatten. Aber es fehlte die allgemeine Feststimmung, die überquellende Begeisterung; es fehlte meist, auch in großen Städten, durchaus an einer der Bedeutung des Tages nur einigermaßen entsprechenden öffentlichen Feier.

Ist die Zahl derer so klein, die Goethe eine Erhöhung ihres Lebensinhaltes verdanken? Gewiß nicht; und sicherlich hat manche Studierlampe an jenem Abend eine stille Goethestunde miterlebt, wo ein leuchtendes Auge sich in eine Schöpfung des Meisters senkte, um sich dann und wann mit Ehrfurcht und Dank auf das bekränzte Bild zu erheben, das seine Züge trug.

Aber gerade in ernsteren Kreisen hegt man gegen Goethe ein Vorurteil. Vielleicht fühlt man sich abgestoßen von der bunten Mischung derer, die seinen Namen auf den Schild erheben und ihn für die verschiedensten Zwecke mißbrauchen. Außerdem spielt aber auch ein Mißtrauen gegen des Dichters Persönlichkeit mit. Mehr als einmal bin ich gefragt worden: „Wie können Sie, eine F r a u, sich für einen Mann begeistern, der Ihrem Geschlecht so verächtlich gegenübergestanden hat?“ — Mehr als eine kluge, feingebildete Frau habe ich kennen gelernt, die sich absichtlich von Goethe fernhält, weil ihr seine „Liebesaffären“ unsympathisch sind. Gerade heute, wo jeder grüne Junge sich „ausleben“ will und sich dabei einbildet, des Meisters echter Jünger zu sein, wächst mit der Abneigung gegen solche liederliche Lebensführung auch die Verurteilung Goethes als sittlicher Persönlichkeit.

Versucht man, den Meister gegen solche Verdächtigungen in Schutz zu nehmen, so werden einem die Namen all der holden Wesen aufgezählt, deren Lebensglück er zerstört hat. Wenn man auch noch so wenig aus der Literaturstunde behalten hat: die elfenzarte Friederike, die neckische Lilli, die liebliche, hausmütterliche Lotte vergißt man nicht. — Wer kennte und liebte sie nicht? Wir alle tun's. Und woher kennen wir sie? Zumeist aus Goethes Schilderungen. Merkwürdig! Wenn man nichts Gutes an ihm lassen will: darin ist er einzig. Jeder andere würde sich gehütet haben, verlaßne Geliebte, die an und für sich schon Mitleid und Sympathie erwecken, mit solchem „Heiligenschein auf leuchtendem Goldgrund" zu malen, wie er es in seiner Selbstbiographie tut. Seien wir einmal aufrichtig! Niemand sagt Schiller etwas Böses deswegen nach, weil er in seiner Jugend verschiedene Male gesucht und nicht gefunden hat. Niemand nimmt Anstoß an dem Bericht seiner Biographen, daß er mit der Tochter des Buchhändlers Schwan so gut wie verlobt, daß er in Dresden in ein adliges Fräulein stark verliebt gewesen, daß er vorher in Stuttgart ein ziemlich „tolles Leben" geführt habe, daß er sich von Charlotte von Kalb habe immer wieder bezaubern lassen.

Wenn wir nur derartige trockne Notizen über die Mädchen und Frauen hätten, die Goethe nahegestanden haben, so würden wir nicht die Hälfte der Sympathie für sie fühlen, die wir ihnen jetzt entgegenbringen. Wir glauben sie so gut zu kennen, diese liebenswürdigen Wesen. Und der sie uns so zart und anmutig schildert, der soll ein kalter Egoist gewesen sein, der Zerstörer ihres Lebensglücks?

Ich meine, wir kennen sie nicht ganz, nur ihre verklärten Abbilder. Alle störenden Züge, alles Kleinliche, Unedle hat er weggelassen, der Große. Nur hier und da klingt in seinen Berichten ein leiser Nachhall der Dissonanzen an, die auch in jenen jungen Existenzen nicht fehlten, die sich vor allem bemerklich machten, wenn die heimatliche Umgebung mitsprach; — und ein Weib wird sich selten aus dieser so lösen, daß sie nicht in Betracht kommt.

Wir aber begeistern uns für die feinen Pastellbildchen, die er uns gezeichnet hat, der Meister; und zum Dank nehmen wir für das Bild Partei gegen seinen Schöpfer. Er hat es nicht für nötig gehalten, uns ausführlich darzulegen, warum eine frühe Heirat mit Rikchen oder Lilli für ihn zum Verhängnis hätte werden müssen: er glaubte wohl, seine Werke sprächen für ihn. Nie hätte er werden können, was er uns geworden, wenn er unter der Aufsicht seines Vaters, unter der halben Vormundschaft der zahlreichen Verwandten als Rechtsanwalt in Frankfurt sich und seine Familie hätte ernähren müssen. Wahrlich, es war gut, daß er den Ring durchfeilte, wie der Held in der „neuen Melusine", und dadurch dem Zwergenschicksal entging. Wer will einen Mann schelten, der ein Band löst, ehe es zu spät ist, wenn er einsieht, er sei noch nicht ausgereift und dürfe kein andres Leben an das seine fesseln?

„Ja, aber," so höre ich antworten, „er hätte sich's vorher überlegen sollen. Auch hat er's nicht einmal getan, was verzeihlich wäre, sondern mehrmals!"

Gemach! Die Leipziger Studentenliebschaft wird ihm wohl niemand übel nehmen, und von Herzbrechen ist dabei keine Rede. Denn Käthe Schönkopf heiratete nicht lange darauf einen andern und hat nie Anspruch gemacht, als Unglückliche, Verlassene bemitleidet zu werden.

Anders steht es mit Friederike. Ist Goethe ihr gegenüber nicht so weit gegangen, sich förmlich zu binden, so hat er doch ihr Herz so an sich gefesselt, daß es keiner andern Liebe mehr zugänglich war. Und doch ist es für ein Mädchen sicherlich begehrenswerter, einen Mann zu lieben, der zu groß ist, als daß man ihm genügen könne, — als sich an einen Laffen wegzuwerfen, über den man sich verachten möchte. Von Goethe geliebt worden zu sein, empfand sie als Glück; ihrem ganzen Leben gab jenes Jahr eine höhere Weihe.

Und welches Gefühl hatten die Pfarrersleute gegen den „unmoralischen Menschen", der ihr Kind „hatte sitzen lassen"? Hören wir seinen Bericht über den ersten Besuch nach acht Jahren in Sesenheim. Sie, die ihn einst geliebt, „schöner, als ich's verdiente," führte ihn in jede Laube, und da mußte er sitzen „und so war's gutt". „Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei jünger geworden. — Ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Ich schied den andern Morgen, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken kann."

Wollen wir strenger als die davon Betroffenen darüber zu Gericht sitzen, daß ein zwanzigjähriger, feuriger Jüngling sein Herz der schwärmerischen Liebe einer Sechzehnjährigen öffnete, ohne daß dieser Frühlingstraum zur gemeinsamen Lebenswanderung führte?

Derselbe Brief an Frau von Stein, der über Sesenheim berichtet, erzählt auch von dem Wiedersehn mit Lilli, jener reizenden Frankfurterin, durch die er erfahren hat, „wie's einem Bräutigam zumute sei". Die Verantwortung für diese Verlobung trägt seine Mutter und jene gutmeinende, kurzsichtige Vermittlerin, die die beiden jungen Leute einfach überrumpelte. Wohl hat Lilli etwas Bezauberndes. Aber wer sie heiratete, der heiratete ihre ganze Familie mit. Und die hätte alles daran gesetzt, aus dem unsoliden Musensohn einen korrekten, „tadellosen" Beamten zu machen. Goethe fühlte, daß man sein Bestes zu seinem Böseſten umtaufen würde, — vielleicht ahnte er auch etwas von der Wahrheit, daß ein innerlich unbefriedigter Mensch auch die Seinen unglücklich machen muß. So gab er seine Braut frei. Im Jahre 1779 fand er sie „zu seinem Ergözzen" als glücklich verheiratete Frau. „Auch bei ihr wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen."

Viel später, kurz vor seinem Tode, erhielt er eine rührende Botschaft von ihr. Sie hatte einst ihrer liebsten Freundin ihr Herz ausgeschüttet und sie gebeten, Goethe, den diese persönlich kannte, zu sagen, was er ihr gewesen sei. Lange Zeit hatte eine begreifliche Schüchternheit diese Freundin zurückgehalten; endlich führte sie ihren Auftrag in einem Briefe aus. Und wie steht der un-

getreue Verlobte in Lillis Augen da? Als der, dem sie „ihre geistige und moralische Existenz" schulde. —

Und nun zu Lotte. Ich glaube nicht, daß viele junge Männer von 23 Jahren es fertig gebracht hätten, sich so heldenmäßig zu benehmen, wie Goethe es in Wetzlar tat. Es ist ein gefährliches Bewußtsein für einen Jüngling: „Du könntest sie dir gewinnen, wenn du wolltest! Sie würde dir nicht widerstehn." Aber Goethe widerstand und ging, ehe er zwei gute Menschen beunruhigte. In Kestners Tagebuch finden wir einen in seiner Schlichtheit ergreifenden Bericht über dieses Weggehn: „Wir sprachen nur von ihm, ich konnte auch nichts andres tun, als an ihn denken." —

Es war, als wollte das Schicksal ihn belohnen für seine Seelenstärke, da es ihm drei Jahre später eine zweite Lotte in den Weg führte, die ihm wurde, was jene erste ihm nie hätte werden können. Freilich, wir kennen Frau von Stein wieder zumeist nur durch ihn, — durch seine Briefe an sie. Alles, was sie selbst gesprochen, geschrieben hat, kann nur dazu dienen, ihr Bild, wie wir es aus den Briefen gewannen, zu verkleinern.

So wortreich ihre Eifersucht und ihre Klage über den Bruch des Verhältnisses auch sich ergoß, — bedeutungsvoller, schwerwiegender, ernster waren seine inneren Erlebnisse, die er dieser Liebe verdankte.

Man hat die ersten Weimarer Jahre bis zur italienischen Reise die Zeit der Läuterung genannt. Zu der Erziehung durch Selbstzucht und geregelte Arbeit, — von deren Ausdehnung und Ernst man sich meist gar keine Vorstellung macht, — trat die Vertiefung durch seine schmerzensreiche Liebe zu Frau von Stein. Er, der Unwiderstehliche, Begehrte, muß ein langes Noviziat durchmachen, muß es ertragen, immer wieder in die Schranken gewiesen zu werden, mag er auch noch so beweglich klagen über „die Welt, die mir nichts sein kann und die auch nicht will, daß du mir was sein sollst". Seine kluge, welterfahrene Freundin wartet fünf Jahre, bis sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenkt, bis er, der sie ansehn gelernt, wie man Sterne sieht, sich ihrer Liebe freuen darf und hinausjubelt: „Ich kann nun nicht mehr Sie sagen, wie ich eine ganze Zeit nicht du sagen konnte."

Und doch, mit wie wenig muß er auch da zufrieden sein! Sie, die ihren Wirkungskreis hatte, empfand die Liebe des seltnen Mannes wie einen Trunk edlen Weins zu dem täglichen Brot. Und sie genoß diese Gabe, ohne sich klar zu werden, daß ihr Freund durch diese Neigung unglücklich werden mußte. Ihr Leben wurde verschönert, — das seine verlor. Denn einsam und unwirtlich war es in seiner Wohnung, und doppelt schwer empfand er die Öde seines Daseins nach den kurzen glücklichen Stunden in ihrem Hause. Eine Zeitlang schien ihm dies Haus in etwas wenigstens den eigenen Herd ersetzen zu können. Er brachte jede freie Stunde dort zu, lud sich zum Essen ein, half beim Einrichten von Zimmern, nahm sich der Kinder an und verbrachte köstliche Stunden ruhigen Behagens bei gemeinsamer Lektüre mit seiner Freundin.

Doch er selbst, als treuer Diener seines Herrn mehr auf dessen Interesse bedacht als auf das seine, erläßt in Rücksicht auf die herzogliche Kasse die Verordnung, wonach die Hofkavaliere künftig nicht mehr regelmäßig bei Hofe essen sollen.

Unter diesen Kavalieren ist auch der Stallmeister von Stein, der nun seine freie Zeit damit verbringt, sich auf dem Sofa zu dehnen und die Anwesenden mit Hunde- und Pferdegeschichten zu unterhalten. Goethe fühlt sich wie ausgestoßen, heimatlos geworden: die einzige ruhige Glücksstätte hat er verloren. Und seine Freundin ahnt nicht, was in ihm vorgeht; ihre Liebe ist nicht selbstlos genug, um die Sehnsucht des Freundes nach eigenem Herde, einem eigenen, wenn auch beschränkten Glück, zu verstehen. Viel weniger temperamentvoll als er, genügten ihr die kurzen, flüchtigen Stunden des Zusammenseins, — sie verlangt gar nicht nach einem Zusammenleben, einem Ineinanderleben. Vielleicht genügt ihr das Bewußtsein, den Vielbegehrten als ergebnen Freund zu besitzen, — vielleicht! ich wage keine Behauptung. Tatsache ist, daß sie die Tragik seiner Liebe zu ihr nicht versteht, — und darum versteht sie auch nicht seine Flucht nach Italien. So wenig las sie in seiner Seele, daß sie ihn der Gleichgültigkeit anklagen konnte, wo sein ganzes Inneres zerrüttet war. Lange vergab sie ihm nicht, daß er ohne Abschied fortgegangen war, erst seine bittenden, ausführlichen Briefe beruhigen sie nach und nach. Doch als er zurückkehrt, fühlt sie, daß er anders ist, selbstbewußter, zurückhaltender als vorher. Und da sie das verzweifelte: „Ich darf nicht mehr!" in seiner Seele nicht hat klingen hören, so meint sie, ein Recht zu haben zu der Annahme: „Er mag nicht mehr."

In dieser Annahme wird sie befestigt, als er Christiane Vulpius ins Haus nimmt. Sie vergißt allen weiblichen Takt in der Empörung über dies „Geschöpf". Eine standesgemäße Heirat hätte sie ihm vielleicht verziehen. Aber das?

Auch uns befremdet es, daß eine Christiane Vulpius nach einer Charlotte von Stein in Frage kommen kann. Sie sind nicht zu vergleichen, die beiden, so liebenswerte Züge sich auch bei dem kleinen Blumenmädchen finden lassen mögen. Nicht zu vergleichen. Eben deshalb! Alle Frauen in Charlottens Kreisen erschienen ihm wie die Septime, die das Ohr nach der Oktave verlangen macht. Sie alle hätten ein ganzes Herz, eine ganz ausfüllende Neigung verlangt. Und nach jener einen großen Leidenschaft war er dessen nicht fähig. Er fürchtete sich vor neuen Stürmen, — er wollte nichts als Ruhe. In Christiane fand er das Mädchen, das an ihn gar keine Ansprüche stellte, nicht eifersüchtig, nicht nervös war, das glücklich war, für ihn sorgen zu dürfen, — das ihm sogar erlaubte, sie erst in einer „kleinen Ehe" zu prüfen, ob es kein Wagnis sei, sich dauernd mit ihr zu verbinden. Daß es ihm kein Wagnis schien, daß sie an seiner Seite, durch ihn herangewachsen ist, wissen wir. So sehr wir bedauern, daß Goethe kein so befriedigendes häusliches Glück fand,

wie Schiller in seiner Lotte, so dankbar müssen wir Christiane sein. Sie hat getan, was sie konnte. Und die herzlichen hausväterlichen Briefe, die Goethe von seinen Reisen aus an sie schrieb, gewähren uns Einblick in ein ruhiges, friedliches Eheleben voll treuer, gegenseitiger Liebe. —

Ich meine, die kennen Goethe schlecht, die sich auf ihn berufen, wenn sie jedem Gelüst zu folgen sich für berechtigt halten. So viel zu schaffen ihm sein leicht erregbares Temperament auch machte, — sein Leben ist ein steter Kampf mit sich, ein Reifer-, Festerwerden. Und wenn vieles in der Gestalt des Wilhelm Meister uns an Goethe selbst erinnert, so haben wir auch ein Recht, an ihn zu denken bei den Worten, die Wilhelm nach manchen schmerzlichen Erlebnissen als ernsten Vorsatz ausspricht: er wolle keinem weiblichen Wesen von Liebe sprechen, dem er nicht sein Leben widmen könne.

So überflüssig die obigen Ausführungen für den Goethekenner sind, so nötig schienen sie mir in einer Zeit, wo man in vielen Kreisen der weiblichen reiferen Jugend den Goethe nicht in die Hand gibt, weil man ihn für unmoralisch hält, und dafür Dutzende von modernen Autoren passieren läßt, über die man nichts Nachteiliges gehört hat. So wenig Goethe selbst frivol und unmoralisch war, so wenig sind es seine Romane. Etwas zu schwere Speise werden sie den Zwanzigjährigen sein. Was tut das? Mögen sie dasselbe Buch nach einem Jahre wieder lesen! Mit Staunen werden sie gewahr werden, wie viel mehr sie daraus verstehn — und so jedes Jahr wieder. Jede gebildete deutsche Frau sollte den größten deutschen Dichter gründlich kennen, sie wird lernen, ihm dankbar sein für die Menge warmherziger, liebenswerter Frauengestalten, die er geschaffen hat und die unser Geschlecht rühmlicher vertreten, als die hysterischen, charakterlosen „Weiber“ so vieler Modernen.

H. Klingebeil.



Frevel.

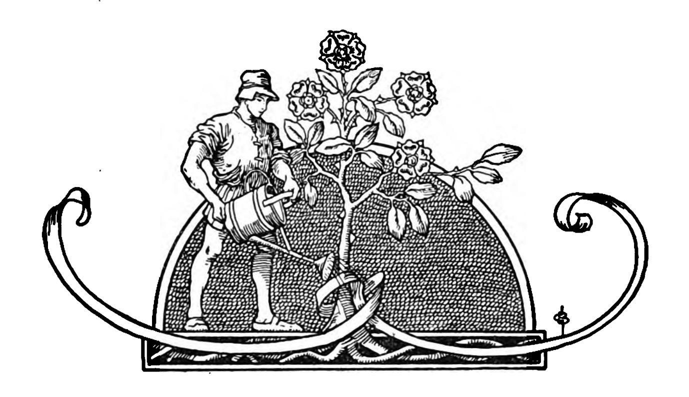
Von

Otto Klimmer.

Du bist so jung und bist so rein
Wie erste Maienblumenglocken,
Und lieblich wie der milde Schein
Von unberührten Winterflocken.

Wenn ich dich küsse, ist mir weh,
Als ob ich Maienblumen pflücke
Und in den makellosen Schnee
Der Christnacht dunkle Spuren drücke.





Rosengruß.

Von

Ludmilla von Rehren.

Der Garten liegt still in der heißen, schweren Mittagsglut. Die Sonne brennt nieder, und die Blumen stehen bleich und matt da und neigen die Köpfe. Der Rasen sieht in der Sonne wie grüne Seide aus und im Schatten der Bäume wie Samt; hier und da ziehen sich gelbe Streifen hindurch, die die Sonne eingebrannt hat. — Der Himmel ist tiefblau, aber dort — am anderen Ende des Horizontes — steht drohend eine dunkle Wolkenwand, die langsam immer näher heraufzieht, und schwarze Schatten scheinen manchmal gespenstisch über den Garten weg zu huschen. —

Durch die dichtbelaubten Bäume schimmern die grauen Mauern des Krankenhauses, und von dort her kommt eine Schwester. Mit leichtem Knarren schließt sich die Pforte, die den mit grünem Gras bewachsenen Hof vom Garten trennt, hinter ihr. Sie geht langsam, wie in tiefen Gedanken. Zuweilen bleibt sie stehen und sieht zum Himmel auf mit einem ernsten, müden Blicke. —

Bienen summen rings umher, und ein eigentümliches, knisterndes Geräusch ist im Grase zu hören; die Schwester neigt den Kopf ein wenig tiefer und horcht darnach. „Hörst du, wie das Gras wächst?“ hat sie einmal einem kranken Kinde gesagt, als sie mit ihm im Garten ging. Doch das ist lange her, und das Kind ist schon längst tot. Wie lange schon? Sie weiß es kaum mehr; denn hier ist eine Zeit gleich der andern, bei der Arbeit, der Pflicht. Hier ist es anders als in der Welt da draußen, der sie auch einmal angehörte. Aber wie weit scheint das jetzt zu liegen, wie weit. Im ewig wiederkehrenden Kreislauf der Pflichten dehnen sich die Tage, und in der Einförmigkeit scheint die Zeit stille zu stehen.

Langsam steigt sie den kleinen Hügel heran, der sich an die Mauer lehnt, und von dem aus man auf die Straße sehen kann. Unter dem großen Apfelbaume, der seine Zweige schattend über sie breitet, bleibt sie stehen und löst auf-

atmend die Bänder ihrer Haube, daß die Luft um ihr erhitztes Gesicht spielen kann. Die Ellbogen stützt sie auf die Mauer und blickt die Straße hinunter, die weit und leer liegt. Nur ein paar Katzen schleichen träge an den Häusern entlang, und ein kleines Mädchen mit einem großen Strohhut, unter dem ihr Gesichtchen wichtig und ernst hervorguckt, trippelt vorüber, einen Milchtopf vorsichtig in der Hand tragend. Die Schwester folgt ihr mit den Blicken, bis ihr rotes Röckchen hinter einer Tür verschwindet. —

Wie heiß, wie heiß! Die Augen fallen der Schwester fast zu. Sie bedeckt das glühende Gesicht mit der Hand und sinnt vor sich hin. Bunte Träume, lockend und lieblich, ziehen durch ihre Seele, und leise seufzt sie auf.

Dicht schließen die Zweige sich hinter ihr. Ein geheimnisvolles Schwirren zieht durch die Luft. Es knistert und raschelt, und wie ein Aufseufzen geht es durch die Bäume. Fast erschrocken sieht sie sich um. Aber es ist nichts. Durch die Zweige sieht sie eine zweite Schwester in ihrer nonnenartigen Tracht auftauchen und wieder verschwinden. Auf einem Baume sitzt regungslos und melancholisch eine große, häßliche Krähe und sieht ernsthaft vor sich hin.

Der Zauber der Mittagsstunde ist erwacht. Geister der Vergangenheit scheinen flüsternd durchs Gesträuch zu schlüpfen. Vor vielen hundert Jahren — heißt es — stand an Stelle des Krankenhauses ein Kloster. Und ist es jetzt nicht auch hier wie in einem Klostergarten? So still, so weltabgeschieden! Und leise Stimmen scheinen zu raunen von bleichen, jungen Nonnen, die mit sehnendem Blick über hohe Mauern hinweg zu schauen versuchten, voll Sehnsucht nach dem, was draußen lag. —

Fern läßt sich Hufschlag hören, der rasch näher kommt. Die Träume verfliegen. Neugierig beugt sich die Schwester vor und späht die Straße hinunter.

Zwei Reiter kommen heran; in der stillen Straße hört man ihre Stimmen schon von weitem. Sie sprechen und lachen lebhaft miteinander. Junge Männer sind es, in der Vollkraft und Frische ihrer Jahre; die Mittagshitze hat sie nicht ermüden können. — Im flüchtigen Vorüberreiten sehen sie das graue, ernste Haus an mit der hohen Mauer und tauschen darüber eine Bemerkung aus. Sie haben nicht Zeit, lange dabei zu verweilen; sie müssen wieder weiter, in das Getriebe der Welt hinein, das hinter der stillen Straße auf sie wartet. — Ihre Blicke gleiten flüchtig die Mauer entlang, flüchtig streifen sie die Schwester, und einer plötzlichen Eingebung folgend grüßt der eine zu ihr hin, nimmt die Rose von seiner Brust und wirft sie ihr lachend zu.

Dann sind sie wie im Fluge vorüber, als eilten sie ins Leben hinein, um das Glück zu erjagen. Vielleicht auch nicht — wer weiß es?

Ein leichtes Rot ist der Schwester ins Gesicht gestiegen, und zögernd greift sie nach der Rose, die vor ihr auf der Mauer liegt. Da dreht sich der, der sie geworfen, noch einmal um und grüßt zurück, dann verschwinden die beiden Reiter an einer Biegung der Straße.

Eine Glocke schlägt an. Der scharfe Ton durchschneidet förmlich die

Luft. Und zu gleicher Zeit rauscht es plötzlich auf in den Bäumen. Der Sturm, der vor dem Donner herjagt, wie um ihm die Bahn frei zu machen, zieht heran, und fern läßt sich ein rollendes Murren vernehmen, von dort her, wo die Reiter verschwunden sind.

Die Schwester schrickt auf, und mit gesenktem Kopfe, die Rose in der Hand, folgt sie dem Rufe der Glocke, die sie an ihre Pflichten gemahnt. —

Die Tür des grauen Hauses wird sich wieder hinter ihr schließen, und seine Mauern werden sie schützen vor Sturm und Ungewitter. Für sie gibt es kein Hinauseilen ins Leben mehr, um das Glück zu suchen, aber auch die Gewitterstürme des Schicksals ziehen fern an ihr vorüber.

— — Einsam liegt jetzt der Garten. Der Sturm jagt über ihn fort und beugt die Äste der Bäume zur Erde. Das gewaltige Rollen des Donners zieht hinter ihm her, und auf das trockene Gras fallen große Regentropfen nieder.



Norwegische Talfahrt.

Von

Otto Rüdel.

Der Abend wiegt mit sanftem Blätterrauschen
Den müden Tag in feierliche Ruh'.
Ich halt' mein Pferdchen an, um aufzulauschen,
Und hör' dem Säusellied der Winde zu.

Weich schmiegt die Nacht sich an die dunklen Föhren;
Mein Wagen steht. Der Pony spitzt das Ohr,
Als könnte er des Abends Stimmen hören.
Schon klimmen Schatten am Gebirg empor.

Steil stürzt der hohen Berge stolze Kette
Zu wilder Schlucht ins dunkle Tal hinab.
Die Felsen zeichnen ihre Silhouette
Am blassen Grün des Abendhimmels ab. —

Ich lass' mein Rößlein langsam weiter schreiten;
Es trottet schläfrig vor dem Wagen her.
Mich zieht ein Traum in längst entschwundne Zeiten,
Ein wehes Sehnen macht das Herz mir schwer.

Dem Fahrbub sind die Augen zugefallen,
Er summt ein Lied vom schönen Vaterland.
Schwermütig hör' ich ihn die Weise lallen,
Und leise knirscht mein Wagen durch den Sand.





Dramatisches.

Das historische Drama ist fast nur noch im Buchhandel vertreten, selten auf der lebendigen Bühne. Unsere Geschichtsdramatik dringt nicht mehr durch. Da sind z. B. gleich drei Dramen, die aus dem alten Griechenland ihren Stoff holten, alle drei nicht ungeschickt angefaßt, aber auch typisch für die Art, wie man heute Geschichte dramatisiert. Ein Trauerspiel „Sokrates" von Ernst Beyer (Leipzig, Verlag von Alfred Hahn) bewegt sich auf herkömmlichen Bahnen, in einer zu breiten Komposition und mit einem ziemlich theaterhaften, nicht eben innerlich überzeugenden Schluß. Es ist der Stoff, den Adolf Wilbrandt in seiner bedeutenderen „Timandra" behandelt hat, ein Stoff, der meines Erachtens von vornherein zur vollen Tragik nicht ausreicht. Sokrates erliegt Ränken kleinlicher Art; diese Ränke sind zum Teil in althellenischen Auffassungen begründet; und diese althellenischen Auffassungen liegen uns menschlich zu fern, als daß sie eine bedeutende Rolle spielen dürften. So kommt bei derlei akademischen Tragödien das Unmittelbar-Menschliche zu kurz. In einem Trauerspiel „Empedokles" hat Richard Redlich (Verlag „Renaissance", Berlin-Schmargendorf) versucht, die altgriechische Form der Bühnendichtung, die sechsfüßigen Jamben des Gesprächs und die kunstvollen Rhythmen der Chöre, mit Bewußtsein zu modernisieren. Es ist in dieser Tragödie des verkannten, einsamen, auf die Dauer machtlosen Edlen, der in unedlen Bürgerwirren von Agrigent untergeht, viel stilistische Kunst, auch manches gehaltvolle Wort von edlem Schwung. Aber das Ganze läßt uns etwas kühl; das Werk mutet uns fremd an. Es ist eine Studie, die man achtet, zu der man aber kein Herzensverhältnis gewinnt. Mit besonderem Mißtrauen ging ich an die dritte Griechentragödie, denn sie trägt auf dem Titelblatt die Worte „Festspiel zur 50jährigen Jubiläumsfeier des Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Greifenberg i. Pommern". Ihr eigentlicher Titel ist „Amytis"; ihr Verfasser der Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Karl Conradt. Nun, wenn im Deutschen Reiche viele solcher dichterisch veranlagten Gymnasialdirektoren wirken, so darf man sich freuen, falls ein Schimmer davon die Anstalt durchleuchtet. Und das scheint hier der Fall zu sein. Das herzhafte und lebensvolle Stück wurde „von früheren Mitgliedern des Gymnasial-

Lesevereins" aufgeführt. Es erhebt sich über das Dilettantische; Leben und Bewegung ist darin; die Sprache fliegt, und manches Wort trifft und sitzt am rechten Fleck. Mein anfängliches Mißtrauen verwandelte sich in Interesse und Anteilnahme. Im Mittelpunkt steht Alkibiades; die Intrigen um ihn her und seine eigene geniale Querköpfigkeit sind fesselnd gestaltet, obwohl uns diese politische Welt gar sehr fernliegt. Ein Büchlein von Kläre Leonhardt, drei Dialoge, unter denen „Eros und Psyche" hervorragt (Bern, Kommissionsverlag von G. Benteli) gehört zum Teil gleichfalls in die griechische Sagenwelt. Die wüste Liebe der Mänaden, die reinere Empfindungsweise der Psyche, und zwischen beiden Eros — das ist der hübsche, dankbare Grundgedanke dieser nicht eben erschöpfend ausgeführten dramatischen Skizze. Etwas davon durchschimmert auch den Dialog, der das Buch schließt, einen Dialog zwischen „Ihm" und „Ihr", von jenem feinen, zarten, vornehmen Abstand zwischen Mann und Frau handelnd, der allein Gewähr dauernden Glückes bietet.

Zwei Cäsarendichtungen aus der römischen Welt seien hieran angefügt. In einer beachtenswerten Bühnendichtung „Der Cäsar" (Berlin, Georg Heinrich Meyer) macht Friedrich von Behr den tüchtigen Versuch, die gesamte Entwicklung Neros, vom vertrauensvollen Jüngling bis zum wahnsinnigen Cäsar, in ein gut gegliedertes, stetig anwachsendes Stück zusammenzufassen. Es ist männliche Kraft, vortreffliche Übersicht, sichere Führung in dieser Bühnendichtung, die sich oft zu wirkungsvollen Stellen erhebt. Denselben Versuch unternimmt Karl Oscar in einem Drama „Vom Menschen zum Tyrannen" (Leipzig, Oswald Mutze); aber, so bewegt und prächtig die drei ersten Akte durchgeführt sind, der Schlußakt versagt. Uns steht diese grandiose Entartungserscheinung des altrömischen Cäsarentums und jener ganzen unverständlichen Menschheit seelisch zu fern. Es ist ein fortwährendes Nach-außen-leben; ganz insgeheim begann damals erst, in stärkstem Gegensatz zum Römertum, das Innenleben der Stillen im Lande, der Christen, in deren unterirdischen Versammlungen das Behrsche Drama seinen Abschluß findet.

Gleich hier sei ein „Napoleon" (Berlin, Otto Janke) ehrenvoll erwähnt, von dessen Verfasser, Paul Friedrich, wir nach dieser bedeutsamen Talentprobe Gutes erwarten. Napoleons metallene Sprache ist vortrefflich getroffen, die Volksszenen farbig und belebt, der dramatische Pulsschlag rasch — fast zu rasch. Vergleichbar Napoleons Schlachtbefehlen und Bulletins, ist die Komposition gehalten: sie eilt in hartem, stolzem Ton von Skizze zu Skizze und erledigt das fünfaktige Drama „Fontainebleau" auf 65 Seiten, um sofort mit einem fünfaktigen Drama „Elba" nachzurücken, auf wieder 63 Seiten, und mit einem einaktigen „St. Helena" zu schließen. Dies Drama sei der Beachtung der Bühnen empfohlen!

Aus dem alten Rom in das spätere Italien der Renaissance! Zwei Bearbeitungen des Giordano-Bruno-Stoffes erheischen Beachtung. „Das neue Jahrhundert" von Otto Borngräber (Leipzig, Eugen Diederichs) hat einiges Aufsehen erregt, zumal in studentischen Kreisen — ebenso wie der soeben genannte „Napoleon" des ähnlich gestimmten Paul Friedrich —, hat übrigens auch in Leipzig und Halle einige Aufführungen erlebt. Der einseitige Haeckel schrieb eine Vorrede dazu; es mischte sich dadurch freiheitlich-moderne Tendenz trübend in die künstlerische Stimmung. Wir wollen uns gleichwohl den Blick

nicht beirren lassen. Borngräber gräbt und sucht mit tapferem Spatenstich den Born heißer Poesie; es ist Schwung, viel Gedankenarbeit, leidenschaftliche Anteilnahme in dieser Tragödie, in der ein freier, sonnentoller Geist dem Dogma einer zu schwerfällig-trüben Zeit erliegt. Aber — und dies möchten wir betont wissen — aber Schwung wird leicht abstrakte, verschwimmende Phrase, sehr zum Schaden der plastischen Gestaltung. Dieser Gefahr ist Borngräber nicht entgangen. Geklärter und hoher Achtung würdig ist der „Giordano Bruno" von Karl Hilm. Es ist Freiheit und Vertiefung in der gedanklichen Behandlungsweise; es ist mehr Gemütsteilnahme darin als in der stürmisch-abstrakten Art Borngräbers. Aber tragisch im Bühnensinne sind meines Erachtens solche Gedankenkämpfer nicht; ihr Bestes kann man eben nicht auf der Bühne sichtbar machen. Uns packen und fesseln, vor allem anderen, Naturen, Charaktere, Menschen; dann erst ihr Denken und ihre Lehren. Und wenn das letztere so stark und innig verwachsen ist mit dem Träger der Ideen, so wird das Drama zu leicht Auseinandersetzung. Und Debatten fesseln zwar den Geist, ermüden aber den künstlerischen Sinn, wenn nicht eine Goethesche Plastik der Sprache — ich denke natürlich an „Faust" — das Geistige verbildlicht und versinnlicht. Dasselbe gilt von einem „Savonarola" von H. v. Willemoes-Suhm (Berlin, Verlag von Franz Grunert), einer kraftvollen Leistung, besonders beachtenswert durch den zweiten Akt, der den Hof eines Lorenzo von Medici in wirksamen Gegensatz stellt zu dem dunklen Ernst des Bußpredigers Savonarola. Die Volksszenen haben dramatisches Blut; die Sprache ist herb, stark, lebensvoll. Ein Drama „Moncenigo" von Hans Emil Hartmann (Dresden, E. Pierson) fällt neben diesen tüchtigen Arbeiten als dilettantisch ab. Dagegen ist „Preisturnier", ein Renaissance-Drama von Rudolf Huch (Berlin, G. H. Meyer) voll von Feinheiten des Dialogs, voll Geist und Herzhaftigkeit in der Art, wie Benvenuto Cellinis Genialität gestaltet ist. Leider läßt die Straffheit der Komposition besonders in der zweiten Hälfte zu wünschen übrig. Huch könnte uns vielleicht einmal ein geistvolles Lustspiel spenden, das zugleich feineren literarischen Ansprüchen genügte, ohne den Forderungen der Bühne aus dem Wege zu gehen. Der hübsch gereimte „Don Gil", den Friedrich Adler (Stuttgart, Cottasche Verlagsbuchhandlung) nach dem Spanier Tirso de Molina bearbeitet hat, ist nicht herb und gestrafft genug, auch nicht genügend von schlagendem Witz durchblitzt, im übrigen aber recht anmutig, recht unterhaltend, hat auch bereits auf etlichen Bühnen seine Wirksamkeit erprobt. Solche äußerlichen Verwechslungs- und Verkleidungsstoffe, so abgegriffen sie sind, geben zu viel muntrer Laune Gelegenheit; und diese frische Laune unterhält uns auch hier. Ich erwähne hier noch, rein in örtlichem Zusammenhang, da wir just in Spanien sind, das spanische Jesuitendrama „Paternidad" von Don Segismundo Pey-Ordeix, übersetzt von Heinrich Conrad (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag), das wegen seiner antijesuitischen Tendenz in Barcelona und Spanien Aufsehen erregt hat. Es ist ein äußerlich ganz wirksames Stück, gern zugegeben; aber es ist grelle, kolportagehafte Tendenz, allerdickste Tendenz; man greift sich ängstlich zuletzt selber an die Stirn und fragt sich, ob man noch „normal" oder „jesuitisch" denke.

Flink eilen wir in reinere Sphären, nach Deutschland, nach Germanien. Da ist ein sehr gesund angefaßtes geschichtliches Drama „Friedrich der Frei-

dige" von Franz Klasen (München, J. J. Lentnersche Buchhandlung). Etwas von der sonnigen Hohenstaufenkraft ist in diesem Friedrich dem Freidigen mit seiner idealen Begeisterung für die Größe des Reiches. Wider Kaiser und König und den eigenen, Thüringen verschachernden Vater kämpft dieser Spätling der Minnesängerzeit, kämpft tapfer und gut und dennoch den übermächtigen Verhältnissen erliegend. In solchen Dramen sind die geschichtlich-politischen Verwicklungen schwer zu behandeln; Klasen hat das etwa in Wildenbruchs Art, aber maßvoll erledigt. Ähnliches gilt von einem „Heinrich von Plauen" von Walter Bloem (Elberfeld, Bädeckersche Buchhandlung). Eine straffe Szenenführung, ein Bühnentemperament zeichnet das Werk aus, obwohl sich beide Stücke im Prinzip nicht über die herkömmliche Historienmalerei hinausschwingen. Es liegt hierin eine Gefahr. Unsere historischen Dramatiker sehen, mit dem zu bewältigenden Stoff beschäftigt, zu viel von außen; Kostüm und Politik fackeln uns oft zu viel vor den Augen herum. Ein heiteres und bühnenwirksames Lustspiel dieser Richtung sind die tapferen „Weiber von Schorndorf" von Adolf Wechßler (Ulm, Druck der Ebnerschen Buchdruckerei), nicht eben fein oder tief, aber drastisch und drollig durch die Art, wie hier die kühnen Weiber die feigen Bürger und Staatsmänner zum Aushalten wider die belagernden Franzosen zwingen. Viel feiner, besonders auch literarisch wertvoll ist Ernst Wachlers „Schlesische Brautfahrt" (Berlin, G. H. Meyer), in blanken, frischen, natürlichen Jamben geschrieben, von landschaftlichem Zauber umweht. Das Stück, das für die neudeutsche Heimatkunst kennzeichnend ist, stellt den Gegensatz zwischen Preußen und Österreichern dar und findet versöhnenden Ausklang. In eben diese Richtung gehören Heinrich Sohnreys gröber zugeschnittene, aber lebensechte „Dorfmusikanten" (Berlin, G. H. Meyer), ein Thüringer Volksstück, das im Frühling dieses Jahres in Weimar seine erfolgreiche Erstaufführung erlebt hat. Die Musikanten sind drollig und frisch charakterisiert; es ist ein Hauch von der guten, fröhlichen, gemütsehrlichen alten Zeit darin; man freut sich des Behagens, das diesem Dorfstück entströmt, obwohl man straffere Komposition wünschen möchte. Von einigen anderen Stücken, die uns über mitteldeutsche Begebenheiten unterhalten wollen — ich nenne „Thüringens Sturz" von Hermann Größler (Dresden, Pierson) oder „Griselinde" von Nikolaus Welter (Luxemburg, M. Huß) oder „Sions Ende" von Augustus Amorosa (Braunschweig, E. Appelhans) — gilt im großen und ganzen das Wort, das der Schwächste unter diesen dreien (Größler) also prägt:

„Die Jugend fragt nicht nach der Schwierigkeit.
Sie sieht sie nicht, und wenn sie sie bemerkt,
So unterschätzt sie meistens ihre Größe."

Drei weitere Stücke entführen uns nach dem Norden. Dem „Yorik" von D. Manuel Tamayo y Baus, von Fastenrath metrisch übertragen (Köln, Kölner Verlagsanstalt), will ich eine gewisse innere und äußere Wirkungskraft nicht absprechen, sofern ja das alte Bajazzomotiv von ausbrechender Eifersucht auf offener Bühne immer wirksam ist. Aber daß Shakespeare selber — das heißt: eine Figur, die Shakespeare heißt, und recht guter Durchschnitt ist — hierbei eine Hauptrolle spielt, will nicht in unser Empfinden. Auch Robert Riemanns „Björn der Wicking", vom Verfasser ein „germanisches Kulturdrama" genannt (Leipzig, Hermann Seemann Nachf.), darf sich viel Gutes nach-

sagen lassen und hat mich nach Stoff und Gestaltung angenehm berührt. Der harte Ton isländischen Bauerntums ist trefflich in poetische Jamben geformt; der Stoff — Familienhändel — ist, wie alle solchen Stoffe, doch leider zu sehr Stoff und Kostüm geblieben, bedingt durch lokale Verhältnisse. Nicht so hart, aber lyrisch reich ist „Wieland der Schmied“ von Karl Klings (Friedland i. B., Verlag Rübezahl), gesättigt mit nordischer Stimmung, aber psychologisch und menschlich nicht so vertieft und glaubhaft gemacht, wie man es dringend wünschen müßte.

Unter den zahlreichen übrigen Stücken — denn der Laie macht sich keinen Begriff von dieser Hochflut — sind moderne Stoffe ganz besonders häufig. Es sind meist Gesellschaftsstücke, in novellistischer Art Vorkommnisse und Verwicklungen aus dem bürgerlichen Leben behandelnd. Es verschlägt nichts bei dieser Überschau, ob ich dem oft recht unterhaltenden, aber nicht genug zusammendrängenden Talente Richard von Wilperts (Leipzig, Oswald Mutze) oder den tüchtigen Autoren der Österreichischen Verlagsanstalt in Linz u. s. w. eine lobende Zensur erteile. Am Gesamtbild ändert das nichts. Auch E. v. Keyserling hält in seinem psychologisch schwachen „dummen Hans“ (Berlin, S. Fischer) nicht das, was sein stimmungszartes „Frühlingsopfer“ einst versprochen hat. Aber zwei sehr sympathische Neulinge aus dem sächsisch-thüringischen Sprachgebiet haben mir rechte Freude gemacht. Paul Quensel besonders verdient für seine Kleinstadt-Komödie „Das Alter“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) fröhlichen Händedruck. Die muntre und herzliche Arbeit ist ein Musikantenstück und erinnert in ihrer frischen Stimmung etwas an Söhles rühmlich bekannte „Musikantengeschichten“, zeigt auch mit Sohnreys obengenannten „Dorfmusikanten“ stoffliche Verwandtschaft, hat aber so echten und eigenständigen Humor, daß wir das Lustspiel gern an recht vielen mitteldeutschen Theatern aufgeführt wünschen möchten. Die artige Fabel ist reizvoll verschürzt und glücklich gelöst, wenn auch das Thema (Ablösung des Alters durch frischere Jugend) nicht ganz ausgeschöpft ist. Im Schauspiel „Karl Fiedler“ von Richard Demmler (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) ist zwar noch zu viel Naturalismus, noch zu viel Armeleuteluft in der Art von „Bartel Turaser“ oder der „Weber“; aber ein tapferes Zugreifen zeichnet auch dieses Talent angenehm aus. Mit beiden Stücken wurde kürzlich das „Sächsische Volkstheater“ zu Chemnitz (das Stücke in sächsischer Mundart pflegt) glücklich und erfolgreich eröffnet.

Ein wunderfeines, nur viel zu subtiles Werkchen von Emil Gött: „Edelwild“ (Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld) sei zum Schluß mit Beifall überschüttet. In den Gärten des bedeutenden Herrschers und Menschen Harun al Raschid spielt dies wohldurchdachte Werkchen. Die Art, wie hier der junge Ali aus schwersten innerlichen Verwirrungen wieder dem klaren, blanken Leben zurückgewonnen wird durch Harun al Raschids tiefe Seelenkunde und große Selbstüberwindung, ist von ungewöhnlicher Tiefe der Psychologie. Und sowohl fein geschliffene als auch starke Worte (Jamben) stehen dieser Dichternatur zur Verfügung.

„Wie schön hab' ich gelebt! Auf jeder Höhe
Stand ich — ob auch in Schmerzen — was ist Schmerz?
Er höht das Hohe nur, verschönt das Schöne!
Der Erde Bestes hab' ich so geschöpft.
Was sie den Sinnen bietet, trank ich aus:

Ich kenne ihre Wüsten, ihre Meere
Und ihrer Berge weite Herrlichkeiten.
Des Frühlings Schimmer, ihres Sommers Brand,
Des Herbstes Sattheit, Winters hellen Frost,
In jeder Farbe hab' ich es genossen!
Und was der Mensch je Großes schuf, war mein!
In meinem Hirne brausen seine Siege,
Wie er den Ton, das Wort, den Stein, die Farbe zwang!
Und den Gedanken, der ihm nie ermüdet,
Vor nichts erschreckt und jedem Abgrund trotzt!
Mein ist ein Freund, des Aug' nicht meinem weicht,
Mein ist — mein war das schönste, beste Weib,
Ein Feuertrunk, der jeden vor ihm löscht!
Und eine Tat ist mein, vor der die Welt
Vor Schreck erklang und in den Festen bebte —
Was will ich mehr! Im Angesicht des Tods,
Des tausendfachen, den du schaffen kannst,
Ruf' ich es, jauchz' ich es: Ich hab' gelebt!
Ich liebe dich, o Welt! ich lieb' das Leben!
Mit meinem letzten Hauch: ich liebe dich!
Und nun — hinweg mit mir!"

Diesen Mann darf man im Auge behalten. Er hat inneren Reichtum, und es ist mir eine Freude, mit so gutem Klang meine nicht eben ergebnisreiche Rundschau zu schließen. **F. L.**



Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zu Kultur- und Wirtschaftsleben. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Dove, Jena. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag, Halle a. S. gr. 8⁰. — I. Serie, 1. Heft: Das Weltkabelnetz. Von Dr. Thomas Lenschau. 74 S. — I. Serie, 2. Heft: Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens. Von Dr. Paul Rohrbach. 84 S. — I. Serie, 3. Heft: Venezuela und die deutschen Interessen. Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. 107 S.

Es ist ein sehr guter Gedanke von Prof. Dove in Jena gewesen, der Wirtschaftsgeographie, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, das ihr noch fehlende periodische Organ in der Weise zu liefern, daß in zwanglos erscheinenden Heften wichtigere Zeitfragen monographisch behandelt werden. Man kann dem Unternehmen, durch das unser geographisches Schrifttum eine dankenswerte Abrundung erfährt, nur besten Erfolg wünschen, umsomehr, da die bisher erschienenen Lieferungen ihren Zweck durchaus erreichen und über Dinge zusammenfassende Belehrung bieten, über welche man sich sonst nur mühsam durch Zusammentragung von Notizen aus Büchern eine Orientierung verschaffen könnte.

Welche gewaltige Ausdehnung die submarine Telegraphie heutzutage erreicht hat, geht sehr deutlich aus der zu Nummer 1 gehörigen Weltkarte hervor, in der sämtliche Kabellinien eingetragen sind, so daß man die, welche das Eigentum Deutschlands, Großbritanniens, der Union, der Niederlande, Frankreichs und Dänemarks darstellen, sofort zu unterscheiden in der Lage ist. Es wird uns gezeigt, wie der Gedanke, auch die Meere dem elektrischen Fluidum zu eröffnen, entstand und sich ausbildete, und wie sich sofort weittragende politische

und merkantile Gesichtspunkte mit dem neuen Verkehrsmittel verknüpften. Hierauf erörtert der Verfasser die technischen Fragen, die für die Herstellung brauchbarer, jede Stromunterbrechung verhindernder Kabel zu lösen waren, und schildert den Hergang der Kabellegung, sowie die Manipulationen, deren es bedarf, um eine doch schadhaft gewordene Stelle aufzufinden und zu reparieren. Der augenblickliche Stand des Verbindungsnetzes wird im Zusammenhang mit dem Tarifwesen dargelegt, und zum Schlusse fällt auch noch ein Streiflicht auf die Zukunftsprojekte, die Funkentelegraphie mit inbegriffen.

Von Dr. Rohrbach haben wir schon mehrfach Andeutungen über die Möglichkeit einer weiter gehenden wirtschaftlichen Erschließung Vorderasiens erhalten, an welche sich jetzt seine zusammenfassende Schrift anreiht. Besprochen werden die Bedingungen, unter denen die Landesteile Turkestan, Persien und Afghanistan, Armenien und Kurdistan, Kleinasien, Mesopotamien und Syrien in kultureller Hinsicht stehen, wobei insbesondere auf die mit dem subtropischen Klimacharakter zusammenhängenden Schwierigkeiten ausreichender Wasserbeschaffung aufmerksam gemacht wird. Natürlich steht unter den Hilfsmitteln, durch die man eine Aufschließung der fast verkehrslosen Steppengebiete zu erreichen hoffen darf, der Bau von Eisenbahnen in erster Linie, wie denn auch die russischen Strecken und die Trace der Bagdad-Bahn kartographisch wiedergegeben werden. Der Verf. läßt keinen weitgehenden Optimismus walten und hält z. B. die Hoffnung für illusorisch, die persischen Randgebirge des Südens für einen Schienenstrang zu aptieren. Man darf annehmen, daß die hier gegebenen Prognosen für eine mögliche Hebung der in Betracht gezogenen Landschaften auf richtigen Erwägungen beruhen.

Prof. Sievers in Gießen ist zweifellos der beste Kenner Venezuelas unter den deutschen Geographen. Da nun dieser südamerikanische Staat neuerdings das Interesse Europas, Deutschlands zumal, in höchst unliebsamer Weise auf sich gezogen hat, so war eine sachkundige Schilderung von Land und Leuten für jedermann, vorzugsweise für den an exotischen Unternehmungen beteiligten Kaufmann, wünschenswert geworden. Wir erhalten demgemäß einen Überblick über den Naturcharakter, die physisch-geographischen Verhältnisse des Landes, der sich auf eine gut ausgeführte Farbenkarte stützt, und an der Hand der so gewonnenen Ergebnisse läßt sich die Produktion Venezuelas gut übersehen, die, soweit Pflanzen- und Tierreich in Frage kommen, eine sehr reichhaltige ist, wogegen an Mineralien bisher nur eine beschränkte Ausbeute zu verzeichnen war. Industrie, Handel und Verkehr haben sich einstweilen, großenteils infolge der unfertigen politischen Zustände, noch nicht so, wie es erreichbar wäre, entwickeln können. Die Ethnographie, die Siedelungsverhältnisse und die — oft recht ungünstige — geschichtliche Entwicklung kommen ebenfalls zu ihrem Recht, und zum Schluß wird der Konflikt, der zwischen uns und der sogenannten Regierung des Präsidenten Castro noch immer obschwebt, eingehender, für das Vorgehen der deutschen Diplomatie nicht durchaus schmeichelhafter Besprechung unterzogen.

S. Günther.





Alexander Dumas der Vater.

Zu seinem hundertsten Geburtstag (24. Juli 1803).

Seitdem es eine Buchdruckerkunst gibt, hat schwerlich je ein einzelner Schriftsteller in einem nicht einmal bis zu den biblischen Grenzen vorgerückten Leben so viele Druckerpressen in Bewegung gesetzt, so ungeheure Geldsummen durch seine und anderer Leute Hände rollen lassen, wie der eine Alexander Dumas Vater. Als er sich einst um einen Sitz in der französischen Abgeordnetenkammer bewarb, hat er als Mittel des Stimmenfanges eine allerdings von ihm selbst verfertigte und darum vielleicht nicht vollkommen zutreffende Zusammenstellung der durch ihn angeregten Menschenarbeit benutzt, wonach er bis zum Jahre 1848 20 Jahre hindurch täglich 10 Stunden, zusammen also 73 000 Stunden gearbeitet habe. Hören wir seine eigenen Worte: „Während dieser 20 Jahre habe ich 400 Bände und 35 Dramen verfaßt. Jeden der 400 Bände zu 4000 Exemplaren gerechnet und zu 5 Frcs. verkauft — macht 11 853 600 Frcs. (?). Die 35 Dramen, jedes durchschnittlich 100mal gespielt, haben 6 360 000 Frcs. eingebracht.“ Dann berechnet er, wieviel von diesen ungeheuren Summen auf die Setzer, auf die Papierlieferer, die Hefter, die Buchhändler, die Zeichner u. s. w. gefallen; wieviel die Theaterdirektoren, die Schauspieler, die Dekorationsmaler, die Schneider, bis hinab zu den Zettelanklebern u. s. w. eingenommen, — und er bringt eine Gesamtzahl von 2160 Personen heraus, die alle von seiner geistigen Arbeit gelebt haben, „nicht einbegriffen die belgischen Nachdrucker und die ausländischen Übersetzer“. — Wir wollen dem phantasievollen Kandidaten, der sich um mehr als drei Millionen Franken bei der Zahl für seine Romane verrechnet hat, diesen Rechenfehler und vielleicht noch einige andere ruhig hingehen lassen, — annähernd richtig ist die Rechnung gewesen, und da Dumas im Dezember 1870 gestorben ist, da er überdies gerade in den fünfziger Jahren erst einige seiner erfolgreichsten Werke geschrieben hat, so kann man die durch ihn in Umlauf gesetzten Geldsummen sehr wohl auf 20 bis 30 Millionen Frcs. annehmen.

Eine solche Geldbetrachtung ist bei der Würdigung eines Schriftstellers

wie des älteren Dumas durchaus am Platze; sie setzt ihn so wenig herab wie seinen Vorgänger Beaumarchais, der ganz wie Dumas mindestens ebensoviel vom Fabrikherrn im großen und vom Finanzgenie hatte, wie vom Manne der Feder. So viel ist sicher: nie vor ihm und nie nach ihm hat es in Frankreich oder irgendwo sonst einen Schriftsteller gegeben, der sich einer so weltweiten Verbreitung seiner Bücher rühmen konnte, wie der Verfasser der „Drei Musketiere" und des „Grafen von Monte Christo". Nicht einmal Voltaire, auch nicht Zola, wenngleich die literarische Wirkung dieser beiden Franzosen über die des Vaters Dumas weit hinaus gegangen ist.

Alexander Dumas ist für mich immer eines der schlagendsten Beispiele für meine schon wiederholt ausgesprochene Behauptung: die französischen Schriftsteller verzehren ihren Ruhm meist auf dem Halm. Die Berühmtheit erfolgreicher französischer Schriftsteller über den ganzen Erdball hat bei keinem andern Volke ihresgleichen; Dumas war zu seinen Lebzeiten bei weitem bekannter und gelesener als selbst Dickens. Fragt man aber auch nur wenige Jahrzehnte nach dem Tode eines solchen weltberühmten französischen Schriftstellers, wie es mit seinem aus eigenem Lesen geschöpften lebendigen Bekanntsein steht, so macht man in den meisten Fällen die Erfahrung, daß von der einstigen Weltberühmtheit nicht viel mehr übrig geblieben ist als ein Schriftstellername und die Titel einiger weniger Bücher, die nicht mehr gelesen werden.

Hat der ältere Dumas irgend etwas Bleibendes hinterlassen? Hat er irgend eine feste Stellung in der Weltliteratur? Noch stehen wir dem Massenerzähler zeitlich zu nahe, um mit völliger Sicherheit voraussagen zu können, ob irgend etwas von seinen unzähligen Werken Dauer verspricht. Auf der Bühne lebt heute nur noch eines seiner Dutzende von Dramen: „Kean", und auch dieses zeigt schon deutliche Spuren bevorstehender Verwesung. Große Theater spielen es kaum noch, wiewohl es bei guter Besetzung immerhin eine gewisse Wirkung hervorruft. — Von seinen Romanen wird der „Graf von Monte Christo" noch gelesen; aber es gibt keinen jungen Nachwuchs von Lesern selbst für diesen so ungemein aufregenden und spannenden Roman, denn auch die Gegenwart erzeugt Abenteuerromane in Menge, und bei der Wahl zwischen einem alten oder einem neuen spannenden Unterhaltungsbuche greift der Leser erfahrungsgemäß fast immer zu dem Roman von heute, schon weil alle Welt von ihm spricht.

Die Literaturgeschichte wird bei aller Strenge des Urteils über seine künstlerische Minderwertigkeit an Dumas gerechterweise immer rühmen, daß er einer der glänzendsten Vertreter des spannenden Ereignisromanes des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Von den beiden nebeneinander wirkenden und die ganze Welt der bücherlesenden Menschheit in atemlose Spannung hineinhetzenden Großmeistern des Abenteuerromans des neunzehnten Jahrhunderts, Alexander Dumas und Eugen Sue, hat der erste zweifellos den Sieg der Dauer davongetragen. Sues ungeheure Wälzer: „Die Geheimnisse von Paris", „Der ewige Jude" und „Die sieben Todsünden" werden heute kaum noch gelesen; die Leser haben sehr bald genug gehabt an der doch schließlich nur auf Geld, auf recht viel Geld hinauslaufenden salbadernden Moralpredigt Eugen Sues, während der gar nicht moralische, übrigens auch nicht sonderlich unmoralische Alexander Dumas doch selbst heute noch, ein Menschenalter nach seinem Hinscheiden, einen gewissen Leserkreis sich bewahrt hat.

Um Alexander Dumas' schnelles Hinaufkommen in der französischen, gar bald auch in der europäischen Literatur zu begreifen, muß man sich den zeitgeschichtlichen Untergrund vergegenwärtigen, auf dem jener erfolgreichste aller französischen Schriftsteller seinen Ruhm aufgebaut hat. Eine so dramatisch bewegte Zeit wie Dumas' Knabenjahre hat es selbst in der französischen Geschichte vorher nicht gegeben. Die Franzosen hatten Romane und Dramen in der leibhaftigsten Wirklichkeit gespielt, also daß sie und alle mithandelnden Völker das Unmöglichste für möglich, das Unwahrscheinlichste nahezu für alltäglich zu halten sich gewöhnt hatten. In jenen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde von der europäischen Menschheit bei weitem weniger gedacht als gehandelt oder doch handeln gesehen. Es waren die Jahre, in denen auch Lord Byrons Abenteuerdichtungen erschienen, in denen Walter Scott eine ganz neue Kunst der abenteuerreichen Erzählung heraufführte, in der die Gemüter der Leser an der Darstellung der unerhörtesten Begebenheiten keinen Anstoß nahmen. Alexander Dumas hat, wie alle seine Altersgenossen, für Lord Byron geschwärmt, er hat sogar dessen Schauspiel „Werner" übersetzt, und von den deutschen Dichtern hat er sich am meisten für den begeistert, bei dem er abenteuerliche Handlung großen Stils fand: für Schiller, den Dichter der „Räuber" und des „Fiesko". Den „Fiesko" hat er sogar zu übersetzen versucht.!

Ein eigentlicher Erfinder ist Alexander Dumas Vater nicht zu nennen. Er hat von Anfang an der gedruckten und der mündlichen Anregung, ja geradezu der Mitarbeiterschaft bedurft, um etwas zustande zu bringen. Für jeden seiner Romane, für jedes Drama lassen sich nicht nur bestimmte Quellen nachweisen, sondern seine Entlehnungen gehen vielfach weit über das Maß des literarisch Erlaubten hinaus. Ich darf daran erinnern, daß er z. B. für die spannendsten Stellen in Monte Christo eine wohlbekannte Erzählung von Edgar Poe benützt hat: den Goldkäfer. Man verzeiht aber dem fabulierenden Fanzosen alle solche Entlehnungen, denn sie sind doch für ihn nur das Sprungbrett gewesen, von dem aus er sich hoch in die blauen Lüfte seiner schrankenlosen Phantasie hinaufgeschwungen hat.

Noch vor Viktor Hugo war es der ältere Dumas, der durch sein geschichtlich-romantisches Drama „Heinrich der Dritte und sein Hof" den Auftakt zu dem Siegesmarsch des französischen Romantismus gespielt hat. Nicht mit der berühmten Hernani-Schlacht vom Februar 1830, sondern mit dem stürmischen Erfolge der ersten Aufführung des Dumasschen Heinrichs des Dritten am 11. Februar 1829 begann für Frankreichs dramatische Dichtung die endgültige Beseitigung des klassischen und des nachklassischen Dramas und der Sieg der neuen dramatischen Strömung. Zum erstenmal wurde auf einer französischen Bühne ein Stück aus der französischen Geschichte und zwar mit möglichst echter Zeitfärbung dargestellt. Goethe mit seiner überlegenen Einsicht in die Erscheinungen der Weltliteratur hat sich über den Lärm der Franzosen ob des Sieges ihres romantischen Dramas ein wenig lustig gemacht; aber für die Franzosen bedeuteten die Erfolge Dumas' und Viktor Hugos in der Tat den Anbruch einer ganz neuen Spanne ihrer Literatur.

Einen äußerlich fast noch größeren Erfolg errang Dumas durch sein Spektakelstück „La Tour de Nesle". Mit der gleichen erhabenen Verachtung der geschichtlichen Wahrheit, wie sie neben ihm auch Viktor Hugo in seinen Dramen

bekundete, hat er nach seinem eigenen Wort in der Geschichte nur „den Nagel gesehen, an dem der Dichter seine Bilder aufhängt".

Ganz im Stile Byrons, wenigstens seiner Abenteuerdichtungen, ist Dumas' Antony gehalten, das erste erfolgreiche französische Drama des — wie soll man sagen? — heroischen, jedenfalls des deklamatorischen Ehebruchs. Der Held jenes beispiellos erfolgreichen Stückes, das an 130 Abenden hintereinander gespielt wurde, das übrigens bis zum heutigen Tage zuweilen noch an irgend einer deutschen Bühne auftaucht und wohl gar packt, war die aus Byrons Giaur, Lara und Korsaren bekannte Gestalt des hinreißend interessanten, blassen, geheimnisvollen edlen Verbrechers, ein Sohn oder ein Enkel des Schillerschen Karl Moor, auf den die ganze bis auf Alfred de Musset reichende englische und französische Literatur dieser Art zurückzuführen ist.

Endlich das Drama des verbummelten Genies: Kean, ein echtes Theaterstück, das noch immer ein gewisses Bühnendasein führt, so fern es auch der höheren dramatischen Dichtung steht.

Von seinen Komödien wird das Fräulein von Belle-Isle noch immer mit einem gewissen Erfolg aufgeführt, und wenn wir schärfer zusehen, so entdecken wir trotz der Verschiedenheit der Form eine nicht allzu geringe Ähnlichkeit mit dem Cyrano von Bergerac Rostands.

Am meisten abgebröckelt hat der Ruhm von Dumas' Romanen. Dem vom Erfolge verhätschelten Verfasser der mindestens 600 Bände ist in einer trüben Stunde kurz vor seinem Tode einmal selbst der furchtbare Gedanke gekommen an die Hinfälligkeit seines Lebenswerkes. Seinem kaum minder berühmt gewordenen Sohne hat er einen Traum erzählt: er habe auf dem Gipfel eines aus Steinen aufgemauerten Riesenberges gestanden, darin jeder Stein eines seiner Bücher war, — und, entsetzliches Gefühl des Träumenden, er spürte den Berg unter sich wanken und wie einen Sandhügel in sich zusammensinken. — Liebevoll tröstete ihn Dumas der Sohn: der Berg deiner Werke ist fest und dauerhaft wie unsere Sprache, unsterblich wie das Vaterland. Mir scheint, die Selbstkritik des großartigen Erzählers hat eher das Richtige getroffen, als die liebevolle Tröstung des Sohnes. So viel aber ist sicher: während fast eines halben Jahrhunderts hat Alexander Dumas der Vater durch die Millionen und abermals Millionen seiner über alle Länder der Erde verbreiteten Bände wieder einmal der französischen Sprache, vielleicht zum letzten Mal, so etwas wie eine literarische Weltherrschaft verliehen, wie sie sonst nur englischen Dichtern und ihren Werken zu teil geworden ist.

Wer hat einst Dumas nicht gelesen? Die Großen der Erde wie die Kleinen im Geist und in der Macht, die Anspruchsvollen wie die Bescheidenen, die Alten wie die Jungen. Bismarck hat ihn mit dem größten Vergnügen gelesen, wie denn Dumas überhaupt der Liebling derer gewesen, die sich von schwerer geistiger Arbeit durch ein spannendes, nicht zum Mitdenken, sondern höchstens zum scheinbaren Miterleben hinreißendes Buch Abwechselung und damit Erholung bereiten wollen.

Ich glaube nicht, daß irgend etwas von Dumas als lebendig gebliebenes Werk eines Dichters sich bis in das 21. Jahrhundert hinüberretten wird. Die neuen Lesergeschlechter gleichen immer wieder dem neuen Pharao, der nichts von Joseph weiß, und immer neu erstehende spannende Erzähler werden allmählich

auch den Großmeister der bloßen Fabulierkunst in den Hintergrund drängen und mit der Zeit aus dem lebendigen Gedächtnis auslöschen. Noch aber ist diese Zeit gänzlichen Vergessens für Alexander Dumas den Vater nicht gekommen. Zwei oder drei Werke, der Graf von Monte Christo und die Drei Musketiere, dazu wohl auch Kean, leben heute, 100 Jahre nach der Geburt ihres Schöpfers, noch immer ein gewisses Literaturleben, mehr als 50 Jahre nach ihrer Entstehung, und es gibt nicht allzu viele Werke von Dichtern mit sehr berühmten Namen, denen ein gleiches Los beschieden ward. **Eduard Engel.**



Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts.

Dem Heraklitischen Gesetze vom ewigen Wandel aller Dinge unterliegen auch die Sprachen. Unsere deutsche Sprache hat diesem Naturgesetze zu allen Zeiten einen so reichlichen Tribut gezollt, daß auch der gebildete Deutsche, dem das Studium der historischen Grammatik unserer Sprache aber fern liegt, jetzt der Bibelübersetzung des Ulfilas mit derselben Ratlosigkeit gegenübersteht, wie irgend einer ihm unbekannten fremden Sprache. Die Entwicklung einer jeden Sprache zeigt sich zunächst und am deutlichsten in der Veränderung der Laute, der Formen der Silben und Wörter; wie alle Sprachen hat auch unsere deutsche Sprache in dieser Hinsicht einen großen Verlust zu betrauern: die Sprachen nutzen sich, wie alle dem häufigen Gebrauch gewidmeten Gegenstände, im Laufe der Zeit ab, sie verlieren an der Schönheit des äußeren Aussehens und zugleich am inneren Wohlklang. Ähnelt die Sprache der gotischen Bibel durch den Reichtum an Vokalen in allen Klangfarben und in allen Stellungen des Wortes, in den Stammsilben, den Präfixen und Suffixen, noch oft dem melodischen Rhythmus der Verse Homers, so hat das allmähliche Vordringen des klanglosesten aller Vokale, des eintönigen e, besonders in den Vor- und Endsilben unserer Sprache das meiste ihres alten Wohlklanges geraubt. Aber nicht nur nach dieser formalen Seite hat sich die deutsche Sprache im Laufe der Jahrhunderte stark verändert, sondern auch ihr Inhalt hat sich den veränderten Umständen oft anpassen müssen. Die vorherrschenden Gedanken und Lebensanschauungen in den einzelnen Epochen unserer Geschichte haben auch in der Sprache ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Die des alten Germanen würdigste Beschäftigung war der Krieg, und so ist es gekommen, daß alle intellektuellen oder moralischen Begriffe der altgermanischen Zeit in Beziehung zu Krieg und Kampf getreten sind. Das Adjektiv „kühn", ahd. kuoni, chuoni, mhd. küen, küene ist Verbaladjektiv zu der germ. Wurzel kan (können) und bezeichnet ursprünglich, wie auch das nordische kœnn (weise, erfahren) den, der etwas versteht, weiß, nahm aber unter dem Eindrucke der germanischen Kriegslust die Bedeutung



„kampflustig, kühn“ an. Unser Eigenname Konrad (ahd. mhd. kuonrât), eine alte germanische Bildung, bedeutet etwa „weisen Rat gebend“. Aehnliche Differenzierungen der Bedeutung sind bei den Wörtern bald, Krieg, schnell eingetreten. Die Anfangsworte des Evangelienbuchs des Mönchs Otfried: Ludowig, ther snello, bedeuten noch: Ludwig, der tapfere. Mit Stolz lassen wir uns so gerne das Lob des Tacitus über die Treue und Wahrhaftigkeit unserer germanischen Vorfahren gefallen, ohne zu ahnen, was aus dem Worte, das die edelsten Tugenden des Germanen bezeichnete, durch den überwältigenden Druck der deutschen Kulturentwicklung geworden ist. Álawâri nennt sich der Germane, ganz wahr, in allem wahrhaftig; wohltuend berührt der schöne vokalische Vollklang unser Ohr, und vor unserem geistigen Auge erhebt sich der reckenhafte Germane, aus dessen blauen Augen die Treue und Wahrhaftigkeit leuchten, dem ein jedes Wort noch wahr und heilig ist, „blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stahl und treu die Hand zum Sühnen und zum Schlagen“. Das treue Herz ist dem Mitmenschen auch freundlich gesinnt, es hat ihm nichts zu verbergen, ist ihm offen zugeneigt, und so erhält álawâri auch die Bedeutung „gütig, freundlich, zugeneigt“. Nun aber entwickelte in der Zeit der beginnenden Kreuzzüge der internationale Ritterstand, vornehmlich unter dem Einflusse des französischen Geistes, eine höfisch-ritterliche Kultur, die nach äußerer Feinheit der Lebensführung zwar strebte, das Rauhe und Derbe aus der Welt zu verbannen suchte, aber auch manch edlen Keim in der deutschen Volksseele erstickte. Das deutsche Volksleben wurde mit einem glänzenden, gleißenden, äußeren Firnis überzogen, unter dem das echte Gold deutscher Wahrhaftigkeit und deutscher Treue nur zu bald zerschmolz. Wie die ritterliche Minne, trotz aller Forderung der Diskretion, den Stempel des Unkeuschen und Untreuen nur zu deutlich trägt, so mußte auch aus dem sonstigen Leben die Wahrhaftigkeit weichen, die Wahrheit durfte diese Welt von Rittern und Edelfrauen nicht hören, sie mußte vorsichtig verhüllt und mit fein gesponnener Lüge verdeckt werden. Nur nicht anstoßen! wurde die Losung auch schon dieser Zeit. Wer es aber dennoch tat, wer sich aber dennoch gezwungen fühlte, einmal mit der ungeschminkten Wahrheit derb dreinzufahren, galt für unbeholfen, täppisch, närrisch, albern, und so erhielt das gute deutsche Wort álawâri in dieser Zeit der höfischen, ritterlichen, gesellschaftlichen Feinheit und Unwahrhaftigkeit denn seine heutige Bedeutung, und auch heute noch gilt es ja in vielen Lebenslagen für albern, die ungeschminkte Wahrheit offen zu sagen.

Ein ähnliches Schicksal hat das Adjektiv „fromm“ zu erdulden gehabt. Adjektiv fromm, mhd. vrum, steht neben dem Verbum vrümen, vrumen, vromen, vorwärtsschaffen, befördern, in intransitiver Bedeutung vorwärtskommen, und bezeichnet das, was vorwärtsschafft, und den, der in der Welt vorwärtszukommen versteht, also „tüchtig, brav, trefflich, vornehm, wacker, tapfer, nützlich, brauchbar“. Als aber im ausgehenden Mittelalter die kirchliche Inquisition immer mächtiger wurde, als nach der Reformation, seit dem Grundsatz „cuius regio, eius religio“ des Augsburger Religionsfriedens, die Untertanen den Glauben des Landesfürsten nicht nur zu teilen, sondern auch öffentlich durch regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, des Abendmahls und aller sonstigen kirchlichen Handlungen zu betätigen gezwungen waren, vermochte derjenige in der Welt am besten vorwärtszukommen, der am meisten und am öffentlichsten seinen Glauben betätigte, nahm fromm seine heutige Bedeutung an, und auch heute hat in der

Anschauung der großen Masse des Volkes fromm noch nicht ganz die äußeren Kennzeichen aus der Zeit der Festsetzung seiner neuen Bedeutung zugunsten einer mehr innerlichen Geistesrichtung abzustoßen vermocht. So kann die Geschichte der Entwicklung der Bedeutung eines Wortes oft ganze Bände von der Kulturentwicklung des deutschen Volkes zu uns sprechen.

In ähnlicher Weise vermag auch das Studium der deutschen Lehnwörter uns einen tiefen Einblick in die Geschichte der kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes zu eröffnen. Der geographische Nachteil unseres deutschen Heimatlandes, der natürlichen Grenzen und Verteidigungslinien an den meisten Stellen zu entbehren, legt uns in politischer und strategischer Hinsicht freilich Opfer und Pflichten auf, ist aber für die Entwicklung des deutschen Geistes- und Kulturlebens von einer kaum hoch genug einzuschätzenden Bedeutung gewesen, denn offen lag Deutschland zu allen Zeiten den Einflüssen fremden Kulturlebens da; in einem zweitausendjährigen Ringen zwischen Einheimischen und Fremden ist unser deutsches Geistesleben auf die beherrschende Höhe gestiegen, die uns auch jetzt noch in vieler Hinsicht von den meisten Völkern, wenn auch neidvoll, zugestanden wird. Die Kultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende, auf die wir zurückblicken können, von andern Völkern her ausgesetzt gewesen sind, haben aber auch in unserer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen, so daß wir an der Hand der Lehnwörter unserer Sprache einen Einblick in die Reihenfolge und Art der ausländischen Einflüsse, denen wir im Verlaufe unserer Volksgeschichte ausgesetzt gewesen sind, zu gewinnen vermögen. Zumal nachdem die germanistische Wissenschaft, die seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Erfolg zu Erfolg gestiegen ist, als notwendige Voraussetzung die grammatikalischen Gesetze gefunden hat, nach denen sich das Alter der einzelnen Lehnwörter mit hinreichender Sicherheit bestimmen läßt. Auf diese Bereicherung, welche somit unsere historische Kenntnis, vornehmlich für eine Zeit, in der die sonstigen historischen Quellen für die deutsche Kulturgeschichte nur spärlich fließen, durch die deutsche Sprachwissenschaft gefunden hat, sei im folgenden, an der Hand eines kundigen Führers (Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle a. S., Teil I 1895, Teil II 1900; ein Werk, das allen Freunden der deutschen Sprache und Kultur hier aufs wärmste empfohlen sei), in großen, die einzelnen Epochen in ihrer Gesamtheit zusammenfassenden Zügen hinzuweisen versucht.

Die Germanen sind, wie uns die vergleichende Sprachwissenschaft gelehrt hat, ein Teil der großen indogermanischen Völkergruppe und aus den weiten Gebieten des Südostens unseres Erdteils, dem Laufe des Dniestrs aufwärts folgend, in das Gebiet der Weichsel und weiter in ihre spätere Heimat, das Land zwischen Weichsel und Elbe, in langen Wanderungen gelangt. Daß sie auf diesen Zügen mit andern Völkern in Berührung gekommen sein müssen, ist von vornherein als selbstverständlich anzunehmen und wird uns ausdrücklich durch die Sprache bewiesen, welche einige Worte aufzuweisen hat, die nicht zum alten germanischen Sprachgut zu gehören scheinen und deshalb, da sie auch aus keiner bekannten Sprache entlehnt sein können, aus irgend einer unbekannten Sprache während der Wanderung übernommen sein müssen. Es sind dies: Pfad, Silber, Pflug, Hanf, Schiff, Rübe und Affe. Die Geschichte und der Ursprung dieser Wörter wird stets dunkel bleiben, und es wird deshalb

der größten Vorsicht bedürfen, aus ihnen kulturhistorische Rückschlüsse ziehen zu wollen, jedoch mögen bei erlaubter und hinreichender Anwendung der Phantasie auch diese alten Wörter uns etwas von unseren germanischen Vorfahren erzählen: wie sie den Pfad in die Fremde einschlugen und sich ihn immer von neuem zeigen ließen, wie sie Freude am Glanze des Silbers hatten, wie sie im Pfluge ein verbessertes Gerät zum Auflockern des Ackers, im Hanf einen neuen Stoff zur Bekleidung, in der Rübe eine willkommene Bereicherung ihrer Nahrungsmittel kennen lernten. Mögen die Germanen das Schiff zuerst auf den Flüssen der östlichen Tiefebene oder vielleicht an der Küste des Schwarzen Meeres gesehen haben, jedenfalls wird der unbekannte Anblick dieses Wasserfahrzeuges einen gewaltigen Eindruck auf die Söhne der Steppe gemacht haben, und der fahrende Mann mit dem Affen auf der Schulter, den die schaulustige Menge gaffend umdrängt, kann möglicherweise schon in unser grauestes Altertum zurückgehen.

Als die Germanen über die Elbe vorwärtsdrangen, trafen sie auf das schon zivilisierte Volk der Kelten, das vor ihnen über den Rhein und die Donau zurückwich, aber dem siegreichen Volke mit einer Anzahl neuer Worte zugleich auch wichtige Kulturgüter und neue Lebensanschauungen hinterließ. Den Namen des Keltenstammes der Volcae (Caesar, bell. Gall. VI, 24) übertrugen die Germanen auf alle Kelten und, seitdem diese romanisiert waren, auf die Romanen, so daß wir jetzt mit welsch alles Romanische überhaupt bezeichnen: die Welschen, Wallonen, Welschland, Welschkohl, welsche oder Walschnuß, jetzt Wallnuß. Einen höchst bedeutenden Fortschritt in der Wehrhaftigkeit machten die Germanen, als sie von den Kelten das Eisen empfingen, das dann auch zur Bildung von Eigennamen verwandt wurde, Isangrimus. In staatlich-politischer Hinsicht zeigt sich der Einfluß der früher entwickelten Kelten auf die Germanen in den beiden Wörtern Amt und Reich. Das keltische ambactus (Caesar, bell. Gall. VI, 15, 2), got. andbakts, hochd. ambaht, bedeutet Dienstmann, Höriger, Knecht, so daß die Germanen also eine eigene Klasse dienender Leute bei den Kelten kennen gelernt und von ihnen übernommen haben müssen. Das keltische rîg, got. reiks, Fürst und Herr bedeutend, hat sich als Konkretum nur noch in der alten Formel „Kaiser und Reich“ erhalten, in welcher „Reich“ dasselbe wie „Kaiser“ bedeutet. Von dem Substantiv „Reich“ wurde auch das Adjektiv „reich“ abgeleitet mit der ursprünglichen Bedeutung „königlich“, die dann aber unter der Anschauung von der vornehmsten Pflicht des Königs, aus seinem großen Gute an die Armen zu spenden, sich wandelt zu „begütert“.

Der Einfluß der Kelten auf die germanischen Nachbarn ist aber nur verschwindend gering gegenüber der gewaltigen Umwälzung, welche die Germanen auf allen Gebieten des Lebens durch die Jahrhunderte dauernden Berührungen mit den Römern erleben mußten. Neben den schon vor der Zeit Christi beginnenden kriegerischen Berührungen der beiden Völker, die sich dann über eine lange Zeit mit wechselnden Erfolgen fortsetzen und schließlich zur Zerstörung des weströmischen Reiches und zu den Gründungen germanischer Reiche auf römischem Boden führten, geht stillschweigend und oft wenig beachtet ein friedliches Eindringen der römischen Kultur in die germanischen Lande einher. Die Germanen sind es oft auch selbst, die sich auf römischer Erde, in Rom und in den Provinzen, die Kenntnis der überlegenen Kultur erwerben, kein Ort und kein Amt

bleibt schließlich ihnen verschlossen: Germanen als Prätorianer in Rom, Germanen als Hilfstruppen in den Provinzen, Germanen als Generale, Germanen als leitende Minister, Germanen als Kaiser auf dem Throne! Ein ungeheures Erlebnis für diese Barbaren, das für lange Jahrhunderte nicht aus ihrem Gedächtnis gewichen ist und ihre Kultur und ihre Sprache in nachhaltigster Weise bereichert hat! In dem Namen des großen Bezwingers Galliens verkörpert sich den Germanen zuerst die unwiderstehliche Macht Roms, sein Name wird ihnen der Inbegriff aller Macht und Herrschergewalt, der Name Cäsar, der ihnen aus dem Munde der Gallier und Römer als Kaësar entgegenklang, wurde ihnen der Kaiser. Welchen Eindruck mußte ferner den Germanen auf dem ihnen zunächst liegenden Gebiete des Kriegswesens die römische Kriegskunst machen, welche die Welt erobert hatte! Pfeil (pilum), Wall (vallum), Pfahl (palus), Kástel (castellum) [Kastéll ist eine spätere Entlehnung], Straße (strata), Meile (milia sc. passuum), Zelt (tenda romanisch statt tentorium) bringen jetzt ins Germanische ein. Wenn unsere Knaben zur Herbstzeit ihren Drachen steigen lassen, so denken wir nicht daran, daß der draco seit den Zeiten Trajans das Feldzeichen der römischen Kohorten war. Die Schleudermaschine, balista, lebt noch durch arcubalista in dem gänzlich entstellten Armbrust. Die alten und echten Ausdrücke für Kampf: hadu, hilti, wîc, gund haben dem aus dem Lateinischen entlehnten Kampf weichen müssen, ein überzeugender Beweis für den gewaltigen Eindruck, den das römische Kriegswesen auf die kampflustigen Söhne der germanischen Wälder machte! Auch die römische Verwaltung konnte ihres Einflusses auf den Germanen nicht verfehlen, Zoll (in der Vulgärsprache tolonea statt telonea), Zöllner (tolonarius), Kerker (carcer), Kette (romanisch cadena statt catena) bezeichnen Begriffe, mit denen die römische Kultur die Germanen zuerst bekannt machte; sicher, ahd. sihhuri, ist vom lateinischen securus abzuleiten. Und wenn heute in traulicher Dämmerstunde zwei Liebende kosen, so möge sie ihr deutsches Herz davor bewahren, daß sie die alte Bedeutung des Wortes an sich selbst erfahren, denn kosen stammt her von causari, „einen Rechtshandel führen", dann überhaupt ein Gespräch, endlich spezifiziert „ein Liebesgespräch führen". Auch die lateinischen Benennungen der Wochentage bürgerten sich bald ein, aber in deutscher Uebersetzung: dies Solis = sunnuntac, Lunae = mânintac, Martis = tivestac, Jovis = donarestac, Veneris = frîjatac, aus media hebdomas wurde ahd. mittiwohha.

Als bester Pionier der Kultur hat sich aber auch in diesen alten Zeiten der Kaufmann bewährt, römische mercatores erwähnt schon Caesar (bell. Gall. IV, 2, 3) bei den Sueben und Ubiern, sie sind es besonders gewesen, die das private Leben bei den Germanen in der mannigfaltigsten Weise beeinflußten, wie eine größere Anzahl Lehnwörter beweisen: Wein (vinum), mischen (miscere), kaufen (cauponari), Sack (saccus), Arche (arca), Kiste (cista), Korb (corbis), Schrein (scrinium), Esel (asinus), Maultier (mulus), Saumtier (vulgärlat. sauma, griech. σάγμα), Münze (moneta), Kupfer (vulgär cuprum statt Cyprium, kyprisches Erz), Pfund (pondo). „Halten wir diese dem Handel entstammenden Lehnwörter zusammen, so erscheint vor unserm geistigen Auge das Bild des römischen Händlers, des mercator, wie er mit seinen Eseln oder Maultieren auf der neuerbauten Heerstraße durch das halbkultivierte Grenzland zieht. Die Tiere sind beladen mit Weingefäßen, Säcken, Körben und

Kisten, Gewichte und Geld hat er bei sich, und gern macht er im Schutze des römischen Standlagers längere Rast, um als caupo einen von den Germanen der Umgegend gern besuchten Weinschank zu eröffnen." Zwei von den Römern empfangene Kulturerrungenschaften aber waren besonders dazu bestimmt, die Germanen in ein neues Leben hinüberzuführen, sie vornehmlich an dauernde Seßhaftigkeit zu gewöhnen, der Steinbau und der Weinbau, und mit der Technik übernahmen natürlicherweise die Deutschen auch die technischen Ausdrücke von den Römern. Mit der Einführung des Steinbaues kamen in die deutsche Sprache: Ziegel (tegula), Schindel (scindula, spätlat. für scandula), Kalk (calx, gen. calcis), Mauer (plur. muri), Fenster (fenestra), Pfosten (postis), Pfeiler (pilarius), Söller (solarium), Kammer (camara), Stube (franz. étuve, italienisch stufa, von einem vorauszusetzenden estufare, „Dunst, Qualm machen"), Pfalz (palatia), Speicher (spicarium), Weiler (spätlat. villare, Ableitung von villa). Der Verbreitung des Weinbaues auf germanischem Boden verdankt unsere Sprache: Keller (cellarium), Kelch (calix, gen. calicis), Becher (mlat. bicarium), Winzer (vinitor), Most (mustum), Essig (aus atecum, durch Umstellung aus acetum entstanden), Saft (sapa), Kelter (spätlat. calcatura von calcare, „mit Füßen treten"), Presse (mlat. pressa), Trichter (mlat. (tractarius), Eimer (ahd. ambar von ama), Kufe (cupa), Kübel (cubellus), Pech (pix, gen. picis), Spundloch (puncta). Aber nicht nur lernte der trunkfeste Germane von den Römern den Feuerwein des Südens kennen, der besser die Langweile zu verscheuchen und den Jammer des Lebens fortzuspülen vermochte und glühender und berauschender durch die Kehle rann als das gewohnte Bier und der heimische Met, sondern auch die feineren Obstarten und Gartengewächse und eine ganze Reihe von Gemüsen, Küchenkräutern und Gewürzen verpflanzte der als Gourmand nicht unerfahrene Römer zur Bereicherung des dürftigen germanischen Küchenzettels und zur Würzung der Speisen in die deutschen Gärten in den fruchtbaren Tälern an der Mosel und am Rhein, wie: Kirsche (ceresia = ceresea, vom Adj. cereseus), Pflaume (pruna), Quitte (cydonia), Kastanie (mlat. castinia), Kürbis (cucurbita), Mispel (mespila), Mandel (romanisch mandola, eine Umbildung aus amygdala), Kohl (caulis), Pfeffer (piper), Rettich (râtih von radic-em), Minze (menta) deutlich genug beweisen. Auch die Geräte der Küche mußten, um den erhöhten Anforderungen zu genügen, bereichert werden durch: Becken (mlat. baccinum), Pfanne (mlat. panna), Kessel (catinus, Verkleinerungsform catillus), Schüssel (scutula), Tisch (discus). Überblicken wir alle diese Dinge, so entsteht vor unserem geistigen Auge ein neues Kulturbild: Am Abend sitzt der Hausherr mit den befreundeten Nachbarn unter der Kastanie vor dem aus Stein und Kalk gefügten Hause, die Magd stellt neben die dampfende Schüssel den mit Weinlaub geschmückten Korb voll Früchten des Gartens, nach dem Mahle leert die frohe Winzerschar die mit edlem Naß gefüllten Becher und singt, während die Sonne hinter den Weinbergen gänzlich verschwindet, die alten Lieder von Armin und seinen Kämpfen, da der eben angekommene römische Kaufmann die dunkle Kunde gebracht hat vom Sturze des einst gefürchteten Cäsarenreiches.

Berücksichtigen wir nun ferner, daß die Germanen, wie die Lehnwörter beweisen, die Technik des Handwerks vollständig von den Römern übernahmen, daß die Kleidung eine Bereicherung der mannigfachsten Art fand, daß ferner die

Kenntnis der Medizin sich langsam über die von den Frauen angewandten Zaubersprüche und heilsamen Kräuter auf eine festere Grundlage erhob, so müssen wir vollauf beistimmen, wenn Seiler schreibt: „Wir können diese Entwicklung wohl nicht anders bezeichnen als eine vollständige Revolution des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens der Nation, welche durch sie den Übergang von einem Natur- zum Kulturvolke vollzog. Die Grundlagen der Zivilisation sind nunmehr dauernd und für immer gelegt. Die altererbten Tugenden des Volkes, die Treue, Aufopferung und Hingabe des eigenen Ichs fanden nun ein neues Feld; sie konnten sich jetzt in friedlicher Arbeit bewähren, statt sich wie bisher in Kampf und Schlacht oft ganz fruchtlos zu verzehren. Daneben mußten nun andere schlummernde Tugenden geweckt werden; der Erwerbssinn, der Fleiß, die Emsigkeit und Sorgfalt im Kleinen mußten sich entwickeln. Aus den hünenhaften, furchtbar zerstörenden Germanen wurden die fleißig schaffenden, rastlos arbeitenden Deutschen, ohne daß sie jedoch ihre Kampfesfreudigkeit, ihren Heldenmut über der Friedensarbeit eingebüßt hätten. Das alte Geschlecht der riesenhaften Recken wäre ohne diese gründliche Umwandlung seiner Lebensweise wie das Riesengeschlecht auf Burg Riedeck spurlos vom Erdboden verschwunden. Die Aneignung der römischen Zivilisation ist es, die unserem Volke Bestand und Dauer verliehen hat."

Diese tiefgreifende Umgestaltung des äußeren Lebens der Germanen war schon in einer Zeit, in welcher die überwiegende Mehrzahl der germanischen Volksstämme noch heidnisch war, erfolgt. Das erste germanische Volk, das seiner heidnischen Vergangenheit untreu wurde, waren die Westgoten, die besonders nach ihrem Zuge in die Balkanhalbinsel im Jahre 348 das Christentum in der arianischen Form annahmen. Die Bekehrung der Westgoten ist wichtig, politisch sogar höchst gefährlich für eine ganze Anzahl germanischer Stämme geworden, denn alle Glieder des ehemaligen germanischen Oststammes wurden in den Bereich des von den Westgoten angenommenen arianischen Glaubens hineingezogen, und, wie uns die Lehnwörter beweisen, hat mit dem arianischen Christentum auch die gotische Bibel schon im 4. Jahrhunderte ihre Wanderung nach dem Westen angetreten. Ueber das Gotische sind aus dem Griechischen in die deutsche Sprache eingedrungen: Kirche (griech. *κυριακόν*, Haus des Herrn), Pfaffe (*παπᾶς*), Samstag (*σάββατο*, aber aus einer vorauszusetzenden orientalisch-griechischen Form sambato, die durch persisches samba sichergestellt ist), höchst wahrscheinlich auch Pfingsten (*πεντεκοστή* scil. *ἡμέρα*), Teufel (*διάβολος*), Engel (*ἄγγελος*). Daneben gibt es aber noch einige kirchliche Wörter, die nur durch die lateinisch-romanische Kirchensprache vor der irisch-schottischen Missionstätigkeit der deutschen Sprache übermittelt sein können: Bischof (romanisches ebescobu vorauszusetzen), Pfarre (pfarra aus lat. parochia), Dechant (decanus), Pfründe (provenda statt praebenda), Almosen (zurückzuführen auf eine romanisierte Form almosna aus eleemosyne). Obwohl die Kirchengeschichte uns nichts von Einwirkungen der römisch-fränkischen Kirche nach Osten in früherer Zeit zu sagen weiß, so zwingt uns das Vorhandensein der genannten Wörter in der deutschen Sprache zu der Annahme, daß die in ihrer Mehrzahl noch heidnischen germanischen Volksstämme mit römisch-christlichen Gemeinden durchsetzt waren. Es sind also im südlichen Deutschland schon vor der umfassenden Missionstätigkeit der irischen und angelsächsischen Glaubensboten zwei Ströme christlichen Lebens zusammen-

getroffen, ein stärkerer heterodoxer vom Osten und ein schwächerer orthodoxer vom Westen her.

Die schon frühzeitig zum arianischen Christentum übergetretenen germanischen Volksstämme aber haben sich in der stürmischen Zeit der größten Revolution, welche die Weltgeschichte kennt, der germanischen Völkerwanderung, nicht zu behaupten vermocht. Die oströmische Restauration und der moslemitische Fanatismus fegten sie vom Erdboden hinweg. Erst als das große Frankenreich der arnulfingischen Hausmeier einer neuen Missionstätigkeit auf germanischem Boden hinreichende Sicherheit zu bieten vermochte, erfolgte im achten Jahrhunderte die durchgreifende Bekehrung des deutschen Volkes und die Eingliederung der deutschen Kirche in den Organismus der römischen durch Bonifazius. Für das deutsche Geistes- und Kulturleben wiederholt sich eine Zeit der größten und mannigfaltigsten Bereicherung, die derjenigen kaum nachsteht, welche die Beziehungen zum römischen Reiche in den ersten christlichen Jahrhunderten gebracht hatten. Es galt nun für die Fülle neuer Gegenstände, Einrichtungen und Lebensanschauungen, welche die neue Religion dem Deutschen mit unwiderstehlicher Wucht aufzwang, dem Sprach- und Volksgeiste gemäße Bezeichnungen zu finden. Bei dieser Christianisierung der Sprache boten sich den Bekehrern und geistlichen Erziehern des Volkes aber zwei Wege: die fremden kirchlichen Begriffe konnten durch Neubildungen aus vorhandenen Wortstämmen und Neuanwendungen vorhandener Wörter dem Deutschen zum Verständnis gebracht werden, oder sie konnten unter Wahrung der lateinisch-romanischen Bezeichnungen zur Bereicherung der Lehnwörter beitragen. Nicht selten hat die Wage zwischen beiden Möglichkeiten geschwankt, aber schließlich gibt sich annähernd die Regel, daß die Lehnwörter ein mehr volkstümliches, die Uebersetzungen ein mehr gelehrtes und künstliches Gepräge tragen, wie ja auch heute häufig die Lehnwörter oft einen populären, fast vulgären Anstrich haben, z. B. „Kompliment“ gegenüber „Empfehlung“, „Courage“ gegenüber „Mut“, „Pulle“ gegenüber „Flasche“. Durch Übersetzung der lateinischen Kirchenwörter unter Benutzung des deutschen Sprachschatzes sind jetzt entstanden: G e m e i n d e, G e w i s s e n, G e v a t t e r, b e k e h r e n, B e i c h t e, O s t e r n, W e i h n a c h t e n, H ö l l e, G e b e t, M i n n e, D e m u t, B a r m h e r z i g k e i t, G n a d e, H u l d, H e i l, L e h r e, S ü h n e, V e r s ö h n u n g, B u ß e, S ü n d e, S c h u l d, H e i l a n d, S c h ö p f e r, e r l ö s e n. Mit Bewunderung nur können wir die Kunst der Geistlichen betrachten, aus altem deutschen Sprachgute die passenden Wörter für die neuen Begriffe zu bilden, denn wer möchte diese Worte wohl wieder aus unserer Sprache missen oder sieht ihnen noch die Schmerzen ihrer Geburt an! Das lateinisch-romanische Wort wurde besonders zur Bezeichnung der kirchlichen Ämter und Würden beibehalten, denn an seinen Titel läßt sich nicht gerne jemand tasten, und noch heute umgibt in der Anschauung der großen Masse des Volkes die fremdsprachigen Titel ein weit größerer Nimbus als die deutschen: der Aufseher wird erst zur geachteten und gefürchteten Persönlichkeit, wenn er sich Inspektor oder Kontrolleur nennen darf, der Schreiber erst als Sekretär, den Staatsdiener aber umfließt die ganze Würde seines Amtes, wenn ihm das Glück zu teil wird, seine Dienste als Minister zu tun. Der demütige Aufblick zu schön und etwas verschleiert klingenden Titeln ist also ein altes deutsches Übel, denn nicht nur Kinder und Bettler sind zu allen Zeiten hoffnungsvolle Toren gewesen. Gegen diese kleine menschliche

Schwäche hat unsere Sprache Nachsicht geübt, wenn sie die Wörter übernimmt: Priester (romanisch-vulgär prestre für presbyter), Sigrist (spätlat. segristanus aus sacristanus), Mesner (mansionarius), Küster (vulgärlat. custor aus custos), Erz- in Zusammensetzungen wie Erzbischof, Erzpriester (spätlat. argi aus archi), Pilger (romanisch pelegrinus für lat. peregrinus), als Zeichen des Amtes die Platte (mlat. plata, Tonsur) und für den Aufbewahrungsort des Kirchenschatzes die Sakristei (sacristia).

Unzertrennlich von dem römischen Christentum ist das Klosterwesen, das als wirksamstes Mittel der Christianisierung schon frühzeitig in Deutschland Eingang fand, so daß sich die Notwendigkeit ergab, die Klosterausdrücke zu verdeutschen. Mit dem Mönchstum und seinen kirchlichen Verrichtungen erhielt unsere Sprache die Wörter: Mönch (monachus), Nonne (nonna), Propst (propostus aus propositus), Prälat (praelatus), Regel (regula), Mette (mlat. mattina aus matutina), Vesper (vespera), nüchtern (nocturnus), Speise (vulgärlat. spensa aus expensa), spenden (vulgärlat. spendere aus expendere), murmeln (murmurare), Kloster (claustrum), Zelle (cella), Kapelle (capella), Kreuz (crux, gen. cruc-is), kreuzigen, Altar (altare), Kanzel (cancelli), Lampe (aus griech.-lat. lampas), Ampel (ampulla), Orgel (ahd. organa aus griech.-lat. organa, Plural von organum). Von dem Leben innerhalb der Klostermauern gibt uns die Kirchengeschichte hinreichende Kunde, aber doch dürften die kleinen Kulturbilder nicht ganz ohne Interesse sein, welche die Wörter „nüchtern“ und „Speise“ vor unserm geistigen Auge zu entrollen vermögen. Mit nüchtern, ahd. nuchturn, lat. nocturnus, bezeichneten die Mönche ihren unbehaglichen Zustand des Körpers, wenn sie frühmorgens um 3 Uhr dem Schlummer entrissen wurden, um die Frühmette zu verrichten. Aber wie groß der Hunger auch nach der Erfüllung der klösterlichen frommen Übungen geworden sein mochte, mehr als ein abgeteiltes Maß, die spensa (exspensa), Speise, gestattete die Klosterregel nicht zur Stillung des hungernden Mönchsmagens. Jedoch mochte die „Speise“ dem Mönche vielleicht auch oft etwas gering erscheinen, an Schmackhaftigkeit wird sie es nicht haben fehlen lassen, wie die jetzt in die deutsche Sprache gekommenen Bezeichnungen einer großen Anzahl von Küchengewächsen und Gewürzkräutern beweisen: Zwiebel (caepulla), Petersilie (petrosilium = petroselinum), Lolch (lolium), Lattich (lactuca, milchhaltig), Kamille (mlat. camomilla für chamaemelon), Baldrian (valeriana), Salbei (mlat. salvegia von salvus), Schellkraut (ahd. scelliwurz aus chelidonia), Lavendel (ahd. lavendula aus lavandula von lavare), Pimpernelle (ahd. pibenella aus mlat. pipinella), Anis (anisum) und viele andere. Eine wesentliche Bereicherung der Kochkunst fand ferner statt durch die Einführung des Öls (oleum) und der mit dem romanischen Worte übernommenen besseren Bereitungsart der Butter (butyrum). Zur leichteren Ertragung der Fastengebote haben die Mönche nicht versäumt, die Fischzucht zu betreiben, und daß sie sich auch in dieser Hinsicht als Feinschmecker bewiesen, zeigen die Wörter: Quappe oder Koppen (capito), Barbe (barbus), Lamprete (lampreta), Aalraupe (ahd. ruppa aus rubeta), Muschel (musculus). Auch der Kapaun (aus der Akkusativform capponem) läßt durchaus nicht auf den schlechten Geschmack der frommen Mönche schließen, und daß auch der Vater Kellermeister keine unbeliebte Persönlichkeit im Kloster gewesen zu sein scheint, läßt das Wort Bier vermuten, das jetzt das alte

heimische Wort alu (vgl. ale) verdrängt hat, denn die alte Deutung Grimms und Wackernagels, der auch Heyne folgt, aus mittellateinischem bibere wird wohl das Richtige treffen. Was also Speise und Trank anbelangt, so ließ es sich im alten Kloster schon leben, denn nur für Fremde alle diese schmackhaften Sachen einzuführen, wird wohl die Klosterregel nicht geboten haben! Auch die Benutzung des Seidels (situlus) werden die Mönche im Kloster kennen gelernt haben, da hier ja genügend dafür gesorgt war, daß sie die jetzt zuerst auf deutschem Boden gebaute Taberne (taberna, das Wirtshaus) nicht zu besuchen brauchten. Auf das Verständnis für duftende und die Gärten schmückende Blumen weisen hin: Rose (rosa), Lilie (lilium), Veil, seit dem 17. Jahrhundert Veilchen, (viola), Aglei (ahd. agaleia aus aquilegia).

Hat somit die Zeit der Christianisierung und der Klostergründungen nicht unwesentlich zur Erhöhung des Wohllebens auf deutschem Boden beigetragen, so darf daneben aber nicht die eminente Bedeutung vergessen werden, welche die Mönche und die Klöster für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens sich erworben haben. Hatten bisher der Fürst und der Edeling keine andere geistige Bildung gehabt, als der freie Bauer und der leibeigene Hintersasse, so wurde das jetzt anders, da seit der Bekehrung zum Christentum auf geistigem Gebiete ein Riß in die Nation kam, der sich seitdem wie bei allen Kulturvölkern immer mehr vertieft und erweitert hat, so daß nicht mehr bloß eine Verschiedenheit der Abstammung, des Besitzes und der rechtlichen Stellung, sondern auch der geistigen Bildung vorhanden war. Freilich die Trägerin der nun beginnenden geistigen Bildung blieb für längere Zeit vorläufig noch die Kirche und die Geistlichkeit, wie der schroffe Gegensatz beweist, in den der Kleriker (clericus) zu dem Laien (laicus) trat. Die äußeren Kennzeichen der gelehrten Bildung waren die Kunst des Lesens und Schreibens, aber während uns das erstere Wort in die altgermanischen Zeiten zurückführt, in denen die eingeritzten Buchstäbe aufgelesen wurden, so ist schreiben eine Entlehnung aus dem lateinischen scribere, deren Volkstümlichkeit und Alter durch die starke Flexion des Verbums (schrieb, geschrieben) gekennzeichnet wird. Für manchen der deutschen Knaben aber waren mit dem Einrücken der Mönche die schönsten Zeiten für immer dahin, denn neben dem Kloster entstand nur zu bald die Schule (schola), in der es neben der Tafel (tabula), dem Griffel (griech.-lat. graphiolum), und dem Pulte (pulpitum) schon Tinte (tincta) und Pergament (pergamenum) gab. Auf die Sorgfalt und den Fleiß in den Klosterschulen läßt der Gebrauch des Bimssteines (ahd. pumiz aus pumic-em) zum Glätten des Pergaments, der Linien (linea) beim Schreiben, der Kapitel (capitula) zur Einteilung größerer Stücke schließen. Bald muß sich aber auch der produktive Geist in den Schulen geregt haben, wie dichten (dictare) und trachten (tractare), Vers (versus), Brief (brevis scil. libellus) und Siegel (sigillum) vermuten lassen.

Aber nicht nur in diesen Schulwissenschaften wurden die Mönche bahnbrechend für die späteren Zeiten, sondern es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß sie in praktischer Hinsicht ebenfalls das allgemeine wirtschaftliche Leben in der nachhaltigsten Weise befruchtet haben, daß in den Klöstern Vitruvs Werk „de architectura“ zuerst gelesen worden ist und Mönche die ersten Kunstbaumeister Deutschlands gewesen sind. Dem römischen Bauwesen entstammen deshalb die Wörter: Turm (wahrscheinlich unter französischem Einfluß als Turn,

Turm um 1000 aus ahd. turri, lat. turris), Portal (mlat. portale, eine Weiterbildung von porta), Gruft (mlat. grupta aus griech. κρύπτα), Mörtel (mortarium), Gips (mlat. gypsum, griech. γύψος), Zement (caementum), Marmelstein (ahd. marmul aus marmor, zu dem wir wieder zurückgekehrt sind), Granit (mlat. granitum), Tuffstein (tophus), Quader (quadrus), Kamin (griech.-lat. caminus), Erker (mlat. arcora), Planke (spätlat. planca). Über die Klöster haben mittellateinische technische Bezeichnungen auch aus anderen Handwerken ihren Weg in die deutsche Sprache gefunden: Schuster (aus sutor über die mhd. Zusammensetzung schuochsutære), Metzger (matiarius), Steinmetz (ahd. steinmezzo aus vulgärlat. matio), Masse (massa), Pinsel (penicillus, pinsellus), Kurbe oder Kurbel (mlat. curva) und andere. Um die Mannigfaltigkeit der damaligen Bereicherung des deutschen Lebens und der deutschen Sprache noch auf anderen Gebieten nur anzudeuten, seien hier noch kurz erwähnt: Kutte (mlat.-rom. cotta), Mantel (mantellum aus spanisch-lat. mantum), bunt (mlat. punctus), Matte (spätlat. matta), Teppich (griech.-lat. tapetum), Schminke (in der Vulgata belegte lat. Form smigma), Seide (seta), Balsam (griech.-lat. balsamum), Krokus (crocus), Kaninchen (lat.-iberisch cuniculus), Sittig (psittacus), Mohr (maurus), Löwe (leo), Leopard (leo und pardus), Strauß (ahd. strûz aus spätlat. struthio), Graf (ahd. grâvio aus mlat. grafio, graphio), Forst (forestis scil. silva), Förster, Meier (major), Zins (census), Meister (mit deutscher Betonung aus mágister), Vogt (mlat. vocatus aus lat. advocatus), Kosten (mlat. costus vom lat. Verbum costare), Markt (mercatus), Bezirk (circus), deren Kenntnis freilich nicht sämtlich durch die Mönche dem Deutschen vermittelt zu sein braucht, sondern auch durch den immer stärker werdenden Verkehr der Völker untereinander zum Teil bei uns verbreitet sein kann. Vergegenwärtigen wir uns die Summe der in den Zeiten der beginnenden und sich vollendenden Christianisierung in den Gesichtskreis der Deutschen getretenen neuen Gegenstände, so werden wir Seidel durchaus recht geben müssen, wenn er im Rückblicke auf sein Werk sagt: „Das schon in der heidnischen Zeit begonnene Werk der materiellen Zivilisierung wurde inzwischen besonders von den Klöstern aus fortgesetzt, und eine reiche Fülle von Kulturgewächsen und Genußmitteln, Speisen und Getränken, Kleidungsstücken und Geräten wurden eingeführt, Baukunst, Musik, Handwerk und Medizin vervollkommneten sich, die Welt erschloß sich immer weiter, und von den wunderbaren Tieren und anderen Erzeugnissen fremder Länder drang allmählich die Kunde bis nach Deutschland und regte die Phantasie vielseitig an; orientalische Stoffe und Wohlgerüche hielten ihren Einzug in das nördliche Land. Die primitive Art der Regierung wurde mit Hilfe der von den Römern geschaffenen Verwaltungs- und Rechtsformen weiter ausgebildet; eine neue Technik des Handels und der Besteuerung kaum auf, und es entstand eine Stufenfolge von Zivilbehörden, eine Art Bureaukratie samt dem dazu gehörigen Apparat."

Die Trägerin und Vermittlerin aller dieser Kulturelemente war die lateinische Sprache, welche bis ins 13. Jahrhundert hinein ihren Einfluß auf die deutsche Sprache ausgeübt hat. Neben dieser Sprache der Kirche, Literatur und Bildung aber hatten sich allmählich die großen Volkssprachen zu immer mehr anerkannter Geltung entwickelt, und bei dem regen kulturellen, merkantilen und politischen Verkehre, in dem die Deutschen im Mittelalter zu ihren westlichen und

südlichen romanischen Nachbarn gestanden haben, ist es leicht erklärlich, daß die für fremdes Kulturgut äußerst empfängliche deutsche Sprache auch der Einwirkung vornehmlich der französischen und italienischen Sprache sich nicht verschlossen hat. Von Frankreich aus ist seit dem beginnenden 12. Jahrhundert die höfisch-ritterliche Kultur nach Deutschland gedrungen, aber so stark sie auch unsere mittelalterliche Poesie befruchtet hat, über die dünne Schicht der höheren ritterlichen Gesellschaft sind diese in ihrem innersten Kern dem offenen, geraden und derben deutschen Gemüte wenig entsprechenden neuen Anschauungen nur ganz vereinzelt in die große Masse des Volkes eingedrungen, so daß es uns nicht Wunder nehmen darf, daß auch die meisten der zu dieser Zeit aus dem Französischen entlehnten Wörter niemals feste Wurzeln in den deutschen Sprachboden zu schlagen vermochten und mit dem Versinken des ritterlichen, höfischen Glanzes sehr bald wieder der Vergessenheit anheimfielen. Doch zeugen unsere Endungen auf -ei (Zauberei, Naserei, Jägerei) und -ieren (jubilieren, stolzieren, halbieren) und eine Anzahl Wörter aus den Gebieten des Turnier- und Kriegswesens, der Rüstung und Bewaffnung, der Kleidung und des Schmuckes, des Tanzes und des Spieles, der Musik und der Jagd, der Küche und des Kellers von der Bedeutung, welche die französische Sprache im Mittelalter für den Sprachschatz der Deutschen gehabt hat.

Aus dem Italienischen hat unsere Sprache besonders Ausdrücke auf dem Gebiete des Handels und Wandels übernommen, ein gewichtiges sprachliches Zeugnis für die lebhaften Handelsbeziehungen, die von den oberdeutschen Städten mit den großen Seeplätzen Italiens, Venedig und Genua, und den lombardischen Städten, vor allem Mailand, über die Pässe der Alpen unterhalten wurden. Beide romanischen Sprachen haben dann unser deutsches Leben und unsere Sprache auch mit den Kulturgütern des Orients bekannt gemacht.

Das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit haben dieser Bereicherung unserer Kultur und der deutschen Sprache keinen Einhalt getan, nur scheint unsere Sprache dem fremden Eindringling gegenüber ihre selbständig gestaltende Kraft immer mehr verloren zu haben, oder sollte sich jetzt erst in unserem Volke die merkwürdige Eigentümlichkeit allzusehr entwickelt haben, vor dem Fremden einen höheren Respekt zu empfinden als vor dem Einheimischen? In keinem Lande darf sich der Fremde unbeschränkter und zügelloser ergehen als in unserem Vaterlande, unsere Duldsamkeit hat leider nur zu oft schon die Formen knechtischer Verehrung angenommen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in der Neuzeit auch auf dem sprachlichen Gebiete, in unbegrenzter Ehrfurcht blickt der Deutsche zu dem fremden Sprachgut empor, er wagt es nicht mehr, dieses lautlich zu verändern und den deutschen Sprachgesetzen zu unterwerfen, ja nicht einmal in deutscher Schrift getraut er sich die fremdsprachlichen Wörter zu schreiben, denn, so national sich der Deutsche auch fühlt, Fremdwörter schreibt er jetzt gerne unter sorgfältigster Beobachtung ihrer ursprünglichen Form mit lateinischer Schrift, so daß er, ohne sich dessen bewußt geworden zu sein, die Kraft verloren zu haben scheint, Fremdwörter auch fernerhin in Lehnwörter umzugestalten. Daß aber der Deutsche das Fremdwort jetzt sogleich als nicht zu ihm gehörig und deshalb als verehrungswürdiger erkennt, verdankt er — mit Stolz auf unser deutsches Schulwesen sei es hier gesagt — seiner Schule und seinen Schulmeistern, die andererseits zugleich sehr oft selbst mit der Gefahr der uneingeschränkten Verehrung der

Grammatik zu kämpfen haben. Was nicht den Regeln der Grammatik entspricht, darf, wenn es auch durch den Sprachgebrauch schon längst rezipiert ist, nicht angewandt werden oder muß mit roter Tinte dick unterstrichen werden, ist ein nur zu oft befolgter Schulgrundsatz, welcher der deutschen Sprache zugleich jegliche schöpferische Kraft absprechen will, ohne zu ahnen, daß der Satz „Caesar non supra grammaticos" von unsern großen Sprachmeistern, einem Goethe und Gustav Freytag, niemals anerkannt ist. Ein Unglück aber kommt selten allein, und so ist denn neben den engherzigen Grammatiker der Purist getreten, der sprachliche Chauvinist, der alle Griechen und Römer, Franzosen und Italiener jenseits der Grenzen der deutschen Sprache befördern will, ohne in seinem Eifer zu bedenken, was aus unserer deutschen Kultur und Sprache wohl hätte werden sollen, wenn der Bau der sprachlichen chinesischen Mauer schon 1500 Jahre früher begonnen hätte. Da wir aber überall anderswo die chinesischen Mauern niederzureißen uns berufen fühlen, so werden die Puristen auch wohl im neuen Jahrhunderte das Vergebliche ihres Unternehmens recht bald einsehen müssen. Wo ein Fremdwort zur Bereicherung unserer Ausdrucksweise unentbehrlich ist, und das ist oft der Fall, wird es nach wie vor freudig zu begrüßen sein, nur ziehe man ihm ruhig, wie es unsere Altvordern getan haben, ein deutsches Kleid an und unterwerfe es durch Anpassung und Angleichung den heute wie vor 1000 Jahren in jugendlicher Kraft noch wirkenden sprachlichen Lebensgesetzen, dann wird es auch in Zukunft dem nationalen Charakter unserer Sprache durchaus nicht schaden, wenn einmal in dem großen deutschen Sprachgarten ein fremdes Blümlein sich akklimatisiert; unsere deutsche Sprache aber wird sich, um mit einem Worte Heinrichs von Treitschke zu schließen, ihr altes, stolzes Eroberungsrecht niemals rauben lassen.

August Sannes.



Gedanken über einen neuen Gartenstil.

Ein Zug der Beschaulichkeit geht wieder durch die Kunst. Von der groben Äußerlichkeit der Dinge hat sich der schaffende Geist weg in das Innerliche und Innerste gewendet. „Seele" ist ein Lieblingswort der heutigen Dichter geworden. Und nun drängt alles auf eine Vertiefung, auf eine Hervorkehrung des Gemütvollen, des Innig-Poetischen oder des Erhaben-Schönen. So weit ist die Malerei, die immer die Führerin war, und die Dichtung, die ihr auf dem Fuße nachfolgte, nun gekommen. Sie haben die Etappe der äußerlichen Naturwahrheit verlassen und auch die Verirrung des Mystischen, in die sie die Freude am Gegensatz zum Naturalismus geführt, so leidlich überwunden. Jetzt, wo diese beiden Künste den Weg zu einer neuen Schönheit gefunden haben, jetzt regen sich auch die anderen Künste, Architektur, das Kunstgewerbe, die Landschaftsgärtnerei, um einen neuen Stil zu gewinnen. Man darf sich nicht wundern, daß solche Künste, die rein dekorative Zwecke verfolgen oder deren Material und Werke sehr kostspieliger Art sind, den Naturalismus nicht mitmachen konnten. Der Dichter

kann durch Ausmalung als häßlich empfundener Szenen dennoch ästhetisch wirken. Aber man denke sich ein Gebäude, dessen Errichtung Hunderttausende kostet und das für Jahrhunderte jedermann zur Ansicht dastehen soll, in einem Stil erbaut, der absichtlich häßlich, peinlich, „brutal" wirken soll.

So ist es auch undenkbar, daß ein Landschaftskünstler einen Park anlegen würde, der die Szenerie eines abscheulich trostlosen Ödlandes darstellte. Das ist einfach unmöglich. Bis ein solcher Künstler nicht ein neues Schönheitsideal gefunden hat, muß er beim alten Stil bleiben. Er kann nicht seine Gemütsrebellion gegen das Alte und Hergebrachte in bilderstürmerischen Schöpfungen zum Ausdruck bringen. Er soll immer etwas Schönes schaffen. Ist noch nichts dergleichen da, haben sich die neuen Gedanken und Bestrebungen noch nicht so weit geklärt, daß sie künstlerisch verklärt werden können, so muß diese Landschaftskunst im alten Geleise bleiben.

Der Stil, der in der Landschaftsgärtnerei geherrscht hat und noch jetzt vorherrscht, ist der englische. Er entstand in seinen Grundzügen bereits im 18. Jahrhundert als Reaktion gegen den französischen, dem einst Lenôtre im Park von Versailles den vollkommensten Ausdruck verliehen hatte. Das war freilich ein ganz exklusiver Stil gewesen, in der Regelmäßigkeit und Symmetrie seiner Anlagen, in der geradlinigen Beschneidung der Bäume und Hecken ein rechtes Abbild der steifen Hofetiquette unter Ludwig XIV. Dagegen lehnten sich die Engländer auf. Pope, der die französische Dichtkunst ebenso bekämpfte wie den französischen Gartenstil, ließ in seinem Garten alles möglichst unsymmetrisch und natürlich wachsen, wie es wachsen wollte. Also auch der englische Stil wollte die Natur wieder in ihre Rechte einsetzen. Aber nach und nach bekam er doch einen ganz bestimmten Charakter. Er ward, zumal im abgelaufenen Jahrhundert und in den letzten Jahrzehnten, der Ausdruck jener vornehmen, aber kühlen, herzlosen Reserve der sogen. guten Gesellschaft. Der Garten ist für diese ein Schaustück, ein Prunkstück wie ein kostbarer Teppich. Die weiten, ewig grünen, kurzgeschorenen Rasenflächen, die nie das Bild der Jahreszeit wiederspiegeln, passen zu diesen blasierten Villenbesitzern, für die es auch keinen Sommer und Winter, keine Natureinflüsse mehr gibt, die zu jeder Zeit alles haben können, was sie sich wünschen. Alle Natur ist selbstverständlich aus solch kurzgeschorenen Rasenflächen gewichen, sie gleichen durchaus den verschnittenen Hecken, Alleen und Bäumen des französischen Gartens. Aber diese Rasenflächen bilden die freien Räume, die Salons, in denen die Buschgruppen, die Zierpflanzen gleichsam ausgestellt sind, und von denen sie sich wirkungsvoll abheben. Es ist wirklich etwas Ausstellungsartiges in unseren heutigen Gärten und Parkanlagen. Es ist nirgends ein einheitliches Naturbild, das uns mit seiner Ursprünglichkeit eine innige, reine Stimmung erwecken, uns irgend eine Offenbarung der Natur geben könnte, sondern überall stehen einzelne Baumtrupps, Ziergehölzgruppen, prunkvolle Solitärpflanzen, die man „sehen soll". Dazu stimmt die bunte Auffälligkeit dieser Pflanzengruppen. Sie sind aus aller Herren Ländern zusammengeholt. Der heutige Verkehr hat nicht nur die Menschen aller Erdteile, sondern auch die Pflanzen leicht zusammengebracht. Es entsteht so jene charakterlose Internationalität, die wie Jahrmarktsplunder wirkt. Wie ein großes Hotel, in dem Menschen der verschiedensten Art zusammenwohnen, ohne zusammen zu passen, so sehen diese Gärten aus. Hotels haben oft große Anlagen im englischen Stil. Zu ihnen stimmen sie vorzüglich.

Es ist alles recht fashionabel, die großen, freien Rasenplätze lassen die promenierende elegante Welt von allen Seiten sehen. Fast möchte man meinen, die Anlagen sind nur dazu da, um die Menschen auszustellen. Zu der bunten, charakterlosen Internationaltät der Pflanzen kommt das Künstliche der gärtnerischen Züchtung hinzu. Denn jede Pflanze wird heutzutage durch törichte Zuchtprozesse ihrer Natur entkleidet, sie bekommt rote, gelbe, sogen. goldene, weiße, gescheckte, geränderte, gesprenkelte Blätter. Oder es wird auch die Form der Blätter selbst, ja die Form des ganzen Baumes oder Strauches verändert. Hierin zeigt sich eben die ganze Unnatur des heutigen Geschmackes, die Pflanzen sollen nicht mehr an und für sich wirken, nicht durch ihre Gruppierung eine Landschaft von bestimmter Naturstimmung hervorzaubern, sondern sie sollen wie Ausstellungsgegenstände, wie kostbare Möbel u. dgl. bewundert werden.

Neuerdings erst hat man Versuche gemacht, einen neuen Naturstil einzuführen. Allerdings ist man über das Theoretische noch nicht weit hinausgekommen, wenn man auch öfters im einzelnen neuartige Schöpfungen hervorgebracht hat. Fast ist die Architektur im neuen Stil vorangeeilt, indem oft in altmodischen Parks Villen, Brücken, Treppen, Gartenhäuser von neuartigem Charakter gebaut worden sind. Die Unnatur des geschorenen, ewig frühlingsgrünen Rasens fiel zuerst auf. Es wurde vom Verfasser dieses Artikels einmal der Vorschlag gemacht, das Gras wild wachsen zu lassen, damit man Frühling, Sommer, Herbst und Winter an seiner Form erkennen könne. Der Vorschlag erschien unannehmbar. Wer wollte im Winter faulendes, bleiches Gras sehen? Akzeptabler erschien ein anderer Vorschlag, bei der Ansaat des Rasens nur solche Grasarten zu verwenden, die niedrig bleiben, die also nicht oder doch nur selten gemäht zu werden brauchen. Durch unregelmäßige Einstreuung von Blumen sollte dem Rasen der natürliche wiesenartige Charakter bewahrt bleiben. Dieser Vorschlag ist hier und da mit gutem Erfolge ausgeführt worden. Es fragt sich aber überhaupt, ob man dem Rasen, das heißt doch hier der Wiesenlandschaft, diesen Vorrang geben soll. Die Bevorzugung der Wiese stammt aus England; das ist von Natur ein feuchtes, nebliges Land, wo Wiesenbildung äußerst häufig ist oder wo sie wenigstens ohne viel Zutun des Menschen leicht entsteht. Aber für uns hat diese Landschaft gar nicht die Bedeutung, bei uns ist der Rasen nur mit sehr großen Kosten zu erhalten. Wird er an trockenen Tagen nicht ausreichend mit Wasser besprengt, so verdorrt er sofort. Man sieht daher kaum einen Rasen, an dem nicht ständig gearbeitet, zum mindesten gespritzt wird. Das wirkt aber äußerst störend für jede Versenkung in die Natur. Man sollte daher den Rasen bei weitem nicht so bevorzugen und dafür dem geschlossenen Wald den Hauptraum in Parkanlagen gewähren.

Treten die Waldlandschaften wieder in den Vordergrund der Gartenarchitektur, so müssen sie doch weit mehr individualisiert werden, als dies heutzutage geschieht. Es gibt ungeheuer viel ausgeprägte Stimmungsbilder im Walde. Aber heutzutage ist alles Unnatur. Als ob so ein Landschaftsgärtner nie einen Wald gesehen hätte. Der Hauptfehler liegt schon darin, daß Bäume aller Standorte, Länder, Erdteile und Klimate zusammengepflanzt werden. Da stehen Eichen und Buchen gemischt mit Akazien und Eschen, Birken und Fichten mit den amerikanischen Silberahorn- und Hickorybäumen, der chinesische Götterbaum neben der Nordmannstanne vom Kaukasus. Das wirkt ganz gut, wenn man einmal in den

Park hineinguckt, da sieht es bunt und abwechselungsreich aus. Aber wenn man lange in ihm sich aufhält, vermag gerade diese charakterlose Abwechselung das Herz nicht zu fesseln, ja sie wirkt sogar monoton. Denn überall begegnet man dem fremdartigen Gemisch. Man würde ergriffen sein, wenn man plötzlich anstatt dessen ein Stück reinen Fichtenwaldes mit seinen so charaktervoll aufstrebenden, in Spitzen schwelgenden Nadelbäumen vor sich sähe. Da steckt Charakter, Einheitlichkeit darin. Und warum wirkt ein Laubwald, in dem doch auch Bäume gemischt untereinander stehen, so viel inniger als ein Stück Park? Weil in diesem Laubwald nur die Bäume zusammengruppiert sind, die zueinander gehören, Bäume gleicher Heimat, gleicher Standortsverhältnisse. Anstatt jener bunten Mischpflanzungen sollte man die Bäume nach dem Vorbilde natürlicher Waldlandschaften zusammenordnen. Mir scheint, wenn man in einem Parke anstatt dieser charakterlos zusammengestellten Baumgruppen zwischen Rasenflächen hier ein Stück Buchenwald, dort ein Stück deutschen Laubwaldes, da einen Birkenhain, dort einen düsteren Fichtenwald durchwandeln könnte, man würde vielleicht ebensoviel Abwechselung, jedenfalls aber einen viel tiefer wirkenden Naturgenuß haben.

Die Natur ist eben unendlich viel reicher und mannigfaltiger, als der heutige Gartenstil erkennen läßt. Unsere Parkanlagen mögen eine Unzahl verschiedener Baumarten in sich bergen, diese Mannigfaltigkeit ist doch etwas Geringfügiges und Bedeutungsloses gegenüber den vielen eigenartigen Charakterzügen, die eine einzige richtig durchgeführte Landschaft enthält. Da sehe man einmal den Buchenwald an. Der Boden ist den größten Teil des Jahres mit einem dicken, rotbraun leuchtenden Blätterteppich bedeckt. Aus ihm erheben sich gleich wie in einer mächtigen Halle schlanke, mächtige Säulen von einem vornehmen Silbergrau. Und über den Säulen schwebt das verhältnismäßig leichte Blätterdach, eine Decke von freundlich grünen, fast glänzenden Blättern. Alles atmet schöne, männliche Stärke, eine feierliche, vornehme Ebenmäßigkeit, es liegt etwas Ritterliches in unseren alten Buchenwäldern. Die Jahreszeit verändert nun den Buchenwald in sehr charakteristischer Weise. Ist aber ein Park mit den verschiedenartigsten, heterogensten Bäumen bepflanzt, so gehen diese einzelnen Charakterzüge verloren, es verwischt sich alles. Anders ist das Rauschen des Waldes in einem Fichtenwalde, anders in einem Birkenhain, wieder anders im Kiefernforst. Aber im Parke gibt es diese Nuancierungen nicht, die Frühlingsfarben, die Herbstfarben, das Winterkolorit, das in jeder Baumformation so verschieden ist, hier ist alles durcheinandergemischt, und so hebt eines die Wirkung des anderen auf.

Jedenfalls könnte von der Herstellung natürlicher Landschaftsbilder ein neuer Gartenstil ausgehen. Damit ist noch nicht gesagt, daß jede natürliche Landschaft schon sehr ästhetisch wirkt. Es wird eben auf den Künstler ankommen, ob er ein zugleich natürliches und doch äußerst wirkungsvolles Naturbild schaffen kann. Es gibt, um bei dem angeführten Beispiel zu bleiben, viele Buchenwälder, und einer hat diese, der andere jene reizvollen Einzelheiten. Der Künstler wird um so größer sein, je mehr er diese reizvollen Einzelheiten der verschiedenen Buchenwälder zu einem einheitlichen Gesamtbilde vereinigen kann, aus dem uns die Naturstimmung des Buchenwaldes in erhöhtem Maße entgegentritt. Es ist wie in jeder Kunst, die Natur ist Lehrerin, aber der Mensch schafft aus ihrem

Material ein Kunstwerk, aus dem sie uns in einem schönen, von anhaftenden Mängeln befreiten Kleide anspricht.

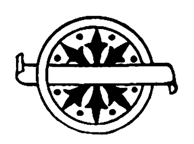
Wenn auch vielleicht die Waldbilder das Übergewicht in jedem größeren Park haben könnten, so brauchen sie doch nicht die einzigen zu sein. Teiche, Bäche, Quellen, Wiesen, Felsen beleben den Wald ungemein, aber sie dürfen eben nicht vorherrschend sein. Zu welcher Unnatur die Wiesenlandschaft umgewandelt worden ist, das haben wir ja schon gesehen. Auch die Felsen geraten, wo sie nicht von Natur vorhanden sind, meist schlecht. In der Ebene ist die Errichtung solcher Anlagen sehr kostspielig, sie werden dann meist zu klein, und sie wirken dann zu sehr wie Spielzeug, oder sie tauchen plötzlich und unmotiviert aus der Flachlandschaft auf. In jeder Felsenspalte wuchern schöne, üppige Blumen in Menge, und das widerspricht der Natur dieser Bodenformation. Die Pflanzen müßten viel niedriger sein, sie müßten mehr den Charakter der Trockenheit zeigen, jene Anpassung an die Dürre, die Felsenpflanzen immer zeigen und die ihnen gerade ihre charakteristische Eigenart verleiht. Auch die Teiche haben jetzt, wo sie meist von sauber geschorenen Rasenböschungen umgeben sind, etwas Gekünsteltes. Solche Böschungen sind in der Natur meist von einer sehr üppigen Vegetation bedeckt, die Feuchtigkeit, die vom Teiche ausgeht, bringt sehr üppige Gräser und Kräuter hervor, wo nicht etwa gar Erlen, Weiden und allerhand Ufergebüsch bis ans Ufer herantreten. Heutzutage hat ein Teich etwas so Zahmes, Fashionables, trocken Rationelles. Aber man muß wissen: ein Teich, in dem die hineingefallenen Pflanzenreste eine fruchtbare Schlammschicht erzeugen, in dem das Wasser der Pflanzenwelt des Ufers eine gewaltige Triebkraft verleiht, ein Teich ist trotz des lieblichen Wasserspiegels, der uns aus ihm entgegenglänzt, etwas Wildes, überwallend Üppiges; etwas unheimlich Übermächtiges drängt sich uns in seiner Nähe auf. Dieser Eindruck wird aber durch die mächtige Ufervegetation hervorgerufen, und die eben — fehlt heutzutage gerade.

Einen ganz verkünstelten Eindruck machen heute auch die Quellen in den Parkanlagen. Darüber hat vor einiger Zeit ein Gartenarchitekt, der auch nach einer Erneuerung unseres Stils strebt, Willy Lange, beherzigenswerte Worte geschrieben. Er wendet sich dagegen, daß man eine Quelle in einem in die Tiefe gemauerten Bassin — das französische Wort deutet schon auf den französischen Stil — auffange, um sie dann womöglich in einem kleinen Strahl springbrunnenartig in die Höhe spritzen zu lassen. Das sieht so recht nach kleiner, kleinlicher Spielerei aus. Eine Quelle sprudelt frei aus dem Erdreich hervor und bildet einen kleinen Tümpel, aus dem sie dann als kleiner, rieselnder Bach ins Weite zieht, indem sie bald murmelnd in schmalem Rinnsal über Steine und Erdreich springt, bald in kleinen Wasserlachen sich ausbreitet, als wollte sie hier ausruhen und neue Kräfte sammeln.

Die Landschaftsgärtner können übrigens in der heutigen Landschaftsmalerei mancherlei Motive für ihre eigene Kunst finden. Das Seelenvolle, das in vielen Gemälden liegt, kann auch durch die Kunst des Gartenarchitekten in eine wirkliche Landschaft hineingezaubert werden. Allerdings hat es der letztere nicht mit einem sich gleichbleibenden Bilde zu tun, er hat immer zu berücksichtigen, daß die Pflanzung sich von Jahr zu Jahr verändert und daß sich auch der Wechsel der Jahres- und Tageszeiten in ihr ausprägt. Aber das Verwandte liegt darin, daß die Natureigentümlichkeiten bewahrt bleiben und doch so gruppiert werden,

daß die Naturstimmung reiner und geläuterter aus der Schöpfung hervorgeht. Heute können wir an einem Park einen gewissen effektvollen Prunk, eine fashionable Sauberkeit und eine kapitalkräftige Vornehmheit bewundern. Ein Park, der in einer natürlichen, aber doch unserm Bedürfnis nach Naturbeseelung entsprechenden Stile angelegt ist, wird uns durch den Zauber seiner Landschaftsbilder in das Herz der Natur hineinschauen lassen, er wird in uns Liebe zu ihr erwecken und uns Trost und Erhebung in ihr finden lassen.

Kurt Grottewitz.



Stimmen des In- und Auslandes.

Rezensions-Exemplare.

Durch die Presse gingen kürzlich Erörterungen über die Frage, ob Zeitungen und Zeitschriften rechtlich oder auch nur moralisch verpflichtet wären, die ihnen zur Rezension zugesandten Bücher auch wirklich zu besprechen. Die „Grenzboten" brachten nun von einem Unparteiischen — unparteiisch, weil er Bücherverleger und Zeitschriftenherausgeber zugleich ist — zu diesem umstrittenen Thema einige Bemerkungen, die auch uns „den Nagel auf den Kopf zu treffen" scheinen.

„Es ist klar", schreibt der Einsender, „daß es für den Verleger ärgerlich ist, wenn Bücher, die er zur Besprechung hergibt, nicht besprochen werden, denn sein Zweck, seine Bücher auf eine ihm keine Kosten bereitende Weise bekannt zu machen, geht verloren. Aber den Zeitschriften und Zeitungen daraus eine Verpflichtung abzuleiten, wenn ich ihnen Bücher zum Besprechen zuschicke, daß sie dies nun auch tun, wäre absurd von mir. Es kommt vor allem darauf an, was die Blätter selbst als ihre Verpflichtung anerkennen. Es gab eine Zeit, wo sie es als eine Ehrenpflicht für sich und ihren Lesern gegenüber ansahen, oder wenigstens ihren Nutzen darin fanden, die Literatur aufmerksam zu verfolgen. Das war die Zeit, wo die Inserate noch keine Rolle spielten, wo die Blätter insbesondere auch wegen ihrer Literaturberichte gelesen wurden, und wo es überhaupt noch eine Literatur von allgemeinem Interesse gab, das heißt, wo die Literatur noch einen solchen Umfang und einen solchen Inhalt hatte, daß sie allgemeines Interesse in Anspruch nehmen konnte und auch fand. Daß das heute nicht mehr der Fall ist, weiß jedermann. Die Verhältnisse sind ins Ungemessene gewachsen. Blätter des alten, innerlich bedeutenden, äußerlich bescheidenen Stils gibt es nicht mehr. Die Tagespresse ist vielhundertfach gespalten, hat überwiegend politischen und wirtschaftlichen Inhalt neben der mehr oder wenigen banalen, aber für den großen Haufen wichtigen Tageschronik und ist im übrigen und in der Hauptsache reines Inseratengeschäft; die Literatur ist für die meisten

Zeitungen etwas ganz Nebensächliches, es gibt nur noch wenige, die eine Ehre darein setzen, ernsthafte und vornehme literarische Kritik zu üben. Und nicht besser steht es bei der Literatur. Kann man denn die ins Ungemessene gewachsene Bücherfabrikation überhaupt noch Literatur nennen? Die Journale, die Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften müssen sich darauf beschränken, das Bedeutende und das Wichtige hervorzuheben und das Schlechte und Gefährliche zu kennzeichnen, soweit das der Mühe wert ist. Das Unbedeutende werfen sie ganz selbstverständlich einfach unter den Tisch.

Was drängt sich da alles auf den Markt und an die Zeitungen und Zeitschriften heran! Was schreibt da alles und wird alles gedruckt! Sollten denn die Blätter verpflichtet sein, allen Schund zu besprechen, der ihnen zugeschickt wird, weil er sich für Literatur ausgibt? Wenn man so kritiklos druckt, wie es tausendfach geschieht, kann man keine Kritik verlangen. Und sicher ist, daß es eine bessere Kritik gäbe, auch eine bereitwilligere, wenn es eine bescheidenere, sich auf das Nötige und das Wertvolle beschränkende Produktion gäbe. Die Übergeschäftigkeit, Hastigkeit, Urteilslosigkeit und Oberflächlichkeit in der Produktion sind an allem Elend schuld, über das der Buchhandel klagt: sie reiten den Geschmack des Publikums herunter, sie verbauen dem wirklich Guten den Weg — wer soll es denn herausfinden aus den tausend Nichtigkeiten, die es umdrängen? Der Sortimenter kann es nicht, er wird durch die Massenproduktion völlig gelähmt, und es ist schließlich kein Wunder, wenn er zum Bücherhändler wird, dem die Höhe des Rabatts die Leitschnur durch die ‚Literatur' wird —; und sie versanden den ganzen Fruchtacker, so daß schließlich niemand mehr etwas erntet. Das verrückte und besinnungslose Jagen nach Gewinn schädigt und zerstört das wirklich produktive Schaffen — das geistige und das materielle zugleich.

Jedenfalls hört also auch für die Presse die Möglichkeit vollständig auf, einen Überblick über das, womit sie überschüttet wird, zu erhalten und zu geben. Das Gute leidet dabei mit dem Schlechten, alles zusammen muß ihr zu lästigem Plunder werden, den man sich vom Halse zu halten sucht. Wer soll denn all den Kram lesen? Einen wie großen Stab von Mitarbeitern sollte man sich halten und wieviel Raum sollte man den nützlichen Inseraten entziehen? Es ist doch kein Wunder, wenn die Zeitungsredaktionen so denken.

Aber die Verleger ärgern sich natürlich über solche Behandlung. Die vernünftigen empfinden den Zustand mit schwerem Herzen als einen heillosen Mißstand. Daß die Presse das gar nicht leisten kann, was von ihr verlangt wird, läßt man unbeachtet. Wer die Verhältnisse mit klaren Augen ansieht, wird nicht auf mehr rechnen und hoffen, als daß ein gutes Buch von den Zeitungsmitarbeitern, denen das angenehme Geschäft obliegt, die Eingänge zu sichten, aus der Masse herausgefunden wird und eine Würdigung erfährt. Geschieht es in vielen Fällen nicht, so wird er seufzen, aber da er die Verhältnisse eben nicht ändern kann, das Unglück mit Fassung tragen. Denn was er zu beklagen hat, ist, daß er einen gehofften Vorteil — die lobende Besprechung, die ihm Absatz hätte schaffen können, — nicht erreicht hat, einen Nachteil hat er nicht oder kaum gehabt. Denn die Rezensionsexemplare haben doch im allgemeinen gar keinen Wert! Das heißt, sie sind von der Auflage, die der Gewinnspekulation zugrunde liegt, abgetrennt oder über sie hinaus gedruckt worden, damit sie der Reklame dienen; als Aktivum figurieren sie nicht in den Büchern des Verlegers, ihr wirklicher

reiner Herstellungswert, d. h. die Kosten, die ihr Mehrdruck verursacht hat, sind den Gesamtkosten der zum Verkauf bestimmten Exemplare eingerechnet oder gehören auf das Reklamekonto. Das weiß doch jede Redaktion und jeder Zeitungsverleger! Und er weiß auch, daß es, wenn ein Buch gut geht, auf ein paar Exemplare mehr oder weniger bei einer Auflage nicht ankommt, und wenn es nicht geht, doch vollends nicht. Von wieviel Büchern wird aber die Auflage wirklich rein ausverkauft? Aber wenn die Rezensionsexemplare auch wirklich als Wertstücke betrachtet werden, sind sie doch nie oder nur in ganz besonderen Fällen — wo es sich um wirklich kostbare Sachen handelt — ein Äquivalent für die Besprechung, wie es naiverweise von manchen Verlegern angesehen wird. Der Zeitungs- und Zeitschriftenverleger gibt das Buch her und bezahlt den Rezensenten für das gelieferte Manuskript, erhält also überhaupt kein Äquivalent, die ganze Geschichte geht ihn nichts an — es ist also lächerlich, ihn für irgend etwas haftbar machen zn wollen, wo er nur Gutwilligkeit beweist; und der Rezensent leistet mit Lesen, Überlegen und Schreiben eine solche Arbeit (und wie viel muß er oft anlesen, bis er ein Buch findet, das des Besprechens wert ist!), daß sie ihm weder durch das Freiexemplar noch durch das von der Zeitschrift gezahlte Honorar vergolten wird. Wer gibt sich denn auch noch zu Rezensionen her! Tun es berufene und gelehrte Leute, so tun sie es doch nur, wenn eine Sache sie reizt, wenn der Wert oder der Unwert einer Publikation ihnen Veranlassung ist, die Sache vor der Öffentlichkeit zu behandeln; im übrigen sind es Leute, für die schon ein kärglicher Arbeitslohn eine Wohltat ist, und die dann eine klägliche Lohnarbeit liefern. Man sehe nur die Bücherbesprechungen vieler Blätter an! Sie sind nicht so viel wert wie ein Inserat. Nur in wenig Fällen wird wirklich der Wunsch, ein Buch oder eine Publikation überhaupt zu besitzen, jemand den Anlaß geben, eine Besprechung zu leisten, es also als Äquivalent für die Besprechung zu betrachten; selten hat auch das Buch den Geldwert, den Honorar und Raum kosten, die für die Besprechung aufgewandt werden müssen — wenn die Zeitungen, die von den Inseraten leben, so denken, kann man es ihnen schließlich nicht übel nehmen. Wenn ich Rezensionsexemplare verschicke, tue ich es in meinen Gedanken mit der Anrede: ‚Hier, verehrte Presse, hast du meine Novität, ich würde mich außerordentlich freuen, wenn du Notiz davon nähmst. Hast du keine Gelegenheit oder keine Lust dazu, so betrachte, bitte, das gesandte Buch als Äquivalent für die verursachte Mühewaltung und mache damit, was du willst.‘ Mit Recht würde ich nur entrüstet sein, wenn man mir ein Inserat abschwindelte mit der Vorspiegelung, daß das Buch, wenn ich es einsendete, auch besprochen würde, ohne daß dies dann wirklich geschehe, oder wenn es mir dann gar heruntergerissen würde. Ich halte es auch nicht für anständig, wenn man mir ein Rezensionsexemplar abverlangt, weil man beabsichtigt, das Buch herunterzureißen. Verlangt man dagegen etwas, was ich selbst angepriesen habe, und findet es dieses Preises nicht wert, dann darf ich mich über eine abfällige Kritik nicht beklagen.“ J. G.



Dumas Vater und Sohn.

In Anknüpfung an die Charakteristik, die an anderer Stelle aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages von dem Verfasser des „Grafen von Monte Christo" gegeben wird, seien noch einige Anekdoten aufgefrischt, die das eigenartige Verhältnis zwischen dem berühmten Romancier und seinem nicht minder berühmten Sohne beleuchten.

Der alte Dumas war zeitlebens ein etwas leichtlebiger Herr. Trotzdem er zur Zeit, da er auf der Höhe seines Ruhmes stand, täglich im Durchschnitt an die 200 Francs Einnahme hatte, war er doch in steter Geldverlegenheit. Und wenn er nach jeder Strafpredigt, die ihm seines leichtsinnigen Wandels wegen der Sohn hielt, diesem zu entgegnen pflegte: „Weißt du was? Pump' mir 50 Francs und wir sind quitt," so war es ihm mit dem scherzhaften Vorschlage, bei seinem Sohne einen Pump anzulegen, häufig ernst genug. Einmal war Dumas, der Sohn, in Geldverlegenheit, und er begab sich zu seinem Vater, um bei diesem eine kleine Anleihe zu machen.

„Hast du die Summe, die du brauchtest, von deinem Alten bekommen?" fragte ihn kurz darauf ein Freund.

„Im Gegenteil," war die Antwort, „er hat mich mit zehn Franken angepumpt."

Berühmt ist ja der Ausspruch von Dumas fils geworden: „Mein Vater ist ein großes Kind, das ich bekam, als ich noch ganz klein war."

Der Sohn muß den alten Herrn oft abgekanzelt haben, denn dieser äußerte sich einmal zu einem Freunde: „Meinen Sohn sehe ich selten; er findet, ich benehme mich unpassend." Namentlich im Jahre 1867 hatte der Sohn gerechten Grund, mit dem Vater unzufrieden zu sein. Die Schaufenster in Paris waren in jenem Jahre voll von Photographieen, die Alexander Dumas père darstellten im Hemdärmel, und ihm auf dem Schoße saß die schöne Ada Menken, eine Kunstreiterin, die damals im Gaîté-Theater volle Häuser machte. Dumas fils schrieb dem Vater bei dieser Gelegenheit folgenden Brief:

„Du entehrst uns! Von heute ab will ich Dich nicht mehr zum Vater haben, Du bist nur noch mein Onkel."

Sehr charakteristisch ist folgende kleine Geschichte. Im Jahre 1850 wohnten Vater und Sohn in einem gemeinsamen Logis. Eines Morgens findet der Alte keine Stiefeln in seinem Zimmer. Er geht also zu seinem Sohne hinüber und sieht dort wohl geordnet, wie eine Kompanie in Reih und Glied stehend, zwölf Paare. Mit komischer Melancholie ruft er aus: „Zwölf Paar ganze Stiefeln! Der Junge wird nie ein Genie!"

Der Junge ist's in seiner Art aber doch geworden, und niemand hat das freudiger anerkannt, als der Vater selbst.

Man weiß, daß Alexander Dumas das uneheliche Kind einer kleinen Nähterin und Portierstochter war, namens Laura Persigal. Als junger zwanzigjähriger Mensch wohnte Dumas père damals im Hause place des Italiens 1, vier Treppen hoch, in einem Zimmerchen für zehn Francs monatlich, und die hübsche Laura war seine Nachbarin, es entspann sich ein Liebesverhältnis, dessen Frucht eben der kleine Alexander war. Darin liegt zum Teil die Erklärung für

das eigenartige und doch schöne Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Als letzterer noch Gymnasiast war, fand ihn der Vater über der Lektüre von Rousseaus „Emile".

„Was hältst du von dem Buch?" fragte er den Knaben.

„Ich finde, Emile war ein kouragierter Junge," lautete die Antwort. „Wenn ein Vater sich weigert, seinem Sohne seinen Namen zu geben, muß dieser ihn sich halt nehmen." Seit jenem Tage führte der Knabe den Namen seines Vaters.

Dumas père hat sich zwar stets redlich bemüht, sich um seinen Jungen recht väterlich zu kümmern, er hat ihn auch monatelang bei sich gehabt, aber auf die Dauer konnten die beiden doch nicht recht in einem Heim miteinander auskommen. Zuweilen sorgte der Vater im Überfluß für sein Kind, zuweilen ließ er es am Notwendigsten mangeln. So kam es, daß der junge Dumas, als er ein wenig zu leben anfangen wollte, binnen kurzem 50000 Francs Schulden hatte und deshalb dreimal arretiert wurde und dreimal durch Fürsprache des Ministers des Innern befreit werden mußte.

In jener Zeit machte Dumas père mit seinem Sohne eine Reise nach Spanien, und der junge Alexander wohnte zum erstenmale einem Stiergefecht bei. Als er in der Arena das Blut fließen sah, fiel er in Ohnmacht. Man brachte schnell ein Glas Wasser herbei, aber der junge Mann hatte sich bereits erholt und nippte nur daran. Dann reichte er das Glas einem der Manegendiener mit den mitleidsvollen Worten: „Den Rest des Wassers bringe zum Manzanares." So dürftig und armselig war dem Sohn der Seinestadt der Fluß vorgekommen, an dem die spanische Hauptstadt liegt.

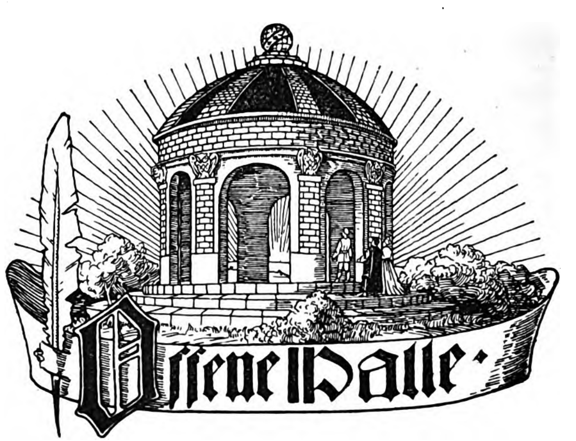
Aus jener Zeit liegt auch ein interessantes Urteil des älteren über den jungen, damals eben wirklich noch jungen Dumas vor. Es lautet: „Er ist träge und tätig zugleich; feinschmeckerisch und mäßig; verschwenderisch und sparsam; mißtrauisch und vertrauensselig; blasiert und treuherzig; nichtachtend und hingebend; er sagt euch ein kaltes Wort, und die Hand gibt dabei hilfsbereit; er macht sich über mich lustig mit seinem ganzen scharfen Geist, und liebt mich mit seinem ganzen weichen Herzen; endlich ist er immer bereit, meine Kasse zu bestehlen, aber auch bereit, sich für mich zu schlagen. Von Zeit zu Zeit überwerfen wir uns, dann verläßt er das väterliche Dach wie der verlorene Sohn. Und ich gehe hin am selben Tage, erstehe ein Kalb und beginne es zu mästen in der festen Überzeugung, er wird kommen, noch ehe ein Monat verflossen, es mit mir zu verzehren. Behaupten böse Zungen, er kehrte nicht meinetwegen, sondern des gemästeten Kalbes wegen heim, so weiß ich, was ich davon zu halten habe."

Das Bild hat sich dann im Punkte der gefüllten Kasse etwas geändert. Dumas Sohn hat sich später stets einzurichten gewußt, was Dumas Vater zeitlebens nicht verstanden hat, von dem man sich, als er während der Belagerung von Paris starb, erzählte, daß er während seines siebenundsechzigjährigen Lebens sein ursprüngliches Vermögen genau verdoppelt gehabt hätte. Denn es hätten sich in einer seiner Westentaschen noch gerade zwei Louisdor vorgefunden, und mit einem Louis in der Tasche wäre er dereinst nach Paris gekommen, um eine kleine Anstellung im Bureau des Herzogs von Orleans zu finden.

Als Dumas fils schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, wohnte er noch in einem ganz kleinen Hotel der Rue de Boulogne. Der alte, an großen Luxus gewöhnte Dumas machte folgende ironische Beschreibung davon: „Das Eßzimmer war lang, enge und niedrig und ging auf einen Miniaturgarten hinaus, in dem die dreißig Eingeladenen den Kaffee einnehmen mußten. Essen konnte man nur platte Seezungen, so niedrig war der Saal, und dünne Spargeln, so enge war er. Was den Garten anlangt, so habe ich im Eßzimmer das Fenster öffnen müssen, um jenem Garten — Luft zuzuführen."

Und zum Schluß noch eine tüchtige Abfertigung, die der junge Dumas dereinst einem seiner Mitschüler zu teil werden ließ, als der ihn fragte: „Ist's wahr, daß Sie der Sohn eines Mestizen sind?" (Bekanntlich war der Großvater des Dichters, der General Thomas Alexandre Davy de la Pailleterie, der natürliche Sohn des Marquis de la Pailleterie und einer Negerin von Sankt Domingo, namens Tiennette Dumas.) Alexander antwortete auf die höhnische Frage: „Gewiß, mein Vater war ein Mestize, mein Großvater ein Neger und mein Urgroßvater ein Affe. Wie Sie sehen, fängt mein Stammbaum genau da an, wo der Ihrige aufhört."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Einjährig und zweijährig!

Ein bekannter Schulmann hat bei Besprechung der Schulreform die Einjährig-Freiwilligen-Frage in einer Weise angeschnitten, welche in den betreffenden Kreisen wohl der innigsten Beistimmung sicher ist. Er braucht das Wort „Gymnasialelend" und versteht darunter die wechselseitige Plage zwischen Lehrern und Schülern, wenn letztere, nur um das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis zu „ersitzen", noch zur Schule gehen.

Es ist sehr natürlich, wenn Eltern wünschen, daß ihr Sohn in derselben Kaste bleibt, in welcher er geboren, ja daß sie darnach streben, ihn in eine höhere übergehen zu sehen. Dieses Streben ist um so leichter, je mehr Kasten er noch über sich hat; wenn er einer Familie angehört, deren Geistes- und Nervenkraft sich noch ausgeruht hat.

Anders liegt es, wenn der Nachkomme mehrerer Generationen geistig bedeutender Männer klar dartut, daß sich die Natur auf der Domäne, welche der Familienstolz als ein für allemal gepachtet ansah, erschöpft hat, eine Ruhepause macht, und, wenn nicht gar eine Null, so doch nur eine subalterne, ehrenwerte Arbeitskraft zur Welt gebracht hat.

Oft wird dann der letzte Rest eines Vermögens, welches dem Entarteten zur ersten Staffel erneuten Aufwärtsklimmens auf der menschlichen Stufenleiter dienen könnte, daran gesetzt, ihn zu der herkömmlichen Form zu pressen, zu deren innerlichem Gehalt die Natur nicht mehr das Material hergab, während das vorhandene Material, etwa physische Kraft zu körperlicher Arbeit, mechanische Geschicklichkeit, praktischer Sinn, auf der ins 20. Jahr verlängerten Schulbank erstickt, sich in ein Gift verwandelt — die brachliegende Kraft, die sich an Arbeit erschöpfen sollte, sich in Roheit und Ausschweifung vergeudet, die mechanische Geschicklichkeit, der praktische Sinn sich in eine gefährliche Intelligenz umsetzt.

Wer solch einen großen, unlustigen Schlagetot bis ins 20. Jahr unterrichtet hat, der wird bestätigen, daß mit Obigem nicht zu viel gesagt ist.

Und warum das alles, warum dieses gewaltsame Zurückhalten von Arbeiten, denen er gewachsen ist, warum diese entnervende Verlängerung des verantwortungslosen Lebens eines dummen Jungen? Ach ja, warum? Nur darum, damit er das vorschriftliche Maß Vokabeln und Jahreszahlen schluckt, bei welchem in Deutschland der Gentleman anfängt oder aufhört.

Denn ach, schluckt er es nicht, so muß er des Königs Rock zwei Jahre statt eines tragen, und zwar mit Achselklappen ohne schwarz-weiße Schnüre, und dann ist er eben kein Gentleman mehr. Aber auch der Fleißige, der Begabte kann durch dieses Examen fallen und muß dann zwei Jahre die Muskete schleppen, und das gilt im ersten Soldatenstaate der Welt heut so gut wie ein Flecken auf der Ehre.

Ein Knabe, der im Schoße einer guten Familie in ehrenhaften Ansichten aufgewachsen ist, wird in dem Augenblick, wo er den Rock der Ehre ohne die schwarz-weißen Schnüre anlegen muß, zu einem Paria für seine Familie und die Gesellschaft, in der er sich bisher bewegte; mit einem künstlichen Makel behaftet, wird er im gefährlichsten Alter in einer fernen Garnison seinem Schicksal überlassen; kommt er einmal auf Urlaub, so kommt er wie ein Dieb, niemand zeigt sich öffentlich mit ihm, man mutet niemand zu, sich mit ihm zu Tische zu setzen, er darf sich in des Königs Rock nicht blicken lassen.

Diese Strafe ist aber zu hart, selbst dann, wenn nur Faulheit ihn daran hinderte, sein Ziel zu erreichen. Denn man soll dem Fallenden aufhelfen, nicht aber ihn vernichten, indem man seine Ehre angreift. Durch diese nur in Deutschland eingerissenen verwirrten Ehrbegriffe haben ganze Volksklassen sich daran gewöhnt, die Kaserne mit dem Korrektionshaus auf eine Stufe zu stellen, und das bedeutet eine schwere Schädigung des Soldatenstandes. Wenn man dem fanatischen Haß nachspürt, den viele gute Familien auf das Militär haben, so wird man finden, daß er in den meisten Fällen daher kommt, weil der Sohn als „gemeiner Soldat" dienen mußte.

Ein Petersburger Boulevard-Blatt, Pét. Listot, schreibt: „Der deutsche Michel ist überall, von der russischen Grenze bis zu den Vogesen ist eine deutsche Familie, welche hinter einem Seidel guten Bieres singt: ‚Deutschland, Deutschland über alles!' Jeder arbeitet für sich und fürs Vaterland. Es ist das Land der Kaufleute und Fabrikanten, die Uniform tragen und an einem Pult arbeiten, das auf einer Lafette ruht. Man kann glauben, daß es nach einem Plane arbeitet, um die Welt zu erobern. Die einen kommandiert Deutschland als Missionare, die andern als Handlungsreisende, die dritten als Auswanderer über die ganze Welt, und überall bleibt der Deutsche deutsch. Er will der ganzen Welt einen Helm mit einem Adler aufsetzen."

Bei dieser schmeichelhaften Beurteilung vergißt der Russe das Odium, das in Deutschland für große Bevölkerungsklassen auf dem gemeinen Dienst ruht, er weiß nicht, daß mit wenigen Ausnahmen nur noch das einfachste Volk sich stolz mit seinem Urlauber zeigt, daß jeder, der sich über dieses Niveau herausgearbeitet hat, ohne den Sohn als Offiziersaspiranten sehen zu können, an dem Soldatenberuf krankt. Während aber jede bessere Familie nach diesem Ziele ringt, sucht man von oben her das Examen zu erschweren. Dieser Zwiespalt ist die Achillesferse in dem System, um das uns die Welt beneidet; er vergiftet den Geist, er verbittert und facht den Neid an, er bringt einen großen Teil gebil-

deter Soldaten (gebildet, trotzdem sie durch ein Examen gefallen sind) um einen großen Teil ihres Patriotismus, weil der gemeine Soldatenrock sie um ihre Stellung in der Familie bringt, weil er eine Ehrverkürzung unter ihren Standesgenossen bedeutet.

Das Drängen nach Verkürzung der Dienstzeit, die das Privileg des Einjährig-Freiwilligendienstes aufhebt, entsteht viel weniger aus wirtschaftlichen Gründen und von seiten des einfachen Volkes, welches etwa seine Söhne bei der Arbeit braucht, sondern von seiten der gehobenen Klassen, die ihren Sohn und Bruder verleugnen, sobald er in des Königs Rock steckt ohne die schwarzweißen Schnüre. Wirtschaftliche Motive spielen nur in einzelnen Fällen eine Rolle, im großen und ganzen weiß das Volk sehr wohl, daß ihnen die Kaserne nicht allein dann und wann eine Arbeitskraft entzieht, sondern daß das stehende Heer sie vor der übermächtigen Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt bewahrt. Über die Vorteile des Milizsystems kohlen deshalb die Arbeiter am allerwenigsten, sie würden sich schön bedanken, wenn die Kasernen ihre Pforten auftäten und ihnen, etwa zum Oktober, ihre Söhne und Brüder für ihren Zivilberuf ausliefern wollten.

Aber *die* schwärmen für das Milizsystem, welche die künstliche Degradation nicht ertragen können, die Degradation, *welche der Dienst*, nicht das Durchfallen durchs Examen mit sich bringt. Letzteres schadet aber gar nichts, wenn der Betreffende als Überzähliger oder weil er kurzsichtig ist oder Krampfadern oder sonst was hat, um den Dienst kommt, dann bleibt er das liebe Kind der Familie, während des andern, der, tadellos gesund, in ferner Garnison dient (am besten in Berlin), nur mit heimlichen Tränen, als des verlorenen Sohnes, gedacht wird. Kommen die beiden Brüder später mal in die Verlegenheit, zu erzählen, ob und wo sie gedient haben, dann sagt der erste voll männlichen Mutes: „Ich brauchte gar nicht zu dienen, ich brach mir ein Schienbein und das blieb krumm, und der andere, der vielleicht einer der besten Schützen oder Reiter war, schlägt in tiefer Scham die Augen nieder und bleibt stumm, und eine peinliche Pause entsteht, und jeder weiß Bescheid und sieht den Armen mitleidig an, der so tief unter seinem Bruder mit den Krampfadern oder Säbelbeinen steht!

Elegante englische Kommis, welche zu uns kommen, um ohne Grammatik unsere Sprache zu lernen, können sich in den besten deutschen Zirkeln breit machen, trotzdem sie in ihrem positiven Wissen nicht über unsere Untertertianer hinausgehen. In einer Engländerkolonie Süddeutschlands verkehrten sie mit den Offizieren eines in selber Stadt garnisonierenden Bataillons, welche einem deutschen Baron, der von der Sekunda abgegangen war, ohne das Einjährigen-Zeugnis erlangt zu haben, die Ehre eines Kugelwechsels versagten, „*weil er gemeiner Soldat gewesen*“.

Das geht doch zu weit; wenn ein Prinzipal bei seinem Personal das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis als Gradmesser seiner Fähigkeiten verlangt, so ist das zu verstehen, ein Gradmesser *der Ehre* darf es nicht werden, und was wir dem Ausländer zugeben, daß er ein Gentleman sein kann, ohne sein positives Wissen schwarz und weiß an den Achselklappen zu dokumentieren, das müssen wir auch dem Sohn unseres Landes zubilligen.

Hier kann nicht der Staat, hier kann sich die Gesellschaft selbst helfen, indem sie sich aufrafft, einen Auswuchs zu beseitigen, der jährlich seine Opfer

findet unter denen, welche vom 15.—20. Lebensjahre in praktischer Lehre den Grund zu ihrem Fortkommen legen könnten und statt dessen bei den Büchern verbummeln.

Wenn nur hin und wieder eine gute Familie (je vornehmer sie ist, desto wirksamer würde das Beispiel sein) den Mut hat, dem Sohne während seiner zweijährigen Dienstzeit den Schutz des Elternhauses angedeihen zu lassen, indem sie ihn Sonntags in des Königs gemeinem Rock zu Tische sitzen läßt und sich öffentlich mit ihm zeigt, so würde bald einem Popanz das Genick gebrochen sein, wie er allein in Deutschland wütet.

Dann werden hoffnungslose Gymnasiasten stolz und glücklich in die Kaserne übersiedeln, um sich zu des Vaterlandes Ehr' und Wehr' im Waffenhandwerk zu üben, und um so bereitwilliger werden sie ihren Vorgesetzten mit Ehrerbietung entgegenkommen, je mehr sie erfahren, daß der gemeine Soldatenrock sie in ihrer bürgerlichen Stellung nicht schädigt.

Wir sind ein Volk in Waffen, wir haben kein Söldnerheer, wir sehen mit Verachtung auf den englischen Tommy, aber trotzdem ist es dahin gekommen, daß die schlichte Uniform im bürgerlichen Leben derart degradiert, daß ein Mann tadellosen Charakters, mit tadellosen Manieren, mit einer Bildungsgrundlage, die ihm gestattet, sich geistig auf einem Niveau mit der besten Gesellschaft zu fühlen, alles daran setzt, die zwei Jahre Soldatendienstes zu verschleiern, wenn seine sonstigen Verhältnisse derart sind, daß er in der besten Gesellschaft eine gesuchte Persönlichkeit ist — gerade als hätte er die zwei Jahre im Zuchthaus zugebracht. Das ist ein Hohn auf die Jubelhymne, die man in Deutschland dem Soldatendienst singt.

Aber glücklicherweise ist es ein Popanz, den man, ohne nach der Regierung zu rufen, umbringen kann, so wie man das Vorurteil gegen studierende und, vor Jahrzehnten, gegen schlittschuhlaufende Damen umgebracht hat.

Es dürften nur einige frei und kühn denkende Eltern ihren Knaben, welche den Beweis erbracht haben, daß sie mit den Büchern nicht weiter kommen, die Freiheit geben, einen Beruf nach ihrem Herzen zu ergreifen, um sie dann, wenn sie Soldaten ohne schwarz-weiße Schnüre sind, nicht zu verleugnen. In einigen Jahren wird man sich nicht mehr wundern, den Sohn einer guten Familie als einfachen Soldaten im Kreise der Seinen zu sehen. Man wird es als das einzig richtige ansehen, den Sohn seine Jahre da abdienen zu lassen, wo das Elternhaus, der Umgang mit den Frauen seines Kreises ein Gegengewicht dem Kasernenleben gegenüber bildet.

Eine derartige Hebung des einfachen Soldatenstandes würde dem Vaterlande ebensowenig zum Schaden gereichen, wie es dem Staatssäckel schaden würde, wenn man diesen Gemeinen in der Kleiderfrage rc. ebenso entgegenkäme wie den Einjährigen.

Es war einmal die Rede davon, von den Zweijährigen zu verlangen, daß sie immer im Kommis gehen sollten; es hieß, ein Kommandeur hätte die Koffer der Urlauber nach Extrauniformen durchsuchen lassen. Eine gute Absicht lag dem wohl zugrunde, aber die davon betroffenen Soldaten urteilten anders. „Wenn man mir auf Urlaub meine Extrauniform nicht gönnt, so kann ich die Weihnachtsfeiertage in der Kneipe mit der Kellnerin verbringen, denn in einem nach Pferden oder der Kaserne riechenden Anzug dürfte ich meinen, mich ohnehin

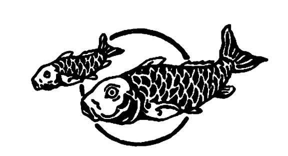
nur duldenden Verwandten nicht unter die Nase kommen", so äußerte sich ein auf Urlaubreise befindlicher Soldat, und die ganze das Coupé füllende Soldateska stimmte ihm bei; nur einer im Kommiß lachte und sagte, ihm wäre das ganz egal, solange er dienen müsse, wäre er so wie so tot für seine Familie.

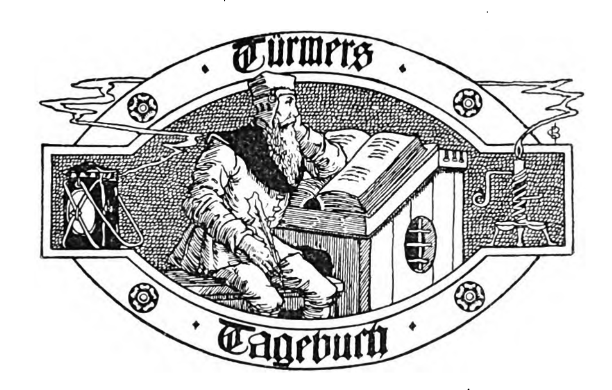
Tut die Familie das Ihre, um den Stand, dem ihr Sohn nun einmal angehört, zu heben, so wird ein gräuliches Drückebergertum, eine unmännliche Freude an körperlichen Gebrechen, wie sie die Militärbefreiungsprozesse enthüllten, aus der Welt geschafft. Und wenn jetzt die Befürchtung laut wird, daß man in einigen Jahren keine Chinafreiwilligen oder überhaupt nicht genug Kolonialfreiwillige finden wird, so ließe es sich vielleicht auf den Schulen einmal statistisch feststellen, ob sich die nicht lernenden Söhne guter Familien nicht gerade durch die Körperkonstitution auszeichnen, welche der Kolonialdienst verlangt, — daß sie Kolonialschwärmer sind, dafür möchte ich mich verbürgen; dieses vorzeitige Hinüberschauen übers Meer wird in einzelnen Fällen sogar die Ursache ihres Nichtlernens sein. Aber ist das ein Schade in einem Lande, dessen höhere Berufe sich durch immer höhere Anforderungen vor dem Zudrang sichern müssen, in einem Lande, dessen Kolonien nach Menschen mit Kapitalien schreien?

Dann zögen wir uns einen Stamm Kolonialfreiwillige heran, die das Kapital, das sie vom 15.—20. Lebensjahre auf der Presse verbrauchen würden, mit hinübernehmen könnten, um sich anzusiedeln.

Damit wäre aber dem Gymnasialelend ein Ventil geschaffen, zu gleicher Zeit aber auch der ziel- und planlosen Auswanderung Arbeit- und Strapazenungewöhnter junger Herrchen, die noch die Hoffnung in sich tragen, jenseits des Wassers das große Glück des Abenteurers aus altmodischen Romanen zu machen.

Darum sollten die Eltern es sich sehr überlegen, ob der Dienst als Einjähriger tatsächlich die Opfer an Geld und Zeit wert ist, oder ob es nicht viel lohnender ist, den Sohn in noch biegsamem Alter einen praktischen Beruf ergreifen zu lassen. Nach dem 20. Jahre schmecken die Lehrjahre nicht mehr, aber wenn ein Zwanzigjähriger drei Lehrjahre hinter sich hat, dann wird ihm der Waffendienst als einfacher Soldat lange nicht so schwer erscheinen wie dem, der von der Presse kommt. Dafür aber, daß er mit Stolz und Freude dient, dafür hat in erster Reihe seine eigene Familie zu sorgen. Das eitele Dichten und Trachten der Elternherzen, welche durchaus etwas Großes an ihrem Sohn erleben wollen, ist oft der giftige Meltau, der eines Mannes Jugend verdüstert, eines Mannes, dessen spätere Jahre klar dartun, was für ein tüchtiger Kern in ihm steckte, trotzdem er unter seinen Brüdern der einzige war, welcher die Muskete zwei Jahre schleppen mußte. **v. Wang.**





Von der „gutgesinnten" und der „schlechtgesinnten" Presse. — Hüssener als Erzieher.

Es gibt heute kaum ein undankbareres und schwierigeres Amt als das des deutschen Publizisten, der seine ehrlich christliche und nationale Überzeugung freimütig, ohne Rücksicht auf Freund und Feind, vertreten soll und will. Er kann sich ebensowenig mit allen in der „gottgewollten" Ordnung herrschenden Mächten und Zuständen befreunden, wie etwa in das Horn der Sozialdemokratie stoßen. Bei jenen müssen Wahrheit und Gerechtigkeit häufig seine schärfste Kritik herausfordern, von dieser trennt ihn die Kluft einer religiösen und geschichtlichen Weltanschauung. So steht er zwischen zwei Feuern; für die einen ist er ein roter Revolutionär, für die andern ein schwarzer Reaktionär. Viele wird er sich zu Feinden, wenige zu Freunden machen.

Aber kommt es darauf an? Ist denn wirklich der Beruf des Publizisten, der verantwortungsvollste vielleicht, schon zum gemeinen Geschäft, zum nicht immer „ehrsamen" Handwerk herabgesunken, das nur noch für Geld und gute Worte nach Maß bestellte Arbeit liefert? Der Wahrheit die Ehre: diese Auffassung läßt sich in der Tat vielfach beobachten. Es bedurfte nicht erst der grellen Streiflichter, die der soeben abgeschlossene Pommernbank-Prozeß auf die intimen Beziehungen zwischen Finanz und Presse geworfen hat. Diese Beziehungen waren längst bekannt, und das sozialdemokratische Zentralorgan versäumt denn auch nicht, das Gedächtnis dafür gebührend aufzufrischen:

„Im September 1901", so zu lesen im ‚Vorwärts', „wurden die sämtlichen bürgerlichen Handelsredakteure Dresdens — mit einer Ausnahme — als bezahlte Kreaturen der schwindelhaften ‚Kreditanstalt für Handel und Industrie' entlarvt. Alle Welt schrie, und an den schuldigen Redakteuren wurde ein Exempel statuiert.

„Kein Zweifel, daß die Bestechungen, die von der Pommernbank verübt wurden, weit umfangreicher sind, daß das Berliner Panama weit schlimmer ist. Dennoch rührt sich in der bürgerlichen Presse kaum ein Lüftchen. Und man kann voraussagen, daß alles beim alten bleiben wird. Schon vor etwa zehn Jahren im Prozeß Merten hatte der Bankier Abel ausgesagt, daß die Gewährung von Vorteilen an die Presse ‚ganz usuell' sei. In der Börsenenquete-Kommission hatte sodann der Handelsredakteur der ‚Kreuz-Zeitung', Müller, bekundet, daß fast alle Handelsredakteure von den Banken in der einen oder der andren Weise bestochen werden. Die Verleger bezahlten diesen Redakteuren zum Teil wahre Hungerlöhne, weil sie mit solchem ‚Nebenverdienst' ihrer Leute rechneten. Die schwere, an amtlicher Stelle erhobene Anklage blieb ohne jede reinigende Folge. Auch der Fall Stephany, der die vornehm sich gebärdende ‚Vossische Zeitung' arg bloßstellte, wurde in schöner Toleranz begraben!

„Jetzt hört man nur Namen und Anfangsbuchstaben. Es wird festgestellt, daß die Mitschuldigen der Gründungsschwindler der letzten Aufschwungsperiode die Tausendmarkschein-Ritter der Feder sind. Und alles ist ruhig! Das unterscheidet die deutsche Korruption von der in andern Ländern. Sie regt niemanden auf! Sie hat sich das Gewohnheitsrecht erworben! . . ."

Nun ist es eine bedauerliche Tatsache, daß solche Korruption sich ausschließlich bürgerlichen, nicht aber sozialdemokratischen Blättern nachweisen läßt. Diese Tatsache gibt doch sehr zu denken, denn sie ist wahrlich nicht geeignet, für den „geistigen Kampf" jener „staatserhaltenden" Organe gegen die Sozialdemokratie die moralische Grundlage abzugeben. Blätter, die bei sich selbst käufliche Gesinnung auch nur dulden, haben keinerlei sittliche Berechtigung, über die Moral von Leuten, die, ob sie auch irren mögen, doch ehrlich für eine ehrliche Überzeugung kämpfen, pharisäerhaft zu Gericht zu sitzen. Das muß doch auch einmal gesagt werden, — es hätte schon längst gesagt werden müssen. Es ist ja richtig und auch von der Sozialdemokratie zugegeben, daß auch in deren Presse unsaubere Subjekte zeitweilig Unterschlupf gefunden haben. Der allerdings entscheidende Unterschied ist hier nur, daß die Sozialdemokratie derartige Individuen, sobald sie diese nach ihrem wahren Werte erkannt hat, sofort und sehr unsanft an die frische Luft befördert, während sie in der bürgerlichen Presse nachsichtige Duldung und Schonung finden. Daß sich aber unlautere Elemente in jede Berufs- oder sonstige Gemeinschaft einschleichen können, liegt in der Unzulänglichkeit alles Menschlichen begründet und kann niemand zum Vorwurf gereichen. Es kommt eben darauf an, ob man den erkannten Schädling sofort unbarmherzig ausstößt, oder ihn mit jener Nachsicht duldet, die allen anderen Beweggründen entspringen mag, nur nicht der christlichen Nächstenliebe.

Wenn's nur allein die brutale, greifbare Käuflichkeit wäre, die sich in gewissen Blättern eingenistet hat, — sie wäre am Ende noch zu bekämpfen

und ließe sich vielleicht durch öffentliche Warnung bis zu einem gewissen Grade unschädlich machen, so gering wohl auch die Zahl derjenigen wäre, die sich mit wirklichem Ernst und Eifer an diesem Reinigungsprozeß beteiligen würden. Aber das Übel liegt tiefer, so tief, daß es kaum noch zu greifen ist, und es durchseucht weitere Kreise als nur die der schlichten und rechten Preßpiraten. Bringt man die unvermeidlichen Übertreibungen und den ebenso unvermeidlichen Überschuß an Selbstgerechtigkeit von der folgenden „Sonntagsplauderei“ des „Vorwärts“ in Abzug, so bleibt leider — wie jeder ehrliche Kenner der Verhältnisse auch auf bürgerlicher Seite bestätigen muß und wird — noch ein ganz erheblicher Niederschlag von „historischer“ Wahrheit übrig:

„... Nur eines macht das journalistische Handwerk erträglich und ehrlich: der Kampf für eine große Überzeugung, für eine heilige Sache. In der bürgerlichen Presse ist für solche Betätigung kein Raum. Ich glaube nicht daran, daß irgend ein normaler Mensch die Überzeugung haben kann, die in der bürgerlichen Presse vorgetragen wird; ebenso wie ich nicht daran glaube, daß hinter einem einzigen der gegen die Sozialdemokratie gerichteten Wahlflugblätter und Wahlschriften ein ehrliches Bekenntnis steckt. Ich kann mir denken, daß der tollste Wahnsinn und der krauseste Unsinn, der literarisch vorgetragen wird, einer Überzeugung entspringt, aber es ist für mich unvorstellbar, daß jemand das glaubt, was er in der bürgerlichen Presse schreibt. Solche Überzeugung wäre widernatürlich. Es sind noch die feineren, idealistischeren Elemente der Zunft, die sich auch nach jahrelanger Übung das Gefühl dafür bewahren, wie groß die Differenz ist zwischen dem, was sie denken, und dem, was sie schreiben. Mit *Bewußtsein* gegen die Überzeugung schreiben, und das Unbehagen vielleicht in einer cynischen Weltverachtung oder spottenden Weltgleichgültigkeit ertränken, ist noch verhältnismäßig anständig. Viel gefährlicher und boshafter sind die Leute, die schließlich ihre Überzeugung nach dem einrichten, was sie schreiben *müssen*, und die sich unter der Folter nicht das Geständnis entreißen lassen würden, daß sie nicht daran glauben, was sie zum Druck geben. Das werden dann die gemeinsten Verleumder derer, denen der Kampf mit der Feder noch ein erhabener Beruf, nicht bloß ein Geschäft wie jedes andre ist ...

„Der Stil der deutschen bürgerlichen Presse verrät deutlich, daß sich kaum irgendwo ein starker Willen für eine große Sache zu betätigen drängt. Nur aus der Einheit einer Überzeugung strömt jene geschlossene Wucht der Argumente, die ohne Widerspruch sich reihen. Der Mann aber, der berufsmäßig eine Sache zu verteidigen hat, die ihm innerlich fremd, ja widerwärtig ist, schwankt zwischen *Gemeinplätzen und entlegenen Tüfteleien* — eine ekle Mischung, die *unsre Publizistik charakterisiert*. Die Gedanken quellen nicht von selbst, sondern es werden Einfälle kühlen Herzens und müden Hirns geklaubt, und wenn auch die Peitsche der Lohnarbeit keine Idee mehr aufzujagen vermag, dann werden aus dem Archive bejahrte Albernheiten hervorgesucht und angeflickt.

Deshalb fehlt unsrer bürgerlichen Publizistik jeder große einheitliche Zug. Die meisten wissen morgen nicht mehr, was sie gestern bewiesen haben, und da die größte Tugend des Publikums die Vergeßlichkeit ist, das den Anfang eines Artikels nicht mehr im Kopfe hat, wenn es am Schlusse ist, so schadet es nichts, wenn auf zehn Zeilen zehn gegensätzliche Ansichten verfochten werden.

„All die Schreiberei ist schließlich auch einflußlos. Die liberale Presse ist immer noch am weitesten verbreitet, und eine liberale Partei gibt es kaum mehr. Die drei Millionen sozialdemokratischer Stimmen zeigen die Ohnmacht der bürgerlichen Publizistik. Die Wähler bekennen sich eben zu dem, was die bürgerlichen Redakteure d e n k e n und wogegen sie deshalb schreiben.

„Ruht aber der journalistische Beruf nicht auf dem Grunde einer leidenschaftlichen Überzeugung, so ist wirklich nicht einzusehen, warum sich der Gewerbetreibende der Feder nicht das sonstige Leben so angenehm wie möglich gestalten und die — Usancen ausnutzen soll.

„Durch den Pommernbank-Prozeß wurde es gerichtsnotorisch, daß die Berliner Presse sich durch Bankgauner einmieten ließ, zum Unterschied von andren Eingemieteten nicht um ihrer schönen Augen willen. Auch das entspricht lediglich den Usancen.

„Die Unterstützungskassen des Vereins Berliner Presse werden seit jeher von Gönnern gespeist, die sich die öffentliche Meinung etwas kosten lassen. Zu diesem Zwecke veranstaltet man Feste, die sich auszeichnen durch eine protzige, steife und temperamentlose Langeweile, durch ruinös kostspielige Toiletten der Weiblichkeit, die unmittelbar zu Privatarbeiten für Banken führen müssen, und ungeheure Lebensmittelpreise; ohne Freundschaft mit Romeick kann man sich auf solchen Veranstaltungen nicht einmal einen Heringssalat leisten. Ich habe niemals begriffen, warum die Leiter dieser Ausstattungs-Zusammenrottungen dulden, daß ihren doch der Wohltätigkeit bedürftigen Berufskollegen durch die Wirte derart das Geld aus der Tasche gezogen wird. Sollten da doch auch Usancen im Spiele sein, vielleicht Gegenleistungen an die Vereinskassen? Allerdings könnte auf diesen Schriftstellerfesten die Mehrzahl der Besucher aus Analphabeten bestehen, wenn sie nicht gelegentlich verpflichtet wären, Wechsel zu unterschreiben; denn Stelldicheins können auch telephonisch verabredet werden.

„Die ungeheuere Vornehmheit der Veranstaltungen besteht darin, daß alles so teuer wie möglich ist. Man will zeigen, daß man Kommerzienrats würdig ist. Aber auch in andrer Hinsicht erstrebt man Hoffähigkeit. Seit einigen Jahren gibt es in der Wandelhalle des Reichstags Preßkonzerte. Der Raum eignet sich für musikalische Darbietungen etwa so wie die Zentral-Markthalle. Dafür wimmelt's aber von Offizieren, Marinisten und Ministern. Auf dem Programm aber steht allemal die Komposition eines leibhaftigen Hohenzollern-Prinzen — wahrhafte Serenissimus-Musik. Aber was tut's! Die Presse hat auf die Weise einen erlauchten Gönner mehr und Uniformen zu Gast. Usancen!

„Auf den Pressebällen sitzen in einer Parterreloge die Minister Reklame, der lächelnde Graf Bülow und der glänzende Freiherr v. Rheinbaben. Unten staut sich die Menge und blödet hinauf. Die Minister sind die Leutseligkeit selber. Es ist ein überwältigender Anblick. Aber die Leutseligen bringen ihre Frauen niemals mit. Warum wohl? Der Professor Meyer, der Privatarbeiter der Pommernbank, hat doch sein Eheweib auch bei sich. Aber Graf Bülow und der Stab seiner Minister lassen ihre Weiblichkeit daheim — zum deutlichsten Ausdruck der Verachtung, die sie der Gesellschaft widmen. Dennoch ladet man die beleidigenden Herren immer wieder ein. Usancen!...

„Trotzalledem hat so ein zeitgemäßer Minister nicht den mindesten Anlaß zu solchem Hochmut. Auch in ihrem Reiche herrschen die Usancen. Zudem leistet selbst ein mittelmäßiger Journalist geistig mehr als ein Minister. Ohne Hilfskräfte bringt er reichere Erzeugnisse hervor, als die ministeriellen Personen, denen ein Heer von Beamten das Material zusammenschleppt und vorbereitet, und in deren intellektuellen Handlungen doch niemals eine Spur höherer geistiger Kraft oder auch nur tieferen Wissens zu finden ist.

„Der Dünkel ist nur möglich, weil wir im bürgerlichen Deutschland überhaupt keine selbstbewußte öffentliche Meinung haben. Die Politik wird in Geheimkammern gebraut, die Regierenden sperren sich gegen jeden zudringlichen Späher ab und die bürgerliche Presse macht keine Politik, sondern tappt ohne Kenntnis der wirklichen Vorgänge im Nebel der Konjekturen. Keine Presse der Welt ist von den politischen Zirkeln dermaßen abgeschnitten. Sie hat niemals Informationen, und für das inhaltlose Vorzimmergewäsch, mit dem man sie in den offiziösen Gesindestuben abspeist, verkaufen sie obendrein ihre Unabhängigkeit.

„Die deutsche Presse ist korrupt und hat nicht einmal Macht; es ist die bescheidene Schäbigkeit von kleinbürgerlichen Parvenus ohne Selbstbewußtsein und Stolz."

Das alleinseligmachende sozialdemokratische Parteidogma verleugnet sich ja auch in diesen Ausführungen keineswegs. Daß z. B. in der bürgerlichen Presse nun gar kein Raum für ehrliche Überzeugungen sei, ist eine jener tendenziösen Verallgemeinerungen, mit denen die Gelehrten der Partei sich auch sonst gern ihre Beweisführungen gar zu sehr erleichtern. In einem aber wird man dem Verfasser unbedingt recht geben: darin, daß eine Überzeugung, ja eine leidenschaftliche Überzeugung nötig ist, um eine Sache zum Siege zu führen. Und wie sieht's damit bei einem beträchtlichen Teile — um nicht mehr zu sagen — der bürgerlichen Presse aus?

Die reine Geschäftspresse, deren wasserhelle „Parteilosigkeit" durch chemische Herausdestillierung jeglicher Gesinnung gewonnen wird, allenfalls nur durch die Sehnsüchte trauernder Knopflöcher kleine loyale Trübungen erleidet, will ich hier beiseite lassen. Die Blätter dieses Schlages haben es zunächst lediglich auf die Ausbeutung ihrer Annoncenplantagen abgesehen, zu deren Düngung sie einen

möglichst ergiebigen Gimpelfang betreiben, die dann sozusagen das Guano abgeben. Da nun die Gimpel nie alle werden, so fehlt es jenen Kulturen auch nie an Guano. Non olet.

Auch die von kapitalistischen Interessengruppen aus- und zugehaltenen Blätter und jene offiziösen, die ihr politisches täglich Brot in den Vorzimmern und Gesindestuben der Ministerien prompt verabfolgt erhalten, kann ich hier außer Betracht lassen. Eine selbständige Vertretung eigener Überzeugungen wäre bei ihnen nur dann anzunehmen, wenn sie im gegebenen Falle auch anders schreiben dürften, als ihre Auftraggeber wünschen. Das aber ist, wie jeder Eingeweihte weiß, völlig ausgeschlossen.

Aber nun die selbständigeren Blätter, diejenigen, die eine politische, religiöse und soziale Weltanschauung vertreten oder doch vertreten wollen? Daß auch deren Marschroute an vielen Stellen gebunden ist, nicht zuletzt durch die Rücksichten auf vermeintliche oder wirkliche Vorurteile und Kasteninteressen ihrer eigenen Leser, der lieben „Abonnenten", habe ich schon früher ausführlich begründet, und verschiedene angesehene Organe haben mir darin zugestimmt. Aber selbst innerhalb des engeren Kreises, in dem sie sich bewegen dürften —: tun es dort jene Blätter mit der Freiheit, der Freudigkeit, dem unerschütterlichen Wahrheitsmute einer tief und fest gegründeten Überzeugung, eines heiligen Glaubens an die Gerechtigkeit der verfochtenen Sache, deren innere Kraft und endlichen Sieg? Sieg: allein durch diese innere Kraft, nicht durch die äußerlichen Mittel einer pfiffigen Staatsraison oder brutalen Staatsgewalt?

Hätte der Glaube an die innere sieghafte Kraft der eigenen Sache die Führung im Kampfe, dann würde man den zahlreichen bedrückenden und aufreizenden Übeln dieser schwülen, gärenden Zeit nicht ängstlich aus dem Wege gehen, sie zu bemänteln, zu vertuschen, zu beschönigen suchen; dann würde man sie mit fester Faust an der Wurzel packen, die doch nur noch locker in gewissen egoistisch interessierten und sonst unzugänglichen und unbelehrbaren Schichten sitzt, im Volksboden aber längst keinen Halt mehr findet. Aber eben dieser Glaube an die Festigkeit der eigenen Position und die Sieghaftigkeit der eigenen inneren Kraft scheint zu fehlen, sonst würde man nicht zu den lächerlichsten und nicht einmal lautersten äußeren Mittelchen greifen, um dem von unten herauf immer lauter murrenden Riesen Volk den Mund zu stopfen. Nachdem der dritte Teil sämtlicher deutschen Wähler, der vierte sämtlicher wahlberechtigten Deutschen ihre Stimmen für die Sozialdemokratie abgegeben haben, beherbergt das liebe Deutschland noch immer Leute, die mit einer solchen Bewegung durch aufreizende Polizei- und Verwaltungsschikanen, Rechtsbeugungen im kleinen und Massenentrechtung im großen fertig zu werden glauben. Ja, sie scheuen auch vor der Aufforderung zum offenen und gewaltsamen Eid- und Verfassungsbruch nicht zurück, diese privilegierten Stützen von „Religion, Sitte und Ordnung" und Kämpfer gegen den „Umsturz", wo sie doch selbst und allein die wahren Umstürzler sind. Die Gefahr,

die dem inneren und äußeren Bestande unseres Vaterlandes drohte, wenn diese staatserhaltenden Umstürzler an den maßgebenden Stellen auch nur einiges Gehör fänden, wäre unvergleichlich größer als die zum Teil nur eingebildete vor dem „roten Schrecken". Und wenn man schon jemand die Daumschrauben des Gesetzes anlegen wollte, so wären dafür solche revolutionäre Wühler gegen Recht, Gesetz und Verfassung zweifellos die denkbar geeignetsten Objekte. Wird der angeblich „gegen den Umsturz" und „für Religion, Sitte und Ordnung" geführte „Kampf" durch solche Ausschreitungen nicht geradezu als öffentliche Lüge und Heuchelei gebrandmarkt? Muß dem gegenüber die Sozialdemokratie den weitesten Kreisen des Volkes nicht als wahrer Hort für Recht, Gesetz und Freiheit erscheinen? Rechnet man für das Deutsche Reich eine Bevölkerung von rund 60 Millionen, so steht nach Maßgabe der abgegebenen Stimmen hinter der Sozialdemokratie eine Bevölkerung von 20 Millionen. Und weitere viele Millionen würden sich mit ihr solidarisch erklären, wenn die so schön empfundenen Umsturzgelüste sich an die Reichsverfassung wagen sollten. Dann blühte ja dem innerlich zerrütteten Deutschland wieder einmal die freundliche Aussicht auf die liebevolle Aufmerksamkeit und — Fürsorge des Auslandes . . .

Aber die Sozialdemokratie wird auch ohne solche Ausgeburten ausgesprochenen Klassengrößenwahns wachsen, blühen und gedeihen, so lange die herrschenden Mächte sich nicht entschließen, die radikale Ausrottung aller der Schäden, Mißstände und Auswüchse selbst in die Hand zu nehmen, die nachgerade beginnen, auch den friedlichsten Bürger aus seiner Ruhe zu rütteln und ihm die Frage vorzulegen, ob unter solchen Umständen und bei solcher Passivität der oberen und maßgebenden Schichten die Sozialdemokratie am Ende nicht vielleicht doch das „kleinere Übel" sei. Auch dem konservativen Verfasser eines Leiters in der „Tägl. Rundschau" ist die große Gefahr dieser Zustände aufgegangen, die Redaktion läßt freilich seine beherzigenswerten Ausführungen nur als spontane Kundgebung „eines alten Freundes und Mitarbeiters" gelten. Da sie sich vielfach mit den auch im Türmer gewiesenen Gedankengängen begegnen, mögen sie hier eine Stätte finden als ein vorläufig noch bescheidenes Frühlingsveilchen — ein Zeichen, daß auch in extrem konservativen Kreisen die Erkenntnis der wahren Sachlage aufzudämmern beginnt:

„Sehr richtig ist die große Zahl der sozialdemokratischen Stimmen auch damit erklärt worden, daß die Sozialdemokraten die Vertreter der Unzufriedenheit sind. Nun, diese Vertreter der Unzufriedenheit, diejenigen, die alle Mißstände in die Öffentlichkeit bringen, müssen von jetzt an die bürgerlichen Parteien sein. Und nicht nur die Mißstände der Gesetzgebung, sondern auch die der Verwaltung müssen sie rügen, und je konservativer und königstreuer sie sein wollen, um so nachdrücklicher.

„Unser Volk hängt an seinem Könige; im Gesetze sieht es, und mit Recht, den Willen des Königs verkörpert. Das aber haben die Beamten ver-

gessen, die die Gesetze und Verordnungen mangelhaft ausführen oder gar sich darüber wegsetzen. Trägt das nun schon zur Erschütterung der Autorität bei, so ist es doch vollends unleidlich, daß bei Beschwerden nicht das Gesetz, nicht also der Wille und die Autorität des Königs, sondern die Autorität des Beamten das ist, was von oben vor allem gedeckt und geschützt wird, ein Verfahren, das auch die Milch der frommsten Denkart in Drachengift verwandeln muß. Der Bürger sieht sich auch dann, wenn er aus bester Absicht heraus gegen das Gesetz gefehlt hat, der Strafe der Polizei und des Gerichts preisgegeben, und die Unbekanntschaft mit dem Gesetz, das er kennen zu lernen keine Gelegenheit hatte, schützt ihn vor Strafe nicht: und der Beamte, dem ein bestimmtes Gesetz ausdrücklich zur Richtschnur für sein amtliches Verhalten gegeben ist, kann mit den läppischsten Entschuldigungen seine Verfehlungen decken und damit den Kläger ins Unrecht setzen.

„Es wird zwar heute schon bei den Regierungen geklagt, daß soviel Beschwerden über die Beamten einlaufen; aber noch nicht der zehnte Teil derer, die mit Recht erhoben werden könnten, wird erhoben, weil man sie doch für vergeblich hält. Die Regierung ist sehr falsch unterrichtet, wenn sie die eingelaufenen Beschwerden allein für den Maßstab der vorhandenen Mißstimmung ansieht. Zweifellos würde die Flut der Eingänge riesig anschwellen, wenn man wüßte, daß die Regierung Gesetz und Verordnung rücksichtslos jedem Beamten gegenüber zur Anwendung bringe, und den Kläger dies auch deutlich wissen ließe; aber auf das schnellste würde auch die Flut verlaufen. Denn lediglich die von oben geübte Schonung hat die Wirtschaft großgezogen. Da will eine Stadtverordnetenversammlung die Verteilung des Steuerbedarfs beraten und ihr wird mitgeteilt, es sei ein junger Assessor der Regierung vor einigen Tagen dagewesen; der habe — er hatte die Stadt vorher vielleicht noch nie gesehen — mit dem Bürgermeister festgesetzt, wieviel von den einzelnen Ausgabeposten allen, wieviel den Realsteuerpflichtigen aufzuerlegen sei. Die Versammlung ist über diesen Eingriff in ihre Rechte zunächst starr; dann weist sie darauf hin, daß bei dieser Verteilung ja Dinge herauskämen, die der Absicht und dem Wortlaute des Gesetzes durchaus widersprächen. Der Herr Bürgermeister zuckt die Achseln und fordert zur Beschwerde über ihn auf: er weiß ganz gut, ihm wird ob seiner Bereitwilligkeit kein Haar gekrümmt, mag sie auch den ohnehin schwer ringenden kleinen Gewerbestand noch so tief schädigen, mag er auch den Rechten des Magistrats und der Stadtverordneten noch so viel vergeben haben. — Die Selbstverwaltung ist durch die von oben geschehene mechanische Festsetzung in ihrem wichtigsten Teile vernichtet; aber die Versammlung fügt sich im Gefühl ihrer Ohnmacht.

„Bleiben wir bei den kommunalen Verhältnissen desselben Kreises. Da hebt ein Bürgermeister die bestehenden Baufluchtlinien auf und hintertreibt die Festsetzung neuer. Eine Beschwerde nach der andern geht ab. Die regelrecht

wiederkehrende Antwort der Regierung, daß sie dem Bürgermeister beziehungsweise Magistrat aufgegeben habe, ‚nunmehr mit Ernst die Sache zu betreiben‘, genügt schließlich den Bürgern nicht; sie weisen darauf hin, es mache den Eindruck, als versuche der Bürgermeister, wer stärker sei, er oder die Regierung; da kam die Antwort, die — acht Jahre hingeschleppte — Sache sei allerdings „nicht einwandfrei“ von dem Herrn Bürgermeister behandelt worden; nunmehr aber u. s. w. — Und der Erfolg? — Die Amtszeit des Bürgermeisters währte noch drei Vierteljahre; er ging ab, und hatte sein Stück durchgesetzt: er hatte nichts getan.

„Nun wird man vielleicht einwenden, das seien Einzelheiten. Abgesehen aber davon, daß aus derselben Stadt auch noch andere ganz wunderbare Dinge berichtet werden können, hat wohl noch jeder den Grundsatz des alten Herrn v. Meyer-Arnswalde richtig erfunden: Denke immer, wie es in deinem Kreise zugeht, so geht es in anderen auch zu, und du wirst wissen, wie es im Staate aussieht. — Darum hat aber auch der Kampf gegen Mißstände eine weit über den nächsten Kreis der Beteiligten hinausgehende Bedeutung; er dient der Gesundung des Ganzen und damit den wahren Interessen des Vaterlandes.“

Wer sich über die Ereignisse und Stimmungen der Zeit ausschließlich durch die tonangebende „gutgesinnte“ Presse unterrichten läßt, ist freilich gar nicht in der Lage, sich ein annähernd richtiges Urteil über die wirklichen Zustände zu bilden. Man lese einmal mehrere Wochen hindurch neben seinem „gutgesinnten“ Leibblatte ein „schlechtgesinntes“, also etwa den „Vorwärts“ oder die Berliner „Volkszeitung“, und man wird reichlich Gelegenheit finden, die schlangenartige Geschmeidigkeit zu bewundern, mit der das „gutgesinnte“ es versteht, an unbehaglichen Ereignissen und Kulturbildern vorbeizuschlüpfen, trotzdem diese ihm doch ebenso zugänglich sind wie der „schlechtgesinnten“ Presse. Da das „gutgesinnte“ Blatt überdies die „schlechtgesinnten“, die jene verdrießlichen Berichte und Schilderungen ausführlich bringen, von Berufs wegen regelmäßig liest, so kann es sich in keinem Falle durch naive Unkenntnis entschuldigen. Dafür gibt es, wenn die Sache dann doch nicht zu umgehen ist, die beliebte Ausrede, man habe an die Wahrheit des Berichts oder der Schilderung „nicht glauben können“, habe erst weitere Mitteilungen „abwarten“ wollen und was dergleichen wohlfeile Behelfe mehr sind. Nun ist es ja gewiß Pflicht der Presse, Nachrichten zweifelhafter Güte bis auf weiteres zurückzuhalten; um solche Fälle handelt es sich hier aber in der Regel nicht. Man versucht eben das Unbequeme so viel und so lange als möglich zu unterdrücken. Fühlt man sich dennoch veranlaßt, davon Kenntnis zu nehmen, so wird daraus das Umgekehrte der Emser Depesche: aus der Fanfare wird eine Chamade. Und woher dieses Verfahren? Sachlich, wenn von Sachlichkeit da noch die Rede sein kann: weil man vielfach die öffentliche Kritik von Mißständen noch immer für „schädlich“ und „gefährlich“, für ein „Zugeständnis“

an die Sozialdemokratie hält; persönlich-geschäftlich: weil man bei seinen Lesern, unter denen viele der betroffenen Kaste oder Klasse angehören, anzustoßen fürchtet. Kürzer gesagt: man glaubt offenbar selber nicht mehr so recht, daß die Sache, die man vertritt, das Licht der Wahrheit und der öffentlichen Kritik verträgt, im übrigen will man sich an diesem Licht nicht die Finger verbrennen.

So ist es denn dahin gekommen, daß die offene und unverblümte Kritik öffentlicher Mißstände ein Monopol der äußersten Linken geworden ist, und daß nicht nur die große Zahl derer, die von jenen Mißständen mittelbar oder unmittelbar getroffen werden, sondern auch alle unbefangen und gerecht Denkenden mehr und mehr dahin gedrängt werden, eine ehrliche und wirksame Bekämpfung und Abstellung der Übel nur noch von sozialdemokratischer Initiative zu erwarten. Welche ungeheure politische und moralische Machtverstärkung der Partei das im Gefolge haben muß, leuchtet wohl jedem ein, der nur ein wenig guten Willen hat, den Dingen ins Gesicht zu sehen.

* * *

Aber eben an dem guten Willen fehlt's noch vielerorten und leider oft an Stellen, auf die es ankommt. Man hat, so scheint's, auch nach den Wahlen nichts gelernt und nichts vergessen. Die Polizeiübergriffe nehmen ihren ungetrübten Fortgang, die Militärmißhandlungen treiben üppige Blüten, der bürgerlichen und militärischen Verwaltung und Rechtspflege entsprießen Erscheinungen, die dem beschränkten Untertanenverstande und der hausbackenen bürgerlichen Moral immer wunderlicher dünken wollen. Wenn man sich gar im besondern das Urteil des Oberkriegsgerichts über den offiziersehrlichen Hüssener vergegenwärtigt, so wird man sich allerdings bald über nichts mehr wundern. Und es könnte fast scheinen, als läge darin Methode. Wenn man die öffentliche Meinung als Quantité négligeable betrachtet, allenfalls ihren zudringlichsten Vertretern tüchtig aufs Maul schlägt, im übrigen aber die „Kanaille" ruhig weiter schimpfen und schreien läßt und das altbewährte „System" mit gewohnter Schneidigkeit fort- und durchführt, dann müssen ja schließlich einmal auch die spitzesten Federn sich stumpf schreiben und den kräftigsten Lungen der Atem ausgehen. Und dann ist der Staat gerettet und Ruhe, Friede und Macht — der Herrschenden gesichert. Oderint, dum metuant. „Mögen sie uns schon hassen, wenn sie uns nur fürchten." Ich will mir trotz allem und allem, was dafür sprechen könnte, diese Auffassung doch noch nicht zu eigen machen, aber wäre es unter den obwaltenden Umständen verwunderlich, wenn sie in den breiten, von der Sozialdemokratie beeinflußten Schichten die herrschende würde oder vielleicht schon geworden ist? Konnte irgend eine Phantasie etwas ersinnen, was mehr geeignet wäre, dieser Auffassung Vorschub zu leisten, als die Begnadigung — Pardon: „Verurteilung" des Totschlägers Hüssener zu ehrenvoller Festungshaft?

„Man traut seinen Augen nicht, wenn man das alles liest. Wir haben seinerzeit mit der Mehrzahl der deutschen Blätter der Ansicht Ausdruck gegeben, daß es sich im Fall Hüssener um die Tat eines verbrecherisch veranlagten jungen

Mannes handelt, die nicht dem Militär zur Last gelegt werden darf. Nach diesem neuen Urteil müssen wir unsere erste Auffassung korrigieren, denn nach der Ansicht der Richter hat Fähnrich Hüssener weiter nichts getan, als die Grenze des Erlaubten ein klein wenig überschritten. Nach der Auffassung des Marine-Oberkriegsgerichts war Hüssener befugt, den Hartmann niederzuschlagen, ihn möglicherweise derart zu verletzen, daß er nicht mehr entfliehen konnte; Hüssener hat nur einige Zoll zu tief gestochen, und das mußte man seiner Jugend zugute rechnen.

„Nie ist dem Militarismus von gegnerischer Seite ein schwererer Schlag versetzt worden, als hier von den Richtern des Marine-Oberkriegsgerichts, nie konnten die Gegner des ‚Staates im Staate' mit mehr Recht von unglaublichen Rechtsanschauungen einer Sonderklasse sprechen, als hier. Denn aus dem Urteil folgt: das Marine-Oberkriegsgericht, also ein Kollegium von hohen Offizieren, ist der Ansicht, daß ein Offiziersaspirant das Recht besitzt, einen Untergebenen, der ihn in Trunkenheit nicht grüßt und sich der Arretierung durch die Flucht entziehen will, wie einen tollen Hund niederzuschlagen. Geht der Untergebene dabei zugrunde, so liegt trotzdem kein Anlaß vor, den Herrn Vorgesetzten in das Gefängnis zu schicken, das ihn degradieren würde; der Vorgesetzte bleibt Offiziersaspirant, das Blut, das an seinem Marinedolch klebt, hat seiner Ehre nicht geschadet. Der Vorgesetzte, der hier nach bürgerlichem Empfinden einen erbärmlichen und vor allen Dingen feigen Totschlag verübt hat, ist auch ferner berechtigt, einer exklusiven Klasse von Staatsbürgern anzugehören. Es verstößt nicht gegen die Ehre dieser Klasse, einen Untergebenen hinterrücks niederzustoßen, der honorige Täter wird auf zwei Jahre angenehmen Aufenthalt in einer Festung nehmen müssen, und dann, falls er nicht eher begnadigt wird, soll er zum Offizier ernannt werden. So denkt das Marine-Oberkriegsgericht als höchste richterliche Instanz, so denken die Offiziere, die Herrn Hüssener zu dem neuen Urteil ihre Glückwünsche gesandt haben."

Dies die Eindrücke der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung" von dem ungeheuerlichen Fall. Und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß sie damit auch die Empfindungen aller Deutschen wiedergibt, die noch in dem Boden der christlichen Ethik und der zehn Gebote wurzeln. Verfügte unser Volk — trotz vielfach erduldeter geistiger Mißhandlung von unten und namentlich von oben — nicht immer noch über einen beträchtlichen Schatz sittlicher Kräfte, so könnte der Geist, der aus einem solchen Urteile spricht, trostlose Zerrüttung und Verwirrung in seiner armen Seele anrichten. Aber Gott sei Dank, es fühlt und denkt in seiner Allgemeinheit immer noch natürlich und gesund genug, um eine solche — Manifestation als etwas ihm völlig Wesensfremdes und Unbegreifliches zu empfinden, dem es nur mit maßlosem Staunen gegenübertreten kann. Ich bezweifle nicht, daß die militärischen Richter aus ihren Anschauungen heraus nach

bestem Wissen und Gewissen geurteilt haben, aber eben von diesen Anschauungen trennt uns andere die unüberbrückbare Kluft einer ganzen Weltanschauung. Wem sein schlichtes Christentum noch etwas wert ist, wem noch die uralten ewigen Lehren im Herzen haften, die er einst von seinen Eltern und Lehrern über das, was Gut oder Böse, was Recht oder Unrecht, Ehre oder feige Niedertracht ist, empfangen hat, der steht hier vor einer völlig fremden, unverstandenen und unverständlichen Welt, von der und zu der kein Regenbogen eine Brücke der Versöhnung schlagen kann. —

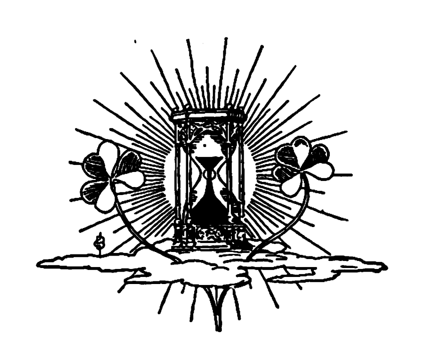
Das Oberkriegsgericht hat von einer Gefängnisstrafe abgesehen, weil damit eine Degradation Hüsseners verbunden wäre. Damit ist seine Offizierswürdigkeit außer Zweifel gestellt. Hüssener wird also, wenn es bei dem Urteil sein Bewenden haben sollte, nach Ablauf einer gewissen Zeit Offizier werden und als solcher die waffenfähige deutsche Jugend zu seinen hohen militärischen Pflicht- und Ehrbegriffen erziehen dürfen. Hüssener als Erzieher — ein tröstliches Vorbild, wie man diese „Pflicht- und Ehrbegriffe" mit einem frommen Christentum vereinigen kann. Für Hüssener gibt es nämlich ein solches Problem und solche Gewissensnöte nicht; in Hüssener verklären sich diese für uns andere unversöhnlichen Gegensätze zu schönster Harmonie. Denn Hüssener, der Erzieher, ist nicht nur ein Mann von approbierter militärischer Ehre und Pflichttreue, sondern auch ein frommer Christ, der, nachdem er einen angetrunken-fliehenden armen Kerl von hinten mit dem Dolche durch und durch gestochen, „frohen" Herzens gen Himmel schaut und seinen Herrgott und Heiland als Zeugen anruft, daß er eine gute Tat vollbracht. „Unter Anrufung Gottes des Allmächtigen und Jesu Christi des Erlösers" (!), so die konservativen „Dresdener Nachrichten", „versichert er seiner Mutter, daß er das ‚frohe' Bewußtsein habe, seine Ehre unverletzt erhalten zu haben. ‚Es ist traurig,' ruft er entrüstet aus, ‚daß man einen Offiziersaspiranten einsperrt, der nur seine Pflicht getan hat ...' So festgewurzelt ist dieser militärische Pflicht- und Ehrbegriff Hüsseners in ihm, so sehr gleichsam zu Fleisch und Blut geworden in ihm, daß eine Spur von wirklichem Schuldbewußtsein oder ehrlichem Reuegefühl nicht zu entdecken ist, weder in seinem Verhalten unmittelbar nach der Bluttat, noch während der Untersuchungshaft, noch vor dem Kriegsgericht erster und zweiter Instanz. Nachdem er den Kanonier Hartmann in Essen niedergestochen, bietet er auf der dortigen Polizeiwache Zigaretten an, raucht selbst eine und unterhält sich mit einem anwesenden Unteroffizier über die verschiedenen Achselklappen. (Sehr bezeichnend! D. T.) In dem angeführten Brief an seine Mutter konstatiert er, daß sein Schnurrbart (!) im Gefängnisse wieder sproßt und sein Aussehen ein blühendes (!) sei. In der Gerichtsverhandlung bemerkte er über sein Betragen auf der Wache in Essen in der Nacht der Tat: ‚Ich war äußerlich ruhig, aber innerlich ist man doch etwas aufgeregt, wenn man weiß, daß man einen Menschen verletzt hat.' Etwas aufgeregt! Aber diese Art Auf-

regung hat sehr bald der völligen Beruhigung Platz gemacht, die das Bewußtsein, pflichtgemäß und ehrenhaft gehandelt zu haben, verleiht. Hüssener war überzeugt, und nach dem endgültigen Urteilsspruche wird er es wohl erst recht sein, daß seine Auffassung von militärischer Pflicht und Offiziersehre die naturgemäße sei und einen Widerspruch gar nicht erfahren könne. Der Offizier vom Essener Bezirkskommando, der die erste Untersuchung führte, sagte, ihm die Hand drückend: ‚Sie haben im Gefühle der Pflicht gehandelt. Seien Sie ganz ruhig!‘ Das Endurteil bedeutet die Sanktionierung des Hüssenerschen Pflicht- und Ehrbegriffs."

Es bleibt also dabei: Hüssener als Erzieher. Der Gerichtsherr hat zwar in letzter Stunde noch Berufung eingelegt, aber selbst wenn ihr stattgegeben würde, könnte das den Eindruck des oberkriegsgerichtlichen Urteils nicht verwischen. Daß ein solches Urteil möglich war, nachdem der Ankläger 6 Jahre Zuchthaus und Ausstoßung aus dem Heere beantragt, überdies festgestellt hatte, daß das Ergebnis der Beweiserhebung in der zweiten Instanz für den Angeklagten noch viel ungünstiger ausgefallen sei als in der ersten; daß dem also „Gereinigten" sich die Hände beglückwünschender Kameraden, deutscher Offiziere, entgegenstreckten, spricht ganze Bände von der Zeiten Geschichte und wird so bald nicht aus dem Gedächtnis der Mitwelt schwinden. Ist darüber doch selbst das sonst so dickflüssige Blut patentiert-staatserhaltender und militärfrommer Blätter — mit Herrn von Boguslawski zu reden, dem das freilich in der „Tägl. Rundschau" leider wieder nicht anzumerken war — ins „Sieden" geraten. Und das will schon etwas sagen!

Sollte wirklich das deutsche Offizierskorps in seiner Gesamtheit oder auch nur in seiner überwiegenden Mehrheit zu dem Geiste und zu den Anschauungen sich bekennen, die aus dem oberkriegsgerichtlichen Urteile eine so unverständliche Sprache zu der ganzen bürgerlichen Welt reden? Ich möchte das denn doch nicht annehmen. Denn diese Annahme wäre gleichbedeutend mit der Feststellung, daß eine Verständigung zwischen bürgerlichen und militärischen Anschauungen dauernd ausgeschlossen sei. Eine solche ist nur möglich auf dem Boden der allgemein und ewig gültigen Rechts- und Moralbegriffe des Christentums, auf dem ja auch der Militärstand nach den Wünschen seines obersten Kriegsherrn stehen soll, und zu dem er sich auch nach außen immer mit großer Beflissenheit bekennt. Aber das Christentum muß ein ehrliches und innerliches sein, nicht die äußere Verbrämung äffisch-eitler und perverser „Ehrbegriffe", wie sie ein überhitzter Kastengeist bei Hüssener, dem Erzieher, gezüchtet hat und dort schon dicht an Gotteslästerung grenzt. Nie und nimmer wird das deutsche Volk, so lange es nicht ganz von Gott verlassen wird, zugunsten irgend welcher Kastenanschauungen und -anmaßungen, mögen sie sich nennen wie sie wollen, auf die Grundlagen seiner religiösen und moralischen, damit aber auch seiner sozialen und politischen Existenz und Existenzberechtigung verzichten. Sollte es je so tief sinken, dann

brauchte es auch keine Armee. Dann könnte es vom Erdboden vertilgt werden, und Gott und die Menschheit hätten nichts an ihm verloren. Damit aber hat es noch gute Wege. Bevor solches geschähe, würde sich wohl der Militarismus den allgemein gültigen christlich-bürgerlichen Rechts-, Ehr- und Moralbegriffen unterordnen *müssen*. Daß dies bald geschehe, ist eine Lebensfrage nicht nur für das Heil des deutschen Volkes, sondern auch für die innere Gesundheit und die äußere Kraft der Armee und ihr festes Wurzeln in dem Boden eines waffen*freudigen* Volkes. Nur mit den größten Opfern ist es möglich, die Armee zu erhalten und fort und fort auszugestalten. Ein waffen*verdrossenes*, ein militärfeindliches Volk wäre dauernd zu solchen Opfern weder fähig noch willig.





Ein Tonkünstlerfest.

Von

Artur Seidl-München.

Schon im Jahre 1882 einmal hat im Schweizerischen, damals in Zürich, eine auch vielbesuchte und vielbesprochene „Tonkünstlerversammlung" des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins" stattgefunden, deren persönlicher Mittelpunkt der greise Franz Liszt damals war. Diesmal weilte und lebte er nur mehr im Geiste, mit einer wundervollen Aufführung seiner prächtigen „Graner Festmesse" (unter dem hochbegabten Festdirigenten Hermann Suter, im herrlichen Münster), unter uns in Basel. Und zudem soll dies die letzte „Tonkünstlerversammlung" überhaupt gewesen, wird von „Tonkünstlerfesten" bald schon gar nicht mehr die Rede sein, da man für die Folge von diesen Jahresveranstaltungen des Vereins aus praktischen Erwägungen nur mehr als von „festlichen musikalischen und musikalisch-dramatischen Aufführungen" satzungsgemäß sprechen und in Zukunft neben den Fachleuten nun mehr das bessere Laienelement der ernsten Musikfreunde zu weit stärkerer Beteiligung an diesen „Tagen" mit heranziehen will. Und darum auch sprechen wir heute einmal davon an dieser Stelle, zu den „Türmer"-Lesern.

Es ist natürlich ganz unmöglich, auch wohl nicht unbedingt nötig, im knappen Rahmen der „Hausmusik" erschöpfend auf alle die musikalischen Genüsse und künstlerischen Ergebnisse einzugehen. Nur eben so viel in aller Kürze: daß die faktiöse Verketzerung des Namens Gustav Mahler in der musikalischen Öffentlichkeit angesichts des strahlenden Erfolges seiner großen, in ihrem technischen Aufbau wie ihren ideellen Zusammenhängen geradezu ergreifenden, „Auferstehungs-Sinfonie" (Nr. 2, C-moll): mit der selbständig-dichterischen Fortsetzung des bekannten Klopstock-Chorales „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'!" im Sinne eines pantheistischen, tief-philosophischen Glaubensbekenntnisses, — allenthalben als ein wahres „Verbrechen"

am heiligen Geiste der Kunst empfunden wurde; ferner, daß R. Strauß' lange für unmöglich gehaltene, unvergleichliche 16stimmige „Hymne" (nach Rückert) für gemischten Chor a capella, Dank einer gleich bewundernswert-sicheren wie lebensvoll-schönen Ausführung durch den Elitechor des „Basler Gesangvereins", sogar im geweihten Gotteshause, einen wahren Beifallssturm der Begeisterung bei den erkenntlichen Zuhörern auslöste bezw. auf der Stelle sogar wiederholt werden mußte; endlich, daß Max Reger mit seiner gewaltigen Orgelphantasie auf „Ein feste Burg" (in Karl Straubes meisterlicher Interpretation) sich als Bach Nr. II ganz gründlich in Respekt zu setzen wußte und Fritz Volbach mit seinen wirksamen „Stimmungsbildern nach bekannten Raffaelschen Gemälden" der zeitgenössischen Chorliteratur mit Orchester einen bemerkenswerten Beitrag zum „Madonnenideal in der Tonkunst", durchaus als ein „Mehrer des Reiches", bescherte.

Was sonst allenfalls die gute „Hausmusik" bei jenem Basler Feste noch gewonnen? . . . Auf diese naheliegende Frage läßt sich die erfreuliche Antwort geben: Hugo Wolf, Hans Pfitzner, auch Richard Strauß, der neue Guido Peters und der alte Chr. Sinding haben sich als gediegene Lyriker wiederum durchaus bewährt; Max Schillings hat nach Ernst von Wildenbruchs „Hexenlied" ein diskret vertontes Melodram geschaffen, das zwar zu Basel in reichem instrumentalen Gewande sich präsentierte und dortselbst das virtuose Meisterorgan keines Geringeren als Ernst v. Possarts zum deklamatorischen Interpreten fand, aber auch in einer Ausgabe für Klavier und Rezitation (bei R. Forberg) Verehrern dieses besonderen Genres sich darbietet; Felix Draesekes und Paul Scheinpflugs Kammermusik-Neuheiten werden schon ihres fremden, eigenartigen Stiles wegen für den Hausbedarf zu schwierig sein, hingegen dürften Jos. Laubers Violin-Sonate mit Klavier (B-dur, Nr. 3), sowie das Programm-Klaviertrio „Eine Bergnovelle" (nach Zahns „Bergvolk") von Hans Huber geschulten, fortgeschrittenen Dilettanten sich wohl empfehlen, und des neuerdings vielgenannten jungen Deutsch-Italieners Ermanno Wolf-Ferrari frisch-empfundene Violin-Klaviersonate (op. 10, A-moll) fortschrittlich gesinnten Spielern mancherlei erlesene Freuden bereiten. Auch ältere a capella-Gesänge (von Bruck, Wälrant, Liszt) und hübsche Minnelieder in „Madrigalform" (!) von Hans Kößler — für gemischtes bezw. Männerquartett — wurden zum besten gegeben. Und, daß wir's nicht vergessen! Auf dem von der Stadt Basel ihren Gästen so liebenswürdig gegebenen solennen Bankette wurden diese in aufmerksamster Weise mit den köstlichen, ganz einzig duftigen Reigenliedern des Genfers E. Jacques-Dalcroze „nebenbei" bekannt gemacht: entschieden der eigenartigsten, bodenständigsten Nummer von „schweizerischer Tonkunst" des ganzen Festes, welche von Basels lieblicher Jugend in weißen Kleidern, mit Blumen und Bändern, reizvollster Weise gesungen und ungemein anziehend graziös zugleich getanzt (richtiger: im Reigen gespielt) wurde. Es lohnte wohl, diese allerliebsten Stücke zartester Poesie und lebendigster Ästhetik

als einen natürlich-gesunden, wertvoll ergänzenden Beitrag zur „Kunst im Leben des Kindes“ auch nach Reichsdeutschland mehr zu verpflanzen.

Aber nicht nur die Tonkunst für sich kam zu ihrem Rechte — mitunter weit über Vermögen der Zuhörer sogar, es wäre zuversichtlich auch eine recht lohnende Aufgabe und ein ganz fruchtbares Unterfangen, die einzelnen, hier zu Worte gekommenen Komponisten nach ihren Texten und Dichtern einmal zu beurteilen, dabei zum Problem der „Programm-Musik“ vielleicht allerlei neue Anschauung nebenher zu gewinnen, oder aber aus einer bezüglichen Statistik entsprechende Rückschlüsse mit zu ziehen auf zeitgenössische Bewegung und Entwicklung. Und nicht nur Musik allein wurde gemacht bezw. der poetische Gesang gepflegt in diesen unvergeßlichen Tagen — auch bildende Kunst, die schwere Fülle, aus der Stadt Holbeins, Böcklins, Sandreuters, Stauffer-Berns, Albert Weltis, Meyers-Basel, Jakob Burckhardts u. a. durfte vom schönheitsdurstigen und lichthungrigen „Kulturmenschen“ dankbarlichst mit heimgenommen werden. Namentlich die intime „Kammermusik“, welche die sonst unsichtbaren, hierbei liberalerweise aber allgemein zugänglich gemachten, „Böcklin-Originalfresken“ im Pavillon des vornehmen Hauses Sarasin als Stimmung ausströmen, und die dekorative Dezenz, mit welcher sie die kongenial-erhebende, feine und zarte Begleitung zur etwaigen ernsten Musikübung in diesem weihlichen Tonsalon abgeben: namentlich sie werden dem verständnisvoll-empfänglichen, ernsten Tonkunstjünger eine bleibende, gar freundliche Erinnerung sein. Wollte man vollends auch den andren guten Geistern des Ortes, wie Nietzsche, Wackernagel, Vischer ꝛc., samt den von ihnen geweihten Stätten, der „Kunsthalle“ mit den berühmten Böcklin-Masken ꝛc., seine schuldige Reverenz machen, so mußte man sein bißchen freier Zeit schon tüchtig zusammen nehmen. Und nun gar erst alle die von einem umsichtigen Ortsausschuß uns bereiteten, geradezu bezaubernden Liebenswürdigkeiten der Baseler Einwohnerschaft! Nur eines: nicht ganz ohne Grund hat sich ein amüsanter Plauderer des Berner „Bund“ hernach darüber lustig gemacht, wie „soigniert“ die deutschen Tonkünstler des ehemaligen Liszt-Sturmes und Wagner-Dranges, mit den dazumal meist langen Haarmähnen, inzwischen geworden seien, zumal sie fast alle tadellose Gesellschaftstoilette, wo nicht sogar eleganten Frack und Claque, vorsichtig mit sich im Koffer geführt hätten. Er hätte fein auch noch bemerken können, wie viel stattliche „Professoren“-Titel man heute in ihrer Präsenzliste vorfinden kann, und wie ein gewisser Akademismus dieses zunehmenden Professorentums naturgemäß auch musikalisch in ihren Reihen mittlerweile da und dort gewachsen. Jedenfalls aber hat jener Mann durchaus nur recht, wenn er damit meinte und energisch wieder einmal daran erinnerte: zu sommerlichen Musikfestfreuden sollen wir doch zwanglos-fröhlich hier geladen sein — und nicht zu hochnotpeinlichen gesellschaftlichen Strapazen. Wir bitten darum herzlich auch: in Zukunft weniger gesellige Verpflichtungen! . . .

Was aber wohl sagt man noch dazu, daß wir Festgäste sogar, ehe wir

Basel überhaupt erreichten, als Durchzügler zu Karlsruhe bereits unser ganz besondres Erlebnis vorweg hatten? Felix Mottl war es, der durch offizielle Einladung seines kunstsinnigen Intendanten Exz. Dr. Bürklin die vorbeifahrenden Fachgenossen und Mitglieder des „Allg. D. M.-V." entgegenkommend zu einer jener bedeutsamen Opern-Uraufführungen gerufen hatte, wie sie eigentlich nur die Karlsruher Hofbühne streng im Bayreuther Festspielsinne heute zu bieten weiß. Es handelte sich um ein neues Werk des emsig-still schaffenden, völlig ungerechtfertigterweise leider noch immer fast unbekannten Bruckner-Schülers Fritz Klose — eine „dramatische Sinfonie" (wie er es etwas befremdlich, doch zuletzt nicht mehr unverständlich, nennt): „Ilsebill", nach dem uns allen wohlvertrauten Grimmschen „Märchen vom Fischer und syner Fru" auf Grund einer Anregung des Komponisten dichterisch geschickt in wohlmotivierte Handlung umgesetzt von Hugo Hofmann. Wir können getrost zum voraus bekennen, daß die ganze Schöpfung durchaus auf dem „rechten Wagner-Flügel" (nicht linken) steht und das „erlösende Werk" der Zeit auch mit ihr noch immer nicht gezeitigt worden ist; würde dieses unfehlbar doch erst dann hier gewonnen worden sein, wenn das „platte" Lokalkolorit und spezifische Märchenmilieu der See (nicht „des Sees", und nicht mit einem Süßwasserfisch wie dem „Wels"!) in aller naiven Einfalt strenge festgehalten, die stets unzufriedene Laune des Weibes ohne alle Größenwahnpathologie und Traumpathetik, überlegen-humoristisch ganz im Stile und Sinne der ursprünglichen Refrainerzählung und ihrer fein-symbolisch wechselnden Naturstimmung mehr leichthin (auch musikalisch) ad absurdum, d. i. im vorliegenden Falle nach dem „Pißputt" zurück geführt worden wäre. Wir dürfen dies, sage ich, unbedenklich konstatieren, und vielleicht noch einiges mehr dazu; denn es bleibt trotzdem genug des Erfreulichen, künstlerisch Reifen, poetisch Echten, musikalisch Fesselnden und szenisch Reichen dabei übrig, das uns eine gewisse Lebensfähigkeit der sehenswerten Neuheit doch verbürgen will, wenn anders der auswärtige Zensor, unähnlich seinem liberal-aufgeklärten Karlsruher Kollegen, gegen gewisse Stellen der fulminanten Papstepisode und der törichten Selbstvergottung des Weibes nicht mit kurzsichtigem Veto dazwischen fährt, und der Theaterrestaurateur gegen die polizeiwidrig pausenlose (2½stündige) Dauer des Abends nicht am Ende gar zum „Streik" greifen wird. Wie gesagt, dieses kleine, schmucke Karlsruhe, das doch gar niemals „Ruhe" gibt und in dem eigentlich künstlerisch immer „etwas los" ist, ist und bleibt doch eine ganz besondre Stadt. Es ist noch ein „schaffender" Ort, da neue musikdramatische Werke mit Hingabe produziert, von der Direktion wirklich angesehen, geprüft und — nicht nur endlich angenommen, sondern auch sorgfältig einstudiert und glücklich aufgeführt werden. Möchte es dort für alle Zeiten nur auch so bleiben und an recht vielen Plätzen in unserem lieben Deutschland alsbald recht ähnlich werden! . . .

Der geschätzte Leser, Musiklaie und Freund der Tonkunst, sieht nach alledem hoffentlich: es hat schon seine schätzenswerten Vorzüge, Mitglied des „All-

gemeinen Deutschen Musik-Vereins" zu sein. Und da er es nach dem soeben angenommenen Statut neuerdings sogar ganz „ordentlich" werden kann, läßt er sich vielleicht den Mund über all den „Basler Leckerli" gehörig wässerig machen und überlegt sich den (Karlsruher) Fall einmal! Der nächste Versammlungs- — Pardon! Musikfestort wird wahrscheinlich Weimar „in Deutschlands Mitten" sein.



Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?

Von

Dr. Karl Storck.

Zum Berliner Wagnerdenkmalsstreit hatte ich an diesem Ort nicht Stellung genommen. Es ist bereits viel zu viel Tinte um diesen „Fall" verspritzt worden. Die Enthüllung eines schlechten Denkmals ist bei uns ja längst leider keine tiefergreifende „Zeitfrage", sondern nur noch eine Tagesfrage. Der Fall tritt so oft ein, daß man sich kaum noch darüber aufregen darf. Aber zweierlei ist doch besonders scharf bei dieser ganzen Angelegenheit hervorgetreten, was als Zeichen der Zeit aufzufassen ist und über den Tag hinaus zu denken gibt. Einmal die protzige Anmaßung des Geldbeutels und dann das äußerliche Hinzudrängen so vieler, die innerlich gar nichts bei der Sache zu tun haben, die nicht die Sache, sondern nur sich selber bei der ganzen Angelegenheit suchen. Also auch hier auf der ganzen Linie jene Äußerlichkeit und jene Selbstsucht, die unser heutiges Kunstleben vergiften. Es gehört zum Ganzen, daß der heilloseste Byzantinismus auch hier sich vordrängt.

Die Geschichte dieses Denkmals ist ein lehrreiches Kulturbild aus dem Deutschland um die Wende des 19. Jahrhunderts. Erst ein Aufruf ans ganze Volk, einen seiner größten Meister zu ehren. Die Gelder flossen schneller zu, als jemals sonst bei einer solchen Gelegenheit, trotzdem kein innerer Grund zu finden ist, weshalb das Denkmal gerade in Berlin sein sollte, wo es an sich keine freien Plätze mehr gibt, wo man aber auch gar keiner besondern Beziehungen zu Wagner sich rühmen konnte. Nun, es ist ja auch schön, wenn man alte Sünden gut machen will. Kaum sind die Sammlungen etwas in Gang, da heißt es, ein großer Wagnerverehrer habe den Rest der nötigen Summe bewilligt. Auf gut deutsch hieß das, dem Schminke- und Puder-

fabrikanten Leichner dauerte die Geschichte zu lang. Er wollte nun einmal sein Denkmal haben; „ich kann's ja bezahlen," heißt's im hessischen Volkslied. Ich stand damals mit meiner öffentlichen Bekämpfung einer derartigen brutalen Anmaßung und dummen Fügsamkeit in der Presse ziemlich allein. Es stand dem Herrn Kommerzienrat ja frei, so viel Hunderttausende zu spenden, wie er Lust hatte. Je mehr Gelder für einen solchen Zweck zusammenflossen, um so besser. Andererseits, wenn er durchaus sein Wagnerdenkmal haben wollte, so hatte er sicher einen Privatpark, in dem er es aufstellen konnte, wenn nicht der Verpackraum für die Schminketöpfe und Puderschachteln besonders geeignet war. Sollte es aber ein Denkmal des deutschen Volkes für Richard Wagner werden, wie kommt dann ein Kommerzienrat dazu, zu sagen: „Ihr armen Teufel, behaltet eure Groschen, ich hab's ja, ich werd's bezahlen. Dafür werde ich aber auch die ‚janze Jeschichte' kommandieren." Das sagte der Herr Kommerzienrat nicht, das dachte er aber. Jedenfalls handelte er danach.

Es folgte nun jene Denkmalsgeschichte, über die man lachen könnte, wenn sie nicht so schmählich und traurig wäre. Da wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben, der Einlieferungstermin aber so kurz bemessen, daß von einem wirklichen Hineinleben in den Vorwurf gar nicht die Rede sein konnte. Das Ergebnis war so jämmerlich, daß man sich zu einem zweiten Preisausschreiben verstand. Aber natürlich nur zu einer engeren Konkurrenz. Auf die billige Weisheit, daß Leute, die ein erstes Mal nichts zu sagen gehabt hatten, auch einige Monate später keine Offenbarungen zu künden haben würden, ist man nicht gekommen. Übrigens war auch jetzt die Frist so kurz bemessen, daß der verhältnismäßig beste Entwurf mit dem Vermerk eingeliefert wurde, der Künstler sei nicht fertig geworden. Andere hatten sich überhaupt nicht beteiligt, da bereits allgemein gesagt wurde, Eberlein würde doch die Ausführung bekommen. Und so ist es auch geschehen. Der „phantasievolle" Eberlein erhielt eine Unterstützung, indem der Kaiser, der selber öffentlich kundgetan hatte, daß er zu dem „zu geräuschvollen" Wagner kein Verhältnis habe, eine Nebenfigur hinzufügte. Man erhielt ferner die Erlaubnis, das Denkmal im Tiergarten aufzustellen, allerdings unter der Bedingung, daß es nicht größer sein dürfe, als die bereits dort vorhandenen.

War schon dieser Akt so unkünstlerisch wie möglich, so bildet doch der zweite den Höhepunkt. Er ist noch nicht zu Ende, und man weiß nicht, was noch werden mag. Das Ganze ist ungefähr so, als ob Herr Kommerzienrat Leichner und Frau sich die Ehre gäben, zu ihrer Wagnerdenkmalsfeier einzuladen. Eine Heerschau der Gäste wirkt geradezu köstlich. Die Berliner Hochschule für Musik und Akademie der Künste, ein ultrakonservativer Berliner Universitätsprofessor standen sofort im Ausschuß. Wie kam das nur, wo doch alle diese Herren sonst immer und überall Gegner Wagners waren? Hofft man vielleicht darauf, daß ein neuer weltlicher Orden des Gralsrittertums begründet werden wird? Ach, um die leeren Knopflöcher!

Wagte einer, wie der alte, treffliche Hans Richter, Widerspruch gegen die ganze Art der Feier, so fuhr ihm Herr Leichner grob über den Mund. Er hat ja auch das Recht dazu. Wenn er eine Feier veranstaltet, so hat er doch auch zu bestimmen, wie's dabei zugehen soll. Übrigens hat Herr Leichner auch künstlerische Verdienste, und zwar nicht nur um die Masken der Darsteller. Er hat selber — es war wohl in Stettin — den Hans Sachs gesungen. Da muß er doch besser als der simple Kapellmeister Hans Richter wissen, was sich für eine Wagnergedenkfeier schickt.

Nun, man wird dabei ganz unter sich sein. Die eigentliche Wagnergemeinde hält sich zurück; dafür ist das Ausland reichlich vertreten. Es wird jeder einzelne Fall der Presse feierlich mitgeteilt, wenn ein Ausländer sein Erscheinen zugesagt hat. Das schickt sich so für den deutschen Michel.

Man hat leider von Bayreuth aus nicht entschieden genug jede Beteiligung an diesem von der Eitelkeit diktierten Feste abgelehnt. Erst in der letzten Zeit sind die Absagen erfolgt. Und von diesen wirken die mancher einzelner nicht als persönliche Akte, sondern als Folgsamkeit gegenüber dem Bayreuther Hausgesetz. Andere wieder, die vielleicht irgend eine tätige Mitwirkung zugesagt hatten, kommen nun in eine schiefe Lage, da sie nicht alle so unabhängig gestellt sind, daß sie ohne weiteres zurücktreten können.

Es zeigt sich auch hier wieder einmal die Schädlichkeit jener allzu engen Gemeindebildung, wie sie sich im ausgesprochenen Wagnerianertum kundgibt. Das verlangt ja schließlich das Aufgeben der eigenen Meinung. Man fühlt dabei immer noch nicht, daß diese maßlose Uberschätzung der Gesamterscheinung Wagners, die für ihn eine Sonder- und Ausnahmestellung gegenüber allen andern Erscheinungen der Kunstwelt verlangt, der böseste Feind einer echten Volkstümlichkeit Wagners ist. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in weiten auch gebildeten Kreisen unseres Volkes eine Art stiller Gegnerschaft wider Bayreuth besteht. Dieser enge Kreis gebärdet sich zu sehr als die wenigen Auserwählten unter den Berufenen und hat eine herablassende Geringschätzung oder Gönnerhaftigkeit gegen alles, was nicht Wagner oder die Wagnerianer betrifft, die schon manchen echten Verehrer Richard Wagners stutzig gemacht hat.

So kann man sich auch über Henry Thodes jetzt als Broschüre vorliegenden Vortrag: „Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?" (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.) weidlich ärgern. Es ist doch zu stark, wenn Palestrina, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Weber, Liszt, Mehul, Boildieu, — außerdem aber Goethe, Schiller, Heinrich v. Kleist, Hans Sachs, Shakespeare, Calderon bei der Wagnerfeier aufgeführt werden sollen, weil sie Wagner vorbereiten, und weil sich aus den Schriften des „Meisters" diese Aufführung rechtfertigen läßt. Daß diese Leute nicht fühlen, wie sie durch ihre Vergöttlichung der Wagnerschen Kunst jede segensreiche Weiterentwicklung unterbinden! Das „Dienen, dienen" Kundrys, das in den letzten Wochen so oft betont worden ist, hat nur dann Sinn, wenn wir der Kunst

dienen, nicht aber einer einzelnen künstlerischen Persönlichkeit. Gewiß ist die Treue Kurwenals ein herrliches Bild, unendlich höher aber steht jene Treue Brünnhildens, die durch sie nicht zur Sklavin wird. — Auf Einzelheiten der Broschüre will ich nicht eingehn. Nur eins. Thode führt aus, daß seit der Tragödie der Griechen wir niemals wieder das wahre Drama erreicht hätten, und zwar weil die „Bemühungen um das Drama an der Art des christlichen Stoffes scheitern mußten". Es sei eben einzig der Mythos, der sich zum Stoff des Idealdramas eigne.

Lassen wir diese Behauptung unerörtert. Setzen wir vielmehr zwei Stellen aus Thodes Schrift nebeneinander. Er sagt über Wagners Werk: „Die Zeit war erfüllt! Auf der tragischen Bühne von Bayreuth ward das Ideal des Dramas verwirklicht, das als ein ebenbürtiges neben das griechische tritt. Nicht mehr die ungestillte Sehnsucht Faustens nach der Helena, auch nicht mehr deren Entschwinden, als einer unhaltbaren und unfaßbaren Traumerscheinung — an die Stelle jenes Bildes ist für uns ein anderes gerückt: Siegfried, der die schlafende Brünnhilde erweckt, der Geist der Musik, der den Mythos zu neuem Leben beseelt! Über die Jahrtausende auf unser Erb und Eigen zurückgreifend, hat dieser Gewaltige uns unsere ursprünglichen Vorstellungen vom Göttlichen und Menschlichen wieder geschenkt und sie in alle Höhe und Tiefe unserer Weltanschauung einbeschlossen. Das war seine Tat!" Früher hieß es über die griechische Trägödie: „Sie wuchs empor aus den natürlichsten Bedingungen. Ein Mythos, dessen Leben nicht durch eine fremd hereindringende Religion zerstört ward, sondern der sich entwickeln durfte von dem ersten Schauen, dem ersten Gestalten der Natur in künstlerischen, nach dem Bilde des Menschen geformten Vorstellungen bis zu deren vollkommener Ausprägung in ewigen Typen! Dieser Mythos Inhalt der Religion und zu gleicher Zeit das geschichtliche Leben des griechischen Volkes in jeder einzelnen Gemeinsamkeit durchdringend! Aus ihm, aus dem Kultus ging die Dichtung hervor, die schließlich, umgestaltet, zur Tragödie werden sollte, aus den Chören der Dionysischen Feier entwickelte sich das Drama."

Man kann doch nun keinesfalls die Entwicklung von Wagners Drama, sein Verhältnis zum Mythos mit dem griechischen gleichstellen wollen. Unmöglich kann der germanische Mythos für uns jemals wieder dasselbe bedeuten, wie dem Griechen der seinige. Wozu wären wir denn seit mehr als tausend Jahren Christen. Und dazu noch ein von Wagner doch stark zurechtgemachter, mit ihm wesentlich fremden Gedanken erfüllter Mythos! Obendrein aber hatte die Musik sich erst durch die christliche Weltanschauung so weit entwickeln können, wie sie Wagner nun übernahm. Nein, unsere Vorstellungen vom Göttlichen und Menschlichen liegen ganz anderswo, als im altgermanischen Mythos. Und es ist, weiß Gott, für einen Nichtwagnerianer kein Grund, bei Shakespeare, Calderon, Goethe, Schiller, Kleist ein unvollkommenes Drama zu sehen, weil sie nicht zur musikalischen Verkündigung des Mythos gegriffen haben. Wenn man freilich so

arbeitet, wie Thode, wenn man von Goethes „Faust“ und von Dantes „Paradies“ behauptet, es sei hier „eine Steigerung des sprachlichen Vermögens, eine Durchdringung von Gefühl und Gedanke, davon wir sagen müssen: hier ist die Dichtkunst bis an die Grenze der Tonkunst gelangt, hier kehrt das Gedankliche in den dunklen Urgrund des Gefühls zurück, hier wird der Sprachlaut zum tönenden Element;“ wenn man dann noch feststellt, daß Dantes Dichtung in ihrem Wesen dramatisch sei — ich sage, bei solchen gekünstelten Gedankengängen wird man alles und jedes als Vorbereitung für Wagners Kunstwerk betrachten können. Da dieses dann obendrein die denkbar vollkommenste Erfüllung seiner Absichten darstellt, kann man ja einpacken. Wozu noch weiter streben; es ist ja alles da. Ich denke hier an einen mehr humoristischen, aber auch recht bezeichnenden Vorfall. Als die „Bayreuther Blätter“ eine Sammlung „Burenlieder“ zu besprechen hatten, hieß es: das sei ja sehr schön, aber das Verderbnisvolle der Machtgier, das Verhängnisvolle des Goldes sei in Wagners „Ring des Nibelungen“ viel überzeugender dargestellt. Man vermochte also diese kleinen Stimmungsbildchen nur im Maßstab der riesigen Tetralogie anzusehen. Wo soll uns das hinführen? Ein derartiges Einschwören auf den Meister heißt die Entwicklung hemmen und die Freiheit der Persönlichkeit unterdrücken. —

Und nun nochmals die Frage: Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Muß es wirklich immer ein Denkmal aus Erz oder Marmelstein sein? Könnte man nicht für Geisteshelden einmal eine geistigere Form der Verehrung finden? Sie müßte mit dem Wesen des Verehrten übereinstimmen. Richard Wagner hat so beredt die Bedeutung der Bühne für das Volk verkündet, er hat dieser Bühne in seinen Werken sein Bestes gegeben. Aber unser ganzes Theaterwesen ist heute auf eine Grundlage gebaut, auf der es nie gesund wirken kann. Wir haben keine Volksbühne, wir haben bloß ein Gesellschaftstheater. Das Ideal wäre es, diesen Zustand zu ändern, den Staat oder die Gemeinde zum Besitzer und Leiter aller Bühnen zu machen, die er in einer Weise führen müßte, wie die Schulen, die er auch — wenigstens dem Grundsatz nach — allen offen erhält. Und läßt sich dieses Ideal nicht so leicht und nicht so bald verwirklichen, so ließe sich doch bis zu einem gewissen Grade dem Ziel einer Volksbühne näherkommen. Wie in Frankreich der eine Charpentier das „œuvre de Mimi Pinson“ ins Leben gerufen hat, so laßt uns in Deutschland zu vielen ein Richard-Wagner-Werk stiften. Es handelt sich darum, ein großes Kapital zu sammeln, von dessen Zinsen für gewisse Festtage des Jahres die ganzen Theater oder ein großer Teil der Plätze gekauft werden können, die dann an Bedürftige zur Verteilung kommen.

Es kommt bei dieser Gelegenheit zu keinem Prunkfeste mit großem Hurra, Diner, Champagner und tönenden Tischreden. Aber Tausende und Abertausende, denen es sonst versagt bleibt, werden die erhebende Weihe der Kunst erleben. Sie werden einmal wenigstens im Jahre einen festlichen Genuß erhalten, der

in ihnen segensreich nachwirken wird für lange Stunden der Arbeit und Mühsal. Wäre das nicht das herrlichste Wagnerdenkmal, wenn an Wagners Geburtstag sämtliche Opern- und Schauspielhäuser Deutschlands unentgeltlich spielen würden, irgend ein Werk des Meisters selber oder eines andern unserer Großen. Einmal im Jahr das Theater zum Tempel machen, wohin die Armen und Mühseligen gehn, um sich zu erbauen, um einmal teilhaftig zu werden der Weihe der Kunst, während sie diese sonst zumeist in entweihten Formen kennen lernen. —

Muß dieser Plan wirklich ein Traum bleiben? Ich glaube es nicht. Er ist nicht so unerfüllbar, wie er aussieht. Nur natürlich von heute auf morgen ist er nicht zu erfüllen. Und wir müßten zunächst klein anfangen. Vielleicht hätten wir im ersten Jahr bei jedem Theater nur zwanzig bis fünfzig Freiplätze zu vergeben. Es tut nichts. Es müßte eben weitergearbeitet werden, bis das Ziel erreicht wäre. Hier bietet sich ein Wirkungsfeld für jeden. Der Millionär, wie der, der mit dem Groschen rechnet, kann sich betätigen. Nicht für ein totes Schmuckstück irgend eines Ortes, sondern für eine lebendige Verschönerung des gesamten Lebens unseres ganzen Volkes!



Nach dem Wettsingen.

Als Ergänzung zu unsern Ausführungen über Männerchorgesang und Wettbewerbe teilen wir hier die Einleitung des Briefes mit, den Professor Ernst Rabich, selber ein bedeutender Chorleiter, in den „Blättern für Haus- und Kirchenmusik“ über das Frankfurter Fest abstattet.

„Wer hätte nicht die Leistungen der meisten Männergesangvereine, welche beim Kaiserwettsingen aufgetreten sind, bewundert? Welche Summe von Arbeit und Talent offenbarte sich doch hier! Wenn man bedenkt, daß viele der Sänger nicht nach Noten singen können, sondern alles, was sie singen, auswendig lernen müssen, so bekommt man hohe Achtung vor dem Fleiß und der Ausdauer der Dirigenten und Chormitglieder. Vor dem Tag des Wettgesanges muß durch Monate hindurch bei allen beteiligten Vereinen eine bis aufs höchste gesteigerte Spannkraft die Mitglieder über sich selbst hinausgehoben haben.

„Ein großartiger Erfolg des Wettgesangs! Wie steht es nun nach dem Feste? Unendlicher Jubel herrscht bei dem ‚Berliner Lehrergesangverein‘. Hat er doch die Kaiserkette, den höchsten Preis, errungen. Der Kaiser selbst hat den Sieg des Vereins der Stadt Berlin telegraphisch angezeigt, ein Beweis, wie hoch er ihn einschätzt. Mit Ehren überhäuft sind die Sieger in Berlin eingezogen.

Aber die anderen Vereine! Der „Kölner Männergesangverein‘, der bisherige Inhaber der Kaiserkette, rangiert nun an zweiter Stelle: das Kleinod ist ihm genommen, er fühlt sich wahrscheinlich heute so gedemütigt wie nie vorher, und doch hat er so Großartiges geleistet und doch haben ihm Tausende zugejubelt! Mögen auch viele Zuhörer und er selbst überzeugt sein, daß er trotz seines Unterliegens heute noch der erste Männergesangverein Deutschlands ist, einerlei: der Stachel bleibt, und man muß nur wünschen, daß die Folgen nicht die Weiterentwicklung des ausgezeichneten Vereins hemmen. Die anderen Vereine, denen Preise zugefallen sind, der Sängerchor des Offenbacher Turnvereins, die Berliner Liedertafel, der Potsdamer Männergesangverein, die Concordia Aachen, der Lehrergesangverein Bremen, der Sängerbund Krefeld, die Liedertafel München-Gladbach, die drei Essener Vereine Sanssouci, Concordia und Männergesangverein werden teilweise sehr erfreut sein und gute Nachwirkungen in ihrem Vereinsleben spüren, haben sie auch das Ziel nicht ganz erreicht, so waren sie ihm doch nahe. Aber wie steht es mit den 23 Vereinen, die leer ausgegangen sind? Die Niedergeschlagenheit ist groß.

„Man tröstet sich, so gut es geht: man hatte eben Pech, man war numerisch zu schwach, man hatte ungünstig gewählt, man kannte die eigentümliche Akustik der Festhalle noch nicht, sonst hätte man sich anders aufgestellt, man machte eine derartige Sache zum erstenmal mit. Außerdem ist man noch gar nicht überzeugt, daß dieser und jener Verein, der einen Preis davongetragen, besser gesungen hat: Irrtum der Preisrichter vielleicht auf Voreingenommenheit u. s. w. u. s. w. Zuletzt sucht man aber doch noch einen Sündenbock für den Mißerfolg. Wer ist geeigneter dazu als der Dirigent? Nach ihrem Mißerfolg beim ersten Kaiserwettsingen in Kassel setzten die Hannoveraner ihren Dirigenten Bruno Hilpert ab. Werden sie jetzt, nach dem weit größeren Mißerfolg auch den Nachfolger Zerlett absetzen? Oder werden sie die Gründe ihrer Mißerfolge wo anders suchen? Hier haben wir die Kehrseite der Medaille, es ist sehr fraglich, ob die Vorteile eines Wettsingens die Nachteile desselben aufheben.“

Das tun sie zweifellos nicht. Denn auch jene Vorarbeit, die Professor Rabich so hoch einschätzt, erscheint uns viel mehr als geistlose Drillerei, denn als eine so bewundernswerte Steigerung der Kräfte. Es ist eine viel bessere Gelegenheit, diese regelmäßig zur Verschönerung des Gottesdienstes und der weltlichen Feste in der Heimat zu verwenden, als sie in der Fremde in wenigen Minuten zu verpulvern, um bestenfalls einen Preis zu gewinnen, andernfalls aber sich zu großen pekuniären Opfern noch Ärger und Verdruß zu holen.



Zu unserer Notenbeilage.

Die vier Lieder „Ein Sommer“ von Georg Vollerthun, die wir heute unsern Lesern in der ersten Veröffentlichung bieten können, gehören zum Schönsten, was mir seit langer Zeit an Liederkompositionen jüngerer Tonsetzer vor Augen gekommen ist. Ein wundervoller Fluß der melodischen Linie, hoher Reiz sinnlichen Wohlklangs, — dem Sänger wird ordentlich wohl, wenn er wieder einmal so recht „singen“ kann und nicht bloß deklamieren darf. Dabei aber nichts von ungesunder Sentimentalität, nichts, was an die berüchtigte Gattung der „Schlager“ oder „Reißer“ erinnern kann. Echt männliches Empfinden von jener etwas verhaltenen Glut, die viel nachhaltiger und tiefer geht, als schnell verflackerndes Glanzfeuer, und eine jedes Wort des Dichters glücklich erfassende Deklamation zeichnen diese prächtigen Lieder aus. Wir glauben, uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen noch öfter mit Gaben dieses hochbegabten Tonsetzers aufwarten. —

Von den Komponisten, die Arthur Seidl in seinem Bericht über das Basler Tonkünstlerfest erwähnt, werden wir Max Schillings, E. Jaques-Dalcroze und Hans Huber bereits in den ersten Heften des neuen Jahrgangs vorführen können. Pfitzner, Max Reger und Hans Kößler werden sich anschließen.



Tischbein und Goethe.

Zu unserer Kunstbeilage.

„Tischbein war bei mir. Ein köstlich guter Mensch. Ich fange nun erst an zu leben und verehre meinen Genius.“ So schrieb Goethe in der Nacht des 29. Oktober 1786, an dem er in Rom eingetroffen war, in sein Tagebuch. Als Goethe viele Jahre später die „italienische Reise“ beschrieb, da bestätigte der inzwischen Greis gewordene das Urteil des Mannes: „Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältnis ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart: wo hätte mir ein werterer Führer erscheinen können.“ Tischbein fühlte ebenso warm für Goethe. An seinen Gönner und geistigen Förderer Lavater schrieb der Maler: „Goethe war mir durch Sie und seine anderen Freunde schon ziemlich bekannt durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte, und ich habe ihn ebenso gefunden, wie ich ihn mir dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich bei dem lebhaften Empfinden nicht denken können und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet.... Ich freue mich, daß ich jetzt lebe, des Goethe und Lavaters wegen.“

Beide Männer wurden Freunde. Goethe fand bei Tischbein Unterkommen, sie besahen gemeinsam die Kunstschätze, und Goethe fühlte innige Dankbarkeit zu dem um zwei Jahre jüngeren Künstler, der ihm in so glücklicher Weise dazu verhalf, daß „sein heißer Durst nach wahrer Kunst gestillt werde". In dieser Absicht war Goethe ja nach Italien gekommen. Tischbein mit seinen regen literarischen und wissenschaftlichen Interessen, seiner Freude am Volkstum, seiner impulsiven, leicht empfänglichen Natur war der rechte Führer für einen Goethe, der Rom in seiner Ganzheit und Größe zu erfassen sucht. Das bestätigt Goethe selber, indem er sagt: „Ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen, als in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes."

Das schönste Denkmal dieses künstlerischen Verkehrs, der später leider eine Trübung erfuhr, ist das Bildnis Goethes, dessen alle Einzelheiten glücklich zeigende Wiedergabe unser heutiges Heft ziert. Unterm 29. Dezember steht in der „italienischen Reise": „In diesem (Tischbeins) Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Porträt zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft, auf einem umgestürzten Obelisk sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagne di Roma überschauend." Später rühmt Goethe: „Mein Porträt wird glücklich. Es gleicht sehr und der Ausdruck gefällt jedermann."

Seine italienischen Freunde haben Goethe damals viel besser verstanden als die deutschen. Das haben sie „Iphigenie", „Tasso" und „Egmont" gegenüber bewiesen, zu deren Höhe man sich in Deutschland nur langsam emporarbeitete. Auch dieses Bild zeugt für ein tiefes Erkennen. „Die große Gesetztheit und Ruhe", durch die Tischbein überrascht worden, kommt darin vorzüglich zum Ausdruck. Sie hat sich zu jener schönen Harmonie gesteigert, die Goethe in Italien gesucht hatte und als köstlichstes Gut für sein weiteres Leben aus dem Lande künstlerischer Schönheit nach Hause brachte. „Deine hiesigen Freunde lieben dich alle unbeschreiblich, und du lebst noch bei ihnen," schrieb Herder aus Rom an den wieder in Weimar lebenden Freund. Der fand dieses Gedenken durchaus billig. „Auch ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeit nicht aus meinem Herzen tilgen." Aber er hat es vermocht, der Erinnerung die Leidenschaft zu nehmen und die italienische Schönheit in den deutschen Norden, seinen Ernst und seine Tiefe hinüberzuretten, beide zu vereinigen.

Johann Heinrich Tischbein, einer der sieben Künstler, die diese Familie Deutschland geschenkt, war 1751 in Haina geboren. In Italien brachte er es zum Direktorposten der Kunstakademie in Neapel, den er bis zur Franzosenzeit trefflich verwaltete. Er kam 1799 nach Kassel, später nach Hamburg; in Eutin ist er 1829 gestorben.



Briefe.

L. F., L. — A. B., M. — H. B., W. — A. B., Berlin. — W. R., Z. i. E. — H. H., A.-C. Verbindl. Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

E. R., O. (Kr. R.) Besten Dank für die Mitteilung, für deren Verwertung sich vielleicht Gelegenheit findet. Frdl. Gruß!

F. H. H., P. Für die von Ihnen gemißbilligten Verhältnisse an den Wiener Hochschulen fehlt dem T. vorläufig noch jede Information. Auf alle Fälle könnte er „rohe Vergewaltigung einer überzeugungstreuen Minorität“ nur mißbilligen, von welcher Seite sie auch geübt würde. Daß Sie den T. auch dann zu schätzen wissen, wenn Sie einmal nicht seine Meinung teilen, ist ihm besonders wertvoll. Freundlichsten Gruß!

Pr. L., Z. Das ist ja interessant, daß nicht nur dem biederen Mecklenburg das im Juni-Tagebuch, Seite 562, mitgeteilte Mißgeschick passiert ist, sondern daß es auch über den Maßnahmen der Regierung des größten Bundesstaates waltet. Und Sie werden schon recht haben, daß diese drollige Rückständigkeit bei der massenhaften Herstellung der amtlichen Drucksachen wohl durch ganz Preußen geschleppt wurde. — Den mit Recht gerügten Konstruktionsfehler hat eigentlich das zitierte Wiener Blatt verbrochen; der T. hätte ihn freilich herauskorrigieren sollen. Für Ihre frdl. Gesinnung frdl. Dank und Gruß!

S. R., Gr.-L. Sie schreiben, Ihr vierzehnjähriger Knabe hätte Sie gefragt, wie es nur möglich wäre, zu wissen, wie Gott alles erschaffen habe, und Ihre Erklärung, daß es gewiß die Engel den ersten Menschen erzählt hätten, nicht für richtig halten wollen. Ja warum sagten Sie dem geweckten Jungen nicht auch die schlichte Wahrheit? Etwa in der Weise, daß die Menschen viel darüber nachgedacht haben, wie es gewesen sein mag, daß sie früher sich sehr konfuse Vorstellungen darüber machten (Babylon!), daß Gott dem Mose, der auch darüber nachdachte, den Gedanken aufgehen ließ, das werde Gott wohl alles ordentlich und schön geschaffen haben, und daß Mose diesen Gedanken in einem wunderschönen Liede — denn das ist 1. Mos. 1 — Ausdruck gab; daß wir heute manche Einzelheit besser wissen, aber in der Hauptsache auch noch nicht weiter sind, als daß Gott die Welt voller Ordnung geschaffen und den Menschen zuletzt als das höchste der Erdgeschöpfe hineingesetzt. Das wird auch ein vierzehnjähriger Junge wohl schon begreifen. Bücher über das Alte Testament für dieses Alter gibt es leider unseres Wissens nicht. Hackenschmidts „Licht- und Schattenbilder aus dem Alten Testament“ und Chr. Rogges „Nimm und lies“ setzen etwas gereiftere Leser voraus. Vielleicht sehen Sie sich einmal die ersten Predigten aus des letzteren „Mose und Christus“ auf Ihren Zweck hin an. Oder Sie kaufen Ihrem Sohne eine Schulbibel (Bremische Bibelgesellschaft 1902, Preis 2 Mk.), in der die anstößigen Stellen ausgelassen sind und auch eine sinngemäßere Einteilung als die alte Kapitel-Abteilung durchgeführt ist.



Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Berlin W., Wormserstraße 3**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist nur **ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



L. Richter pinx. Photogravure Bruckmann



SCHNEEWITTCHEN

Jeannot

Septembre

... en Fortschritt ...

Von

... Goette.


Photogravure Bruckmann



V. Jahrg. September 1903. Heft 12.

Über den sittlichen Fortschritt der Menschen.

Von

Rudolf Goette.

Die Frage, ob die Menschen sich sittlich bessern, gehört zu denen, an deren befriedigender Beantwortung man verzweifeln möchte; gleichwohl aber kann der denkende Verstand nicht umhin, sie immer von neuem aufzuwerfen.

Am leichtesten finden sich die Zeiten damit ab, in denen der Glaube für alle Rätsel die Lösung bietet. Die Frommen sind die Guten, ihnen ist das Heil beschieden. Im ältesten Christentum haben pessimistische Anschauungen nicht geringen Einfluß: dem Ende der Dinge geht ein grauenvoller sittlicher Verfall voraus; viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Die Aufklärung kommt zu einem andern Ergebnis. Die Vernunft muß den Menschen bessern, das Gute in ihm wird immer mehr die Oberhand gewinnen. Jean Jacques Rousseau allerdings ist von der geraden Straße des Zeitgeistes abgewichen. Die Verkehrtheit und Verderbtheit der gesellschaftlichen Zustände erweckten in ihm die Meinung, daß der Fortschritt zum Guten und zum Glück in umgekehrter Richtung, in einer Rückkehr zu einfachen Verhältnissen zu suchen sei. Darin, daß er der Menschennatur die Fähigkeit zum Guten unbedingt zutraut, hängt er mit den Gesamtanschauungen des erkeimenden Libe-

ralismus zusammen. Diese finden ihren kennzeichnendsten Ausdruck in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780). Als einziges Mittel der Erziehung der Menschheit wird hier die göttliche Offenbarung erkannt: die Israeliten wurden von Gott in der Zeit des Alten Bundes allmählich zu einem geläuterten Gottesglauben hingeführt, um wiederum der übrigen Menschheit die Wege zu weisen. Das Neue Testament dient dazu, die Menschheit zu einer würdigen Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele zu befähigen. Der in der Gotteserkenntnis fortgeschrittene Verstand ist berechtigt, sich von allen dogmatischen Satzungen zu befreien, die ihm zu Fesseln geworden sind. Ihm bleiben, wenn er die höchste Stufe erklommen hat, nur der Glaube an Gott und an die Fortdauer der Seele bestehen. Durch Übung an geistigen Gegenständen sollen wir zu völliger Aufklärung gelangen. Diese erst wird in uns diejenige Reinheit des Herzens hervorbringen, welche zu selbstloser Tugend befähigt. Durch Aufklärung allein wird also die wahre Sittlichkeit erschlossen. Daß die Religion Sache des Herzens ist und wesentlich im Gefühl, in der Empfindung ruht, mußte erst zwanzig Jahre später durch Schleiermacher mit wissenschaftlicher Schärfe klargestellt werden.

Umfassender als Lessing hat Kant die Frage in einer kleinen Schrift über die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784) behandelt. Der Aufsatz ist durch die Schärfe, mit der das schwierige Problem angefaßt wird, zu einem Marksteine in den Untersuchungen über die Möglichkeit sittlichen Fortschritts geworden.

Die menschlichen Handlungen sind nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt; das ist der Ausgangspunkt der Untersuchung. Der menschliche Wille an sich ist frei, aber seine Äußerungen sind durch Kausalitätsgesetze gebunden. Das Treiben der Menschen auf der Weltbühne im großen findet Kant alles aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt. Er will nun einen Leitfaden für eine Weltgeschichte aufsuchen, die einen bestimmten Plan der Natur in dem scheinbar regellosen Spiel menschlichen Handelns entdeckte und nachwiese. Die Naturgeschöpfe haben die Bestimmung, ihre Anlagen vollständig und zweckmäßig zu entwickeln. Wo dies, wie beim Menschen, innerhalb der Lebensdauer des Einzelwesens nicht im entferntesten möglich ist, muß sich diese Fortentwicklung innerhalb der Gattung vollziehen. Zum Beweise wird die äußere Erfahrung herangezogen und zu deren Ergänzung auf die menschliche Vernunft verwiesen, der die Annahme widerstreitet, daß die Welt zweckmäßig im einzelnen, aber zwecklos im ganzen angelegt sei. Der Mensch ist von der Natur darauf angewiesen, alle seine Fähigkeiten aus sich selbst heraus zu entwickeln, vermöge seiner tätigen Vernunft, im Widerstreit mit seinesgleichen wachsen ihm die Kräfte. In seiner Auffassung der Natur des Menschen wandelt Kant hier in Hobbes' Bahnen. Wir sind von Haus aus ungesellig und haben das Verlangen, alles nach unserm Sinne zu richten. Der Widerstand, den wir bei andern finden, treibt uns,

den angeborenen Hang zur Faulheit zu überwinden; durch Ehrgeiz, Herrschsucht oder Habgier angespornt, streben wir darnach, uns unter unseren Mitmenschen, die wir nicht leiden können, hervorzutun. In diesem vielfachen Zwiespalt kommt dann der Staat durch eine pathologisch abgedrungene Zustimmung zustande. Als Ziel der staatlichen Entwicklung bezeichnet Kant die Aufgabe, eine allgemeine, das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft zu begründen. Bei größtmöglichster Freiheit müßten doch die für des Ganzen Wohlfahrt notwendigen Grenzen genau bestimmt sein. Die Schwierigkeit für Kants vollkommene Gesellschaft besteht vor allem darin, daß das höchste Oberhaupt ein Mensch, aber ein gerechter Mensch sein soll. Ihr Bestand ist ferner davon abhängig, daß unter den verschiedenen Staaten ein gesetzmäßiges äußeres Verhältnis hergestellt wird. — Auch auf der Weltbühne wird — so fährt Kant fort — der allgemeine Widerstreit zur Einigung führen. Die Last der Rüstungen und Kriege, die Gefahren der Unsicherheit werden endlich zum Wohle der Menschheit die Begründung eines großen Völkerbundes erzwingen, vor dem die Streitigkeiten der Staaten nach Rechtsgrundsätzen zum Austrag gebracht werden. Die Geschichte kann man als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, welcher die Menschheit diesem Ziele entgegenleitet. Die äußere Möglichkeit, daß unser geschichtliches Leben ziellos als eine Kette von Zufällen verlaufe, daß unserer Kultur ein Rückgang, eine barbarische Verwüstung bevorstehe, leugnet Kant nicht; er meint nur: die Vernunft zwingt uns, aus der Zweckmäßigkeit der Natur in den einzelnen Teilen auf eine zweckvolle Gesamtentwicklung zu schließen.

Betreffs der Aussichten eines Völkerbundes führt er aus, es komme darauf an, ob die Erfahrung etwas von einem solchen Gange der Naturabsicht entdecke. Für eine derartige Entwicklung spricht aber folgendes: Die Staaten dürfen bei der allgemeinen politischen Spannung nicht in der Kultur nachlassen, um nicht an Macht zu verlieren. Aus Rücksicht auf die äußere Wohlfahrt darf bürgerliche Freiheit nicht angetastet werden. Um den Untertanen alle möglichen Wege des Erwerbs zu öffnen, müssen die Regierungen ihre Freiheiten mehren.

Zur Deutung der Herkunft dieser freihändlerischen Auffassung darf man auf Kants Königsberger Kollegen Kraus hinweisen, einen der einflußreichsten Vertreter der Freihandelslehre in Deutschland, mit dem der Philosoph gern verkehrt hat. Noch in den allgemeinen Weisungen, welche der „Verordnung wegen verbesserter Einrichtungen der Provinzial-Polizei- und Finanzbehörden" vom 26. Dezember 1808 beigegeben werden, hallen solche Anschauungen vernehmlich nach.

Aus der Religionsfreiheit, fährt Kant fort, entspringt Aufklärung. Diese wird bessern, denn der aufgeklärte Mensch muß am Guten einen gewissen Herzensanteil nehmen, weil er es vollkommen begreift (!). Die Besserung muß sich auf die Regierungen und ihre Grundsätze ausdehnen, und sie werden die

Bemühungen ihrer Untertanen um Herstellung gerechter Verfassungen wenigstens nicht hindern. Endlich wird der Krieg bei der steigenden Schuldenlast der Staaten und der Vervielfältigung des Erwerbslebens immer tiefer in alle Verhältnisse eingreifen; auch die nicht kämpfenden Staaten des Weltteils werden derart von der wirtschaftlichen Krisis eines Krieges bedroht werden, daß sie sich mit Rücksicht auf ihr eigenes Wohl als Schiedsrichter anbieten müssen. Das Gefühl einer solchen Umwälzung, das sich in allen Gliedern regt, denen an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, erweckt die Hoffnung, daß ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand dereinst zustande kommen und alle Anlagen der Menschheit entwickeln werde.

Auch bei Kant spielt die Anschauung, daß Erkenntnis sich müsse in Tugend umsetzen lassen, eine Rolle; die Schrift überragt aber die Durchschnittshöhe der ethischen Bildung des 18. Jahrhunderts um ein Bedeutendes. Der Zusammenhang zwischen Staat und Gesellschaft ist klar erkannt, den sonst jenes Zeitalter außer acht zu lassen liebte. Allerdings fordert auch manches zum Widerspruch heraus. Es genüge hier der Hinweis, daß der Schlüssel zu Kants eigenartigem Standpunkt in seiner halb mystischen Scheidung zwischen reiner, an sich untrüglicher Vernunfterkenntnis und empirischem Wissen, der Erfahrung, liegt, welche letztere dem Irrtum unterworfen ist. Nur die reine Vernunft vermag unser Tun dem Zweck der Gattung gemäß zu bestimmen; deshalb muß der Wille des Menschen, der unter der Einwirkung seiner angeborenen (empirischen) Neigungen steht, dem Gesamtwohl zuwider sein. Was über Verfassungen und völkerrechtliche Fragen gesagt wird, mutet höchst modern an. Ein seherhafter Scharfblick für die Bedingungen der künftigen Entwicklung gewinnt uns Bewunderung ab. Auch in der Scheidung zwischen konventioneller, gesellschaftlicher Moral, auf deren Hebung vertraut wird, und der wahren Sittlichkeit, der Sittlichkeit des einzelnen, ist das Gesicht der sinnenden Muse des großen Königsbergers der Zukunft zugewendet. Gleichwohl wird man die drei bisher erwähnten Denker — Rousseau, Lessing, Kant — als die typischen Vertreter der Anschauungen des 18. Jahrhunderts in dieser Frage ansehen können; die heutige Ethik wird ihnen gemeinsam vorwerfen, daß sie, wie jener große athenische Weisheitslehrer, den Wert der bloßen Einsicht überschätzen und zu wenig beachten, daß die Antriebe der menschlichen Handlungen vor allem im Empfinden, Begehren, Fühlen und Wollen liegen. Die ungleiche Ausführlichkeit, mit der Rousseau, Lessing und Kant behandelt wurden, dürfte dem Gedankenwerte ihrer Schriften für die heutige Soziologie entsprechen; wollte man sie nach der Einwirkung abschätzen, die sie auf ihre Zeit ausübten, dann müßte die Wertung eher die umgekehrte sein.

In dem gleichen Jahre mit Kants Abhandlung erschien der erste Teil von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Welche Blößen auch dieses Werk einer scharfen Kritik bot — die ungnädige Beurteilung Kants hat seinem Verfasser ärgerliche Stunden genug bereitet —, es er-

hebt sich doch in seinen Grundanschauungen über den Gedankenkreis des Jahrhunderts der französischen Umwälzung und führt hinein in die Gesellschaftslehre des 19., und zwar durch die Idee der Entwicklung, die es kraftvoll ergreift. Der umfassende Plan, der alle Weiten des organischen Lebens überschauen will, führte zu einer induktiven Betrachtungsweise, und es ergab sich, wenn auch in unsicheren, teils zu kühnen, teils verschwommenen Linien gezeichnet, der Gedanke einer stufenweisen Vervollkommnung der Lebewesen:

Die Klassen der Geschöpfe werden um so zahlreicher, je weiter sie sich ihrer Bildung nach vom Menschen entfernen; je näher ihm, desto weniger werden die Gattungen der sogen. vollkommenen Tiere. Diese letzteren haben alle mehr oder weniger Ähnlichkeit mit ihm, die Natur scheint alle Lebendigen auf der Erde nach einem Hauptplasma gebildet zu haben. Der Mensch ist ein Mittelgeschöpf unter den Tieren, die ausgearbeitete Form, in der sich Züge aller Gattungen im feinsten Inbegriff sammeln. Der Vorzug des Menschen hängt ab von seiner vollkommeneren Organisation im ganzen und zuletzt von seiner aufrechten Stellung.

Niemand unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe. Entweder irrte der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und in der Organisation, oder der Zweck geht über unser Dasein hinaus, und die Erde ist nur ein Übungsplatz, eine Vorbereitungsstätte. Eine gottähnliche Humanität ist die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit.

Der Mensch ist das Mittelding zwischen zwei ineinander übergreifenden Systemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisation mehr übergehen, oder er müßte rückwärts und im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reiche der wirksamen Güte ruhen darf; also muß ihm eine Stufe bevorstehen, die so dicht an ihm und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, ans Tier grenzt. Wahrscheinlich sproßt der künftige Zustand aus dem jetzigen so hervor, wie der unsrige aus dem Zustande niedrigerer Organisationen.

Gegen Kants Wertung des Menschen wendet Herder folgendes ein: Allerdings, der Mensch, der einen Herrn nötig hat, ist ein Tier; sobald er aber in Wahrheit Mensch wird, bedarf er keines eigentlichen Herrn mehr. Die Gottheit grub ihm ihr Bild, Religion und Humanität, in die Seele; das Reich dieser Anlagen ist die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde.

Der Staat spielt in dem Denken des Begründers der modernen deutschen Geschichtsphilosophie eine geringe Rolle: Alle Regierungen sind nur aus Not entstanden und um dieser fortwährenden Not willen da. Der Ursprung der meisten ist Gewalt; aber ohne Nationalcharakter ist kein Leben in ihnen; der natürlichste Staat ist ein Volk mit einem Nationalcharakter. Wie eine vollkommene Verfassung beschaffen sein müßte, wagt Herder nicht anzudeuten, er

scheint den Staat im Grunde, wie es Wilhelm v. Humboldt tat, als eine zeitweilig unentbehrliche Zwangsanstalt anzusehen, deren Wirksamkeit durch das Erblühen der Humanität mehr und mehr ersetzt werden soll.

Den kühnsten Ausdruck finden seine Ideen am Eingang des Werkes: Vielleicht könnte ein Wandelgang auf mehr als einem andern Stern das Los und der Fortschritt unseres Schicksals sein, oder es wäre vielleicht gar unsere Bestimmung, mit allen zur Reife gelangten Geschöpfen so vieler Schwesterwelten Umgang zu pflegen.

Der Zukunft gehört Herder nicht zum wenigsten an durch einen unverwüstlichen Optimismus betreffs des geistigen und sittlichen Fortschritts der Menschheit; die Entwicklungslehre, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf naturwissenschaftlicher Grundlage deutlichere Gestalt gewann, hat er in weiten Umrissen vorgezeichnet.

Im 19. Jahrhundert nimmt die Forschung, die sich an die Frage des sittlichen Fortschritts heranwagt, veränderte Formen an. Die naturwissenschaftliche Methode gewinnt beständig an Einfluß. Nicht mehr ein kühnes Ringen mit dem Problem, ein Adlerflug des Geistes in entlegene Sphären; man bemüht sich vorerst, eine Fülle von einzelnen Tatsachen zu sammeln, und daraus zieht man behutsam seine Schlüsse. Das induktive Verfahren leitet zum Positivismus. Dieser versucht in Comtes System (Cours de philosophie positive, 1830—42) für die Entwicklung der Menschheit ein Gesetz aufzustellen und unterscheidet drei Zeitalter, das theologische, das metaphysische und das Zeitalter der Vollendung, des Positivismus, die sich im Dasein der Einzelpersönlichkeit, der Völker, wie auch der Menschheit ablösen.

In dem theologischen Zeitalter war den Menschen das Dasein etwas Unbegreifliches, von dessen Lebenskräften sie keine Ahnung hatten; sie suchten in den Göttern oder auch in einem Gotte eine Ursache allen Geschehens; die Gottheit war ihnen gleichsam der Schlüssel zu einer dunklen Pforte, an dessen Kraft sie glaubten, obwohl sie das Tor nicht zu erschließen vermochten. Die Staatsform dieses Zeitalters ist das unumschränkte Königtum.

In der metaphysischen Ära erwacht der Mensch zum Bewußtsein seiner eigenen Würde. In der Welt erkennt er das Abbild schöpferischer Gedanken, an die Stelle der geheimnisvollen Offenbarung tritt ihm die leuchtende Schönheit der Idee. Aber die metaphysischen Begriffe, mit denen er sich behilft, führen zu keiner eigentlichen Lebenserkenntnis; es ist im Grunde doch nur eine verschleierte theologische Weltbetrachtung. Dieses Zeitalter bringt die konstitutionelle Monarchie hervor, die niemals zu einem unverfälschten Ausdruck des Volkswillens gelangt und die ganze Unzulänglichkeit der Epoche an sich trägt. So ist dieser Ära des Übergangs die kürzeste Lebensdauer beschieden.

Die Welt, wie sie ist, zu erkennen, bleibt die eigentlichste Aufgabe des Menschen. Daher dringt er allmählich, auf sicher erkannten Tatsachen fußend, zu den Gesetzen vor, denen alles Sein unterworfen ist. Ihm gilt hinfort nur

das als sicher, was er mit Bestimmtheit erkannt hat. In dieses Zeitalter beginnen wir nach Comte einzutreten. Er erwartet von ihm die Vollendung der menschlichen Lebensformen, die höchste Steigerung der sittlichen Persönlichkeit. An Stelle des Trugbildes eines Konstitutionalismus tritt die Kritik der Regierungen durch die öffentliche Meinung. Dann aber setzt sich die positive Weltanschauung doch wieder in eine Mystik um. Ein Reich der Erfüllung wird erwartet und in das Diesseits verlegt. Comte selbst betrachtete sich schließlich als das Haupt einer Sekte. Bei Saint-Simon und seinen Anhängern erscheint die Schwärmerei zu messianischen Erwartungen gesteigert.

Auf diesen Taumel mußte ein Erwachen zu nüchterner Überlegung folgen. Die zum Klassenbewußtsein herangewachsene Sozialdemokratie vergaß die Träumereien ihrer Anfänge und begann einen erbitterten Kampf gegen das Kapital. Die Wissenschaft gab allzu verwegene Konstruktionen auf und vertiefte sich immer mehr in genaueste Einzelforschung. Aus der Verbindung mit der Philosophie und den geschichtlichen Wissenschaften löste sich die Soziologie ab, welche einzig den Bau der menschlichen Gesellschaft zu untersuchen beflissen ist. Die Wissenschaft der Zahlen erschien als das Sicherste, die Statistik ward immer mehr zur Grundlage aller Berechnungen. Aber wenn auch die Mystik schwand, eine dauernde Einwirkung der Entwicklungslehre blieb: gleichsam über der nüchternen Berechnung der Zahlen schwebt die Voraussetzung eines Fortschrittes der Menschheit, in materieller, geistiger und sittlicher Hinsicht.

Nach ruhig und vorsichtig abwägender Methode wendete Herbert Spencer die Entwicklungslehre auf die Soziologie an. Wie Comte für die erste, hat er für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in diesem Betracht die Hauptgedanken der Zeit geformt. Zwischen beiden liegt als notwendiges Bindeglied ein folgenreiches wissenschaftliches Ereignis: die Entdeckung von der Erhaltung der Kraft durch Helmholtz und Robert Mayer (1854). Spencers Standpunkt läßt sich etwa folgendermaßen kennzeichnen: Unser Denken fordert den Glauben an ein absolutes Wesen, an eine allem innewohnende Kraft. Die Erhaltung der Kraft ist die notwendige Voraussetzung aller Wissenschaft, die Wahrheit, aus der alle anderen Wahrheiten hervorgehen. Die Hauptäußerungen des Absoluten sind die Entwicklung (evolution) und die Auflösung (dissolution); erstere ist Ausbreitung der Bewegung und Wachstum, letztere Verfall und Zersetzung. In diesem Rhythmus von Kräften der Anziehung und Abstoßung stellt sich das Leben des Weltalls dar. Das Gesetz der Entwicklung duldet keine Sonderung zwischen Geist und Materie; das gegebene Zuständliche bringt die Persönlichkeit hervor. Das Bewußtsein ist aus niedern Lebensformen erblüht; dieser Vorgang besteht in einer Anpassung des Innern an das Äußere; die allgemeinen äußern Verhältnissen haben dem geistigen Dasein ihre Formen aufgeprägt. Verwandte Anschauungen versuchte ja Karl Lamprecht in die Geschichtswissenschaft einzuführen; er mußte sich aber sehr bald dazu verstehen, Zugeständnisse zu machen, die das Prinzip durchlöchern. — Auch die Sitten-

lehre beruht nach Spencer auf dem gleichen Gesetze. Der eigene Vorteil muß mit dem Leben für andere in Übereinstimmung gebracht werden: man dient sich selbst am besten, indem man fremdes Wohl erstrebt. Das größte Glück der größten Zahl ist Ziel. Die wesentlichste Ursache des gesellschaftlichen Fortschritts ist die Veränderung der menschlichen Natur; sie wird durch die beständige Zucht des Lebens mit andern bewirkt, das die Gemütsart des einzelnen mehr und mehr mit den Anforderungen der menschlichen Gesellschaft in Einklang bringt. Wenn auch die Entwicklung, die jetzt vorherrscht, von ihrem Höhepunkt aus in Auflösung übergehen muß und unser Sonnensystem auslöschen wird, so kann doch nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft die rhythmische Bewegung nie aufhören. Eine unendliche Reihe von Entwicklungs- und Verfallzeiten steht unserer Welt bevor.

Im Anschluß hieran sei noch ein Überblick über die Anschauungen unserer Zeit in der Frage des sittlichen Fortschritts (nach Julius Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung, Stuttgart 1892) gegeben.

Von der Mehrzahl der Forscher, die sich in dieser Frage eine bestimmte Meinung gebildet haben, wird ein sittliches Fortschreiten angenommen, so von Buckle, Guizot, Herbert Spencer, Rümelin, Darwin, Schäffle. Als die treibende Kraft wird dabei vorzugsweise die zunehmende Einsicht, dann auch der Kampf ums Dasein und die Sozialisierung der Gesellschaft angesehen. Im allgemeinen herrscht die Neigung vor, zwischen exotischer und esoterischer Moral zu unterscheiden, wobei unter ersterer das verstanden wird, was Kant als Legalität des Handelns bezeichnet. Ihr Wachstum erscheint gewisser als das der letzteren, der innern Sittlichkeit. Mehrfach wird geradezu angenommen, daß nur die äußere Moralität der Gesellschaft zunehmen könne, daß hingegen der Einzelmensch in seiner sittlichen Entwicklung immer wieder von vorn beginnen müsse. Der Fortschritt der gesellschaftlichen Moral jedoch wird durch die Ausbildung und Verfeinerung des Mitleids, die höhere Schätzung des Menschenwertes, die Zunahme der Schamempfindung und der Rücksicht auf den Mitmenschen verbürgt. Die neuere, auf physiologischer Grundlage erbaute Seelenlehre hat so dahin geführt, an die Stelle der einseitigen Verstandeserkenntnis, die das Zeitalter der Aufklärung fast allein als Beweggrund des Fortschritts berücksichtigte, die Gesamtheit sittlicher Antriebe in Rechnung zu ziehen. Nach Wolfs eigener Meinung endlich sind die Triebkräfte des sittlichen Fortschritts nicht einfacher Natur. Er findet sie in den Ansprüchen der aufwärts strebenden Stände, der Selbstkritik der herrschenden Klassen und der zwischen beiden vermittelnden Einsicht.

Wenn für die Durchschnittsmeinung neuerer Forscher auch gewichtige Tatsachen ins Feld geführt werden, so ist damit der Widerspruch doch nicht entwaffnet. Gegen eine Trennung der gesellschaftlichen und der persönlichen Sittlichkeit lassen sich mancherlei Bedenken erheben, und dem Plus, das für einen gesellschaftlichen Fortschritt spricht, steht zweifellos auf der andern Seite

ein Minus gegenüber. Gewisse Erscheinungen unseres Kulturlebens, Ausbrüche der Bestialität und des Satanismus, die Zunahme der Verbrechen innerhalb gewisser Volks- und Zeitgebiete, manche Nachtseiten der gewerblichen Entwicklung sprechen eher für einen Rückgang. (Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich" erweist eine Zunahme der Kriminalität von 1882—95, von da ab bis 1899 eine gelinde Abnahme.) Nicht umsonst ist der philosophische Pessimismus noch eine Macht in unserm Geistesleben. So soll hier zuletzt eine Ansicht zu Worte kommen, die in scharfem Gegensatz zur Durchschnittsmeinung der Sozialpolitiker steht. Rocholl gibt im zweiten Bande seiner Geschichte der Philosophie (Gött. 1893, S. 477 f.) eine Darstellung vom endlichen Verlauf der Weltgeschichte, in der er folgendes ausführt:

Entweder durch den Sieg des Sozialismus oder durch weitergehende Entfesselung des geschäftlichen Wettbewerbes wird unter dem weiteren Umsichgreifen einer materialistischen Weltanschauung eine Rückbildung der Kultur, eine Zersetzung der Gesellschaft herbeigeführt. Die Geschichte greift auf die Grundschicht turanisch-mongolischer Völker zeitlich und örtlich zurück. Verfasser deutet auf das wilde Gemenge von Tier und Mensch in der Kunst dieser Völker hin und schließt daran die Behauptung: Die Menschheit muß zu einem Teil in dies Bewußtsein entsinken, in welchem das Auge, das menschliche, kaum noch aus dem eklen Knäuel des Tierischen hervorblickt. Im Menschen findet das Finstere immer neu seine Mittel und seine Offenbarung. Aus der Humanität wird Bestialität. In dieser Wirrnis wird die kleine Gemeinde der wahren, von oben geoffenbarten Humanität einsam stehen. Eine neue Christenverfolgung beginnt. Vom Hilferuf der Geängsteten und Gefolterten widerhallen Arena und Katakomben der Erde. Aber der Menschensohn erscheint am Ende aller Dinge von neuem. Seine Erscheinung ist scheidend und entscheidend, sie ist das Gericht. Er umgibt sich mit der nach seinem Bilde geformten neuen Menschheit. Mit der Menschheit werden Himmel und Erde neu verklärt. Die Katastrophe geht nicht von der Materie, sondern vom Geist aus.

So Rocholl. Es ist die Mystik der Apokalypse und des Augustinischen Gottesstaates, für die eine sittengeschichtliche Darstellung vom Verlauf der großen Völkerbewegung bis auf die Gegenwart nur als Grundlage dient. Ein Versuch, diese Anschauungsweise wissenschaftlich zu begründen, liegt nicht vor. Es ist vor allem der Ausdruck einer Stimmung, wie die Philosophie eines Schopenhauer, die Hymnen eines Nietzsche es sind.

Vergegenwärtigen wir uns die Ergebnisse dieses Überblicks noch einmal.

Das 18. Jahrhundert ging mit der Überzeugung an die Frage heran, daß in der Aufklärung das Heil der Menschheit liege, daß sie allmählich die Sitten veredeln müsse. Im Jugendmute der Spekulation suchte es auf hochstrebenden Gedankenbahnen dem Ziele näher zu kommen. Seine letzte Errungenschaft war die Idee der Entwicklung, die aber nur einsam und zaghaft hervortritt.

Sie ward von dem jüngst verflossenen Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage erst wirklich erarbeitet und auf die Wissenschaft vom Bau der menschlichen Gesellschaft angewendet. Über die ausschweifenden Lehren von einem paradiesischen Erdendasein, vollkommener Gerechtigkeit und Gleichheit hinweg, die heute noch in kleineren Sekten der alten und neuen Welt weiterleben, erstand eine nüchtern abwägende Gesellschaftslehre, der aber als Erbteil des 18. Jahrhunderts eine optimistische Gesamtauffassung verblieb. Den Einflüssen des Staates, der Volksart wird in diesen Ansätzen kaum Berücksichtigung gewährt; das 19. Jahrhundert ist dem Leitmotiv Herders gefolgt, über Kants Gedankenreihen hingegen ist der Hauptstrom der neueren Gesellschaftslehre hinweggegangen. Es bleibt als Gesamtergebnis das Vertrauen auf den Fortschritt der sittlichen Entwicklung.

Wenn ich mich nicht irre, wird die Sozialethik des neuen Jahrhunderts, abgesehen von einer sehr gründlichen Nachprüfung der Selektionstheorie, zwei Gesichtspunkte schärfer berücksichtigen als das verflossene: den geschichtlich gewordenen Staat und die Rasse.

In ersterer Hinsicht hat ja Heinrich v. Treitschke kraftvoll anregend gewirkt, einseitig, aber eine Persönlichkeit in jedem Buchstaben. Der Staat, wie er geworden, erscheint unter seinem Einfluß nicht mehr als ein beliebig zu entfernendes oder umzugestaltendes Bauwerk müßiger Stunden; es verkörpert sich in ihm die Arbeit von Geschlechtern, und er ist dazu da, erhalten und wohl gepflegt zu werden. Man soll, um sie kennen zu lernen, die Völkerfamilien in den Häusern aufsuchen, die sie sich errichtet, den Menschen nicht nur als Glied der fiktiven „Gesellschaft", sondern auch als Bürger eines Staates, der wirklich vorhanden ist, werten.

Die Menschenart und was sie bedeutet hingegen läßt Gobineau in seinem „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" (1. Aufl. 1853—55), der heute gewissermaßen ein neues Buch geworden ist, in scharfer Beleuchtung hervortreten. Der atomistischen Schätzung der Gesellschaft, welche bis jetzt herrscht und auch der Geschichtsphilosophie eines Lamprecht zugrunde liegt, wird hier eine klare Unterscheidung der Volkswerte entgegengestellt. Die Bedeutung der Blutmischung erfährt eine fruchtbare Untersuchung, wenn auch die Behauptungen Gobineaus durchaus nicht völlig mit dem heutigen Stande der Wissenschaft übereinstimmen. Es wird ausgeführt, erstens daß die Rassen von Haus aus und dauernd verschiedenartig sind und daß die weiße und in ihr besonders die arische Rasse der eigentliche Kulturbringer ist, zweitens daß eine Abschließung der reinen Art immer zu einer Verfeinerung und Vergeistigung der typischen auszeichnenden Eigenschaften führe, drittens daß eine Blutmischung mit verwandten Elementen allerdings zur Erhöhung der Widerstandskraft förderlich sein kann, aber doch stets zunächst eine Vergröberung der Anlagen mit sich bringt, und endlich daß aus der Mischung der bevorzugten Rasse mit fremden Volkskörpern nur ein minderwertiges Gebilde hervorgehen kann. Die Gesamt-

auffassung Gobineaus vom Verlauf der Geschichte läßt einen endlichen Rückgang voraussehen. Rocholls Schlußkatastrophe ist nur eine phantastische Widerspiegelung dieser Anschauungsweise.

Mit Gobineaus Rassenwerke berührt sich Friedrich Nietzsches Lehre vom Herrenmenschentum, wie sie in seiner Schrift: „Zur Genealogie der Moral" den klarsten Ausdruck findet: die blonden Arier, für welche das Tüchtige, Freie, Furchtlose gut, das Kümmerliche, Feige und Mißratene schlecht ist, und die stolz über die sklavische Masse und ihr hinterlistiges Rachegefühl hinwegschreiten, sind ihm der wahre Menschenadel; von ihnen hängt die gedeihliche Entwicklung der Gesamtheit ab. Er will den Übermenschen heranzüchten, jene freie und stolze Art auf dem Boden der Kultur erneuen. Damit erneut er in seinem Sinne die Menschheit, erlöst sie von erschlaffendem, tatlosem Mitleiden. Auf Bergeskämmen, über den Niederungen der elenden Menge erwandert der Übermensch sich das Königtum.

So verschieden die beiden Männer — Gobineau und Nietzsche — auch sind: dort der folgerechte und feinsinnige Gelehrte; hier der zartbesaitete Stimmungsmensch, der stark anregend, mehr aber noch verwirrend und auflösend gewirkt hat; man darf trotzdem als ihr gemeinsames Ergebnis die Lehre bezeichnen, daß ein gedeihlicher Fortschritt der Menschen von der Zucht, Erhaltung und Pflege der edlen und tüchtigen Art abhängt.

Das Einmünden dieser Erkenntnisse in die Forschung, die sich mit dem Wachstum der Sittlichkeit beschäftigt, eröffnet weite Ausblicke in die Zukunft.

Es lohnt sich wohl, die geschichtliche Überlieferung einmal darauf hin zu durchmustern, was sie von der Entwicklung der Sittlichkeit berichtet. Zweifellos hat es in der Geschichte der einzelnen Völker Blütezeiten der Sittlichkeit gegeben, wie man von Blütezeiten der Kunst und Wissenschaft, der kriegerischen Tüchtigkeit, des Handels und gewerblichen Verkehrs Genaueres weiß. Die ersteren entziehen sich aber gewöhnlich eingehenderer Kenntnis; es sind Zeiträume geschichtlichen Stillebens. Auf größere Völkerbewegungen sind Perioden der Ruhe gefolgt, wo ein allseitig befriedigender Zustand erreicht war. Man muß namentlich an die Zeiten denken, wo die Ausdehnung des Ackerbaus und die Vervollkommnung seiner Werkzeuge einer größeren Menschenmenge Nahrung zu geben begann. Die Sagen vom goldenen Zeitalter und vom arkadischen Glück sind kein Traum, nur muß man die sentimentalen Vorstellungen tändelnder Untätigkeit davon entfernen. In der Germania des Tacitus besitzen wir ein geschichtliches Zeugnis für eine solche Ära naturwüchsiger, sittlicher Stärke, und die Schilderung des Römers wird anderthalb Jahrtausende später für einen Teil unseres Vaterlandes durch des Kölner Dominikaners Werner Rolevink Buch: „De laude Saxoniae nunc Westfaliae dictae" in wunderbarer Weise bestätigt. Noch heute zeugt der Umstand, daß Westfalen trotz des starken Zuzuges auswärtiger Arbeiter nach Ausweis des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich die niedrigste Ziffer außerehelicher Geburten aufweist, für die jenem kräftigen Stamme innewohnende Keuschheit.

Auch sonst weisen geschichtliche und sagenhafte Zeugnisse auf Zeiträume des Friedens und der Rechtlichkeit hin, wie sie in der älteren französischen und englischen Geschichte an die Namen der Könige Dagobert und Aelfred geknüpft sind.

Bestand freilich können solche Geschichtsidyllen nicht haben, die fortschreitende Entwicklung muß sie zerstören. Sie können auch, wenn man einen Endzweck der Geschichte annehmen will, diesem nicht durchaus entsprechen, weil man ihn in einer allseitigen Entfaltung menschlichen Könnens suchen muß. Sie stehen indes in Beziehung zum Fortschritt im höchsten Sinne; in diesen Zeiträumen der Ruhe und des sittlichen Gleichgewichts findet eine Kraftansammlung statt, die sich später in erhöhter Leistungsfähigkeit bewährt. So erhob sich das deutsche Bürgertum nach einem Jahrhundert gedrückten Stillebens unter dem Zepter des unumschränkten Fürstentums an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts zu wunderbarem Reichtum geistigen Lebens und auf dem Boden Norddeutschlands zu stählerner Tatkraft; es errang dem verschwimmenden nationalen Bewußtsein wieder ein Ziel. So folgte auf einen gesunden Pflanzenschlaf im Zeitalter der Restauration jene politische Wiedergeburt, die wir mit erlebt haben. Der Fortschritt vollzieht sich nicht in gerader Richtung, sondern stufenweise, in einer oft schwer übersichtlichen Wellenbewegung. Man muß sich hüten, ihn gleich Comte und anderen voreilig durch ein Gesetz kennzeichnen zu wollen, denn immer wieder macht sich innerhalb des Völkerlebens das Recht der Persönlichkeit geltend, die nach Freiheitsgesetzen handelt. Daher ist es ein tiefes Wort von Schelling, wenn er den Wettstreit zwischen Freiheit und Notwendigkeit als den Gegenstand der Geschichte bezeichnet.

Bei alledem kann die Form der menschlichen Gemeinschaft für diesen Fortschritt niemals gleichgültig sein; denn sie regelt die Beziehungen der Menschen untereinander. Es kommt viel darauf an, wie man den Begriff Staat umgrenzt. Die verbreitetste und scheinbar natürlichste Auffassung sieht ihn als eine Vereinigung von Menschen unter bestimmten Gesetzen an. Abstammung, Glaube, Sprache sind dabei an sich gleichgültig, es gilt dasselbe Recht für alle. Diese Anschauung ist im Zeitalter der französischen Revolution durchgedrungen und der Liberalismus hält bis heute an ihr fest. Sie ist aber zu äußerlich und läßt das geschichtliche Werden außer acht. In der Tat ist es die Kraft eines Volkes, welche Staaten schafft und erhält. Verschmelzungen verschiedener Völker und Rassen zu neuen, nur scheinbar einheitlichen Gebilden, Konglomerate aus innerlich unvereinbaren Bestandteilen sind nicht zu wahrem, fruchtbarem Dasein fähig. Ein wirklicher Staat, auf dessen Untergrund eine eigene, selbständige Kultur erblüht, muß immer ein Nationalstaat sein; diese Erkenntnis ist uns schon bei Herder begegnet. Darum muß eine Staatsregierung, welche diesen Namen verdient, sich mit den dauernden Stimmungen der herrschenden Art in Einklang setzen. Ihre Aufgabe ist es, den Volksgedanken zu verwirklichen. Darin liegt der Fortschritt, auch in sittlicher Hinsicht, eingeschlossen.

Freilich ist auch eine Überspannung des Nationalen möglich, und sie muß schließlich auflösend wirken. Diese Gefahr kann aber erst eintreten, wenn im Volkskörper selbst das natürliche Gleichgewicht verloren gegangen ist, eine Zersetzung der Gesellschaft begonnen hat. Dann wandelt sich volkstümliche Staatskunst leicht in verwerfliche Ausbeuterpolitik.

Die Beziehungen von Staat und Rasse zur Gesellschaft wird die Soziologie der Zukunft, wenn nicht alles täuscht, gründlich aufzuhellen bemüht sein. Die Bedeutung der statistischen Ergebnisse wird dadurch noch vertieft werden, und die Kriminalstatistik muß dann für die Erforschung der sittlichen Entwicklung um so mehr an Wert gewinnen, über je größere Zeiträume sie sich erstreckt und je mehr alle Gesichtspunkte, wirtschaftliche, rassenkundliche, religiöse, künstlerische, zur Berücksichtigung herangezogen werden.



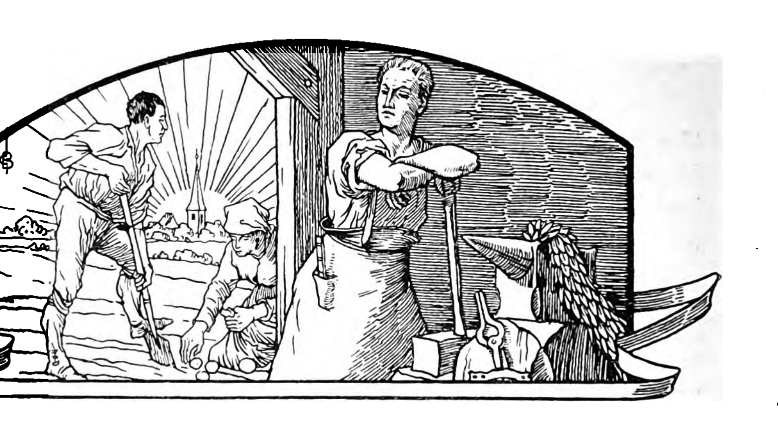
Sturm.

Von

Erwin Schmidhuber.

Über das Heideland
jagten die schwarzen Wolken
zum Meer.
Der Riese hob sich aus dem Hünengrab
und ging landeinwärts,
gegen Wolken und Sturm.
In der rauchigen Fischerstube
drängten sich
die zitternden Kinder um den Alten;
die Mutter stellte betend
das Tranlicht auf den Tisch.
Da schritt der Riese vorbei,
so mächtigen Ganges,
daß das Licht erlosch.
Die Kinder schrieen,
die Mutter bekreuzte sich,
und der Großvater sprach:
„Gott schütze den Jürgen und sein Schiff!“ —





Die Stadt des Glückes.

Erzählung von Johannes Dose.

(Schluß.)

V.

...rn den Kaiserlichen nicht Kraut und Lot ausging, welches aller=
...ings zum Glücke der Glückstadt oft wochenlang geschah, schossen
...g mit Brand= und Stückkugeln von dem aufgeworfenen Walle
... vorgeschobenen Laufgräben. Manch eins der schönen neuen
...var ein häßlicher Schutthaufe, und ringsumher stank die Luft.
...or dem Hunger zwar blieb die Stadt verschont, weil die Zu=
...f der Elbe offen blieb. Trotzdem nahm die Desertation der
...g überhand, aus Ursach', daß Marquard Rantzau mit Staup=
...d Strang sehr strenge Zucht hielt. Daher entliefen die frommen
...chte zu Wasser und zu Lande.

...eilich, wer wieder eingefangen wurde, mußte — mit seinem
... des Henkers Tauben füttern, wie es in des Obristen Sprache
...d der Glückstädter Galgen hatte guten Zuspruch in diesen Tagen.

...nes Morgens ging der Kommandant über die Wälle, schloß
... Auge, um die Sehkraft des rechten zu verschärfen, und über=
...die Position des Feindes. Er schlug sich auf den Schenkel.
...dherrnblick hatte eine Entdeckung gemacht und in dem Tranche=
...n Einfallstor in die Stellung des Feindes erkannt. Darob
...err Rantzau in Freude und dann in Zorn, sintemal die Zahl
...tzung unzulänglich zur Offensive war. Lange wischte er den
...n Schnauzbart.

Am Nachmittage wurde durch Trommelschlag in den Gassen verkündet, daß der Kommandierende seiner Königlichen Majestät aus Freiwilligen eine Bürgerwehr bilden wolle, um der Bedrängnis der beschossenen Stadt durch einen Ausfall ein Ende zu machen.

Kalvinus Albermann war der erste, der sich meldete. Manche von seinen reformierten Glaubensgenossen schüttelten den Kopf. Ist der Salzsiedersohn des Teufels geworden? Oder will er aus Liebesdesperation seinem Leben ein ehrenvolles Ende machen? Er tat's aus Vaterstadtliebe — und aus andrer Absicht. Und viele brave Jünglinge der Stadt folgten seinem Beispiel.

Der Bürgermeister von Ancken aber hörte den Aufruf und rief seinen alamodischen Sohn. „Es ist ein sehr schwieriger Fall ... Ungern setze ich das Leben meines einzigen Kindes aufs Spiel. Aber gehest du nicht mit, so leidet die Reputation unsres ritterbürtigen Geschlechts und meines hohen Amtes, darin ich dir die Sukzession sichern möchte. Doch will ich uns zum Troste dir einen hieb- und schußfesten Panzer kaufen, den du unter dem Wamse tragen kannst."

Cäsar von Ancken zwängte sich, schlotternd vor Furcht, in den Ritterharnisch, und ihm war zum Ersticken enge in der schweren Rüstung. Als er die Freiwilligen auf dem Markte erblickte, entfiel ihm das Herz, und statt sich in Reih und Glied zu stellen, begab er sich heimlich nach dem Hafen, wo er sich tief unten in der Last eines Schiffes verkroch, das nach Hamburg fahren wollte. Er ist auch wohlbehalten nach der freien Hansastadt gekommen und daselbst bis zum Frieden und Ende aller Fährlichkeiten geblieben.

Auf dem Markte stand die neue Bürgerwehr der Glückstadt in einem länglichen Geviert, und Rantzau in höchsteigner Person stand im Schatten der Kirchmauer und besichtigte mit Wohlgefallen die Exerzitien der Kompanie. Der lange Fähnrich gab das Zeichen mit der Fahne, und hin und wider schwenkten die Fähnlein.

An den Fenstern des Pfarrhauses standen Gisela, Rebekka und Carpzowius und sahen dem Schauspiel zu. Plötzlich stieß Gisela einen unterdrückten Schrei aus. Ein Fähnlein marschierte vorüber — und der auf dem rechten Flügel die etwas rostige Muskete trug, grüßte landsknechtmäßig mit dem breitkrempigen Hute. Als des lutherischen Pfarrherrn Tochter Kalvinus Albermann erkannte, sank sie in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Auf den Kandidatus der Theologie hatte der Anblick des bewaffneten Häufleins eine ganz andre Wirkung.

Unruhig betrat er das Zimmer des Vaters und sagte: „Heischt nicht die Bürgerpflicht auch von mir, daß ich zur Verteidigung der Stadt und des evangelischen Glaubens die Waffe nehme?"

Martin Klüver brummte: „Es sind die Geistlichen durch altes Privileg von jedweder Wehrpflicht eximiert ... aber dulce et decorum est, pro patria mori."

„Ich trachte just nicht nach dem süßen und ehrenvollen Tod."

Der Vater betrachtete mit einem schiefen Blick den Sohn, und dann kam der Hieb. „Was frägst du? Du weißt ja besser mit der Schrift und dem Gewissen Bescheid als ich." Aber er setzte hinzu: „Krempe, Rendsburg und die andren Städte sind gefallen ... Glückstadt ist die letzte Feste des Protestantismus in diesem Lande, die der Feind unbesiegt hinter sich hat lassen müssen ... Sie muß um des Glaubens, um des Königs willen gehalten werden."

Carpzowius Klüver meldete sich auf dem Markte und erhielt seine Muskete.

Als Rebbeka Lopez am nächsten Morgen von der Giebelkammer auf den Markt hinabsah und die Exerzitien dieses Landsknechts besichtigte, wurde sie blaß wie die weiße Kalkwand der Stube und von einem Beben der Glieder befallen. Und sie faltete die Hände und betete zum erstenmal zu dem Gott des Kandidaten Klüver, zu Jesu von Nazareth, dem Christ, und flehte, daß er den geliebten Mann behüte auf der kühnen Landsknechtfahrt.

Der 24. Juli war einer von den heißen Tagen, wo die Hunde im Schatten liegen und belfern, und die Nacht desselben hing gewitterschwül und dunkel über dem Marschlande.

Weit offen stand das Deichtor der Festung, und möglichst geräuschlos in breiten Gliedern marschierten die auserlesenen Fähnlein der Besatzung, und an der Spitze die neue Bürgerwehr, durch das Tor.

Obrist Rantzau machte seinen kecken Ausfall, und als die Kaiserlichen noch die Augen sich rieben, war ihr schlechtes Tranchement überrannt und der von ihnen aufgeworfene Wall mit Sturm genommen.

Der erste, der droben stand, war Kalvinus Albermann, welches Faktum Rantzau wohl bemerkte und sich ins Gedächtnis schrieb.

Halb bekleidete und halb bewaffnete Soldaten Altringers, Musketiere, Arkebusiere, roßlose Reiter, alles durcheinander und ohne feste Führung, versuchten vergeblichen Widerstand. Nur einzelne Schüsse fielen. Säbel und Kolben taten die meiste Arbeit.

Viele baten in allerlei Kauderwelsch der Erde um Quartier, das nicht verweigert wurde. Die andren flohen.

Es entstand hüben und drüben ein unbeschreibliches Gelauf, hier das bange, sprunghafte Davonsetzen des gehetzten Hasen, dort das lustige Rennen des jagenden Rüden.

Die Königlichen stürmten mitten hinein in das Lager der Kaiserlichen, die aus den Holzhütten schlaftrunken taumelten und niedergemacht wurden.

Kalvinus, der das Sieden aus dem Fundament verstand, riß Brände aus dem Beiwachtfeuer und schleuderte sie in die Holzhütten, die, von der Julihitze ausgedörrt, wie trocknes Werg brannten.

Rantzau wischte den Schnauzbart und hatte das Auge wohlgefällig auf den langen Sulzmeistersohn gerichtet. „Ein guter Heizer!"

Die Flamme sprang durch das Lager von Dach zu Dach. Unten liefen die protestantischen Krieger hin und her, und des Schwertes Würgengel mordete.

Nichts als Geschrei und Verwirrung, wahnsinnige Kampfwut und brüllender Feldruf der Sieger!

Auch der Kandidatus war nicht zurückgeblieben, sondern mitten im kaiserlichen Lager.

Er fühlte auf der Brust einen heftigen Stoß, wie von unsichtbarer Hand ihm versetzt, und sah keine Waffe wider sich gerichtet. Hatte eine Stückkugel ihn getroffen? Er fand, seinen Leib betastend, keine schmerzhafte Stelle und war offenbar nicht verwundet.

Da hörte er ein zischendes Pfeifen, taumelte vorwärts und spürte einen heftig stechenden Schmerz in der Seite. Auf die Muskete gestützt, sah er nach hinten, von wo der Schuß gefallen.

Im Schein der Flammen erkannte er Peter Lyngs durch das Flackerlicht zum Lachen verzerrte Teufelsfratze.

Der grinste nicht lange. In der Schlacht steht über jedem das Schwert der Vergeltung. Ein kaiserlicher Kürassier hieb auf Peter Lyng ein — sie gerieten in ein kurzes Handgemenge —, vom schweren Reitersäbel in die Brust gestochen, brach der tückische Bube am Orte seiner Schandtat zusammen.

Eine allgemeine Flucht begann. Die Kaiserlichen flohen wild und rasend, wie Gäule, die aus brennendem Stalle gejagt werden. Aber auch die Sieger machten lange Beine und mußten aus dem brennenden Lager laufen, um nicht auf ihrer eignen Scheiter gesotten zu werden.

Kalvinus ergriff den schwankenden Kandidaten und brachte ihn in Sicherheit.

Alle Verwundeten wurden mitgenommen. Peter Lyng schrie kläglich um Hilfe. Da sammelten zwei Landsknechte ihn auf und schleppten ihn ins Siechenhaus.

Carpzowius schlug am Morgen in seinem Bette die Augen auf und tastete nach seinem Amulette. Der Kronentaler, den der Münzmeister ihm zum Andenken gegeben, war platt gedrückt und die todbringende Kugel darauf abgeprallt.

Die zweite hatte die Rippe gestreift, und der Wundarzt, der ihn verband, schüttelte den Kopf. „Sie ist von hinten eingeschlagen ... Ihr habt doch nicht dem Feinde den Rücken zugekehrt ... übrigens nur ein kleiner Aderlaß."

„Wird dem Heißblut nicht schaden," sagte Klüver senior, der durch den Spruch des Medikus beruhigt war.

Gisela und Rebekka warteten des Kranken und wechselten in der Pflege bei Tag und Nacht.

Als Carpzowius bald genas, lag er oft eine Stunde lang ganz still und träumte und hielt Rebekkas weiße Hand.

„Warum haltet Ihr meine Finger so fest?" fragte sie leise.

„Es schwichtigt meine Seele," sagte er.

Da war's ihr schon eine Gewissenspflicht, dem Kranken das Beruhigungsmittel nicht zu entziehen. —

Die Bürgerwehr hatte die Musketen ins Zeughaus gebracht und fing an, das Landknechtfluchen sich abzugewöhnen.

Nach etlichen Tagen ließ Marquard Rantzau, der ein scharfes Auge und ein gutes Gedächtnis hatte, Kalvinus Albermann zu sich rufen. „Ihr seid zu gut für die Salzkocherzunft ... an Euch soll kein Soldat verderben ... Ich bin des Willens, um Eurer Bravour willen, Euch zum Fähnrich zu machen und später ein Offizierspatent zu verschaffen ... die Fähnrichslänge habt Ihr."

Kalvinus aber wollte durchaus ein Sulzmeister bleiben.

Geärgert und doch wohlwollend brummte der Obrist: „So soll Er flugs ein Bitte tun und sich von meinem Angesicht hinwegmachen."

Kalvinus besann sich und sprach zögernd: „Ich hätte wohl eine Bitte, die Ihr aber nicht erfüllen könnt."

„So sagt sie!"

Der andre stammelte etwas im Flüstertone und immer feuerröter im Gesicht.

Rantzau horchte auf, hielt die Hand hinter dem Ohre und horchte noch einmal und lachte dann aus vollem Halse, daß ihm der Schnauzbart zitterte.

„Die Supplikation ist bewilligt ... Ich bin in meinem Leben schon mit vielen heiklen Aufträgen beschwert worden und kann auch diese Werbetrommel schlagen." —

Carpzowius war auf ein Stündchen außer Bette und saß am Fenster. Rebekkas Augen waren übergroß und weit geöffnet, wie die Tore der Seele, durch welche der Wahrheit Lichtflut hineindringt, und um die schwellenden Lippen lag ein versonnener Zug. Sie fragte sehr viel, aber nicht wie ein kluges, neugieriges Kind, sondern wie ein ernstes, reifes, ringendes Weib, das in brennendem Wahrheitsdurst um Klarheit und Erkenntnis heiß gekämpft hat.

Rebekka fragte, und im Neuen Testamente flogen seine eiligen Finger hin und her. Jede Stelle war ein Beweis, daß jener schlichte Nazarener der Davidssohn und Messias war und ist.

Die Jüdin legte sich zurück, nach Christenweise die Hände faltend und die Augen vor der hereinbrechenden Lichtfülle halb verschließend. Tief atmend sprach sie ihr Bekenntnis: „Ich glaube ... ich glaube, daß Christus nicht, nach dem Irrwahn meines Volks, als sieghafter Herrscher und König erscheinen wird ... sondern als ein barmherziger Samariter und Sündenretter gekommen ist ... auch für mich, für mich."

Dieses bescheidene Bekenntnis war Rebekkas Bekehrung.

Da trat Herr Klüver senior in guter Laune ins Zimmer, stieß sich nicht an dem Zusammensein der beiden und sagte mit Stolz: „Ich bin zu dem Höchstkommandierenden gerufen worden ... hm, hm ... was der Obrist wohl wollen mag? Rat einmal, Carpzowius!"

Der hatte keinen Schimmer einer leisen Ahnung und war verwundert.

In seinen Predigerrock warf sich der Alte, und hinter ihm trippelte seine Eheliebste, um den gesteiften Kragen ihm umzubinden. Er war der festen Meinung, daß sein tapferer Sohn belobigt werden würde, und machte sich bereit, viel Angenehmes zu hören.

Und es kam — wie es nicht selten den Menschen geschieht — ganz anders.

Mit einem martialischen und wenig liebenswürdigen Gesicht trat Rantzau auf ihn zu. „Ich habe Euch zu mir befohlen ... Bin ich der Höchstkommandierende der Glückstadt, oder bin ich es nicht?"

Martin Klüver verneigte sich erschrocken.

„Stehe ich hier an des Königs Statt oder nicht?“

Martin Klüver verneigte sich noch tiefer.

Borstig stand des Obristen Schnauzbart, bärbeißig waren alle seine Mienen — nur die Äuglein zwinkerten lustig-listig. „So? Das gebt Ihr zu, daß Subordination mir gebührt? Daß ich in meiner Person die Kommandantur, das Höchstengericht und das geistliche Konsistorium bin?“

Verängstet schielte der Pastor aus seiner gekrümmten Stellung empor. Worauf das wohl hinausliefe?

Da platzte es wie eine Stückkugel aus dem Munde des Martialischen: „Ich befehle Euch, von Eurer Widersetzlichkeit zu lassen und meinem tapfern und getreuen Kalvinus Albermann Eure Tochter zum Weibe zu geben.“

Der Wohlehrwürdige fuhr sich mit beiden Händen in die wenigen Haare.

„Was rauft Ihr Euch die Perücke aus? Wollt Ihr gehorchen oder nicht?“

Klüver, der ein starrköpfiger Alter gescholten wurde, jammerte wehleidig: „Wie kann ich, ein lutherischer Pastor, einen Menschen, der Kalvinus heißt, zum Eidam nehmen? Er muß den greulichen Namen ablegen, abschwören.“

„Meinetwegen mögt Ihr ihn nach Eurem Belieben umtaufen.“

„Wir sind Lutherische und keine Wiedertäufer,“ krächzte Klüver.

„In dieser Woche wird das Verlöbnis gefeiert . . . mit der Taufe mögt Ihr es halten, wie Ihr wollt.“

Rantzau kehrte sich auf den Hacken schnurstracks um und ließ den Verblüfften allein. Aber hinter dem Türvorhange lachte er, daß der Schnauzbart ihm zitterte.

In der Zeit des großen Krieges behandelten die lutherischen Kriegsherren auch die Geistlichen ihrer Konfession nicht immer mit Glimpf noch großer Rücksicht.

Der Pastor der Glückstadt, nachdem er lange auf und ab gewandert und betrübsam diesen Gewissenskasus erwogen hatte, ließ den Kalvinisten holen.

Des Salzsieders Sohn ging auf das vorgeschlagene Kompromiß ein und nannte sich fortan Gottlieb Albermann und feierte fröhlich sein Verlöbnis mit der Jungfer Gisela Klüver.

Zweien war die umlagerte Feste eine Stadt des Glückes und jede Straße und jede Stätte, wo sie selbander gingen oder saßen, ein Ort der Glückseligkeit geworden.

Aber für andre ging das Unglück seinen Gang. Am Tage des Verlöbnisses wurde auf dem Galgenberge eine Exekution vollzogen. Peter Lyng, dessen Wunde kaum verheilt war, mußte durch den Hanfring „kieken" und wurde gehängt.

Die meuchlerische Untat war ihm nicht bewiesen worden. Aber als er ins Siechenhaus gebracht wurde und der Feldscher den Rock ihm öffnete, fand dieser innerst auf der Brust ein beschriebenes Blatt, das er an sich nahm und mit haarsträubendem Schauder las und dann eigenhändig dem obersten Befehlshaber übergab.

Es war kein Passauer Zettel, auch keine ertappte Spionerei noch Verräterei darin, sondern eine sogen. Seelverschreibung, die in ungefügen Buchstaben mit Blut geschrieben war und also lautete: „Ich, Peter Lyng, bekenne, daß ich mit dir, Bruder Teufel, eine Handschrift gemacht habe auf fünfzig Jahre, wenn du mir schaffest, was ich haben will, so hole mich weg über Nacht zwischen zwölf und ein."

Das grausig gotteslästerliche Schriftstück erregte dem mutigen Obristen, der auch vor dem Leibhaftigen sich nicht fürchtete, ein so gruseliges Entsetzen, daß er sogleich das Kriegsgericht berief, welches einstimmig Peter Lyng zum Schandtode verurteilte.

Der Teufel, der ein Erzschelm ist, wurde wortbrüchig und holte des frommen Landsknechts Seele um etliche vierzig Jahre zu früh in der hellen Mittagsstunde zwischen zwölf und ein Uhr.

Der Nachwelt aber zum abschreckenden Exempel ist das Dokument dieser Teufelsverschreibung bis auf diesen Tag im Glückstädter Archiv aufbewahrt worden. —

Monde gingen in ruhigem Geleise, fast als wäre Friede im Land. Die Menschen freiten wieder und ließen sich freien. Gisela hieß schon Frau Albermann und wohnte Tag und Nacht bei ihrem Gatten. Nie, nur Sonntags, wenn die Glocken läuteten, trennten sich ihre Wege, denn jeder ging in seine Kirche und blieb seinem Glauben treu.

Obrist Altringer mußte nach dem kecken, erfolgreichen Ausfall die Beschießung und enge Zernierung aufgeben, und die Belagerung wurde zur leicht erträglichen Blockade.

Als die Neuvermählten ihren Kußmonat gefeiert hatten, trat Rebekka Lopez an einem guten Tage herzhaft vor den Pastor hin und begehrte die Taufe. Er geriet in keine Verwunderung und hatte es wohl erwartet. Wie scharf er auch in der Schrift sie verhörte, die Konvertitin blieb keine Antwort schuldig.

So mußte er sich bequemen und am Sonntag die Taufe voll-

ziehen. Allen andern Hausgenossen war es ein rechter Freudentag, ihm nicht.

Ungerührt von der heiligen Handlung, kam Klüver aus seiner Kirche, und der harte Mann, um allen törichten Hoffnungen vorzubeugen, sagte zum Sohne: „Hm, hm, mein Lieber, eine getaufte Jüdin wird dennoch meine Schwiegerin nicht.“

Carpzowius blieb gehorsam und geduldig und hoffte wider Hoffnung.

Die Stadt des Glückes hielt dem Feinde stand und hat sich nicht ergeben.

Am 22. Mai 1629 war auf den Türmen der Marienkirche zu Lübeck ein gewaltiges Geblase. Die Musikanten ließen sich mit Pauken und Trompeten tapfer hören, und die ganze Musketerei antwortete mit einer donnernden Salve. Der Lübecker Friede, der dem großen Kriege in Nordalbingien ein Ende machte, wurde ausgeblasen und ausgeschossen.

Trotz aller Trübsale ist glücklich zu preisen die Glückstadt, für welche der Dreißigjährige Krieg nur drei Jahre gewährt.

Die Flüchtlinge kehrten heim, da die Zeitläufe ruhig geworden, und Gonsalvo Lopez verstieß nicht sein Kind, das vom Glauben der Väter abtrünnig geworden.

Als Rebekka aus dem Pfarrhause schied, hat Carpzowius zum erstenmal ihre Lippen berührt, und der Kuß war beiden ein Treugelöbnis.

Eine neue Münze entstand. Überall baute der Friede, was der Kampf zerstört. König Christian, darauf bedacht, schnell alle Schäden zu heilen, zog durch das Land, um mit eignen Augen zu sehen, und wohnte einige Tage zu Glückstadt im Turmhause.

Da lief Gisela Albermann ins Judenhaus und hatte mit Rebekka ein langes Gespräch und gleich hinterdrein eine geheime Unterredung mit dem Bruder.

Sie schloß mit dem Worte: „Nur einem Machtspruche beugt sich des Vaters zäher Sinn ... aber nur der König, der noch viel mächtiger als ein Obrist ist, kann ihn sprechen. Geh zum Könige!“

Carpzowius überwand seine Schüchternheit, ging ohne den Vater zum Turmhause und erbat und erhielt eine Audienz.

König Christian, dessen Bart und Haupt weißhaarig geworden war, fixierte den Supplikanten vom Scheitel bis zur Sohle und begann: „Ist Er nicht des alten Vater Klüver Sohn, der mit dem verteufelten Namen, den ich behalten wollte und nicht behalten habe?“

„Carpzowius Klüver.“

„Was wollt Ihr von mir?“

„Majestät, Ihr habt den drei Konfessionen in dieser Stadt freie Religionsübung gegeben, in der weisen Absicht ...“

„Was weiß Er von meiner Weisheit?“ brummte Christian dazwischen.

Der Kandidat wurde unsicher. „In der Absicht, so heißt es, in der Absicht, daß die drei Nationen lernen, friedlich beieinander zu wohnen ... und womöglich sich verschmelzen ...“

„So ungefähr habt Ihr meine Weisheit erraten,“ schmunzelte der König, „nun möchte ich Eure Weisheit hören ... Heraus damit, mein Sohn!“

Carpzowius wurde zum errötenden Stotterer.

„Hm, hm, ich will Ihm helfen ... Er hat ein Feinliebchen sich zugelegt und möchte für die Pfarrin auch die Pfarre haben ... Ich kenne die Theologi!“

„Nein, ich möchte zuvörderst die Pfarrin, nämlich des Münzmeisters Tochter Rebekka, die eine getaufte Christin ist, zur Frau haben ...“

Der König barst in ein Gelächter und schlug sich auf den Schenkel. „Also wollt Ihr die Konfessionen verschmelzen? Ihr nehmt wohl auch beides, die Frau und die Pfarrei?“

„Majestät, wir nehmen alles aus königlicher Gnade.“

Christian klopfte dem Kandidatus die Schulter. „Geht heim! Ich will den hartgesottenen Alten in meine Beichte nehmen ... und an Euch und jener schönen Jüdin den Kuppelpelz mir verdienen.“

Carpzowius ging zu seiner Schwester, und sein Harren war greifbare Hoffnung geworden.

Der König gab während seiner Anwesenheit ein kurzes Reskript, kraft dessen in der neu aufblühenden Stadt ein Diakonat errichtet werden solle. Vor seiner Abreise ließ er durch seinen Kanzleischreiber einen merkwürdigen Brief aufsetzen und hängte sein Sigill darunter.

Es war die Vokation, in welcher der Kandidat Carpzowius Klüver zum Diakonus in der Glückstadt bestallt wurde, aber die Vokation war an die eine Kondition geknüpft, daß er die christliche Jungfer Rebekka Lopez zum Eheweibe nehme.

Als der alte Klüver das Schriftstück las, beugte er devot den starrsinnigen Kopf, wie es einem guten Untertan geziemt. Nicht ungern schien er dem Zwange zu gehorchen und gab seinen väterlichen Segen.

Bald wohnte Carpzowius mit seinem jungen Weibe in der neuen Pfarrei, und das kleine Haus dünkte ihnen der Ort aller Erdenglückseligkeit.

In der Glückstadt haben die drei Nationen und Konfessionen — zu welchen als vierte die katholische hinzugekommen ist — seither mehr als zwei Jahrhunderte friedlich-schiedlich und oft in freundschaftlichem Einvernehmen bei- und miteinander gelebt und gewirkt, gehaust und gehandelt, und ihre Gebeine fanden dieselbe Ruhe auf Einem Gottesacker.

Seit uralter Zeit haben die Menschen auf allen Meeren ihres Planeten die Insel der Glückseligkeit vergebens gesucht und nie gefunden.

Sie ist überall, und das ist die wahre Stadt des Glückes, wo die Menschen, die an Einen Gott und Herrn glauben, ihren Glauben in der Liebe betätigen und wie Brüder in Eintracht und Friede beieinander wohnen.



Frühling und Herbst.

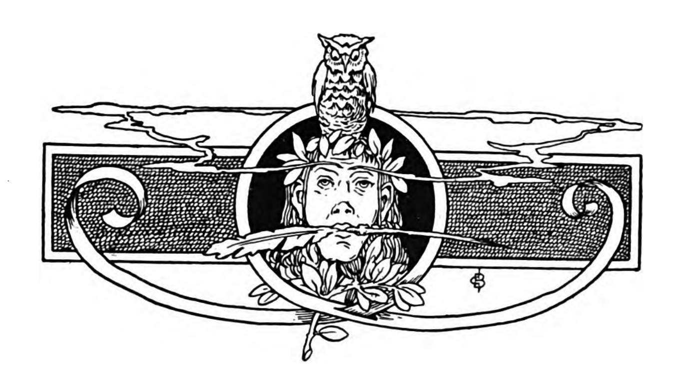
Von

Walther Eggert.

Mein Bäumlein blüht,
Mein Liedchen klingt,
Mein Herze glüht,
Durchs Fenster dringt
Ein Sonnenstrahl
  Durch deine Huld.

Mein Strauß ist dürr,
Mein Lied ist aus,
Mein Herz ist irr,
Leer ist mein Haus,
Nacht allzumal
  Durch deine Schuld.





Ludwig Richter.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von

Dr. Maier=Pfullingen.

Wer kennt nicht die herzigen Kinder, die fröhlichen Jungen, die friedlichen Alten Ludwig Richters? Wer hat sich nicht schon an seiner traulichen Familienstube erquickt mit seinen so recht von Herzen glücklichen Menschen, dem schnurrenden Kätzchen am Schemel, dem treuen Spitz an der Türe und dem singenden Vöglein am Fenster? Wen hat nicht schon erbauend umwoben der Hauch unvergänglicher Schönheit, mit dem Richter das Alltägliche adelt und das Menschlich=Irdische zu einem Abglanz des Göttlich=Himmlischen macht?

Ludwig Richter ist kein Heutiger, der es unternähme, die Nerven einer überreizten Zeit zu erschüttern mit der unbändigen Gewalt einer wilden Natur oder mit der hinreißenden Wucht menschlicher Leidenschaft oder mit dem ergreifenden Jammer sozialen Elends. Er will nicht gruselig, nicht lüstern, nicht unzufrieden machen. Er will einfach erfreuen und möchte ebenso zufriedene, harmlos fröhliche, genügsam heitere Leute haben, wie er sie zeichnet.

Richter hat keine „Tendenz", er will sich nicht mit einer Predigt aufdrängen, und doch übt er auf den die tiefgehendste Wirkung, der ihn so schlicht und einfach zu nehmen versteht, wie er sich gibt. Er gleicht dem Bergquell, rein, klar und frisch, dessen herrliches Labsal nichts gemein hat mit den Reizmitteln einer verwöhnten Kultur. Ihr erscheint das einfache Quellwasser fade und ein Richter alltäglich. Und doch kann ein Bergquell zum Gesundbrunnen werden, und ein Richter kann uns lehren, uns genügen zu lassen und in unserer kleinen täglichen Welt glücklich zu werden.

Die großen Helden der Geschichte wieder lebendig zu machen, hat Richter anderen überlassen. Nicht einmal die erhabenen Gestalten und Geschichten der Heiligen Schrift, von einzelnen wenigen abgesehen, hat er gemalt, so nahe das seinem frommen Gemüt gelegen gewesen wäre. Lieber hat er gezeigt, wie Christ=

kind und Christnacht von seinen lieben Deutschen gefeiert werden, welche Gestalt frommer Sinn im deutschen Hause annimmt und wie köstlich sich in der kleinen Welt von Märchen und Fabel das deutsche Gemüt offenbart. Wenn er das Vaterunser mit seinem hohen Inhalte in acht Bildern schmückt, so tut er das nicht mit den höchsten Gestalten religiös-erhabener Symbolik, sondern mit Bildern aus unserem täglichen Leben heraus, z. B. die vierte Bitte mit dem Tischgebet einer zum Mittagsmahle sich setzenden Familie. Schillers Glocke hat er in sechzehn Familienszenen illustriert, indem er nach den Motiven der Dichtung Lebensbilder auf seine Weise entwarf. Die goldene Medaille gewann er auf der Weltausstellung in Paris 1856 mit dem Gemälde eines Brautzuges, der festfröhlich aus dem deutschen Walde heraustritt, voran eine Schar lustiger, blumenbekränzter Kinder. Das Paradies unschuldiger Kinder und Engel, das heitere Glück der Jugend, der stille Friede des Alters, die deutsche Familie, um den einenden Mittelpunkt des Familientisches bei Mahl und Gebet zufrieden geschart oder froh an der Arbeit auf Werkplatz, in Garten und Feld, oder festlich bei Kirchgang und Hochzeit, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die Weihe eines Sommermorgens oder Herbstabends, da sich in Gottes reicher Natur fromme Menschenkinder freuen — das war seine Welt. 80 Jahre alt, „halb blind, halb taub," ruft er aus: „Kam meine Kunst auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und an ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche geträumt haben: Soli Deo gloria!"

Richter war kein Porträtmaler. Seine Stärke war nicht die Wiedergabe einer anderen Persönlichkeit, eines fremden, ausgesprochenen Charakters. Porträtieren setzt eine Versenkung in die besondere Art eines anderen mit seinen Stärken und Schwächen voraus, die nicht auf der Linie Richters lag. Einfältig im reinsten und edelsten Sinn, hatte er von Jugend an unbewußt den einen großen Zug, der sich in ihm zur andern Natur befestigte, das Ewige und Göttliche auch im Kleinsten und Unscheinbarsten zu erkennen, zu schätzen und zu preisen. Auf seine Bilderreihe „Unser täglich Brot" schreibt er als seine Losung: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", und seine ganze Schaffensrichtung faßt er in die Worte: „Ist es nicht schön und verdienstlich, auch in malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinung, selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen, aufzudecken! Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was sie anrührt, wird Gold." Nicht menschliche Charaktere erforscht und entwirft er, das charakteristisch Göttliche erschaut und stellt er dar in den irdischen Erscheinungen.

Auf seinem Gütchen in Loschwitz ruft er im Sommer 1854 aus: „O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen die weite Gegend! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne. Welche Armut wäre das, wenn ich Gott nur in den schwarzen Buchstaben und nur mit meinen innerlichen Gedanken erkennen, lieben und verehren könnte. Dies Schauen ist mir oft lieber gewesen als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes."

Das Gute und Göttliche im Natürlichen und Irdischen, das Herrliche im Unscheinbaren, das Große im Kleinen darzustellen, das ist das Charakteristikum seiner Kunst, wie er selbst es ausspricht: „Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und himmlische Heimat bezeichnen: in die erstere steckt sie ihre Wurzeln, nach der andern erhebt sie sich und gipfelt in ihr". Oder ein andermal: „Der Künstler sucht darzustellen in aller Sichtbarkeit der Menschen Lust und Leid und Seligkeit, der Menschen Schwachheit und Trost, in allem des großen Gottes Güte und Herrlichkeit".

So ist er nicht nur ein Maler, der die schlichte Wirklichkeit getreu wiedergibt, sondern zugleich ein Dichter, der die in ihr liegende Poesie tief empfindet und ausprägt, so daß der Menschen innerstes Gemüt angeregt, erhoben und beglückt wird. Die poetische Verklärung der Wirklichkeit erhebt uns über das Alltägliche in die reine Region edlen Gemütslebens, sie wirkt versittlichend und erbauend und läßt es uns wohl werden mitten im Kleinleben des Tages, weil es getragen und durchdrungen wird von religiös-sittlicher Stimmung und uns das Gefühl gibt, nicht vergängliche, geplagte Menschen, sondern glückliche Kinder eines Reiches des guten und großen Gottes zu sein. So verstehen wir, was Richter 1858 in seiner Vorrede zu dem Holzschnittwerk „Fürs Haus" so schön ausspricht: „Schon seit vielen Jahren habe ich den Wunsch in mir herumgetragen, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Haus und zur Natur darzustellen und somit ein Werk ins liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst jedem zeigt, was jeder einmal erlebt: der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimat, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen getragen hat für die spätere Saat und Ernte. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben, so wird ja wohl in manchem der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, der es ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Poesie."

Wie ist nun Richter das geworden, als was er heute in so glänzender Vereinigung vor uns steht, Maler, Poet und Prophet kindlich fröhlicher Stimmung? Er ist geboren am 28. September 1803 in einer Vorstadt Dresdens als Sohn des Zeichners und Kupferstechers Karl August Richter, der an der Dresdener Akademie eine Professur für Landschaft innehatte. Aus seinen „Lebenserinnerungen", einer der besten, köstlichsten Selbstbiographien, die wir besitzen,

ersehen wir, mit welch hellem Blick für die ihn umgebende Welt er ausgestattet war: er brachte das Malerauge, ein Erbstück des Vaters und Großvaters, mit auf die Welt. So sagt er von seiner Knabenzeit: „In der Farbe und Gestalt, im Geruch und Geschmack mancher Blumen und Früchte liegt für mich eine Art Poesie, und ich habe die Früchte mindestens ebensogern nur gesehen als gegessen. Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle, von der Sonne durchleuchtete Rot eines solchen Rosenkelchs, und der herausströmende Duft mitsamt der himmlischen Rosenglut zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön, so selig war!"

Und das Talent wurde früh geübt: „Die Schiefertafeln, die schon so manchen armen Jungen zum Malen verführt haben, übten auch auf mich ihren Reiz zur ungelegenen Zeit, nämlich in der Rechenstunde, und einst, in dem Moment, wo ich einen mächtigen Dampf gemacht und im blinden Eifer des Komponierens halblaut gegen meinen zusehenden Nachbar ausrief: Aber jetzt muß die Kavallerie einhauen — schlug das Rohrstöckchen des Lehrers ganz unbarmherzig auf mich los. ‚Ja, einhauen soll sie!' rief der hinter mir stehende Lehrer. Die Tafel wurde konfisziert, und die große darauf konterfeite Bataille sollte dem Direktor als corpus delicti vorgelegt werden. — Das einzige, worin ich in der Schule glänzte, war meine Schrift; daher Herr Stolze, der Schreiblehrer, mich auch nach Möglichkeit liebte und lobte und, wo er konnte, protegierte. Die großen, kunstvollen Vorschriften, welche ich gemacht hatte, mit großen Zügen, Schnörkeln und Mustern, hingen noch vor zehn Jahren unter Glas und Rahmen in der Klasse."

Ludwig und seine drei Geschwister füllten die freie Zeit daheim meist mit Zeichnen und Malen aus, dem Vorbild des Vaters folgend, dem Geist des Hauses getreu: „Es war niemals die Rede davon, was dieser oder jener werden wollte, zu welchem Berufe sie etwa Lust und Neigung hätten, auch kam keines von ihnen auf dergleichen ausschweifende Gedanken, selbst Schwester Hildegard nicht. Sondern ein jedes griff seinerzeit zu Papier und Bleistift, suchte sich ein Plätzlein, womöglich am Fenster, und zeichnete darauf los nach irgend einem beliebigen Original, wie dieselben in des Papas Mappen vorhanden waren. Selten konnte der angestrengte, fleißige Vater sich um uns kümmern, selten nur eine Korrektur vornehmen. Es wurde aber im ganzen Revier gezeichnet, getuscht, gemalt, auch geseufzt und darauf mit Gummielastikum tüchtig ausgerieben, wie in der besten Akademie. Es mußte sich eben alles wie von selbst machen, und es machte sich auch" (a. a. O. S. 94).

Aus dieser Schilderung der Tendenzlosigkeit, der Anspruchslosigkeit, die im Richterschen Hause herrschten, merken wir den Geist schlichter Einfalt und treuer Arbeit, den Mangel jeglichen Strebertums, der sich Ludwig Richters Person und Schaffen zeitlebens aufgeprägt hat. Wir sehen hinein in eine durch innigen Zusammenhalt und gemeinsame Liebe zur Kunst verbundene Familie, die bei allem Vortrefflichen, was sie leistet, sich dessen gar nicht bewußt ist. Vor unsern

Augen steigen da die anspruchslosen, eifrigen, freudigen Kindergestalten auf, die er selbst so gern gemalt hat.

Buchhändler Arnold, der den Vater geschäftlich besuchte, hatte an dem Jungen seine helle Freude, und da er selbst einen Sohn in ähnlichem Alter verloren, lädt er Ludwig in seine Familie ein, der nun manchen schönen Abend dort zubringt und auch hier von dem wohltuenden Zauber deutschen Familienlebens innig umfangen wird. Arnold war es, der ihm dann einiges zu verdienen gab durch Aufträge auf Zeichnungen für Prospekte, Kalender, so daß er mit dem Gelde die Akademie besuchen konnte, ja seiner großartigen Unterstützung verdankte er einen dreijährigen Studienaufenthalt in Rom, der entscheidend für sein Leben und Schaffen wurde.

Zunächst freilich begleitete er den russischen Fürsten Narischkin als Landschaftszeichner auf einer Reise nach Frankreich. Die Fertigkeit, die er in mehrjährigem Radieren von Landschaften, zumeist im Auftrage Arnolds, gewonnen hatte, verschaffte ihm diesen Posten, der ihn aus der kleinen und bescheidenen in die große und vornehme Welt einführte und mit einer Fülle von schönen Eindrücken aus Natur- und Kunstwelt bereicherte. Aber den besten Schatz, sein reines Gemüt, bewahrte er auch mitten in den Üppigkeiten der Welt. Von Paris sagt er: „Meine Arbeiten waren zum Abschluß gekommen, und ich hatte Zeit und Muße, mich der Betrachtung der Herrlichkeiten zu überlassen, welche diese Weltstadt dem Fremdling in verlockendster Gestalt vor Augen bringt. Wie Rinaldo in den Zaubergärten der Armida, oder besser noch wie Hans im Schlaraffenlande, wanderte ich herum, manchmal wie betäubt von dem bunten Glanz des Lebens, das mich auf den Boulevards und in den Hauptstraßen umstrahlte. Doch alle diese Verlockungen, denen so mancher unterliegt, der besser oder klüger war als ich, verschwendeten ihre Macht an mir vergeblich; ich war gefeit durch einen Begleiter, der mich auch späterhin eine lange Strecke meines Lebens nicht ganz verlassen hat, den ich zwar nicht erwählt, dessen ich mich sogar gern entledigt hätte, welcher hier aber Engelsdienste vertrat: das war die Armut!" (A. a. O. S. 88.)

Beweis und Bekräftigung seines anspruchslosen Sinnes ist auch seine Jugendliebe, der er selbstverständlich treu blieb; er wäre sonst nicht Richter gewesen. Von Auguste Freudenberg in Dresden sagt er: „Sie hatte etwas Frisches, Heiteres und dabei sehr Anspruchsloses in ihrem Wesen. Gegen uns junge Herrlein war sie freundlich, wenn sie angeredet wurde, sonst aber sehr zugeknöpft. Es tanzte sich gut mit ihr, denn sie war mit Lust dabei, und so bat ich oft und endlich immer öfter um den Tanz. — Eine einsame Gasse zwischen zwei Gartenmauern, die jetzt verschwunden sind, führte zu einem kleinen Hause und Gärtchen, das ebenfalls verschwunden ist, und in diesem Hause am Dippoldiswalder Schlage — er ist auch nicht mehr vorhanden — lebte der Einnehmer Ephraim Böttger mit seiner braven Frau und meiner Auguste. Und sie alle drei sind nun auch schon seit vielen Jahren verschwunden, und nur die Liebe

t geblieben und ein liebes, liebes Erinnern" (a. a. O. S. 61). Nach der alienischen Reise führte er seine Auguste heim (4. November 1827), wanderte ls Lehrer mit ihr an die Zeichenschule in Meißen 1828, dann zurück nach Dresden 1835 und erlebte während eines Sommeraufenthaltes auf einem Gütchen i dem nahen Loschwitz 1854 den Schmerz, sie rasch zu verlieren. Er überbte sie um dreißig Jahre.

Der dreijährige Aufenthalt in Italien vertiefte unsern Richter nicht nur ünstlerisch, sondern auch in seinem nationalen und religiösen Empfinden. Während in Dresden damals noch vielfach Zopf und Schnörkel herrschte, gewann er unter dem Einfluß der italienischen Natur und Kunst mehr Sinn für ie einfache Großartigkeit der Natur. Zugleich herrschte in der damaligen eutschen Malerkolonie Roms ein edler deutscher und christlicher Geist. Die Zerrissenheit und Unterdrückung Deutschlands am Anfang des Jahrhunderts, a es beinahe aufhörte, ein besonderes Volk und Land zu bilden, hatte zu einer nächtigen nationalen Gegenströmung geführt. Man lernte deutsche Art und Sitte wieder hochschätzen, man freute sich der deutschen Muttersprache und schwärmte ür die Reinheit und Einheit des deutschen Familienlebens. Hand in Hand amit ging eine religiöse Neubelebung. Diese Strömung war auch in der eutschen Künstlerschaft Roms stark vertreten. Richter kam mit Männern wie Schnorr von Carolsfeld in Verbindung. Dieser sagt von ihm: „Die Größe eines Talents bleibt unbestritten, aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenafter und frommer Mann ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste." Und er selbst schreibt: „Gut deutsch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen eutschen Künstler sein, in denen ein edler deutscher Geist lebte. Vaterland und Glaube, irdische und himmlische Heimat waren die beiden Pole, inmitten deren ich das gesunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüt, nach dem ndern strebte der Geist."

Allsonntäglich saß er zu den Füßen des damaligen preußischen Gesandtchaftspredigers und nachmaligen Heidelberger Professors Richard Rothe, der hn, den geborenen Katholiken, besonders dadurch ansprach, daß er den positiven Formen des Christentums, den Formulierungen der Dogmatik und den kirchichen Einrichtungen, nur eine vergängliche Bedeutung zuschrieb und das lebenige Christentum lauterer Gesinnung und edel-humanen Handelns zu pflegen uchte. Auch von den kirchengeschichtlichen Vorträgen und den Abendgesellschaften es berühmten Theologen hatte er bleibende Eindrücke. Den bedeutendsten reigiösen Einfluß auf ihn aber gewann der pietistisch gerichtete Ludwig von Maydell, er jenes tiefe religiöse Gefühl pflegte, wie es damals die Gesinnungsverwandten nter den verschiedenen Konfessionen brüderlich verband. Richter war in dieser Hinsicht weder im Elternhause, wo der Vater religiös indifferent gewesen war nd nur jährlich einmal eine Art Pflichtgang zur Kirche gemacht hatte, noch m katholischen Religionsunterricht oder Gottesdienst angefaßt worden. Der Einruck einzelner religiöser Bilder war ein mehr malerischer gewesen. Geblieben

war dem Knaben aus einem Kasperletheater die Antwort eines Teufeleins auf die Frage Dr. Fausts, ob es nicht zuweilen Verlangen nach der ewigen Seligkeit trage. Das Teufelein antwortete: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter scharfe Schermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte." Aber freilich, wie hätte unser Jüngling den Weg zu Gott finden sollen, da ihn niemand anleitete? Im Gegenteil, frivole Reden, die ein Besucher des Vaters in Religionssachen fallen ließ, gossen herbe Zweifel in sein unbewahrtes Gemüt, und der Fetischdienst, den er den Fürsten Narischkin mit seinen Heiligenbildern treiben sah, mußte ihn an den Übungen der Religion irre machen.

Richter versäumt nicht, in seiner Autobiographie die religiösen Bücher zu erwähnen, von denen er eine besonders tiefe Einwirkung erfahren hat. Auf der Reise nach Rom sehnt er sich in Salzburg nach einem Freund, und als ein heimkehrender armer holländischer Steuermann ihm sagt, er habe einen weiten Weg vor sich, aber einen guten Reisegefährten, ruft er lebhaft aus: „O das ist ein Glück. Wer ist es denn?" „Es ist der liebe Herrgott selber und — indem er ein kleines Neues Testament aus der Tasche zog — hier habe ich seine Worte. Wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost." Da ward die Sehnsucht Richters geweckt. In einer Herberge im Zillertale fand er ein Kommunionbuch, das von dem Dresdener Hofprediger Jaspis verfaßt und von seinem lieben Gönner Arnold verlegt war, und darin die Abschiedsreden Jesu aus dem Johannesevangelium, die ihm fremd waren und die er nun verschlang. In der Künstlerbibliothek in Rom stand ihm manches zu Gebot, z. B. fesselten ihn Stillings Jugend- und Wanderjahre, die gleichermaßen sein malerisches wie sein religiöses Empfinden befruchteten: „Gerade hier in Rom mußte dies Stück echten deutschen Volkslebens, so schlicht und herzenswarm erzählt, eine frappante Wirkung machen; mindestens war es bei mir der Fall. Heimatsbilder, Menschen, Gegenden, Zustände waren hier mit einer Treue und Wahrheit vor die Augen gestellt, daß jenes leise Heimweh, welches mich so oft noch in stillen Stunden beschlich, neue Nahrung erhielt. Noch mehr aber berührte der fromme Sinn des Buchs eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung mir immer dringender ein ernstes Bedürfnis wurde." Hatte er das Gute an bedeutenden Männern früher kennen und schätzen gelernt in des alten „Heiden" Plutarch Biographien, so griff er jetzt nach christlicher erbaulicher Literatur. Viel verdankte er Gotthilf Heinrich Schuberts schlichten und anschaulichen Erzählungen in „Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde". Der milde Bischof Sailer wurde ihm als Vertreter des katholischen Pietismus von weitem Blick und warmem Herzen ein Ausleger von Thomas von Kempen. Großen Einfluß auf sein Gemüt gewann auch der innige und schlichte Matthias Claudius mit seiner geistvoll poetischen Betrachtung von Natur und Menschenleben, die das Gewöhnliche zum Bedeutenden empor-

Hob. Das spezifisch erbauliche „Wahre Christentum" von Arndt erstand er auf der Rückreise von Rom in Thun von einem frommen Buchbinder. — Von einem gewissen Gegengewicht gegen allzu große Subjektivität war später der Umgang mit den großen weltlichen Denkern und Dichtern der Deutschen und auch anderer Völker, z. B. von Goethe führte er auf seinen Reisen gern einen Band „im Täschel" mit. —

Tiefstgehende Wirkung aber übte der freundschaftliche Austausch mit Maydell und anderen, und mit dem Übergang zum Jahre 1825 kam es zum Durchbruch: „All die kleinen unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der so lange Zeit mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlaf gelegen hatte; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen; und Gott sei Dank, das geschah jetzt, obwohl ich erst am andern Tage mir dessen recht bewußt wurde. ‚Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.' — — Freudigen Herzens konnte ich beim beginnenden Geläute der Mitternacht einstimmen in: ‚Nun danket alle Gott'. — Eine gemeinsame Geistesrichtung, die aus dem tiefsten Bedürfnis des Herzens kam, war in dieser Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden." Am Neujahrsmorgen: „Ich erwachte mit dem Gefühl eines so unaussprechlichen Glückes, welches mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt an mein Herz hätte drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mich das Bewußtsein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden. Nun ist alles gut. Nun ist mir ewig wohl!"

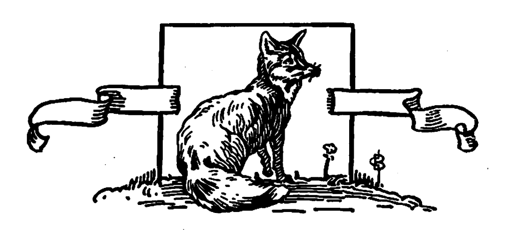
Die Hochflut religiöser Gefühlsaufwallung der jungen Jahre wich später dem ruhigeren Flusse tiefen, innigen Glaubens an die den beiden Hauptkonfessionen gemeinsamen Grundwahrheiten. Der Katholik Richter, dem die religiöse Satzung wenig galt, besuchte stets mit Vorliebe evangelische Predigten, aber er versäumte doch auch nicht die Pflicht der österlichen Kommunion, in den letzten Lebensjahren ging er fleißiger zur Messe. Er schloß sich gern an Gleichgesinnte an, z. B. an den Dichter Moritz Heydrich oder an Pfarrer Christoph Blumhardt in Bad Boll, von dem er rühmt: „Die Liebe ist seine Religion. Er schließt niemand aus, er hat das weiteste Herz; nach Konfession fragt er nichts."

In Italien hatte er sich zum Landschafter ausgebildet; Ölgemälde wie „Ein Abend in Amalfi" bewiesen seine Meisterschaft. Seine Berufung an die Zeichenschule in Meißen, eine Filiale der Dresdener Kunstakademie und Hilfsschule der Porzellanmanufaktur, gab zunächst ein bescheidenes Brot und förderte seine Fertigkeit und Neigung zum Zeichnen einer anspruchsloseren Kleinwelt (1828). Ein Glück für ihn war, daß die Schule 1835 aufgehoben wurde und er in die Vaterstadt Dresden mit ihrer größeren Fülle von Anregungen zurückkehren konnte (1836). Hier machte er sich bald durch seine Schöpfungen für den Holzschnitt einen Namen und wurde auch der Nachfolger seines Vaters an der Akademie im Fache des Landschaftszeichnens.

Man kann wohl sagen, daß Richter durch seine Holzschnitte, die das Gefühl des deutschen Volks so innig ansprachen und überall verbreitet sind, einer der Lieblinge unserer Nation geworden ist. Wir erwähnen seine Illustrationen zu deutschen Volksbüchern, Volksliedern, zu Hebels alemannischen Gedichten, zu Bechsteins Märchen, zum Vaterunser, zum Sonntag, seine Bilderreihe zu Goethe, Beschauliches und Erbauliches, Fürs Haus, Unser täglich Brot. Eine hervorragende Stellung unter dem neuerdings gepflegten Wandschmuck für Schulen nahmen ein 24 Blätter „Volksbilder", photographisch vergrößerte Holzschnitte, reizende und billige Sachen. Wenn ein oberflächlicher Blick seine Holzschnitte wegen der Einfachheit der Linienführung weniger würdigt, so zeigt gerade eine eingehende Betrachtung, daß Richter das Charakteristische ins helle Licht zu stellen verstand; insbesondere weiß er auf kräftigen Tiefen helle Lichter erstrahlen zu lassen und damit die Hauptsache in leuchtenden Sonnenschein vor uns zu stellen. Er wirkt weniger durch die Feinheit mannigfaltiger Abtönung der Schatten, als vielmehr durch scharfe Gegensätze. Schon Richter hat etwas von den Vorzügen der Freilichtmalerei auf dem Gebiete des Holzschnittes. Im übrigen sagt er selbst von sich: „Ich ging nicht auf malerische Toneffekte aus, sondern auf Reichtum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung."

Reiche Anerkennung war ihm je länger je mehr von Fürsten und Volk zuteil. Von 1876 an empfing er von Kaiser Wilhelm einen Ehrengehalt von 3000 Mk. Zum 80. Geburtstag wurden ihm großartige Ehrungen zuteil. Leider nahm sein Augenlicht in den letzten Lebensjahren ab, auch andere Prüfungen blieben ihm nicht erspart, und er berichtet „von dem alten Lied, nichts als Kampf" — „bis man zuletzt als ein alter Soldat zerlappt und beschmutzt, aber nur tapfer und fahnentreu vor den Toren der Friedensstadt ankommt". Das durfte er am 19. Juni 1884. Auf seinem Denkmal in Loschwitz steht der Spruch seines Tagebuchs, mit dem auch wir schließen:

„Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein,
Freue dich in Gott allein."





Die blaue Blume.

Von

Julius Mosen.

Die junge, freundliche Frau unseres Freundes Hermann trat herein, in den Händen einen Blumentopf, aus welchem eine eigene und seltene, blaue Blume blühte, stellte ihn vor Johannes hin und sagte: „Da sehen Sie, was Schönes aus der ägyptischen Blumenzwiebel geworden ist, welche Sie mir verehrt haben!"

Johannes schien bestürzt und rief: „Es ist doch unmöglich! Es ist eine Täuschung!" Die Freundin sah ihn verwundert an. Er aber faßte zart den Kelch der Blume an und neigte sich wie mit Rührung tief zu ihr herab.

Fast lächelnd sprach er endlich: „Eine ägyptische Blumenzwiebel nannte ich sie deshalb, weil sie gefunden wurde in der Hand einer Mumie."

„Was weiter auch?" entgegnete Erdmann. „Unsere Freundin hat aus Mißverstand die seltene Zwiebel in die Erde gesetzt, und der Keim, der Jahrtausende in Ägypten verschlafen, hat sich hier in Deutschland wieder besonnen und zur Blume entfaltet. Wer kann zu einem Naturgesetze, wie es in dem Samen oder der Zwiebel einer Pflanze liegt, sagen: „So lange und nicht länger darfst du dich geltend machen!?" Übrigens hat man ähnliche Erfahrungen mit antiken Weizenkörnern aus Pompeji gemacht und so hat Robert mit seiner Behauptung recht, daß die ganze Vorzeit zu einem einzigen Gestern werden kann, dessen Blumenknospe über Nacht aufblüht und jetzt vor uns als eine seltene, wunderschöne blaue Amaryllis prangt. Doch müssen wir genauer untersuchen, wie und wo unser Freund Johannes diese Blumenzwiebel gewonnen hat, ehe wir mit voller Seele uns dieses zarten Rätsels erfreuen können."

„Das ist", versetzte Johannes, „eine lange, märchenhafte Geschichte, welche diese Blume hier umspinnt."

Unsere Blumenpflegerin hatte sich auf das Polster zu ihrem Hermann gesetzt und ihr Köpfchen unter seinen Arm vorgehoben; wir andern waren zusammengerückt und alle gespannt auf die Geschichte der Blume, welche wie ein blaues Märchen vor uns blühte.

Zum öftern schon, begann Johannes, habe ich von meinem Aufenthalte in Niedersachsen und meinen häufigen Fußreisen an dem Ufer des Deutschen Meeres erzählt. Napoleon war aus Ägypten wie ein junger Adler plötzlich zurückgekehrt und hatte in Italien gesiegt: ich aber war dem Lärm der Politik und der Waffen entflohen zu den einsamen Ufern des Meeres. Nachdem ich es zwei Tage lang aus dem Gesichte verloren hatte, trat es unfern der holländischen Grenze bei einem Fischerdorfe mir in aller seiner ungestümen Herrlichkeit wieder entgegen.

Der Sturm, welcher schon seit mehreren Nächten auf dem Meere gewütet hatte, begann jetzt in der Abenddämmerung sich wieder zu erheben. Schon wälzten sich die Wogen wie große, grimmige Drachen mit weißen Kämmen dampfend und sprühend auf das Ufer heran, wo ich mich hingeworfen hatte im Genusse dieses mächtigen Schauspiels. Das Brausen der Wogen, das Vorüberschwanken der Schiffe am fernen Horizont, das Geschrei der schrillenden Möven bestrickte meine Seele wie mit Zaubersprüchen. In mir wurden wieder lebendig die Sagen der deutschen Vorzeit, in welchen noch die sturmwilden Geister untergegangener Riesengeschlechter umgehen. Aus dem immer heftiger anwachsenden Winde wähnte ich den alten Refrain des dänischen Liedes: „Schau dich um, Held Vonved!“ wie in wüster, ruheloser Verzweiflung schreien zu hören. Ich war in ein wildes, todfreudiges und doch schauerliches Hinbrüten versunken, als plötzlich ein großer Neufundländer Hund mit seiner Nase mir vor die Brust stieß und mich ehrlich anbellte. Bald stand auch vor mir der Herr des Hundes, ein hoher, starker Greis im schwarzen Rock mit einer Pelzmütze, welche tief in das Gesicht hereingedrückt war. —

„Wer seid Ihr?“ rief er mich an, „was habt Ihr hier zu tun? Wollt Ihr Euch wegspülen lassen von der Flut?“

Ich war aufgesprungen, dankte ihm für die gutgemeinte Warnung und bat ihn, mich auf den Weg zum nächsten Ort zu bringen, wo ich ein Nachtlager bekommen könnte.

„Ihr seid ja zwei Meilen vom Wege nach Emden ab,“ entgegnete er. „Hier herum sind nur Fischerdörfer, und da gibt es keine Fremdeneinkehr.“

Wir gingen jetzt vom Strande ab und kamen bald auf einen Knüppeldamm, welcher uns dem Dorfe zuführte, wo mein Begleiter, wie ich später erfuhr, Pfarrer, Kirchner und Schulmeister zugleich war und seinen Gehalt in Heringen und andern Fischen erhielt.

Es war endlich ganz Nacht geworden. Bei dem heftigen Winde erreichten wir mühselig seine Behausung, wo er mich gastfreundlich aufnehmen wollte. Er wohnte da allein mit seiner alten Haushälterin Margarete, welche uns geschäftig und zuvorkommend empfing.

Meine gute Aufnahme verdankte ich dem Glücke, daß ich damals noch Student in Göttingen war, wo sich der Heringspfarrer früherhin auf kurze Zeit aufgehalten hatte.

Bald brachte die Haushälterin eine große, zinnerne Schüssel voll zarter Makrelen zum Abendessen herbei und beteuerte, sie wolle die einfache Mahlzeit mit einem recht starken Grog nach Tisch gut machen. Sie hielt Wort. Wir saßen gar bald mit irdenen holländischen Tabakspfeifen bei der Kohlenflamme am Kamine, vor uns auf dem Simse einen Napf voll des beliebten Schiffergetränkes.

Je ruhiger und gemütlicher wir in der Stube saßen, desto rasender erhob sich draußen der Sturm. „Das gibt gesegneten Strand!" meinte der Heringspfarrer. „Schiffswracke und tote Menschen wie vorgestern, wo wir unsern Seph und die andere Leiche aufhoben." „Der gute Seph!" seufzte die Alte, „noch so jung und schön und morgen schon begraben!" „Wer ist dieser Seph?" fragte ich.

„Er war eigentlich", erzählte der Pfarrer, „ein Zigeunerjunge, den ich erzogen habe. Er entlief mir später und ist gestern mit einer andern schwarzbraunen Leiche, welche wie ein Kind eingewickelt ist, tot am Strand gefunden worden. Er mochte die Nacht vorher im Schiffbruche zugrunde gegangen sein. Morgen will ich beide Leichen auf dem Kirchhofe christlich begraben lassen. Sie liegen jetzt miteinander in ihren Särgen drüben im Schuppen. Sie sollen bis zum jüngsten Tage in einem Grabe ruhen."

„Er war ein schöner, brauner Junge," begann Margarete zu plaudern, „mit langem, rabenschwarzem Haar, wie er es noch jetzt im Tode hat. Seine Augen waren wie zwei um und um rollende, glühende Kohlen. Er war wie eine wilde Katze im Hause überall, und doch mußte man ihm gut sein. Er konnte einen Hasen auslaufen, ja, das konnte er! — und wenn er wollte, einen Sperling auf dem Dache beschleichen und abfangen."

Meine Neugierde war rege gemacht, und der Heringspfarrer gab mir gern nähere Auskunft über den Toten, soweit er es nur vermochte, indem er erzählte:

„Vor ungefähr zwanzig Jahren fand ich einen sterbenden Zigeuner unter der Weide am Wege, der am Kirchhofe vorübergeht. Neben ihm wühlte im Sande ein nackter, vierjähriger Junge. Als ich mich dem Sterbenden näherte, faßte er krampfhaft meine Hand und rief, auf das Kind deutend: „Krahli!" Mit diesen Worten stöhnte er sein erbärmliches Leben aus. Die Leiche dieses armen Heiden ward unter dem Weidenbaum eingegraben, den Jungen nahm ich in mein Haus. Ich gab ihm den Namen Joseph. Die Leute nannten ihn später nur den schwarzen Seph. Der Junge war aber unbändig; doch wurde er so lange mit dem Waschschwamme von meiner Margarete und von mir mit der Rute heimgesucht, bis er endlich doch ein wenig zu sich kam und menschlich zu werden anfing. Wenn sich die Leute über die Aufnahme dieses Kindes

in meinem Hause aufhielten, so fragte ich sie, ob sie auch etwas dagegen haben würden, wenn ihr Pfarrer einen jungen Hund aufzöge, und ob es nicht besser wäre, ein armes Kind zu einem Christenmenschen und für das Himmelreich zu erziehen? Damit schlug ich alle auf den Mund.

„Doch machte uns der Junge unerhörte Not, so gut und gefällig er sonst war. Schon in seinem zwölften Jahre war er ein fertiger Schreiber und wußte auch Latein. Er begriff alles wunderbar leicht. Wochenlang konnte er über den Büchern sitzen, lernen und lesen, und alles behielt er; aber dann war er plötzlich wie verdreht, dumm und wild zugleich. Wie ein Besessener jagte er sich um das Dorf herum oder an der Meeresküste, stürzte sich in die brandenden Wogen wie eine Möve, oder kletterte auf die höchsten Bäume zu den Horsten der Falken, welchen er in seinem Wesen fast ähnlich war. Gegen Abend kam er gewöhnlich scheu und wild zur Hoftüre wieder hereingeschlichen und kroch zuweilen aus Furcht vor Strafe zu dem Hund in die Hütte und übernachtete mit ihm. So wuchs er heran. Als er jedoch älter wurde, stand er mir oft wochenlang im Schulhalten bei und begleitete mich dann abends mit seiner Geige, welche er fast von selbst gelernt hatte, zu meinem Spiele auf dem Klavier. Er las mir wohl auch vor aus dem in das Deutsche übersetzten Diodor aus Sizilien, welchen ich von meinem Vorgänger in diesem Pfarramte geerbt, oder aus Bürgers Gedichten, welche ich von Göttingen mitgebracht habe. Je abenteuerlicher eine Geschichte oder ein Gedicht war, desto besser gefielen ihm beide. Doch war er auch in den heiligen Schriften wohl bewandert, besonders im Alten Testamente. Sein ausnehmend guter Kopf glich alle Flatterhaftigkeit wieder aus. Meine Hoffnung, in ihm für meine alten Tage einen Gehilfen heranzuziehen, schien immer mehr in Erfüllung zu gehen, obschon dann und wann noch ein toller Teufel in ihn fuhr und draußen ihn wieder einen Tag lang in der Irre herumjagte. Er hatte ein gutes, leichtsinniges Temperament, und er würde vielleicht heute noch mit mir an diesem Kamine sitzen, wenn er nicht mit seinem Volke wieder zusammengekommen wäre.

„Er mochte damals siebzehn Jahre alt sein, als sich das Gerücht verbreitete, daß Zigeuner und Diebesgesindel in der Gegend umherstreiften. Schon wollte man von verwegenen Diebstählen und Räubereien gehört haben. Einige hatten wilde, braune Weiber in den Weidengebüschen, andere bei der Windmühle einen fremden, verwegenen Kerl mit einer Flinte gesehen; andere erzählten, daß im Föhrendickicht eine Stunde von hier böhmische Musikanten mit verwilderten Burschen und Mädchen sich aufhielten, welche von einem Kirchweihfeste auf das andere und jetzt nach Holland hineinzögen.

„Mir war dieses Gerücht um so gleichgültiger, als mein Seph so wenig wie die Dorfbewohner von seiner eigentlichen Abstammung etwas wußten. Man hielt ihn für das Kind eines am Wege gestorbenen Bettlers.

„Der Frühling war gekommen und mit ihm die Störche, welche auf einem Wagenrade über dem Dache ihr Nest hatten. Hatte diese Jahreszeit

Zögling sonst immer auf einige Tage wieder wirr und zum Wildfange
t, so schien er gerade diesmal weniger davon aufgeregt zu werden. Er
l und mild am Pulte und schrieb Choräle aus dem Hillerschen Choral-
ib, so sauber und nett, daß ich mich noch jetzt darüber freue, wenn ich
auf der Orgel spiele.

„Kurz nach Pfingsten saß ich mit ihm so recht einträchtig vor dem
und unterhielt mich mit ihm über den Lauf der greulichen Revolution
ikreich und von Bonaparte, der damals anfing, groß zu werden. Neben
g ein Laib Brot, von welchem ich dann und wann ein Stück abschnitt
m Zeitvertreib den Hund und das Storchmännchen fütterte, welche sich
t um die Brocken zankten.

„Da trat zu uns ein braungelbes, zerlumptes Weib, ein kleines Kind
n Rücken, zwei an den Händen und noch drei hinter sich her. Ehe die
n noch Almosen verlangt hatte, schnitt ich ihr die Hälfte vom Brote ab.
ihr aber das Stück hinreichen wollte, bemerkte ich, daß sie, zur Salz-
rstarrt, vor Seph dastand und mit ihren schwarzen, wilden Augen in
Gesichte forschte, bis sie plötzlich ausrief: ‚Er ist es! er ist es!‘

„Ich fuhr auf und hob drohend meine Hand gegen sie auf, sie aber
wie eine Katze mit ihren Jungen zum Tore hinaus.

„Ich war verdrießlich über diesen Auftritt und ging in die Stube zurück,
mir Seph folgte. Hier konnte ich mich nicht enthalten, mit allerlei harten
auf Zigeuner, Diebe und Bettler loszuziehen. Als jedoch Seph meinte,
freie Leben so geradeswegs aus der rauhen Hand, wie er es nannte,
och auch seine gute Seite, und es frage sich, ob das Leben in der Stube
r ewigen Mühe wert sei, welche es koste — so warf ich die Bibel, welche
illig in die Hand bekam, aus dummem Zorn ihm an den Kopf mit den
: ‚Esau, du wüster Mensch, du bist auch so ein Zigeuner und Galgen-
Joseph fuhr bei diesen Worten zusammen, wie ein junger Baum vor
Axthieb an die Wurzel, der bis in den Wipfel hinein nachzittert; ich
ihm Hut und Stock und ging hinaus an den Strand des Meeres, wo
gewöhnlich so lange inwendig ausbrause, bis ich wieder ganz ruhig bin.
ist wie ein Gottesbesen, der die Unreinigkeiten aus dem Blute und der
wieder hinausfegt.

„Als ich von meinem Strandgang bei angebrochener Nacht wieder heim-
and ich Margareten allein in der Stube. Joseph war nicht da. Ich
mich kaum, nach ihm zu fragen. Endlich fing Margarete an, ihr Herz
chtern. Sie erzählte, daß Seph bis gegen Abend, ohne ein Wort zu
, am Fenster gestanden und auf die Scheiben getrommelt hätte. Auf
hätte er gestutzt und gelauscht, als wenn ihm jemand winke, und bald
aus der Stube sich entfernt. Sie wäre ihm nachgeschlichen bis an die
Hofpforte, dann aber, um ihm nachzuspähen, auf den Schuppenboden
en und hätte durch die Dachluke herab ihn bei dem Zigeunerweibe stehen

gesehen. Das Zigeunerweib hätte viel gesprochen, doch manches auch mit fremden, unverständlichen Worten, und immer wiederholt: Seph sei ein Königssohn, denn nur er habe die Königsnase, die Augenbrauen bis in die Schläfe hinein und die zwei Vorderzähne weit auseinander. Er stamme vom Könige, mit dem ihr Volk aus Indien nach Ägypten gekommen, wo sie viele Pferde und Rinder gehabt und glücklich gelebt hätten lange Zeit, bis Pharao, dessen Tochter der Hirtenkönig gestohlen, sie deshalb wieder verjagt hätte. Auf ihnen läge das Blut dieser Pharaonentochter, welche ihr König Hykso aus Rache ermordet und den Leichnam ihrem Vater in den Weg geworfen hätte. Seitdem wären sie nirgend mehr zu Hause, sondern überall.

„So viel tolles, aberwitziges Zeug erzählte mir Margarete von diesem Gespräche, als wenn es nicht genug Lügen gäbe in der Welt ohne die Zigeuner."

„Ihr habt noch vergessen," unterbrach hier Margarete den Pfarrer, „daß die blaue Blume durch die Tiere durch und wieder da wäre; vor dreitausend Jahren wäre sie auch dagewesen."

„Still! still!" rief der Pfarrer entrüstet; „was kommt auf solchen Zigeunerschnickschnack an? Genug, Joseph ging mit der Alten bald mit Gelächter, bald still und wie in Gedanken weiter, bis sie beide in der Dämmerung verschwunden waren.

„Daraus schloß ich," fuhr der Pfarrer fort, „daß Joseph mit zu den Zigeunern gegangen war. Um ihn nicht zuschanden werden zu lassen, zündete ich die Laterne an, denn es war eine dunkle Nacht, und ging dort hinüber, wo das Land sich ein wenig zu Hügeln erhebt und mit Föhrengebüsch bewachsen ist; denn da drüben sollte die Zigeunerbande seit einigen Tagen hausen.

„Schon von weitem sah ich über die Büsche feurigen Rauch aufsteigen. Ich ging durch dick und dünn darauf zu über Sand und Heide, bis ich am Saum des Buschholzes ankam. Schon schallten mir wildes Gelächter und Musik von Hackebrettern und Fiedeln entgegen; ich drängte mich durch die Büsche hindurch bis an die Lichtung im Holze, in deren Mitte ein halbverdorrter Buchenbaum stand, und unter dessen Wurzeln hervor eine Quelle rieselte.

„Auf diesem Platze brannte ein großes Feuer, bei welchem alte und junge Weiber brieten und kochten. Kinder rupften Hühner und Gänse, welche in der Umgegend gestohlen sein mochten; auch hingen an Stöcken, welche in das Erdreich gesteckt waren, wie ich später sah, abgehäutete Katzen und Hunde. Nicht weit vom Feuer lagen und saßen alte Zigeuner, welche Musik zum Tanze machten, der wüst und heidnisch, liederlich, unverschämt und halbnackt von jungen Leuten beiderlei Geschlechts aufgeführt wurde. Mir war es, als wäre ich unter die Wilden geraten.

„Schon außer mir vor Zorn, warf ich mir die Bibelverse im Kopfe zurecht, mit welchen ich dieses Gesindel zur Ordnung bringen wollte; mir vergingen jedoch alle Gedanken, als ich jetzt meinen Seph im Hintergrunde auf einer Rasenerhöhung, auf welche Pferdedecken gelegt waren, wie auf einem

Throne mit einem braunen, in goldenem Gewande flimmernden Mädchen sitzen sah, welches eine Zither auf dem Schoße liegen hatte, ohne darauf zu spielen, sondern vielmehr den Arm um Josephs Nacken geschlungen hatte und ihn anlachte mit ihren weißen Zähnen. Da um sie herum Kienspanleuchten brannten, so konnte ich sie mir ganz genau betrachten. Das Zigeunermädchen war ein dünnes, feines, zierliches Ding, welches hübsch genug war, einen jungen Menschen zu verführen, der außer plumpen Dorfdirnen noch nichts Schöneres gesehen hatte.

„Während ich so zweifelnd und staunend dastand, fühlte ich mich plötzlich bei den Armen ergriffen und ebenso schnell meine Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Bei meinem Geschrei waren Joseph und das Mädchen aufgesprungen, und ebenso schnell war ich mitten in den Kreis, unter Jubel und Zorngeschrei der Bande, hineingeschleppt. Kaum wurde Joseph meiner ansichtig, so fiel er mir um den Hals und rief: ‚Vater, mein Vater!‘ Im Augenblicke hatte er mich auch der Fessel entledigt, und wir standen jetzt einander Auge in Auge gegenüber.

„‚Joseph,‘ sagte ich endlich mit wahrhaft väterlicher Rührung zu ihm, ‚muß ich dich so finden? Befolgest du so die vielen guten Lehren, welche ich dir gegeben habe? Vergiltst du so alle die Liebe, mit der ich dich von der Straße und aus dem Elend weggenommen und zu allem Guten erzogen habe? Muß ich dich jetzt aufsuchen unter Vagabunden und Dieben, bei dem verworfensten Volke der Welt? Joseph, mein Joseph! fühlst du denn gar keine gute Ader mehr in dir, daß du auf einmal schlecht und liederlich werden willst, wie man eine Hand umdreht?‘

„Wie ich ihn so anredete, schlug er beschämt die Augen nieder; es regte sich etwas Gutes in ihm.

„Ich sprach ihm nun jetzt mit den eindringlichsten Worten zu, ein guter Mensch zu bleiben und mit mir wieder heimzukehren.

„Meine Rede wurde unterbrochen von dem Hallogeschrei der ganzen Bande, welche mit Messern und Säbeln auf mich einstürzte. Ich hörte auch Flintenhähne knittern, doch mich wandelte wenig Furcht an. Ich war in meinem Berufe.

„Kaum hatte Joseph diese Gefahr, welche mir drohte, bemerkt, als er ingrimmig mit funkelnden Augen das Gesindel anschrie: ‚Halt! ich strecke jeden, der uns auf zehn Schritte naht, mit dieser Pistole nieder! Weicht zurück! Ich habe mit meinem Pflegevater allein zu verhandeln.‘

„Dann wandte er sich mit ruhigen Worten zu mir und sprach mild und sehr niedergeschlagen: ‚Sagt mir bei dem Gotte, dessen Diener Ihr seid, war der Mann, welcher begraben liegt unter der Weide bei dem Gottesacker, ein Zigeuner?‘

„Ich mußte ihm diese Frage bejahen. ‚Nun, so darf ich‘, entgegnete er, ‚auch nicht dieses arme Volk verlassen, dem ich angehöre und das mir angehört; sein Schicksal wie sein Elend ist das meinige. Ich bin verflucht und

gesegnet wie sie. Hat einst Moses in Ägypten sein verachtetes Volk verlassen? Doch war er erzogen im Hause des Pharao in aller Weisheit der Ägypter. Was ich tun muß, das liegt geschrieben in meinem Herzen. Wer anders tut, ist ein Schuft!‘

„Ich erwiderte ihm: ‚Aber du bist ein Christenmensch und willst dich halten zu den Heiden?‘

„Er antwortete: ‚Ehe Moses und Christus waren, war dieses arme Volk! Darf ein Mensch Vater und Mutter verleugnen? Ich bin ein Zigeuner!‘

„‚Nun denn,‘ entgegnete ich, ‚tue, was dir recht deucht! Lieber hätte ich dich tot gesehen, als nun verloren vielleicht in alle Ewigkeit. Wärst du bei mir geblieben, ich hätte dich nach Göttingen auf die hohe Schule gehen lassen, den letzten Pfennig hätte ich an dich gewendet; denn du hattest den Kopf dazu, ein gelehrter und angesehener Mann zu werden; doch nun?‘

„Jetzt hatte das schöne Mädchen, welches während dieses Gesprächs hinter ihm gestanden hatte, sich hervorgewagt.

„‚Wer ist diese Dirne?‘ rief ich; ‚willst du mit ihr zusammenleben wie ein Heide? Diese Schande, die du mir antust!‘

„‚Sie ist meine Braut!‘ sprach Joseph, ‚und wollt Ihr, daß kein Ärgernis in Euern Augen geschieht, so gebt uns als Eheleute mit priesterlichem Segen zusammen.‘

„Ich besann mich eine Weile; da gab mir der heilige Geist ein, sie miteinander zu trauen, jetzt, hier mitten in der Nacht unter Gottes freiem, offenem Himmel.

„Beide waren vor mir geknieet; die Zigeunerbande hatte um uns einen Kreis geschlossen. Es war eine Stille, daß man das Gras flüstern hörte.

„Ich faltete die Hände und betete mit lauter und vernehmbarer Stimme zu Gott dem Allbarmherzigen und rief ihn an zum Zeugen bei dieser heiligen Handlung. Dann nahm ich die Hände der Knieenden, vereinigte sie und sprach: ‚Seid Mann und Weib, liebt euch einander und tragt zusammen als ein Herz und eine Seele die Leiden und Freuden dieser Welt. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Ein guter Engel behüte euch vor Sünden und Lastern, er behüte euern Eingang und Ausgang und gebe euch seinen Frieden!‘

„Da erstickten Tränen meine Stimme; ich wandte mich mit blutendem Herzen ab von dem Paare und entwich in den Wald auf den Weg nach meinem Dorfe.

„Als ich aus dem Wege heraustrat, fühlte ich mich bei der Schulter gefaßt; ich drehte mich fast erschrocken um, und Joseph lag lautlos an meiner Brust, küßte mich heftig und entfernte sich dann wieder ebenso leise, als er gekommen war.

„Ich ging so schwer betrübt nach Hause, als wäre mir eben mein einziger Sohn gestorben. Ich fühlte jetzt erst, wie gar sehr ich ihn geliebt hatte.

„Am andern Morgen hörte ich ein Jubeln, ein Singen und Klingen in das Dorf hereinziehen. Ich trat unter das Hoftor. Da kam die ganze Zigeunerbande den Weg herab, tanzend und springend bei dem Getöse des Tamburins, dem lustigen Klange der Klarinette und Fidel. Viele waren abenteuerlich geputzt und schwenkten grüne Zweige. Voran auf einem großen, weißen Pferde, das mit bunten Bändern und vielen klingenden Glöckchen geziert war, auf einer langen, vielfarbigen Decke, welche über den Rücken des Tieres gebreitet war, saß Joseph, eine rote Schiffermütze auf dem Kopfe und bekleidet mit einem Tressenrocke und gelben Saffianstiefeln, woran große Sporen geschnallt waren. Vor sich hatte er seine Braut sitzen, welche mit einem durchsichtigen, blauen Tuche verhüllt war. Ich tat nur einen Blick hinaus, denn ich konnte dieses lustige Elend nicht mit ansehen; auch schämte ich mich vor den Dorfleuten, welche mein Pflegekind nun als Zigeunerkönig wiedersahen.

„Nachmittags hörte ich, daß eine Kompanie fürstlicher Soldaten durch das Dorf marschiert wären, um die Zigeunerbande aufzuheben, welche schon längst für vogelfrei erklärt war.

„Ich wußte nicht, wo ich vor Angst und Not mein Haupt hinlegen sollte. Nach Mitternacht, denn ich konnte nicht schlafen, hörte ich aus weiter Ferne ein anhaltendes Schießen. Ich kniete nieder in die Kammer und betete inbrünstig für die Rettung meines verlorenen Sohnes.

„Bei anbrechendem Morgen kamen die fürstlichen Fußknechte zurück. Sie hatten den größten Teil der Zigeunerbande eingefangen. Tote und Verwundete waren auf Bauerwagen, die übrigen, welchen die Hände mit Stricken gebunden waren, mit den heulenden und schreienden Weibern vorübertransportiert.

„Ich schickte in Todesangst meine Margarete hinaus, um sich nach Joseph zu erkundigen. Sie brachte mir die Nachricht, daß er und seine Braut nicht mit unter den Gefangenen wären. Eine Zigeunerin hatte ihr im Vorbeigehen zugeflüstert, daß beide davongekommen seien.

„Daß er nicht als ein Räuber und Mörder eingefangen war, tröstete mich in dieser Zeit. Ich wurde einen Monat darauf noch mehr beruhigt, als ich von ihm aus Amsterdam einen Brief erhielt, obschon er ihn in Verzweiflung über sein tausendjähriges Elend, wie er sich ausdrückte, geschrieben hatte. Nur so viel ging daraus hervor, daß er in jener Nacht seine Braut auf eine entsetzliche Weise verloren hatte.

„Später schrieb er mir wieder aus Toulon in Frankreich, wo er als französischer Soldat mit eingeschifft werden sollte. Dieser Brief war ruhiger. Er beschrieb mir, wie es ihm in jener schrecklichen Nacht ergangen wäre. Selten kann ein Mensch so viel in so kurzer Zeit erduldet haben.

„Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört oder gesehen, bis vorgestern, wo er mit einer Leiche, um welche er noch im Tode seine Arme geschlungen hatte, an dem Strande von den Fischern aufgehoben wurde. Er hatte auf dem Meere im Sturme mit dem Schiffe, auf welchem er sich befand, seinen Untergang gefunden.

„Ich eilte auf die Nachricht davon hinab und ließ beide Leichname hierher schaffen, um sie zu beerdigen.

„In seiner Brusttasche fand sich ein Tagebuch vor, welches ich später einmal durchlesen will. Dem Anscheine nach hat es nur wenig gelitten. Vielleicht findet sich darin einige Auskunft über sein ferneres Schicksal."

Hiermit schloß der redliche Pfarrer seine Erzählung. Er teilte mir das Tagebuch und die Briefe, welche er aufbewahrt hatte, zur Durchsicht mit und begab sich, da es schon spät in der Nacht geworden war, zur Ruhe.

Ich nahm diese Papiere mit in die kleine Schlafstube, welche mir angewiesen worden war, und fand mich bald so von dem Inhalte des Tagebuches bestrickt, daß ich noch in dieser Nacht es durchlas.

Von diesen Papieren habe ich mir mit Erlaubnis des Pfarrers tags darauf Abschrift genommen. Da sie zur Ergänzung dieser Geschichte gehört, so erlaube ich mir, sie im Auszug der Gesellschaft vorzulesen.

Aus dem Tagebuche:

Auf dem Orient am 7. Juni 1798.

Ägypten! Nach Ägypten, dem uralten Mythenland? Das also war es, was mein Schicksal wollte? — Als die Zigeunerinnen in meiner Hochzeitsnacht vor dem Zelte sangen: der Hykso und die Pharaonentochter wären durch die schwarzen und weißen Tiere gegangen dreitausend Jahre, und nun kämen sie wieder zusammen und zögen nach Ägypten in das große Säulenschloß! — da hielt ich dieses alles für märchenhaften Unsinn; ich halte es jetzt noch dafür. Mein armes, armes Weib! — Sie hieß Vineti Sunge; in der Zigeunersprache soll dies so viel bedeuten, wie: blaue Blume. — Horch, die Kanonen donnern! Welches Schauspiel! Unsere französische Flotte mit dreihundert flaggenden Schiffen mitten darunter, wie ein kaiserlicher Despot, der Orient mit einhundertundzwanzig Feuerschlünden segelt an Sizilien vorbei. Der Ätna erbleicht vor Schreck; eine schwimmende Stadt zieht vorüber, Frankreich und Bonaparte! Hinweg, ihr albernen Träume aus Deutschland!

* * *

Auf dem Marsche.

Glühende Sonne, brennender Sand, endlose Wüste. Keine Wolke. Kein Baum. Durst und kein Wasser; wir tragen Flintenkugeln im Mund. Desaix, der junge, glühende Held, unermüdlich, unerschrocken, freundlich zu allen.

* * *

In Kairo.

Das war die Schlacht bei den Pyramiden. Murad-Bei mit seinen sechstausend goldstrahlenden Mameluken ist geschlagen, Tausende sind erschossen, zusammengehauen, in den Nil gesprengt. Welche Beute an Gold und köstlicher Waffenrüstung! Dupuy mit einigen Grenadieren, vor welchen her ein Tambour die Trommel rührte, zog zur Nacht in Kairo ein. Der Schreck bändigte

eine halbe Million Einwohner, die sich verschlossen hielten in den Häusern. Jeder von uns fühlt in sich etwas vom Geiste des Feldherrn.

An mir geht alles vorüber wie ein Traum, groß und phantastisch.

* * *

Wie oft habe ich mich auf die Erde geworfen und mein brennendes Herz gedrückt in den glühenden Sand, welcher das Märchen meines Schicksals vor vielen tausend Jahren ausgebrütet hat! Wie ist mir hier alles so fremd und wieder so bekannt — diese unermeßlichen Ebenen mit einzelnen Palmen, dann wieder Ebenen mit Palmen und Nazels und darüber hin der heiße, glühende, wolkenlose Himmel; — diese engen Gassen, diese Häuser mit ihren Altanen und den platten Dächern — diese Moscheen mit den Minaretts und schlanken Säulchen — diese bunten, seltsamen Menschengestalten, sonnenverbrannte Gesichter mit Knebelbärten, Turbane um glattgeschorene Köpfe — diese scharfe, kreischende Kehlsprache — die hochhalsigen Kamele, diese Reiter mit Pantoffeln an den Füßen — diese verhüllten Weiber, welche nur zwei schwarze, glühende Augen sehen lassen; — und um alles dieses her als Rahmen die brennende Wüste mit Schakals und Sperbern — das ist das Morgenland!

* * *

Wer bei Gizeh die bis über die Schultern in den Sand begrabene Riesensphinx gesehen mit ihrem in die Öde hinausstarrenden Antlitz, mit dem ewigen, ungelösten Rätsel der Weltgeschichte auf der steinernen Mohrenlippe, der weiß, was Ägypten ist. Diese Sphinx ist die versteinerte Seele dieses Landes. Wer löst ihr Rätsel? Vor ihr verschwindet mein kleines Leid, das so kurz währt wie ein Menschenleben.

* * *

Salahieh, am 6. August.

Wir sind abgeschnitten von Frankreich, von Europa, und ausgeworfen in einen fremden, feindseligen Weltteil. Die Flotte ist zerstört bei Abukir. Nelson hat uns zugrunde gerichtet. Am ersten August, 5¼ Uhr nachmittags, begann die furchtbare Seeschlacht. Der Orient, diese schwimmende Zitadelle, ist in den Himmel geflogen, wie eine riesige Rakete, mit Donnergebrüll.

* * *

An den französischen Vierecken und den Spitzen unserer Bajonette ist zerschellt der Ansturm der Barbaren. Der Mordkampf und Sieg bei Sediman hat entschieden über Unterägypten. Es ist erobert.

* * *

Welcher Kreislauf der Weltgeschichte! Vor länger als dreitausend Jahren ist mein wildes Volk von hier vertrieben worden, und nun stehe ich, sein König, der Zigeunerkönig, in urältester Legitimität als Soldat einer republikanischen Armee auf den Trümmern einer untergegangenen Welt. Das ist mehr als Wahnsinn. O Vineti, meine blaue Blume!

* * *

Im Oktober.

Kairo hat sich gegen uns empört. Volkshaufen wüten durch alle Gassen, unsere Brüder mordend. Dupuy, der Kommandant von Kairo, ist gefallen. General Bon mit uns gegen die Rebellen; — die Imams und Mollas auf den Minaretts zum Aufruhr schreiend, Zikaden im reifen Weizen, Hyänengeheul, dazwischen der brüllende Hilferuf unserer Lärmkanonen! Das fanatische Volk verschanzt sich in der großen Moschee El-Heazar. Zur Nacht Bonaparte von seinem Streifzuge zurück, am Morgen Batterien auf dem stadtbeherrschenden Gebirgsrücken Mocatam. Durch die Straßen gegen die große Moschee rücken Grenadierkolonnen vor. Die Batterien beginnen zu spielen, wie lebendige Wesen tanzen die Kugeln zerschmetternd auf der Kuppel der Moschee. Der Himmel dunkelt im Gewitter und begleitet das Krachen der Kanonen mit Donnerschlägen. Aus der Moschee hervor im Ausfall das rasende Volk in die Spitzen unserer Bajonette; — dann heulend um Gnade flehend. Der Aufruhr ist gestillt. Es lebe Bonaparte!

Ägypten ist ein gemästetes Rind, aber von Mitternacht her kommt der Treiber.

* * *

Paris ist in Kairo. Wir haben Spielsäle, Billardzimmer, Lesekabinette, Orchester und Bälle mit den entschleierten Damen Kairos, Kaffeezimmer, Restaurationen, abends Feuerwerke und Komödie, alle Belustigungen der Pariser im Tivoli zu Kairo. Wir lassen Zeitungen drucken, eine Décade égyptienne und den Courrier. Es blühen Manufakturen und Fabriken aller Art unter dem Chef der Aerostaten. Wohin ein Franzose kommt, da bringt er Paris mit, und hier ist das uralte Mythenland des Osiris und der Isis.

* * *

Die Pforte hat uns den Krieg erklärt. Mit ihr ist England und eine Hölle gegen uns los. Bonaparte rückt mit der Hauptmacht in Eilmärschen nach Syrien. Davoust verstärkt den General Desaix in Oberägypten. Es steigert sich die Tragödie bis zur Katastrophe; jeder Mitspieler ist ein Held.

Auf dem Marsche.

Unter den Guiden Davousts, auf dem Dromedare fliege ich dem Regimente voran über die glühenden Wüsten. Da drüben ist das Rote Meer, weiter hinüber Gidda und Mekka; wie weit ist es noch bis zum Gangesstrome? Auf der andern Seite zur nächsten Oase rechnet man drei Tagereisen, so wieder von Oase zu Oase, Senaar in Nubien rückt heran, dann Dar-Fur und wieder nach hundert Tagereisen Timbuktu. So verschwinden Zeit und Raum vor dem dahinschreitenden Kamele, dem Schiffe der Wüste. Die Völker liegen nicht mehr still, wie beinerne Esel; sie fliegen wie Falken durcheinander; Weither und Fernhin ist ihr Name. Ich bin ein Zigeuner!

* * *

Alle Steinblöcke am Wege sind mit Hieroglyphen bedeckt und wollen mit dem Wanderer plaudern, der ihre stumme Sprache nicht versteht. Wißt ihr, wo Vineti, meine blaue Blume, blüht? — Ihr Gespenster der Vorwelt, zur Ruhe! Zur Ruhe auch du mit Hieroglyphen beschriebenes, wildes Herz!

* * *

In der Thebais.

Bei der Gräberstadt von Gournah haben wir den fürchterlichen Murad vernichtet und blutend zurückgeworfen in die Steppe.

Wir stehen im Mittelpunkte der alten Welt, vor Theben, der unermeßlichen Ruinenstadt, dem Wunder und Rätsel der ältesten und neuesten Zeit. Die französischen Gelehrten erwecken sie vom Tode. Sie bannen die Gespenster dieser Mauern an das Tageslicht der Literatur.

Hier beugt der Nil das Knie gegen Osten, die Bergketten auf beiden Seiten weichen zurück, und zwischen ihnen liegt die Ebene von Theben, das Auge Ägyptens. Jenseits sind die Wüsten des Typhon.

Hier im Niltal Leben, ringsumher Tod und Erstarrung. Das ist das Vorbild der Religion und Geschichte Ägyptens.

Ägypten ist der Nil mit seinen Schlammufern; das andere ist Felsen und Sand.

Ägypten ist eine Auster, welche zwischen zwei Schalen an Afrika hängt.

Welch ein breites Tal, darin als Oasen Dörfer und Karavanserais mit Palmbaumgruppen und Zuckerrohrpflanzungen und himmelanragenden Tempeltrümmern und Felsen, welche verwandelt sind in kolossale Menschenbilder!

Das ist das Land meiner Jugendträume! Ist es meine Heimat? Ich armer, ausgestoßener Mensch!

* * *

Hier lag die alte, heilige Pharaonenstadt mit ihren riesenhaften, gewaltigen Tempeln und Königspalästen. Ein Chaos unverwüstlicher, ewigkeittrotzender Trümmer ist von aller dieser Herrlichkeit allein noch übrig — ein Rätsel in Steine verwandelt — ein zerrissenes Blatt uralter, seltsamer Geschichte, das niemand vereinigen und lesen kann. —

* * *

Im Memnonium.

Da sitzen in finsterem Ernste Riesenwächter am Mumiensarge des alten Ägyptens, vor Schrecken zu Stein erstarrte, himmelhohe Gespenster, welche ihre Schatten werfen bis auf die libysche Felsenwand, rings umgeben vom umgestürzten Götterbildern, Obelisken, Zierraten, zertrümmerten Gliedern unmeßlich herrlicher Bildsäulen und von Steinblöcken mit seltsamen Schriftzeichen.

Nicht mehr begrüßen diese Kolosse mit klingendem Rufe die aufgehende Sonne; sie trotzen trauernd der Weltvernichtung entgegen.

* * *

Hier ist das Grabmal von Osymandyas. Ein Granitfels liegt ungestaltet am Boden; erst aus weiter Ferne sieht man, daß es ein steinerner Menschenkopf, das Haupt des Welteroberers, ist. Osymandyas oder Bonaparte?

* * *

Gestorben sind die grünen und gelben Götter, der Hundskopf und Ibis und der große Affe — untergegangen sind die Pharaonen, und ihre Mumien werden in den Apotheken zu Pulver gemacht und von den Bauern als Brechmittel gebraucht — und das ganze alte Ägyptervolk schläft in seinen Felsenhallen; aber ein armes, vertriebenes, in aller Welt herumirrendes Volk, das älter ist als diese Uralten, lebt noch, und der Enkel des Hykso, der Zigeuner, tritt auf das Haupt umgestürzter Götter und Könige.

Wer sagt mir, daß die blaue Blume eine Pharaonentochter gewesen sei? Vineti, wo bist du? Wer trieb dich vor mir her auf dem Meere in jener entsetzlichen Nacht? Ich muß ringen mit meinem Wahnsinn wie mit einem unermüdlich anstürmenden Mamelucken auf dem feurigen Dongolahengste.

* * *

Kafrkarnak.

Wie ein in Melancholie und Wahnsinn versunkener Mensch dieselbe Frage, über welche er verrückt geworden ist, immer wiederholt, so Ägypten seine Sphinx in Kolossen, aufgestellt zu Alleen, welche zu den Tempeln und Pharaonenpalästen in Karnak führen.

Groß ist das Schicksal; denn ich, der Zigeuner, der Sohn des vertriebenen Volkes, sitze hier und weine über die Weltgeschichte vor dem Palaste der Pharaonen. Wie gewaltig wirken diese Massen in ihrer Einförmigkeit!

Vor den mächtigen Pylonen sitzen und stehen die kolossalen steinernen Sklaven mit den fanatischen, dumpf hinstarrenden Gesichtern — in dieser entsetzlichen Ausdehnung zum Ungeheuern über Maß und Verhältnis hinaus und im ewigen Einerlei hinbrütender Melancholie. Drinnen im Hofe stehen umher in langer, einförmiger Trabantenreihe wieder andere steinerne, ewige Knechte des königlichen Gebäudes, welche noch nach Jahrtausenden gehorsam auf dem Nacken den Felsen tragen. Dahinter, welche Hallen tun sich auf und mitten darin der Festsaal, dessen Decke ein Säulenwald emporträgt, dessen Wände überall bedeckt sind mit bunten, abenteuerlichen Göttern und Opferzügen und wunderlichen Verzierungen!

Hier ist ein steinernes und wahrhaftiges Märchen; ein Gedicht, das ihr mit der Hand angreifen könnt, — glaubt ihr noch nicht an die Wahrheit der Poesie?

* * *

Hier stehe ich stundenlang vor einer Seite dieses Märchenbuches, das nur Wahrheit berichtet, vor dieser aus Felsenstücken emporgebauten und prächtig von unten bis oben hinaus beschriebenen und vollgezeichneten Wand. Sie ist überschüttet mit bunten Bildern. Geschäftig und zwischendurch laufen die Hiero-

glyphen, welche gern erzählen möchten wie taubstumme Menschen, mit heftigen, zudringlichen Gebärden, und sich doch nicht verständlich machen können. Sie begleiten ihren Pharao überallhin, welcher auf diesen Wänden ein armes Hirtenvolk mit seinen Herden jagt durch Wald und Sumpf und über den Fluß in die Gebirge. Die herumlaufenden Schriftzüge sind wie Geiger, welche mit einem in das Fett getauchten Violinbogen über die gespannten Saiten fahren. Was wollen sie bedeuten?

Ein grün und blauer Papagei mit einem possierlichen Menschengesichtchen sieht mich weinerlich unter diesen Zeichen an; er möchte so gern reden, der freundliche Antiquar, und kann doch nicht. Eine grüne Eidechse läuft an der Wand herum und studiert emsig diese alte Bilderschrift. Seit drei Tagen gehört sie zum französischen Institute und wird sehr von unsern gelehrten Damen geliebt. Kleines Tier, gib dir keine Mühe, ich will dir das Rätsel lösen!

Das uralte Hirtenvolk, welches, ausgestoßen von den Brahminen in Indien, durch die Wüsten bis nach Ägypten gezogen war, ehe noch Osiris hier einen Tempel hatte, dieses Volk ist es, welches die Priester und ihre Könige hier aus ihrer zweiten Heimat vertrieben haben; dieses Volk, welches alle Pharaonen, Theben und Memphis und die ganze alte Welt mit ihren Göttern überlebt und wieder nach tausend Jahren zu dem Streiter Mohammeds, dem Kalifen Omar, gesprochen hat: „Wir stammen von Zig und lieben die Pferde, haben keine Häuser und Städte und setzen den Reisenden keine Zeichen an die Straße; wir sind die Zigeuner!“ Und wieder nach tausend Jahren steht ein Mensch dieses Geschlechtes hier und spricht: „Ich bin ein Zigeuner!“ Warum zitterst du, grüne Eidechse? Wo weilst du, blaue Blume, schöne Pharaonentochter? — Deshalb sind wir so elend, weil wir die Götter haßten und die Freiheit lieben.

* * *

Übersieht man aus der Ferne Tal und Felsenkette, so kommt es einem vor, als wenn die Felsen altägyptische Gebäude und diese wieder Felsen seien. Aus den Umrissen dieser Berge konstruieren sich von selbst diese alten Tempel und Paläste. Die ägyptische Kunst ist nur die gesteigerte Natur dieses Landes, aus welcher sie unmittelbar wie eine Blume emporgewachsen ist.

* * *

Noch leben hier dieselben Menschen, welche auf den Denkmälern der alten Welt abgebildet sind — dieselben Gestalten, dieselben Gesichter, selbst in den Waffen und Trachten noch ähnlich ihren Vorfahren. Sie leben jetzt vom Verkaufe der Mumien ihrer Voreltern.

* * *

Wenn ich ein Vaterland irgendwo hätte, barfuß und bettelnd wollte ich dorthin wallfahrten, auf den Knien durch glühende Steppen rutschen und mich nähren von Tränen der süßesten Sehnsucht. Ich habe keine Heimat. Soll ich hingehen, wo der Gangesstrom dahinträumt durch die segenschwangeren Fluren,

wo die Götter und ihre Priester meine Brüder zu Parias und zu Tieren gemacht haben? oder zu den Berbern in der Wüste? Meer und Wüste geben dem Menschen kein Vaterland. Ich bin der unglückseligste Mensch!

* * *

Was klage ich? Dort, wo mein Vater begraben ist auf dem Anger, daran der Kirchhof stößt, unter dem Weidenbaume in Deutschland an der Nordsee, dort unter der grünen Weide ist meine wahre Heimat! Vor mir versinken Indien und Ägypten, und das Meer von Deutschland rauscht herüber mit der Luft über das Grab meines Vaters und ruft: „Mein Sohn, wo bist du?“

* * *

Auf dem Marsche in der Wüste.

Unter dem General Friant sendet uns Desaix zur Verfolgung des Murad-Bei in die Wüste. Ich fühle etwas in mir, das tödlich ist.

* * *

Findet ein Europäer dieses Tagebuch, so wisse er, daß ich einsam in der Wüste gestorben bin am ägyptischen Fieber. Am fernen Horizont verschwindet die Eskadron meiner Kameraden. Die Bleifeder sinkt mir vor Mattigkeit aus der Hand.

* * *

In einer Höhle.

Sie hatten mich todkrank zurückgelassen in der Wüste bei ägyptischen Hirten, welche mich in ihrer Höhle menschlich gewartet und gepflegt haben. Seit einigen Tagen bin ich wieder meiner Sinne mächtig. Noch weiß ich nicht, welche Jahreszeit wir haben? Wo unser Heer steht? Was vorgefallen ist?

* * *

Entsetzlich! Erst ist Bonaparte zurückgegangen nach Frankreich, nachher ist Kleber ermordet worden in Kairo — dann hat die französische Armee kapituliert und Ägypten verlassen. — So viel Mühe, Schweiß, Blut und Heldenleichen um diesen Preis? Und ich allein noch in diesem fremden, barbarischen Lande, allein mit der gräßlichen Erinnerung an die Vergangenheit? — Das Stück ist zu Ende; es blieb zurück als Epilog der Zigeuner.

* * *

Der treue Fellah, welcher mich in meiner Krankheit gepflegt hat, vergoß Tränen bei der Erinnerung an Desaix. „Er war gut und gerecht! er war unser Vater!“ rief er immer wieder aus. Ich fühle mich wieder gesund, aber meine Seele ist krank vor Sehnsucht nach Eropa. Ich muß das Grab meines Vaters unter dem grünen Weidenbaume wiedersehen.

Ich wohne in der Gräberstadt Gournah bei der Thebais in einem Grabgewölbe. Ich wandere mit meinem Fellah in den Felsenhallen von einer Totenkammer in die andere; viele davon sind bewohnt von Hirten und Fischern. Welch ein wunderbares, geheimnisvolles Grausen ergreift mich, wenn ich da um mich herum die alten Ägypter, die Bewohner Thebens, in langen Reihen liegen sehe,

in den Kammern und Gassen dieser unterirdischen Stadt, wie scheintot. Seit länger als dreitausend Jahren harren sie der Wiederkehr ihrer Seele aus der Wanderschaft durch die Reihen der Tiere. Sie lügen die Ruhe des Schlafes und die Hoffnung des Aufwachens dem Beschauer vor, während draußen der Wind von Osten her in die Löcher, welche nebeneinander an der Felswand die Eingänge bilden, spottend, wie auf einer Panflöte, ihnen ein Hirtenlied vorpfeift. Auf den Wänden ihrer Ruhestätten ist abgebildet in zierlichen bunten Bildern ihr Lebenslauf; wie sie gemeißelt und gezimmert, gewebt und Harfe gespielt, geheiratet und Kinder gezeugt, Schätze gesammelt haben und gestorben sind — ihr ganzes Leben, als wäre es gestern gewesen und heute noch! Da sitzen in den Ecken ihre possierlichen, zusammengekauerten Schutzgeisterchen mit ihren jungen Gesichterchen, die wieder etwas Altes, Gespenstisches haben, und tragen in den Händen Blumenstengel, welche in Hasenköpfchen enden. Dort ringeln sich greuliche Schlangen durcheinander; hier beugt sich ein Mohr abscheulich über sich, aus seinem Munde im Bogen über den Kopf zurück fährt die Seele aus, welche sich, noch ehe sie den Boden berührt, in einen Käfer verwandelt, während ein Kind zwischen seinen Füßen steht.

So haben die alten Ägypter, dieses Gräber- und Unkenvolk, ihren Glauben und ihr Leben in unvergänglichen Bildern um sich her gestellt, um bei dem Wiedererwachen sogleich sich wieder auf ihr erstes Leben zu besinnen. Selbst ihre Särge sind ringsum beschrieben mit ihrer Lebensgeschichte; andere haben die Kaufurkunden über ihre Häuser und Felder in Papyrusrollen unter dem Kinn. Ihr armen Betrogenen! Über euch schreitet hin der plumpe Fellah und zertritt euch in Staub. Es gibt kein Theben und keine Pharaonen mehr, selbst eure Götter sind gestorben, eure Häuser sind Schutt und eure Äcker Sand — und euer Glaube an Unsterblichkeit war eine Lüge! Geht zur Ruhe, ihr armen Gespenster, der Tag bricht an!

Ich werde noch aberwitzig in dieser unterirdischen Stadt des Todes bei dem Mumienvolke.

Mein ganzes Dasein zerrinnt in einem wehmütigen, phantastischen Märchen.

Heute fragte mich der Fellah, ob ich das Grab der blauen Blume besehen wolle? Ich will bei Sinnen bleiben, und wenn der Wahnsinn mit Bajonetten anstürmte gegen meinen Kopf.

* * *

Wir stiegen durch endlose Mumienreihen mit der brennenden Fakel, umschwirrt von Fledermäusen durch labyrintische Gänge, Kammern und Hallen bei dem Qualme drückender Hitze, in das Innere des Felsens und auf Wendeltreppen tief hinab auf den Grund, wo wir endlich in einen prachtvollen, unterirdischen Saal gelangten. Mein Führer zog mich um eine Säule herum, und wir standen in einer kleinen Halle. Jetzt zündete er noch eine Fackel an, und das ganze Gemach ward hell. Unzählige Figuren in brennenden Farben liefen an den Wänden herum, aber in der Mitte in einem ovalen Kreise stand die Gestalt

der Pharaonentochter, in ihrer Hand eine blaue Blume. Vergebens bot ich meinen Verstand auf, um die Phantasterei meiner Sinne zu beherrschen; ich strengte mich an, meine Augen der Lüge zu zeihen, es stand doch vor mir das unvergeßliche Bild meiner unglücklichen Vineti. Erkannte ich nicht diese großen, dunkeln Augen unter der schönen, breitgewölbten Stirn, die feingeschnittene Adlernase, den kühnen, edlen Mund mit den sanftaufquellenden, schmachtenden Lippen? Hatte ich nicht diese Gestalt an mein Herz gedrückt? Doch hielt ich mich noch aufrecht. Ich verstockte mich absichtlich gegen den Eindruck, welchen dieses Bild auf mich machte; denn schon begannen meine Gedanken sich zu verwirren. Ich mochte schon lange stumm und versunken in Betrachtung dagestanden haben, als mich der Fellah bei dem Arme faßte und mich auf den alabasternen Mumiensarg aufmerksam machte, welcher unter diesem Bilde stand.

Er hob den Deckel ab. Mit einem lauten Schrei stürzte ich mich darüber hin; — es war die Leiche einer Pharaonentochter — meiner blauen Blume.

* * *

Ich will sie nicht mehr sehen. Böse Geister betören oft des Menschen Seele, um ihn zu verderben; sie wollen mir meine Vernunft rauben. Bin ich denn ein solcher Narr, daß ich schon anfange, die uralte Zeit zu verwechseln mit dem heutigen Tage? Der Fellah hat bemerkt, welchen unsäglichen Eindruck die Mumie der Pharaonentochter auf mich gemacht hat. Ich mußte ihm auf seine Frage antworten, daß sie meiner verstorbenen Braut sehr ähnlich wäre. Er lachte geheimnisvoll und schweigt seitdem. Ich will sie nicht mehr sehen und das sinnenverwirrende Märchen mir aus den Gedanken schlagen. Morgen reise ich nach Alexandrien. Ich habe die hundert Goldstücke, welche ich eingenäht bei mir trage, noch gefunden; die sollen meine Überfahrt bestreiten. Ich will eine Wallfahrt machen zu dem Grabe meines Vaters.

* * *

Alexandrien.

Verkleidet in der Tracht eines europäischen Kaufmanns, bin ich hier angekommen. Im Hafen liegt ein Hamburger Kauffahrteischiff. Übermorgen schiffe ich mich ein. Wie hat sich hier alles verändert! Wie ein heftiges Gewitter mit Donnerschlägen und Blitzen ist Bonaparte vorübergezogen; alles ist still und gewöhnlich wie sonst. Der Türke sitzt nachlässig mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich vor dem Kaffeehause und bläst aus seiner langen Pfeife ein Ringelchen von Tabaksrauch in die blaue Luft, sieht es verschwimmen und sendet ein neues nach. Auch kommen die Kamele wieder mit Wasserschläuchen um die Ecke, und die Häuser haben noch platte Dächer und Altane, die Moscheen Minaretts und schlanke Säulchen, und draußen umher ist immer noch Wüste, wo der Schakal heult und der Sperber schreit. Wir sind wie eine Wolke vorübergezogen. Ich bin ein feiger Geselle, denn ich weine wie ein Weib.

* * *

Da kamen über mich die Geister der Märchenwelt. Sie lassen nicht von mir, denn ich bin ihr ältester Freund, den sie lieb behalten. Da sind sie alle wieder mit ihren wunderlichen, ernsthaften und zugleich possierlichen Gesichtern! Gestern trat plötzlich der treue Fellah aus der Thebais in mein Zimmer, hinterdrein folgten seine beiden Knaben und brachten die Mumie, welche mich in Gournah fast um meinen Verstand gebracht hatte. Dieser Bettler schenkt mir zum Andenken eine Pharaonentochter. Sie ist eingewickelt in feine Linnen, welche mit rätselhaften Zeichen beschrieben sind. Sollte darin schon mein Schicksal mit verzeichnet sein? — Sie will mit mir nach Europa auswandern. Das Schicksal ist meiner mächtig, ich unterliege.

* * *

Ägypten, sinnloses Nachtgespenst, kehre heim in dein dreitausendjähriges Grab! Dich stört nicht mehr der Wirbel der französischen Trommel und der Donner unserer Kanonen. Träume ruhig fort von Sesostris und Psammetich, von Alexander und von Bonaparte, bis der Sand der Wüste deine Sphinx und deine Riesentrümmer gar verschüttet hat und nur noch der Samum durch die Öde weht!

* * *

„Hiermit schließt“, sprach Johannes, „das Tagebuch des Zigeuners.“

„Aber was ist aus der schönen Vineti geworden,“ fragte unsere Freundin Ottilie, „aus Josephs Braut, von welcher er immer so rätselhaft spricht?“

„Darüber gibt der Brief, welchen Joseph aus Toulon bei seiner Einschiffung nach Ägypten an seinen Pflegevater geschrieben hat, uns Auskunft“, entgegnete Johannes und las weiter vor:

Toulon.

„Vater, Du hast mich lieb gehabt, auch wenn Du hart gegen mich warst. Wenn ich unglücklicher Mensch eine Ahnung habe von einer Heimat, so hast Du diesen Keim in meine Seele gepflanzt, da ich noch gering war wie ein Tier des Waldes. In Deinem Hause war ich glücklich und wäre es geblieben, wenn ich nie erfahren hätte, daß ich das Kind eines uralten Elendes bin. Erinnerst Du Dich noch des Tages, wo die Zigeunerhorde mit mir und dem fremden Mädchen fortzog durch das Dorf? — Mir sollte die Blume der Liebe nur so lange blühen, bis sie meine ganze Seele bestrickt hatte mit ihrer wunderbaren Pracht und ihrem Dufte, um mir dann auf ewig plötzlich wieder zu verschwinden. Wir wurden in der kurz darauf folgenden Nacht wie die Hirsche gehetzt von uniformierten Mördern, von den fürstlichen Füsilieren. Ich und meine wilden Gesellen verteidigten uns von Busch zu Busch. Welches Heulen und Schreien der Kämpfenden und Sterbenden, der Weiber und Kinder durcheinander! Jetzt waren wir aus den Weidenbüschen hinaus an das Meer gedrängt. Vineti, meine geliebte Braut, war in einen Fischerkahn gesprungen, welcher dort angebunden lag, hatte ihn flott gemacht und rief: ‚Joseph! Joseph! komm herein!‘ In diesem Augenblicke drangen auch die fürstlichen Soldknechte auf uns heran mit Spießen und Bajonettstößen; zugleich rief

Vineti: ‚Schwimm nach! Schnell die Hand her!‘ Ich sprang in das Meer und wollte die Ruderstange, welche mir Vineti entgegenhielt, fassen, als auf uns neue Schüsse fielen und Vineti im Nachen zusammenstürzte. Ich schrie vor Schrecken und sank unter, doch rang ich mich wieder schnell empor; unfern vor mir schwamm der Nachen ohne Ruder, nur von den Wellen und dem Winde langsam dahingetrieben. Ich strengte alle Kräfte an, ihn zu erreichen, immer mehr wich er von mir ab. So währte der Kampf mit den Wellen eine geraume Zeit, und weit hinter mir lag schon das Ufer. Wenn ich aufhörte, das Wasser zu bewegen, so hörte ich das Stöhnen der Verwundeten im Kahne ganz vernehmlich. Tausendmal rief ich bitter weinend und schluchzend ihren Namen: ‚Vineti!‘ — Das Ächzen im Kahne dauerte fort, aber ihre Gestalt sah ich nicht über den Rand des Fahrzeuges sich erheben. ‚Es ist kein Gott im Himmel!‘ schrie ich, und dann wieder: ‚Vineti!‘ Ich strengte wieder alle meine Kräfte an, den Nachen, in welchem meine Braut, mein wunderbares Mädchen lag, zu erreichen; dieser trieb jedoch, wie zur Verhöhnung des Unglücks und der Verzweiflung, vor mir her und verspottete mein Drangsal und meine Mühe. Schon begann ich zu ermüden, denn die Brust schmerzte von der ungeheuren Anstrengung, mit welcher ich schwamm. Da geriet ich in eine unsägliche Verzweiflung. Mit einem Fluche, der mir noch heute durch Bein und Mark fährt, bot ich meine letzte Kraft, die Kraft der Raserei, auf; schon tippte ich mit meinen Fingern den immer wieder abgleitenden Nachen — schon erreichte ich mit der einen Hand seinen Bord, endlich gelang es mir, auch die andere Hand hinanzubringen, und nun ließ ich mich dahingleiten durch die Flut, denn fast waren meine Kräfte gänzlich geschwunden. Da rief ich in einem fort: ‚Vineti, ich bin da! Lebst du noch?‘ Ich erhielt keine Antwort; ich lauschte mit allen Sinnen — ich vernahm auch kein Ächzen oder Atmen mehr. So ließ ich mich dahinschleppen, ohne Kopf und Brust am Rand des Nachens hinauf und mich selbst hineinschwingen zu können. Meine Kraft nahm immer mehr ab, je heftiger ich weinte und unablässlich in die öde Nacht und das rauschende Meer hinausrief: ‚Vineti, geliebte Vineti!‘ Eine solche Nacht voll Jammer und Verzweiflung hat noch niemand erlebt! Es war ein frischer Wind, der mich und den Kahn immer weiter hinaustrieb in das Meer. Der Mond war endlich untergegangen, ich erstarrte fast zu Stein im Schauer des Morgens; doch ließ ich nicht vom Nachen. Endlich ward alles morgenhell. Da wagte ich zum letztenmal meine Kraft aufzubieten und brachte glücklich das Kinn über den Rand des Fahrzeuges. Was sah ich? Unvergeßlich wird dieser Anblick in meiner Seele bleiben. Vineti lag bleich und tot auf dem Boden drinnen ausgestreckt — meine Vineti, schön, wie ein weißes Marmorbild auf rotem Samt, meine ermordete Vineti in ihrem Blute. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte meine Seele, jede Besinnung verging mir, ich sank zurück in das Meer. Konnt' ich nicht ertrinken? Warum muß ich noch leben? Doch damals war ich wirklich tot, mehr noch als tot, ich war vernichtet.

Einige Tage nach diesem Vorfalle erwachte ich dennoch wieder auf einem Schiffe, das der batavischen Republik angehörte und mich im Meere aufgefischt und gerettet hatte, ohne etwas von einem Nachen und der Leiche darin gesehen zu haben. War etwa alles nur ein Traum?

Man hat mich zum Soldaten der Republik Frankreich gemacht. Was wollen diese Franzosen? Was bedeutet das, was sie Freiheit nennen, da sie doch in dumpfen Städten und Straßen wohnen? Sie sollten einen Zigeuner nach den Leiden und Freuden der Freiheit fragen! Nach Toulon ging unser Marsch. Wäre ich schon tot! Eine barmherzige Kugel wird die rechte Stelle finden.

Noch weiß niemand, wohin diese Expedition, zu welcher unermeßliche Zurüstungen gemacht werden, gehen wird. Man flüstert: ‚Nach Ägypten!‘ Bei dem Namen dieses Landes erbebt meine Seele vor den Schauern des Rätsels, welches mein Dasein umspinnt. Ob ich von dort je wieder zurückkomme? Ich muß, denn ich habe eine unendliche Sehnsucht nach dem Grabe meines Zigeunervaters, welcher mit seinem Leibe mir ein Vaterland drei Ellen lang und tief unter der grünen Weide am Ufer des Deutschen Meeres gekauft hat. Ein Vaterland! Der Geist meines Schicksals muß mich, wenn er Vernunft hat, wieder heimbringen in mein Vaterland, zu dem Grabe meines Vaters.

Ich grüße Dich zu tausend Malen. Joseph.“

„Der Geist seines Schicksals“, fuhr Johannes fort, indem er das Tagebuch und die Briefe des Zigeuners wieder in seine Mappe legte, „hatte Sinn und Vernunft, er trug seine Leiche mit der Mumie der Pharaonentochter an den Strand des Deutschen Meeres zu dem Grabe seines Vaters.

„Ich war von diesem abenteuerlichen, traumdurchflochtenen Schicksale des armen Josephs wunderbar bewegt. Ich beschloß, noch in der Nacht seine Leiche zu sehen. Ich verließ mein Schlafgemach und ging hinüber zu dem Schuppen, wo die Leiche stehen sollte. Es wachte dabei die Leichenfrau.

„Welch einen wunderbaren Kontrast zeigte mir der Anblick! Neben einer vieltausendjährigen Mumie lag die Leiche eines jungen, erst vor wenigen Tagen im Meere verunglückten Soldaten, zwei so wunderbar vereinigte Leichen, welche nach den Gebräuchen der evangelisch-lutherischen Kirche von einem einfachen Pfarrer in einem entlegenen Fischerdorfe am Strande der Nordsee beerdigt werden sollten.

„Ich hob die Lampe empor, um das Gesicht der Mumienleiche näher zu betrachten. Es war ganz erhalten und verriet wirklich noch sehr schöne Züge. Ihre Leichenhülle war rings umschrieben mit seltsamen Figuren und Hieroglyphen; nur an der rechten Seite war das Zeug durchgerieben von den Speichen des Karrens, auf welchem die Leichen vom Strande hierher geschafft waren. Die eine Hand der Mumie lag fast ganz bloß. Indem ich diese ergriff und leise aufhob, fiel mir die Blumenzwiebel daraus entgegen, welche wie ein Wunder jetzt vor uns als blaue Amaryllis blüht.

„Das ist das Ende von der Geschichte des armen Zigeuners und seiner Vineti Sunge."

Ottilie hatte mit beiden Armen den Blumentopf umschlungen, in welchem die Amaryllis blühte, und rief mit herabstürzenden Tränen:

„Blaue Wunderblume, holdseliges Rätsel, schöne Pharaonentochter, ich will dich lieben wie eine Schwester in deiner zarten Farbenhülle, und wenn du mir endlich verblühen mußt, so will ich in jeder guten Stunde deiner gedenken wie des schönsten Geheimnisses, welches mir begegnet ist in diesem kurzen und so schmerzlich süßen Leben!"

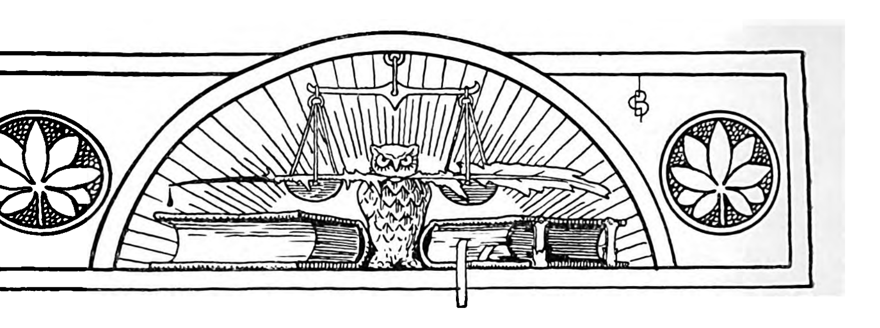
Robert erwiderte: „Was nicht die menschliche Zunge auszusprechen vermag in dem höchsten Drange der Begeisterung, alle die seligsten, geheimnisvollsten Gefühle, die innigste, unmittelbarste Erinnerung an die Vergangenheit, das vermag eine Blume in ihrem Zauber der Farbe und des Duftes. So blüht hier in dem zartesten und vergänglichsten Wesen vor uns die ganze Weltgeschichte."

„Wohl! So wie einst", entgegnete Hermann, „die Lotosblume in Indien Brahma trug, als er über sich selbst und die Welterschaffung brütete, so blüht in diesem Blumenkelch das alte Ägypten mit seinen Jahrtausenden, seinen Göttern und seinem Glauben wieder herein in die gegenwärtigste Stunde; sie ist die Seele der alten Welt!"

Erdmann blickte jetzt in den Kelch der Blume wie in ein Menschenauge hinein und rief: „O, wie tief wurzelst du unten in der alten Mythenzeit, du blaue Blume der Sehnsucht und Liebe und hebst durch Jahrtausende herauf dein zartes, vergängliches Blumenhaupt herein in diese wildfremde Stunde der neuesten Zeit, indem du so in einem einzigen Augenblick unermeßliche Zeiträume zu Duft und Farbe zusammenrinnen läßt! Du heilige Blume, sei gegrüßt von uns mit jeglicher Andacht! Was das Vergänglichste, das ist das Ewige geworden! Prophetin, wir verstehen deine symbolische Sprache, in der du das neue Evangelium verkündest von dem großen Gott in der Weltgeschichte, in dessen Leben und Weben alle Vergangenheit zu einem Gestern wird, das heute ist und morgen sein wird."

Johannes erwiderte: „Stört euch nicht mit Worten und Gedanken das Märchen, welches aus dieser Geschichte mit dem Dufte des Morgenlandes uns umweht! Laßt uns seiner erinnern wie eines seligen Traumes, der uns die eigene Kindheit auf einen Augenblick vor die Seele gezaubert hat."





Auf Schillers Spuren in Schwaben.

Von

Karl Berger.

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.
> Goethe.

In diesen Sommertagen zog es mich hin ins liebe Schwabenland: ich wollte endlich einmal die Stätten der Kindheit und Jugend Schillers schauen, wo : die ersten Träume geträumt und zuerst die Hände gläubig zum Gebet ge- altet; jene Heimstätten seiner Eltern, wo die zärtliche Mutter den zarten Knaben ehütet und gepflegt und seine ersten Schritte und Blicke ins Leben fürsorglich eleitet; wo der in harten Lebenskämpfen gereifte, aus ruhmlosem Kriege heim- ekehrte Vater den Heranwachsenden in strengere Zucht genommen und dem Bißbegierigen Herz und Sinn für Gott und Welt, Großes und Kleines ge- ffnet hat; wo er zum Dichter erwachte und die Entwickelung durchmachte, die en jungen schwäbischen Regimentsmedikus in herzoglichen Diensten schließlich ur „Entschwäbung" führte, zur schwersten Entscheidung seines Lebens.

Schon jahrelang hatte ich mich eindringlich mit Schillers Wesen und Werk beschäftigt, seine Persönlichkeit war mir — ich darf und muß das hier gestehen — in einer entscheidenden Zeit meines Lebens zum Führer und Er- ieher im tiefsten Sinne des Wortes geworden; er, der „Weltbürger", hatte nich von der dürren Weide vager Menschheitsideale heimgeführt zu den ewig- rischen Quellen des Volkstums, der Heimat. Da war echter Idealismus, — nicht ein sehnsüchtiges Schwärmen im Blauen herum, nach unerreichbar Hohem, Nebelhaftem, sondern der Wille und die Kraft, das Gemeine zu überwinden und das Leben nach selbsterworbenen Idealen zu gestalten. Vertrauen ins Ideal und Treue gegen sich selber, die Heimat und das eigene Volk — das ist die innerste Lebenskraft von Schillers Persönlichkeit, und auf wen sie einmal stählend gewirkt, wer diese Kraft in sein eigenes Leben herübergeleitet hat, der ist gegen mancherlei Schicksal gefeit, aber gewappnet auch gegen die Anfechtungen, die Schiller

als Dichter da und dort von un- und überreifen literarischen Jungen und — Alten erfahren hat. Wie not wäre gerade ihnen etwas von seinem Idealismus der Tat und seinem heroischen Lebenswillen! Ich will hier nicht von dem literarischen Kampf um Schiller reden, der mit dem Kampf um die sogenannte neue Kunst mit heraufbeschworen wurde: bei Schiller, so hieß es, sei kein Zusammenhang zwischen eigenem Erleben und Dichten, seinem Schaffen fehle die Marke der Lebenswahrheit. Etwas Törichteres ist selten mit bequemer Oberflächlichkeit behauptet worden. Zumal beim jungen Schiller drängen sich ja diese Zusammenhänge dem Kenner seines Lebensganges geradezu auf, wenn sie auch nie so unmittelbar zutage treten wie bei Goethe, über dessen Jugenderlebnisse, äußere und innere, wir zudem weit besser unterrichtet sind: die Nachprüfung ist deshalb bei ihm viel leichter. Volkstum und Heimat, Wohnort und Vaterland haben auch dem jungen Schiller ihre Gaben geschenkt, auch seine Naturanlage ist durch die Erziehung im engeren und weiteren Sinn bestimmt worden, auch er durfte in Gutem und Bösem die Wahrheit des alten Spruches erfahren: „Zu sein ein Schwabe, ist auch eine Gabe."

* * *

Wer den Spuren Schillers in Schwaben folgen will, der wird an verschiedene Orte geführt, die in größerer oder kleinerer Entfernung um Stuttgart herum liegen. Sie sind in halben oder ganzen Tagestouren von der rebenumlaubten, waldüberschatteten Hauptstadt aus zu erreichen: Marbach, Gmünd, Lorch, Ludwigsburg, Solitude, Stuttgart, das sind die Hauptstationen von Schillers Heimatjahren. M a r b a c h, dem Geburtsort des Dichters, gilt unser erster Besuch. In einstündiger heißer Eisenbahnfahrt über Ludwigsburg haben wir das stille Städtchen erreicht und streben nun im allerheißesten Sonnenschein auf blendendweißer Landstraße zur Schillerhöhe empor. Dort nimmt kühlender Schatten uns auf. Auf dem früheren „Schelmengrüble" haben Marbacher Bürger auf Anregung des schon 1835 gegründeten Schillervereins in freiwilliger Fronarbeit eine parkartige Anlage mit seltenen Bäumen und allerlei Ziersträuchern errichtet. Am westlichen Ende dieses Parkes erhebt sich auf hohem Sandsteinsockel das aus dem Metall französischer Kanonen gegossene Schillerstandbild. Schon 1805 begannen die Marbacher für dieses Denkmal des großen Sohnes ihrer Vaterstadt zu sammeln, 1859 wurde der Grundstein gelegt, und 1876 endlich konnte es enthüllt werden. Der Dichter J. G. Fischer hielt damals die Festrede. Frei schweift der Blick vom Denkmalsplatz hinüber: links nach dem klotzigen Hohenasperg, Schubarts Gefängnis, und nach den mächtigen Parkanlagen von Ludwigsburg; nach rechts über Marbach hin nach dem Wunnenstein, dem Reste des „gleißenden Wolfs", und in das Neckar- und Murrtal hinein. Unten umgrenzen Neckar und Strenzelbach das Städtchen, das dreißig Meter hoch über der rechten Seite des Flusses auf einer felsigen Muschelkalkplatte sich erhebt. Aber haften bleibt unser Blick doch immer auf dem etwa fünfzig Schritte vor dem Denkmal errichteten S c h i l l e r m u s e u m. Hell und

freundlich leuchtet der in gemäßigten Formen des Rokokostiles gehaltene weiße Bau herüber, sich dem Landschaftsbilde malerisch einfügend. Auf breiten Treppenstufen steigt man vom Denkmalsplatz hernieder über eine Art Festplatz zu dem Gebäude. Im Hauptgeschoß befinden sich außer einem Ausstellungs- und Festsaal Räume für Archivzwecke, für die Handbibliothek, die Bibliothekbenützer und den Bibliothekar. Auf der Talseite des Hauses ist eine breite Terrasse in der Länge des Festsaales angefügt. In diesem Gebäude, das der rührigen Tätigkeit des erst 1895 gegründeten Schwäbischen Schillervereins sein Dasein verdankt, soll eine bleibende Stätte der Schillerverehrung und des Schillerstudiums geschaffen sein: aber nicht nur die Aufbewahrung, Ordnung und literarische Verwertung der auf Schiller sich beziehenden Sammlungen hat der junge Verein zu seiner Aufgabe gemacht, auch die Nachlässe anderer schwäbischer Dichter sollen dort in Obhut genommen werden. Gustav Schwabs, Justinus Kerners, Ludwig Uhlands, Berthold Auerbachs Handschriften sind bereits Eigentum des Vereins. Jedenfalls wird dieses Schillermuseum ein neuer Anziehungspunkt für die Schillerverehrer und Schillerstudenten sein.

Uns aber bleibt ja noch die Hauptsache: das Städtchen selbst und sein Kleinod, das Geburtshaus des Dichters, zu betrachten. Noch einmal schauen wir hinüber zum machtvollen Bilde des gewaltigen Mannes und stimmen dem uralten Männlein bei, das beim Anblick des ehernen Dichters herausfordernd sagt: „'s isch oin Sprößling des Volkes, aber oinaweag 's isch au Majeschtät!"

Das Majestätische dieser willenskräftigen Herrennatur, dieses sieghaften Idealisten wird dem Besucher der Schillerhäuser erst recht lebendig durch die Kraft des Gegensatzes zwischen den engen Verhältnissen, in denen er geboren ward und lebte, und dem hohen Ziel seines Strebens und seinen Leistungen. Es ist dasselbe Bild von seiner Geburtsstätte bis zu seinem Sterbehause in Jena. Wie mit heiligen Schauern packt uns da das „Göttliche" in der Menschennatur.

Das Haus, in welchem Deutschlands größter Dramatiker das Licht der Welt erblickte, ist keine behäbige Patrizierwohnung, wie das Haus am Hirschgraben zu Frankfurt am Main, von dem aus der junge Goethe seine ersten Streifzüge unternahm: unscheinbar steht es in der Reihe von ärmlichen Häusern in einer gekrümmten Gasse. Daß der Fachwerkbau immerhin ein feiertägliches Aussehen hat, verdankt er der sorgsamen Pflege der Stadt, die ihn 1859 mit Hilfe von Gaben aus ganz Deutschland ankaufte. Wir treten durch den angerauchten „Öhrn", in dem uns Schillers Kolossalbüste von Capeller begrüßt, links in das Geburtszimmer, den einzigen Wohnraum der Mutter und ihrer zwei Kinder, Christophine und Fritz. Bänke längs der Wände, ein großer Kachelofen und ein derber Tisch verengen noch den knappen Raum. Wir betrachten die Bilder der Eltern und allerlei Reliquien, steigen hinauf in den oberen Stock, der vollgepfropft ist mit Schillerbildern und Familienporträts, Büsten, Medaillons, Medaillen, Büchern und dergleichen Dingen. Das be-

rühmte Simanowitzsche Bild fesselt unsere Aufmerksamkeit durch seinen we
verträumten Ausdruck, — Schiller in weiblicher Auffassung.

Aber lebendig werden uns alle diese Dinge erst, wenn wir uns die S
sale der jungen Schillerfamilie zurückrufen; die rechte Stimmung des
und jener Zeit erfüllt uns erst, wenn wir nun wieder hinaustreten und Um
halten. Gleich da drüben steht das Haus, — es trägt die Nummer 28
wo die älteste Schwester des Dichters, Christophine, am 4. September
geboren ward. Weiter abwärts links erinnert eine Säule noch an das ehem
Niklastor. Dem gegenüber stand bis in die dreißiger Jahre des 19.
hunderts das damals abgebrochene Torhäuschen, des Torwärters dürftige
nung. Hier hatten die Eltern der Frau Dorothea Schillerin ihre letzte Zu
gefunden, als 1756 der Zusammenbruch des Kodweißschen Vermögens die
aus ihrer Besitzung trieb, die verheiratete Tochter mit ihnen. Mit ei
Blicke können wir all diese nahe zusammenliegenden Schillerschen Wohn
umfassen und damit die wechselnde Lage der hart bedrängten Familie.
dem „Goldenen Löwen", der außerhalb des Tores stand und heute noc
stattliches Wirtshaus ist, hatte der aus den Niederlanden vom österreich
Erbfolgekrieg heimgekehrte junge Feldscher Johann Kaspar Schille
im Sommer 1749 sein Weib geholt, des Löwenwirts, Bäckers und herzog
Holzinspektors Georg Friedrich Kodweiß und seiner Frau Anna
geb. Munz einzig Töchterlein, die sechzehnjährige Elisabetha Dorothea.
Schicksalsschläge und Glückswechsel hatten schon die alte und junge Famili
troffen, bis der einzige Sohn nach zehnjähriger Ehe am 10. November
geboren wurde! Bis zu Anfang des Jahres 1753 betrieb Kaspar in Ma
die „Wund-Arznei-Kunst", da drängten den strebsamen jungen Eheman
Verhältnisse von seinem jungen Weibe und seinem Heim hinweg, — er
und fand „Dienste unter dem Militär bei seinem gnädigsten Landesherrn
„Fourier"; im Jahre 1756 bereits ist „die Schande des Zerfalls ein
beträchtlich geschienenen Vermögens" eingetreten, der einst hochangesehene L
wirt in das ärmliche Torwärterhäuschen übergesiedelt, wo er bis zu
Ende (1771) verblieb. Im nächsten Jahre (September 1757) zog der G
in die böhmische Kampagne des Siebenjährigen Krieges als „Fähndrich
Adjutant" im Prinz Louisschen Regiment, das mit anderen Truppen der H
Karl Eugen von Württemberg gegen seinen Wohltäter und Erzieher, den g
Friedrich, im Solde der Franzosen persönlich ins Feld führte.

Für Frau Dorothea waren das schwerste Zeiten! Ihr Gatte hat
Jugendliche ja wohl aus liebender Neigung zum Altar geführt, von
Schwierigkeiten des alten Kodweiß hatte er schon vor der Heirat eine Ah
Der war ja wohl nie ein vermögender Mann gewesen, wie bislang in
Schillerbiographien zu lesen war. Aber er hatte immer dafür gegolten,
in dem damals völlig verarmten Marbach, das 1793 durch die Fran
Melacs völlig niedergebrannt worden war. Die Kodweiße waren seit lang

angesehenes Marbacher Geschlecht: als Bürgermeister, Gerichtsbeisitzer und Ratsherren hatten einige unter ihnen in Amt und Würden gesessen. Drum hatte der Löwenwirt Georg Friedrich ein altes Ansehen zu wahren, er verstand es wohl auch aufzutreten und strebte mit mancherlei Mitteln nach Verbesserung seiner Lage. Ein grundehrlicher Mann ist der Großvater Friedrich Schillers immer geblieben, auch nach seinem Bankrott ist er nur einzig darum besorgt, daß niemand um sein Geld komme: einmal erbietet er sich sogar, eine Schuld beim Frauenkloster zu Steinheim a. d. Murr durch Abschreiben abzuverdienen. Vielgeschäftig, aber kein rechter Geschäftsmann, zu gutmütig und deshalb lässig im Einziehen von Geldern, war der alte Kodweiß in „Reste" gekommen. Als es der klarblickende Schwiegersohn merkte, war schon kein Einhalt mehr: das Vermögen geriet in Verfall. So hat mir die Sache der in den Akten genau bewanderte (inzwischen leider verstorbene) Stadtschultheiß Haffner von Marbach dargestellt, und gewiß wird uns Vater Schiller nicht weniger sympathisch, wenn wir schließen dürfen, daß er keine bloße Geschäfts- und Vernunftheirat eingegangen ist. Das anmutige „Löwenwirts Dorle" mochte auch ohne großes Vermögen eines Mannes Herz und Sinn reizen, und ein umsichtiger Mann der Geschäfte, ein tüchtiger, nüchterner Hausvater ist der Kaspar Schiller trotzdem immer gewesen. „Des Lebens ernstes Führen" hat auch dieser Sohn von seinem Vater geerbt, den Drang nach vorwärts, den „Hang zu immerwährender Tätigkeit", die Lust an Plänen und die Tatkraft, sie auszuführen. Doch vorerst blieb der Vater ohne direkten Einfluß auf den Sohn: zwischen Wiedersehen und Abschied hatte ihn die Mutter empfangen, durch Monate voll Unruhe und Sorgen, schwankend zwischen Trennungsschmerz und Wiedersehenshoffnung trug sie den Ungebornen unterm Herzen. Zu der bangen Sehnsucht nach dem Gatten kamen die Sorgen um die verarmten Eltern; wechselnde Bilder von Kampf und Sieg und Tod, Nachrichten aus dem Kriegs- und Lagerleben, der Klang der Waffen und der Widerschein großer historischer Begebenheiten wirken auf die Phantasie der Mutter und geben ihren Einschlag in das Seelengewebe des werdenden Kindes. Die Verlassene sieht sich auf sich angewiesen, in sich selber zurückgedrängt, und wo ihr der stützende Halt und der lindernde Trost von außen fehlt, muß sie ihn sich suchen, in ihrem Herzen, bei ihrem Gott. So sehen wir den germanischen Zug zur Innerlichkeit in diesem Schwabenkinde schon vor der Geburt vertiefter angelegt und verstärkt: er, der ein Kämpfer werden sollte, wie nur wenige seines Volkes, hat es auch immer verstanden, alle Kräfte des Geistes auf die Schanzen zu werfen gegen die drohenden Feinde. Beherrschung der Natur war ihm nicht Dämmung von Strömen, Überwindung von Naturkräften, Dampf, Elektrizität, worin wir heute unsere größten Triumphe feiern zu müssen glauben: auch da, wo wir als Sinnenwesen erliegen, müssen wir durch innere Freiheit, durch die Kraft des Geistes uns über sie erheben ... So lehrte und lebte er, und so wurzeln seine reifsten Anschauungen, sein tiefstes Wesen in „mütterlichem" Grunde. Die Mutter gab ihm die weicheren Anlagen und Neigungen

mit, des Vaters Natur wies diesen die Richtung und gab ihnen die strenge Form.

Der kleine Fritz lebte ja nur drei Jahre etwa in seinem Geburtsort, bis ins Jahr 1762, aber auch von dem nahen Ludwigsburg aus, wo er mit seinen Eltern zweimal, von 1762 bis zu Anfang 1764, und von Anfang 1767 bis Januar 1773 lebte, hat er häufig seine Großeltern in Marbach besucht. Das Bild des altwürttembergischen Landstädtchens, umgeben von fruchtbarem Gelände und sanftansteigenden Rebenhügeln und Obstbaumwäldern, hat sich ihm wohl tief in den Sinn geprägt. Trat er heraus aus seiner Mutter Wohnung, so sah er zur Rechten auf einem freien Platze den plätschernden Brunnen mit dem Wappen und dem Wahrzeichen der Stadt: jenes ein Turm, um den sich die traubenschwere Rebe schlingt; dieses der „wilde Mann", welcher der Sage nach einst in einem großen Walde als Menschenfresser hauste und Wein aus den Hirnschalen der Erschlagenen in vollen Zügen zu trinken pflegte. Wir dürfen annehmen, daß der Knabe, wie heute noch die kleinen Marbacher Weltbürger, dieser wilden Mär staunend gelauscht hat. Aus Hirnschalen zwar trinken die „wilden Männer" von Marbach ihren Wein heute nicht mehr, aber der Fremde muß sich eilen, wenn er dort einen Tropfen selbstgekelterten bekommen will: als ich dort war und Marbacher Wachstum versuchen wollte, sagte mir die Frau Posthalterin schmunzelnd: „Ha, der wird immer glei wegbrunke." Weinverächter sind auch die Schiller, Vater und Sohn, nie gewesen. Wollte doch einst Gustav Schwab den Familiennamen mit dem in Schwaben „Schiller" genannten, zwischen rot und gelb in der Farbe spielenden Wein zusammenbringen. Vielleicht ist der Name „Schiller" ursprünglich gleichbedeutend mit „Schieler", der Schielende, — wem aber diese Erklärung nicht behagt, der findet die Bemerkung Jakob Grimms wohl sinniger, daß schon der Name ein glanzverstreuender sei. Davon kann auch das Schwabenland, kann besonders der Geburtsort Schillers erzählen. Den Leuten dort ist aber auch die Verehrung Schillers Herzenssache, sie ist von einem Geschlecht auf das andere „als ein unantastbares Gut" übergegangen. Im Wirtshause fand ich einen Theaterzettel mit einer pompösen Ankündigung des Direktors: man hatte „Kabale und Liebe" gegeben und einige Tage vorher, in freier Natur auf der Schillerhöhe, die „Räuber" und „Tell".

* * *

Nach mancherlei Wanderfahrten wurde Hauptmann Schiller mit seiner Familie Anfang 1764 dauernd vereinigt, als er zu Werbezwecken nach Gmünd und kurz darauf nach Lorch im Remstale versetzt wurde. Dahin machen auch wir uns frühmorgens mit günstigem Zuge von Stuttgart auf. Wir kommen bei Waiblingen durch altes Staufergebiet und Schillerland: denn Neustadt, Waiblingen und Bittenfeld sind, wie Stadtschultheiß Haffner von Marbach und Professor Weltrich aus München ganz neuerdings herausbrachten, die ältesten Stammorte des Schillerschen Geschlechts. Bei Schorndorf erinnern wir uns,

daß der kleine Fritz hier einst auf seiner Reise nach Gmünd einen Galgen mit einer Mausefalle verglichen und jedes Bächlein „im diminutivo“ ein „Neckarle“ geheißen habe.

Ganz anders als Marbach im weiten Neckartale mutet uns die Landschaft bei Lorch an. Dort helle Hügel mit Frucht und Obst und Reben, hier im Tale der Rems grünes Wiesengelände und darüber dunkle Tannenberge und Wälder von „hochdrohenden Eichen“. Die Häuser stehen noch, in denen die Schillersche Familie kurz Quartier nahm und dauernd wohnte: das Gasthaus zur Sonne an der Brücke über die Rems, und nicht weit davon, dem früheren „Lamm“ gegenüber, das eigentliche Schillerhaus; noch heute betreibt wie ehedem ein Schmied dort sein Handwerk. Bekanntlich war in der Lorcher Zeit Schmalhans Küchenmeister im Schillerschen Haushalt, da Serenissimus wohl Tausende an einem Abend vergeudete, aber seine Offiziere und Beamten oft jahrelang auf ihre Löhnung warten und darben ließ. Die Lorcher von dazumal erwiesen sich den guten Schillerschen Leuten dienstfertig und hilfbereit in jeder Weise. Aber der heutige Besitzer ihres Hauses scheint ihnen ihre Dürftigkeit nicht recht verzeihen zu können. Als ich ihn fragte, ob er mir nicht das Innere des Hauses zeigen wolle, meinte er: „Do isch nix zu sehe, vun dem isch halt nix meah do, — die hent jo selber nix g'hett.“ Behaglich wischte er sich den Bart, sein Frühstück hatte ihm geschmeckt, aber ihn nicht gerade weich gestimmt. Nach einigem Zögern ließ er sich doch herbei, mir wenigstens den Gras- und Krautgarten hinter dem Hause zu zeigen, in dem Fritz und Fene wohl oft gespielt haben. Sonst erinnert in dem Orte nichts an Schiller, es sei denn eine Zeichnung, Fritzle im improvisierten Predigerornat darstellend, auf die man im Gasthof zur Harmonie beim Bahnhof stolz ist; Pfarrer Mosers Nanele, die Jugendgespielin Schillers, ist auch dabei, — authentisch natürlich sind die Bilder nicht. Und doch bieten sich der Phantasie in der Umgebung von Lorch Anhaltspunkte genug, um die immerhin noch dürftigen Überlieferungen über die drei Lorcher Jahre auszubeuten und zu ergänzen.

Wir wissen von Schillers Gattin: „Unter den Bildern der Religion, wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüt des Knaben seine früheren Eindrücke.“ Und seine Schwägerin Karoline berichtet: „Der Vater erklärte die Geschichtsmomente der Gegend, auch erzählte er gern von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militärischen Übungen.“

Lorch ist eine alte Römersiedlung — Mauerreste und Turmtrümmer in der Nähe erinnern noch an den Limes und die Kämpfe zwischen Römern und Alemannen. Aus dem „Götzenhain“ fließt heute noch durchs „Götzental“ der „Götzenbach“, einst an dem Häuschen vorüber, das die Schillersche Familie bewohnte, heute abgeleitet. Zu den blassen Erinnerungen an römische Heidenzeit gesellten sich, kräftiger und unmittelbarer ergreifend, die Erinnerungen an das herrlichste Geschlecht aus Schwabens Gauen, die edlen Hohenstaufen: auf

einem nahen, eichenbestandenen Hügel, etwa nordöstlich vom Ort, liegt das frühere Benediktinerkloster Lorch, eine Stiftung Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Staufen. Ein romantischer Ort, ein Platz zum Sinnen und Träumen! Oft hat dort der junge Fritz unter der uralten Klosterlinde gesessen, hinausschauend auf die Landschaft, deren Stimmung sein Lorcher Kamerad Karl Philipp Conz später in einer an Schiller gerichteten Ode wiedergab. Da heißt es:

Sieh hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt von dem Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia!
Der mächtige Staufenberg!
Hier unter all diesen Fluren,
Von neuem Leben durchtönt,
Irr' ich jetzt . . . .

In diesem Kloster befinden sich die Grabstätten verschiedener Hohenstaufen, wie die Inschrift auf einem 1475 errichteten Sarkophag besagt:

„Anno 1102 war dis Kloster gestift.
Hie lit begraben
Herzog Friedrich von Swaben.
Er und sein Kind diß Klosters Stifter sind,
Sin Nachkömling ligen och hie by;
Gott in allen gnädig sy."

Die Wandbilder von acht Hohenstaufenfürsten und -fürstinnen, darunter Irene, die liebliche Gemahlin Philipps von Schwaben, und der vielgeliebte Knabe Konradin, Schwabens letzter Staufenherzog, gaben eine unmittelbare Anschauung. Auch zu der Stammburg der Staufen, dem eine Stunde südlich von Lorch in düsteren Nadelwäldern gelegenen „Wäscherschlößle", einem festen, altersgrauen Steinhaus, ist der schweifende Knabe mit seinen Gespielen

oder seinem Vater wohl öfters gewandert. Erinnerung und Traum ranken sich leicht um diese in Waldeinsamkeit versunkenen Gelasse und Wälle, und Blicke und Gedanken schweifen hinüber zum zweigipfeligen Hohenrechberg und von da zum sanft gezogenen Kegel des Hohenstaufen, wo einst noch der Rotbart Hof hielt .... Und oft wanderte Fritz mit seinem Vater durch die Wälder hinüber nach Gmünd, wo er zum ersten Male das Bild einer wohlhabenden Reichsstadt mit herrlichen Baudenkmälern und ansehnlichen Kirchen sah. Und wenn er dann über den Salvator- oder Kalvarienberg hinabkam, da sah er das Christentum in katholischen Formen. „Die Verschiedenheit der Religionsbegriffe" zog ihn, nach dem Worte seiner Gattin, oft hinauf zu den zwölf Stationen der Passion, die in Nischen und Felsgemäuer angebracht sind; derbnaturalistische Darstellungen, das Leiden und Sterben des Heilands mit grobsinnlichen Mitteln den bußfertigen Wallfahrern vor Augen und zu Gemüte führend.

Wir können uns heute noch vorstellen, wie der lehrhafte, vielerfahrene Vater den Sohn in die Geschichte des Landes einweihte, von den Hohenstaufenzeiten rückwärts und vorwärts. Die Zeiten, wo die Schwaben den Vorstritt in den Schlachten des deutschen Heerbannes gehabt hatten, lagen weit zurück. Mit dem Staufengeschlecht war auch das alte Herzogtum Schwaben zerfallen, zum Schaden des Stammes und der ganzen deutschen Entwickelung. Politisch und geistig erst recht hätte der Süden Deutschlands eine ganz andere Rolle in der nachreformatorischen Zeit spielen können, wenn nicht der Schwabenstamm im Südwesten Deutschlands auseinandergerissen und zum Teil vom Reiche losgelöst, zum Teil vom inneren Leben und Weben der Gesamtnation jahrhundertelang abgeschnitten worden wäre. Im 18. Jahrhundert schien die politische Kraft Württembergs zu versiegen, das geistige Leben zu verkümmern. Da konnte sich des Knaben Seele an den Bildern vergangener Größe wenigstens erbauen, aus dem Leben und Weben in reiner, ländlicher Natur Kraft holen für zukünftige Tage. Zeitlebens knüpften sich die lieblichsten Erinnerungen für ihn an das Remstal, dorthin führte ihn die erste Wanderung nach dem Verlassen der Karlsakademie. Seine Liebe zur Heimat ist gerade durch die im „Paradies seiner Kindheit" gewonnenen Eindrücke wesentlich verstärkt worden.

Auf Wanderungen und am häuslichen Herd erzählte Schillers Vater gerne aus seinem Leben. Da waren zuerst seine Erlebnisse in den Niederlanden: wie „das Bild des fremden Landes mit seiner Eigenartigkeit in Natur und Ackerbau, seinem Gewerbe und seinem Handel, seinem Reichtum und Glanz und dem damaligen buntbewegten kriegerischen Treiben, in welchem er selbst in betäubender Abwechslung sich hin und her geworfen sah; wie das Lager- und Quartierleben, die Märsche und Belagerungen, das Schlachtgetümmel und die Reiterstückchen sich seinem eigenen Gedächtnis tief eingeprägt hatten: so ergriffen all diese Dinge in der schlichten Erzählung des Vaters nicht minder mächtig den Geist des Sohnes". Auf niederländischem Boden hat schon die Phantasie des Knaben sich herumgetrieben, Schillers spätere Beschäftigung mit der Geschichte der Nieder-

lande war gleichsam eine Rückkehr in das Land seiner Jugendträume: die Fülle des poetischen Lebens, welche durch Schillers Abfall der Niederlande strömt, ist auf die mehr und mehr auflebende Erinnerung an die Kindheitstage in Lorch und später in Ludwigsburg zurückzuführen, wo er zum ersten Male von jenem Lande und Volke hörte. Das hob von vornherein des Dichters Seele und befeuerte seine Bildkraft so mächtig, daß er durch seine Schöpfung die Geschichte „aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt" hat. (Auf diese Zusammenhänge hat zuerst der Freiburger Professor Keller in einer feinsinnigen Abhandlung hingewiesen und ihre Spuren in den Jugendwerken des Dichters aufgedeckt.) Auch auf die böhmischen Wälder und Städte haben die Berichte des Vaters die Phantasie des Sohnes zuerst hingelenkt. Für ihn, der später allzufrühe der Berührung mit der Außenwelt entzogen werden sollte, wurden diese Jugendeindrücke von großer Bedeutung: der Vater hatte sich für den Sohn in der Welt umgesehen und konnte ihm so einen goldenen Schatz von Bildern und Begriffen in die Weltabgeschiedenheit der Akademie mitgeben.

* * *

Dichter als in Lorch drängen sich die Spuren Schillers in Ludwigsburg, wo er zweimal mehrere Jahre in seiner Jugend und 1793/94 bei seinem Besuch in Schwaben wohnte. Stille, in ihrer Einsamkeit erhabene Natur, idyllischer Anmut voll, und dazu die Reize von Sage und Geschichte — die Geister deutscher Romantik — hatten im Waldtale der Rems den träumenden Knaben umsponnen, — nun sollte ihn das Leben in seine Schule nehmen, er sollte im schwäbischen Versailles einen Anschauungsunterricht in der politischen und sozialen Gesellschaftsordnung des 18. Jahrhunderts empfangen.

Wenn wir heute die Stadt vom Bahnhof aus betreten, so macht sie mit ihren nüchternen, kahlen Häusern, ihren schnurgeraden Straßen, ihrem berühmten Kaffeesurrogat-Geruch den Eindruck wie viele andere Fabrik- und Gewerbestädte. Das weichliche Schillerdenkmal von Hofer, einem Schüler Thorwaldsens, läßt uns kalt, zumal wenn wir das Marbacher Standbild oder gar den Schiller Thorwaldsens selbst in Stuttgart mit seiner Mischung von tiefstem Leiden und erhabenster Kraft auf uns haben wirken lassen. Am Arsenalplatz erhalten wir die erste Anschauung aus den Zeiten Herzog Karls: das unter ihm erbaute riesige Arsenal (heute Kaserne), ein Denkmal seiner Soldatenspielerei, ist mit mythologischen Standbildern umstellt, darunter der Herzog selbst, bezeichnenderweise in Imperatorentracht. Die Nordseite des Platzes wird von imposanten, in Stein gehauenen Trophäen, Siegeszeichen, geziert. Wir gehen weiter, vergeblich über die „Siege" dieses großen Tyrannen in kleinem Lande nachsinnend, und stoßen in der Wilhelmstraße rechts (Nr. 17) auf die Fischersche Weinwirtschaft, wo dem zum Besuche heimgekehrten Schiller am 14. Sept. 1793 der erste Sohn Karl, der „Goldsohn", geboren wurde. Damals war Ludwigsburg schon zum „Grasburg" geworden, das Justinus Kerner so ergötzlich in seinen „Reiseschatten" schildert. Der Herzog Karl war 1775 ja schon nach

Stuttgart übergesiedelt, die Bevölkerung von 12 000 Seelen war damit auf 4000 zurückgegangen. Damals, 1793, nahm der Herr Hofrat, wie Justinus Kerner in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ erzählt, seinem alten Lehrer Jahn manchmal die Mühe des Unterrichts auf einige Stunden ab. Noch heute geht in Ludwigsburg eine hübsche Erinnerung um: nach solchen Schulstunden sollen die Schulbuben den Dichter auf der Straße umringt haben, laut bittend: „O Herr Schiller, verzählet Se uns au wieder a G'schichtle!“ — — Hübsch ist auch ein anderer Zug, den sein Jugendfreund v. Hoven in seiner Selbstbiographie berichtet: „Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtigen, großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei Zuckerwerk aufgeputzten Christbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene betrachtend, von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert fragte ich ihn, was er da mache? ‚Ich erinnere mich meiner Kindheit,‘ erwiderte er, ‚und freue mich, die Freude meines Sohnes zu antizipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.‘“

Doch das Ludwigsburg der Kindheit Schillers wollen wir ja kennen lernen. Da müssen wir zunächst zum Marktplatz: auf der rechten Seite der Straße, die vom Rathaus dahin führt, bemerken wir das Geburtshaus Eduard Mörikes, und am Marktplatz selbst die Geburtsstätten des Ästhetikers F. Th. Vischer und Justinus Kerners, und weiterhin die von David Friedrich Strauß: Bronzetafeln mit Reliefbildern künden den Ruhm dieser jüngsten Stadt im Schwabenlande, die auch sonst unter ihren Söhnen merkwürdig viel berühmte Männer hat. Der Marktplatz ist, genau wie zu Schillers Zeiten, rings mit Arkaden umgeben; seine Mitte ziert ein großer Brunnen mit dem Standbild des Gründers der Stadt, Eberhard Ludwig, dessen heillose Maitressenwirtschaft in „Kabale und Liebe“ teilweise abgespiegelt ist. Zwei Kirchen schließen den Marktplatz heute noch ab: auf der Westseite die 1718—26 durch Paolo Retti erbaute Stadtkirche mit zwei machtvollen Türmen, auf der Ostseite die 1727—38 im Rokokostile erbaute kleinere Garnisonkirche. „Der große, weite Marktplatz“, so erzählt Kerner, „mit seinen Arkaden war oft der Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten (Herzog Karls); da wurden venetianische Messen abgehalten. Der große Platz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das stärkste ein riesenhafter Heiducke des Herzogs war, der in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei von einer Amme, die ein Zwerg war, gespeist wurde. Meine Eltern mußten da jedesmal Raum schaffen, ja, auch die unteren Gelasse des Hauses (des Oberamteygebäudes), wo die Schreibstuben waren, mußten geleert werden, denn hier wurde in solcher Zeit eine Pharaobank eingerichtet.“

Die rechte Anschauung des an Größenwahnsinn grenzenden Großmachtbewußtseins der Duodezfürsten jener Zeit erhält man aber erst, wenn man durch die gewaltigen, schattenreichen Alleen von Linden- und Kastanienbäumen dem ungeheuren Schloß mit seinen riesigen Plätzen, Gärten und Parkanlagen sich nähert. In wenigen Jahrzehnten hatte fürstlicher Wille eine völlig neue Stadt hervorgezaubert, und Herzog Karl fügte, seiner souveränen Baulust und Verschwendungssucht folgend, neue Teile, die Karlsstadt, hinzu. Wenn er dort Residenz hielt, „da füllten sich die weiten menschenleeren Gassen, Linden- und Kastanienalleen Ludwigsburgs mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen, und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen“. Die ungeheuersten Feuerwerke, Feste auf dem Feuersee, feenhaft erleuchtete Zaubergärten mitten im Winter mit Wänden von Glas und zahllosen Öfen, wo sich Orangenbäume unter dem Gewichte ihrer Früchte bogen, wo man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste und unter früchteschweren Obstbäumen wandelte, großartige Spiele, dramatische Darstellungen und Ballette und Tonstücke von den berühmtesten, fürstlich honorierten Virtuosen damaliger Zeit ausgeführt: das waren die Herrlichkeiten des absoluten Fürstenregimentes, die der Knabe Schiller anstaunen konnte. Zu seinen großen Opern und Festzügen hatte Karl das in seinem Innern ganz mit Spiegelgläsern ausgekleidete größte Opernhaus Deutschlands erbauen lassen; ganze Regimenter zu Pferd zogen da über die Bühne ... Heute ist an seiner Stelle ein See, mit Trauerweiden umstanden, von klagenden Schwänen bevölkert!

In unmittelbarster Nähe dieses „Comödienhauses“ war die erste Wohnung des Hauptmanns Schiller und seiner Familie, bei Leibchirurgus Reichenbach, dem Freund und Gevatter des Hauptmanns und Vater der Porträtmalerin Ludovike Simanowiz. Und die zweite, heute Stuttgarterstraße 26, wo damals auch die Friedrich Cottasche Buchdruckerei sich befand.

Es ist uns bezeugt, daß der junge Schiller vom Theater des Herzogs seine ersten dramatischen oder besser theatralischen Anregungen empfing. Stofflich zwar haben Person und Hof des Fürsten auf seine ersten Jugendversuche nicht gewirkt. Überlieferte Dramentitel wie „Die Christen“, „Absalon“ und ein epischer Versuch „Moses“ lassen die religiösen und biblischen Anregungen des Hauses erkennen. Von Natureindrücken und religiösen Vorstellungen sind auch seine ersten, im Tone Klopstocks und Hallers gehaltenen lyrischen Gedichte erfüllt. Schiller wollte ja seit der Lorcher Zeit ein Geistlicher werden, zu diesem Zwecke hat er viermal das zur Aufnahme in die „Klosterschulen“ notwendige Landexamen gemacht, das noch dem Regimentsmedikus die Verse entpreßt:

Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, sprach izt der Rektor seinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft.

Und doch hat die Anschauung des fürstlichen Hofhalts und der imponierenden Persönlichkeit des Herzogs tief auf die Phantasie und die Seele des Knaben gewirkt. Sein für alles Herrenmäßige und Hoheitsvolle empfänglicher Sinn mußte durch diese Erscheinungen des Glanzes und der Pracht angeregt werden. Kuno Fischer hat nicht so unrecht mit seiner feinsinnigen Bemerkung, daß der Sohn des vom Dorfbarbier zum Hauptmann emporgekommenen Vaters seine sichere und eingelebte Anschauung fürstlichen Wesens von diesem Meister in der fürstlichen Kunst des Repräsentierens sich herholte; hier gewann er die Farben zu den Bildern und Gestalten so mancher seiner Dichtungen. Man braucht da nur z. B. an das einleitende Fest zum Fiesko, an den herrschsüchtigen Genuesen selbst, an Philipp von Spanien, auch an Wallenstein zu denken. Aber „blendend und bezaubernd“ wird dieser ganze fürstliche Apparat auf das Gemüt des in ernsten religiösen Gefühlen, mit dem Sinn für das Echte und Wahre früh genährten Sohnes einer kerngesunden Bürgersfamilie nie gewirkt haben. Gegen die Verlockungen dieser Scheinwelt war er durch seine angeborene Natur und seinen anerzogenen Charakter gefeit, die Einflüsse des Hauses waren stärker als alles, was sonst von außen an ihn herankommen konnte. Wohl aber sind Momente genug für die Annahme vorhanden, daß der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Reinheit seiner Kindheitsträume und der glänzenden Verderbnis des fürstlichen Hofes, zwischen Ehrlichkeit und Scheinwesen damals schon seine Seele in Gärung brachte und jene tragische Grundstimmung erzeugte, aus deren Geist dann seine Jugenddramen geboren wurden. Der Keim dieses Gegensatzes zu der verrotteten Gesellschaft überhaupt und zu den „angefaulten höfischen Schichten“ wurde hier gelegt, ausgewachsen hat er sich später, auf der herzoglichen Militärpflanzschule. Seine bürgerlich kernhafte Gesinnung, die aus dem Elternhaus und den unverdorbenen Anschauungen der altwürttembergischen Gesellschaft hervorgewachsen ist, hat er als einen festen Bestandteil seiner Persönlichkeit mit in die Schule Karls hinübergenommen. Sie, die ihn zum Diener des Fürsten erziehen sollte, hat ihn zum Richter der „schlimmen Monarchen“ ausgebildet. Denn er nahm es ernst mit jener „Tugend“, von der Herzog Karl und seine Schmeichler nur so unendlich viel zu — reden wußten.

* * *

Eins muß man dem Herzog Karl lassen: er hatte Blick für Naturschönheiten. Seine Lustschlösser sind alle in ausgezeichneter Lage errichtet, schöner wohl keins als die auf der weithin schauenden Höhe eines reichbewaldeten Bergrückens zwischen Stuttgart und Leonberg (1763—67) erbaute Solitude. „Einsamkeit“ sollte diese Schöpfung heißen, denn „Karl wollte diesen Ort der Ruhe weihen“, wie einst eine Inschrift an dem herrlichen Schloßbau verkündete. Dort hoffte der Zögling der Genußsucht, „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit verleben zu können“. Diese Sehnsucht nach Einsamkeit lag im Geiste der Zeit: im Zeitalter lauter Feste und galoppierender Vergnügungswut wurde es Mode, nach

Natur und Stille wenigstens sentimentalisch sich hinzusehnen. Fünf Eichen standen einst an jener Stelle; den Herzog entzückte der Platz, als er auf der Jagd dort rastete, und einer Laune, einem Einfall verdankte das prächtige Lustschloß sein Entstehen; rasch kamen zahlreiche Nebengebäude hinzu: ein Kavaliersbau, ein Opernhaus, eine Kirche, ein „Lorbeersaal" für Feste, ein geräumiger Marstall und viele Pavillons als Beamten- und Dienerwohnungen. Unabsehbare Garten- und Parkanlagen dehnten sich, mit einer Menge von Riesenbildsäulen und Wasserspielen geschmückt, über einen Flächenraum von mehr als 900 Morgen. Eine lange Allee von Orangenbäumen bildete einen ganz eigenartigen Schmuck. Nach einigen Jahren schon (1770) errichtete Karl dort ein militärisches Waisenhaus, aus dem in rascher, treibhausartiger Entwicklung sich die spätere hohe Karlsschule entwickelte. Umfangreiche Gebäude wurden 1773 dafür angelegt, — und schon 1775 wurde alles verlassen und mit Ausnahme der Baumanlagen dem Verfall nach und nach preisgegeben.

Und doch hat sich genug davon erhalten, daß wir uns noch heute das Bild des Ganzen leicht vorstellen können. Wer heute von Stuttgart aus auf schattigen Waldwegen (2 Stunden) oder von Ludwigsburg auf der schnurgeraden Kastanienallee der Solitude zustrebt, der schaut auf einmal wie ein Wunder aus vergangenen Zeiten das weiß leuchtende Eirund des Schlosses mit seiner kuppelgekrönten Rotunde in der Mitte, den zu beiden Seiten vorspringenden Eckpavillons, seinen Arkaden und Galerien, zu welchen mächtig geschweifte Doppel-Freitreppen auf der Nord- und Südseite emporführen. Der weiße, feingegliederte massive Steinbau hebt sich vom grauen Schieferdache und vom Buchenwaldgrün des Hintergrundes und der Flanken glänzend ab. Nach vorne ist der Blick frei. Eine unvergleichliche Fernsicht bietet sich von der Terrasse des Schlosses. In blaudämmernder Ferne schwimmen in unsicheren Zügen die Gipfel des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der Rheingebirge, näher dem Blicke schon liegen die ragenden Höhen der Alb. Davor aber, weitausgebreitet, ein Riesenteppich, die fruchtbare Ebene des schwäbischen Unterlandes, reich gesegnet mit Ackerfeld und Wiesenland, Weinbergen und Wäldern, dazwischen zahlreiche Dörfer und einzelne Städte. Da unten am Fuße liegt Gerlingen, wo Luise Schiller, die zweite Schwester, ihren Gatten, den Pfarrer Frankh, und wo Vater Schiller sein Grab fand; vom Städtchen Leonberg leuchtet ein Turm herüber, — dort im Schlosse spann ja die Frau Majorin Schiller in ihrer Witweneinsamkeit so manches „Stückle sein Tuch" für den großen Sohn und seine „liebe Lotte". An der Straße nach Leonberg zu lag einst auch die Forst- und Obstbaumschule, die „Intendant" Schiller bepflanzte. Vergeblich suchen wir sie heute auf der Solitude, sie ist verschwunden. Aber nicht verschwunden sind die Spuren seiner gemeinnützigen Tätigkeit im Schwabenland: er hat zuerst auf den großen Nutzen einer rationellen Baumzucht eindringlich hingewiesen und durch seine beiden Schriften: „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg" und „Die Baumzucht im Großen aus zwanzig-

jährigen Erfahrungen im Kleinen", sowie durch praktische Versuche und Anregungen eine neue Epoche der Land- und Volkswirtschaft in seinem Vaterland herbeiführen helfen. Wo wir auch gehen und stehen im Schwabenland, dürfen wir uns an dem Gedanken erfreuen, daß der Vater des Dichters Tausende von schattengebenden Fruchtbäumen gepflanzt hat.

Verschwunden ist dort oben auf der Solitude die Pracht fürstlicher Hofhaltung, auf dem Vorplatz des Schlosses selbst und unter dem Arkadenbau sitzt heute an Sonntagen eine fröhliche, dichtgedrängte Menge von Gästen, die sich an Speise und Trank erlabt. Als Luftkurort ist der herrliche Punkt vielbesucht. Nur mit Mühe können wir uns dort heute des Herzogs Pflanzschule vorstellen, in der auch Schillers Geist und Leib in eine „Schnürbrust" gepreßt wurde, wo sein Geist nach Taten, sein Atem nach Freiheit dürstete. Der Gegensatz zwischen Dressur und Freiheit, „gesunder Natur" und „abgeschmackten Konventionen" mußte gerade an solchem Orte dem Feuergeiste des widerwilligen Schülers Karls sich aufdrängen. Träumerisch mag oft der Jüngling über diese Landschaft hingeschaut und die durch Lektüre genährte religiöse Naturstimmung eingesogen haben, die wir in seiner Jugendlyrik („Der Abend", „An die Sonne", „Hymnus an den Unendlichen" u. a.) finden. Eins aber — und das läßt sich nicht berechnen und nachweisen, sondern nur empfinden und nachfühlen — eins empfing er hier: Größe und Weite der Anschauung, einen weiten Gesichtskreis und erhabene Stimmungen. Marbach, Lorch, Ludwigsburg, Solitude — diese Stationen seines Jugendlebens und die dort empfangenen Natur- und Lebenseindrücke bedeuten eine stetige Erweiterung seines Horizontes; erst wenn man sie zu den mehr unmittelbaren, bewußten Einflüssen seiner Jugenderziehung hinzunimmt, erhält man ein Bild, einen Begriff seiner psychischen Entwickelung.

* * *

Mit **Stuttgart** sind seit Schillers Zeiten gewaltige Veränderungen vorgegangen. „Da, wo jetzt die brandende Häuserflut den ganzen weiten Talkessel erfüllt hat und in einzelnen Wogen bereits an den Bergen emporschlägt, da liegt vor hundert Jahren in der Mitte des Grundes, friedlich in seine Mauern geschmiegt, das fünfmal kleinere Stuttgart." So schrieb schon 1870 Julius Klaiber, und heute hat es sich zur Großstadt weiterentwickelt. Noch aber lassen sich die alten Bestandteile der Stadt deutlich erkennen: in der Mitte die Altstadt, winkelig und eng zusammengebaut, darüber mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen die reiche oder Turnierackervorstadt und im Süden die Eßlinger Vorstadt mit ländlichem Charakter. Das Eßlinger Tor, durch das Schiller einst zur Nachtzeit entfloh, ist verschwunden; in der Eßlinger Straße stehen noch alte Häuser genug, aber sie sind heute mit Läden und Schaufenstern versehen. Damals befanden sich noch Dungstätten vor den Häusern, und Ochsen und Kühe zogen mit Behagen zu ihrem Brunnen. Und so haben sich die Szenen vielfach verändert, auf welche die Häuser, Paläste und Denkmäler aus alter Zeit noch herabblicken. Noch steht, mancherlei Zwecken dienend, das Ge-

bäude der Karlsakademie. An die Stelle, wo Schiller als Regimentsmedikus bei der Luise Vischerin im Hause des Professors Balthasar Haug, mit Leutnant Kapff zusammen, wohnte, ist vor etwa sechzig Jahren ein Neubau (Eberhardstraße 63) getreten. Von dort konnte der Dichter auf die Obstgärten und Rebengelände des Heslacher Tals blicken. Dort war es, wo er seine erste Freiheit genoß, „in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen 2c. 2c. nichts anzutreffen war, als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. untereinander". Wenn der junge Stürmer und Dränger, der froh war bei Knackwurst und Kartoffelsalat, „illustren" Besuch empfing wie den Schöngeist Leuchsenring oder den Berliner Aufklärer Nicolai, da ging von seiten der Gäste jedesmal „eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände dem Gespräch voran". Unmittelbarer als vor dem Hause Eberhardstraße 63 umweht uns der derbe Hauch wilder Burschensitten im Gasthaus zum Ochsen in der Hauptstätterstraße. Dort wurde gekegelt und Karten gespielt oder am Ecktisch des oberen Zimmers getrunken und gestritten, gesungen und gelacht. Der Schillertisch ist heute nicht mehr vorhanden, der vorige Wirt hat ihn zu Geld gemacht. Aber allerlei primitive Wandgemälde geben trotz oder gerade wegen ihrer naiven Derbheit die richtige Stimmung für den niedrigen Kneipraum: Szenen aus der Glocke, Schiller seine Räuber im Bopserwäldchen vorlesend u. dgl. Mit zwei würdigen Schwaben und wohlbekannten Dichtern dazu habe ich dort „Frühmeß" gehalten, und es war uns wahrhaftig zu Mut, als müßte jeden Augenblick der Herr Regimentsmedikus hereintreten und ausrufen: „Seid mir schöne Kerls! Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut?"

Verwehte Spuren! Veränderte Zeiten! Nirgends will gerade in Stuttgart der Dichter sich recht fassen lassen: als Karlsschüler kam er ja mit der Stadt und ihren Bewohnern wenig in Berührung, und als er aus der Akademie entlassen war, da war er schon über die Enge der heimatlichen Verhältnisse weit hinausgewachsen. Allerdings, das darf nie verkannt werden, die Akademie hatte ihm vieles geboten, was er sonst nirgends damals auf schwäbischem Boden erlangen konnte: höher als den vielseitigen Unterricht müssen wir noch den Verkehr mit so vielen Vertretern aller Wissensgebiete und mit gleichaltrigen Genossen verschiedener Herkunft und mannigfaltigsten Strebens und den dadurch gebotenen geistigen Austausch für die Entwickelung des Dichters einschätzen. So wurde ihm durch die Schule ein gewisser Ersatz für das geboten, was Goethe sich im elterlichen Hause und im freien Verkehr mit der Welt aneignen konnte. Daß diese letztere Art von Erziehung an sich für einen Dichter segensreicher und geeigneter war, wer möchte das leugnen? Die Nachteile der akademischen Erziehung für Schiller liegen ja auf der Hand, aber sie stattete ihn doch auch mit manchem aus, was ihn, den Schwaben, zu dem die ganze deutsche Bildung

umfassenden und erneuenden Geist, zu unserem Nationaldichter erst machen konnte. Die „Entschwäbung" des Dichters der „Räuber" war eine Folge der gesamten herzoglichen Erziehungsweise im guten und im schlimmen. Die Abkehr von der Heimat war für seine Weiterentwickelung eine unbedingte Notwendigkeit, und sie hat auch dazu beigetragen, sein Heimatland mehr und mehr wieder dem Strom nationalen Geisteslebens anzuschließen. Bald mußte man aufhören, von Schwaben als einem „Sibirien des Geschmackes" zu reden.

Es ist wie ein Symbol des Zeitenwandels, daß demselben Dichter, der einst als ein Landflüchtiger dem Arme des Herzogs sich entzog, schon wenige Jahrzehnte nach dessen Tod mitten in der Hauptstadt des Landes das herrlichste, gehaltvollste aller Schillerdenkmäler errichtet wurde: der majestätische Schiller Thorwaldsens, — und zwar auf demselben Platze, wo der Regimentsmedikus im Dezember 1780 seinen Grenadieren vom Regimente Augé vorgestellt worden war.

Im Jahre 1839 wurde das Denkmal enthüllt, alljährlich hält seitdem der Stuttgarter Liederkranz um die Zeit von Schillers Todestag eine Feier ab, die an Thorwaldsens Denkmal ihren Abschluß findet. Und so sind, wenn auch die Spuren seines menschlichen Daseins, doch nicht die Spuren seines Geistes im Schwabenlande und in den Schwabenherzen verweht, so wenig wie beim übrigen deutschen Volke. Aber inniger, vertraulicher stehen seine Heimatgenossen zu dem größten Schwabenkinde. Als einst bei der Aufrichtung des Thorwaldsenschen Standbildes die Gelehrten und Dichter zu Beiträgen für ein Schilleralbum aufgefordert wurden, da steuerte auch ein wackerer Dorfschulmeister sein Scherflein bei:

O großer Friedrich Schiller, Für mich auch Poesteerfüller!
Kommst nun gegossen in das Land, Herrn Vater hab' ich auch gekannt.

So, als Dichter und Landsmann, liebt heute noch der Mann aus dem Volke in Schwaben seinen Friedrich Schiller.



Sommers Rest.

Von

Christian Wagner.

Blätter fallen; — einzig überdauern
Hagebutten unsers Winters Schauern,

Deutend mir beim letzten Sonnenstrahle
Die Unsterblichkeit der Schönheitsmale;

Und daß nicht war bleibendes Verderben
Dies ihr Schwinden und ihr Rosensterben,

Künden doch von einem späten Siege
Diese Urnen, diese Purpurkrüge.





Freiherr vom Stein und Friedrich Wilhelm III.

Keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte, sagt Treitschke, kam so unerwartet, wie die schnelle und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den wankenden Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, scharf ausgeprägte Naturen voll Stolz und Selbstbewußtsein, helle, selbständige und gedankenreiche Köpfe, jeder eines Biographen würdig. Einer aber ragte in diesem erlauchten Kreise als Herrscher hervor: der Freiherr Karl vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen, der charaktervollste Gegner der napoleonischen Weltherrschaft. Ihn umstehen die anderen, wie die Planeten die Sonne. — Die überragende Persönlichkeit dieses Mannes, der seine Zeitgenossen bezauberte und fortriß, hat naturgemäß auch die Biographen unwiderstehlich angezogen. Denn nur die Einzeldarstellung kann den ganzen Reichtum dieses begnadeten Lebens ausschöpfen. Aber von den Lebensbeschreibungen war bisher keine in allen Punkten dem genialen Manne gerecht geworden, dessen Namen sie an ihrer Spitze trugen. Das bändereiche Werk von Pertz, zwar in mancher Hinsicht verdienstvoll, aber in der Forschung vielfach ebenso ungenau und wenig erschöpfend, wie in der Darstellung breit und ermüdend, ist mehr eine stattliche Anhäufung von Dokumenten, als eine in sich abgeschlossene und aus einem Guß hervorgegangene Arbeit. Höher steht die Schrift des Engländers Seeley, des vielgenannten Verfassers des freireligiösen Buches „Ecce homo", das vor einigen Jahrzehnten ein so ungewöhnliches Aufsehen erregt und eine ganze Literatur ins Dasein gerufen hat. Seeley berührt sehr sympathisch durch seine warmherzige Anerkennung für Stein, aber „er kennt das alte Preußen nicht hinreichend und hat außerdem über Pertz hinaus keine neuen archivalischen Studien gemacht". Auch das lesenswerte, vortreffliche Buch von Neubauer genügt nicht allen Ansprüchen, da es zu kurz gehalten ist, um ein völlig anschauliches Bild von Steins Wirken zu geben. Mit größter Spannung wurde deshalb dem Erscheinen des Werkes entgegengesehen,

an das Max Lehmann seit Jahren seine mehr als gewöhnliche Kraft und seine glänzende Forschertätigkeit gesetzt hatte. Keiner von allen lebenden Historikern, das wußte man, war geeigneter als er, dem großen Staatsmanne ein würdiges Denkmal zu errichten. Ein Menschenalter hatte er mit der kritischen Durchsichtung und der Darstellung gerade jenes Zeitalters zugebracht. Dieser rastlosen Arbeit war bislang außer anderen bedeutsamen Schriften das klassische Werk über Scharnhorst entsprungen. Nach zehnjähriger Vorarbeit ist nun der erste Band des Lebens Steins erschienen. (Freiherr vom Stein. 1. T.: Vor der Reform. 1757—1807. Leipzig, S. Hirzel. 1902. 454 S. Preis: 10 Mk.) Die ersten 50 Lebensjahre des Ministers werden darin geschildert: die Zeit der Jugend und des Mannesalters, wo Stein sich in vielseitiger praktischer Tätigkeit für die späteren großen Reformen vorbildete und vielfach schon die Fundamente legte, auf denen er nach 1807 das stolze Gebäude der politischen und sozialen Staatsumgestaltung aufrichten sollte. Gerade diese wichtige Periode seines Lebens war bis jetzt am wenigsten bekannt. Lehmann selbst gibt uns Aufschluß über die unendliche Reihe von Forschungen, die er in Privat- und Staatsarchiven hat anstellen müssen, um den Stoff von überall her zusammenzubringen, der aber bei aller Fülle gleichwohl bis in die kleinsten Einzelheiten von der ordnenden Hand des Forschers bewältigt worden ist. Plastisch und lebendig tritt uns das Bild der Zeiten vor Augen, die der Wiedergeburt Preußens vorausgehen. Viele Abschnitte sind Kabinettstücke der historischen Darstellungskunst, und die Streiflichter, die manchmal, schnell aufflackernd, auf gegenwärtige Verhältnisse fallen, erhöhen in eigenartiger Weise den Reiz des Buches.

In einem bescheidenen Landhause des Städtchens Nassau im Lahntale wuchs Stein auf, in der freien Luft und der Stille eines ländlichen Aufenthaltes, unter der strengen Zucht eines stolzen und ehrenfesten Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte. Seine Mutter, eine edle, fromme Frau von klarem Verstande, erfüllte dieses Haus mit ihrem reichen geistigen Leben. Schon hier ergriff jene feurige Liebe Besitz von ihm, die nicht einem Einzelstaate, sondern dem ganzen großen Deutschland galt, wofür er nach Jahren den klassischen Ausdruck gefunden hat: „Ich besitze nur e i n Vaterland, das ist Deutschland." Die unselige deutsche Kleinstaaterei war ihm in der Seele zuwider. Von den „vielen Zaunkönigen, die gleichgültig gegen das Schicksal des Vaterlandes nur für die Erhaltung ihres gebrechlichen Daseins besorgt sind", ersah er kein Heil für unser Volk. „Sollen die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden," schreibt er später in der grimmigen Anklageschrift gegen den Herzog von Nassau, „so muß man die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien Österreich und Preußen vereinigen. Und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe."

Auf der Universität Göttingen, wo 60 Jahre nach ihm auch der junge Bismarck seinen Einzug hielt, warf er sich mit Feuereifer auf das Studium der Geschichte und versenkte sich in die Lektüre volkswirtschaftlicher Werke über Frankreich und England. Es war die Zeit, wo die langjährige Herrschaft des Merkantilismus, der seine mächtigsten Vertreter in Colbert und Cromwell gefunden hatte, durch die physiokratischen Ideen Quesnays und Mirabeaus und durch das Industriesystem des großen Schotten Adam Smith abgelöst wurde. — Der Juristerei, die „den Geist ermüdet und die Einbildungskraft erstickt", war

Stein abhold, und ebensowenig hatte sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist tieferes Verständnis für die ästhetische Begeisterung seiner Zeitgenossen.

Ein günstiges Geschick für Preußen und für Stein selbst wollte es, daß er, der Sproß eines reichsritterlichen Geschlechtes, den eigentlich alle Traditionen auf Österreich verweisen mußten, in preußische Dienste trat. Es geschah das nach seinen eigenen Worten, weil er getrieben wurde von hoher Verehrung für Friedrich den Einzigen und angelockt durch den Ruhm dieses Monarchen, der „zwar die Untertanen unter der Schwere seines Zepters seufzen lasse, aber durch seine Waffen das Universum erschüttere und es durch die Größe seines Genies in Staunen setze". So gewann recht eigentlich der Ruhm Friedrichs den Mann, der den Staat Friedrichs reformieren sollte. Als Sohn aus vornehmem Hause hätte man ihn in Preußen gerne bei der Diplomatie verwendet und nacheinander bot man ihm die Gesandtschaften in Kopenhagen, im Haag und in Petersburg an. Er lehnte alle drei ab, weil er „der Diplomatie immer abgeneigt gewesen sei wegen der Wandelbarkeit der Politik der Höfe und wegen des Wechsels von Müßiggang und einer schlau berechnenden Geschäftstätigkeit, endlich wegen seines großen Hanges zur Unabhängigkeit, seiner Offenheit und leichten Reizbarkeit". Ihm, dem aufrechten, stolzen, streitbaren Manne, fehlte vollständig die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens, die den Diplomaten der alten Schule kennzeichnete, Künste, die er aus Herzensgrund als „niederträchtiges Finessieren" verachtete. — So wurde er denn im inneren Staatsdienste angestellt, zum Oberbergrat ernannt und als Direktor der westfälischen Bergwerke in die westlich der Weser gelegenen Provinzen geschickt. Diese zerstreut liegenden Gebietsteile des preußischen Staates waren wesentlich verschieden von der Struktur seiner östlichen, in sich geschlossenen Hauptländermasse. Im Osten beruhte alles auf dem Übergewichte des Großgrundbesitzes, unter dem ein gedrückter, höriger Bauernstand saß. Dort meinte Stein in den ernsthaften, verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, denen die Spuren langer Not und Unfreiheit aufgedrückt waren, „einen scheuen, hungrigen Wolfsblick" zu erkennen, und die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der den trostlosen Zustand seiner Bauern nicht verbessere, kam ihm vor „wie die Höhle eines Raubtieres, das alles um sich her verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt". Im Westen dagegen, wenigstens in den Provinzen Cleve-Mark, waren die Bauern längst frei, und die Teilung des Bodens hatte überall weite Fortschritte gemacht. Die Kultur, viel älteren Ursprungs und beständig beeinflußt von den wirtschaftlich hochstehenden Niederlanden, übertraf bei weitem die der östlichen Provinzen, die noch tief im Feudalismus steckten. Rechts der Weser hatte der Bauer außer dem Landesherrn noch eine Obrigkeit, seinen Gutsherrn, dem die Gerichtsbarkeit und die Polizei zustand. In Cleve-Mark dagegen hatten schon die alten Herzöge eine wesentlich moderne Behörden-Organisation durchgesetzt; hier gab es „keinen Unterschied mehr zwischen Mediat- und Immediat-Untertanen, alle Untertanen standen unmittelbar unter dem Staate". Hier allein hatte man eine Ständeverfassung und eng verknüpft damit eine reichgegliederte Selbstverwaltung: Landtage, Erbentage, Kirchspieltage wurden regelmäßig abgehalten, Beschlüsse auf ihnen gefaßt und die Steuern verteilt. — Es ist nicht auszudenken, von welcher Bedeutung es für Steins Entwicklung geworden ist, daß er 20 Jahre hindurch

in stetig wachsenden Stellungen diese Provinzen und ihre Selbstverwaltung kennen gelernt hat. Er wurde dadurch für immer gefeit gegen absolutistische Anwandlungen. „Despotische Regierungen“, schrieb er denn auch gegen das Ende dieser Periode an den Prinzen Louis Ferdinand, „vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einer routinierten und intriganten Bureaukratie anvertrauen.“ — Ein fast noch höheres Glück ist es für ihn gewesen, daß er während dieser Jahre in dem edlen und groß veranlagten Minister Heinitz einen Vorgesetzten fand, der ihm die Pfade bereiten half, auf denen er zu dem ruhmreichen Werke seiner Reformen emporgestiegen ist. — Eines der Hauptverdienste des Buches von Lehmann liegt nun darin, daß es gerade über diese reiche Zeit der vorbereitenden Tätigkeit, die bislang weniger genau bekannt war, in einer Reihe glänzend geschriebener Abschnitte voll feinsten historischen Verständnisses helles Licht verbreitet. Wir lernen sowohl die vielgestaltigen Verhältnisse im alten Preußen dadurch besser kennen, als auch den Reformator dieses Staates selbst.

„Dürstend nach Tätigkeit, überall selbst Hand anlegend, getreu seinem Ausspruche: ‚Erst selbst sehen und hören, dann handeln‘, stets bemüht, allenthalben die höchsten Leistungen zu erzielen und jede Schlaffheit mit herber Strenge verfolgend“, so stürzte sich Stein in die vielseitigen neuen Aufgaben, die seiner harrten und die für die energische Riesennatur dieses Helden der Arbeit Lust und Bedürfnis waren. Sein Eifer grenzte oft an Ungestüm; eine intensive Lebenskraft ohnegleichen pulsierte in ihm, und vollständig paßte auch auf ihn Dumonts Ausspruch über Mirabeau: „Bevor ich diesen Mann kannte, habe ich keine Vorstellung davon gehabt, was in der Zeit von 24 Stunden ein Mensch alles tun kann.“ Nur anzudeuten vermag man die Summe dessen, was er in Cleve und Westfalen geschaffen hat. Wege und Wasserstraßen wurden angelegt, die ersten Chausseen „mit königlichem Aufwande“ erbaut, die Ruhr schiffbar gemacht, der Kohlenbau verbessert, das Steuer- und Akzisewesen neu geregelt, Handel und Gewerbe gehoben, für Industrie, Forsten und Viehzucht gesorgt, die lästigen Binnenzölle beseitigt, die Verwaltung und Landeskultur wirtschaftlich und sozial weiter entwickelt. Das Gute nahm Stein, von wo es auch kam. Von Jugend auf hatte er eine Vorliebe für die Verfassung Englands gehabt, das ihm ein Musterstaat in Regierung und Verwaltung zu sein schien. Geraume Zeit hatte er es bereist und eine große Bewunderung für seine Gesetze heimgebracht. Aber auch der Einfluß Frankreichs auf ihn ist nicht gering anzuschlagen. Zwar das revolutionäre Treiben in Paris selbst war ihm von Grund aus zuwider, und damals schon reifte in seiner Seele jener Haß gegen Frankreich und „die Welschen“ heran, der später so oft in elementarer Weise sich äußerte. Das hinderte ihn aber nicht, „aufmerksam die Gesetze derer zu lesen, welche er sonst so heftig bekämpfte, und er fand kein Arges dabei, sie nachzuahmen, wenn das Wohl des eigenen Staates es zu erfordern schien“. — Was Stein tat, tat er schnell und ganz. „Überall war er zu finden, herrisch durchgreifend, aber auch gütig, vornehm zugleich und leutselig, durch und durch praktisch, großzügig in allem.“ Schon zu jener Zeit prägte sich vielen das Bild des Reichsfreiherrn ein, wie es später in aller Deutschen Herzen lebte und in den beiden Standbildern in Berlin und Nassau verewigt worden ist: eine gedrungene Gestalt mit starkem Nacken und breiten deutschen Schultern; tiefe, braune Augen, die aber

mehr funkelten und blitzten, statt, wie Goethes Auge, zu leuchten; eine mächtige, zurückgeschlagene Stirn und darunter eine Adlernase über einem feingeschlossenen Mund; jede Bewegung von ihm jäh, eckig, gebieterisch; „ein imperatorischer Mensch des Sturmwinds, der reinfegen und niederstürzen sollte". Ein bequemer Untergebener war er nicht, ebensowenig ein bequemer Vorgesetzter. Mit harten Worten schalt er oft auf die „buchgelehrten Buralisten", wie ja auch Fürst Bismarck über das „vom grünen Tisch her alles reglementierende Geheimratswesen" zu wiederholten Malen die Schale seines Zornes und Spottes ergossen hat. Ebenso verleidet war ihm „das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit;" soviel an ihm lag, hat er allem „unnützen Schreibwerk und der Federfuchserei" stets ein jähes Ende bereitet. — So hat er wie ein kleiner König in den westlichen Provinzen geschaltet und sich überall die Liebe und Dankbarkeit der Einwohner erworben: als Oberbergrat in dem idyllischen Wetter an der Ruhr, als Kammerdirektor in Cleve und als Oberpräsident in Münster, wo er die weiten Wohnräume des Schlosses mit dem ihm befreundeten General Blücher teilte.

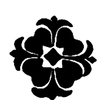
Im Jahre 1804 erhielt Stein, um modern zu reden, das Ministerportefeuille für den Handel und die Finanz. Seine Tätigkeit in dieser wichtigen Stellung, die er nur kurze Zeit innegehabt hat, ist staunenerregend. In sechs Monaten reformierte er das Salzwesen, in welchem bisher das Chaos geherrscht hatte; er schuf das Statistische Bureau, verbesserte die Akzisetarife für Ost- und Westpreußen, sprach in einem an den König gerichteten Schreiben voll schneidender Schärfe sich gegen die Innungen und für Gewerbefreiheit aus und setzte die Aufhebung aller binnenländischen Zölle für einen großen Teil des Ostens durch. Gleichsam mit einem Händeruck schob ein tatkräftiger Wille das überlebte Alte beiseite. — Aber ungleich bedeutungsvoller als diese Reformen wurde sein Eingreifen in die Organisation der Staatsregierung, die damals gerade am Vorabende ihrer Bankerotterklärung stand. Unter Friedrich dem Großen hatte die Einheit des Staates allein in der Person des Königs gelegen. Dieser geniale Fürst von ungeheurer Arbeitskraft, der alles selbst übersah und durchschaute, hatte einer organisierten Verwaltung nicht bedurft, da seine Persönlichkeit sie ersetzte. „Seine Kabinettssekretäre waren weiter nichts als Schreiber gewesen, die seinen Willen verkündeten, die Minister weiter nichts als Werkzeuge, welche ihn ausführten." Jetzt aber saß kein Genie mehr auf Preußens Thron, und dabei war der Staat an Umfang gewachsen und in der Verwaltung weitaus komplizierter geworden. Kein Wunder also, daß unter Friedrichs ungleich schwächeren Nachfolgern die Kabinettsräte die ganze Regierungsgewalt an sich gerissen hatten, sie aber ohne die geringste Verantwortlichkeit ausübten, da sie überall durch die Person des Königs gedeckt waren. Hier lag die Wurzel allen Übels. Der König verkehrte nur mit dem Kabinett und lebte in gänzlicher Abgeschiedenheit von den Ministern, die beschränkt waren auf „die Rolle erster Kommis eines Bureaus, das die laufenden Geschäfte expediert". Ihre Stellung, sagte Stein, hat keine Achtung mehr, unter ihnen selbst besteht keine Einheit und es gibt keinen Zusammenhang in den Geschäften. — Solche Zustände mußten die nachteiligsten Wirkungen ausüben, namentlich unter einer so passiven Natur, wie Friedrich Wilhelm III. war. Als nun in den Jahren 1805 und 1806 die vollständige Unfähigkeit der Kabinettsregierung sich in trostlosester Weise offen-

barte und der Staat Friedrichs des Großen vor einer Katastrophe stand, hielt Stein, der einsah, daß bei der Fortdauer des alten Zustandes ersprießliche Resultate nicht zu erzielen waren, und der dem unentschlossenen Monarchen einen überlegenen Willen an die Seite stellen wollte, mit seiner jäh zugreifenden Natur den Augenblick gekommen, dem Könige einen vollständigen Regierungswechsel anzuempfehlen. Das geschah am 27. April 1806 durch die „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts“. Nach einem vernichtenden Verdammungsurteil über die schlechten Kabinettsräte, die das Ohr des Königs hatten, verlangt er deren Entlassung und unmittelbaren Verkehr des Herrschers mit seinen Ministern. Lehmann hält die Stunde, in der Stein diese Denkschrift aufsetzte, nicht mit Unrecht für die eigentliche Geburtsstunde der preußischen Konstitution, des preußischen Staatsministeriums und des preußischen Einheitsstaates. Zunächst aber bedeutete die Schrift den Konflikt. Denn der König war keineswegs gewillt, auf Steins Vorschläge einzugehen. — Es folgt nun bei Lehmann eine Darstellung dieses Konflikts und seiner allmählichen Zuspitzung, die unbedingt zu dem Meisterhaftesten und Vollendetsten gehört, was je in dieser Art geschrieben ist. Ein Gemälde voll psychologischer Feinheit und tiefsten Verständnisses für die so grundverschiedenen Naturen der dabei beteiligten Personen rollt sich in einer vollkommen plastischen Deutlichkeit vor unseren Augen ab. Ganz abgesehen von ihrem hohen historischen Wert ist diese Schilderung an sich ein köstlicher literarischer Genuß. Alles vereinigt sich zu einem in sich abgeschlossenen Kunstwerk von ganz erlesener Art. — Am 3. Januar 1807, in dem Augenblick, als der Minister, obwohl selbst krank, dem vor Napoleon fliehenden Hofe von Königsberg nach Memel folgen wollte, erhielt er durch einen Feldjäger jene Kabinettsorder, in welcher der König dem lange zurückgehaltenen Groll gegen ihn in heftigster und derbster Weise Ausdruck gab. Hier las nun Stein das Geständnis des Monarchen, daß er von jeher Vorurteile gegen ihn gehabt habe, indes bemüht gewesen sei, sie zu überwinden. Nun aber sehe er in Wahrheit, daß er ein „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sei, der, weit entfernt das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet werde und aus Leidenschaft, persönlichem Haß und aus Erbitterung handele. Solche Staatsbeamten seien gerade am allernachteiligsten und gefährlichsten. Wenn er demnach sein respektwidriges und unanständiges Benehmen nicht ändere, verzichte er auf seine ferneren Dienste.“ — Alle Kurialien verschmähend, reichte der tiefgekränkte Minister auf der Stelle seinen Abschied ein, der ihm umgehend in ungnädigster Weise erteilt wurde.

Der Konflikt, sagt Lehmann, betraf die wichtigste politische Frage, die es für Preußen gab, die Fortdauer oder Beschränkung der absoluten Monarchie. „Schon deshalb dürfte man nicht Licht und Schatten so verteilen, daß alles Licht auf den Minister, aller Schatten auf den König fällt. Auch stand Stein dem Könige anders gegenüber als irgend ein gewöhnlicher preußischer Beamter von noch so adeligem Geblüte. Aufgewachsen in den Traditionen der souveränen Reichsritterschaft, war er erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, daß sein Geschlecht dem der Hohenzollern ebenbürtig sei, eine Stimmung, die noch verstärkt wurde durch eine an Geringschätzung streifende Empfindung der Überlegenheit, wie sie den Starken überkommt, wenn er mit dem Schwachen zusammen ist. Und wenn für Steins Forderung die Gebote des Moments sowohl wie die Forderungen

der Zukunft sprachen, so stritt Friedrich Wilhelm für die Erhaltung des Überlieferten, an welches sich ruhmvolle Erinnerungen knüpften. Das relative Recht war auf seiten des Königs. (?) Daß man dieses zuweilen verkannt hat, kommt wesentlich auf Rechnung der Persönlichkeiten. Welch ein Abstand zwischen den beiden Streitern! Der eine die Bildung seiner Epoche zu einem ansehnlichen Teile beherrschend, der andere nur einigen dürftigen Ausläufern der deutschen Literatur zugewandt. Der eine heroisch veranlagt, ausgerüstet mit einem unbezähmbaren Mute, rasch in der Erfassung der Situation, stets geneigt, die schwersten Aufgaben in Angriff zu nehmen, zäh aushaltend, bis ihm der Sieg zugefallen, unverwüstlich in seiner Arbeitskraft, seine Umgebung durch moralischen Schwung und gebieterisches Auftreten fortreißend oder sich unterwerfend, der geborene Herrscher; der andere verständig und rechtschaffen, aber langsam, schwerfällig, unsicher, deshalb mißtrauisch im Umgange mit überlegenen Geistern und starr auf Wahrung seiner Rechte sehend. Der eine bedacht auf die Rettung der deutschen Nation, von den höchsten Ideen der Menschheit geleitet, durch tiefe Neigung und unauflösliche Bande an das Ewige gekettet; der andere auch religiös veranlagt, aber vorlieb nehmend mit dem engen Kreise der Alltäglichkeit und niemals sein Auge über die Grenzen des ererbten Reiches erhebend. Der eine zu den gewaltigsten Gestalten der modernen Geschichte gehörend, der andere ein Durchschnittsfürst.“ –

„In ruhigen Zeiten hätte der Plan des Königs, ohne den größten seiner Minister zu regieren, sich durchführen lassen. Inmitten der welterschütternden Unternehmungen Napoleons war er unmöglich. Jetzt erst erhob sich der Stern unseres Helden, der im Niedergange begriffen schien, zu strahlendem Glanze.“ — So schließt Lehmann den ersten Teil der Biographie. Mit freudiger Erwartung kann man dem Erscheinen der beiden noch fehlenden Bände entgegensehen, von denen der eine die großen Reformjahre 1807 und 1808, der andere den Rest der Wirksamkeit Steins schildern soll. **Hans von Hooven.**



Julius Mosen, Ausgewählte Werke, herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Nebst einem Vorwort von Dr. Reinhard Mosen. 4 Bände. Leipzig, Arwed Strauch.

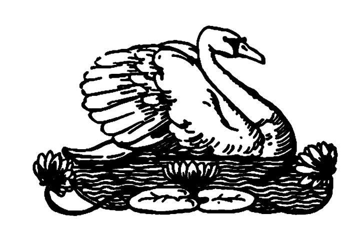
Aus Anlaß des hundertsten Geburtstages von Julius Mosen möchten wir auf diese neue Ausgabe der Werke eines Dichters hinweisen, von dem wohl noch ein par Lieder in aller Munde sind, wie das Andreas-Hofer-Lied „Zu Mantua in Banden“, „Der Trompeter von der Katzbach“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ u. a., alles andere aber, sehr zu Unrecht, bei der Generation von heute in Vergessenheit geraten ist. Und doch haben seine Epen „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ dereinst gewaltiges Aufsehen erregt, sind seine historischen Dramen, namentlich „Herzog Bernhard von Weimar“ und „Der Sohn des Fürsten“ mit großem Beifall aufgeführt, ist seine Novellensammlung „Bilder im Moose“ von Johannes Scherr „eine wahre Zierde unserer Novellistik“ genannt geworden.

Dieser Sammlung ist auch „Die blaue Blume“ entnommen, die wir im vorliegenden Hefte bringen, um der Mosenschen Erzählungskunst neue Freunde zu werben.

Julius Mosen ist am 18. Juli 1803 im Dorfe Marieney im oberen Vogtlande geboren. Lichtvoll gestaltete sich dem Dichter die erste Lebenshälfte. Als sich, „so angenehm auch seine persönlichen Verhältnisse waren, im Laufe der Jahre sein juristischer Sachwalterberuf mit der poetischen und literarischen Tätigkeit nur noch schwer vereinigen ließ, obgleich ihn zur Aufmunterung die philosophische Fakultät in Jena zum Ehrendoktor ernannt hatte“ (seine eigenen Worte aus den leider unvollendet gebliebenen „Erinnerungen“), da erhielt er eine Berufung als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg, die ihm die erwünschte ausschließlich literarische Betätigung ermöglichte. Von seinem ersten, Aufsehen erregenden Jugendwerke an, dem „Ritter Wahn“, war sein Dichterruhm dauernd im Steigen gewesen.

Erst ein Vierziger, wurde der Dichter von einem rheumatischen Leiden befallen, das sich zu einer über den ganzen Körper sich ausbreitenden Lähmung entwickelte und zwanzig Jahre lang andauerte. Zuerst hinderte es ihn nur am Gehen, später vermochte er auch nicht mehr zu schreiben und zu lesen, ja selbst das Sprechen wurde ihm zuletzt nahezu unmöglich. Eine große Freude erlebte der sieche Dichter noch in dieser letzten schweren Zeit durch die Gesamtausgabe seiner Werke in acht Bänden, die von zwei jungen Freunden seines Hauses, August Schwartz und Rudolf Berndt, in die Wege geleitet und ihm Weihnachten 1863 beim Lichterglanz des Tannenbaums überreicht wurde. Es waren das Tage, „in deren freudiger Aufregung“, wie sein Sohn Dr. Reinhard Mosen sagt, „die Krankheit oft fast zu verschwinden schien. Der kranke Körper richtete sich auf, die großen dunklen Augen flammten, und machtvoll klang die sonst so matte Stimme, sei es, einen Kraftspruch zu tun, sei es, ein fröhliches Scherzwort in die Unterhaltung zu werfen.“ Vier Jahre später ist Julius Mosen sanft entschlafen, am 10. Oktober 1867. Ein Leid ist ihm wenigstens erspart worden: der Tod seines ältesten Sohnes Erich, der 1870 bei Mars-la-Tour fiel. Dafür freilich hat er auch nicht mehr das geeinigte Deutschland erleben dürfen, das er bereits in seinem „Sohn des Fürsten“ prophetisch unter Preußens Führung heraufdämmern sah.

P. B.





Den Manen Leos XIII.

Das Pontifikat Leos XIII. wollte versöhnen, beleben, den Triumph der Kirche erzwingen. Zwischen Welt und Kirche hatte sich eine tiefe Kluft geöffnet: Leo XIII. war entschlossen, die beiderseitigen Kräfte zum Frieden zusammenzuführen. Das 32jährige Pontifikat Pius' IX., reich an aufregenden Katastrophen, aber gleichwohl erschöpft in seinem Können, hatte fast allenthalben den schroffsten Gegensatz und das bitterste Mißtrauen als Endergebnis erzielt. Die begeisterte Verehrung der durch die dogmatischen Lehrverkündigungen Pius' IX. Befriedigten wurde zwar als vollwertiger Ersatz für die Gegnerschaft der übrigen — innerhalb wie außerhalb der Kirche — verkündigt: allein die Stimmen, welche beim Regierungsantritt Leos XIII. laut wurden, und vor allem die ersten Maßnahmen Leos XIII. selber bekundeten, daß auch im Kardinalskollegium eine andere Beurteilung der kirchlichen Lage vorherrschte.

Leo XIII. wollte *versöhnen*, weil er sich als Oberhaupt der Kirche dazu für verpflichtet hielt. Denn er war durchaus ein Mann der bewußten Maxime und der klar vorgestellten Pflicht. Er handelte nicht, weil er wollte, sondern weil er sollte.

Die versöhnende Tätigkeit des Papstes fand ihren Ausdruck in den drei Staatssekretären Franchi, Nina, Jakobini. Ihr Erfolg war vor allem die Beilegung des Kulturkampfes in Deutschland und die Steigerung der kirchenpolitischen Gewalt des Papsttums. Leo XIII. und die Politik Bismarcks begegneten sich in der gemeinsamen Neigung, die schwebenden Fragen mehr durch diplomatische Verständigung der Regierungen unter sich, als durch Auseinandersetzung mit den Untertanen zu erledigen. Die Kirche gewährte dem Staate, der Staat dem Kirchenoberhaupt die gewünschten Vorteile und erwartete dafür wieder auf anderm Gebiet freundschaftliche Unterstützung. Der preußische Kulturkampf endigte infolge der bewunderungswürdigen Klugheit Leos XIII. mit dem Freundschaftsverhältnis zwischen den Trägern beider Gewalten. Es bestand ein wahres Freundschaftsverhältnis zwischen Leo XIII. und Kaiser Wilhelm II.: denn es entsprach der innern Geistesverwandtschaft und hatte darin die Gewähr seiner Haltbarkeit. Der Papst nützte dem Kaiser durch den Einfluß, den er nach Tun-

lichkeit auf die deutschen Katholiken ausübte; der Kaiser nützte dem Papsttum, indem er dessen kirchenpolitische Autorität für die katholische Bevölkerung wirksam förderte: wirksamer als dies durch theoretische Forderung hätte geschehen können.

Aus dem gleichen Bestreben unterstützte Leo XIII. in Frankreich die Republik und blieb dieser Haltung unentwegt treu, obgleich die republikanische Regierung und Volksvertretung das Wohlwollen des Papstes mit rücksichtslosem Undank lohnten. Auch das Widerstreben der kirchlich gesinnten Politiker in Frankreich vermochte daran nichts zu ändern. Das Staatssekretariat Rampollas verstärkte das innerpolitische Wohlwollen Roms für die französische Republik noch durch die möglichste Erschwerung des Dreibundes. Auch in Spanien schützte der Papst die bestehende Regierung gegen die Gefahren, welche ihr von kirchlich gesinnten Parteien, insbesondere den Karlisten, mehrfach drohten.

Die Loyalität der Gesinnung in Verbindung mit einem ausgesprochen diplomatischen Wesen führte zu dieser Politik Leos XIII. Außerdem erwartete Leo von der Freundschaft der Kurie mit den Regierungen die Befriedigung seiner eigenen Interessen am Legitimitätsprinzip: die Wiederherstellung des Kirchenstaats durch den diplomatischen Druck der Mächte auf Italien.

In dieser Hoffnung hat sich die Kirchenpolitik Leos XIII. und seines Staatssekretärs Rampolla gründlich getäuscht. Die Täuschung wurde wohl schon seit langem (seit 1880 und 1886) eingesehen; allein der Vatikan ist nicht gewohnt, seine Ziele um des augenblicklichen Mißerfolges willen leicht zu ändern. Leo XIII. war persönlich noch weniger dazu angetan, den Schwierigkeiten zu weichen. Er war eine vollbewußte Herrschernatur. Aber die Grundstimmung der ganzen Kirchenpolitik verlor infolge dieses Mißerfolges die anfängliche Sympathie für alles Fortschrittliche und Moderne. Immer stärker verdichtete sich die Kampfesstimmung nach außen, das Mißtrauen und die Einschränkung nach innen.

Der Papst glaubte auf Grund seiner von der jesuitischen Scholastik beherrschten Weltanschauung den eigentlichen Grund seines kirchenpolitischen Mißerfolges in bezug auf das Hauptziel, den Kirchenstaat, in dem Freimaurertum als der Organisation aller antichristlichen und satanischen Mächte erkannt zu haben. Durch die Enthüllung ihres satanischen Wesens sollte die Loge überwunden und damit die Gegnerschaft der Kirche ihrer führenden Kraft beraubt werden.

Leo XIII. war selbst ein hochgebildeter Geist; von sich aus Freund und Gönner alles wissenschaftlichen und kulturellen Fortschrittes. Er war gewillt, das katholische Geistesleben nach allen Richtungen zu heben und zu steigern. Ohne Engherzigkeit öffnete er der Forschung die päpstlichen Archive. Er wollte eine Wiederbelebung der Philosophie auf der Grundlage der thomistischen Scholastik und verurteilte darum Rosminis Spekulation. Leo glaubte eben, auch das höhere Geistesleben durch kirchenamtliche Vorschriften beleben und zugleich in bestimmten Bahnen halten zu können. Philosophie und Wissenschaft galt ihm mehr als eine Sache des Lernens und Wissens, als des Fragens, Suchens und Denkens. Je mehr der Unterschied zwischen der Wissenschaftspflege im Sinne des scholastischen Kurialismus und derjenigen im Sinne des modernen Geistes hervortrat, desto abwehrender und einschränkender wurden die Maßnahmen der päpstlichen Kurie. Die freien katholischen Universitäten und die internationalen katholischen Gelehrtenkongresse waren im Anfange des Pontifikates Leos XIII. der Hauptgegenstand seiner wohlwollenden Fürsorge. Es wurde anders, sobald

das wissenschaftliche Streben sich kraftvoll und selbständig zu regen begann, vor allem an der freien katholischen Hochschule zu Paris. Die Maßregelungen von D'Hulst, Loisy, Duchesne, Klein, Zahm, Kraus, Schell zeigten, daß alle Gebiete der Forschung der vormundschaftlichen Aufsicht bedürfen, wenn die scholastische Auffassung von Kirche und Christentum nicht gefährdet werden soll.

Die internationalen katholischen Gelehrtenkongresse empfanden diese Veränderung der Lage in fortschreitendem Maße. Der sechste dieser Gelehrtenkongresse sollte im April 1903 zu Rom selber gefeiert werden. Daß er nicht zustande kam, war eben die Wirkung der gesteigerten Spannung zwischen den beiden beteiligten Faktoren.

Der Universalismus des katholischen Christentums war das Ideal, dessen Erfüllung in modernem Sinne Leo XIII. sich zur besondern Aufgabe seines Pontifikates gesetzt hatte. In der Zusammensetzung des Kardinalskollegiums sollte die Weltkirche als Einheit aller Nationen und aller Schulen zum Ausdruck kommen. Das heilige Kollegium sollte wirklich als Senat der allgemeinen Kirche erscheinen. Die Hierarchie wurde in mehreren Ländern neu organisiert; einige orientalische Einzelkirchen kehrten in die Gemeinschaft der römischen Kirche zurück. Das kirchliche Leben des Morgenlandes wurde dem Einfluß der lateinischen Kirche des Abendlandes durch Lehranstalten und Seminargründungen näher gerückt. Die Ordensfamilien erfuhren die eingreifende Fürsorge des Papstes, weil er in ihnen eine wertvolle Ausprägung der originellen Mannigfaltigkeit in der katholischen Einheit sah. Allein der Universalismus in diesen verschiedenen Richtungen wurde durch Einflüsse, die seit der Enttäuschung wegen des Kirchenstaates immer maßgebender wurden, mehr und mehr in die Richtung einer allumfassenden Zentralisation gelenkt. Als Mandatar dieser straffen Konzentration stand der Jesuitenorden in kirchlicher, der Kurialismus in kirchenpolitischer Hinsicht von Anfang an bereit. Die Richtungen, welche beiden die Alleinberechtigung in der Kirche streitig machten, regen sich trotz der gegen sie erfolgten Kundgebungen in fast allen Ländern immer stärker. Sie wollen den Gedanken Leos XIII. in dem volleren Sinn seines anfangenden Pontifikates zur Verwirklichung bringen. Sie haben auch die Wahl Rampollas als verhängnisvoll erscheinen lassen und dem Patriarchen von Venedig den Weg zum Stuhle Petri gebahnt.

Der Ruhm des Papstes Leo XIII. wird es immerfort bleiben, daß er trotz mächtiger Gegnerschaften ein dreifaches Ideal aufgestellt hat: das Ideal einer wahren Versöhnung zwischen Kirche und Kultur, einer freien Entfaltung aller geistigen Kräfte im Katholizismus und einer wahrhaft katholischen Völkerkirche, welche ebenso den Genius der germanischen und anglo-amerikanischen Rasse zu verstehen gewillt ist, wie den des Romanismus und des Slawentums. Daß Leo XIII. mit seiner reichen und starken Persönlichkeit diesem dreifachen Ideal gehörte, beweist der hochsinnige Anfang seines Pontifikates. Was an ihm alterte und zurückgedrängt wurde, war Joachim Pecci. Leo XIII. bedeutet für alle Zeit den Papst des Friedens und der Versöhnung, den Papst des höchstentwickelten Geisteslebens, den Papst des aus innerer Kraft allumfassendsten Katholizismus. Als solcher wird Leo XIII. eine ruhmvoll hervorragende Herrschergestalt unter den weltgeschichtlich bedeutsamen Nachfolgern Petri bleiben.

Dr. Erwin Flammer.



Kinderpsychologie und Pädagogik.

In der Pädagogik unserer Tage zeigt sich ein energisches Drängen, die Unterrichtsziele den Anforderungen des modernen Lebens anzupassen. Der Kampf um eine „neue Pädagogik" wogt auf der ganzen Linie, sowohl die Grundlagen als auch die Technik der hergebrachten Erziehungsmethode werden einer gründlichen Durchsicht unterzogen.

Angesichts der schwierigen Frage, wie es anzufangen sei, neue Gesichtspunkte für die Stoffauswahl und Stoffanordnung, sowie leichtere und freundlichere Pfade zum Geiste des Kindes zu finden, konnte der Lehrerschaft wohl kaum ein glücklicherer Gedanke kommen, als die Erinnerung an die in der „Psychophysik" Fechners 1860 veröffentlichte These über die Möglichkeit des Experiments zur Erforschung seelischer Zustände, und an die darauf folgende weit umfangreichere Nutzbarmachung des Experiments für die Seelenkunde, wie sie später von Wundt und seinen Schülern als notwendig erwiesen und ausgeübt worden ist. In dem ersten psychologischen Laboratorium Deutschlands, das vor nun 22 Jahren durch Wundt in Leipzig eröffnet wurde, ging man an die Prüfung der bis dahin anerkannten Gesetze der seelischen Funktionen und brachte mit Hilfe exakter Experimente manche ehrwürdige Gesetzesformel in Mißkredit. Besonders nach Erfindung vervollkommneter Meßinstrumente und durch Ausnutzung der Möglichkeit künstlicher Beeinflussung der psychischen Vorgänge durch physische ist es gelungen, für die Psychologie eine ganz neue Betrachtungsweise zu schaffen, die bedeutsame Neufunde gezeitigt hat. Wundt machte Schule, und der Besuch seines Laboratoriums hob sich fortgesetzt. An diesem Aufschwunge der neuen Methode konnte die Tatsache nichts ändern, daß ihr Vertreter selbst im Laufe seines wissenschaftlichen Strebens wesentliche Veränderungen durchmachte, die ihn heute zu der Überzeugung zwingen, daß der Parallelismus zwischen Leib und Seele nur bedingt anzuerkennen und im wesentlichen nur als Hilfsprinzip bei der Erforschung geistiger Funktionen zu dienen berufen sei.

Von einem Teile der Lehrerschaft wurde die experimentelle Psychologie als eine der Grundlagen der Pädagogik acceptiert. Wer sich von Wundts Schülern dem Schulamte zuwandte, konnte freilich mit seines Meisters Offenbarungen vor der Hand unmittelbar wenig anfangen. Es ist ja ganz erklärlich, daß der Forscher im Laboratorium zunächst gar nicht darauf hinarbeiten konnte, gerade solche Untersuchungsergebnisse zu erzielen, die sich als Unterlagen für praktische Zwecke (Psychiatrie, Pädagogik 2c.) anwenden ließen. Aber die experimentalpsychologisch gebildeten Pädagogen brachten doch die Überzeugung mit ins Schulamt, daß für die Beurteilung pädagogischer Fragen wesentlich die Ergebnisse des Experiments ausschlaggebend sein müßten, daß aller Fortschritt der Pädagogik an ein systematisches Ausprobieren unter gewissenhafter Kontrolle aller aufzufindenden Arbeitsbedingungen gebunden sei, daß es darum der Schaffung, Sichtung und Klassifizierung eines reichen Tatsachenmaterials bedürfe, und daß man der Spekulation überall da den Krieg erklären müsse, wo sie auf unbeweisbarer Vermutung basiere, dagegen der feste Boden des Experiments und der Empirie eine fast mathematische Zuverlässigkeit gewähre. Mit dieser deutlichen Betonung der Exaktheit in der pädagogischen Forschung war der experimentellen Psychologie

ein ehrenvoller Arbeitsauftrag erteilt. Freilich hat die Arbeit für die Pädagogik nicht sogleich mit aller Kraft eingesetzt, was zu beklagen ist; augenblicklich aber ist der große Umfang der kinderpsychologischen Bewegung wohl genügend dadurch gekennzeichnet, daß die pädagogischen Zeitschriften der Kinderpsychologie eingehende Artikel widmen, daß es sogar eine eigene Zeitschrift für pädagogische Psychologie gibt, daß die jetzt herangebildete Lehrerschaft mit den psychologischen Forschungsmethoden theoretisch und praktisch bekannt gemacht wird, und daß für den Autodidakten auf diesem Gebiete schon viele vorzügliche literarische Hilfsmittel zur Orientierung geschaffen worden sind.

Dem Psychologen der alten Schule muß allerdings auffallen, daß dabei manches als Psychologie ausgeboten wird, was mit dieser im hergebrachten Sinne kaum etwas zu tun hat, ja manchmal sogar der Laboratoriumspsychologie nicht immer ohne weiteres eigen ist. Die gegenwärtige Kinderpsychologie faßt ihre Aufgabe weiter als die frühere Psychologie. Sie legt Wert darauf, ein Bild von dem gesamten Habitus des Kindes zu erhalten, und zieht darum auch das Leibliche, die soziale Bedingtheit, die äußeren Lebensumstände u. s. w. in Betracht. Wer da weiß, wie sehr physische und soziale Umstände auf die Seele wirken, kann in dieser Erweiterung des Begriffs Psychologie nur einen Fortschritt sehen, den die neueren Psychologen naturgemäß schaffen mußten, als sie das Experiment und die Empirie als oberste Instanz für ihre Forschungsergebnisse annahmen.

Übrigens trat die Forderung der Berücksichtigung aller Bedingtheiten des kindlichen Seelenlebens hier nicht zum erstenmal auf. Im Jahre 1856 hatte schon Berthold Sigismund in seiner sehr gehaltvollen Schrift „Kind und Welt“ Aufzeichnungen sämtlicher Entwickelungsäußerungen des Kindes befürwortet: ein Vorschlag, der in späteren Jahren bis zur Forderung der sogenannten „Elternfragen“ ausgewachsen ist. Der „pädagogische Verein in Berlin“ hatte im Jahre 1870 unter Berliner Schulkindern eine Umfrage nach dem Besitze solcher Vorstellungen angestellt, die im ersten Anschauungsunterrichte in Betracht kommen und meistenteils an Gegenstände gebunden sind, deren Kenntnis für den Großstädter einen Landaufenthalt bedingt. Es stellte sich dabei die Tatsache heraus, daß die Kinder in der überwiegenden Mehrzahl nie die engere Umgebung der Wohnung, geschweige die Stadt, verlassen und darum von einer weidenden Schafherde, einem Storche auf dem Neste, einem im Freien laufenden Hasen, einem Eichhörnchen auf dem Baum, dem Gesang einer Lerche im Freien u. s. w. nie eine unmittelbare Anschauung gewonnen hatten, ja, daß das Berliner Kind durchweg überhaupt arm sei an Vorstellungen, die pädagogisch wertvoll sind, und daß dem Lehrer nichts übrig bleibe, als entweder mit toten Worten zu operieren, oder für die lebensvolle selbstgewonnene Vorstellung das Bild einzusetzen, oder endlich, die fehlende Naturanschauung selbst zu vermitteln. Auch Dr. K. Lange, der geistvolle Verfasser des Buches über die Apperzeption, hatte in Plauen ähnliche Versuche bei Schulneulingen angestellt und gleich den Berliner Statistikern gefunden, daß der Lehrer sich gewöhnen müsse, andere als die bisher erwarteten Vorstellungen anzutreffen. Er betonte, daß eine große praktische Bedeutung der Feststellung der vorhandenen Vorstellungen darin liege, daß der Lehrer aus dem Ergebnis dieser Feststellung eine Übersicht über die auszunutzenden Aneignungshilfen gewinne.

Aus allen diesen Befunden entstand schließlich das Verlangen nach einer eingehenden Analyse des kindlichen Gedankenkreises, besonders des Gedankenkreises der Schulneulinge. In umfassender Weise ist diese Analyse versucht worden von dem Schuldirektor Dr. Hartmann in Annaberg (vergl. Hartmann: Die Analyse des kindlichen Gedankenkreises). In den Jahren 1880—1884 hat dieser Erhebungen über den Gedankeninhalt sechsjähriger Kinder angestellt mit der ausgesprochenen Absicht, auf Grund der Erhebungsresultate für die dortige Schule eine Basis für die Aufstellung eines Unterrichtsganges im ersten und zweiten Schuljahre zu gewinnen. Damit war die praktische Ausnutzung dieser Veranstaltung gefordert, und als ihr Urheber nach fünfjähriger Arbeit den Durchschnitt des Erfragten festgestellt und die praktischen Folgerungen gezogen hatte, da regte sein Vorgehen weite Kreise zur Nachahmung an, und aus Sachsen, Preußen, Thüringen, auch aus Amerika, kamen bald Berichte über ähnliche Versuche und Erfolge, nicht zu gedenken der vielen nicht bekanntgegebenen Experimente.

Hartmann stellte hundert Fragen. Diese bezogen sich auf das Tierreich, Pflanzenreich, Mineralreich, auf Naturereignisse, die Stadt Annaberg, die heimatliche Landschaft, die Tätigkeit der Menschen, Raum- und Zahlgrößen, Religiöses, Bürgerkunde und „sonstiges". Dabei ergab sich, daß die Kinder beispielsweise aus dem Tierreiche die folgenden Vorstellungen in dem beigefügten Prozentsatze beherrschten: es kannten einen im Freien laufenden Hasen 16 %, ein Eichhörnchen auf dem Baume 13 %, eine weidende Schafherde 33 %, einen Star vor dem Kasten 12 %, eine schwimmende Gans 40 %, eine Henne mit ihren Küchlein 28 %, den Kuckucksruf 12 %, den Gesang der Lerche im Freien 12 %, einen im Freien hüpfenden Frosch 24 %, einen Bienenstand 9 %, einen Schmetterling auf der Blume 49 %, eine im Freien kriechende Schnecke 31 %. Sieben Fragen beschäftigten sich mit Vorstellungen aus der Religion. Es wußten etwas von Gott 59 %, von Jesu Christo 16 %, von biblischen Geschichten 2 %, Gebete und Lieder kannten 23 %, den Gottesdienst 32 %, die Taufe 26 %, die Hochzeit 23 %. Ein Tal kannten in Annaberg nur 8 %, ein Lied konnten singen 20 %, 7 % wußten etwas vom König; von 1312 Kindern kannten 5 Kinder die Himmelsgegenden. Im allgemeinen ließ sich feststellen, daß nur wenige Vorstellungen beherrscht wurden, die der Schularbeit als Anknüpfungspunkte dienen konnten; die Mädchen waren reicher an brauchbaren Vorstellungen als die Knaben.

Die Hartmannschen Untersuchungen sind in vielen Orten und Ländern mit örtlich gebotenen Abänderungen wiederholt worden; die Ergebnisse waren durchweg überall dieselben. Besonders interessant wurden die Bostoner Erhebungen dadurch, daß dabei ein Vergleich zwischen dem Gedankenreichtum der Stadt- und Landkinder angestellt wurde. Hall, der Leiter dieser Untersuchungen, glaubt behaupten zu dürfen, daß die Stadtkinder durchweg auf einem niedrigeren geistigen Niveau stehen als die Landkinder. Man muß darauf aufmerksam machen, daß diese Frage jedenfalls schwer zu lösen ist, weil es an einem für beide Gruppen gleich verbindlichen Fragenmaterial stets fehlen wird, und man ohne dieses sich von dem Boden des exakten Experimentes auf das Gebiet nicht genau kontrollierbaren Abschätzens begibt, womit das Grundprinzip der Experimentalpsychologie aufgegeben werden würde. Mehr Beachtung, besonders für die Praxis, verdient die andere Mitteilung, daß Stadtkinder durch einen, wenn auch nur kurz bemessenen, Landaufenthalt ganz bedeutend an Vorstellungsreichtum gewinnen,

während umgekehrt ein Stadtaufenthalt der Landkinder nicht derart geeignet ist, so schnell und auffällig reichlich einen Vorstellungszuwachs zu bewirken. Das Kind fühlt sich scheinbar im Verkehr mit der Natur in seinem Elemente.

Die impulsive Natur des Kindes drängt dazu, die gewonnenen Gedankenmassen zu zeigen, mitzuteilen. Das Kind kann nicht anders, es muß das Erlebte berichten. Es lag darum der Gedanke nahe, die Art und den Reichtum der Mitteilungen des Kindes als Maßstab für seinen geistigen Besitzstand anzusehen. Da man aber nur eine meßbare Mitteilungsweise kannte, die der Sprache, so mußte man füglich auf die Ansicht verfallen, zwischen der Entwickelung der Mitteilung und der des Gedankenreichtums, also des Sprechens und des Denkens, bestehe ein Parallelismus. In sehr verdienstlichen Arbeiten über die Frage, ob dieser Parallelismus bestehe, ist in überzeugender Weise die Frage verneint. Wie es Kinder gibt, die gehörte Laute, Worte und Sätze verständnislos nachzusprechen vermögen, selbst aber gedankenarm sind, so gibt es andere, die bei einem reichen Innenleben nicht zur genaueren sprachlichen Äußerung darüber im stande sind. Die sprachliche Entwickelung gibt somit absolut keinen sicheren Maßstab für die seelische Entwickelung an die Hand. — Viel zuverlässiger ist in dieser Beziehung vielleicht die Zeichnung des Kindes. Die ganz spontanen Kinderzeichnungen hat man in Gruppen geteilt. Die erste Stufe zeigt buntes Gekritzel; die zweite zeigt die Schemazeichnung (der Mond wird mit Hilfe eines Kreises, eines senkrechten und eines wagerechten Striches und zweier Punkte als „Mondgesicht" dargestellt, — der junge Zeichner ist Symbolist); die dritte Stufe zeigt Streben nach sachgetreuer Wiedergabe, wobei sogar auch Unsichtbares mitgezeichnet wird (der Baum wird mit der Wurzel gezeichnet, der von der Seite angeschaute Reiter mit beiden Beinen, — der Zeichner ist Naturalist). In den Zeichnungen der zweiten und dritten Stufe zeigt sich nun nicht selten, daß das Kind viel mehr zeichnet, — also auch viel mehr wissen muß, als es sagt, denn im Zeichnen ist die Gefahr des papageienhaften Nachmachens, wie sie bei der Sprache besteht, wohl kaum vorhanden; andrerseits zeigt sich aber auch, daß manches viel redende Kind durchaus wenig durch die Zeichnung auszudrücken weiß, was besonders darum beachtenswert ist, weil von einem Zwange des Schönzeichnens, für das Mangel an spezieller Anlage ausschlaggebend sein könnte, hier nicht die Rede ist. Daß ein Mangel in der Anlage für zeichnerische Vorstellungswiedergabe bei sonst reichem Innenleben bestehen kann, soll ebensowenig geleugnet werden wie das Vorkommen rückständiger Entwickelungsstufen in rein sprachlicher Beziehung. Aber auf jeden Fall verdient die Zeichnung vorläufig mindestens dieselbe Beachtung für die Seelenkunde wie die Sprache.

Das mag noch etwas näher gezeigt werden an den sogenannten Geschichtenzeichnungen. Ihre Anfertigung wird am besten an einem konkreten Beispiel veranschaulicht. Eine Klasse etwa elfjähriger Schüler und Schülerinnen erhält die Aufforderung, sich mit Zeichenpapier und Bleifeder zu versehen und den eigenen Namen auf das Papier zu schreiben. Nachdem dies geschehen ist, liest der Lehrer einmal die Geschichte vor, wie Washington als Knabe seines Vaters schönstes Kirschbäumchen mit einem Beile umhieb, wie der Vater, der seine besondere Freude an dem Bäumchen gehabt hatte, das Vergehen des Knaben bemerkte, als dieser gerade bedrückt von seinem Verstecke aus den Vater beobachtete, und wie der Knabe schließlich sich zum Geständnis aufrafft, indem er sich selbst die

Worte zuruft: „Ich mag nicht lügen!“ — Nachdem die Vorlesung beendet ist, sagt der Lehrer etwa folgendes: „Ihr sollt alles das zeichnen, was ihr von dieser Geschichte behalten habt. Ihr könnt alles zeichnen, oder auch Stücke aus der Geschichte, wie ihr wollt. Auf Schönzeichnen kommt es mir diesmal nicht an. Wenn ihr meint, ich könnte diese oder jene eurer Darstellungen nicht ohne Erklärung verstehen, dann schreibt neben die Zeichnung, was sie darstellen soll. Es darf nicht radiert werden. Niemand darf auf des Nachbars Zeichnung sehen. Wegen des Zeichnens darf mich jetzt kein Kind mehr fragen. Ihr habt zwanzig Minuten Zeit. Anfangen!“ — Die Kinder fangen mit großem Eifer sofort an zu zeichnen. Keines scheint sich zu irgend welcher Ableitung Zeit lassen zu wollen. Der Lehrer hat während dieser Zeit auf jeden Fall auf seinem Platze vor der Klasse zu bleiben. Wollte er während des Zeichnens nachsehen, so würde ein gewisses Schamgefühl der Kinder die Ursprünglichkeit in ihren Zeichnungen beeinträchtigen. Gerade Kinder in mittleren Jahren lassen sich während der Entstehung einer Arbeit nicht gern auf die Finger sehen, sie noch weniger als Erwachsene. Nach zwanzig Minuten wird aufgehört. Daß der Lehrer jetzt die Zeichnungen erhält, finden die Kinder ganz in der Ordnung. — Das Resultat ist fast stets folgendes: Es werden Einzelzeichnungen und Zeichnungen von Handlungen und Gruppen geliefert. Einzelzeichnungen und Gruppenzeichnungen kommen selten nebeneinander auf demselben Blatte vor. Die Einzelzeichnungen beginnen fast alle mit einer Zeichnung des Beiles; außerdem sind dargestellt: Georg, der Vater, der Kirschbaum (teils noch mit Wurzel), das Haus und die Gartenhecke. Diejenigen Schüler, die im allgemeinen für die begabteren gelten, jedoch nicht alle und auch nicht die allein, bevorzugen die Gruppenzeichnungen. In der Besorgnis, sie möchten nicht verstanden werden, pflegen die Kinder kurze Bezeichnungen des Dargestellten anzufügen. Folgende Darstellungen und Bezeichnungen kommen vor — von Georg: wie er mit dem Beil in den Garten geht; wie er den Baum umhaut; wie er hinter der Hecke steht; wie er vor dem Vater steht; wie er hingeht und ein guter Mann wird; — vom Vater: wie er sich über den Baum freut; wie er den umgehauenen Baum ansieht; wie er den Sohn ansieht und wohl noch ein böses Gesicht macht, aber nicht mehr böse ist (das „böse“ Gesicht ist dargestellt). Äußerst begabte Kinder versuchen auch wohl, die ganze Geschichte in einem einzigen Bilde darzustellen, wodurch dann freilich Wiederholungen in der Darstellung nötig werden. Es ist darauf hingewiesen worden, daß sich darin jedenfalls die Gabe offenbare, größere Gedankenmassen zu überblicken und zu klassifizieren. Sonst ganz zurücktretende Kinder liefern manchmal überraschende Gruppenzeichnungen, während dagegen einzelne sonst vordrängende Naturen wenig zu bieten wissen. Hoffentlich klären sich bald die Ansichten über die Bedeutung der Kinderzeichnungen; es wäre ein schöner Lohn für viele Mühen, wenn sie sich als ein weiteres Mittel zu einer einsichtsvolleren Beurteilung und gerechteren Behandlung besonders derjenigen Kinder erweisen würden, die schwer zu begreifen sind.

Interessante Entdeckungen über die Farbenvorstellungen der Kinder kann der italienische Psychologe Garbini aufweisen. Von den 600 sechsjährigen Kindern, die er auf ihr Verständnis für Farbennamen untersuchte, konnten nur 210, also 35%, den rechten Farbennamen angeben. Die übrigen Kinder, die nicht etwa alle farbenblind waren, hatten noch nicht gelernt, mit der Farbenempfindung

den rechten Farbennamen zu verbinden. Jahraus, jahrein werden unsere teils sehr schönen farbigen Anschauungsbilder den Kindern der Unterklasse vorgeführt, ohne daß wohl immer daran gedacht wird, wie ungeheuer schwer es dem Kinde sein muß, in die Worte des Lehrers den rechten Sinn zu legen, wenn der Lehrer die große Gefahr unberechtigter Voraussetzungen gering achtet.

Sehr mannigfaltig sind die Überraschungen gewesen, die die Analyse des kindlichen Gedankenkreises gezeitigt hat, und die Lehrerschaft konnte sich einer gewissen Unruhe gegenüber den dadurch erwiesenen Tatsachen nicht erwehren. Noch bunter wurde das Bild, als man dem Interesse des Kindes nachspürte. Um hier nur ein Beispiel zu geben, sei nochmals an die schon erwähnte erste Stufe der Kinderzeichnungen erinnert, an die „Stufe des sinnlosen Gekritzels“. Dies Gekritzel, bestehend in einem Durcheinander langer, geschwungener Linien, weist uns darauf hin, daß des Kindes Sinn weitab geht von den Wegen, auf denen die jetzt noch geltende Methode des ersten Zeichenunterrichts wandelt. Unser erster Zeichenunterricht beginnt mit kurzen, geraden Linien und setzt sich später als sehr langsames Zeichnen kleiner geradliniger geometrischer Figuren fort. Was die gerade Linie betrifft, so ist klar, daß das Kind niemals lernen wird, eine vollkommen gerade Linie zu ziehen, — es sei denn mit dem Lineal; ebenso klar ist, daß es keinen Zeichner gibt, der eine vollkommen gerade Linie zeichnen kann, — es sei denn am Lineal. Und weil dem so ist, darum nimmt jedermann, der eine gerade Linie zeichnen muß, ein Lineal dazu. Die Übungen im Zeichnen gerader Linien erlangen somit für das spätere Zeichnen gerader Linien keine große Bedeutung. Dazu kommt, daß die gerade Linie in der Natur so selten anzutreffen ist. Ruskin sagt: „Nicht eine Pflanze, nicht ein lebendes Wesen kann mit diesen Formen (geraden Linien) gezeichnet werden, kein schönes freihändiges Ornament, weder das fließende Wasser, noch die lodernde Flamme. Die Schule gibt abstrakte Formen, das Kind zieht Linien vor, die mit dem Gegenstande, dem geistigen Bilde oder der Erfindung verbunden sind; es trennt nicht Linien und Objekt, Ausdrucksmittel und Gedanken. Das Kind liebt Menschen, Pferde, Schiffe. Die Schule fordert von ihm Genauigkeit; es muß langsam und mühselig arbeiten, mit kurzen Strichen. Das Kind liebt die Freiheit. Laßt es natürlich arbeiten, weiches Material benutzen, frei und schnell ausführen, die Ausführung freudig wiederholen, so wie es spielt! Spiel, nicht Geometrie ist der lebendige, freie, schöpferische Ausdruck seiner eigenen schöpferischen Kraft — die Grundlage aller schönen Kunst.“ In diesen wenigen Worten liegt ein ganzes Programm einer neuen Methode des ersten Zeichenunterrichts: eines ersten Zeichenunterrichts, der an das natürliche Interesse des Siebenjährigen anknüpft, der auch seinem Bewegungstriebe Rechnung trägt. Eine solche Methode müßte es auch ermöglichen, das Kind langsam für die Bearbeitung strengerer Formen zu interessieren. Denn ganz gewiß ist auch das geometrische Zeichnen zu üben wegen seiner erziehlichen und praktischen Bedeutung. Aber zu seiner Zeit! Es bedarf im jetzigen Zeichenunterrichte einer Stoffverschiebung. Wie das erste Lesen nicht mehr mit dem Buchstabieren begonnen wird, so darf auch das erste Zeichnen nicht mit geraden kurzen Linien beginnen. Es ist eine Freude, zu sehen, wie vielerorts mit Eifer, wenn auch hier und da nicht gleich immer glücklich, an einer Umgestaltung des Zeichenunterrichts gearbeitet wird.

Neben dem Gedankenreichtum und dem Interesse untersuchte die Kinder-



psychologie auch die geistige Kraft und Ausdauer des Kindes und kam so zu einer Erörterung der sogenannten Ermüdungsfrage. Schon der großen praktischen Bedeutung und möglichen Ausnutzung wegen war dies Forschungsgebiet ganz besonders geeignet, die ersten Kräfte zu interessieren. Man bedient sich besonders zweier Meßmethoden zur Ermittelung der Ermüdung. Die eine besteht darin, die geistige Ermüdung an körperlicher Arbeit (Gewichteheben an dem Ergographen, Zusammendrücken eines federnden Stahlbogens am Dynamometer, Aufsuchen der Minimaldistanz für die Empfindung zweier Spitzeneindrücke an empfindlichen Hautstellen mit dem Weberschen Tasterzirkel, Leistungen der Lunge, des Herzens, der Muskeln 2c.) zu messen. Die andere Meßmethode, die sich übrigens größerer Anerkennung erfreut, besteht in der Messung geistiger Ermüdung durch geistige Arbeit und wird so gehandhabt, daß vor und nach einer Lehrstunde übereinstimmende geistige Arbeiten, z. B. beidemal leichte Additionsaufgaben, Auswendiglernen zusammenhangloser Silben 2c. vorgenommen werden, und aus dem Unterschiede in der jedesmaligen Qualität und Quantität der Prüfungsleistungen der „Ermüdungswert" der zwischen den Untersuchungen liegenden Lehrstunde festgestellt wird. Auf diese Weise haben sich Rechnen und Raumlehre, Grammatik, fremdsprachlicher Unterricht, Turnen und Singen als stark ermüdende Fächer erwiesen. Ebenso ist gefunden, daß die zweite Morgenstunde des Schultages die größte Leistung ermöglicht. Noch wichtiger aber war wohl die genaue Feststellung der Tatsache, daß auch jeder Lehrer seine bestimmte Leistungskurve verrät, und daß er auch gewissen Lehrfächern gegenüber seinen ganz bestimmten Ermüdungsindex hat. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß einmal jedes Jahr im Frühling, und zwar besonders im Mai und Juni, eine allgemeine stärkere Ermüdung der Kinder nachzuweisen ist, und sodann für jedes Kind besonders noch in der Zeit vom 9. bis zum 13. oder 14. Lebensjahre, wogegen durchschnittlich mit dem 15. Lebensjahre wieder eine zunehmende Frische bemerkbar wird.

Die angeführten Beispiele mögen zur Orientierung über die Art der kinderpsychologischen Forschungen genügen. Über den Wert dieser Bewegung läßt sich im allgemeinen nicht mehr streiten. Die Kinderpsychologie hat wieder bewiesen, daß das Seelenleben verschiedener Altersstufen Verschiedenheit in den seelischen Äußerungsformen bedingt, daß darum das Seelenleben der Kinder anders geartet ist als das Erwachsener, und daß somit die Psychologie der Erwachsenen nicht überall zu denselben Resultaten kommen kann wie die Kinderpsychologie. Die Pädagogik zieht aus diesen Erwägungen die richtige Folgerung, indem sie es ablehnt, derjenigen Psychologie, die vor nicht langer Zeit nur eine Psychologie der Erwachsenen war, den allein gültigen regulativen Wert für ihre Praxis zuzuerkennen. Eine Kenntnis und Berücksichtigung der Psychologie der Kindheit und des Alters wird für den Lehrer unumgänglich nötig sein bei dem schwierigen Problem des Hinüberleitens des Kindes zunächst in das Schulinteresse, des weiteren in die Ideenkreise des reiferen Menschen. Vorläufig hat die Schwierigkeit der Eingewöhnung in die Schularbeit, die Frage des Anfangsunterrichtes, die meisten Arbeiten erfordert. Die Frage bedarf noch der endgültigen Erledigung. Vollständig erledigt ist freilich überhaupt noch keine einzige der hierher gehörigen Fragen. Denken wir nur an den Religionsunterricht. Man ist überzeugt, daß er in der Unterklasse nicht gleich mit biblischen Geschichten be-

ginnen darf, denn mit 26% Apperzeptionshilfen (in Annaberg) läßt sich schlecht die Behandlung der Schöpfungsgeschichte beginnen, mit 16% wohl noch weniger die Geschichte von Jesu Christo. Ein Vorkursus wird sich als Notwendigkeit erweisen. Aber soll der in „Unterredungen" bestehen oder im Märchenunterricht? Für den ersten Leseunterricht dringt man auf Schaffung und weitere Einführung besonderer Fibeln für Stadt- und Landschulen; für den naturgeschichtlichen Unterricht fordert man die Anschauung des Naturlebens an Stelle des Bilderkultus; für den Geschichtsunterricht wünscht man die Einfügung und starke Betonung der Heimatsgeschichte; im Turnunterrichte möchte man gern volkstümliche Übungen bevorzugen, im Zeichnen interessantere Vorwürfe verwenden, als geometrische Figuren es sind. Alles das wegen der Macht des Interesses; denn wer das Interesse des Kindes gewonnen hat, der hat die höchste Unterrichtsleistung erzielt. Höheres gibt es hier nicht. Man fordert eine Schulorganisation auf psychologischer Grundlage, eine Trennung der Schüler nach ihrer Leistungsfähigkeit; man versucht eine Scheidung des Unterrichtsstoffes in Lern- und Bildungsstoff und verlangt eine Verminderung des ersteren, um für eine stärkere Ausnutzung des letzteren Raum zu schaffen, freilich ohne sich über die Abgrenzung dieser beiden Stoffgebiete schon vollkommen verständigt zu haben, ja ohne vor Angriffen auf diesen Trennungsversuch sicher zu sein; man kritisiert auch manche Form, bezweifelt den Segen des Fragenkultus, ist überhaupt jetzt über „Kunstkatechesen" andrer Ansicht als vor einigen Jahrzehnten. In Ansehung der Ermüdbarkeit verlangt man Wegfall des Nachmittagsunterrichtes, Verlegung der Sommerferien in den Mai und Juni, Entlastung des 13. und 14. Lebensjahres und Fortsetzung des Unterrichts über die jetzt bestehende Schulpflicht hinaus. — Und für diese aus dem Experimente hergeleitete Pädagogik soll auch ein bezeichnender Name gewählt werden. Prof. Dr. Meumann in Zürich nennt sie „experimentelle Pädagogik" (Deutsche Schule, Jahrg. 1901, Heft 2). In Leipzig hat sich eine Vereinigung zur Pflege „exakter Pädagogik" gebildet. — Überall ein kräftiges Drängen auf Erneuerung, ein „Umwerten aller Werte", ein Kampf um Neues!

Besorgte Eltern aber mögen sich beruhigen. Das Wohl ihrer Kinder ist nicht Umstürzlern anvertraut. So arbeits- und kampfesfreudig die deutsche Lehrerwelt schafft, sie ist doch sehr bedächtig. Sie wird nie etwas umwerfen, wenn nicht zuvor ein schönerer, praktischerer Bau errichtet worden ist. Ihre treue Arbeit wird im Suchen nach neuen Pfaden nicht nur nicht erlahmen, sondern in dem heißen Bemühen um eine neue Berufstheorie und Berufspraxis stets neu befruchtet werden. Alte Werte werden anerkannt bleiben, — sie brauchen sich vielleicht nur eine Platzveränderung gefallen zu lassen; neue Werte werden geschaffen und den alten zugesellt werden: nach diesem Prinzip mag ein Umbau der Pädagogik versucht werden, dessen größter Nutzen den Schulkindern und dem Volke zu gute kommen muß.

Hinrich Schloboh m.



Stimmen des In- und Auslandes.

Das Abbitten der Kinder.

Sehr beherzigenswerte Betrachtungen hat Aimée Duc in der „Pädagogischen Zeit" über das Abbitten der Kinder nach einer begangenen Unart angestellt, das ja im Register der häuslichen Pädagogik die erste Stelle einnimmt. Es besteht „im Vorbringen der Phrasen: ‚Ich will jetzt immer recht artig sein!' oder: ‚Ich will es nie wieder tun!' Leider glauben viele Eltern und Erzieher, daß ein Kind nach empfangener Strafe abbitten muß, um die Macht der Erzieher ganz zu fühlen, um sich unterzuordnen und jeden Stolz oder Trotz von sich zu werfen. Man erreicht dies auch in der Tat durch das Abbitten, wie man zu gleicher Zeit erreicht, daß das Kind charakterlos wird, daß es heucheln lernt und schließlich zu der Einsicht gelangt, daß es auf Abbitten hin weiter sündigen darf. Noch schlimmer aber ist es, daß durch die Unsitte des Abbittens die Kinder zum Lügen und zur mangelnden Achtung vor den Eltern geführt werden. Das intelligente Kind fühlt es ganz genau, daß es ihm unmöglich ist, fest zu versprechen, diese oder jene kindliche Unart nicht wieder zu tun, und es fühlt ferner, daß die Eltern das ganz genau wissen. Es merkt nur zu bald, daß man dieses Versprechen von ihm verlangt, um seiner Unart und Bestrafung einen offiziellen Schluß zu geben, um der unerquicklichen, beide Teile nicht befriedigenden Stimmung, die nach der Strafe zwischen Eltern und Kindern herrscht, abzuhelfen. Außerdem hat das Kind seine Strafe bereits erhalten und fühlt sich durch die Abbitte unnötig gedemütigt. Ganz etwas anderes ist dagegen das ‚Um-Verzeihung-bitten'. Ohne ein Kind dazu zu zwingen, sollte man auf sein Gemüt und Herz so weit einwirken, daß die Reue und der Schmerz, die Eltern gekränkt zu sehen, das Kind so weit bringen, daß es in weicher, sehnsüchtiger Stimmung zu den Eltern geht und vielleicht mit einem herzlichen Kuß um Verzeihung bittet. Dann aber fange man nicht mit neuen Ermahnungen oder Vorwürfen an, die das zarte, kindliche Feingefühl bitter verletzen würden. Man nehme den Versöhnungsversuch liebevoll an und lasse die Sache damit erledigt sein. Fällt ein Kind öfters in denselben Fehler zurück, so kann man ihm die Bitte um Verzeihung etwas erschweren, indem man es fühlen läßt, daß man tief gekränkt ist. Natürlich darf auch diese Weigerung der Verzeihung nicht zu weit getrieben werden, um das Kind nicht verstockt zu machen. Hat man bemerkt, daß ein Kind der vorgekommenen Unart selbst nicht eine allzu große Wichtigkeit beilegt, das ‚Um-Verzeihung-bitten' vergißt und sich wiederum seinen Spielen zuwendet, so dringe man nicht auf ein weiteres Eingehen in den Fehler. Denn des Kindes Stimmung wechselt schnell, und wo es die Schwere seines Vergehens, das in solchen Fällen meist dem kindlichen Unverstand entsprungen ist, nicht erkennt, würde es eine Strafe und eine gewährte Verzeihung nicht verstehen. Nicht im Abbitten, das ein leichtfertig gegebenes Versprechen ist, wirken Eltern und Erzieher ge-

beihlich und versöhnend ein auf des Kindes zarte Seele, sondern im Verzeihen, in Nachsicht und liebevollem Ermahnen. Denn wo das Kind Achtung fühlt, gewährt es auch Liebe, und wo es liebt, sucht es Versöhnung!"



Die Prophezeiungen des Grafen von Saint-Germain.

Einer der berühmtesten und interessantesten Abenteurer des 18. Jahrhunderts war der Graf von Saint-Germain. Während Cagliostro eine revolutionäre Rolle gespielt zu haben scheint, wollte der Graf von Saint-Germain als Aristokrat, als Freund von Königen und deren Günstlingen das alte Regime schützen und erhalten helfen, das bereits zu wanken begann, und dessen Untergang er genau voraussah. Er war Charlatan und Prophet zugleich, und verstand es, einen solchen Eindruck auf die Gemüter zu machen, daß sein Ruhm mit ihm nicht starb. In unseren Tagen haben die Theosophen ihn unter ihre mysteriösen „Meister" eingereiht und vermuten, daß er noch lebt, zurückgezogen in einem alten Palast am Canal Grande in Venedig. In kurzer Zeit werde er aufs neue im politischen Leben hervortreten, wie er es selbst unter Ludwig XVI. voraussagte. — Die überraschenden Prophezeiungen, die man ihm zuschreibt, sind indessen authentisch, was weiteren Kreisen bisher unbekannt gewesen ist. Vor kurzem veröffentlichte der ganz unbefangene und unparteiische Gelehrte Jules Bois in der „Revue bleue" Staunen erregende Details aus Saint-Germains Prophezeiungen, geschöpft aus den Memoiren der Gräfin d'Adhémar, der intimen Freundin der Königin Marie Antoinette, die ihm von dem noch lebenden Grafen d'Adhémar, einem Nachkommen jener Gräfin, zur Verfügung gestellt wurden.

Es war zu Beginn der Regierung Louis' XVI., de Maurepas war noch Minister. Eines Sonntags war Comtesse d'Adhémar um 8 Uhr früh eben mit ihrer Toilette beschäftigt, als ihre Kammerfrau Rostand ihr meldete, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche. Die hohe Dame konnte sich nicht erklären, wer sie zu so ungewohnter Stunde sprechen wolle, doch ließ sie den Besucher eintreten. Es war der Herr v. Saint-Germain, den man längst für tot hielt und der sich als „Herr de Saint-Noël" vorstellte. Das Gespräch ging bald auf das politische Gebiet über. Saint-Germain erklärte, daß er den Verlust Louis' XV. schmerzlich empfinde, sowohl um seiner selbst als um Frankreichs willen. „Die Nation teilt aber Ihre Meinung nicht, sie betrachtet im Gegenteil die neue Regiernng für ein Glück." — „Das ist ein Irrtum; diese Regierung wird verhängnisvoll werden. Eine ungeheure Verschwörung hat sich gebildet, sie hat noch kein anerkanntes Haupt, aber sie wird bald losbrechen. Ziel ist nichts Geringeres als die Niederwerfung des Bestehenden. Es herrscht Mißstimmung in der königlichen Familie, in der

Geistlichkeit, im Adel, unter der Beamtenschaft. Aber noch ist Zeit, das Komplott zu unterdrücken, binnen kurzem wird dies unmöglich sein." — Und der Prophet bat die Freundin der Königin, ihm eine Audienz bei Ihrer Majestät zu verschaffen. Das Hoffräulein ging nach einigem Zögern zur Königin. „Ich trat ein," erzählt sie; „die Königin saß an einem reizenden Schreibtisch von Porzellan, den ihr der König verehrt hatte. Sie wandte sich gegen mich und fragte freundlich: „Was wünschen Sie?" — „Eine Bagatelle, Majestät. Ich wünsche ganz einfach, die Monarchie zu retten." Die Königin befahl ihr, sich näher zu erklären, dann sagte sie: „Das ist sonderbar. Gestern bekam ich einen Brief von einem geheimnisvollen Korrespondenten. Er benachrichtigte mich, daß ich eine wichtige Nachricht bekommen würde und daß ich sie in ernstliche Erwägung ziehen möge, wenn nicht das größte Unglück geschehen solle. Das Zusammentreffen ist sonderbar, wenn beides nicht aus derselben Quelle stammt." Ein Betrug lag deutlich zutage, aber das Frauenherz fühlt sich unwiderstehlich von dem Mysteriösen angezogen, selbst wenn es gefährlich ist. Die Königin und ihre Freundin beschlossen also, Saint-Germain nach Versailles zu berufen und ihn anzuhören. Als die Gräfin die Königin verließ, traf sie zu ihrer größten Verwunderung Saint-Germain, der draußen wartete. Am andern Tage fand die Audienz Saint-Germains in Gegenwart der Gräfin d'Adhémar statt. „Die Königin wird in ihrer Weisheit erwägen, was ich ihr anvertrauen werde," sagte der Graf mit feierlicher Stimme. „Die Partei der Enzyklopädisten wünscht ans Ruder zu kommen, sie will die Monarchie stürzen. Die Partei, welche sich ein Haupt sucht unter den Mitgliedern der königlichen Familie, hat ihre Augen auf den Herzog von Chartres geworfen. Dieser Prinz wird ein Werkzeug werden in den Händen von Männern, welche ihn opfern wollen, nachdem sie ihn hinlänglich ausgenützt haben. Frankreichs Krone wird ihm angeboten werden, — statt des Thrones wird er aber das Schafott besteigen! Doch welche Verbrechen, welche Schrecknisse werden vorher stattfinden! Die Gesetze werden nicht mehr der Schutz der Braven und der Schrecken der Bösen sein, welch letztere mit ihren blutigen Händen die Macht an sich reißen, die katholische Religion, den Adel, die Aristokratie abschaffen werden. Eine raubgierige Republik wird erstehen, wo das Beil des Henkers das Zepter sein wird." — „Denken Sie daran, was Sie sprechen und zu wem!" unterbrach da die Gräfin den Propheten. „Wahrlich, ich bin nicht gewohnt, derlei Erzählungen anzuhören," sagte Marie Antoinette unruhig. „Nur angesichts des Ernstes der Verhältnisse wage ich es, so dreist zu sprechen," erwiderte ruhig der Graf v. Saint-Germain. „Ich bin nicht gekommen, um der Königin in der Weise zu huldigen, wie sie es gewohnt ist, sondern um ihr die Gefahr zu zeigen, die dem Throne droht, wenn nicht rasch die entsprechenden Maßregeln getroffen werden." — „Sie sind sehr dreist, mein Herr!" sagte die Königin streng. — „Es ist mir leid, das Mißfallen dero Majestät zu erregen, aber ich spreche die reine Wahrheit." — „Die Wahrheit ist bisweilen sehr wenig wahrscheinlich," sagte scherzend die Königin. — „Ew. Majestät wollen mir gestatten, an Kassandra zu erinnern, die den Untergang Trojas voraussagte, ohne daß man auf sie hören wollte. Ich bin Kassandra. Frankreich ist Priamus' Königreich. Noch werden einige Jahre in Ruhe dahingehen. Aber dann werden sich in allen Ecken des Landes Männer erheben, gierig nach Rache, Macht und Geld. Sie werden die übrigen über den Haufen werfen, unterstützt

vom Pöbel und einigen hochstehenden Personen. Ein Geist des Wahnwitzes wird die Bürger ergreifen, der Bürgerkrieg wird ausbrechen mit all seinen Schrecken: Mord, Plünderung, Landesflucht. Dann wird man es beklagen, daß niemand auf mich hörte." — „Wünschen Sie mit dem König zu sprechen?" — „Ja, Ew. Majestät, aber nicht in Gegenwart Maurepas'; er ist mein Feind. Übrigens rechne ich ihn zu denjenigen, welche das Ihrige dazu beitragen, das Königreich zugrunde zu richten — nicht aus Schlechtigkeit, aber aus Unfähigkeit." Während des ganzen Gesprächs hatte der Abenteurer seinen ruhigen Stolz bewahrt. Er erklärte, so lange zur Verfügung der Majestäten bleiben zu wollen, als sie es wünschten, doch sei er nicht ihr Untertan, seine Unterwürfigkeit sei ganz freiwillig. Das Gespräch nahm nun eine pikante Wendung. Die Königin, die nicht fähig war, ein Thema längere Zeit ernstlich zu diskutieren, fragte plötzlich: „Wo sind Sie geboren?" — „In Jerusalem." — „Und wann?" — „Ew. Majestät werden mir eine kleine Schwäche verzeihen, die ich übrigens mit vielen gemeinsam habe. Ich liebe es nicht, mein Alter anzugeben, es bringt mir Unglück." — „Ich ebenfalls nicht. Der königliche Almanach enthält deshalb keine Andeutung. Adieu, mein Herr! Der Wille des Königs wird Ihnen mitgeteilt werden." —

Der Gräfin d'Adhémar erklärte sodann Saint-Germain, daß er keine vier Tage mehr in Frankreich bleiben werde, aus Furcht, in die Bastille wandern zu müssen, da der König selbstverständlich alles wieder seinem Minister Maurepas mitteilen werde. Zwei Stunden später ging bereits die Weissagung des Propheten zum Teil in Erfüllung. Die Gräfin d'Adhémar wurde zu den Majestäten berufen, und der König sagte ärgerlich zu ihr, daß der Fremde es gewagt habe, ihm so viel Unheil vorauszusagen, „wie es die vier Weltrichtungen in einem ganzen Jahrhundert nicht aufweisen könnten". Dann erklärte der König, er wolle Maurepas um Rat fragen, ob er Saint-Germain empfangen solle oder nicht. Die Begebenheiten folgten rasch aufeinander. Kaum war die Gräfin in ihr Boudoir zurückgekehrt, als es zu ihrem größten Schrecken an die Tür pochte. Gleich darauf öffneten sich die zwei Flügel, und der Graf v. Maurepas wurde ihr gemeldet. — „Der Graf v. Saint-Germain ist zurückgekehrt," sagte er. „Er will seine alten Taschenspielerkünste wieder beginnen." Und der Minister erklärte, daß er den Schlingel besser kenne als sie. Das einzige, was ihn überrasche, sei, daß der Graf wie ein Mann von zirka 40 Jahren aussehe. Man müsse ihn festnehmen lassen, um zu erfahren, aus welchen Quellen er seine beunruhigenden Nachrichten geschöpft habe, und „man müsse ihn in die Bastille stecken und ihn schön warm halten". „In diesem Augenblick", schreibt die Gräfin d'Adhémar, „wurde unsre Aufmerksamkeit auf einen Lärm vor der Tür gelenkt, die plötzlich aufging, herein trat der Graf v. Saint-Germain. Ich stieß einen Schrei aus, während Maurepas erschrocken vom Sitz aufsprang. Der Wundermann trat auf ihn zu und sagte: ‚Herr Graf v. Maurepas! Der König hat Sie aufgefordert, ihm einen guten Rat zu geben. Sie aber denken nur daran, die Macht in der Hand zu behalten, und wollen verhindern, daß ich mit dem König spreche. Sie stürzen die Monarchie ins Verderben, denn ich kann Frankreich nur eine kurze Frist geben. Ist diese vorüber, wird man mich vor Ablauf dreier Generationen nicht mehr sehen. Meine Aufklärungen dem König gegenüber würden vollständiger gewesen sein. Es ist schlimm, daß Sie sich zwischen den König und

mich gestellt haben. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben, wenn die fürchterliche Anarchie ganz Frankreich verwüsten wird. Sie selbst werden dieses Unglück nicht sehen, aber Sie werden zu denen gezählt werden, die es vorbereiteten. Erwarten Sie keine Nachsicht von der Nachwelt, Sie leichtsinniger und untauglicher Minister! Sie gehören zu denen, welche den Ruin des Reiches herbeiführen.' — Als Saint-Germain dies in einem einzigen Atemzuge gesagt hatte, ging er zur Tür, öffnete sie und verschwand. Alle Bemühungen, ihn aufzufinden, waren vergebens."

Dies war im Jahre 1788 geschehen. Indessen wurden die Angriffe auf das Königtum immer gewaltsamer. „Wir eilten von Fest zu Fest, von Vergnügen zu Vergnügen," schreibt Gräfin d'Adhémar in ihren Memoiren. Eines Tages wurde sie zur Königin gerufen. „Sieh, hier haben wir einen Brief von unsrem Unbekannten! Diesmal hat das Orakel sich in die passendste Form gekleidet. Der Brief ist nämlich in Versen abgefaßt, die zwar etwas holperig, jedenfalls aber wenig lustig sind." Und mit ihrem gewohnten Leichtsinn fügte sie hinzu: „Sie können sie lesen, wenn Sie Zeit haben. Ich habe dem Abbé von Ballivières für diesen Abend Audienz gegeben." Die Gräfin d'Adhémar schrieb sich das Gedicht ab, dessen Sinn damals noch dunkel war, jetzt aber nur zu verständlich ist. Darin sind alle Schrecken und Greueltaten der nahen Revolution vorhergesagt, sowie auch, daß die Bourbonen wieder auf den Thron gelangen werden. Die liebenswürdige Memoirenschreiberin strengte damals vergebens ihren Kopf an, den Sinn des Orakels zu enträtseln. „Wer hätte denken können," schreibt sie später, „daß der König und die Königin eines gewaltsamen Todes sterben würden! Wir konnten einen solchen hellsehenden Blick 1788 nicht haben."

Als die Royalisten 1789 proskribiert wurden, erhielt Marie Antoinette abermals einen Brief von dem geheimnisvollen Berichterstatter, worin er ihr dringend anrät, nach Wien abzureisen, um den Gefahren zu entgehen, die ihren Freunden, den Polignacs, drohen. Es hieß darin, daß „Kassandra" sich nicht geirrt habe. „Alle Polignacs und deren Freunde sind geopfert und den Verbrechern angezeigt, welche die Offiziere der Bastille und den Bürgermeister von Paris morden sollen. Der Graf von Artois wird umkommen...." Die Umgebung der Königin hatte sich noch nicht von dem Schrecken erholt, den der Inhalt dieses Briefes verursachte, als der Graf von Artois eintrat. Er konnte den größten Teil der schlimmen Nachrichten bestätigen, die der Brief des Unbekannten enthielt. — Die Gräfin d'Adhémar fand in ihrer Wohnung ein Billett vor, das kurz mit „Der Graf von Saint-Germain" unterzeichnet war. Er teilte ihr darin mit, daß die Monarchie bald zu existieren aufhören werde; daß man unrecht tat, auf ihn nicht zu hören, und daß nun alles zu spät sei. „Ich habe das Werk sehen wollen, das der Dämon Cagliostro vorbereitet hat. Es ist infernalisch. Halten Sie sich abseits! Ich werde über Sie wachen. Seien Sie klug, und Sie werden am Leben bleiben, sobald der Sturm niedergeschlagen sein wird." Nachdem er erklärt, daß er nichts tun könne für den König, die Königin und die königliche Familie, sagt er, „daß der Herzog von Orleans als Triumphator morgen durch die Stadt ziehen werde, um schließlich von dem Tarpejischen Felsen zu stürzen", und verspricht, daß er bei der 8-Uhr-Messe in der Franziskanerkirche, in der zweiten Kapelle rechts mit seiner Freundin zusammentreffen wolle. Die

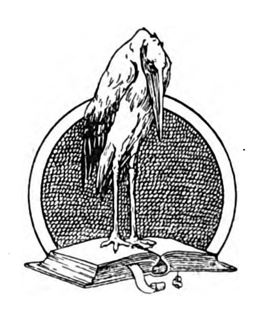
arme Gräfin war natürlich außer sich vor Schreck. Um 7½ Uhr fand sie sich in der leeren Kirche ein. Ihr Diener Laroche stand Schildwache. Kurz darauf trat ein Mann auf sie zu. „Er war es vom Fuß bis zum Kopf. Ja, mit demselben Gesicht wie 1760, während das meine vom Alter gefurcht und gezeichnet war. Ich stand erschrocken vor ihm. Er lächelte, trat näher, ergriff meine Hand und küßte sie galant. Ich war so erschrocken, daß ich es trotz der Heiligkeit des Ortes geschehen ließ." Und nun begann das wunderlichste Gespräch. Der Wundermann erklärte, daß er von China und Japan komme, ja von einer anderen Welt, „wo das, was hier vor sich geht, nichts so Seltenes sei". Er klagte darüber, daß nun die Herrschaft des Pöbels beginnen werde, und gelassen sagte er: „Madame, wer Wind säet, wird Sturm ernten. Jesus hat es im Evangelium gesagt, vielleicht nicht vor mir, aber seine Worte stehen geschrieben; meine hat man nur hören können." Gleichzeitig erklärte er, daß er nun nichts mehr vermöge, daß seine Hände gebunden seien von einem Stärkeren, als er sei. „Wollen Sie mit der Königin sprechen?" fragte die Gräfin. — „Nein, sie ist geopfert." — „Geopfert! Wozu?" — „Dem Tode!" Dann erinnerte er an Cazottes Weissagung und riet der Gräfin, der Königin zu sagen, daß dieser Tag ein schicksalsschwerer für sie sein werde. — „Das erfüllt mich mit Schrecken. Aber der Graf von Casting hat versprochen ..." — „Er wird ängstlich werden und sich verstecken." — „Aber Herr von Lafayette ..." — „Gegenwärtig ein Ballon voll Wind. Man bestimmt, was man mit ihm machen soll; entweder wird er Werkzeug oder Opfer. Um die Mittagszeit wird alles bereits entschieden sein." — „Aber was will man denn eigentlich?" — „Der Bourbonen vollständigen Untergang; man wird sie von allen Thronen stürzen, in weniger als einem Jahrhundert. Sie werden in die Reihen simpler Privatleute treten." — Und nun kommt die Prophezeiung, die, wenn sie auch etwas unbestimmt, doch die typischeste und bedeutendste von allen ist. Man könnte vermuten, daß die Gräfin d'Adhémar, als sie ihre Erinnerungen nach den fürchterlichen Begebenheiten der Revolution niederschrieb, noch so erschüttert war, daß sie, ohne zu wollen, das meiste als Enthüllungen, die der Wahrsager ihr über das kommende Drama gemacht, dargestellt habe; andrerseits weiß man, welche Rolle die geheimen Gesellschaften in der Revolutionstragödie gespielt haben. Es ist leicht möglich, daß Saint-Germain die Pläne derselben durch gute Verbindungen erfahren habe; und er würde mithin mehr Spion als Prophet gewesen sein. Aber absolut unbestreitbar ist, daß er in großen Zügen die Erschütterungen vorausgesehen, die Frankreich im 19. Jahrhundert erleiden sollte. Es scheint fast, als ob Saint-Germain mit einem Blick, der in die Zukunft drang, selbst die Skandale der dritten Republik vorausgesehen habe: Wilsons Ordensschwindel, den Panamaskandal, sowie das immer drückender werdende Budget. Denn die Gräfin d'Adhémar, die doch 1820 starb, schreibt wörtlich:

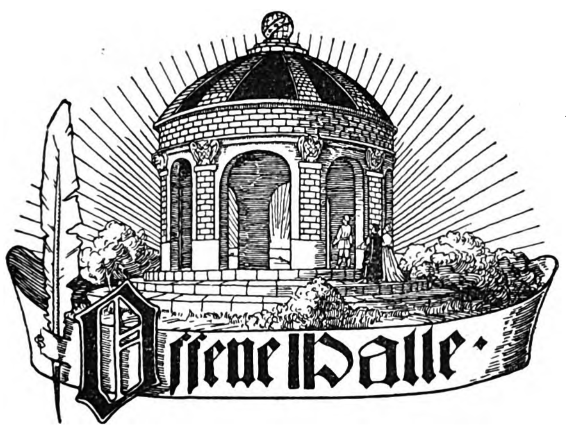
„Und Frankreich?" fragte Marie Antoinettes Vertraute, während sie noch in der Kirche war. — „Königreich, Republik, Kaisertum, ein buntscheckiger, verwirrter, hin und her geworfener, zerrissener Staat; aus den Händen tüchtiger Tyrannen wird er übergehen in die Hände Ehrgieriger ohne Tüchtigkeit; er wird geteilt, zerstückelt, zerrissen werden. Es sind keine überflüssigen Wiederholungen, mit denen ich komme; die kommenden Zeiten werden die Umwälzungen des römischen Reichs wiederbringen; der Stolz wird die Standesunterschiede ab-

schaffen, nicht aus Tugend, sondern aus Eitelkeit; durch Eitelkeit wird man wieder zu ihnen zurückkehren. Wie die Kinder mit Kreisel und Schleuder spielen, so spielen die Franzosen mit Titeln, Ehrenbezeigungen und Ordensbändern; alles wird für sie Spielzeug, selbst die Ausrüstung der Nationalgarde. Leute mit großem Appetit werden die Finanzen verschlingen. Beiläufig 50 Millionen macht gegenwärtig das Defizit aus, um dessen willen man Revolution macht. Wohlan, unter der Diktatur der Philanthropen, unter der Regierung der Rhetoriker, der schönsprechenden Phrasendrescher wird die Staatsschuld mehrere Milliarden überschreiten." — Nachdem Saint-Germain dies geweissagt, zog er sich zurück, ohne daß der treue Laroche, der an der Tür stand und ihn gut kannte, ihn mehr entdecken konnte. Die Gräfin d'Adhémar schließt ihren Bericht mit folgender sonderbaren Bemerkung: „Ich habe Saint-Germain wiedergesehen, und immer zu meinem großen Schrecken: bei der Ermordung der Königin; als der 18. Brumaire kam; am Tage nach dem Tode des Herzogs von Enghien; im Januar 1815, und am Tage vor der Ermordung des Herzogs von Berri. Ich erwarte seinen sechsten Besuch, wenn Gott will." —

Diese Memoiren, deren Echtheit nicht bestritten werden können, sagt Jules Bois, machen Saint-Germain zu einem Propheten, der in ganz anderer Weise interessant ist, als ein Cagliostro, Cazotte u. a., und doch ist er weniger bekannt als diese. Seine Prophezeiungen werfen ein interessantes Licht auf die soziale Weissagekunst. Sie sind nicht bloß das Resultat übernatürlicher Kräfte; diese scheinen dabei eine untergeordnete Rolle zu spielen. Sie bestehen hauptsächlich in einer eingehenden Kenntnis von Ursache und Wirkung. Zu der Zeit, da Saint-Germain lebte, trieben geheime Gesellschaften ihr Wesen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in ihrem Schoße die gewaltsamen und erschreckenden Ereignisse vorbereitet wurden, die der großen Menge überraschend kamen und außerhalb des menschlichen Willens zu liegen schienen. Immerhin muß man ein zu solcher Höhe entwickeltes Gefühl für den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse Prophezeiung nennen, abgesehen davon, daß hiezu etwas anderes als Logik und die allgemeinen Funktionen des Verstandes drängen.

A. Weis-Ulmenried.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Volksschule und Stilbildung.

„Verdirbt die Schule den Stil?" fragte der verstorbene Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Herman Schiller in einem Aufsatze, den die „Deutsche Revue" veröffentlichte (vgl. Türmer 1902, Heft 11), und beantwortete diese Frage mit einem energischen „Ja!" Bei seinen Ausführungen beschränkte er sich in der Hauptsache auf die Behandlung des deutschen Aufsatzes und den Einfluß des fremdsprachlichen Unterrichts auf den Ausdruck und die Satzbildung in der deutschen Sprache.

Sowohl aus seiner Fragestellung als auch aus seinen Bemerkungen über den Einfluß der genannten Unterrichtsgegenstände auf den Stil scheint hervorzugehen, als meinte er, daß durch die Schule der Stil verdorben würde, den die Kinder in die Schule mitbringen oder sich in einem gewissen Alter in der Schule angeeignet haben; denn verdorben kann doch nur etwas werden, was schon vorhanden ist.

Ich bin nun allerdings auch der Ansicht, daß beim fremdsprachlichen Unterrichte und beim deutschen Aufsatze in den höheren Schulen vieles nicht so ist, wie es sein sollte. Der Grund für den schlechten Stil der Schüler liegt meines Erachtens aber viel tiefer.

Auch in der Volksschule hört man immer wieder Klagen über schlechten Stil. Für sie wenigstens müssen doch wohl andere Gründe der Stilverderbnis vorliegen. — Sollten sie nicht bei allen Schülern — ob in höheren, ob in Volksschulen — dieselben sein?

Ich behaupte: Die Schule verdirbt den Stil nicht, sie bringt vielmehr den Kindern von vornherein einen schechten Stil bei.

Es ist doch kaum anzunehmen, daß es dem Kinde unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten sollte, ein vernünftiges Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Jedes Kind drückt sich doch erfahrungsgemäß so aus, wie es seine Umgebung sprechen hört. Jedes Schulkind müßte dann aber auch dahin zu bringen sein, so zu sprechen, wie es seinen Lehrer sprechen hört.

Aber hier ist eben ein wunder Punkt in unserem ganzen Schulbetriebe.

Es liegt mir selbstverständlich fern zu behaupten, die Lehrer sprächen ein schlechtes Deutsch und gäben dadurch den Kindern ein schlechtes Beispiel. Im Gegenteil! Kein Stand drückt sich gewöhnlich so gewählt aus und achtet auch in der gewöhnlichen Umgangssprache so genau auf korrekten Ausdruck und präzise Satzbildung wie der Lehrerstand. Wer Gelegenheit hat, häufig in Lehrerkreisen zu verkehren, wird wissen, daß mancher in dieser Hinsicht des Guten fast zu viel tut und eine Binsenwahrheit oft mit so gewählten und klingenden Ausdrücken ausspricht, als wäre jedes Wort ein Goldkörnlein. Das soll aber beileibe kein Tadel sein. Auf manchen mag eine solche Ausdrucksweise ja etwas komisch wirken, und doch möchte ich wünschen, jeder gewöhnte sich daran, jedes Wort, das er sprechen will, erst einmal daraufhin zu prüfen, wie es im Zusammenhange wohl klinge; — schaden würde es seinem Stile gewiß nicht.

Die schlechten Leistungen der Schüler können keineswegs darauf zurückgeführt werden, daß die Lehrer zu wenig Gewandtheit haben sollten, sich einer korrekten Ausdrucksweise oder eines guten Stils zu befleißigen. — Und doch kann die unbeholfene Sprache der Schulkinder nur auf die Sprache des Lehrers in der Schule zurückgeführt werden.

Was die Kinder im Laufe des Tages außerhalb der Schulzeit an zusammenhängenden, logisch geordneten deutschen Sätzen hören, ist doch, verglichen mit der intensiven Beschäftigung, die der Lehrer ihnen angedeihen lassen muß, verschwindend wenig. Wenn nun auch widrige Umstände, z. B. Verkehr der Kinder mit schlecht sprechenden Personen, den Bestrebungen des Lehrers entgegenarbeiten, — allzu groß ist dieser Einfluß gewöhnlich nicht, wenigstens nicht so groß, daß er durch den Unterricht nicht überwunden werden könnte. Es bleibt dabei, daß der Stil der Kinder in der Schule gebildet wird.

Um es nun aber gleich zu sagen: Was das Kind in der Schule hört, das Schuldeutsch, das ihm täglich und stündlich in den Ohren klingt, ist wahrhaftig nicht so beschaffen, daß es die Bildung des deutschen Stils beim Kinde günstig beeinflussen könnte.

Das bringt der Stoff und die Methode des Unterrichts mit sich.

Zunächst der Stoff. —

Professor Dr. Schiller hatte bei seinen Ausführungen immer die höhere Schule im Auge. Ich will mich im folgenden ganz auf die Volksschule beschränken, — auf die Volksschule, wie sie tatsächlich an vielen Orten ist, nicht wie sie sein sollte und könnte.

Was da einer ordentlichen Durchbildung im Deutschen, namentlich der allmählichen Entwicklung eines guten deutschen Stils hemmend in den Weg tritt, ist vor allem der Stoff des Religionsunterrichts.

Ich sehe, während ich dieses schreibe, schon voraus, wie manche Stirnen beim Lesen dieser Zeilen sich kraus ziehen.

„Wie in aller Welt kann denn der Religionsunterricht berechtigten und höchst wichtigen Bestrebungen der Schule hemmend entgegentreten? Er ist doch die Grundlage, auf der unsere ganze Volksschule beruht; — diese ist doch eine christliche Volksschule; — der Verfasser ist natürlich voreingenommen; — er gehört mit zu dem großen Haufen derer, die in ihrem Hasse gegen die geistliche

Schulaufsicht das Kind mit dem Bade ausschütten; — er ist einer von denen, die die Religion überhaupt aus der Schule herauswerfen möchten!" —

Nur gemach, meine Herren! Sie irren sich, und das gründlich! — Ich denke gar nicht daran, in betreff des Religionsunterrichts und der Schulaufsicht hier grundstürzende Neuerungen zu fordern. Ich stehe auch auf dem Standpunkte, daß der Religionsunterricht die Grundlage unserer Volksschule ist und bleiben soll. Aber nicht der Religionsunterricht, wie er heutzutage leider vielerorts gegeben wird; der wirkt — das habe ich gesagt und dabei bleibe ich — geradezu vernichtend auf die Bestrebungen, den Kindern einen guten deutschen Stil beizubringen.

Sehen wir uns zunächst einmal den Unterricht in der biblischen Geschichte an. Vor mir liegt die in Volksschulen vielgebrauchte „Biblische Geschichte" von Zahn. Ich will nicht lange suchen, sondern gleich mit Nr. 1 auf Seite 1 beginnen:

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer; und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht" und so weiter!

Da haben wir gleich ein halbes Dutzend Hauptsätze in Reih und Glied nebeneinander stehen; und wenn ich die Geduld gehabt hätte, weiter abzuschreiben, so wäre vielleicht ein halbes oder ganzes Schock daraus geworden. Alle Hauptsätze sind miteinander gleichmäßig durch „und" verbunden. Guten deutschen Stil wird das wohl so leicht niemand nennen. Nebensätze in logischer Verknüpfung mit dem Hauptsatze kennt das Alte Testament in seinem historischen Teile — und der kommt ja für die Schule fast ausschließlich in Betracht — kaum.

Viele Jahre hindurch bekommt das Kind dieses Deutsch, das keins ist, zu hören. Der Lehrer hat möglichst mit den Worten der Bibel die Geschichte vorzutragen — so ist es vorgeschrieben. Wem das bedenklich vorkommt, und wer deshalb an dem Texte Änderungen vornimmt, der sehe sich nur vor, daß niemand etwas davon erfährt, sonst möchte ein Schulinspektor sich genötigt sehen, rektifizierend einzugreifen.

Mir ist's einmal so ergangen. — Ich hatte die Beobachtung gemacht, daß es selbst begabten Kindern unendlich schwer wurde, in zusammenhängender Rede über- und untergeordnete Sätze richtig zu verbinden. Deshalb achtete ich bei der Ausarbeitung meiner Lektionen vor allem darauf, im Vortrage den Kindern nur stilistisch einwandsfreie Sätze darzubieten. Natürlich konnte ich nun auch die biblischen Geschichten nicht so vortragen, wie sie in dem behördlich genehmigten Lehrbuche gedruckt waren. Ich modelte sie also um, ohne an Sinn und Inhalt das Geringste zu verändern. Bei einer gelegentlichen Inspektion bekam ich aber zu hören, eine solche Neuerung sei zwecklos und könne nicht gebilligt werden, man habe sich möglichst genau an den Wortlaut der Bibel zu halten; das sei doch selbstverständlich; das verlange schon der Respekt vor dem Worte Gottes. Das vermochte ich nun allerdings nicht einzusehen, daß eine möglichst gute Übersetzung der Bibel eine Respektlosigkeit sei — aber darin mußte ich dem Herrn Vorgesetzten doch recht geben: meine Arbeit hatte keinen Zweck. Was ich damit erreichen wollte, erreichte ich doch nicht. —

Die Kinder müssen die biblische Geschichte wieder erzählen können. In der Unterrichtsstunde kann man nur die Begabtesten so weit bringen, daß sie das Gehörte in der gewünschten Form wiedergeben. Aber dauernder Besitz ist es auch für sie damit noch lange nicht geworden. Die Geschichte muß zu Hause memoriert werden. Das kann nur an der Hand des Lehrbuches geschehen, und bei der Wiederholung sprechen alle Kinder wieder die Spache Kanaans, Hauptsatz reiht sich an Hauptsatz, und das geliebte „Und" ist wieder in seine vollen Rechte eingesetzt.

Nun ist aber der bei weitem größte Teil des Memorierstoffes der Schule religiöser Stoff. — Jawohl! Memorierstoff! — Zwar verlangt niemand ein wörtliches Auswendiglernen der biblischen Geschichten, aber den meisten Kindern bleibt tatsächlich weiter nichts übrig, als sie Wort für Wort sich einzuprägen, wenn sie sie fließend wiedergeben wollen. Fast kein Kind hat so viel Vertrauen zu seiner sprachlichen Gewandtheit, daß es wagte, eine Geschichte mit eigenen Worten und eigener Satzbildung wiederzugeben.

Welchen Einfluß nun diese hebräischen Satzkonstruktionen auf das Stilgefühl des Kindes haben müssen, kann man leicht ermessen, wenn man bedenkt, wie verschwindend wenig stilistisch gute Stoffe memoriert werden. Die Stücke aus dem Lesebuch, welche die Kinder auswendig zu lernen haben, werden durch den religiösen — noch dazu Jahr für Jahr wiederholten — Stoff einfach erdrückt.

„Zweimal 52 biblische Geschichten" im altertümlichsten Bibeldeutsch, das ist doch das mindeste, was ein Konfirmand aus der Volksschule wie am Schnürchen hersagt. —

Da höre ich aber schon wieder den Einwand: „Das ist aber doch eine gewaltige Übertreibung. Einmal gilt das Gesagte doch höchstens für die Geschichten aus dem Alten Testament, und dann wird doch wohl auch der Einfluß der übrigen Disziplinen auf die Stilbildung zu sehr unterschätzt."

Zum ersten: Der Stil der biblischen Geschichten des Neuen Testaments ist ziemlich derselbe wie im Alten Testamente. Die Schriftsteller des Neuen Testaments wurzeln mit ihrem Stile, wie es auch bei geborenen Hebräern nicht anders zu erwarten ist, im Hebräischen. Ihr Griechisch ist oft genau so konstruiert wie ein hebräischer Text, und die hergebrachte Übersetzung ist dementsprechend.

Ich will wieder ohne Wahl ein Stück herausgreifen und zwar dasjenige, welches ich heute früh in der Oberklasse meiner Schule behandelt habe. Da heißt es in der Geschichte von der Heilung des Taubstummen: „Und er nahm ihn von dem Volke besonders, und legte ihm die Finger in die Ohren, und spützete und rührete seine Zunge, und sahe auf gen Himmel, seufzete und sprach zu ihm: —" Das dürfte genügen. Das halbe Dutzend „und" zwischen den Hauptsätzen ist wohl vollzählig. —

Aber es gibt doch auch zahlreiche Bücher im Neuen Testament, die in gutem Griechisch geschrieben sind! Gewiß, — aber ein guter Urtext ist doch noch keine Gewähr für eine stilistisch gute deutsche Übersetzung; und abgesehen davon sind dieses zumeist Stücke lehrhaften Inhalts, die nicht zu den biblischen Geschichten zählen. —

Zweitens: Wird der ungünstige Einfluß, den der Stoff des Religionsunterrichts auf die Stilbildung ausübt, denn nicht durch die anderen Unterrichts-

gegenstände paralysiert? — Schlimm genug, daß man überhaupt diese Frage stellen muß! Die Schule dürfte doch nichts den Kindern beibringen, was wieder paralysiert werden müßte! — Schlimmer aber ist es, daß man die Frage nicht einmal bejahen kann. Wenn es geschähe, so wäre wenigstens das schädigende Moment ausgeschaltet; gewonnen wäre damit aber noch nichts für die Weiterbildung des Stils. Nach meiner Erfahrung jedoch überwiegt der schlimme Einfluß. Das kann auch nicht befremdlich erscheinen, wenn man sich den Stundenplan einer Volksschule vergegenwärtigt: 2 Stunden Biblische Geschichte, 2 Stunden Katechismus, 1 Stunde Bibellesen, 1 Stunde Perikopen wöchentlich; dazu kommen dann für die Oberstufe oft noch 2 Bibel- oder Betstunden und 3—4 Konfirmandenstunden. Rechnet man noch die Katechese am Sonntagnachmittag hinzu, so ergeben sich für die Oberstufe unter Umständen 12—13 Religionsstunden für die Woche; das ist bei durchschnittlich 30 Schulstunden (so viel sind es aber längst nicht überall) doch ein außerordentlich hoher Prozentsatz. Nimmt man dann noch dazu, was schon oben angeführt wurde, daß in allen übrigen Unterrichtsgegenständen zusammen bei weitem nicht so viel memoriert wird, wie im Religionsunterricht; daß der Stoff der Religionsstunden immer von neuem wiederholt und auf diese Weise fest eingeprägt wird, — fester als es bei allen anderen Unterrichtsgegenständen, denen die stereotype Form fehlt, möglich ist, so wird man auch leicht den Einfluß des Bibeldeutsch auf den deutschen Stil der Kinder zu würdigen wissen und sich obige Frage selbst beantworten können. — —

Bis jetzt war fast nur die Rede von dem Unterricht in biblischer Geschichte. Wie steht es nun mit dem übrigen Religionsunterrichte hinsichtlich seiner Einwirkung auf den deutschen Stil?

Von der Bibellese- und Perikopenstunde gilt selbstverständlich dasselbe, wie von dem Unterrichte in der biblischen Geschichte, wenngleich zugegeben werden soll, daß hier die Einwirkung keine so nachhaltige ist, da das Memorieren wegfällt. Der Katechismusunterricht ist aber so eng mit der biblischen Geschichte verknüpft, daß man sich von ihm von vornherein keine große Ausbeute von guter Einwirkung auf die Bildung eines guten Stils verspricht. — Von biblischen Geschichten ist auszugehen; biblische Geschichten sind als Beispiele heranzuziehen; — was demnach im Zusammenhange den Kindern vorgetragen wird, ist wieder stilistisch bedenklich. — Und die fünf Hauptstücke! Die vielen Sprüche! — Daß Luthers Deutsch mustergültig für die Stilbildung wäre, wird doch niemand behaupten wollen. Gewiß, es ist ein kerniges Deutsch, eine Sprache so volltönend und klingend, so wuchtig und derb zugreifend, daß jeder, dem nicht alles Sprachgefühl abgeht, seine helle Freude an ihr haben muß. Aber es ist eine Sprache, die vor Jahrhunderten gesprochen wurde, — und der Lehrer hat seinen Schülern einen Stil beizubringen, wie er heutzutage gebräuchlich ist. Die deutsche Sprache und der deutsche Stil haben sich in den letzten vier Jahrhunderten nicht unwesentlich geändert. Als Musterbeispiele für modernen deutschen Stil dürfte Luthers Deutsch demnach wohl nicht zu gebrauchen sein. Aber man kann doch den Kindern die altertümlichen, ihnen unverständlichen Ausdrücke erklären, antiquierte oder gar aus dem Griechischen übernommene Satzkonstruktionen ihnen begreiflich machen! — Gewiß, das geschieht auch und ist unumgänglich nötig. Aber hat das vielleicht Einfluß auf die Bildung eines guten Stils? Was wird denn durch diese Erläuterungen, die so viel Zeit und

Mühe erfordern, erreicht? Im günstigsten Falle doch nur, daß die Kinder Luthers Deutsch verstehen; — aber weiter auch nichts, denn memoriert wird der Luthersche Text, eingeprägt werden die altertümlichen Satzkonstruktionen, die für den deutschen Stil eben nicht mehr mustergültig sind.

Im allergünstigsten Falle bringt das keinen Nachteil für den Stil der Kinder mit sich, denn ein Durchschnittsschüler (ich spreche immer von der Volksschule) bringt es nie und nimmer fertig, eine Luthersche Satzbildung nachzuahmen; aber gewöhnlich wird die Folge sein, daß die Schüler in ihrem Sprachgefühl verwirrt werden; denn größere stilistische Gegensätze als die Schöpfungsgeschichte und beispielsweise der Spruch, der gleichzeitig zu behandeln ist und wohl in alle Spruchsammlungen aufgenommen ist: „Daß man weiß, daß Gott sei, ist den Menschen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes sichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt" — größere stilistische Gegensätze sind doch wohl kaum denkbar.

Ich betone es noch einmal: dieser religiöse Memorierstoff ist größer, bei weitem größer als der Memorierstoff in allen anderen Unterrichtsgegenständen zusammengenommen. Nichts aber wirkt so auf den Stil ein, als zusammenhängende Stücke, die wörtlich auswendig gelernt, die sozusagen dem Menschen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Achtet nur einmal auf den Stil eurer Kinder; ihr werdet erschrecken über ihre Unbeholfenheit. Die Schuld aber liegt meines Erachtens zu einem großen Teile an dem religiösen Memorierstoffe der Schule. —

Was folgt daraus? Sollen die Kinder nicht einmal mehr die fünf Hauptstücke lernen? Sollen die Kernsprüche der Christenheit gestrichen werden, weil sie stilistisch beanstandet werden müssen? Soll man die herrlichen biblischen Geschichten streichen? Soll man den Religionsunterricht auf ein Minimum beschränken? — Nichts von alledem! Ich maße mir überhaupt kein Urteil an, wie viel Religionsstunden gegeben werden müssen, um die Jugend im Christentum fest zu gründen. Ich möchte gar nicht entscheiden, wie viel an Sprüchen und sonstigen religiösen Stücken memoriert werden muß, um dem jungen Christen ein ausreichendes Verständnis seiner Religion zu ermöglichen oder um ihm einen wertvollen religiösen Fonds für sein Leben, namentlich für die Zeit der Anfechtung, mitzugeben. Meine unmaßgebliche Ansicht ist allerdings, daß noch viel zu viel memoriert wird, und daß die Einwirkung auf das Gemüt, auf das religiöse Empfinden bedenklich unter der Fülle des Stoffes und den häufigen Wiederholungen leidet. — Doch das nebenbei! —

Aber im Interesse der Schule muß gefordert werden, daß man den Stoff nach der stilistischen Seite einmal gründlich revidiert. Das ist allerdings keine neue Forderung, sie ist schon unzählige Male seitens der Schule gestellt worden, aber leider ist bis jetzt meist alles beim alten geblieben.

Wir haben wohl religiöse Schulbücher, die nach diesem Grundsatze bearbeitet sind, — ich erinnere nur an die Biblischen Geschichten des Hannoverschen Lehrervereins und den Katechismustext des Dr. theol. Ebeling, — aber sie bleiben auf halbem Wege stehen und lehnen sich noch allzusehr an das Althergebrachte an.

Wir sind doch sonst stets bereit, mit der Zeit fortzuschreiten. Weshalb

muß denn im Religionsunterricht allein das bestehen bleiben, was vor Jahrhunderten einmal mustergültig war, es heute aber nicht mehr ist? Wohlgemerkt! Ich spreche nur vom Stile, nicht vom Inhalte! — Glaubt man denn, die Religion würde Schaden erleiden, wenn man sie in eine Sprache kleidete, die der moderne Mensch sofort versteht? —

Wenn die Schule bessere Erfolge im deutschen Stile erreichen will, so muß sie auf dieser ihrer Forderung bestehen. Ein Memorierstoff, wie er jetzt im Religionsunterrichte vorliegt, ist der Tod jeder Stilbildung. — — —

Und nun noch kurz etwas aus der Methode des Unterrichts.

Was hört das Kind aus dem Munde des Lehrers? Zumeist Fragesätze. Ich will nun einmal annehmen, die Fragestellung sei stilistisch stets einwandsfrei, was durchaus nicht immer der Fall ist. Also es wird richtig gefragt. Wie soll nun eine richtige Frage aussehen? Sie soll möglichst kurz sein und — wenn irgend angängig — mit einem Frageworte beginnen. So zu lesen in jedem Lehrbuche der Methodik. Von einem Seminardirektor hörte ich einmal die Regel aussprechen: „Die besten Fragen sind die, welche mit einem W anfangen und nicht über 4—5 Worte lang sind.“ — Das mag in der Theorie recht gut klingen, aber wohin führt das oft in der Praxis? Die Kinder hören kurze, abgerissene Fragesätze. Sie entnehmen ihnen für ihre Antwort die nötigen Vokabeln, und wenn sie mit dem Stoffe vertraut sind, oder wenn der Lehrer einigermaßen geschickt fragt, so folgt Frage und Antwort Schlag auf Schlag. Statt des Fragewortes „mit W“ wird das richtige, für die Antwort nötige Wort eingesetzt, weitere Ausdrücke braucht das Kind nicht zu suchen, sie sind ihm in der Frage gegeben, und so folgt auf eine kurze Frage eine kurze Antwort, die fast denselben Wortlaut hat, — d. h. wenn der Lehrer darauf achtet, daß in vollständigen Sätzen geantwortet wird.

Wohl eine halbe Stunde lang und, wenn besondere Wiederholungsstunden angesetzt werden, wohl noch länger hört und spricht das Kind nichts als kurze Hauptsätze, die ohne grammatische Verbindung nebeneinander stehen; gleichförmig, langweilig wie eine Kompanie preußischer Soldaten. Eine zusammenfassende Wiederholung der Antworten seitens des Lehrers ist nach den Regeln der Methodik verpönt; — will man sich da wundern, wenn das Kind sich daran gewöhnt, nur in kurzen Hauptsätzen zu denken und zu sprechen?

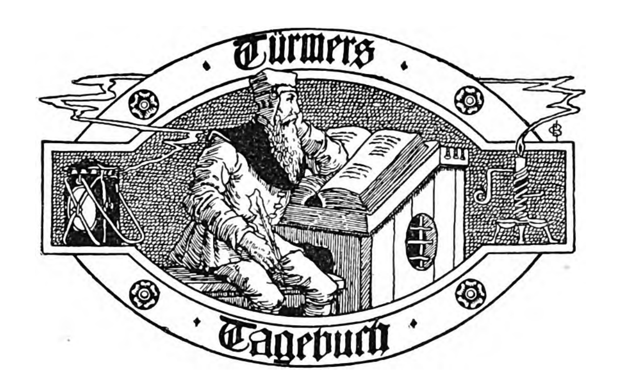
Wer in der Oberstufe einer Volksschule Unterricht im deutschen Aufsatze zu geben hat, wird ein Lied davon singen können. Die Kinder sollen auf dieser Stufe imstande sein, einen gegebenen Stoff mit eigenen Worten schriftlich wiederzugeben. Der Stoff wird ihnen vom Lehrer in irgend einer Form dargeboten, sie haben ihn dann im Aufsatze — aber in anderer Form — zu reproduzieren; oder der Stoff ist ihnen aus der Erfahrung oder aus eigener Anschauung bekannt, und die Arbeit der Schüler ist dann in gewissem Sinne produktiv. Gegen beide Arten von Aufsätzen dürfte kaum etwas einzuwenden sein. Aber was bekommt der Lehrer gewöhnlich zu lesen? Welchen Stil schreiben die meisten Kinder? — Nun natürlich doch den, der ihnen durch Stoff und Methode des Unterrichts in Fleisch und Blut übergegangen ist. Hauptsatz wird an Hauptsatz gereiht, die Satzverbindung durch Bindewörter ist so einförmig wie nur irgend möglich; über „und — da — dann — als“ kommt der Durch-

schnittsschüler vorerst nicht hinaus. Zwar lernen die Schüler der Oberklasse in besonderen Stunden Hauptsatz und Nebensatz, Satzverbindung und Satzgefüge, die Periode und dergleichen kennen; die Übungsbeispiele werden eingeprägt; es geht alles wie am Schnürchen; — aber anzufangen wissen die Kinder mit ihrer neu erworbenen Weisheit meist nichts. Das Denken in unverbundenen oder doch nur mit „und, als und dann" verbundenen Hauptsätzen läßt sich nicht auf Kommando wieder über Bord werfen; der Stil ist durch Stoff und Methode von vornherein ungünstig beeinflußt; — und nun wundert man sich über die Folgen, über den schlechten Stil der Kinder, — als ob er nicht das Natürlichste von der Welt wäre!

Was folgt daraus? — Der Lehrer soll die peinlichste Sorgfalt auf seinen Vortrag und seine Fragestellung verwenden. Er soll, wenn es möglich ist, seine Fragen so einrichten, daß die Kinder gezwungen sind, mit eigenen Worten in einem guten Satzgefüge zu antworten. Stilistisch richtige Fragen und Antworten geben noch längst nicht die Gewähr, daß die Kinder sich in der Schule einen guten Stil aneignen. Antworten in kurzen Hauptsätzen mögen oft nicht zu vermeiden sein, sie mögen auch oft volle Berechtigung haben; aber wenn nicht immer wieder die gegebenen Antworten, etwa die letzten drei bis vier, in einem stilistisch guten Satzgefüge von den Kindern wiederholt werden, so nützen alle Antworten, — mögen sie noch so korrekt sein, — für die Stilbildung nichts. —

Das sind nur wenige Punkte; die ich hier herausgegriffen habe; meines Erachtens aber wesentliche. — Ob ich mit meinen Ausstellungen etwas erreichen werde? — Das glaube ich selbst nicht. Ich will zufrieden sein, wenn der eine oder der andere durch diese Zeilen angeregt wird, einmal selbst darüber nachzudenken, wie und wo man zuerst die bessernde Hand anzulegen hat, um in der Volksschule den Kindern einen besseren deutschen Stil beizubringen. **Br.**





„Simplizissimus-Stimmung.“

Ein Mittel gibt es, ein probates, mit den Schäden und Mißständen in Staat und Gesellschaft kurzerhand fertig zu werden. Man stelle sich einfach auf den Standpunkt: „Mein Name ist Haase, ich weiß von nichts.“ Dann ist man über alle Sorgen und Mühen erhaben, und wenn man sonst das nötige Kleingeld, gesunden Schlaf und Appetit hat, kann's einem in dieser besten aller Welten nicht fehlen.

Darf man sich angesichts der Einfachheit und Bequemlichkeit des Rezepts verwundern, daß glücklich veranlagte Naturen das bewährte Mittel auch gegen die Übel und Gebrechen unserer Tage sich und anderen verordnen? Zwar ist schon mancher behagliche und behäbige Bürgersmann durch die Zeitläufte unsanft aus seiner genügsamen Selbstzufriedenheit und Sicherheit aufgerüttelt worden, und manches biedere staatserhaltende Blatt, das bis vor kurzem noch der erhaben-heiteren Lebensphilosophie Haase's huldigte, besinnt sich heute darauf, daß es am Ende doch „von was wisse“. Aber so sonderbar das weniger Glücklichen erscheinen mag: es gibt auch heute noch welche, die von keinen Skrupeln noch Zweifeln geplagt werden. Haase ist ihr Name, sie wissen von nichts.

Alle die zu empörenden Schandtaten sich auswachsenden Mißstände, von denen die unabhängigeren Blätter Tag um Tag zu berichten wissen, all diese Übel und Schäden sind eitel böswillige Erfindung und Lüge, Ausgeburten einer sensationslüsternen Hetzpresse und wahrscheinlich Erzeugnisse besonderer Lügenfabriken, die der Presse täglich den eigens erlogenen Stoff liefern. Dies die Überzeugung der „Kreuzzeitung“, wenn anders man die Gründe, die sie für das Anwachsen einer gewissen „Simplizissimus-Stimmung“ angibt, noch ernst nehmen will. Und das verlangt doch das Blatt — jedenfalls von seinen Lesern. Von der Simplizissimuskrankheit seien nicht nur die demokratischen Parteien und Zeitungen angesteckt, sondern — o weh! — „bis tief in unsere Reihen hinein“ sei sie vorgedrungen. Und woher das Unerhörte, Unglaubliche?

„Es gibt nur noch wenige Zeitungen, die ihren Lesern nicht jeden Tag irgend ein Skandälchen mitteilen, ja es scheint, daß es besondere Nachrichtenfabriken gibt, die der Presse täglich etwas liefern, was der Leser mit einem: ‚Sollte man es für möglich halten!‘ oder: ‚Na ja, da sieht man's ja wieder!‘ aufnehmen kann. Weitaus die meisten dieser Histörchen sind nämlich freie Erfindung. Aber diese Erfindung ist so geschickt, daß der Teufel neidisch darüber werden könnte. Vergeblich sucht man dagegen in unserer Presse nach einem freien, lobenden Worte für freie, gute Taten! Gibt es denn niemand mehr im Staate und im öffentlichen Leben, der Begeisterung wecken kann, oder sind wir so versimplizissimust, daß wir alles im Zerrspiegel der Karikatur sehen?“

Dreist und gottesfürchtig werden hier Behauptungen aufgestellt, die jeder Publizist, der sich auch nur ein halbes Jahr in seinem Handwerk umgetan hat, sofort als tatsächliche und erweisliche Unwahrheiten erkennen müßte. Wenn das Blatt die Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit in den meisten Fällen es leugnet, regelmäßig liest — und das muß es schon von Berufs wegen, es könnte und dürfte ja auch sonst nicht darüber urteilen —, so muß es wissen, daß das Gegenteil seiner Behauptungen wahr ist, daß nicht etwa „die meisten“ der berichteten beklagenswerten Tatsachen und Erscheinungen auf „Erfindung“ beruhen, sondern daß im Gegenteil nur ganz ausnahmsweise die eine oder andere Nachricht von irgend einer Seite berichtigt oder widerlegt wird, fast alle anderen aber in ihrer erschreckenden Masse bestehen bleiben. Das liegt schon in dem Charakter und der Herkunft dieser Mitteilungen begründet, denn als die angeblichen „Nachrichtenfabriken“, von denen der Verfasser fabelt, stellen sich — wie die „Kreuzzeitung“ wissen müßte — in den allermeisten Fällen die militärischen und bürgerlichen Gerichte heraus, aus deren Verhandlungen und Urteilen der amtlich festgestellte und protokollierte Tatbestand der weiteren Öffentlichkeit vermittelt wird. So sehen in Wahrheit die „Nachrichtenfabriken“ der „Kreuzzeitung“ aus!

Es heißt die Naivität der deutschen Publizistik und die — Harmlosigkeit der Leser gar hoch einschätzen, wenn man ihnen zumuten will, zu glauben, irgend ein zurechnungsfähiger Zeitungsmann werde dergleichen, privilegierte Personen und Körperschaften auf das schwerste belastende Nachrichten ohne zwingendes Beweismaterial veröffentlichen. Er weiß nur zu gut, was ihm bevorstünde: körperlicher, geistiger und materieller Ruin in langfristigem, hartem Kerker. Selbst wenn er von der Wahrheit der Sache fest überzeugt ist und auch Gründe dafür hat, wird er sich schwerlich entschließen, sie ohne geradezu flagrante Beweise der Öffentlichkeit preiszugeben, denn die Wahrheit vor Gott ist nicht immer die Wahrheit vor Gericht, und es kommt manchmal anders, als ein beschränkter Untertanenverstand mit seinen hausbackenen Begriffen von Recht und Unrecht annimmt. An Exempeln fehlt es ja leider nicht. —

Daß eine gewisse Simplizissimus-Stimmung um sich gegriffen hat und

immer weiter um sich greift, hat leider seine Richtigkeit. Aber man muß schon mit Blindheit geschlagen sein oder mit Absicht den Kopf in den Sand stecken, um die klar zutage liegenden wirklichen Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung nicht zu sehen. Es ist doch eine alte psychologische Erfahrung, daß Verdrossenheit und Unzufriedenheit, die sich nicht durch Taten Luft machen können, gern in Spott und Satire eine gewisse Befreiung von ihrem Drucke suchen. Es bleibt denen, die mit gebundenen Händen und ohne rechte Aussicht auf eine ernstliche Wendung zum Besseren fort und fort den Unverstand und die Verkehrtheit gewisser Zustände über sich ergehen lassen müssen, schließlich nichts übrig als das — Lachen, sei es nun das bissige des Hohnes und der Verachtung, oder das edlere, in Tränen leuchtende des Humors. Dieser gedrückten Stimmung kommen nun die Blätter vom Schlage des Simplizissimus entgegen, ihr schaffen sie Luft, indem sie durch Übertreibung vorhandener und drückend empfundener Torheiten und Schäden deren Lächerlichkeit und absurde Unvernunft in ein so grelles Licht rücken, daß man sie förmlich mit Händen greifen kann. Und das hat für Viele immerhin etwas Befreiendes, um nicht zu sagen: Erlösendes. Die Simplizissimus-Stimmung ist der Niederschlag des bürgerlichen Oppositionsgeistes. Er kommt aus der Stimmung nicht heraus und läßt sich in den meisten Fällen am Spott und der Satire genügen, indes die Opposition des „Proletariats" in sozialdemokratische Propaganda und Wahlstimmen sich umsetzt. Daß die Sozialdemokratie auch zahlreiche Stimmen der bürgerlichen Simplizissimus-Stimmung verdankt, brauche ich hier wohl nur zu erwähnen.

Aber wir werden, wenn gewisse Zustände sich ungestört weiter entwickeln sollten, bald der Witzblätter und Karikaturen entraten können. Schon heute macht ihnen die — Wirklichkeit erbitterte Konkurrenz, ja sie übertrumpft sie zuweilen. Es geschehen eine Menge Dinge und treten eine Menge Erscheinungen zutage, von denen man, wenn sie sich nicht eben als Tatsachen legitimierten, unbedingt annehmen müßte, daß sie aus einem Witzblatte geschnitten seien. Die Leser werden sich vielleicht noch mancher solcher Fälle aus dem Tagebuche entsinnen. Jetzt werden nun in Berliner Blättern zwei Geschichten erzählt, von denen man wohl das gleiche behaupten kann:

„Als Finanzminister von Miquel sein Amt als Minister angetreten hatte, äußerte die Frau eines seiner damaligen Amtsgenossen unter Bezugnahme auf den Besuch, den der Neuernannte und seine Familie ihrem Gatten und ihr abgestattet hatten, gewissermaßen öffentlich, ‚so etwas' — die Familie Miquel — ‚empfange man wohl, aber man verkehre nicht damit'. Der Vorgang ist authentisch; er gab für Miquel den Vorgeschmack der Schwierigkeiten, mit denen er seine Ministerjahre vom ersten bis zum letzten Tage hindurch als Roturier zu kämpfen hatte. Oft genug hat er im vertrauten Kreise bittere Klage hierüber geführt.

„Nicht weniger authentisch ist folgende Historie, die gleichfalls etliche Jahre zurück liegt. Irgendwohin in der rechts von Berlin gelegenen Hälfte

der Monarchie — der rechten Hälfte Preußens — war ein neuer Divisionär gekommen, der bis dahin im Kriegsministerium tätig gewesen war. Der Ruf großer Tüchtigkeit ging ihm voraus. Die Division hatte ihren Sitz an demselben Platz, an dem auch das Generalkommando residierte. Zum Unglück für die militärische Zukunft des neu ernannten Generalleutnants wirkte neben dem Kommandierenden und ihm noch eine dritte Persönlichkeit am selben Ort, die zwar keinerlei militärischen Charakter hatte, deren bloßes Vorhandensein aber, soweit sich die Ursache von Personalveränderungen in der Armee ergründen läßt, hinreichte, den Divisionär zu Falle zu bringen. Diese Persönlichkeit war — der Bruder des Herrn Generalleutnants, Volksschullehrer seines Zeichens, ein sehr tüchtiger Volksschullehrer, aber doch nur eben ein Lehrer. Der Herr Generalleutnant beging die Unvorsichtigkeit, den Bruder weder zu verleugnen, noch zu schneiden. Das führte dazu, daß er selber geschnitten wurde, und zwar gründlichst. Denn bald nachdem der Herr Divisionär auf der Bildfläche erschienen war, erklärte Ihre Exzellenz die Frau kommandierende Generalin — eine freie Friesin, die Tochter eines oldenburgischen Würdenträgers — in einer maßgebenden Damengesellschaft, es sei unglaublich, welche Schwupper sich das Militärkabinett neuerdings leiste; Dinge, wie die Versetzung von Exzellenz X. dem Divisionär, nach Y., wo die Damengesellschaft tagte, dürften nicht vorkommen; man könne ja bei dem Mann absolut nicht verkehren, wenn man nicht in jedem Augenblick riskieren wolle, den Menschen, den Bruder, auftauchen zu sehen. Überdies sei die Frau Generalleutnant auch ohne jede Herkunft, die Tochter eines obskuren Kaufmanns. Das genügte. Die anwesenden Damen stimmten verständnisinnig bei, und das Haus des neuen Divisionärs war von Stund an geächtet. Er war gesellschaftlich ‚unmöglich‘ und hatte trotz unleugbarer Rüstigkeit, und so sehr seine Vorgesetzten bis dahin von seiner Brauchbarkeit überzeugt gewesen waren, noch kein halbes Jahr später den blauen Brief.“

Bedarf es da noch der „Übertreibung“, der Karikatur? Sind das nicht schon vollendete Karikaturen an und für sich? Hätten diese Geschichten ohne jegliche Abänderung des Inhalts, nur in prickelndem Vortrag und mit entsprechenden Illustrationen, nicht auch im „Simplizissimus“ stehen können? Und hätten harmlose Gemüter sie dort nicht als „famosen Witz“ begrüßt oder aber als geschmacklose, unwahre „Verhetzung“ gegeißelt?

* * *

Ähnlich steht es mit den angeblichen Übertreibungen und Aufbauschungen auch sonst vielfach. Man scheut sich eben, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, trotzdem doch alle ernstliche Besserung nur bei der klaren Erkenntnis und der aufrichtigen Anerkennung der bestehenden Übel als solcher beginnen kann. Nicht in der „Übertreibung“ und „Aufbauschung“ liegt also die wirklich drohende Gefahr, sondern in der Vertuschung und Beschönigung.

Forschen wir nun nach den Gründen dieses unglaublich kurzsichtigen Systems, das geradezu auf moralischen und politischen Selbstmord hinausläuft, so stoßen wir am letzten Ende wieder auf die lähmende Furcht vor der Sozialdemokratie. Auch Prof. Hans Delbrück gelangt im Augustheft der „Preußischen Jahrbücher" zu dieser Erkenntnis. Er bespricht dort eine Erscheinung, die auch das Tagebuch schon wiederholt beleuchtet hat, nämlich das Übel der „Klassenjustiz":

„Was verstehen wir unter Klassenjustiz? Selbst die Sozialdemokratie behauptet nicht, daß es bewußte Parteilichkeit und Ungerechtigkeit sei, sie behauptet nur — und das ist auch das, was Professor Francke meint, wenn er sagt, daß sie recht habe —, daß die Inhaber der richtenden Gewalt bei uns unbewußt befangen sind in gewissen Vorstellungen ihres Standes und ihrer Klasse und aus diesem Vorstellungskreise heraus fortwährend Urteile sprechen, die von den niederen Klassen als schweres Unrecht empfunden werden.

„Ich glaube, daß tatsächlich hier der eigentliche Knotenpunkt unserer politischen Verwicklung ist. Worüber haben sich denn die unteren Klassen bei uns eigentlich zu beklagen? Es ist ja eine Albernheit, zu meinen, daß durch bloße demagogische Agitation eine Partei von drei Millionen Wählern zustande gebracht wird, die in anderen verwandten Kulturstaaten, z. B. England, überhaupt nicht existiert. Es müssen große überaus drückend empfundene Beschwerden vorhanden sein; wo sind sie? Materielle Überlastung mit Steuern? Das kann so schlimm nicht sein, denn im ganzen geht es unseren niederen Klassen nicht schlechter als anderswo, eher besser. Die großen Wohltaten der sozialen Versicherungsgesetze werden von ihnen selber nicht geleugnet. Die beschränkte Teilnahme an der Regierung durch die Klassenwahl wird von den Massen so direkt wenig empfunden; das, was sie empfinden, ist tatsächlich die Behandluug, die ihnen von den Verwaltungs-, Polizei- und Justizbehörden zuteil wird. Die Behörden nehmen in den Lohn- und Arbeitskämpfen die Partei der Unternehmer. Im Staate der allgemeinen Wehrpflicht, der allgemeinen Schulpflicht und des allgemeinen Wahlrechts fühlen die Arbeiter sich nicht als Gleichberechtigte.

„Hier also muß vor allem eingesetzt werden mit der Besserung. Aber es ist ungeheuer schwer. Es ist viel schwerer, als Gesetze zu ändern. Es handelt sich darum, in unserem ganzen Beamtentum einen anderen Geist heranzubilden. Unser Beamtentum ist gut diszipliniert, einige kräftige Worte von oben würden aufklärend und dadurch bessernd wirken, aber nun erscheint erst der verhängnisvolle Zirkel, in den wir eingeschlossen sind: diese Worte, die die Wurzel der Sozialdemokratie abschneiden würden, können und dürfen nicht gesprochen werden — weil wir die Sozialdemokratie haben. Denn das wäre eine sehr leichtfertige Täuschung, wenn man glauben

wollte, diese Partei würde in dem Augenblick, wo die gerechtfertigten Beschwerden, die sie vertritt, gehoben sind, aufhören zu existieren. O nein, sie hat auch eine ganze Menge sehr ungerechtfertigte, törichte und verderbliche Forderungen, für die sie nach wie vor agitieren würde. Sie muß also auch nach wie vor bekämpft und zwar energisch bekämpft werden. Wenn mit bloßem Entgegenkommen in solchen Kämpfen zu siegen wäre, dann wäre die Arbeit leicht. Es handelt sich aber darum, gleichzeitig mit aller Kraft die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten und dabei doch keinen Anlaß zu gerechtfertigten Beschwerden zu geben. Das aber ist bei den Vorurteilen, der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Menschen unendlich schwer. Die große Mehrzahl der Beamten versteht es eben nicht anders, die Staatsautorität geltend zu machen, als dadurch, daß sie, wo sich auch eine Gelegenheit bietet, möglichst schneidig auftreten und eingreifen. Welch unermeßlichen Schaden solche überschneidigen Urteile und Maßnahmen der Staatsautorität tatsächlich zufügen, indem sie in der Menge den leidenschaftlichen Haß erzeugen, der sich dann bei den Reichstagswahlen äußert, das machen sich diese Präsidenten, Geheimen Räte, Richter und Staatsanwälte nicht klar. Werden sie aber von oben darauf hingewiesen, so entsteht die Gefahr, daß sie unsicher werden und Weichheit Platz greift, auch da, wo Strenge walten muß ...

„Alle Arbeit gegen die Sozialdemokratie, strenge Unterdrückung oder Wohltat, soziale Gesetzgebung und Belehrung, Vaterlandsliebe und Religion, alles wird keine Wirkung haben, solange nicht ein anderer Geist in unsere Strafkammern eingezogen ist.“

Wer solche Wahrheiten ausspricht, mag sich immerhin darauf gefaßt machen, als „Mitläufer der Sozialdemokratie“ denunziert zu werden. Es ist das ein beliebtes Mittel, den unbequemen Kritiker bei der bürgerlichen Welt zu diskreditieren, sobald der geringe Vorrat an „sachlichen“ Gründen erschöpft ist.

* * *

In Wirklichkeit ist es die Rat- und Tatlosigkeit der maßgebenden staatserhaltenden Kreise, die uns die Gefahr einer ungebührlichen Erweiterung der sozialdemokratischen Machtsphäre und damit eine überwiegende Massenherrschaft immer näher rückt. Würde diese auch wohl nur eine vorübergehende sein, so könnte sie doch bei der gegenwärtigen Unreife der Massen mancherlei Unheil und Verwirrung anrichten. Wir kämen dann aus dem Regen unter die Traufe: aus der bürgerlichen Klassenwirtschaft unter den Terrorismus einer zum Regieren noch lange nicht historisch befähigten Stimmen-Majorität. Dahin aber treiben wir mit unserer mimosenhaften Klassenempfindlichkeit, die es nicht über sich gewinnen kann, geliebte Vorurteile und Kasteninteressen dem allgemeinen Wohl und den unabweisbaren Forderungen einer sich machtvoll und schnell den Weg bahnenden neuen Zeit mit weiser Selbstbeschränkung zu opfern.

Hieher gehört in erster Linie auch das Kapitel von den Mißständen im Heer, insbesondere den Soldatenmißhandlungen. Die berechtigte Er-

wartung, daß nach der allgemeinen Empörung über die unlängst bekannt gegebenen Fälle mindestens eine sichtbare Wendung zum Besseren eintreten werde, ist leider ein frommer Wunsch geblieben. Blätter von anerkannt militärfreundlicher Gesinnung — und gerade solche — können sich nun nicht länger der Macht der Tatsachen verschließen und wenden sich gegen das Übel mit einer Schärfe, die bei ihrer sonstigen Haltung schier unverständlich erschiene, wenn nicht eben auch ihnen das Feuer schon auf den Nägeln brennte. So konnte man dieser Tage in den „Münchener Neuesten Nachrichten" lesen:

„Zwei besonders scheußliche Fälle von Mißhandlungen der Soldaten durch unglaublich rohe Gesellen, die Gott im Zorne zu Unteroffizieren gemacht hat, sind in den letzten Tagen zur Aburteilung gelangt, der eine in Metz, der zweite in Braunschweig, dieser in zweiter Instanz. Es ist ein arger Schandfleck auf dem blanken Ehrenschilde der deutschen Armee, daß die Fälle, in denen erbärmliche Subjekte ihre unglücklichen militärischen Untergebenen bis aufs Blut peinigen, nicht nur nicht verschwinden, sondern, wie die beiden vorerwähnten, eine krasse Form annehmen, wie sie abscheulicher, nichtswürdiger überhaupt nicht mehr gedacht werden kann. Der Laie begreift es nicht, daß eine Armeeleitung, die Zeit und Sorgfalt im Übermaß hat, um das deutsche Heer mit einer Flut von Tressen, Litzen, Kennzeichen, mit Kinkerlitzchen und Uniformspielereien aller Art zu überschütten, nicht imstande sein sollte, die infame Soldatenschinderei auszurotten.

„Der neue Reichstag wird in diesem Sinne ein sehr ernstes und nachdrückliches Wort mit der Regierung zu sprechen haben. Es muß auch von den regierungsfreundlichen Abgeordneten verlangt werden, daß sie ihre Unterstützung der Regierungspolitik von Garantien abhängig machen, die für die Abstellung des schimpflichsten und ehrlosesten aller Mißbräuche gegeben werden. Allgemein gehaltene Zusagen genügen um so weniger, als es ja zutage liegt, daß die bestehenden allgemeinen Verfügungen in der Ausführung versagen, offenbar, weil es an vielen Stellen an dem guten Willen und an der Energie fehlt, tyrannische Unteroffiziere im Zaume zu halten. Wenn in einem Falle über 500 Einzelmißhandlungen angegeben und über 300 (!!) nachgewiesen werden, so frägt man sich immer wieder voll ungläubigen Staunens, wie denn Feldwebel, Leutnant, oder wie der Hauptmann der betreffenden Kompanie in dem Grade taub und blind sein konnten, daß sie scheinbar von der greulichen Mißwirtschaft, die bei ihnen herrschte, keine Ahnung hatten! Sind diese Offiziere denn wirklich nicht verantwortlich für den unermeßlichen Schaden, den sie durch ihr Nicht-sehen-wollen oder Nicht-sehen-können — beides ist gleich schlimm — weit über den Bereich ihrer Kompanie hinaus angerichtet haben? Wäre die deutsche Armee ein Haufen geworbener Söldner, so wäre die Sache schlimm genug, aber unerträglich wird sie, wenn man bedenkt, daß es die Blüte der männlichen Jugend Gesamtdeutsch-

lands ist, die solchen niederträchtigen Mißhandlungen und Quälereien seitens der rohen Patrone preisgegeben ist, die die deutsche Armeeleitung, wie es scheint, nicht die Kraft oder die Fähigkeit hat, beizeiten cum infamia aus dem militärischen Verbande auszustoßen und zum Teufel zu jagen. Es gibt keine Entschuldigung für die sträfliche Nachsicht gegen die Elemente, die der deutschen Armee, sie mögen sonst so tüchtig sein, wie sie wollen, zu unauslöschlicher Schande gereichen und deren Unausrottbarkeit jeden Vater und jede Mutter mit angstvoller Sorge dem Moment entgegensehen läßt, da ihr fröhlich und lebensfroh heranwachsender Sohn, ihr höchster Stolz und ihre innigste Freude, in die Armee eintreten und vielleicht unter die Fuchtel eines dieser elenden Soldatenschinder geraten wird, um geistig und körperlich gebrochen zu werden."

Ein anderes, nicht minder militärfreundliches Blatt, die „Straßburger Post", behauptete, die Entrüstung über diese Zustände werde auch in militärischen Kreisen in hohem Maße empfunden. Weiter führte es aus:

„Wo sich solche Verhältnisse herausbilden können, wie sie die jüngsten kriegsgerichtlichen Verhandlungen an die Öffentlichkeit gebracht haben, kann unmöglich die genügende Beaufsichtigung stattgefunden haben, und hier kann eine Besserung nur dadurch erreicht werden, daß man die beaufsichtigenden Organe in rücksichtsloser Weise zur Verantwortung mit heranzieht, und zwar nicht allein mit Strafen, sondern kurzerhand auch mit Dienstentlassung. Die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere im Heere, die sich in ihrer Dienstzeit niemals auch nur der leisesten Soldatenmißhandlung oder vorschriftswidrigen Behandlung von Untergebenen schuldig gemacht haben, ist denn doch viel zu groß, als daß sie ihren blanken Ehrenschild durch unwürdige Individuen beflecken lassen sollten, die in unser Heer als Vorgesetzte nicht hineingehören. In den meisten Fällen sind Unteroffiziere u. s. w., welche leicht zum Schlagen und Mißhandeln geneigt sind, innerhalb des Truppenteils ganz gut bekannt, und wenn es daher der Aufmerksamkeit des Vorgesetzten nicht gelingt, ihnen gründlich und nachdrücklichst das Handwerk zu legen, so trifft ein Teil der Schuld ohne Zweifel die betreffenden Vorgesetzten selbst. Gegen rohe Rüpel, gleichviel an welcher Stelle sie sich befinden, muß mit der größten Rücksichtslosigkeit innerhalb der Armee selbst vorgegangen werden; da können weder die Militärgerichte, noch die Interpellationen der Regierung im Reichstage etwas helfen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Ausbildung unsres Heeres ohne Prügel und ohne Mißhandlungen in erzieherischer Weise erreichen läßt, und um dieses Ziel auch in der Praxis mit Sicherheit zu erreichen und den beabsichtigten Zweck durchzusetzen, darf kein Mittel, auch das strengste nicht, unversucht bleiben."

Solange nicht mit dem Beschwerderecht bitterster Ernst gemacht wird, werden alle solche wohlgemeinten Ratschläge wenig fruchten. Wie es in dieser

Beziehung manchmal zugeht, das lehren zwei jüngst in Rendsburg verhandelte Militärprozesse, die von der „Berliner Zeitung“, wie folgt, dargestellt werden:

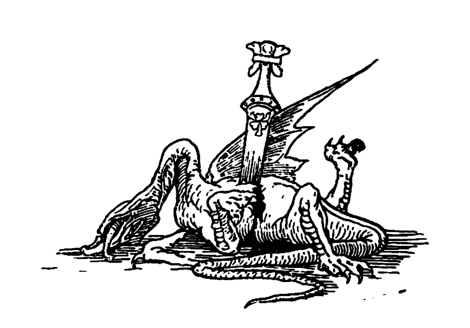
„Da ist erstens ein Prozeß gegen vier Kanoniere. Sie waren des Meineides beschuldigt. Sie hatten nämlich in der Voruntersuchung gegen ihren Hauptmann wegen Verleitung zur Mißhandlung Untergebener unter ihrem Eide bestritten, im Stall und in den Batteriestuben irgend etwas von Mißhandlungen wahrgenommen zu haben. Tatsächlich mußten sie gesehen haben und hatten sie gesehen, daß ein Kanonier von einem Sergeanten und von anderen Kanonieren in einer so maßlosen, schrecklichen Weise mißhandelt worden war, daß er nach verschiedenen Versuchen, sich durch die Flucht seinen Peinigern zu entziehen, dem Irrenhause verfiel. Ein Zeuge bekundet, daß er den Kanonier wohl hundertmal mißhandelt habe, und zwar auf Befehl des Herrn Hauptmanns. Die vier Kanoniere nun hatten, wie erwähnt, in der Voruntersuchung jede Kenntnis von diesen Vorgängen bestritten, und sie wurden dafür mit je einem Jahr Gefängnis, Ehrverlust und Versetzung in die zweite Soldatenklasse bestraft. Nun aber kommt der zweite Prozeß, der gegen den Hauptmann. Dem Hauptmann H. konnte nachgewiesen werden, daß er zur Mißhandlung jenes unglücklichen Kanoniers getrieben hatte; außerdem lag die Verfehlung des Unterlassens einer Meldung vor, die sich auf einen gleichfalls schwer mißhandelten und nun krank im Lazarett liegenden anderen Kanonier bezog, der sich beim Hauptmann beschwert hatte. Der Hauptmann hatte die Meldung nicht weiter gegeben. Er brauchte sich keiner öffentlichen Verhandlung zu unterwerfen und kam mit der angenehmen und „ehrenvollen“ Strafe von sieben Monaten Festung davon. Derselbe Hauptmann, der zu den Mißhandlungen verleitet und die Beschwerde eines schwer mißhandelten Soldaten für sich behalten hatte.“

* * *

... Und angesichts solcher und ähnlicher Erscheinungen, die leider längst keine „Ausnahme“ mehr bilden, sondern tief am Marke unseres staatlichen und gesellschaftlichen Volkskörpers fressen, wundert man sich über Simplizissimus-Stimmungen? Man kann sich nur wundern und es nur der angestammten „Bravheit“ unseres von seinen Fürsten und sonstigen Machthabern durch Jahrhunderte „wohlerzogenen“ deutschen Volkes danken, daß es aus solchen Zuständen nicht ganz andere Konsequenzen zieht, als nur „Stimmungen“, und daß es für die Sozialdemokratie nicht schon doppelt so viel Stimmen abgegeben hat, wie bei den letzten Wahlen. Aber das kann und wird auch noch kommen, wenn die maßgebenden bürgerlichen Mächte sich nicht endlich aus ihrer Rat- und Tatlosigkeit aufraffen und uns die „freien und guten Taten“ sehen lassen, von denen die Kreuzzeitung sehr vorausgreifend schwärmt. Es wird auf dieser schiefen Erde immer „menschlich“ zugehen, und mit Simplizissimus-Stimmungen ist uns wahrlich nicht geholfen, so begreiflich sie an sich auch sein mögen.

Auch in ihnen steckt ein gut Teil Pharisäertum, und davor vor allem haben wir uns zu hüten. Nicht auf der Bierbank aus sicherem Versteck lästern und hohnlachen —: frei und offen der ernsten Wahrheit die Ehre geben, frisch und mutig Hand ans Werk legen, auf daß es besser werde. Dann können wir mit dem herrlichen Volksmanne und Dichter getrost in die deutsche Zukunft schauen:

„Nicht richten will ich, nicht verdammen;
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!"





E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller.

Von

Dr. Karl Storck.

„Nach dem gewöhnlichen kritischen Herkommen, welchem zufolge der namenlose Rezensent den Namen jedes Autors anzugeben hat, der seinen verschwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfasser Hoffmann heißt und Musikdirektor in Dresden ist. Kenner und Freunde desselben und die musikalische Kenntnis und Begeisterung im Beruf selber versprechen und versichern von ihm die Erscheinung eines hohen Tonkünstlers. Desto besser und desto seltener! Denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt."

Diese Sätze stehen am Schluß der Vorrede, mit der Jean Paul den „Phantasiestücken in Callots Manier" des jungen Dichters E. T. A. Hoffmann den Weg in die Welt erleichtern wollte. Die Vorrede ist vom November 1813 datiert, und zur Stunde, als sie geschrieben wurde, war der Mann, „der eine echte Oper zugleich dichten und setzen sollte", war Richard Wagner seit etlichen Monaten geboren; der Ort aber, von dem aus die Vorrede datiert ist, wurde gewissermaßen zum Hort dieser ersehnten Kunst — Bayreuth. Denn E. T. A. Hoffmann, im Hinblick auf den diese Sätze geschrieben wurden, ist selber nicht zum Musikdramatiker geworden. So unverkennbar seine dramatische dichterische Begabung auch war, er hat sich trotzdem für seine verschiedenen Opern die Texte von andern schreiben lassen.

Hat er aber auch in dieser Hinsicht Jean Pauls Hoffnungen nicht erfüllt, so gehörte er doch zu den wenigen, denen der Sonnengott beide Gaben zugeworfen hatte. Ja dieser hatte noch mehr getan; zur Ton- und Dichtgabe hatte er noch die des Malens gefügt, als könnten der Ausdrucksmittel für eine so

ausschweifend reiche Phantasie gar nicht genug geschaffen werden. Muß man nun auch sagen, daß der Maler und Musiker in Hoffmann dem Dichter untergeordnet waren, so haben sie diesem doch zweifellos zu seinen stärksten Wirkungen verholfen. Mehr allerdings als das karikierende Schilderungstalent, in dem man die Wirkung der malerischen Anlage erblicken mag, die Musik. Denn sein Tiefstes hat der Dichter Hoffmann zweifellos in jener „fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern" gegeben, die er in einer unglücklichen Laune mit den „Lebensansichten des Katers Murr" vermengte. Es ist so eins der seltsamsten Bücher unserer Literatur entstanden, das aber, wie der ganze E. T. A. Hoffmann, auf den einen unwiderstehlichen Reiz ausübt, der sich einmal gründlich hineinversenkte. Da schält sich nämlich aus dem Wirrwarr eine in die spannendste Geschichte gekleidete Selbstbiographie des Dichters heraus, von jener fast unheimlichen Fähigkeit im Schildern seltsam phantastischen Seelenlebens und jenem eigenwillig barocken Humor, die in Hoffmanns Gesamtschaffen die charakteristische Note sind.

Ich persönlich empfinde denn auch lebhaften Dank für den Versuch, dieses „Kreislerbuch" aus der Verbindung zu befreien, in die der Dichter es gezwungen, zumal sich leicht nachweisen läßt, daß es dem Dichter selber nachher leid getan hat, daß er dieser Schrulle nachgegeben hatte. Hans von Müller hat diesen Versuch unternommen. Genaueste Kenntnis des Dichters und seines Werkes haben ihm bei seiner Arbeit geholfen, für die ihn Philologen schelten mögen, während ihm alle Freunde der Dichtung Dank schulden. Eine einzige wichtige Umstellung mußte vorgenommen werden. Danach aber liest sich das Ganze als ein geschlossenes, tief greifendes Kunstwerk. Für jeden, der seinen Kreisler bisher nur in der wunderlichen Nachbarschaft mit dem gewiß sehr interessanten Kater Murr kennen gelernt hat, wird das Buch in seiner neuen Gestalt als Überraschung wirken. Allerdings wird er nun nur um so lebhafter bedauern, daß diese bedeutsamste Schöpfung Hoffmanns unvollendet geblieben ist. Das sehr originell mit Bildern Hoffmanns und Notenbeilagen ausgestattete Werk ist im Inselverlag zu Leipzig erschienen und kostet 6 Mk. —

Die Gestalt des Kapellmeisters Kreisler, der Hoffmanns letztes Schaffen galt, steht bereits im Mittelpunkt seiner ersten schriftstellerischen Arbeit: „Johannes Kreislers, des Kapellmeisters, musikalische Leiden". Friedrich Rochlitz, der Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", hatte damit, daß er dem ihn um Beschäftigung angehenden Hoffmann geraten hatte, „einen halb tiefsinnigen, halb verrückten Musiker zum Gegenstand einer Erzählung oder Charakterschilderung zu machen", diesen auf das ihm eigentümliche Feld gewiesen, auf dem ihm kein Nebenbuhler erstehen sollte. Hoffmann hatte bereits 1795 an seinen Freund Hippel geschrieben: „Wenn es von mir selbst abhinge, würd' ich Komponist, und hätte die Hoffnung, in meinem Fache groß zu werden, da ich in dem jetzt gewählten einzig ein Stümper bleiben werde!" Jetzt, 1809, sagte er seinem Freunde Kunz: „Zum Musiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von

meiner frühesten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir inwohnende Genius der Musik kann mich aus meiner Misere reißen." Er hatte diesem Gedanken, zum Musiker berufen zu sein, seine so glänzend begonnene juristische Laufbahn geopfert. Er hatte in Bamberg alle Leiden eines Kapellmeisters in kleinen Theaterverhältnissen kennen gelernt und das Brot eines Musiklehrers kärglich erworben; er konnte auch schon auf eine lange Reihe von Kompositionen hinweisen und hat diese späterhin noch vermehrt. Aber zugegeben, daß er hier überall schöne Erfolge hatte; mag Karl Maria von Webers glänzende Besprechung der Oper „Undine" auch durchaus zutreffen — ein Eigener, ein hervorragend Starker wäre Hoffmann als schöpferischer Musiker nimmermehr geworden.

Nicht zum Musiker, zum Musikschriftsteller war er berufen. Zum Musikschriftsteller in zwiefacher Hinsicht. Seine gediegenen theoretischen Kenntnisse und die vorzügliche Ausbildung befähigten ihn im Verein mit einem geläuterten Geschmack zum Musikästhetiker. Hoffmann ist zu einer Zeit, als es durchaus noch nicht Mode war, für Johann Sebastian Bach und Beethoven, für altitalienische Kirchenmusik eingetreten. „Aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister (Mozart), dem er zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühe," legte er sich den Vornamen Amadeus bei. Man sieht, es waren die wirklich Großen, für die Hoffmann sich begeisterte. Wie er sie verstand, zeigen die mustergültigen Besprechungen der fünften und sechsten Symphonie Beethovens, zeigt der Aufsatz über „alte und neue Kirchenmusik". Wie scharf Hoffmann über das musikdramatische Problem dachte, zeigt das Gespräch „Der Dichter und der Komponist" in den „Serapionsbrüdern".

Sein Eigenartigstes aber gab Hoffmann dort, wo er vermöge seiner dichterischen Schöpferkraft in Worten den tiefsten Stimmungsgehalt, das innerste Wesen musikalischer Schöpfungen wiedererstehen ließ. Neben den Kreislerstücken sind hier „Ritter Gluck" aus den „Phantasiestücken" und das phantastische Reiseerlebnis „Don Juan" besonders hervorzuheben. Aber auch in seinen Novellen und Erzählungen spielt die Musik eine große Rolle. Sie sind vielfach wirklich musikalisch, weil das Musikalische in ihnen zu einer inneren seelischen Macht wird und nicht darin liegt, daß der Liebhaber ein unwiderstehlicher Tenor oder eine abenteuernde Primadonna ist. So gehört also gerade E. T. A. Hoffmann in die Bücherei eines Musikfreundes. Die prächtige Ausgabe Eduard Grisebachs ist jedem Geldbeutel zugänglich; das „Kreislerbuch" aber sollte man sich daneben in der Ausgabe des Inselverlags als besondere Festgabe wünschen.



Aus E. T. A. Hoffmanns musikalischen Schriften.

Wir geben als Proben der beiden charakteristischen Seiten von Hoffmanns ästhetischer Musikschriftstellerei die ironisierenden „Gedanken über den hohen Wert der Musik" und einige der „höchst zerstreuten Gedanken", die in Wirklichkeit sehr tiefdringend sind.

Gedanken über den hohen Wert der Musik.

Es ist nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit, dem Himmel sei's gedankt! der Geschmack der Musik sich immer mehr verbreitet, so daß es jetzt gewissermaßen zur guten Erziehung gehört, die Kinder auch Musik lernen zu lassen, weshalb man denn in jedem Hause, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Klavier, wenigstens eine Gitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß schönen Kunst gibt es noch hie und da, und diesen eine tüchtige Lektion zu geben, das ist jetzt mein Vorsatz und Beruf.

Der Zweck der Kunst überhaupt ist doch kein anderer, als dem Menschen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen, und ihn so von den ernstern, oder vielmehr den einzigen ihm anständigen Geschäften, nämlich solchen, die ihm Brot und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerstreuen, so daß er nachher mit gedoppelter Aufmerksamkeit und Anstrengung zu dem eigentlichen Zweck seines Daseins zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staates sein und (ich bleibe in der Metapher) haspeln und sich drillen lassen kann. Nun ist aber keine Kunst zur Erreichung dieses Zwecks tauglicher als die Musik. Das Lesen eines Romans oder Gedichts, sollte auch die Wahl so glücklich ausfallen, daß es durchaus nichts phantastisch Abgeschmacktes, wie mehrere der allerneuesten, enthält und also die Phantasie, die eigentlich der schlimmste und mit aller Macht zu ertötende Teil unserer Erbsünde ist, nicht im mindesten anregt — dieses Lesen, meine ich, hat doch das Unangenehme, daß man gewissermaßen genötigt wird, an das zu denken, was man liest: dies ist aber offenbar dem Zweck der Zerstreuung entgegen. Dasselbe gilt von dem Vorlesen in der Art, daß, die Aufmerksamkeit ganz davon abwendend, man sehr leicht einschläft oder in ernste Gedanken sich vertieft, die, nach der von jedem ordentlichen Geschäftsmanne zu beobachtenden Geistesdiät, zyklisch eine Weile ruhen müssen. Das Beschauen eines Gemäldes kann nur sehr kurz dauern: denn das Interesse ist ja doch verloren, sobald man erraten hat, was es vorstellen soll. — Was nun aber die Musik betrifft, so können nur jene heillosen Verächter dieser edlen Kunst leugnen, daß eine gelungene Komposition, d. h. eine solche, die sich gehörig in Schranken hält und eine angenehme Melodie nach der andern folgen läßt, ohne zu toben, oder sich in allerlei kontrapunktischen Gängen und Auflösungen närrisch zu gebärden, einen wunderbar bequemen Reiz verursacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben ist, oder der doch keinen ernsten Gedanken aufkommen, sondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal sich bewußt wird, was sie eigentlich enthalten, gar lustig wechseln

läßt. Man kann aber weiter gehen und fragen: Wem ist es verwehrt, auch während der Musik mit dem Nachbar ein Gespräch über allerlei Gegenstände der politischen und moralischen Welt anzuknüpfen, und so einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weise zu erreichen? Im Gegenteil ist dies gar sehr anzuraten, da die Musik, wie man in allen Konzerten und musikalischen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert.*) In den Pausen ist alles still, aber mit der Musik fängt der Strom der Rede an zu brausen und schwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr und mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede sonst, nach jenem Ausspruch: Ja, ja! und Nein, nein! ist, gerät während der Musik in das übrige, was nach demselben Ausspruch zwar vom Übel sein soll, hier aber offenbar vom Guten ist, da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauscht, ins Garn fällt. — Himmel, wie unabsehbar sind die Vorteile einer schönen Musik! — Euch, ihr heillosen Verächter der edlen Kunst, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernsten Geschäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muts zum Murki seines ältesten Sohnes seine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht bloß seinetwegen den Dessauer Marsch und „blühe, liebes Veilchen" einstudiert, und trägt sie es nicht so schön vor, daß der Mutter die hellen Freudentränen auf den Strumpf fallen, den sie eben stopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängstliche Gequäke des jüngsten Sprößlings beschwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermusik das Ganze im Ton und Takt hielte? — Ist dein Sinn aber ganz dieser häuslichen Idylle, dem Triumph der einfachen Natur, verschlossen, so folge mir in jenes Haus mit hellerleuchteten Spiegelfenstern. Du trittst in den Saal, die dampfende Teemaschine ist der Brennpunkt, um den sich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltische werden gerückt, aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Musik zur angenehmen Unterhaltung und Zerstreuung. Gut gewählt, hat sie durchaus nichts Störendes, denn selbst die Kartenspieler, obschon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verlust beschäftigt, dulden sie willig. — Was soll ich endlich von den großen, öffentlichen Konzerten sagen, die die herrlichste Gelegenheit geben, musikalisch begleitet diesen oder jenen Freund zu sprechen, oder, ist man noch in den Jahren des Übermuts, mit dieser oder jener Dame süße Worte zu wechseln — wozu ja sogar die Musik noch ein schickliches Thema geben kann. Diese Konzerte sind die wahren Zerstreuungsplätze für den Geschäftsmann, und dem Theater sehr vorzuziehen, da dieses zuweilen Vorstellungen gibt, die den Geist unerlaubterweise auf etwas ganz Nichtiges und Unwahres fixieren, so daß man Gefahr läuft, in die Poesie hineinzugeraten, wovor sich doch jeder, dem seine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß! — Kurz, es ist, wie ich gleich anfangs erwähnte, ein entscheidendes Zeichen, wie sehr man jetzt die wahre Tendenz der Musik erkennt, daß sie so fleißig und mit so vielem Ernst getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig ist es nicht, daß die Kinder, sollten sie auch nicht das mindeste Talent zur Kunst haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Musik angehalten werden, um so, wenn sie sonst noch nicht obligat in der Gesellschaft wirken dürfen, doch wenigstens das Ihrige zur

*) Im Orig.: (Kant, der dies nur von der Tafelmusik behauptete, ist einseitig, wie der gute Mann öfters war).



Unterhaltung und Zerstreuung beitragen zu können. — Wohl ein glänzender Vorzug der Musik vor jeder andern Kunst ist es auch, daß sie in ihrer Reinheit (ohne Beimischung der Poesie) durchaus moralisch und daher in keinem Fall von schädlichem Einfluß auf die zarte Jugend ist. Jener Polizeidirektor attestierte keck dem Erfinder eines neuen Instruments, daß darin nichts gegen den Staat, die Religion nnd die guten Sitten enthalten sei, mit derselben Keckheit kann jeder Musikmeister dem Papa und der Mama im voraus versichern, die neue Sonate enthalte nicht einen unmoralischen Gedanken. Werden die Kinder älter, so versteht es sich von selbst, daß sie von der Ausübung der Kunst abstrahieren müssen, da für ernste Männer so etwas sich nicht wohl schicken will, und Damen darüber sehr leicht höhere Pflichten der Gesellschaft 2c. versäumen können. Diese genießen dann das Vergnügen der Musik nur passiv, indem sie sich von Kindern oder Künstlern von Profession vorspielen lassen. — Aus der richtig angegebenen Tendenz der Kunst fließt auch von selbst, daß der Künstler, d. h. diejenigen Personen, welche (freilich töricht genug!) ihr ganzes Leben einem nur zur Erholung und Zerstreuung dienenden Geschäfte widmen, als ganz untergeordnete Subjekte zu betrachten und nur darum zu dulden sind, weil sie das miscere utili dulce in Ausübung bringen. Kein Mensch von gesundem Verstande und gereiften Einsichten wird den besten Künstler so hoch schätzen als den wackern Kanzellisten, ja den Handwerksmann, der das Polster stopfte, worauf der Rat in der Schoßstube oder der Kaufmann im Kontor sitzt, da hier das Notwendige, dort nur das Angenehme beabsichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künstler höflich und freundlich umgeht, so ist das nur eine Folge unserer Kultur und unserer Bonhommie, die uns ja auch mit Kindern und andern Personen, die Spaß machen, schön tun und tändeln läßt. Manche von diesen unglücklichen Schwärmern sind zu spät aus ihrem Irrtum erwacht und darüber wirklich in einigen Wahnsinn verfallen, welches man aus ihren Äußerungen über die Kunst sehr leicht abnehmen kann. Sie meinen nämlich, die Kunst ließe den Menschen sein höheres Prinzip ahnen und führe ihn aus dem törichten Tun und Treiben des gemeinen Lebens in den Isistempel, wo die Natur in heiligen, nie gehörten und doch verständlichen Lauten mit ihm spräche. Von der Musik hegen diese Wahnsinnigen nun vollends die wunderlichsten Meinungen; sie nennen sie die romantischste aller Künste, da ihr Vorwurf nur das Unendliche sei, die geheimnisvolle, in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur, die die Brust des Menschen mit unendlicher Sehnsucht erfülle, und nur in ihr verstehe er das hohe Lied der — Bäume, der Blumen, der Tiere, der Steine, der Gewässer! — Die ganz unnützen Spielereien des Kontrapunkts, die den Zuhörer gar nicht aufheitern und so den eigentlichen Zweck der Musik ganz verfehlen, nennen sie schauerlich geheimnisvolle Kombinationen, und sind imstande, sie mit wunderlich verschlungenen Moosen, Kräutern und Blumen zu vergleichen. Das Talent, oder in der Sprache dieser Toren, der Genius der Musik, glühe, sagen sie, in der Brust des die Kunst übenden und hegenden Menschen, und verzehre ihn, wenn das gemeinere Prinzip den Funken künstlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöschlichen Flammen. Diejenigen, welche denn doch, wie ich es erst ausgeführt habe, ganz richtig über die wahre Tendenz der Kunst, und der Musik insbesondere, urteilen, nennen sie unwissende Frevler, die ewig von dem Heiligtum des höheren Seins ausgeschlossen bleiben müßten, und beurkunden dadurch

ihre Tollheit. Denn ich frage mit Recht: Wer ist besser daran, der Staatsbeamte, der Kaufmann, der von seinem Gelde Lebende, der gut ißt und trinkt, gehörig spazieren fährt, und den alle Menschen mit Ehrfurcht grüßen, oder der Künstler, der sich ganz kümmerlich in seiner phantastischen Welt behelfen muß? Zwar behaupten jene Toren, daß es eine ganz besondere Sache um die poetische Erhebung über das Gemeine sei und manches Entbehren sich dann umwandle in Genuß: allein die Kaiser und Könige im Irrenhause mit der Strohkrone auf dem Haupt sind auch glücklich! Der beste Beweis, daß alle jene Floskeln nichts in sich tragen, sondern nur den innern Vorwurf, nicht nach dem Soliden gestrebt zu haben, beschwichtigen sollen, ist dieser, daß beinahe kein Künstler es aus reiner, freier Wahl wurde, sondern sie entstanden und entstehen noch immer aus der ärmeren Klasse. Von unbegüterten, obskuren Eltern, oder wieder von Künstlern geboren, machte sie die Not, die Gelegenheit, der Mangel an Aussicht auf ein Glück in den eigentlichen nützlichen Klassen zu dem, was sie wurden. Dies wird denn auch jenen Phantasten zum Trotz ewig so bleiben. Sollte nämlich eine begüterte Familie höheren Standes so unglücklich sein, ein Kind zu haben, das ganz besonders zur Kunst organisiert wäre, oder das, nach dem lächerlichen Ausdruck jener Wahnwitzigen, den göttlichen Funken, der im Widerstande verzehrend um sich greift, in der Brust trüge; sollte es wirklich ins Phantasieren für Kunst und Künstlerleben geraten: so wird ein guter Erzieher durch eine kluge Geistesdiät, z. B. durch das gänzliche Entziehen aller phantastischen, übertreibenden Kost (Poesien, und sogenannter starker Kompositionen, von Mozart, Beethoven 2c.) sowie durch die fleißig wiederholte Vorstellung der ganz subordinierten Tendenz jeder Kunst und des ganz untergeordneten Standes der Künstler ohne allen Rang, Titel und Reichtum, sehr leicht das verirrte junge Subjekt auf den rechten Weg bringen, so daß es am Ende eine rechte Verachtung gegen Kunst und Künstler spürt, die als wahres Remedium gegen jede Exzentrizität nie weit genug getrieben werden kann. — Den armen Künstlern, die noch nicht in den oben beschriebenen Wahnwitz verfallen sind, glaube ich wirklich nicht übel zu raten, wenn ich ihnen, um sich doch nur etwas aus ihrer zwecklosen Tendenz herauszureißen, vorschlage, noch nebenher irgend ein leichtes Handwerk zu erlernen: sie werden gewiß dann schon als nützliche Mitglieder des Staates etwas gelten. Mir hat ein Kenner gesagt, ich hätte eine geschickte Hand zum Pantoffelmachen, und ich bin nicht abgeneigt, mich als Prototypus in die Lehre bei dem hiesigen Pantoffelmachermeister Schnabler, der noch dazu mein Herr Pate ist, zu begeben.

Das überlesend, was ich geschrieben, finde ich den Wahnwitz mancher Musiker sehr treffend geschildert, und mit einem heimlichen Grausen fühle ich mich mit ihnen verwandt. Der Satan raunt mir ins Ohr, daß ihnen manches so redlich Gemeinte wohl gar als heillose Ironie erscheinen könne; allein ich versichere nochmals: gegen euch, ihr Verächter der Musik, die ihr das erbauliche Singen und Spielen der Kinder unnützes Quinkelieren nennt und die Musik als eine geheimnisvolle, erhabene Kunst nur ihrer würdig hören wollt, gegen euch waren meine Worte gerichtet, und mit ernster Waffe in der Hand habe ich euch bewiesen, daß die Musik eine herrliche, nützliche Erfindung des aufgeweckten Tubalkain sei, welche die Menschen aufheitere, zerstreue, und daß sie so das häusliche Glück, die erhabenste Tendenz jedes kultivierten Menschen, auf eine angenehme, befriedigende Weise befördere.

Höchst zerstreute Gedanken.

Man stritt heute viel über unsern Sebastian Bach und über die alten Italiener, man konnte sich durchaus nicht vereinigen, wem der Vorzug gebühre. Da sagte mein geistreicher Freund: „Sebastian Bachs Musik verhält sich zu der Musik der alten Italiener ebenso, wie der Münster in Straßburg zu der Peterskirche in Rom.“

Wie tief hat mich das wahre, lebendige Bild ergriffen! — Ich sehe in Bachs achtstimmigen Motetten den kühnen, wundervollen, romantischen Bau des Münsters mit all den phantastischen Verzierungen, die künstlich zum Ganzen verschlungen, stolz und prächtig in die Lüfte emporsteigen; so wie in Benevolis, in Pertis frommen Gesängen die reinen, grandiosen Verhältnisse der Peterskirche, die selbst den größten Massen die Kommensurabilität geben und das Gemüt erheben, indem sie es mit heiligem Schauer erfüllen.

* * *

Von großen Meistern werden häufig Anekdötchen aufgetischt, die so kindisch erfunden oder mit so alberner Unwissenheit nacherzählt sind, daß sie mich immer, wenn ich sie anhören muß, kränken und ärgern. So ist z. B. das Geschichtchen von Mozarts Ouvertüre zum Don Juan so prosaisch toll, daß ich mich wundern muß, wie sie selbst Musiker, denen man einiges Einsehen nicht absprechen mag, in den Mund nehmen können, wie es noch heute geschah. — Mozart soll die Komposition der Ouvertüre, als die Oper längst fertig war, von Tage zu Tage verschoben haben und noch den Tag vor der Aufführung, als die besorgten Freunde glaubten, nun säße er am Schreibtische, ganz lustig spazieren gefahren sein. Endlich am Tage der Aufführung, am frühen Morgen, habe er in wenigen Stunden die Ouvertüre *komponiert*, so daß die Partien noch naß in das Theater getragen wären. Nun gerät alles in Erstaunen und Bewunderung, wie Mozart so schnell komponiert hat, und doch kann man jedem rüstigen, schnellen Notenschreiber ebendieselbe Bewunderung zollen. — Glaubt ihr denn nicht, daß der Meister den Don Juan, sein tiefstes Werk, das er für *seine Freunde*, d. h. für solche, die ihn in seinem Innersten verstanden, komponierte, längst im Gemüte trug, daß er im Geist das Ganze mit allen seinen herrlichen, charaktervollen Zügen ordnete und ründete, so daß es wie in einem fehlerfreien Gusse dastand? — Glaubt ihr denn nicht, daß die Ouvertüre aller Ouvertüren, in der alle Motive der Oper schon so herrlich und lebendig angedeutet sind, nicht ebensogut fertig war als das ganze Werk, ehe der große Meister die Feder zum Aufschreiben ansetzte? — Ist jene Anekdote wahr, so hat Mozart wahrscheinlich seine Freunde, die immer von der *Komposition* der Ouvertüre gesprochen hatten, mit dem Verschieben des Aufschreibens geneckt, da ihre Besorgnis, er möchte die günstige Stunde zu dem nunmehr mechanisch gewordenen Geschäft, nämlich das in dem Augenblick der Weihe empfangene und im Innern aufgefaßte Werk aufzuschreiben, nicht mehr finden, ihm lächerlich erscheinen mußte. — Manche haben in dem Allegro des überwachten Mozarts Auffahren aus dem Schlafe, in den er komponierend unwillkürlich versunken, finden wollen! — Es gibt närrische Leute! — Ich erinnere mich, daß bei der Aufführung des Don Juan einer einmal mir bitter klagte: das sei doch entsetzlich unnatürlich mit der Statue und mit den Teufeln! Ich antwortete ihm lächelnd, ob er denn nicht

längst bemerkt hätte, daß in dem weißen Mann ein ganz verflucht pfiffiger Polizeikommissar stecke, und daß die Teufel nichts wären als vermummte Gerichtsdiener; die Hölle wäre auch weiter nichts als das Stockhaus, wo Don Juan seiner Vergehungen wegen eingesperrt werden würde, und so das Ganze allegorisch zu nehmen. — Da schlug er ganz vergnügt ein Schnippchen nach dem andern und lachte und freute sich, und bemitleidete die andern, die sich so grob täuschen ließen. — Nachher, wenn von den unterirdischen Mächten, die Mozart aus dem Orkus hervorgerufen habe, gesprochen wurde, lächelte er mich überaus pfiffig an, welches ich ihm ebenso erwiderte. —

Er dachte: Wir wissen, was wir wissen! und er hatte wahrlich recht!

* * *

Große Dichter und Künstler sind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. — Sie lassen sich gar zu gern loben, auf Händen tragen, hätscheln. — Glaubt ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der ihr so oft befangen, in hohen Gemütern wohnen könne? — Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beschwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künstler unaufhörlich zuruft: Wie ist doch dein Flug noch so niedrig und so von der Kraft des Irdischen gelähmt — rüttle frisch die Fittige und schwinge dich auf zu den leuchtenden Sternen! — Und von der Stimme getrieben, irrt der Künstler oft umher und kann seine Heimat nicht wiederfinden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet.

* * *

Wenn ich in Forkels musikalischer Bibliothek die niedrige schmähende Beurteilung von Glucks Iphigenia in Aulis lese, wird mein Gemüt von den sonderbarsten Empfindungen im Innersten bewegt. Wie mag der große, herrliche Mann, las er jenes absurde Geschwätz, doch eben von dem unbehaglichen Gefühl ergriffen worden sein, wie einer, der in einem schönen Park zwischen Blumen und Blüten lustwandelnd von schreienden, bellenden Kläffern angefallen wird, die, ohne ihm nur den mindesten bedeutenden Schaden zufügen zu können, ihm doch auf die unerträglichste Weise lästig sind. Aber wie man in der Zeit des erfochtenen Sieges gern von den ihm vorhergegangenen Bedrängnissen und Gefahren hört, eben darum, weil sie seinen Glanz noch erhöhen, so erhebt es auch Seele und Geist, noch die Ungetüme zu beschauen, über die der Genius sein Siegespanier schwang, daß sie untergingen in ihrer eigenen Schmach! — Tröstet euch — ihr Unerkannten! ihr von dem Leichtsinn, von der Unbill des Zeitgeistes Gebeugten; euch ist *gewisser* Sieg verheißen, und *der* ist ewig, da euer ermüdender *Kampf* nur vorübergehend war!

* * *

In keiner Kunst ist die Theorie schwächer und unzureichender als in der Musik, die Regeln des Kontrapunkts beziehen sich natürlicherweise nur auf die harmonische Struktur, und ein danach richtig ausgearbeiteter Satz ist die nach den bestimmten Regeln des Verhältnisses richtig entworfene Zeichnung des Malers. Aber bei dem Kolorit ist der Musiker ganz verlassen; denn *das* ist die Instrumentierung. — Schon der unermeßlichen Varietät musikalischer Sätze wegen ist es unmöglich, hier nur *eine Regel* zu wagen, aber auf eine lebendige, durch Erfahrung geläuterte Phantasie gestützt, kann man wohl Andeutungen geben, und diese zyklisch gefaßt würde ich Mystik der Instrumente nennen. Die Kunst,

gehörigen Orts bald mit dem vollen Orchester, bald mit einzelnen Instrumenten zu wirken, ist die musikalische Perspektive; so wie die Musik den von der Malerei ihr entlehnten Ausdruck, Ton, wieder zurücknehmen und ihn von Tonart unterscheiden kann. Im zweiten höheren Sinn wäre dann Ton eines Stückes der tiefere Charakter, der durch die besondere Behandlung des Gesanges, der Begleitung der sich anschmiegenden Figuren und Melismen, ausgesprochen wird.



Zu unserer Notenbeilage.

Wer unser heutiges Klavierstück wiederholt durchspielt, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß er es hier mit einer durchaus eigenartigen, man möchte fast sagen eigenwilligen Persönlichkeit zu tun hat. Dieser Eindruck verstärkt sich, je mehr man sich mit Robert Hermanns Werken, die sämtlich bei Friedrich Hofmeister in Leipzig erschienen sind, beschäftigt. Wir raten zu dieser Beschäftigung jedem vorgerückten Spieler aufs dringendste. Und zwar nicht nur diesem Spieler, sondern auch dem Komponisten zuliebe. Es gibt Naturen, denen die „kleine Gemeinde“, die so manchen Großen vor der Verzweiflung bewahrte, zum Verderben gerät. Es sind das jene Leute, deren Eigenart zum großen Teil in der Technik beruht. In der Musik sind diese Erscheinungen seltener, oder sie fallen doch nicht so auf, wie etwa in der Malerei, wo eine scharfe Note der Farbengebung, eine eigenwillige Form der Zeichnung bald als charakteristisches Merkmal eines Künstlers bekannt wird. Die musikalische Schreibweise Hermanns hat so viele Eigenheiten, daß man nur weniges von ihm gespielt zu haben braucht, um nachher sofort jedes Stück von ihm zu erkennen. Was mich nun etwas bedenklich stimmt, ist, daß diese Sonderart weniger im Inhalt, als im Ausdruck liegt. Es stimmt damit überein, daß er diesen persönlichen Stil mit jedem Werke schroffer betont: „Ihr sollt mich schon kennen lernen. Ich fahre euch so sonderbar in die Ohren, daß ihr hören müßt und schon von ferne merkt, wer da redet.“

Das Gefühl des bewußt und beabsichtigt Ungewöhnlichen wird man Hermann gegenüber nicht los, so daß man manchmal schon nicht mehr die Empfindung des Eigenartigen, sondern die des Gesuchten hat. Noch ist diese Entwicklung nicht so weit vorgeschritten, daß man von Manieriertheit sprechen müßte, und ich glaube, das beste Besserungsmittel wird es sein, wenn man dem Komponisten die Öffentlichkeit gibt, die er braucht und verdient. Ein Trio in D-moll und ein Quartett in F-moll gehören zu den interessantesten Werken der neueren Kammermusik. Um den sogenannten Kammermusikstil hat sich der Künstler dabei sehr wenig gekümmert. Er ist durchaus Impressionist, als phantasiere er auf den drei oder vier Instrumenten und lasse allen Stimmungen eines schweifenden Geistes freien Gang. Dabei hat dieser Mann wirklich etwas zu sagen. Zuweilen scheint es mir, als habe der Geist zu sehr die Überhand. Vielleicht kommt das auch nur daher, daß der 1869 in Bern geborene Komponist erst mit zwanzig Jahren anfing, eine Tonleiter zu spielen. Wir beobachten es oft, daß bei solchen Künstlern, die erst spät zu ihrer Kunst gekommen sind, die Wahl der technischen

Ausdrucksmittel auf das Seltsame und Herbe gerichtet ist. Für das Haus kommen außer den fünf Klavierstücken des op. 2, deren eines wir bieten, hauptsächlich zwei Dutzend Lieder (op. 1, 5, 8) in Betracht, die jeden sicheren Sänger bei eingehender Beschäftigung für sich gewinnen werden. Denn hier zeigt es sich, daß der Komponist auch mit einfachen Mitteln tief zu wirken vermag; daß er überhaupt nicht bloß in der Form, sondern auch im Empfinden ein Eigener, eine Persönlichkeit ist. Möge dieser eine glückliche Entwicklung beschieden sein!



Schneewittchen.

Zu unserer Kunstbeilage.

Zu Ludwig Richters hundertstem Geburtstag bieten wir unsern Lesern die Nachbildung eines der besten Gemälde aus des Künstlers späterer Zeit. Das Aquarell, das die Berliner Nationalgalerie schmückt, stammt aus dem Jahre 1870. In der Haltung des Mädchens, der vorzüglichen Behandlung der Tiere, der Komposition der Gruppe zeigt es alle Vorzüge Richterscher Zeichenkunst. Auch der Geist des Bildes ist echt. Als ob's unserm Künstler, dem der Familienkreis, das Leben im behaglichen Haus über alles ging, unangenehm wäre, das liebe Mädchen bei den Zwergen zu wissen, die überdies ja den ganzen Tag bei der Arbeit sind, zeigt er uns Schneewittchen in der Gesellschaft der Tiere, im freien Wald. Hier ist das Menschenkind daheim, nicht drinnen in der Höhle, zu der die enge Treppe führt.

Diese kerndeutsche Waldlandschaft lasse man einmal auf sich wirken, und man wird die Linie erkennen, die von Richter zu Schwind, zu Böcklin führt, so verschieden die drei Maler auch sind. Man kann dann ruhig zurückgehen in die Zeit, wo der sentimentalische Naturgenuß noch nicht durchgedrungen war. Bei den alten Deutschen, Dürer, Cranach, Holbein tritt immer wieder die Landschaft, die Natur als das ausdrücklich Deutsche hervor. —

Wenn man die Feinheit, mit der hier die Zeichnung der Natur, wie der Gestalten, der des Mädchens voran, mit manchen Holzschnitten vergleicht, wird man hier viel mehr Persönliches, ein weit innigeres Zusammengehen von Bildausdruck und Technik finden, als auf der Mehrzahl der Holzschnitte. Und doch entsprach gerade die Zeichnung für den Holzschnitt Richters Art am meisten. Aber wie sich jetzt bei der Dresdener Ausstellung Richterscher Originalzeichnungen herausgestellt hat, haben die Holzschneider nur in Ausnahmefällen die Feinheiten der Zeichnung wiedergegeben. Um so dringender wäre es zu wünschen, daß die bedeutenderen Werke des Künstlers in neuen Ausgaben mit Hilfe der neuzeitlichen Reproduktionskunst verbreitet würden. Denn zweifellos ist Richter auch heute noch der sympathischste Künstler des deutschen Hauses, dessen Schönheit in der Begrenzung, dessen sinnige Innigkeit und Tiefe kein anderer so liebevoll und liebenswürdig dargestellt hat, wie er.



Briefe.

J. Tr., W. — K. H. M., R. a. d. E. — R. Sch., L. — E. St. St., — A. H., S. b. J. i. M. — Fr. Sch., B. — B. M., G. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

F. A. Z., K. Wir haben Ihr Buch einem Fachmanne zur Besprechung übersandt. In welchem Sinne er es tun wird, entzieht sich freilich unserm Einfluß. Für Ihre frdl. Zeilen über den T. verbindlichen Dank.

Hacl. Die Gedichte verraten in einzelnen originell geschauten Bildern offenbare Begabung, sind aber in der Form nicht sorgsam genug.

E. P., Erfurt. Besten Dank für das freundschaftliche Anschreiben. Die Verse leiden freilich noch an allzu starkem Formmangel, als daß sie zur Veröffentlichung reif wären. In dieser Beziehung sind wir heutzutage so verwöhnt, daß dem Poeten die tüchtigsten Gedanken nichts nützen, wenn er sie nicht in eine einwandfreie Form zu kleiden versteht. Frdl. Gruß!

J. W., H.-O. Den Aufruf des Wiesbadener Burenhilfsbundes hatten wir noch nicht zu Gesicht bekommen. Wenn das darin Mitgeteilte auf Tatsachen beruhte, dann könnten allerdings „die Worte nicht zu scharf sein, mit denen diese raffinierte Entmenschung in der Öffentlichkeit gerügt wird.“ Aber es klingt doch, wenn auch Blätter wie „The New Age“, „Westminster Gazette“, „Daily News“ und „Times“ es bestätigen, gar zu unwahrscheinlich, daß eine Ladung „Saatkorn“, in dem der Keim absichtlich durch Dörren auf Öfen zerstört sei, von Regierungs wegen unter die Buren verteilt und von den Ahnungslosen über tausende von Äckern gesät wurde. An eine solche Scheußlichkeit vermögen wir nicht zu glauben. Dagegen glauben wir angesichts des Umstandes, daß es in Transvaal nach dem Kriege 2000 Vollwaisen, 12000 Halbwaisen, 2000 Witwen und 6000 Witwer gibt, daß die Unterstützungen seitens der britischen Regierung, selbst wenn diese nicht, wie der Aufruf behauptet, am 1. Juni auf Anordnung des Gouverneurs Baron Milner eingestellt worden wären, noch immer nicht ausgiebig genug sein können, um dem Elend zu steuern, und teilen deshalb gern mit, daß der Vorschußverein zu Wiesbaden E. V., Friedrichstraße 20, Geldbeiträge für die Buren entgegennimmt und darüber im früheren „Burenfreund“, dem jetzigen Blatte „Südafrika“, öffentlich quittiert. — Für Ihre freundlichen Worte herzlichen Dank.

F. K., D. Verbindlichen Dank für Ihre frdl. Zuschrift und die Zeitungsausschnitte. Es wird sich gewiß noch Gelegenheit finden, auf diese „Beiträge zur Taktik der Sozialdemokratie“ zurückzugreifen. Freundl. Gruß!

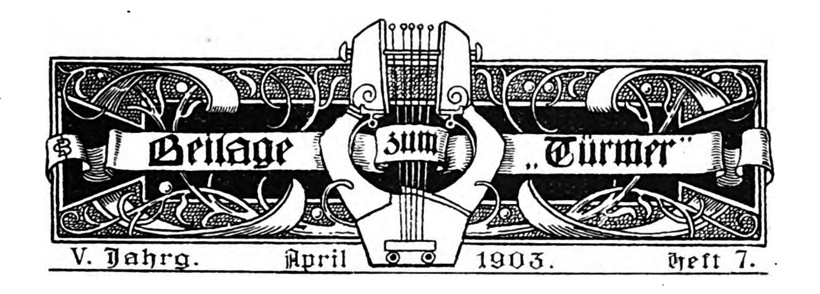
Th. G., R. G. i. M. Auch Ihnen verbindlichsten Dank sowohl für den wertvollen Beitrag zum Kapitel „Byzantinismus“ wie für den warmen Ausdruck Ihrer Freude an der Haltung des T. Freundl. Gruß!



Zur gefl. Beachtung.

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Berlin W., Wormserstraße 3**, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** u. s. w) werden **ausschließlich** in den **„Briefen“** des **„Türmers“** beantwortet; etwa beigefügtes **Porto** verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten**, auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Alles endet, was entstehet.

Michelangelo.

Hugo Wolf.

Langsam und getragen.

(*gedämpft*)

Gesang.

Klavier.

pp pp pp pp p

Al - les en-det was ent-ste-het. Al-les, Al-les rings ver- ge-het, denn die Zeit flieht,

und die Son - ne sieht, dass Al- les rings ver-ge-het, Den- ken, Re-den

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags K. F. Heckel in Mannheim und des Hugo Wolf-Vereins in Wien.


Schmerz und Won - ne;
f
ff
dim.
etwas bewegter
und die wir zu En - keln hat - ten schwan - den wie bei
etwas bewegter
p
pp
Tag die Schat - ten, wie ein Dunst im Win - des - hauch.
p
mfp
mfp
pp
Men - schen wa - ren wir ja
mp
pp


poco ritard
I. Zeitmass.
auch, froh und trau-rig, so wie ihr. Und nun sind wir leb-los
poco ritard
dim.
hier, sind nur Er-de, wie ihr se-het.
Al-les en-det, was ent-ste-het Al-les, Al-les rings ver-ge-het.
dim.

Wer weiss wo.

D. v. Liliencron.



Mit freundlicher Bewilligung des Komponisten.



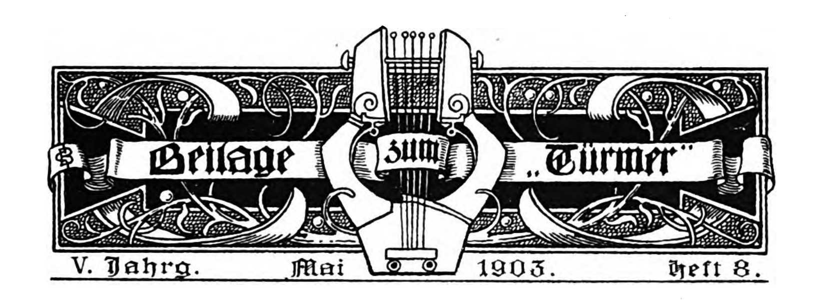
langsamer werden
Schlacht ist aus, und man-cher kehr - te nicht nach Haus
noch langsamer
p
einst von Ko-lin. Ein
frisch
Jun - ker auch, ein Kna - be noch, der
p
Ped.
*
heut das er - ste Pul - ver roch, er
zurückhalten
musst' da - hin.
Tempo
mf
Wie
mf
hoch er auch die Fah - ne schwang der
p
etwas zurückhalten
Tod in sei - nen Arm ihn zwang, er
p
Ped.


langsamer
etwas belebter
musst' da - hin. Ihm na - he lag ein from- mes Buch, das
Tempo
p
mf
erzählend
stets der Jun- ker bei sich trug am De - gen- knauf.
schmerzlich
pp
f
etwas belebt
Ein Gre - na - dier aus Be- vern fand den
mf
zurückhalten
klei- nen erd - be-schmutz - ten Band und hob ihn auf. Und
p


wieder lebhafter
zurückhalten
brach - te heim mit schnel-lem Fuss dem Va - ter die-sen letz - ten Gruss.
cresc. molto
f langsam.
Der klang nicht froh.
allmählich decresc. und etwas belebter
noch zuruckhalten
f
p mit halber Stimme
Dann schrieb hin-ein die Zit - ter - hand:
wie stockend
p ruhig
pp
immer tonloser und langsamer
langsam
„Ko-lin. Mein Sohn ver- scharrt im Sand.
Wer weiss wo.
lebhaft entschlossen
decresc.
gedämpft
f



Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig



Ungarische Phantasie.

Maestoso.

Gaal Ferencz, Op. 119.

Klavier.

ff p ppp zephiroso fp pp riten. ppp

Ped. * Ped. Ped. Ped. * Ped. * Ped. *

Mit ausdrücklicher Genehmigung der Verlagsfirma Franz Bárd & Bruder, Budapest-Leipzig, wo das Werk erschienen und für Mk. 2.– zu haben ist.

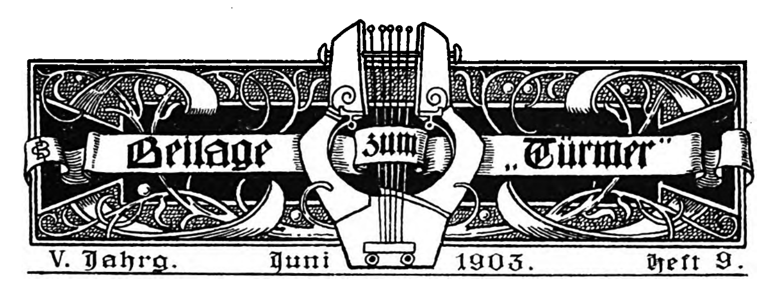

legato
legato
poco riten.
Maestoso.
ff
quieto Recit.
pp
p
a tempo
p
fp
p
pp
fp
Recit.
riten.


Allegretto. („Mein schilfbedecktes kleines Häuschen," Lied von Dóczy József.)
mp
f
f
fp
p


dolce
f
f
pp
pp


Friss von Gaal Ferencz.
fp
Ped.
ff staccato
simile
staccato
simile
p
glissando
Friss D. C. ad libitum.


Coda.
presto
ff
sfz
ppp
ff
sfz
ppp
sfz
ff
sfz
Prestissimo.
fff
m.g.
legato
m.dr.
sfz



Minnelieder.

Bearbeitet von Franz Kugler.

1.) Löubere risen.

Text und Melodie von Fürst Wizlav, dem jungen, von Rügen.

In freiem, nicht zu streng gehaltenem Rhythmus.

1. Rings von den Zwei-gen fal-be Blät-ter streift der Wind, wo die
Blu-men sich nei-gen, die vom Reif ge-trof-fen sind, ist da-

Vö-gel san-gen. Feind lich ge-schno-ben kommt der Win-ter mit Ge-
hin ihr Pran-gen.

walt, das Herz uns mit Sor-gen zu trü-ben: Las-set ihn to-ben!

An-dern Früh-ling weiss ich bald, dess ist neu-e Freu-de zu ü-ben.

2. Wonnen erglühen
Heller mir, als auf der Au
Aller Mai kann bringen.
Rosen die blühen
An dem Bild der schönsten Frau
Davon will ich singen!

Lasset ihn toben!
Was in süssem Hauch geblüht,
Es hat mir's kein Winter verstöret.
Ich will ihn loben,
Wenn ein minniglich Gemüth
Holden Sinns mein Singen erhöret!

2.) O we! ich han gedaht.

Text und Melodie von Fürst Wizlav, dem jungen, von Rügen.

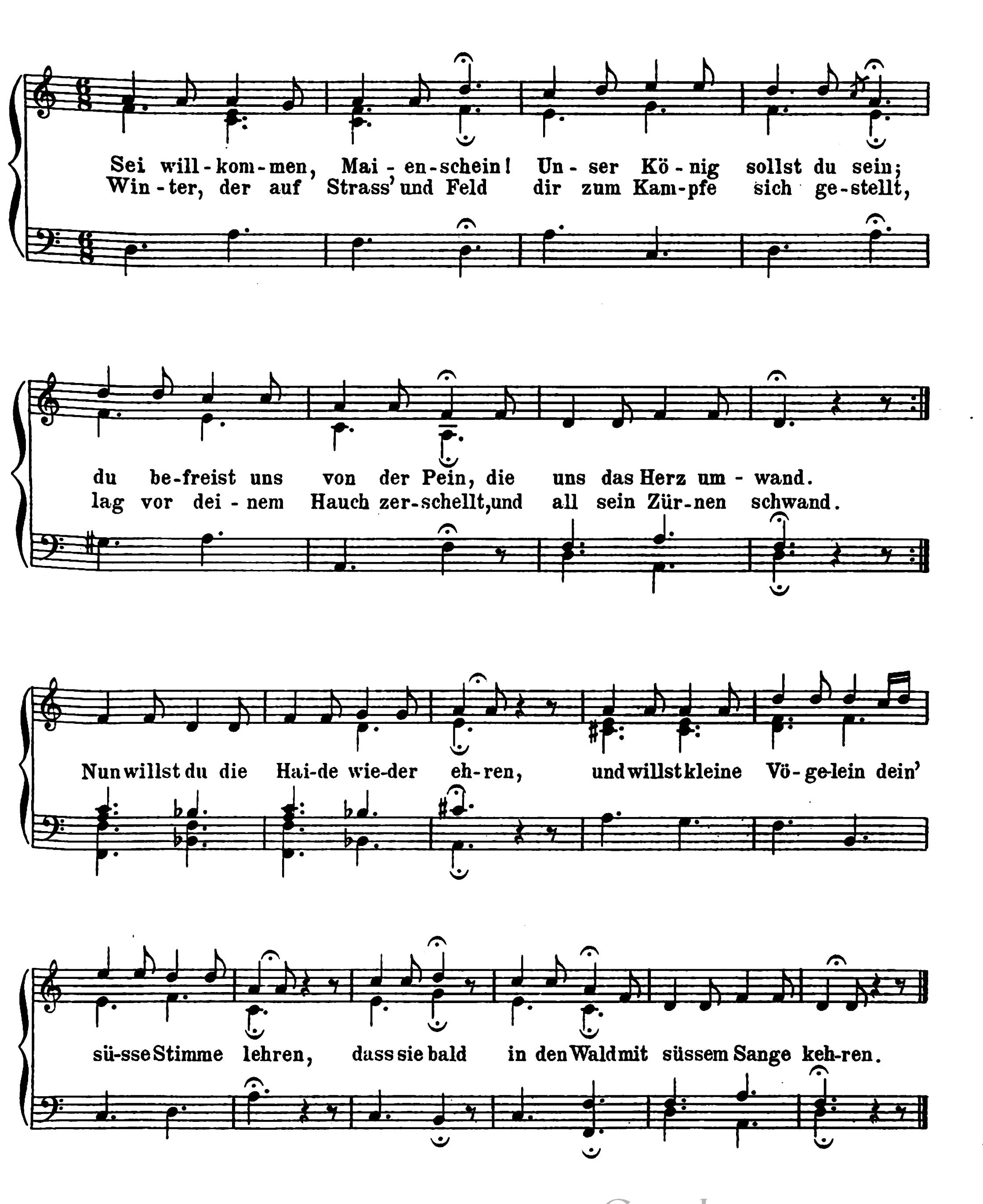


2. Viel süsse Frucht
Ist das deine Zucht,
Dass du mich willst verderben?
Wer nach Gnaden ringt,
Dir die Seele bringt,
Den lass sein Heil erwerben.
O hör' auf ihn, du Reine!
Gieb der Minne Pfand
Ihm in die Hand
Aus deines Herzens Schreine!

3. Was ich Alles sang,
Nie ward mir Dank
Von deiner hohen Minne.
Nur Gram und Noth,
Nur ein irrer Tod
Bleibt dess mir zum Gewinne.
Vergebens all mein Flehen!
Meine Seel' ist krank;
Mein armer Sang,
Er soll zu Ende gehen!

3.) Wis willekomen, meienschin.

Text und Melodie von Nithart.

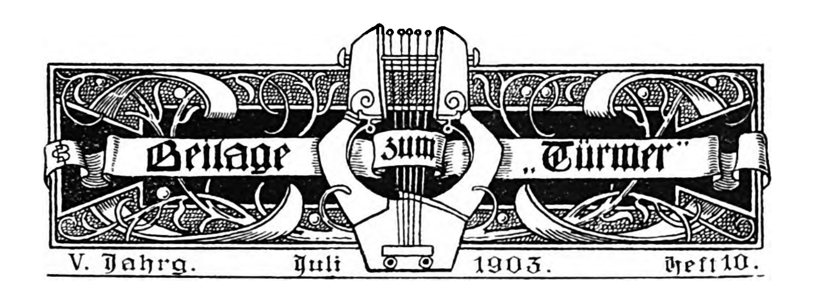


4.) Wol dir, liebe sumerzit.

Text und Melodie von Nithart.



Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig



Wo Bismarck liegen soll.

Theodor Fontane.

Mit warmer Empfindung.

H. Marwitzky.

f

mf Breit und sehr gebunden.

Nicht in Dom o-der Für-stengruft, er ruh in Got-tes frei-er Luft

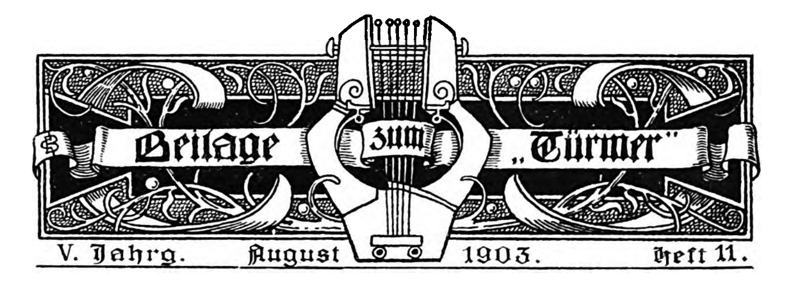

Jah - ren Völ - ker des Wegs hier ge - fah - ren und
p
pp
se - hen ge - bor - gen vorm Licht der Son - nen den Waldgrund in E - pheu tief
f
ff
ein - ge - spon - nen und stau - nen der Schön - heit und jauch - zen
p rit.
pp
froh, so ge - bie - tet Ei - ner: „Lärmt nicht so!“
legg. rit. dim.
Hier un - ten liegt Bis - marck ir - gend - wo!

Erhebe dich o meine Seele.

P. Lackmann † 1713.

M. Naacke.





Ein Sommer.

(Vier Gedichte von Erich Wunsch.)

1.

Mit Bewegung.

Georg Vollerthun, Op. 3.

Gesang.

Klavier.

Der Wind spielt mit den Zweigen,

weicher

und raunt und neckt das ke-cke Grün,

zurückhalten, mit halber Stimme

die Grillen wollen nicht schweigen,

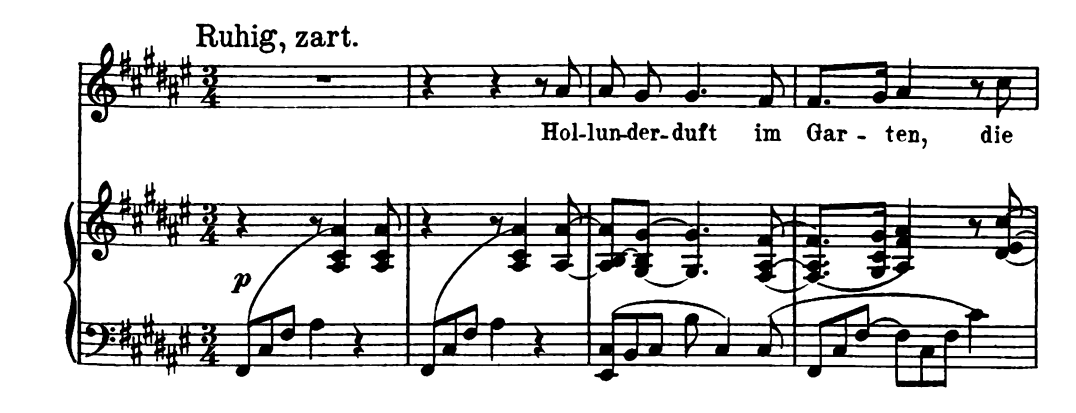
zurückhalten

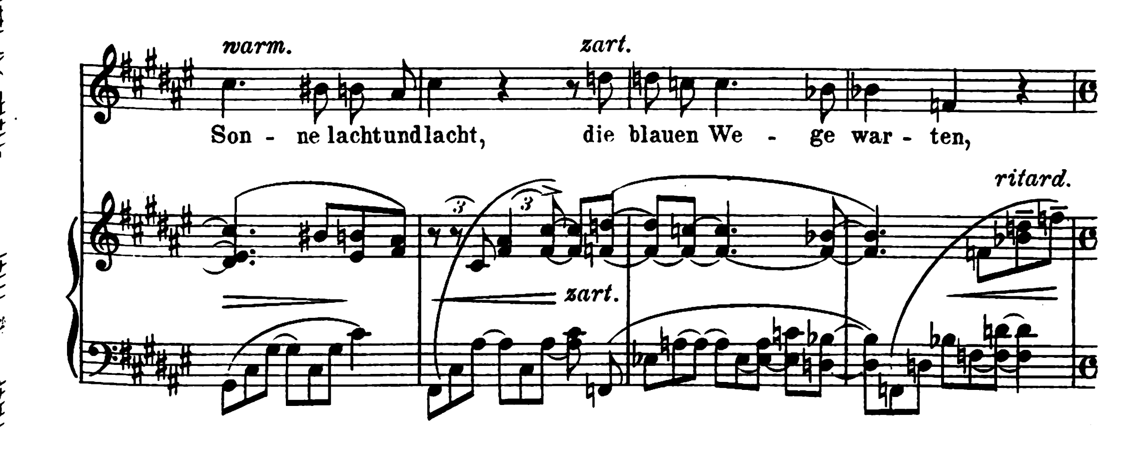
dim. *ritard.* *p sehr zart* *ritard.*

Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig.


tempo
die wil-den Ro - sen blühn.
tempo
ritard.
dim.
mit Leidenschaft
Und du, was zuckst du wie-der, und weinst und weisst es kaum;
mit Leidenschaft
f
ruhiger
langsamer, mit Steigerung
breiter
pp
neigt er sich neu her- nie-der, der al - te Früh - - lings-
ritard.
pp
tempo
traum?
tempo
sehr warm
dim.

2.


Ruhig, zart.
p
Hol-lun-der-duft im Gar - ten, die


warm.
zart.
Son - ne lachtundlacht, die blauen We - ge war - ten,
ritard.
zart.


etwas zurückhalten
p
tempo
mit
träu - men und ni - - cken sacht. Und
tempo
p


gehobener Stimme
belebend
träu - mend blick ich nie - der in's som - mer-lich-te Land hältst
sehr warm.
pp etwas zurückhalten
du Frau Sehn - sucht wie - - der mich lei - se bei der Hand?
pp
p
mit Leidenschaft
Lass mich, nimm ei-nen an - dern zur Wege-fahrt hin-
accel.
cresc.
f


sehr warm und ruhig
ritard.
aus; mein Herz ist fremd dem Wan - dern, Gott-
dim.
ritard. fz
breiter
molto ritard.
tempo
lob, ich bin zu Haus!
p
mit Ausdruck
pp

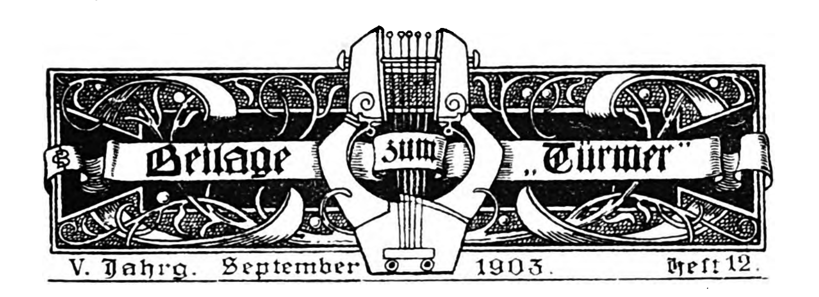
3.


In mässiger Bewegung.
mit voller Stimme
Nunliegt auf al-len We - gen ein blanker
mf
gebunden
Sommerglanz,
DuftschwererErnte-se - gen
erfüllt die Wei - te ganz.
poco string.
p
warm
zart
DerWindmit lei-sen Schwingen
p zart
etwas ruhig, mit halber Stimme
bringt fernenFin-kenschlag
pp
molto cresc.
breit, hervor brechend
ritard.
heb' an,meinHerz, zusin - gen:
f


mit Kraft
Das ist ein schö-ner Tag!
mit Schwung
4.
Langsam, getragen.
Das Laub fällt von den Bäumen,
sei still, bald ist der Win - ter da!
dim.
molto cresc.
p
Dann kannst du
ritard.
träu - men, träu - men, ver-ges-sen was ge-schah.
pp



Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart.



Klavierstück.

Allegro. ♩= 132.

Rob. Hermann, Op. 2.

Klavier.

f energico

mf

m.s. cresc.

Ped.

ff

p grazioso

Ped. leggierissimo il basso

p

tr

f

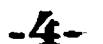
p

rit.

Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig.


f
m.s.
cresc.
ff
1
Ped.
p
il basso sempre pp
pp
una corda
p
tre corde
cresc.
m.d.
tr


tr
f
ff
1
p
❋ Ped.
pp sempre



p
p
f
p
rit.
f
m.s.
cresc.
ff
rit.

